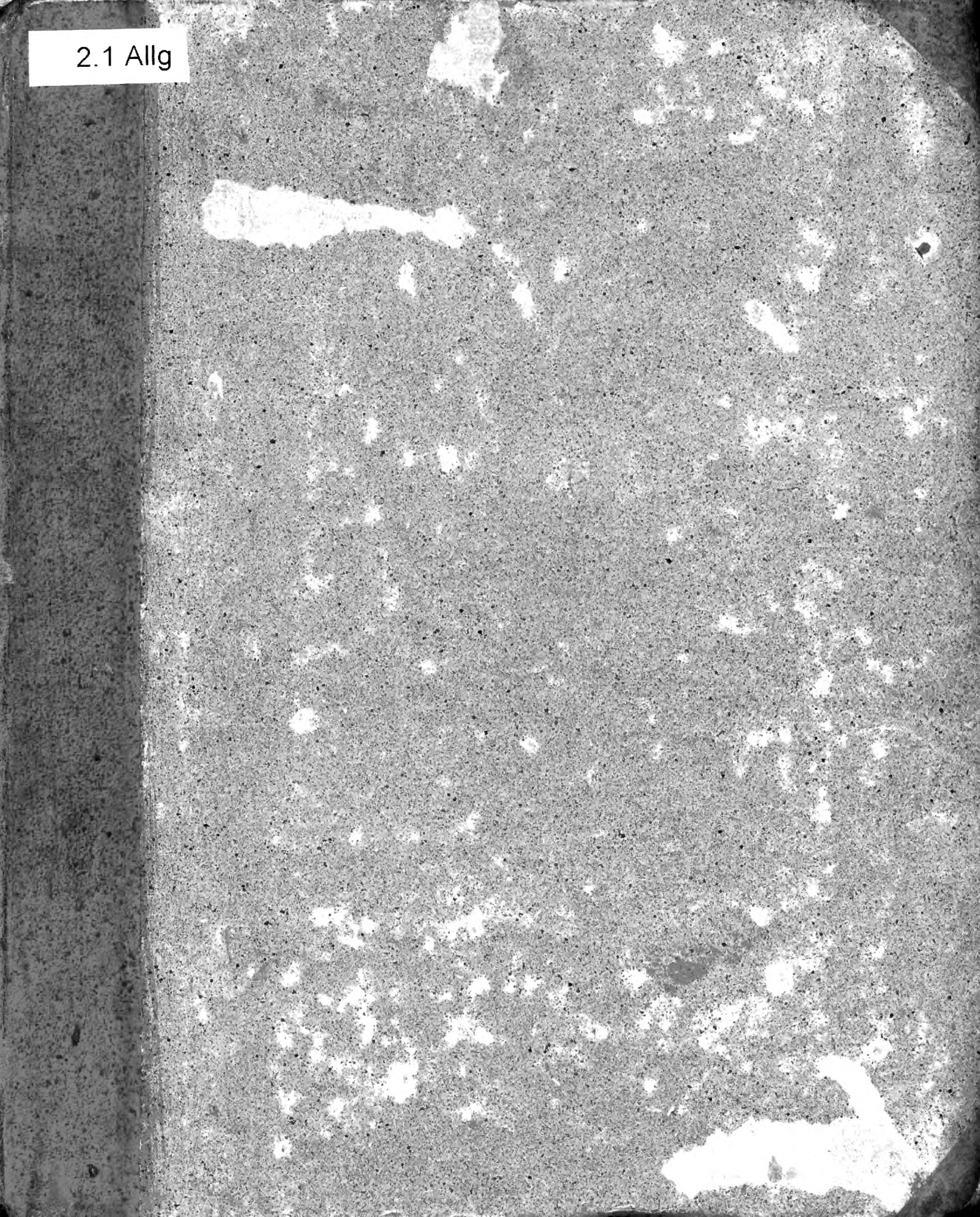


2.1 Allg



H90

C00167







Allgemeine Historie  
der Reisen zu Wasser und Lande;

oder

Sammlung

aller

Reisebeschreibungen,

welche bis 1750

in verschiedenen Sprachen von allen Völkern herausgegeben worden,  
und einen vollständigen Begriff von der neuern Erdbeschreibung  
und Geschichte machen;

Worinnen der wirkliche Zustand aller Nationen vorgestellt, und das  
Merkwürdigste, Nützlichste und Wahrhaftigste  
in Europa, Asia, Africa, und America

in Ansehung ihrer verschiedenen Reiche und Länder; deren Lage, Größe, Gränzen,  
Eintheilungen, Himmelsgegenden, Erdreichs, Früchte, Thiere, Flüsse, Seen, Gebirge,  
großen und kleinen Städte, Häfen, Gebäude, u. s. w.

wie auch der Sitten und Gebräuche der Einwohner, ihrer Religion, Regierungsart,  
Künste und Wissenschaften, Handlung und Manufacturen,  
enthalten ist;

Mit nöthigen Landkarten

nach den neuesten und richtigsten astronomischen Wahrnehmungen, und mancherley Abbildungen  
der Städte, Küsten, Ausichten, Thiere, Gewächse, Kleidungen,  
und anderer dergleichen Merkwürdigkeiten, versehen;

Durch eine Gesellschaft gelehrter Männer im Englischen zusammen getragen  
und aus demselben und dem Französischen ins Deutsche übersezt.

Sechzehnter Band.

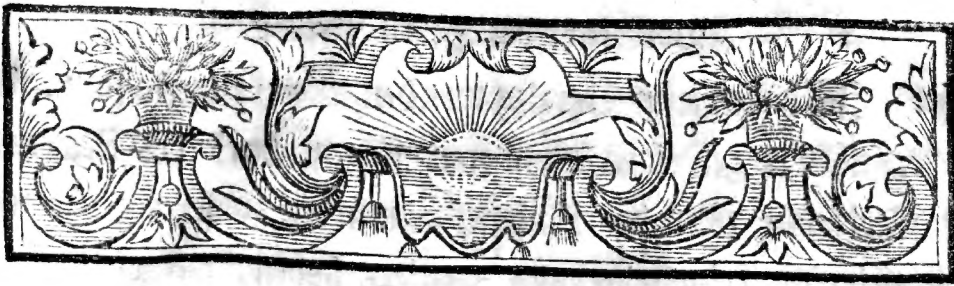
Mit Königl. Poln. und Churfürstl. Sächs. allergnädigster Freyheit.

Leipzig, bey Arkstee und Merkus. 1758.









## Nachricht

### des Herrn Prevost.

**W**as für ein Urtheil man auch von meiner Arbeit fällen könne, so muß man doch meine Beständigkeit loben. Auf diesen Band wird nun bald der letzte folgen; das ist, ich werde in kurzem meine Versprechungen mit aller der Treue geleistet haben, die man der Welt schuldig ist.

Meine Achtbarkeit ist nicht geringer gewesen, denen Gesetzen zu folgen, die ich mir in dem Vorberichte des dreyzehnten Bandes aufgelegt habe; vornehmlich diejenigen, welche den unermesslichen Umfang meiner Materie zusammenziehen, und mich geschwinder zu dem Ende einer so langen Laufbahn führen können. Man wird über die Menge Reisende erstaunen, die ich in meine Schranken gezogen habe, da ich mich nur begnügt, sie zu nennen, wenn sie keine andere Ehre verdieneten, oder dasjenige in meine Erzählung mit hineingebracht, was ich nützlich bey ihnen gefunden habe, ohne mich daran zu binden, daß ich sie hintereinander in einer Menge von Auszügen erscheinen

ließe. Ich habe diesen Vorzug nur denjenigen zugestanden, die mir desselben wegen eines besondern Kennzeichens des Nutzens, der Verdienste oder des Ruhmes, würdig zu seyn geschienen. Wie viele Artikel würde man weniger haben, wie viele Wiederholungen würden in den ersten Bänden weggeblieben seyn, wenn die engländischen Urheber eben der Methode gefolget wären.

Von allen ausländischen Reisebeschreibern, die ich ohne Erläuterung angeführet, oder förmlich auf den Schauplaß gebracht habe, ist nicht ein einziger, dessen Zeugniß streitig gemacht wird. Damit ich also diesen Band nicht unnützer Weise vergrößere, der so schon stärker ist, als die andern: so verweise ich die Erläuterungen, die man wegen ihrer Werke verlangen kann, zu dem alphabetischen Verzeichnisse der Namen. Man würde sich aber wundern, daß man in dem Artikel von Neufrankreich nicht verschiedene Berichte findet, die eines gewissen Ruhmes genießen, wenn ich hier nicht die Ursachen anzeigete, die mich bewogen haben, solche zu unterdrücken.

Es ist hier besonders von den Reisen des P. Hennepin, eines Recolleten, und des Ritters von Conti die Rede. Die Meynung, welche ich von den Einsichten und der Redlichkeit des P. Charlevoix habe, dessen Werke mir zu dem meinigen sehr nützlich gewesen sind, erlauben mir nicht, von dem strengen Urtheile abzugehen, welches er wider den P. Hennepin gesprochen hat; vornehmlich wenn ich hinzusetze, daß meine eigenen Untersu-



## Vorbericht des Herrn Prevost.

Chungen mich nichts zum Besten dieses armen Recolleten haben entdecken lassen. Er war mit dem Herrn de la Salle sehr verbunden, und war ihm zu den Illinesen gefolget, von da er den Mississippi hinauffuhr. Diese Reise machte er im 1683sten Jahre, unter dem Titel einer Beschreibung von Luisiana, welches erst kürzlich gegen Südwest von Neufrankreich entdeckt worden a) bekannt. Man sehe hier des P. de Charlevoix Urtheil davon:

„Dieser Titel ist nicht richtig; denn das Land, welches der „P. Hennepin, und der Herr Dacan entdecketen, da sie diesen „Fluß von dem Illinesenflusse an bis an den St. Antonssprung „hinaufführen, ist kein Stück von Luisiana, sondern von Neu- „frankreich. Der Titel eines zweenen Werkes, welches sich in „der fünften Sammlung der Reisen gegen Norden findet, ist nicht „richtiger. Er heißt: Reise in ein größeres Land, als Europa „zwischen dem Eismeere und Neumexico b). So weit man „den Mississippi auch hinauf gefahren: so ist man noch stets von „dem Eismeere weit entfernet gewesen. Als der Verfasser diese „zweite Beschreibung herausgab: so hatte er sich mit dem Hrn. „de la Salle überworfen. Es scheint so gar, daß ihm verbo- „then war, wieder nach America zurück zu kehren; und daß der „Verdruß, den er darüber empfand, ihn bewog, nach Holland „zu gehen, woselbst er ein drittes Werk drucken ließ: Neue

a) Description de la Louisiane, nouvellement decouverte au Sud-Ouest de la Nouvelle France &c. in 12, à Paris, chez Aurois.

b) Voiage en un País plus grand que l'Europe, entre la Mer glaciale et le Nouveau Mexique.

Vorbericht des Herrn Prevost.

„Beschreibung eines sehr großen in America zwischen Neumeri-  
„co und dem Eismeere gelegenen Landes zc. C). Er läßt darin-  
„nen nicht allein seinen Verdruß über den Herrn de la Salle aus;  
„sondern er läßt ihn auch noch über Frankreich ergehen, wovon  
„er glaubet, daß es ihm übel begegnet sey; und er denkt, da-  
„durch seine Ehre zu retten, daß er die Erklärung thut, er sey  
„ein geböhrener Unterthan des katholischen Königes. Er sollte  
„sich aber erinnern, daß er auf Frankreichs Kosten in America  
„gereiset sey, und daß er und der Herr Dacan im Namen des  
„allerchristlichsten Königes, Besitz von denen Ländern genom-  
„men, die sie entdeckt hatten. Er scheuet sich nicht, vorzuge-  
„ben, daß es mit Genehmhaltung des katholischen Königes, sei-  
„nes ersten Herrn geschehen sey, daß er sein Buch dem Könige  
„Wilhelm dem III in England zugeeignet, und diesen Monar-  
„chen ersuchet habe, die Eroberung dieser weitläufigen Land-  
„schaften zu unternehmen, Colonien dahin zu schicken, und den  
„Ungläubigen das Evangelium allda predigen zu lassen; ein Un-  
„ternehmen, welches die Katholischen ärgerte und die Protestan-  
„ten zu lachen machte, die sich wunderten, daß sie einen Reli-  
„giösen, der die Titel eines Missionars und apostolischen Nota-  
„rius führete, einen irrgläubigen Prinzen ermahnen sahen, eine  
„Kirche in der neuen Welt zu stiften. Uebrigens sind alle die-

c) Description d'un tres grand Pais; situé dans l'Amérique, entre le Nouveau Mexique et la Mer glaciale depuis l'an 1670 jusqu' en 1682 etc. in 12, à Utrecht 1697.

### Vorbericht des Herrn Prevost.

„se Werke in einer schulrednerischen Schreibart geschrieben, die  
„durch ihren Schwulst anstößig ist, und durch die Freyheiten,  
„die sich der Verfasser nimmt, und durch seine unanständigen  
„Anzüglichkeiten ekelhaft wird. Was den Grund der Sachen  
„betrifft, so hat der P. Hennepin geglaubet, er könne sich des  
„Vorrechtes der Reisenden zu Nutze machen. Er ist auch in Ca-  
„nada sehr beschrien; und diejenigen, die ihn begleitet hatten, ha-  
„ben oftmals behauptet, er sey nichts weniger, als wahrhaft in  
„seinen Geschichten „.

Der P. de Charlevoix urtheilet von der Reisebeschreibung, die unter des Ritters von Tonti Namen erschienen, sie hätte nichts anders, als Lobsprüche, verdienen können; wenn sie das Werk dieses Officiers gewesen, der sehr vermögend war, gute Nachrichten von einer Colonie zu geben, an deren Errichtung er mehr, als sonst jemand, gearbeitet hatte: er versichert aber, der Herr von Tonti habe diese Geburt nicht für seine erkannt; die ihm auf keinerley Art und Weise Ehre machen würde. Dieß sind die Ausdrücke des geistlichen Kunstrichters; und man wird außerdem sehen, daß der Herr von Iberville die Unrichtigkeit dieser Reisebeschreibung erkannt hat.

Das historische Tagebuch des Herrn Tontel, des Herrn de la Salle Gefährten, auf seiner letzten Reise hat nur erst im 1713 Jahre das Licht gesehen; und der P. de Charlevoix hat den Verfasser 1723 kennen lernen. Er war, saget er, ein sehr ehrlicher Mann,



## Vorbericht des Herrn Prevost.

Mann, welcher dem Herrn de la Salle wichtige Dienste geleistet hatte, und der einzige von dem ganzen Haufen, auf welchen sich dieser berühmte und unglückliche Reisende verlassen konnte. Sein Werk war von dem Herrn de Michel umgearbeitet worden „Er beklaget sich, daß man solches ein wenig verändert hätte, es scheint aber nicht, daß man wesentliche Veränderungen darinnen gemacht habe.

Was den berühmten Baron de la Hontan betrifft: so ist es sehr natürlich, daß ein Jesuit, welcher ein Freund der Religion und des Wohlstandes ist, kein geneigtes Urtheil davon gefället habe: man sieht aber nicht so gut, aus was für einem Grunde der Kunsttrichter seine Aufrichtigkeit vornehmlich bey seiner Reise auf dem langen Flusse angreift, welche nicht weniger durch das Zeugniß seiner Soldaten, als durch sein eigenes bestätigt zu seyn scheint.

Damit ich den Weg aufkläre, den ich noch zu thun übrig habe: so kündige ich meinen Lesern an, daß sie in dem folgenden Bande die Sitten und Gebräuche der Indianer in Nord-America, die Reisen gegen Norden, gegen Nordost und Nordwest; die Reisen nach den Antillen und andern Inseln des Nordmeeres, und zum Beschlusse die Naturgeschichte aller dieser Länder finden werden.



# Verzeichniß

der in diesem XVI Bande enthaltenen Reisen und Beschreibungen.

## Verfolg des VI Buches des III Theiles.

Fortsetzung der Reisen, Entdeckungen und Niederlassungen in dem südlichen America.

<b>Das VI Capitel.</b> Reisen auf dem Marañon oder Amazonenflusse	1 S.
Einleitung.	
Der I Abschn. Viele Reisen, die zu verschiedenen Zeiten versucht worden	2
Der II Abschn. Reise der PP. d'Acunja und d'Artieda auf dem Amazonenflusse	8
Der III Abschn. Reise des Herrn de la Condamine	25
<b>Das VII Cap.</b> Reisen auf dem Flusse de la Plata und an der magellanischen Küste	
Einleitung	57
Der I Abschn. Sebastian Cabots Reise	59
Der II Abschn. Des Don Pedro von Mendoza Reise	66
Der III Abschn. Des Alfonso von Cabrera Reise	70
Der IV Abschn. Beschreibung von Chaco	74
Der V Abschn. Wiederherstellung und Beschreibung der Stadt Buenos Ayres	83
Der VI Abschn. Erläuterung wegen des magellanischen Landes	87
Der VII Abschn. Reise des P. Quiroga nach der Küste des magellanischen Landes	88
Der VIII Abschn. Küste der Statthalterschaft Rio de la Plata bis nach Brasilien	105
<b>Das VIII Cap.</b> Naturgeschichte der spanischen Landschaften in dem südlichen America	108
Der I Abschn. Naturgeschichte der americanischen Landenge	108
Der II Abschn. Naturgeschichte des Landes Guayaquil	121
Der III Abschn. Naturgeschichte von Peru und den benachbarten Landschaften	121

## Verzeichniß der in diesem Bande

<b>Das IX Cap.</b> Reisen nach Brasilien	155
Der I Abschn. Reisen und Niederlassungen der Portugiesen in Brasilien	156
Der II Abschn. Niederlassung der Franzosen in Brasilien, Johannis von Lery Reise	159
Der III Abschn. Reisen und Niederlassungen der Holländer in Brasilien	182
Der IV Abschn. Beschreibung von Brasilien	199
Der V Abschn. Beschreibung der Insel Marignan, der Provinz Guayra und anderer Völkerschaften in Brasilien	228
Der VI Abschn. Gemüthsart, Sitten und Gebräuche der Brasilianer	242
Der VII Abschn. Naturgeschichte von Brasilien	268
Der VIII Abschn. Insecten und Pflanzen in Surinam	297
<b>Das X Cap.</b> Reisen auf dem Orinoko und weiter an den Küsten von Südamerica	314
Der I Abschn. Sir Walther Raleighs Reise in Guiana	315
Der II Abschn. Reise des Lorenz Reymis nach Guiana	341
Der III Abschn. Französisches Guiana	353
Der IV Abschn. Niederlassungen in Neuandalusien von dem Orinoko bis an Rio de la Hacha	372
Der V Abschn. Statthalterschaften Rio de la Hacha und St. Martha	384
Der VI Abschn. Neues Königreich Grenada	390
<b>Das XI Cap.</b> Reisen und Niederlassungen in dem nördlichen America	394
Der I Abschn. Ferdinands von Soto Reise nach Florida	395
Der II Abschn. Dessen Berrichtungen in Florida	401
Der III Abschn. Begebenheiten des Soto in der Provinz Apalache	420
Der IV Abschn. Begebenheiten der Spanier in verschiedenen Provinzen	433
Der V Abschn. Aufnahme der Spanier in verschiedenen Provinzen	445
Der VI Abschn. Fernere Berrichtungen der Spanier in Florida	457
Der VII Abschn. Entdeckung vieler Provinzen und Zubereitung der Spanier zu ihrer Rückkehr	471
Der VIII Abschn. Rückkehr der Spanier aus Florida	489
Der IX Abschn. Sitten und Gebräuche der alten Floridaner	498



## enthaltenen Reisen und Beschreibungen.

<b>Das XII Cap.</b> Reisen, Entdeckungen und Niederlassungen der Engländer in dem nordlichen America	511
Der I Abschn. Niederlassung in Virginien	511
Der II Abschn. Beschreibung von Virginien und Maryland	538
Der III Abschn. Wirklicher Zustand von Virginien	549
Der IV Abschn. Niederlassung in Neuengland	579
Der V Abschn. Niederlassungen in Newyork und Neuyersey	599
Der VI Abschn. Niederlassung und Beschreibung von Pensylvanien	609
Der VII Abschn. Niederlassung der Engländer in Carolina und dessen Beschreibung	615
Der VIII Abschn. Spanisches Florida und Reise des P. Charlevoix an dessen Küste	624
Der IX Abschn. Niederlassung in Neugeorgien und dessen Beschreibung	631
<b>Das XIII Cap.</b> Fortsetzung der Reisen, Entdeckungen und Niederlassungen der Franzosen in Nordamerica	641
Der I Abschn. Beschreibung der Hudsonsbay und dasiger Wilden	641
Der II Abschn. Beschreibung von Canada oder Neufrankreich	659
Der III Abschn. Reisen und Beobachtungen des P. de Charlevoix	666
Der IV Abschn. Reise des Barons de la Hontan auf dem langen Flusse.	694
Der V Abschn. Reise des P. Charlevoix nach Louisiana auf dem Mississippi.	703
Der VI Abschn. Verfolg der Küste des festen Landes; Inseln und große Bank von Neuland	719
Der VII Abschn. Erläuterung wegen der Zwistigkeiten der Franzosen und Engländer in Nordamerica	729



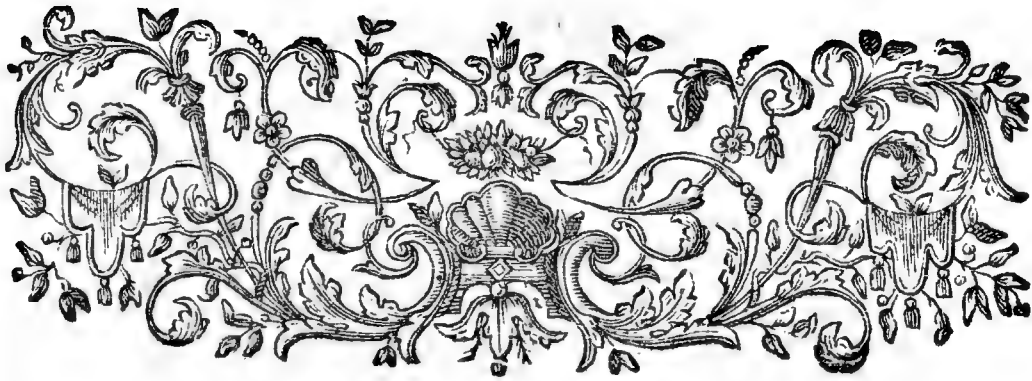
# Verzeichniß

## der Karten und Kupfer,

nebst einer Anweisung für den Buchbinder, wo er solche hinbringen soll.

---

1	Karte von dem Flusse de la Plata	S. 57
2	Grundriß von der Stadt Buenos - Ayres	83
3	Karte von Brasilien, erstes Stück	199
4	Fortsetzung von Brasilien.	204
5	Kleidung und Häuser der Floridaner	510
5	oder 6 Zack - Not oder surinamische Ratte, Kröten mit Entensfüßen	310
7	Aussicht und Grundriß der Stadt St. Salvador	209
8	Verwandlungen der americanischen Frösche	312
9	Verfolg von Brasilien von der Allerheiligenbay bis nach St. Paul	212
10	Karte von Guyana	353
11	Karte von der Bay Chesapeak	538
12	Paikour, Afoquoua, Indianer und Indianerin aus Guyana	368
13	Waffen der guyanischen Indianer	370
15	Mancherley Puz, womit sich die Indianer bey ihren Tänzen schmücken	569
16	Fernerer Puz der Indianer	582
17	Karte von Neuengland, Newyork und Pensylvanien	584
18	Grundriß von der Stadt Boston	587
19	Karte von Carolina und Georgien	618
20	Opfer, welches die Floridaner der Sonne mit einem Hirsche bringen	503
21	Witwen aus Florida, die ihre Haare auf das Grab ihrer Männer streuen	507
22	Floridanerinnen, die ihre Männer im Kriege verloren haben, und ihren Caciquen um Beystand ansehn	506
23	Opfer, welches die Floridaner der Sonne mit ihrer Erstgeburt bringen	503
24	Karte von der Hudsonsbay	641
25	Ein Equimau in seinem Canotte	654
26	Karte von dem Laufe des Flusses St. Laurentz von seiner Mündung an bis über Quebec	666
27	Grundriß der Stadt Quebec	670
28	Fernerer Lauf des Flusses St. Laurentz von Quebec bis an den See Ontario	676
29	Karte von den Seen in Canada.	680
30	Wasserfall von Niagara.	684



Allgemeine Sammlung  
von  
**Reisebeschreibungen.**  
Dritter Theil.


---

**Verfolg des VI Buches.**  
Fortsetzung der Reisen, Entdeckungen und Nieder-  
lassungen in dem südlichen America.

---

**Das VI Capitel.**  
Reisen auf dem Marañon oder Amazonenflusse.

Einleitung.

an ist nicht gesonnen, dasjenige zu wiederholen, was die Entdeckung die-  
ses großen Flusses angeht. Die Begebenheiten des Orellana, welche  
in einem gehörigen Umfange sind angeführet worden a), und die histori-  
schen Anmerkungen, die man der Beschreibung der Statthalterschaft  
Mannas beizufügen, nicht hat Umgang haben können, sind hinlänglich,  
uns zu einigen berühmten Reisebeschreibungen zu führen, denen wir einen  
ansehnlichen Rang in dieser Sammlung einräumen müssen. Allein, ob sie gleich nur auf  
zwo

a) Im vorhergehenden Bande a. d. no 6.  
Allgem. Reisebesch. XVI. Band.

Orsua 1560. wo können gebracht werden, welche diesen Lobspruch verdienen, nämlich der Jesuiten Acunja und Artieda ihre und des Herrn de la Condamine seine: so müssen wir dennoch der Neugier des Lesers diejenigen verschiedenen Reisen, die vor der erstern von diesen beyden vorhergegangen sind, und in eben dieser Absicht unternommen worden, so mittheilen, wie sie der P. Acunja selbst zu sammeln Sorge getragen b).

### Der I Abschnitt.

Viele Reisen, die zu verschiedenen Zeiten versuchet worden.

Des Orsua Abreise. Er wird ermordet. Seine kalobos und Miranda. Bonito Macul. Car-Mörder nehmen den Königstitel an. Des vallo. Brito und Toledo. Pedro Teixeira Aguirre Grausamkeit; Strafe. Ferrier. Wil. Reise.

**D**er unglückliche Erfolg des Orellana hatte die Spanier nothwendig bey dem Fortgange ihrer Entdeckungen kalt und schläfrig machen müssen; und die bürgerlichen Kriege in Peru schienen so gar die Lust dazu ausgelöschet zu haben, als im 1560sten Jahre ein navarrischer Edelmann, Namens Pedro d'Orsua, welcher sich durch seinen Verstand und Muth hervorthat, dem Marquis von Cannete, Unterkönige in Peru, während seiner Regierung, seine Dienste zu dieser wichtigen Unternehmung anboth. Sie wurden angenommen. Die Meynung, die man von seinen Verdiensten hatte, zog eine große Anzahl

Des Orsua Abreise. Officier und alter Soldaten unter seine Fahnen. Er reisete von Cusco in eben dem Jahre mit einem Haufen von ungefähr siebenhundert Mann, Pferden und Lebensmitteln ab. Eine vollkommene Kenntniß von der peruanischen Küste, und lange Betrachtungen über sein Unternehmen ließen ihn gerade nach der Provinz Mosilonos marschieren, um den Fluß Manabamba anzutreffen, durch welchen er in den Amazonenfluß zu fahren, sich vorgenommen hatte. Man versprach sich viel von einer mit so vieler Weisheit angefangenen Reise: indessen ist doch niemals eine so unglücklich gewesen.

Er wird ermordet. Orsua hatte unter seinen Befehlshabern Don Ferdinand von Gusman, einen jungen erst ganz kürzlich aus Spanien gekommenen Menschen, der eben keine gar zu ordentliche Lebensart führte, aber vielen Muth besaß, und Lopez d'Aguirre, einen basquischen Edelmann von eben dem Charakter, aber kleiner Statur und böser Mine, den er zu seinem Fähdriche gemacht hatte. Diese beyden Abentheurer, welche die Gleichheit ihrer Neigungen zu sehr guten Freunden gemacht hatte, wurden zu gleicher Zeit in die Frau ihres Heersführers auf eine unordentliche Art verliebt. Sie hieß Agnese und hatte sich entschlossen, ihrem Gemahle auf allen seinen Streifereyen zu folgen. Der Ehrgeiz nebst der Liebe ließ sie Mittel ausfindig machen, die Truppen des Orsua wider ihn aufzuwiegeln; und in dem Lärmen ermordeten sie ihn.

Seine Mörder nehmen den Königstitel an. Nach einer so schändlichen That erwählten einige Verräther, die ihnen wohlgewollt hatten, den Don Gusman zum Oberhaupte und gaben ihm den Titel eines Königes. Seine Eitelkeit verblendete ihn, daß er solchen annahm. Er genoß dieser Ehre aber wenig. Diejenigen, welche ihm solchen Titel gegeben hatten, wurden darüber aufgebracht, daß sie ihn diese Würde auf einmal misbrauchen sahen, um ihnen übel zu bezeugen, und brachten ihn

b) In dem Berichte von seiner Reise, welcher gliede der französischen Academie, ins Französische von dem Herrn von Comberville, einem Mit- übersezt worden. Amsterdam 1725, mit Wilhelms de

ihn fast eben so bald um. Ihm folgte Aguirre, welcher auch den Titel und die Ehrenzei- Orsua 1560.  
 chen der königlichen Würde annahm, und die Unverschämtheit hatte, so gar die Namen  
 eines Aufrührers und Verräthers noch selbst hinzuzufügen.

Seine Regierung war so tyrannisch und blutig, daß sie noch ist bey den Spaniern Des Aguirre  
Grausamkeit.  
 zu einem Sprichworte dienen. Indessen bewogen doch das Vorhaben, welches er bekannt  
 machte, sich Peru und Neugranada zu bemächtigen, nachdem er sich erstlich in Guiane  
 gesetzt, und das Versprechen, welches er den Soldaten that, ihnen alle Reichthümer die-  
 ser drey großen Länder zu überlassen, viele Kriegesleute, daß sie ihm folgten. Er gieng  
 mit ihnen über Coca in den Amazonenfluß: er konnte den Strom desselben aber nicht über-  
 winden. Der P. Acunja erzählt: „nachdem er gezwungen worden, sich demselben bis  
 „an die Mündung eines Flusses zu überlassen, der über tausend Meilen von dem Orte ent-  
 „fernet war, wo er sich eingeschiffet hatte, so sey er bis in den großen Canal gebracht worden,  
 „der nach dem Nordcap führet. Das war eben die Straße, wodurch Orellana aus dem  
 „Flusse gekommen. Als er ins Meer kam: so fuhr er nach Margarethen. Er landete  
 „dasselbst an einem Orte an, welcher noch der Tyrannenhafen heißt. Er tödtete daselbst  
 „den Statthalter der Insel, Don Juan de Villa Andrada, und dessen Vater, Don  
 „Juan Sarmiento. Nach ihrem Tode machte ihn der Beystand eines gewissen Jo-  
 „hann Burq, welchen der Pater Acunja durch nichts weiter bekannt macht, zum Mei-  
 „ster des Eylandes. Er plünderte es sogleich mit unerhörten Grausamkeiten. Von da  
 „gieng er nach Cumana und übete daselbst eben die Wuth aus. Er verheerete alle Küsten,  
 „welche den Namen Caracas führeten, und die Landschaften Venezuela und Boccho.  
 „Darauf begab er sich nach St. Martha, woselbst er seine Verheerungen fortsetzte, und  
 „von da drang er in Neugranada, um nach Quito zu rücken, mit dem Vorsatze, den  
 „Krieg mitten in Peru zu bringen. Nachdem er aber einige spanische Truppen angetrof-  
 „fen, mit denen er nothwendig sechten mußte: so wurde er gänzlich geschlagen und gezwun-  
 „gen, sein Heil in der Flucht zu suchen. Man hatte gehörige Maaßregeln genommen, ihm  
 „den Weg zu versperrern. Er hielt seinen Untergang für gewiß, und seine Verzweiflung  
 „ließ ihn eine Grausamkeit begehen, dergleichen man noch nie gehöret hatte. Eine Toch-  
 „ter, die er mit der Donna Mendoza, seiner Frau, gezeuget hatte, war ihm auf allen  
 „seinen Reisen gefolget. Er liebete sie sehr zärtlich, und sagte zu ihr: meine Tochter, du  
 „mußt von meiner Hand sterben. Meine Hoffnung war, dich auf den Thron zu erheben.  
 „Weil sich aber das Glück widersetzt: so will ich nicht, daß du leben sollst, um eine Scla-  
 „vinn meiner Feinde zu werden und dich die Tochter eines Wütherichs und Verräthers nen-  
 „nen zu hören. Stirb von der Hand deines Vaters, wosern du nicht das Herz hast,  
 „von deiner eigenen Hand zu sterben. Sie bath sich einige Stunden von ihm aus, um  
 „sich zum Tode zu bereiten. Er bewilligte ihr solche. Da ihm aber ihr Gebeth gar zu  
 „lange dauerte: so schoss er sie mit einem Carabiner, da sie noch auf den Knien lag, durch  
 „den Leib; und weil er sie nicht gleich getödtet hatte, so vollendete er es noch mit seinem  
 „Dolche, den er ihr ins Herz stieß. Sie sagte mit dem letzten Seufzer zu ihm: ach,  
 „mein Vater, es ist genug!

U 2

„Er

de 13te Karte und einer Abhandlung von dem Amazonenflusse. Man sehe weiter unten a. d. 8. Seite  
 die Note i).



Orsua 1560.

Strafe.

„Er wurde einige Tage darnach ergriffen, und als ein Gefangener auf die Dreyfaltigkeitsinsel gebracht, wo er viele Güter gelassen hatte. Ihm wurde sein Proceß förmlich gemacht; und sein Urtheilspruch, der nach dem Buchstaben ausgeföhret wurde, enthielt, er sollte geviertheilet, sein Haus bis auf den Grund geschleifet, und auf die Stelle so viel Salz gesäet werden, daß sie auf immer unfruchtbar würde c).

Ferrier

1606.

So unglückliche Begebenheiten machten, daß man sogar den Gedanken verloren, die Entdeckung des Marañons weiter zu treiben; und diese Vergessenheit dauerte über vierzig Jahre. Im 1606ten und 1607ten Jahre reiseten einige Jesuiten, die durch die bloße Begehrde, Wilde zu bekehren, befeelet waren, von Quito ab und giengen bis in das Land der Cofaner, welche die benachbarten Dertter bey der Quelle des Coca bewohnen. Nachdem sie aber mit der Predigt des Evangelii anfangen wollten: so fanden sie so wilde Menschen, daß sie sich bey diesen Barbaren gar kein Gehör verschaffen konnten, sondern vielmehr den Schmerz hatten, einen von ihren Mitbrüdern, Namens P. Raphael Ferrier, nieder machen zu sehen. Die andern wurden gezwungen, die Flucht zu ergreifen.

Villalobos  
und Miranda  
da 1621.

Im 1621sten Jahre entschloß sich Vincent de los Reyes de Villalobos, Sergeant, Statthalter und Generalhauptmann des Landes Quixos, die Schiffahrt auf dem Amazonenflusse zu versuchen, und schickete sich zu dieser Unternehmung an, als er von seiner Statthalterschaft zurückgerufen und genöthiget wurde, seine Zurüstungen fahren zu lassen. Monzo Miranda, welcher ihm gefolget zu seyn schien, faßete eben den Vorfaß und reisete mit aller nöthigen Vorsicht ab, um die Hindernisse zu übersteigen: der Tod aber ergriff ihn unterwegs. Vor beyden hatte schon der General Joseph de Villamarvor Maldonado, Statthalter in eben der Provinz, sein ganzes Vermögen mit eben so wenigem Erfolge angewandt, um einen Sitz an diesem Flusse anzulegen.

Bonito  
Macul.  
1626.

Die Spanier waren nicht die einzigen, welche diesen Eifer, sich in noch unbekanntern Ländern niederzulassen, blicken ließen. Einige Portugiesen, welche nicht weit von der Mündung des Amazonenflusses entfernt waren, beredeten sich, im 1626sten Jahre, diese Entdeckung wäre ihnen vorbehalten. Bonito Macul, damaliger Statthalter zu Para, erhielt von dem spanischen Hofe den Auftrag, mit guten Schiffen in diesen Fluß einzulassen, und nichts zu spahren, um die Schwierigkeiten des Stromes zu überwinden; zu der Zeit aber, da er alle seine Sorge darauf wandte, wurde er durch andere Befehle zurückgerufen, die ihn nöthigten, zu Fernambuc zu dienen.

Carvallo.  
1633.

Im 1633sten und dem folgenden Jahre trug der spanische Hof, dessen Ungeduld wegen des Erfolges einer so vielmals fehlgeschlagenen Unternehmung von neuem zuzunehmen schien, durch sehr dringende Schreiben dem Statthalter, Generalhauptmanne der Insel Maragnan und der Stadt Para, Franz Carvallo, auf, eine solche beträchtliche Schiffsrüstung vorzunehmen, daß keine menschliche Hindernisse vermögend wären, ihn aufzuhalten. Sein Befehl enthielt, wenn er keinen Befehlshaber hätte, auf den er sich verlassen könnte, so sollte er selbst abreisen, damit man einmal gewiß würde, ob es denn unmöglich wäre, diesen Fluß hinauf zu schiffen, und dessen Länge und Quelle zu erfahren. Carvallo, dessen Macht durch die Aufmerksamkeit, die er auf die beständigen Landungen der Holländer in Brasilien haben mußte, getheilet war, konnte nicht Volk genug zusammenbringen, um dem Befehle so gleich zu gehorchen; und unterdessen daß er sich mit dieser

Sorge

c) Bericht des P. Acunja, 10 Cap.

Sorgfalt beschäftigte, machte ein glücklicher ungefährer Zufall, daß die Schwierigkeiten verschwanden, welche so viele Bemühungen seit einem Jahrhunderte nicht hatten überwinden können.

Carvalho.  
1633.

Man hat, nach des Don Ulloa Anzeige, in der Beschreibung der Statthalterschaft Maynas gesehen, wie zween Franciscaner Layenbrüder, Namens Dominicus Brito *d*) und Andreas von Toledo sich entschlossen, mit dem Hauptmanne Juan de Palacios von Quito abzugehen, wie groß ihre Standhaftigkeit gewesen, nachdem dieser Hauptmann durch die Waffen der Indianer umgekommen, mit was für einem Muthe sie bis an das Ufer des Amazonenflusses gedrungen; und endlich mit was für einem Glücke sie in einer kleinen Barke, die sie der Willkühr der Winde und der Fluthen überließen, das folgende Jahr an der Mündung ankamen, von da sie nach Para geführt wurden. Man wird nicht vergessen haben, daß Don Jacob Raymund von Noronja, welcher dem Carvalho in der Statthalterschaft dieser Stadt gefolget war, sich über eine Erzählung erfreuet, die ihm Gelegenheit darboth, den Fluß durch eine Flotille von Canoten unter der Anführung des Don Pedro Teixeira, hinaufzufrhren zu lassen. Die Umstände dieser Reise aber müssen wir in gegenwärtigem Abschnitte etwas ausführlicher anzeigen.

Brito und  
Toledo.  
1635.

Teixeira gieng den 28ten des Weinmonates 1637 mit sieben und vierzig Canoten von verschiedener Größe unter Segel, welche außer den Lebensmitteln und Kriegesvorrathe, sechs und sechzig portugiesische Soldaten und zwölfhundert freundschaftliche Indianer führten, welche fähig waren, die Ruder und Waffen auf gleiche Art zu führen. Mit den Weibern und Dienstknechten belief sich das ganze Schiffsvolk auf zwey tausend Personen. Man fuhr in die Mündung des Amazonenflusses an der nächsten Küste bey Para ein. Allein, obgleich die beyden Franciscaner die Reise mitthaten: so waren sie doch keine Wegweiser, auf deren Erfahrung man wegen der Kenntniß des Weges vielen Staat machen konnte. Man wurde durch die Gewalt der Ströme bald gegen Süden, bald gegen Norden geführt, welches die Schiffahrt überaus langsam machte. Die Lebensmittel nahmen ab. Man mußte einige Kähne abschicken, sich solche zu verschaffen, und oftmals Landungen thun, wovon man keinen Nutzen hatte.

Teixeira.  
1637.

Die Furcht vor einem noch traurigern Schicksale machte bald großen Eindruck bey den Indianern. Man war bey einer so beschwerlichen Schiffahrt noch nicht weit gekommen, so beschwereten sie sich schon über die Arbeit, verließen ihre Ruder und verlangeten von dem Generale ihren Abschied. Seine ersten Ermahnungen vermochten gleichwohl so viel, daß sie wieder Muth faßeten. Da sie aber nur von lauter Hoffnung reden hörten, und solche von einem Tage zum andern unerfüllet sahen: so wandten viele ihre Canote um und nahmen nach Para die Flucht. Der General sah gar wohl ein, wie viel daran gelegen wäre, daß er keine Schärfe brauchete. Er seßete also den Flüchtlingen nicht nach, sondern redete vielmehr verächtlich von ihnen, so wie sie es verdieneten; und da er alle seine Sorge anwandte, sich die andern noch zu verbinden: so gab er ihnen nicht allein reichlich von dem starken Getränke zu trinken, welches er bisher noch zurück gehalten hatte, sondern er ließ auch nachdem er sie dafür hatte versprochen lassen, sie wollten ihn nicht verlassen, auf eine List, welche sie in diesem Entschlusse bestärkete. Diese bestund darinnen, daß er einige von den besten Canoten aussuchete und sie mit Lebensmitteln beladen ließ. Er seßete einige Soldaten

*d*) Don Ulloa nennet ihn Brieda. 1 Abth. VI Buch. 5 C. a. b. 291 S. des IX Bandes dieser Sammlung.

Cereira.  
1637.

ten nebst den geschicktesten Rudernern hinein, und gab diesem kleinen Geschwader **Rodriguez von Oliveira**, aus Brasilien gebürtig, zum Anführer. Nachdem er ihn von seinen Absichten unterrichtet hatte: so ließ er ihn abgehen, und empfahl ihm mit lauter Stimme, er sollte der Flotte oftmals Zeitungen schicken, welche den Indianern angenehm wären.

Oliveira war kein gemeiner Mann von der ordentlichen Art. Er hatte bey einem lebhaften und durchdringenden Verstande sich eine so vollkommene Kenntniß von den Indianern, durch ein beständiges fleißiges Achtgeben auf ihre Gesichter und auf ihr Thun und Lassen erworben, daß er auf einen Blick erkannte, was sie im Herzen hatten. Sie hielten ihn auch für einen Wahrsager <sup>e)</sup>; und diese Meynung hatte ihm eine solche Hochachtung bey ihnen erworben, daß sie ihm einen blinden Gehorsam leisteten. Diejenigen, welche erwählt wurden, ihm zu folgen, freueten sich über diesen Vorzug. Er bediente sich ihres Vertrauens und ihrer Unterthänigkeit zuerst dazu, daß er sie mit einem ungemeynen Fleiße rudern ließ. Zum andern schickete er von Zeit zu Zeit eines von seinen Canoten mit einem portugiesischen Soldaten ab, welcher der Flotte so schmeichelhafte Nachrichten brachte, als der General sie verlangte hatte. Vornehmlich aber war ihm aufgetragen worden, an dem Ufer des Flusses eine umgängliche Nation zu entdecken, mit welcher man Freundschaft machen könnte. Er setzte seine Fahrt bis den 24sten des Brachmonates 1638 fort. Als er endlich an dem Orte, wo sich der Pagamino mit dem Amazonenflusse vereinigt, die Ueberbleibsel von einer spanischen Schanze entdeckete, welche vor Zeiten gebauet worden, die Quixooer im Zaume zu halten, die noch nicht recht unter das Joch gebracht waren: so zweifelte er nicht, daß an dem Orte, wo die Spanier gewohnt hätten, nicht einige weniger wilde Indianer in der Nähe seyn sollten. Diese Hoffnung machte, daß er daselbst ausstieg. Der P. Acunja bemerkte, daß, wenn er noch etwas weiter gefahren, so würde er die Mündung des Flusses Napo angetroffen haben, wo die Portugiesen besser würden seyn aufgenommen worden, und denen Beschwellichkeiten nicht so ausgesetzt gewesen seyn, die sie auszustehen hatten.

Au eben dem Tage, da Oliveira ans Land stieg, schickete er auch ein Canot an den General, um alle die Hoffnungen zu bestätigen, die er zu unterhalten nicht aufgehört hatte, und gab ihm Nachricht von der Wahl, die er getroffen hatte. Diese Zeitung, welche in dem Heere ausgebreitet wurde, gab denenjenigen wieder Muth und Stärke, welche die Länge der Arbeit und der Hunger ganz entkräftet hatten. Cereira ließ den Fleiß bey den Rudern verdoppeln. Die Portugiesen und die Indianer thaten ihre Pflicht um die Wette. Es gieng kein Tag hin, daß sie nicht glaubeten, er wäre der letzte von ihrer Reise. Endlich kam dieser Tag; und der General ließ, um das Vertrauen desto mehr zu erregen, jedermann aussteigen.

Die Indianer, bey denen sich Oliveira aufgehalten, waren von einer Nation, welche so lange Haare trug, als die Weiber. Sie hatten sich wirklich mit den Spaniern verbunden; sie hatten ihnen so gar verstatet, daß sie sich auf ihren Ländern niederlassen durften. Nachdem sie aber einige übele Begegnungen von ihnen erhalten, welche gemacht hatten, daß sie zu den Waffen gegriffen: so waren sie ihre unverföhnlichen Feinde geblieben. Der portugiesische General, welcher von dieser unterbrochenen Freundschaft noch nichts wußte, entschloß sich leichtlich, seine Völker in dieser Gegend sich erfrischen zu lassen,

e) Acunja im 14 Cap.

sen, die er sehr fruchtbar und sehr bequem fand. Er wählte zu seinem Lager die Erdspeise, die von den beyden Flüssen gemacht wurde; und nachdem er das Lager von der Seite der Ebene wohl verschanzet hatte, so ließ er seine Portugiesen und die Indianer unter der Anführung des Peter von Acosta Savulta, und des Hauptmannes Peter Bayere einrücken. Diese beyden Befehlshaber gaben ihrem Generale die größten Proben von ihrer guten Aufführung und Treue. Sie brachten eils Monate in diesem Lager mit sehr dringenden Beschwerdelichkeiten zu; und waren oftmals genöthiget, mit den Indianern mit langen Haaren handgemein zu werden, um Lebensmittel zu erhalten. Viele von ihren Soldaten wurden krank, und hatten kein Hülfsmittel wider die Beschaffenheit der Luft, welche zwischen zweenen großen Flüssen nothwendig ungesund seyn mußte.

Texeira:  
1637.

Oliveira war bey der Ankunft der Flotte abgereiset, um in Voraus den Weg nach Quito zu suchen. Teixeira säumete nicht, gleichfalls mit einigen Canoten abzureisen, die ihn bis an den Ort brachten, wo der Fluß aufhöret, schiffbar zu seyn. Von da begab er sich zu Fuße auf den Weg. Seine Reise war glücklich. Oliveira war schon seit einigen Tagen zu Quito: seine Erzählung aber hatte noch niemand überredet, bis der General ankam, welcher eine sehr lebhafteste Freude in der ganzen Stadt ausbreitete. „Alle diese Portugiesen,“ saget der P. Acunja <sup>f)</sup>, wurden von den Spaniern mit einer brüderlichen Zärtlichkeit empfangen und geliebkoset, nicht allein, weil sie alle Unterthanen eines einzigen Königes waren, sondern auch weil sie einen Weg lehrten, den sie so lange ohne glücklichen Erfolg gesucht hatten. Einige rühmeten sich, sie wären die ersten gewesen, welche auf dem großen Fluße von seiner Quelle an bis ins Meer geschiffet wären. Die andern behaupteten, sie wären ihn wieder hinaufgefahren, und hätten ihn von seiner Mündung an der brasilianischen Küste bis an seine Quelle dicht bey Quito gänzlich entdeckt und völlig erkannt. Alle geistliche Orden in dieser Stadt stellten besondere Freundsbezeugungen an, um dem Himmel zu danken, daß er ihnen einen Weinberg eröffnet hätte, der noch nicht war gebauet worden, und sie erbotben sich alle mit einerley Eifer, bey der Predigt des Evangelii zu dienen.

Die Sache wurde in Berathschlagung genommen, und der Rath in Lima dabey zu Rathe gezogen; und dieses oberste Gericht eines großen Königreiches antwortete dem Präsidenden zu Quito, Don Alonso de Salazar, durch einen Befehl vom 10ten des Windmonates 1638, welcher enthielt, man sollte den General Teixeira mit allen seinen Leuten durch eben den Weg wieder zurückschicken, den er genommen hätte, um dahin zu kommen, und ihm alles das geben lassen, was zur Bequemlichkeit seiner Reise dienen könnte. Er verordnete zugleich insbesondere, man sollte zween angesehene Spanier aussuchen, und den portugiesischen General solche mitnehmen lassen, damit sie im Stande wären, einen treuen Bericht zu erstatten, und Seiner katholischen Majestät von allem Nachricht zu geben, was sie beobachtet hätten.

Der

f) Eben. 17 Cap.

## Der II Abschnitt.

## Reise der P. P. d'Acunja und d'Artieda auf dem Amazonenflusse.

Acunja und  
Artieda.  
1639.

Umstände ihrer Abreise. Allgemeine Vorstellung des Amazonenflusses. Umfang der Länder, welche um ihn liegen. Einwohner. Ihre Waffen. Werkzeuge; ihre Religion. Der portugiesische General kömmt wieder zu seinem Lager. Nation der Aguaer oder Omaguaer. Der P. Acunja kennt wenig Menschenfresser. Seine Nachrichten von Goldbergwerken. Nationen der Yurimaurer. Cuchigaraer. Niesemation, Bild-

hauer. Beschreibung des Rio Negro. Aufstand der Portugiesen von der Flotte. Eyland der Topinambuer; deren Gemüthsart. Nachricht von den Amazonen in America. Bezeugen der Portugiesen gegen die Indianer. Europatubaer und Reichthum ihres Landes. Versuch der Holländer, sich da niederzulassen. Rath des P. Acunja. Erklärung der Absichten des spanischen Hofes bey dieser Reise.

Umstände ihrer Abreise.

**Z**u einem so rühmlichen Unternehmen gaben sich viele angesehenere Personen an. Man ernannte unter dieser Anzahl den Ritter von Calatrava, Don Vasquez d'Acunja, Lieutenant des Generalhauptmannes des Unterköniges und Corregidors von Quito. „Sein Eifer für die Ehre des Königes ließ ihn die Gelegenheit ergreifen, ihm mit der Begierde zu dienen, die er bey dergleichen Unternehmungen seit mehr als funzig Jahren gehabt, und welche seine Vorfahren ihr ganzes lebenslang bezeuget hatten. Er erhielt von dem Unterkönige die Erlaubniß, sich auf seine eigenen Kosten zu dieser Unternehmung zu rüsten, ohne daß er sonst weiter eine andere Absicht dabey hatte, als einem guten Herrn zu dienen g)“. Der Unterkönig aber, welcher seine Einsichten brauchete, lobete bloß seine Anerbietungen, und nöthigte ihn, in seinen Verrichtungen fortzufahren. Damit er ihm in dessen einigermaßen willfahren möchte: so wählte er für ihn den P. Christoph d'Acunja, seinen Bruder, welcher von eben den Gedanken eingenommen war, und sich für eine große Ehre schätzete, seinem Herrn bey einer so wichtigen Gelegenheit zu dienen h). Man gab ihm den P. Andreas d'Artieda, Professor der Gottesgelahrtheit in dem Collegio zu Cuenja, wo der P. Acunja Rector war, zum Gefährten. Sie erhielten ihre Befehle durch offene Briefe, die in der Kanzelley zu Quito ausgefertigt waren, welche ihnen andeuteten, unverzüglich mit dem Generale Teixeira abzureisen, und nach ihrer gethanen Reise nach Spanien zu gehen, um dem Könige von ihren Beobachtungen Nachricht zu geben. Der Tag der Abreise war den 16ten des Junners 1639 angesetzt i).

Allgemeine Vorstellung des Amazonenflusses.

Bey ihrer Abreise von Quito nahmen sie den Weg über diejenigen hohen Gebirge, an deren Fuße die Quellen des Amazonenflusses sind. Der P. Acunja fängt mit einer allgemeinen Vorstellung dieses Flusses an, welchen er für den größten und berühmtesten unter allen Flüssen in der Welt ausgiebt. Nach der angeführten Erklärung kann diese Abschilderung für keine übertriebene Vergrößerung angesehen werden. „Er geht, saget er, durch sehr große Königreiche, und bereichert sie mehr, als der Ganges, mehr, als der Euphrat, und Nil. Er ernähret unendlich mehr Leute; er führet sein süßes Wasser viel weiter ins Meer. Er nimmt viel mehr Flüsse ein. Sind die Ufer des Ganges mit einem ver-

g) Man urtheilet gar wohl, daß der P. Acunja hier redet, und man lobet ihn wegen des Zeugnisses, welches er sich selbst und seiner Familie giebt.

h) Ebend. 18 Cap.

i) Der P. Acunja behauptet, er würde sein Gewissen für verletzet halten, wenn er der Wahrheit

im geringsten zu nahe träte; und er nennt mehr als dreyßig Spanier und Portugiesen, die mit auf der Reise gewesen, zu Gewährsleuten seiner Aufrichtigkeit bey seinem ganzen Berichte. 19 Cap. Es wurde solcher unmittelbar nach seiner Zurückkunft mit Erlaubniß des Königes, zu Madrid bekannt gemacht.

„goldeten Sande bedeckt: so sind die Ufer des Amazonenflusses mit einem Sande von reinem Golde belegt, und seine Gewässer entdecken, indem sie ihre Ufer von Tage zu Tage ausschöhlen, nach und nach die Gold- und Silberadern, welche die Erde, die sie benehgen, in ihrem Schooße verbirgt. Kurz, die Länder, wodurch er geht, sind ein irdisches Paradies; und wenn ihre Einwohner der Natur ein wenig zu Hülfe kämen: so würden alle Ufer eines so großen Flusses weitläufige Gärten seyn, die ohne Aufhören mit Blumen und Früchten angefüllt sind. Das Austreten seines Wassers machet alle Felder fruchtbar, die es besuchet, und das nicht allein auf ein Jahr, sondern auf viele Jahre. Sie brauchen keiner andern Düngung. Ueber dieses finden sich alle Reichthümer der Natur in den benachbarten Gegenden; eine ungeheure Menge Fische in den Flüssen, tausenderley verschiedene Thiere auf den Gebirgen, eine unendliche Anzahl allerhand Vögel, die Bäume beständig voller Früchte, die Felder mit Getreyde und eßbaren Gewächsen bedeckt, und die Eingeweyde der Erde voller Edelgesteine und der reichsten Metalle. Kurz, unter so vielen Völkern, welche an den Ufern des Amazonenflusses wohnen, sieht man nur wohlgebildete, gerade und geschickte Leute, wenigstens in solchen Sachen, die ihnen nützlich sind k) „.

Acunja und  
Artieda.  
1637.

Wir wollen uns nicht mit dem P. Acunja in die Beschreibung der Quellen und Bäche einlassen, die wir bereits nach neuern Untersuchungen angeführet haben l), welche die Zeit müssen richtiger geworden seyn, und die in dem folgenden Abschnitte durch des Herrn de la Condamine Beobachtungen werden vollkommener gemacht werden. Die Anmerkungen des gelehrten Jesuiten aber von dem weiten Umfange des Landes, von der Menge seiner Einwohner und von ihrer Gemüthsart oder ihren Gebräuchen müssen um so viel weniger hindangesehet werden, weil die beyden Mathematikverständigen wenig Acht darauf gehabt haben. „Diese große Landschaft, saget der P. Acunja m), kann etwa viertausend Meilen im Umfange haben. Wenn die Länge des Flusses eintausend drehhundert und sechs und funfzig richtig gemessene Seemeilen, oder nach des Drellana Rechnung, eintausend achthundert Seemeilen ist; wenn die meisten Flüsse, die sich an der Nord- oder Südseite damit vereinigen, von zweyhundert Meilen und viele von mehr als vierhundert Meilen herkommen, ohne daß sie sich irgend einem von Spaniern bevölkerten Lande nähern: so wird man zugeben, daß diese Strecke Landes wenigstens vierhundert Meilen breit in seinem schmalen Theile seyn muß. Mit den eintausend drehhundert und funfzig Meilen, also, die man in der Länge rechnet, oder den tausend achthundert Meilen des Drellana, hat man wenigstens viertausend Seemeilen im Umfange, nach den Regeln der Arithmetik und Cosmographie, schließt der gelehrte Jesuit „.

Umfang der  
Länder, die um  
ihn liegen.

Dieser ganze Raum war zur Zeit seiner Entdeckung mit einer unendlichen Menge Wilden bevölkert, die in verschiedene Provinzen abgetheilet waren, und eben so viele besondere Nationen macheten. Die beyden Reisenden kannten ihrer über hundert und funfzig, deren

Einwohner.

macht. Da man indessen nachher aus politischen Ursachen diese Ausgabe hatte unterdrücken lassen: so wurden die Exemplarien davon so selten, daß man zu den Zeiten des Herrn von Gomberville nur ihrer zwey kannte, das seine, und ein anderes, welches in der vaticanischen Bibliothek war. Dis-

sertat, sur la Riviere des Amazones a. d. 20 S.

k) Bericht des Acunja, 20 Cap.

l) Man sehe den IX Band dieser Sammlung a. d. 277 S.

m) Acunja, im 37 Cap. Man sehe weiter unten des Herrn de la Condamine Nachricht.



Acunja und deren Namen und Lage sie anzugeben im Stande waren; indem sie einige davon gesehen und andere aus den Nachrichten verschiedener vollkommen davon unterrichteter Indianer hatten kennen lernen. Das Land war so bevölkert, und die Einwohner so nahe besammen, daß man aus dem letzten Dorfe einer Völkerschaft in vielen andern Dörfern einer andern Holzhacken hörte. Diese große Nähe dienete nicht dazu, daß sie in Friede lebeten; sondern sie waren beständig im Kriege mit einander, tödteten sich unter einander, oder führten einander als Sklaven fort. Allein, ob sie gleich unter sich tapfer waren: so hielten sie doch wider die Europäer nicht Stand. Die meisten nahmen die Flucht, warfen sich in ihre Canote, die sehr leicht sind, erreichten in einem Augenblicke das Land, nahmen ihre Canote auf den Rücken, und flüchteten gegen einen von deren Seen, die der Fluß in großer Anzahl bildet.

**Ihre Waffen.** Ihre Waffen waren gemeinlich Wurfspeeße von einer mittelmäßigen Länge, Spieße von einem sehr harten Holze, deren Spitze sehr scharf war, und die sie mit vieler Stärke und Geschicklichkeit warfen. Sie hatten auch eine Art von Lanzen, die sie Estolica nannten, welche flach, eine halbe Ruthe lang, und drey Finger breit waren, an deren Ende sich ein Knochen in der Gestalt eines Zahnes befand, welcher einen Pfeil von sechs Fuß lang hielt, dessen Spitze mit einem andern Knochen oder einem sehr spizigen und wie eine Barbe geschnittenen Stücke Holze bewaffnet war. Sie nahmen dieses Instrument in die rechte Hand, richteten ihren Pfeil mit der linken Hand, oben in dem Knochen, und schossen ihn mit so vieler Hefigkeit und Richtigkeit, daß sie ihr Ziel auf funfzig Schritte weit, nicht fehlten. Was ihre Vertheidigungswaffen betraf, so hatten sie Schilde von gespaltetem Rohre, und so dicht geflochten, daß sie ungeachtet ihrer Leichtigkeit doch stark waren. Einige Völkerschaften bedienten sich Bogen und Pfeile, deren Spitzen sie mit so giftigen Säften vergifteten, daß die Wunde davon allezeit tödtlich war.

**Ihre Werkzeuge.** Ihre Werkzeuge zur Erbauung ihrer Canote und ihrer Gebäude waren nur Kerze und Beile. Die Natur hatte sie gelehret, die härteste Schildkrötenchale in Blätter von vier bis fünf Finger breit zu theilen, welche sie auf einem Steine wegeten, nachdem sie solche im Rauche getrocknet hatten. Sie stecketen sie in einen hölzernen Griff, um sich ihrer zu bedienen, das zarte und leichte Holz damit zu hauen, woraus sie nicht allein Canote, sondern auch Tische, Schränke und Stühle machen. Zum Bäumefällen oder das härtere Holz zu hauen, hatten sie Kerze von sehr hartem Steine, welche sie durch starkes aneinander Reiben wegeten. Ihre Scheeren, ihre Hobel und ihre Bohrer waren von Eberzähnen und Thierhörnern, welche in hölzerne Hefte eingefasset waren. Sie bedienten sich derselben, als wenn sie von dem besten Stahle wären. Obgleich alle ihre Provinzen von Natur verschiedene Arten von Baumwolle hervorbrachten: so bedienten sie sich derselben doch nicht zu ihrer Kleidung. Sie giengen fast alle und ohne Unterschied des Geschlechtes, mit eben so weniger Scham, nackend, als die ersten Aeltern des menschlichen Geschlechtes in dem Stande der Unschuld <sup>n</sup>).

<sup>n</sup>) Acunja im 39 Cap.

<sup>o</sup>) Man füget die Antwort nicht bey, die sich von selbst ergibt. Der ehrliche Jesuit aber sehet hinzu, er habe es nicht für dienlich erachtet, ihm ein

Kreuz zu lassen, nach dem Beispiele der Portugiesen, welche auf irgend einem erhabenern Orte in den indianischen Flecken eines aufzurichten pflegen, und den Einwohnern empfohlen, große Sorge dafür zu

Die Religion von allen diesen Völkern ist fast einerley. Sie haben Götzen, die von Acunja und ihren Händen gemacht sind, denen sie verschiedene Berrichtungen zuschreiben. Die einen stehen dem Wasser, die andern dem Getreyde und den Früchten vor. Sie rühmen sich, diese Gottheiten waren vom Himmel gekommen, um bey ihnen zu wohnen und ihnen Gutes zu thun; sie erweisen ihnen aber nicht den geringsten Dienst. Sie werden in einem Winkel oder in einem Futterale verwahret, bis die Gelegenheit kömmt, wo man ihren Beystand brauchet. Wenn sie also in den Krieg ziehen wollen: so setzen sie den Götzen, von dem sie den Sieg erwarten, vorn auf ihre Canote; oder wenn sie zum Fischen ausfahren, so stellen sie denjenigen auf, welcher den Wassern vorsteht. Indessen erkennen sie doch, daß es wohl mächtigere Götter geben könne. Der P. Acunja erzählet, einer von diesen Wilden, der in seiner Befehrung noch nicht weit gekommen war, wie er saget, wollte mit den Portugiesen reden, nachdem er ihnen Lebensmittel gebracht hatte. Er bezeugete viele Verwunderung über das Glück, das sie gehabt hatten, die Schwierigkeiten des großen Flusses zu übersteigen, und bath sich zur Gefälligkeit und zur Erkenntlichkeit für die gute Begegnung, die er ihnen erwiesen hatte, aus, sie möchten ihm einen von ihren Göttern lassen, welcher vermögend wäre, ihm mit eben so vieler Macht und Güte bey allen seinen Unternehmungen zu dienen o).

Artieda.  
1639.  
Ihre Religion.

Ein anderer Cacique ließ den P. Acunja urtheilen, daß er sich auch einen Begriff von einem Gotte machte, welcher höher wäre, als seine, weil er die thörichte Eitelkeit hatte, und selbst der Gott seines Landes seyn wollte. „Dieses erfuhren wir, saget der Reisende, einige Meilen vorher, ehe wir an seine Wohnung kamen. Wir ließen ihm melden, wir brächten ihm die Kenntniß eines weit mächtigern Gottes, als er wäre. Er kam mit allen Zeichen einer lebhaften Neugier ans Ufer. Ich gab ihm die Erklärung von dem, was man ihm versprochen hatte. Weil er aber in seiner Blindheit blieb, unter dem Vorwande, er wollte den Gott mit seinen eigenen Augen sehen, den ich ihm predigte: so sagete er zu mir: er wäre ein Sohn der Sonne; er gieng alle Nacht im Geiste gen Himmel, um seine Befehle auf den folgenden Tag zu geben, und die allgemeine Regierung der Welt einzurichten p). Ein anderer q) zeigte mir mehr Vernunft. Ich fragete ihn: warum seine Gefährten bey Erblickung unserer Flotte die Flucht genommen hätten, da er doch mit einigen seiner Verwandten uns freywillig entgegen käme? Er antwortete mir: Menschen, welche vermögend gewesen, so vieler Feinde ungeachtet, den Fluß hinauf zu fahren, und ohne den geringsten Verlust zu leiden, müßten dereinst Herren desselben werden. Sie würden wiederkommen, sich solchen zu unterwerfen, und würden ihn mit neuen Einwohnern bevölkern. Er wollte nicht stets in Furcht leben, und in seinem Hause zittern, sondern sich lieber bey Zeiten unterwerfen, und diejenigen zu seinen Herren und Freunden annehmen, welche dereinst die andern zwingen würden, sie dafür zu erkennen, und ihnen zu dienen r).

Alle diese Indianer haben, wie die Einwohner der andern Theile von America, eben so viel Vertrauen, als Ehrerbietung gegen ihre Wahrsager, die ihnen anstatt der Aerzte

B 2

und

tragen. Wenn nun diese armen Götzendiener solches verloren oder zerschlugen: so wurden sie und ihre Kinder zur Slavery verdammet, und ohne Barmherzigkeit weggeschleppt, weil sie das Kreuz

entweiht hätten. p) Ebendas. 40 Cap.  
q) Das heißt, auch an einem andern Orte.  
r) Ebendas.

Acunja und und Priester dienen. Was die Todten betrifft: so lassen einige die Körper durch ein lang-  
 Artieds. fames Feuer trocknen, und verwahren sie in ihren Hütten, damit sie stets das Andenken  
 1639. desjenigen, was ihnen lieb gewesen ist, vor den Augen hätten. Andere verbrennen sie in  
 großen Gräben mit allem, was sie in ihrem Leben besessen haben. Die Leichenbegängnisse  
 dauern viele Tage, welche unter Saufen und Weinen geheilet werden s).

Der portugies. Der portugiesische General hatte zu Quito erfahren, daß der Flecken, bey welchem  
 General kömte er sein Lager gelassen hätte, Anosc hieß, und daß solcher in dem Lande wäre, wo der  
 wieder in sein Hauptmann Palacios mit dem größten Theile seiner Begleitung wäre erschlagen worden.  
 Lager. Zwanzig Meilen darüber trifft man den Fluß Agarie an, der wegen des vielen Goldes  
 berühmt ist, das er in seinem Sande mit sich führet, und weswegen er auch der Gold-  
 fluß (Rio d'Oro) genannt wird. An seiner Mündung auf beyden Seiten des Amazonen-  
 flusses fängt die große Provinz der langhärigten Indianer an, die sich über hundert und  
 achtzig Seemeilen an der Nordseite erstreckt, wo das Wasser aus dem Flusse große Seen  
 machet. Die erste Kenntniß, die man von diesem Lande erhalten, hatte bey den Einwoh-  
 nern zu Quito die Begierde erwecket, solche zu erobern. Sie hatten es aber bisher noch  
 immer vergebens versuchet, und das Schicksal des Palacios hatte sie vollends abgeschreckt.

1640.

Es waren fast eilf Monate vergangen, seit dem der General vierzig Portugiesen und  
 den größten Theil seiner Indianer in dem Lager zu Anosc gelassen hatte. Sie hatten sich  
 darinnen, aber mit großer Unruhe und beständigen Beschwerden, erhalten. Die Einwoh-  
 ner des Landes hatten sie zwar anfänglich gut aufgenommen, und ihnen Lebensmittel ver-  
 schaffet, nachher aber sich in den Kopf gesetzt, sie gedächten den Tod des Palacios zu räch-  
 en. Diese Furcht hatte sie die Waffen ergreifen lassen, um ihr Leben und ihre Felder zu  
 vertheidigen. Sie hatten einige Indianer von Para entführet. Die Portugiesen hatten sich  
 in den Stand gesetzt, ihnen in dem Bezirke ihres Lagers zu widerstehen. Seit beynähe  
 einem Jahre aber waren sie gezwungen, mit der Schärfe des Schwerdtes Lebensmittel zu  
 suchen. Bey einer so dringenden Noth, welche ihre Anzahl unvermerkt minderte, setzten  
 sie die Ankunft der Flotte in eine entzückende Freude. Der Namen der langhärigten, wel-  
 che die ersten Spanier den Völkern dieser Landschaft gaben, kam von ihrem Haupthaar,  
 welches Männer und Weiber sehr lang trugen t). Ihre Waffen sind nur Spieße.

Nation der  
 Aguarer oder  
 Omaguaer.

Gegen Süden, das ist an der andern Seite des Flusses findet man vier andere Völ-  
 kerschaften, die Aviraer, die Yurusnier, die Aquitoer und die Zapotaer, mit denen  
 die langhärigten ohne Aufhören an einem und dem andern Ufer Krieg führen. Hunder-  
 und vierzig Meilen darunter fängt sich die große Provinz der Aguarer an, welche die frucht-  
 bareste und geräumigste unter allen denen ist, durch welche die Flotte gehen mußte. Die  
 Spanier nennen sie nach einer verderbten Aussprache Omaguaer. In einer Strecke von  
 mehr als zweyhundert Meilen ist sie so bevölkert, und die Dörfer liegen so dicht auf einan-  
 der, daß man kaum aus einem heraus geht, so sieht man schon ein anderes. Ihre Breite  
 ist nicht sehr beträchtlich; weil die meisten Wohnungen an dem Ufer des Amazonenflusses  
 und in den Enlanden sind, die in großer Anzahl da sind, so daß man sagen kann, sie sey  
 nicht viel breiter, als der Fluß selbst. Die Völkerschaft der Aguarer oder Omaguaer  
 ist viel vernünftiger und gesitteter, als alle andere. Diesen Vortheil hat sie den Indianern  
 von

s) Ebendas. 42 Cap.

t) Der P. Acunja saget gerade heraus bis an die Knie.

von Quiros zu danken, welche der übeln Begegnungen müde waren, die sie von den Spa- <sup>Arrieda.</sup> Acunja und <sup>1640.</sup> niern erhielten, sich auf ihre Canote setzten, und sich von dem Strome bis zu den Eylan- den der Aguaer hinunter treiben ließen, wo sie mitten unter einer mächtigen Völkerschaft Ruhe zu finden glaubeten. Sie führten daselbst einen Theil von denen Gebräuchen ein, die sie in den spanischen Sizen beobachtet hatten; vornehmlich, daß sie Zeuge von Baumwolle machten, deren sie eine ungeheure Menge sammelten, und sich auf eine wohlstandige Art kleideten. Ihre Zeuge sind klar, und mit vielem Golde aus Fäden von unterschiedenen Farben gewebet. Sie verfertigen deren so viel, daß sie ein beständiges Gewerbe mit ihren Nachbarn treiben können. Ihre Ehrerbietung für ihre Caciquen geht bis zu einer blinden Unterthänigkeit. Sie haben von ihrer alten Wildheit noch die Gewohnheit beybehalten, daß sie ihren Kindern den Kopf mit einem Brette platt machen, womit sie solchen drücken. Ihr größtes Unglück aber ist, daß sie unaufhörlich mit verschiedenen Völkerschaften im Kriege sind, dergleichen die Curinaer gegen Süden und die Trumaer gegen Norden sind.

Der P. Acunja, welcher die Portugiesen wenig schonet, ob sie gleich seine Landes- <sup>Der P. Acun-</sup> leute sind, beschuldiget sie, sie hätten boshafter Weise vorgegeben, die Aguaer weigerten <sup>ja erkennet we-</sup> sich, ihre Slaven zu verkaufen, weil sie solche fett machten, damit sie dieselben essen könn- <sup>nig Menschen-</sup> ten. „Es ist eine Verleumdung, saget er, die sie in der bloßen Absicht erfunden haben, <sup>fresser.</sup> ihre eigenen Grausamkeiten wider diese unschuldige Völkerschaft zu beschönigen. Er versichert, es hätten ihm zween Indianer aus Para gebürtig, welche acht Jahre Slaven der Aguaer gewesen, behauptet, sie hätten sie niemals Menschenfleisch essen sehen: es wäre wohl wahr, wenn sie unter ihrn Feinden einige Gefangene machten, welche einen großen Ruf der Tapferkeit hätten, so tödteten sie solche bey ihren Festen, oder ihren Versammlungen, um sich von einer Ursache der Furcht zu befreien: nachdem sie solchen aber den Kopf abgehauen, so hingen sie denselben in ihren Hütten als ein Siegeszeichen auf, und würfen den Rumpf in den Fluß. „Ich leugne nicht, fährt er fort, daß sich in diesen Gegenden nicht einige Wilden finden, welche keinen Abscheu haben, ihre Feinde zu fressen: sie sind aber in einer kleinen Anzahl. Man kann über dieses sich darauf verlassen, daß man niemals Menschenfleisch in den Fleischbänken dieser Nation verkauft habe, wie die Portugiesen geschrieben, die unter dem Vorwande, diese Grausamkeit zu rächen, selbst viel größere Grausamkeiten begehen, wenn sie freygebohrne und ununterwürfige Völker in die „Slaveren bringen, u).

Die Flotte landete in der Mitte des Landes der Aguaer ganz frey bey einem Flecken an, wo der General Texeira sie drey Tage lang liegen ließ. Die Portugiesen empfanden daselbst eine so heftige Kälte, daß sie gezwungen waren, dickere Kleider anzuziehen. Diese Veränderung der Witterung nahm sie Wunder. Sie erfuhren von den Einwohnern, daß solches in ihrem Lande nichts außerordentliches wäre, und daß sie alle Jahre drey Monate lang, nämlich den Brachmonat, den Heumonat, und Augustmonat, eben die strenge Witterung ausstünden. Dieß bestätigte zwar die Sache, beantwortete die Frage aber nicht. Nachdem der P. Acunja es selbst untersucht: so fand er, daß an der Südseite tief im Lande, eine Kette von mit Schnee bedeckten Bergen war; und daß der Wind in diesen dreyen Monaten von der Seite herkam; welches die Luft bis unter die Linie erfrischen mußte.

Acunja und Er verwunderte sich nicht mehr, daß das Land daselbst Getreyde in Ueberflusse nebst allerhand andern Früchten hervorbrachte.

Artieda.  
1640.

Man übergeht noch ferner die Quellen und Mündungen der Flüsse, indem man voraussetzet, daß solche von dem spanischen Mathematikverständigen, dessen Beschreibung davon wir mitgetheilet haben, viel genauer vorgestellt worden. Bey Gelegenheit des Putumayo aber, welcher dreßsig andere Flüsse einnimmt, bevor er sich mit dem Amazonenflusse vereiniget; und welcher, da er von den Gebirgen Pasto, nach Neugranada hinunter geht, gegen seine Mündung den Namen Iza annimmt, bezeuget der P. Acunja, daß man in seinem Sande eine Menge Gold finde, und daß die Völkerschaften, die an dessen Ufer wohnen, die Jurimoer, Guaraicaer, Porianaer, Ziaer, Abhyver, und Ca voer hießen. Funfzig Meilen darunter sind die Ufer des Notau von den Topanaern, Gavainern, Ozuanaern, Morvaern, Naumaern, Cenomanaern, und Marriavern bevölkert. Man glaubet, diese Völker haben viel Gold; weil sie große Platten davon in den Nasen und Ohren tragen. Der Strom Notau ist sehr sanft und zur Schifffahrt geschickt.

Der letzte Wohnplatz der Aguaer, wenn man mit dem Strome des Amazonenflusses hinunter geht, ist ein sehr bevölkertes Flecken und die Hauptfestung dieser Nation an eben der Seite. Sie halten darinnen eine starke Besatzung, ob sie gleich allein Meister von den Ufern des Flusses sind. Sie erstrecken sich aber so wenig in die Breite, daß man von dem Gestade ihre letzten Hütten landwärts sieht. Tausend kleine Flüsse, die in den Amazonenfluß fallen, verschaffen ihnen alle Güter derjenigen Länder, die sie benehzen. An der Nordseite haben sie die Curier und Quirabaer zu Feinden, und an der Südseite die Cachiguraer und die Incurier. Der P. Acunja konnte diese Völkerschaften nicht besuchen. Seine Befehle erlaubeten ihm nicht, sich von der Flotte so weit zu entfernen: er entdeckete aber gegen Süden die Mündung eines Flusses, welchen er den Cuscofluß nennen zu können glaubete; weil nach dem Berichte des Drellana der Fluß der Stadt Cusco gegen Norden und Süden dieser Stadt ist, und in den großen Amazonenfluß gegen den fünften Grad südlicher Höhe, vier und zwanzig Seemeilen von dem letzten Flecken der Aguaer, fällt. Die Einwohner des Landes nennen ihn Yurna.

Acht und zwanzig Seemeilen tiefer an eben der Seite fängt die große und mächtige Völkerschaft der Curuzicarier in einem mit Bergen bedecketen Lande an. Sie nimmet über achtzig Meilen das Ufer des Flusses ein. Die Leute sind darinnen so zahlreich, daß man nicht vier Meilen geht, ohne Wohnplätze zu finden, zwischen welchen ihrer viele nur eine halbe Tagereise weit sind. Die Furcht hatte einen großen Theil der Einwohner verjaget. Schien aber diese Völkerschaft furchtsam zu seyn: so fanden die Portugiesen dagegen in ihren Hütten alle Merkmaale einer guten Wirthschaft und einer ungemeinen Reimlichkeit. Man sah darinnen nebst einer Menge Lebensmittel sehr sauberes und gut gearbeitetes Geräth, vornehmlich diejenigen Stücke, die zu den Speisen dienten. Das Gold ist daselbst auch sehr gemein. Weil aber diese Indianer die Gierigkeit der Portugiesen nach diesem Metalle merketen: so verbargen sie die Platten sorgfältig, die sie in ihren Ohren trugen.

x) Ebenb. 47 Capitel.

y) Dies ist der See, Parime, an welchem die

Stadt Manda del Dorado liegen sollte, die heutzutage für fabelhaft gehalten wird. Indessen wird man doch einige Erläuterungen deswegen in der



gen. Das portugiesische Heer hatte nicht viel Nachricht einziehen können, da es den Fluß Acunja und hinauf fuhr, weil es keine Dolmetscher hatte. Der P. Acunja, welcher sich sehr geschick- <sup>Artieda.</sup>  
 te Dolmetscher verschaffet hatte, vernahm durch ihre Vermittelung, daß, wenn man ei- <sup>1640.</sup>  
 nen Fluß, Namens Jurupail, der sich hier mit dem Amazonenflusse vereiniget, hinauf- <sup>Nachrichten</sup>  
 führe, man an einen Ort käme, wo man die Canote verliesse, um zu Lande einen Weg <sup>des P. Acunja</sup>  
 von dreym Tagereisen zu thun, und daß man alsdann hinter einander zween Flüsse fände, <sup>von den Gold-</sup>  
 wovon der zweyte seine Quelle an dem Fuße eines Berges hätte, wo die Einwohner eine un- <sup>bergwerken.</sup>  
 geheure Menge Goldes sammelten. Diese Völker führen davon den Namen Yuma-Gua-  
 rier, welches Metallzieher heißt; und die Portugiesen beobachteten in der That, daß  
 man in dem ganzen Lande ihre eiserne Werkzeuge Yuma nannte, welches der allgemeine  
 Namen aller Arten des Metalles ist. Der Weg aber, den man nehmen mußte, um sich  
 nach den Bergwerken zu begeben, kam dem P. Acunja so beschwerlich vor, daß er, ohne  
 mehr Begierde nach dem Golde zu haben, als es sich für einen Jesuiten schicket, nicht eher  
 ruhen konnte, (saget er x), als bis er einen andern Weg entdeckt hätte. Den Curuzi-  
 cariern gegen über, das ist an der andern Seite des Flusses, sieht man ein sehr flaches  
 mit Flüssen durchschnittenes Land, welche große Seen und eine Menge Inseln machen;  
 und alle diese Gewässer stürzen sich in den Rio Negro. In denen achtzig Meilen hin-  
 gegen, welche die Curuzicariere einnehmen, ist das Land erhaben.

Vierzehn Meilen tiefer hatten die Nachforschungen des P. Acunja den Erfolg, den Kurzer Weg  
 er sich versprochen hatte, um einen kürzern Weg nach den Bergwerken zu entdecken. Dieß <sup>dahin.</sup>  
 ist die Mündung eines Flusses, welcher von der Nordseite kömmt, und dessen Lage in  
 dritthalb Grade der Höhe ist, wie die Lage eines Fleckens, der ihm fast gerade gegen über  
 an der Südseite, an dem Rande eines jähen Absturzes, liegt, an dessen Fuße ein anderer  
 Fluß läuft, dessen Ufer von der zahlreichen Völkerschaft der Paguaroer bewohnet werden.  
 Sechs und zwanzig Meilen darunter, indem man fortfährt, dem Flusse zu folgen, findet  
 man andere Völker, welche die Pacareten heißen. Diese Völkerschaften reden verschie-  
 dene Sprachen; und in ihr Land an der Nordseite setzet man den berühmten Goldsee, wel-  
 cher so lange von den Reisenden aus verschiedenen Nationen gesucht worden y).

An eben der Seite folget auf die Völkerschaft der Curuzicariere längst dem Flusse die <sup>Völkerschaft</sup>  
 Völkerschaft der Vorimayrer, die kriegerischste unter allen denen, die man genannt hat. <sup>ten der Vorim-</sup>  
 Sie hatte das portugiesische Heer zittern gemacht, als es von Para hinauf fuhr, und das <sup>mayrer.</sup>  
 über sechzig Meilen, die sie an dem Flusse und in den Erlanden einnahm. Nachdem  
 aber die Dolmetscher diese wilden Indianer zu einer sanftmüthigen Gef nung gebracht hat-  
 ten: so gieng kein Tag vorbey, da man nicht über zwey hundert mit Weibern und Kin-  
 dern angefüllere Canote bey der Flotte ankommen sah, welche allerhand Erfrischungen  
 brachten. Die Vorimayrer sind eben so zahlreich, als irgend eine andere Völke-  
 schaft an den Ufern dieses Flusses. Die meisten sind besser gebildet, und von einem schönern  
 Wuchse. Sie gehen nackend, wie die andern. An ihrem bloßen Ansehen aber erkennet  
 man, daß sie voller Herzhaftigkeit sind. Sie kamen an Bord und giengen mit einer  
 Standhaftigkeit wieder zurück, welche die Portugiesen in Erstaunen setzete. Zwey und  
 zwanzig

der folgenden Nachricht und noch mehrere in den Bescheidenheit, Gott werde vielleicht dereinst erlau-  
 Nachrichten von den engländich-n Reisen auf dem ben, daß man aus dem Zweifel komme. 50 Cap.  
 Orinoko antreffen. Der P. Acunja jaget nur mit

Acunja und zwanzig Meilen unter ihrem ersten Wohnplatze sah man an eben dem Ufer einen andern  
 Artieda. dessen Häuser ordentlich zusammen stießen, und sich also über eine Meile weit erstreckten.  
 1640. Der General erhielt daselbst für kleine Glaskügeln, Nadeln und Messer ungefähr fünf  
 hundert Maas Maniocmehl, welches für seine noch übrige Reise genug war. So bedeu-  
 fert dieser Flecken auch zu seyn schien: so kam die Anzahl seiner Einwohner doch der Me-  
 ge Indianer von eben der Völkerschaft nicht bey, welche eine große Insel bevölkern, die  
 auf dreyßig Meilen tiefer liegt. Zehn Meilen unter dieser Insel endiget sich die Landschaft  
 der Morimaurer.

Euchigaraer. Zwo Meilen weiter findet man die Völkerschaft der Euchigaraer, an einem sich  
 reichen und schiffbaren Flusse gleiches Namens, ob er gleich an vielen Orten mit Felsen  
 versehen ist. Beym Hinauffahren findet man über den Euchigaraern, die Cumayariern  
 und noch höher an dessen Quelle die Curiguirer, welche Riesen sechzehn Spann hoch sind.  
 Curiguirer „Der P. Acunja giebt hier nur das Zeugniß vieler Personen, welche sie gesehen haben, und  
 eine Riesen- „die sich erbotnen, ihn in das Land dieses Riesengeschlechtes zu führen. Die Länge der  
 völkerschaft. „Weges aber schreckete ihn ab, welcher von der Mündung des Flusses an zween ganz  
 „Monate erfordert z).

Nation von Noch weiter an dem mittäglichen Ufer des Amazonenflusses fand er Völker, die Car-  
 Bildhauern. panaer und Zurinaer genannt, die eine wunderfame Geschicklichkeit zur Handarbeit hat-  
 ten. Sie machten ohne andere Werkzeuge, als die andern Indianer hatten, Stühle  
 Gestalt der Thiere, Menschenbildsäulen und andere Bilder in einem solchen Grade  
 Vollkommenheit, daß man darüber erstaunen mußte a).

Völkerschaft, Zwen und dreyßig Meilen nach den Euchigaraern ist das Land mit vielen Seen durch-  
 die eiserne schnitten, welche sehr bevölkerte Inseln bilden. Die Einwohner führen überhaupt die  
 Gewehr: hatte. Namen Carabuyavaer: sie werden aber unter einander durch besondere Namen unter-  
 schieden, wovon der P. Acunja nur den Namen der Caraguanaer anführet. „Obgleich  
 „diese Indianer saget er, sich der Bogen und Pfeile bedienen: so habe ich doch bey eini-  
 „gen auch eiserne Gewehr, als Streitarten, Hellebarden, Sicheln und Messer gesehen.  
 „Ich ließ sie von unsern Indianern fragen, woher sie diese Werkzeuge bekämen? Sie  
 „antworteten, sie kauften solche von Indianern, die nahe am Meere wohnten, welche  
 „sie für ihre Waaren von gewissen weißen Leuten, wie wir, eintauscheten, deren Wohn-  
 „plätze an der Seeküste wären; und der einzige Unterschied unter ihnen und uns wäre, daß  
 „sie weiße Haare hätten. An diesem Merkmale glaubeten wir mit Gewißheit die Holländer  
 „der zu erkennen, welche sich seit einiger Zeit in den Besitz der Mündung des süßen Flu-  
 „ses oder Philippflusses gesetzt hatten. Als sie im 1638ten Jahre in Guiana ausge-  
 „gen waren, welches zur Statthalterschaft Neugrenada gehöret: so hatten sie sich des gan-  
 „zen Eylandes bemächtiget b), und hatten es überfallen, bevor die Spanier Zeit gehabt ha-  
 „ten, das Hochwürdigste von dem Altare wegzunehmen, welches unter ihren Händen ge-  
 „fangen blieb. Sie versprachen sich ein großes Lösegeld dafür zu erhalten: unsere Leute  
 „aber ergriffen eine andere Partie; sie eilten zum Gewehre, und schicketen sich zu die-  
 Unter

z) Ebd. 63 Cap.

a) Ebd. daselbst.

b) Der Verfasser nennet Guiana ein Eyland, vermutlich weil es zwischen zweenen großen Flüssen,

dem Orinoko, und dem Amazonenflusse, liegt; fern er nicht bloß die Insel Cayenne versteht, nicht weit von der Seeküste ist.

c) Ebd. 64 Capitel. d) Ebd. 69 Cap.

„Unternehmen an, als wir in See giengen, um in Spanien von unserer Reise Rechnung zu geben e).

Der P. Acunja machet eine sehr poetische Beschreibung von dem Rio Negro, welcher etwas unter dreyßig Meilen unter dem Flusse Basurura liegt, welcher das Land der Carabayavaer bewässert. Er ist der schönste und größte unter allen, die sich mit dem Amazonenflusse in einem Raume von tausend dreyhundert Meilen vereinigen. „Man kann sagen, dieser mächtige Fluß sey so stolz, daß es ihn verbrieße, einen noch größern zu finden, als er ist. Der unvergleichliche Amazonenfluß scheint ihm auch die Arme zu reichen, da hingegen der andere aus Unwillen und Stolge sich nicht mit ihm vermengen will, sondern sich besonders hält, und, da er allein die Hälfte ihres gemeinschaftlichen Bettes einnimmt, seine Fluth über zwölf Meilen weit unterscheiden läßt. Die Portugiesen haben einige Ursachen gehabt, ihn den schwarzen Fluß zu nennen, weil an seiner Mündung und an vielen Orten darüber seine Tiefe nebst der Klarheit aller derer Gewässer, die aus vielen großen Seen in sein Bette fallen, ihn eben so schwarz scheinen läßt, als wenn er gefärbet wäre; obgleich sein Wasser in einem Glase so hell ist, als Crystall d). Die Völker, welche an seinen Ufern wohnen, heißen die Tanicuarier, die Caruparabaer, und Quaravaguazanaer. Alle diese Völkerschaften haben zu ihren Waffen Bogen und vergiftete Pfeile. Ihr Land giebt sehr gute Steine, und allerhand Wild.

Acunja und Artieda. 1640.

Beschreibung des Rio Negro.

Die Flotte war noch in der Mündung des Rio Negro den 12ten des Weinmonates, als die portugiesischen Soldaten, aus Verdrusse, daß sie so wenig Nutzen von ihrer Reise in den zweyen Jahren hätten, da sie den Fluß hinaufgefahren, den Entschluß faßeten, wenigstens eine große Anzahl Sclaven wegzunehmen, um sich wegen so vieler Beschwerlichkeiten, durch ihre eigenen Hände schadlos zu halten. Der General, welchem sie auf eine aufrührische Art von ihrem Vorhaben Nachricht ertheilten, willigte darein, aus Furcht, er möchte sie aufbringen. Der P. Acunja und sein Gefährte aber widersetzten sich demselben durch eine Protestation, welche sie die Kühnheit hatten vorzubringen, so nachdrücklich, daß Teixeira, welcher durch das Beyspiel ihrer Standhaftigkeit bestärket wurde, daher Gelegenheit nahm, so gleich unter Segel gehen zu lassen.

Aufstand der Portugiesen auf der Flotte.

Wierzig Meilen weiter kam man vor die Mündung des Flusses Cayari, welcher von Süden kömmt und durch welchen die Topinambuer in den Amazonenfluß gekommen seyn sollen e). Sie hielten sich, saget man, acht und zwanzig Meilen darunter in einer großen Insel auf; die nicht weniger als sechzig Meilen in der Breite hat, und also über zwey hundert im Umfange haben muß. Die Portugiesen fanden solche auch in der That durch diese mächtige Völkerschaft sehr stark besetzt, wovon uns der P. Acunja die Geschichte mittheilet.

Insel der Topinambuer und ihre Geschichte.

Nach der Eroberung von Brasilien wollten die Topinambuer, welche in der Provinz Fernambuc wohnten, lieber allem, was sie besaßen, entsagen, als sich den Portugiesen unterwerfen; und verbanneten sich freywillig aus ihrem Vaterlande. Sie verließen ungefähr vier und achtzig starke Flecken, wo sie sich gesetzt hatten, und ließen keine lebendige

e) Die Völkerschaften dieser Flüsse sind die Zurinaer, die Cayanaer, die Uarchauer, die Anamarier, die Guarinumaer, die Curanarier, die Papunacaer, und die Abacarier. Von Allgem. Reisebeschr. XVI. Band.

der Mündung an findet man an den Ufern des Amazonenflusses die Guaranacacoer, die Maraguaer, die Gussimagier, die Buraier, die Punovier, die Oroguaraer, und die Aperaer.

Acunja und die Creatur darinnen. Der erste Weg, den sie nahmen, war zur linken der Cordillera  
 Artieda. ren. Sie giengen über alle Gewässer, die davon herunter kommen. Die Noth zwang  
 1640. sie darauf, sich zu trennen und ein Theil von ihnen gieng bis nach Peru und hielt sich in  
 einem spanischen Wohnsitze nicht weit von den Quellen des Cayari auf. Nach einigem  
 Aufenthalte aber geschah es, daß ein Spanier einen Topinambuer geißeln ließ, weil er ei-  
 ne Kuh getödtet hatte. Dieser Schimpf verursachte einen so großen Unwillen bey allen  
 andern, daß sie sich in ihre Canote setzten und bis an die große Insel den Fluß hinunter  
 fuhren, welche sie heutiges Tages inne haben.

Diese Indianer reden die allgemeine brasilianische Sprache, welche sich in alle Pro-  
 vinzen dieses Landes bis nach Para erstreckt. Sie erzählten dem P. Acunja, ihre Ver-  
 fahren, welche bey ihrem Ausgange aus Brasilien in denen Wüsten, wodurch sie gemußt  
 nichts hätten finden können, wovon sie sich ernähren mögen, wären bey einem Marsche  
 von mehr als neunhundert Meilen gezwungen worden, sich mehr als einmal zu trennen,  
 und diese verschiedenen Haufen hätten verschiedene Theile der Gebirge in Peru bevölkert.  
 Diejenigen, welche bis an den Amazonenfluß hinunter gegangen, hätten wider die Inse-  
 laner zu fechten gehabt, deren Stelle sie eingenommen, und sie so vielmal überwunden,  
 daß sie einen Theil derselben aufgegeben, und die andern nachher gezwungen, eine Zuflucht  
 in entfernten Ländern zu suchen.

Außerordent-  
 liche Ge-  
 mächtsart der  
 Topinambuer.

Die Topinambuer auf dem Amazonenflusse sind eine so unterschiedene Völkerschaft,  
 daß der P. Acunja keine Schwierigkeit macht, sie mit den ersten Völkern in Europa zu  
 vergleichen; und ob man gleich sieht, saget er, daß sie anfangen, durch die Verbindungen,  
 die sie mit den Indianern des Landes eingehen, aus ihrer Väter Art zu schlagen: so gleich-  
 chen sie ihnen doch noch etwas durch ihr edles Herz und durch ihre Geschicklichkeit, sich des  
 Bogens und der Pfeile zu bedienen. Sie sind über dieses sehr geistreich. Weil die Por-  
 tugiesen, welche meistens die brasilianische Sprache verstunden, keine Dolmetscher brau-  
 cheten, sich mit ihnen zu unterreden: so zogen sie sehr merkwürdige Nachrichten von ihnen  
 ein; und der P. Acunja glaubet nicht, daß man auf ihr Zeugniß daran zweifeln könne f).

Nachrichten,  
 die sie den  
 Portugiesen  
 geben.

„Dicht bey ihrem Eylande, an der Südseite, waren damals zwei Völkerschaften, die  
 „gleich merkwürdig waren. Die eine hieß Guayazier, und bestund aus Zwergen; die  
 „andere war ein Stamm von Männern und Weibern, die mit verkehrten Füßen geböhren  
 „wurden, woran das Hinterste zuvorderst stand, so daß man sich von ihnen entfernete,  
 „wenn man in ihre Fußtapfen trat. Sie hießen die Marayuer g). „ Sie waren den  
 Topinambuern zinsbar, denen sie steinerne Aerte verschaffeten. Die Nordseite des Flusses  
 war von sieben zahlreichen Völkerschaften bevölkert, die aber kein Herz hatten; und da sie  
 nur in Friede und Ruhe von ihrem Viehe und ihren Früchten zu leben dachten, sich nie-  
 mals mit den Topinambuern in einen Streit eingelassen. Weiter hin aber fand sich eine  
 andere Völkerschaft, wovon diese durch einen ordentlichen Handel tausenderley zum Leben  
 nöthige Dinge, besonders Salz, erhielten, welches sie in einigen benachbarten Ländern im  
 Ueberflusse hatten. „Es fällt mir um so viel weniger schwer, solches zu glauben, saget  
 „der P. Acunja, weil im 1638sten Jahre, da ich zu Lima war, zwey Leute, die zu verschie-  
 „denen Zeiten abgereiset waren, welches zu suchen, mit einer guten Ladung davon zurück  
 „kamen. Sie hatten sich auf einem von denen Flüssen eingeschiffet, welche in den Amazon-  
 enfluß

f) Ebendas. 79 Cap. Man sehe unten die Beschreibung von Brasilien.

„nenfluß fallen, und sie an den Fuß eines Salzberges geführt hatte, mit welchem Salze Acunja und die Einwohner daselbst einen großen Handel trieben.“

Die Topinambuer bekräftigten den Portugiesen, es gäbe wirkliche Amazonen, von welchen der Fluß seinen alten Namen hatte. Dieser Punct scheint um so vielmehr Acht-  
samkeit zu verdienen, weil die Beweise, die man davon zum Besten einer so lange Zeit  
zweifelhaften Sache allhier hergebracht, von dem Herrn de la Condamine angenommen,  
und durch seine eigenen Untersuchungen bestätigt worden. Der P. Acunja fand sie so stark,  
daß man sie nicht verwerfen kann, (saget er h), wofern man nicht allem menschlichen Glau-  
ben entsagen will. Wir wollen ihn aber selbst reden lassen.

Acunja und  
Artieda.  
1640.

Erläuterung  
wegen der  
Amazonen in  
America.

„Ich halte mich nicht mit den ernstlichen Untersuchungen auf, die das Obergericht zu  
„Quito dieserwegen angestellt hat. Viele, die aus den Orten selbst gebürtig sind, haben  
„bezeuget, daß eine der benachbarten Provinzen des Flusses von kriegerischen Frauen  
„bewohnt wäre, welche allein ohne Mannspersonen lebten und sich regierten; zu gewis-  
„sen Zeiten des Jahres nähmen sie solche an, um von ihnen geschwängert zu werden: die  
„übrige Zeit aber lebten sie in ihren Flecken, wo sie nur das Land zu bauen und sich durch  
„ihrer Hände Arbeit alles das zu verschaffen gedächten, was ihnen zur Erhaltung des Le-  
„bens nöthig ist. Ich will mich auch eben so wenig bey andern Nachrichten aufhalten,  
„die man in Neugrenada, in dem königlichen Sitze zu Pasto eingezogen hat, wo man das  
„Zeugniß einiger Indianer und vornehmlich einer Indianerin bekam, die in dem Lande  
„dieser tapfern Weiber gewesen, und nichts anders gesagt hat, als was demjenigen ge-  
„mäß war, was man bereits aus den vorhergehenden Nachrichten wußte. Ich kann aber  
„dasjenige nicht verschweigen, was ich selbst mit meinen Ohren gehört habe, und wovon  
„ich die Wahrheit erforschen wollte, so bald ich mich zu Schiffe gesetzt hatte. Man sage-  
„te mir in allen Wohnplätzen, wo ich durchgieng, es fänden sich in dem Lande solche Wei-  
„ber, wie ich sie abschilderte; und ein jeder insbesondere gab mir solche beständige und so  
„einförmige Merkmaale davon an, daß, wenn die Sache nichts ist, die allgrößte Lüge in  
„der ganzen neuen Welt für die allbeständigste von allen historischen Wahrheiten gehal-  
„ten wird. Indessen erhielten wir doch die größten Erläuterungen von der Landschaft,  
„welche diese Weiber bewohnen, von denen Wegen, die dahin gehen, von denen India-  
„nern, die mit ihnen Gemeinschaft haben, und von denen, die ihnen dienen, sie zu bevölkern,  
„in dem letzten Dorfe, welches die Gränze zwischen ihnen und den Topinambuern ist.

„Sechs und dreyßig Meilen unter diesem letzten Dorfe, wenn man den Fluß hinun-  
„ter fährt, trifft man an der Nordseite einen Fluß an, welcher selbst aus der Provinz der  
„Amazonen kömmt, und welcher bey den Indianern des Landes, unter dem Namen Cu-  
„nuris bekannt ist. Er nimmt diesen Namen von dem Namen eines dicht an seiner Män-  
„dung wohnenden Volkes. Darüber, das ist, wenn man diesen Fluß hinauffährt, fin-  
„det man andere Indianer, Namens Apotoer, welche die allgemeine brasilianische Spra-  
„che reden. Noch höher sind die Tagarier; die darauf folgenden sind die Guacarer,  
„das glückliche Volk, welches die Gunst der Amazonen genießt. Sie haben ihre Woh-  
„nungen auf Gebirgen von einer ungeheuren Höhe, worunter man eines, Namens Ra-  
„camiaba, unterscheidet, welches sich außerordentlich hoch über die andern erhebt, und  
„von Winden so bestürmet wird, daß es dadurch unfruchtbar ist. Diese Weiber erhalten  
„sich

E 2

g) Eben daselbst.

h) Eben das, 70 Capitel.



Namja und Artieda. 1640. „sich ohne den Beystand der Männer. Wenn ihre Nachbarn sie zu der von ihnen be-  
 stimmten Zeit besuchen: so empfangen sie solche mit Bogen und Pfeilen in der Hand, aus  
 Furcht, sie möchten überfallen werden. Sie haben sie aber nicht so bald erkannt: so bege-  
 ben sie sich haufenweise in ihre Canote, wo eine jede das erste Hängebette oder Hamac  
 nimmt, welches sie da findet, und es in ihrem Hause aufhängt, um denjenigen darun-  
 tern aufzunehmen, welchem das Hamac zugehört. Nach einigen Tagen, wenn sie mit  
 einander vertraulich gelebet haben, kehren diese neuen Gäste wieder zurück nach Hause. Sie  
 thun alle Jahre zu eben der Jahreszeit diese Reise. Die Mägdechen, welche da geböhret  
 werden, werden von ihren Müttern erzogen, zur Arbeit und zur Führung der Waffen  
 gewöhnet. Man weiß nicht, was sie mit den Knaben machen. Ich habe aber von ei-  
 nem Indianer erfahren, der sich bey dieser Zusammenkunft befunden, daß sie die Knab-  
 en, die sie zur Welt gebracht, das Jahr darauf ihren Vätern geben. Indessen glaub-  
 en doch die meisten, daß sie die Knaben den Augenblick, da sie zur Welt kommen, un-  
 bringen; und dieses getraue ich mir nicht, auf das Zeugniß eines einzigen Indianers zu  
 entscheiden. Dem sey aber wie ihm wolle, so haben sie doch in ihrem Lande Schätze  
 welche vermögend sind, die ganze Welt zu bereichern, und die Mündung des Flusses  
 welche aus ihrer Provinz kömmt, ist zweyen und einen halben Grad mittäglicher Höhe i)

Begegnung  
 der Portugie-  
 sen gegen die  
 Indianer.

Vier und zwanzig Meilen darunter kam die portugiesische Flotte an einen Ort, wo  
 der Fluß durch das Land eingezwängt wird, und eine Straße machet, die nicht über eine  
 Viertelmeile breit ist. An diesem Orte, welchen der P. Acunja für sehr vortheilhaft hält,  
 um daselbst zwei Schanzen anzulegen, die nicht allein die Durchfahrt versperrern würden,  
 sondern auch zu Zollhäusern dienen könnten, wenn der Fluß jemals von Europäern sollet  
 bevölkert werden, läßt sich die Ebbe und Fluth spühren, ob es gleich nicht weniger als  
 dreihundert Seemeilen bis in das Meer ist. Bierzig Meilen tiefer gieht die Völkerschaft  
 der Tapajocoer ihren Namen einem schönen Flusse, welcher diese Provinz bewässert. Das  
 Land ist sehr fruchtbar, und seine Einwohner werden von den benachbarten Völkerschaften  
 gefürchtet, weil das Gift ihrer Pfeile so tödtlich ist, daß man kein Mittel darwider findet.  
 Sie erwecketen den Portugiesen so gar Furcht, ob sie gleich im Grunde Freunde der Aus-  
 länder waren, und sich bey der Durchfahrt der Flotte um die Wette bemüheten, allerhand  
 Lebensmittel dahin zu bringen. Der P. Acunja aber erkläret uns freymüthig, woher der  
 Haß der Portugiesen gegen diese unglückseligen Indianer kömmt. Sie wollten sie zu Sclav-  
 en machen; und dieser grausame Entschluß brauchete eines Vorwandes. Ihre Truppen  
 hatten sich schon versammelt, solchen auszuführen. Sie schicketen sich an, aus einer von  
 ihren Schanzen, el Destiervo genannt, abzugehen, als die Flotte daselbst ankam. „Ich  
 bemühete mich, als ein rechtschaffener ehrlicher Reisender, ein so barbarisches Unterneh-  
 men aufzuhalten, oder es wenigstens doch so lange zu verschieben, bis ich mich mit dem  
 Statthalter von Para dieserwegen unterredet hätte, welches ich bald zu thun hoffete; und  
 sein Sohn, Benedict Naziel, Befehlshaber bey diesem Unternehmen versprach mir,  
 nichts zu versuchen, bevor er neue Befehle von seinem Vater erhalten hätte. Kaum aber

i) Ebendaf. im 61 und 62 Capitel. Man sehe  
 des Herrn de la Condamine Nachricht im folgenden  
 Abschnitte.

k) Ebendaf. im 74 und 75 Capitel. Man be-

merke hier, daß einige Jahre zuvor, ein großes  
 englisches Schiff den Fluß der Tapajocoer hinauf-  
 fahren, um daselbst einen Handel mit Taback zu er-  
 richten, welcher in dem Lande im Ueberflusse wächst.  
 All. in

„hatte ich ihn verlassen, so schiffete er seine Soldaten auf eine mit einigen Stücken besetzte Acunja und  
 „Brigantine und andere Fahrzeuge von geringerer Größe ein, und bekriegete die Tapajo- Artieda.  
 „coer. Sie nahmen den Frieden vergebens mit tausenderley Unterthänigkeitsbezeugungen 1640.  
 „an. Maziel befahl ihnen, sie sollten alle ihre vergifteten Pfeile herbey bringen; und als  
 „er sie ohne Waffen sah, so ließ er sie unter einer guten Wache, wie eine Heerde Schafe in  
 „einer Hürde verwahren. Die freundschaftlichen Indianer, die er auf seiner Flotte mitge-  
 „bracht hatte, und welche rechte Teufel waren, wenn es auf das böse Thun ankam, wurden  
 „auf diese elenden Leute gehehet, und begiengen so große Ausschweifungen wider ihre Wei-  
 „ber und Töchter, selbst vor den Augen ihrer Väter und Männer, daß mir einer von denen  
 „Portugiesen, welcher ein Zeuge dieses entsetzlichen Schauspieles gewesen, zuschwor, er woll-  
 „te dem Schclavenhandel lieber entsagen, als um solchen Preis Schclaven haben. Man nahm  
 „ihrer tausend gefangen, die nach Para geschickt wurden, wo ich sie ankommen sah; und  
 „dieses Einfangen verursachte den Portugiesen so vieles Vergnügen, daß sie bald in einer  
 „weit entlegern Provinz solches noch einmal vornahmen, wo sie ohne Zweifel eben die  
 „Grausamkeiten werden ausgeübet haben. Das nennet man die Eroberungen von Bras-  
 „sillen, k).

Die Curupatubaer, welche man vierzig Seemeilen weit von dem Flusse der Tapa- Curupatubaer  
 jocoer findet, und welche auch ihren Namen von einem Flusse haben, welcher ihr Land be- und Reich-  
 wässert, waren damals die erste Völkerschaft von den Indianern, welche in gutem Ver- thum ihres  
 ständnisse mit den Portugiesen lebete. Indem man ihren Fluß ungefähr sechs Tagereisen Landes.  
 weit wieder hinauf fuhr: so traf man einen andern an, dessen Sand und Ufer viel Gold  
 von einem mittelmäßigen Berge, Namens Yuquaratinci, an, darbothen, dessen Fuß er  
 benehete. Die Einwohner versicherten, daß sie in eben der Gegend aus einem Orte, Na-  
 mens Picari, oftmals eine andere Art von Metalle zögen, welches viel härter, als Gold,  
 aber weiß wäre, woraus sie vor Alters Aertzen und Messer gemacht hatten; nachher aber,  
 da sie erfahren, daß diese Werkzeuge leicht stumpf würden, so hatten sie aufgehört, solche  
 daraus zu machen. Sie erzählten auch, es fänden sich an einem andern Orte zween Hü-  
 gel, wovon der eine, nach der Vorstellung, die sie davon machten, wahrscheinlicher Weise  
 von Azur, der andere aber, welchen sie Penagara nannten, bey Tage und auch bey klaren  
 Nächten so schimmernd war, daß er mit Diamanten bedeckt zu seyn schien. Auf dem  
 zweyten hörte man zuweilen entsetzliche Geräusche; welche, nach des P. Acunja Men-  
 nung, ein gewisses Zeichen sind, daß er in seinem Eingeweide Steine von großem Wer-  
 the enthält 1)

Er rühmet die Provinz Ginapape eben so sehr, welche ihren Namen ebenfalls von  
 einem Flusse, sechzig Meilen von dem Wohnsitz Curupatuba hat. Die Indianer, sa-  
 get er, erheben den Reichthum dieser Provinz so sehr, daß, wenn man sich auf ihr Zeug-  
 niß verlassen darf, solche mehr Gold besitzt, als sich dessen in ganz Peru findet. Die Län-  
 der, welche ihr Fluß bewässert, werden unter der Statthalterschaft Marañon begriffen.  
 Allein, ohne ihre Bergwerke, die in der That wirklich in großer Anzahl sind, und ohne  
 E 3 ihre

Allein, diese Völkerschaft wollte den Eualländern kein  
 Gehör geben, sondern tödtete einen Theil davon und  
 hatte das Gewehr derselben noch.

Kann begreifen. Allein, dieses ist nicht der einzi-  
 ge Ort, wo man den Herrn von Gomberville im  
 Verdachte hat, daß er den spanischen Text nicht  
 getreulich gegeben.

1) Man kann diese physikalischen Vorstellungen

Acunja und ihre Strecke, die weitläufiger ist, als ganz Spanien zusammen, in Betrachtung zu ziehen, so haben diese Länder wegen ihrer Fruchtbarkeit vor allen andern den Vorzug, die an dem Amazonasflusse liegen. Sie enthalten große Völkerschaften barbarischer Indianer.

Die Holländer hatten ihre Vortrefflichkeit so wohl erkannt, daß sie verschiedene Versuche thaten, um sich daselbst zu setzen: sie sind aber sters von den Portugiesen verjaget worden.

Der P. Acunja glaubet, versichern zu können, dieses Erdreich sey wenigstens sehr geschickt zum Taback und Zuckerröhren, und seine weitläufigen Weiden können viele Heerden Vieh ernähren. Sechs Meilen über der Mündung des Gnapape hatten die Portugiesen ihre Schanze del Destierro, das ist der Verbannung. Sie ist aus verschiedenen Ursachen zerstört worden. Zehn Meilen darunter findet man an dem Flusse Paranaiba eine indianische Völkerschaft, die mit den Portugiesen Freund ist; und noch weiter im Lande viele andere Völker, die der P. Acunja nicht konnte kennen lernen.

Alle die Eylande aber, welche der Amazonasfluß nachher bildet, sind noch weit mehr bevölkert. Dieser Eylande und ihrer Einwohner ist eine große Anzahl. Die Völkerschaften gleichen einander so wenig, ihre Sprachen sind so sehr von einander unterschieden, wiewohl sie doch meistens die allgemeine oder brasilianische Sprache verstehen; ihre Gebräuche gehen dergestalt von einander ab, kurz, die Materie ist so weitläufig für einen Schriftsteller, daß sie mehr als einen Band erfordern würde m). Die beträchtlichsten unter diesen Völkern waren damals die Tapuyaer und Pacayaer. Hier fängt der P. Acunja an, die Beobachtung zu machen, daß seit der Eroberung von Brasilien fast alle die Völker ihr Land verlassen haben, um sich von den Siegern zu entfernen. Vierzig Meilen unter den Pacayaern, welche die Ufer eines Flusses achtzig Meilen von Paranaiba und an eben der Seite bewohneten, sieht man noch den Flecken Commuta, welcher vor dem durch die Anzahl seiner Einwohner, und wegen der Gewohnheit berühmt war, welche die Indianer hatten, ihre Kriegesheere daselbst zusammen zu ziehen, wenn sie sich zum Kriege anschicketen. Er ist fast zu nichts geworden. Indessen ist der Boden daselbst sehr fruchtbar; die Landschaften sind allerliebste; und es fehlet daselbst nichts zur Annehmlichkeit und den Bequemlichkeiten des Lebens n). Der Fluß der Tocantiner, welcher hinter den Flecken weggeht, ist einer von denen reichen Dörfern, dessen Werth niemand kennet, wie der P. Acunja klammert. Er redet gleichwohl von einem Franzosen, welcher jährlich mit vielen Schiffen dahin kam, und welcher mit Sande aus diesem Flusse befrachtet, wieder zurückkehrte, woran er Gold zu ziehen wußte: doch hatte er niemals die Einwohner des Landes lehren wollen, wozu er den Sand brauchte, aus Furcht, er möchte sich ihren Haß zuziehen o). Vor wenigen Jahren waren einige portugiesische Soldaten von Fernambuc, welche durch die Gebirge Cordillera in Begleitung eines Priesters von ihrer Nation gegangen waren, an die Quelle eben des Flusses gekommen, in der Hoffnung, neue Entdeckungen zu machen und mit Golde beladen wieder zu kommen. Nachdem sie aber bis an die Mündung hinunter gefahren: so

m) Ebendas. im 79 Cap.

n) Ebendas. 80 Cap.

o) Ebendas. 81 Cap.

p) Man bemerke, daß ihm der P. Acunja vier und achtzig Meilen in der Breite, sechs und zwanzig Meilen unter der Sonneninsel, von Zapara

gen Säden bis an das nördliche Vorgebirge geht, und daß er hier deutlich wiederholtet, sein Land sey dreizehnhundert sechs und fünfzig Seemeilen 81 Cap.

q) Ohne gleichwohl die Pflicht seines Amtes zu vergessen; denn er läßt sich auch wegen derer Theile

Flucht der Völker.

Flecken Commuta.

Jährliche Reise eines Franzosen.

sahen sie sich von den Tocantinern umringt, welche sie insgesammt tödteten. Als der P. Acunja und Acunja in dieses Land kam: so fand man den Kelch wieder, dessen sich der Priester zu seinen geistlichen Berrichtungen bedienete.

Arrieda.  
1640.

Die Stadt Para, welche der P. Acunja die große Festung der Portugiesen nennet, ist dreyßig Meilen von Commuta. Damals war ein Statthalter daselbst, und drey Compagnien Fußvolt, mit allen dazu gehörigen Befehlshabern. Der scharfsinnige Reisende bemerkt, daß beyde unter dem Generalstatthalter von Maranjon stünden, der über hundert und dreyßig Seemeilen von Para nach Brasilien zu wäre; welches nichts anders, als verdrießliche Verzögerungen, in Ansehung der Statthaltertschaft verursachen könnte. „Wenn unsere Leute, saget er, glücklich genug wären, sich an dem Amazonenflusse zu setzen: so müßte der Statthalter zu Para nothwendiger Weise unumschränkt seyn, weil er den Schlüssel des Landes in Händen haben würde. Man will damit eben nicht sagen, daß der Ort, wo Para liegt, der beste sey, den man erwählen kann; es würde aber leicht seyn, ihn zu verändern, wenn die Entdeckung weiter getrieben würde. Ich für mein Theil würde keinen bequemern Ort, als das Sonneneiland, dazu finden, welches vierzehn Meilen tiefer, gegen die Mündung des Flusses ist p). Dieses ist ein Posten, worauf man nothwendiger Weise das Auge richten muß, weil der Boden daselbst allerhand Lebensmittel giebt, weil die Schiffe vor den Stürmen der beschwerlichsten Winde sicher sind, und weil sie bey der hohen Fluth im Vollmonde herauslaufen können. Ueber dieses hat diese Insel über zehn Meilen im Umfange, sehr gutes Wasser, einen großen Ueberfluß an Seefischen und süßem Wasser, vornehmlich eine unendliche Menge Krabben, welche die ordentliche Speise der Indianer und Armen sind. Man setze hinzu, daß selbst heutiges Tages in der ganzen Nachbarschaft keine Insel ist, welche mehr Wildprät für die Besatzung und für die Einwohner von Para liefert.“

Anmerkungen und Rath des P. Acunja.

Mit dieser politischen Frucht seiner Beobachtungen endiget der P. Acunja sein Werk q), um auf die Absichten des spanischen Hofes zu antworten, die er nur merken läßt r), die sich aber in der angeführten Abhandlung sehr wohl erkläret finden s). Die Franzosen, die Engländer, und die Holländer hatten seit langer Zeit angefangen, beschwerliche Streifereyen in die benachbarten Meere der spanischen Niederlassungen und bis in das Südmeer zu thun, von da sie mit Ruhme und Reichthümern beladen zurück kamen. Es war nicht leicht, diese Unordnung unter Karln dem Vten aufhören zu lassen, weil alle Küsten von America noch nicht genuasam bekannt waren, daß dieser Herr die ordentliche Fahrt seiner Galionen so wenig als den Ort sicher hätte verändern dürfen, wo sie sich versammeln, um wieder nach Spanien zu gehen. Philipp der Ite sah kein anderes Hülfsmittel wider fast unvermeidliche Uebel, als daß er den Hauptleuten seiner Flotte das Geseß auslegete, sich bey ihrer Schiffahrt nicht zu trennen: ein einziger Befehl aber war nicht hinlänglich, sie zu bewahren. Es war fast unmöglich, daß sich bey einer Reise von mehr als tausend Meilen viele Schiffe

Erklärung der Absichten des spanischen Hofes bey dieser Reise.

theile heraus, die der Religion davon zuwachsern können.

r) In denen Anmerkungen, die man angeführet hat, und an dem Orte, wo er davon redet, daß man zwei Schanzen bauen solle, die Durchfahrt des Flusses zu versperren, und zu Zollhäusern zu dienen.

s) Diejenige, die vor der französischen Uebersezung seines Werkes steht, a. d. 16 u. f. S. Sie ist sehr merkwürdig: der Verfasser davon aber ist nicht genannt. Es scheint nur, daß sie nicht von dem Uebersetzer sey.

Acuña und Schiffe so dicht zusammen hielten, daß sich nicht ein einziges davon verirrete; und ein feiner Corfar folgte den Gallionen von der Havana bis nach San Lucar, um seine Beute zu entführen. Philipp der IIIte hielt auch dieses Hülfsmittel für sehr ungewiß. Er wollte man sollte ein Mittel ausfindig machen, daß man die Fahrt seiner Gallionen nicht wüßte, und von allen denen Vorschlägen, die ihm deswegen gethan wurden, fand er keinen bequemer, die Armateurs irre zu machen, als daß man die Schiffahrt auf dem Amazonenflusse von seiner Mündung an bis an seine Quelle eröffnete. Da die größten Schiffe unter der Festung von Para vor Anker bleiben konnten: so hätte man alle Reichthümer von Peru aus Neugrenada, aus Terra Firma und so gar aus Chili können dahin kommen lassen. Quito hätte zur Niederlage und Para zum Sammelplatze für die brasilianische Flotte dienen können, welche die Corsaren durch die Stärke und Anzahl würde erschreckt haben, wenn sie sich mit den Gallionen zu ihrer Rückkehr nach Europa vereinigt hätte. Das Beispiel des Drellana bewies, daß der Fluß schiffbar wäre, wenn man hinunter führen könnte. Die Schwierigkeit bestand nur darinnen, daß man die wahre Mündung fände, um nach Quito hinauf zu segeln. Daher kommen alle die angeführten Versuche, bis auf den von Teixeira seine, die glücklicher war. Allein, obgleich seine Entdeckung durch seine Rückkehr und durch die Beobachtungen des P. Acuña vollkommen gemacht zu seyn schienen: so verschwanden doch alle Anschläge der Krone Spanien gleich, so bald nur die Portugiesen den Herzog von Braganza auf den Thron gehoben hatten. Sie hatten gelernt, den Amazonenfluß von seiner Mündung an bis an seine Quelle hinauf zu fahren; und der König von Spanien befürchtete mit Rechte, sie möchten, da sie seine Feinde geworden wären, ihn bis nach Peru, dem reichsten von seinen Kronsgütern, über den Hals kommen, wenn sie von den Holländer aus Brasilien gejaget hätten. Weil man auch Ursache zu befürchten hatte, die Nachricht des P. Acuña möchte ihnen zum Wegweiser dienen: so ergriff Philipp der IVte die Partey, alle Exemplare davon unterdrücken zu lassen, wie bereits angeführet worden.

Von der Zeit an sind die Unternehmungen der Spanier auf dem Amazonenflusse nur dahin gegangen, die Indianer desjenigen großen Stückes des Flusses unter das Joch zu bringen, welches in der Statthalterchaft Maynas eingeschlossen ist. Man hat gesehen, daß, wenn sie einigen glücklichen Erfolg gehabt, sie solchen nicht so wohl ihren Waffen als dem unermüdeten Eifer der Missionarien, zu danken haben. Der Zustand ihrer Besitzungen war so beschaffen, wie man ihn in der Beschreibung der Audiencia Quito vorgestellt hat, als die Reise und die Karte des Herrn de la Condamine ein neues Licht über dieses Land, über den Lauf des Flusses, und über verschiedene schlecht erläuterte Punkte in den vorhergehenden Nachrichten ausgebreitet hat.

\*) Gleichwohl ist es das erste Werk, welches er seit seiner Zurückkunft unter dem Titel Relation abrégée d'un Voyage dans l'intérieur de l'Amérique Meridionale, etc. zu Paris bey der Buchhandlung de la Harpe



Der III Abschnitt.

Reise des Herrn de la Condamine.

De la Con-  
damine.  
1743.

Bewegungsgründe zu dieser Reise. Alte Karten des Amazonenflusses. Weg von Tarqui nach Jaen. Höhe des Berges Lopa. Pflanze Quinquina. Verfall vieler Städte. Hafen zu Jaen, Chuchunga. Condamine schiffet sich ein. Tiefe und enge Straßen des Flusses. San Jago de las Montañas. Pongo de Manseriche. Dessen Abmessung. Zustand des Verfassers zu Voreja. Vulcan Sangay. Gestalt der Canote. Wilde Yameocer. Fluß Ucayale. Völkerschaft der Omaguaer. Bedeutung ihres Namens. Pflanze, wovon sie Erscheinungen bekommen. Astronomische Wahrnehmungen an dem Napo. Spanische Mission Pevae. Seltsame Gebräuche.

Erster portugiesischer Ort St. Paul. Coari und andere portugiesische Pflanzstädte. Erläuterung wegen der Amazonen. Rio Negro. Gemeinschaft des Orinoko mit dem Marañon. Rio Madera. Fort Pauris. Fluß Topayos. Holländisches Fort Parí. Gewürzhafte Bäume. Festung Curupa. Lage der Stadt Parí. Des Herrn de la Condamine Ankunft daselbst. Beobachtungen von der Stadt; von den Pocken daselbst. Zwo Mündungen des Amazonenflusses. Veränderung des Bodens gegen Norden. Sonderbare Ebbe und Fluth. Condamine geräth auf eine Sandbank; kömmt nach Cayenne, und wieder nach Europa. Ausnahme daselbst.

Diese zweyte Reise des berühmten Mitgliedes der französischen Academie der Wissenschaften ist eigentlich nur die Folge und der Beschluß <sup>t)</sup> von seinem Tagebuche, woraus man schon einen Auszug gemacht hat. Man hat daselbst gesehen, daß, nachdem er seine academischen Arbeiten auf den Gebirgen zu Quito geendiget und seine bekannten Pyramiden errichtet hatte, er sich gegen das Ende des Märzmonates 1743 zu Tarqui bey Cuenca in Peru befand.

„Wir hatten es verabredet, saget er, Herr Godin, Herr Bouguer und ich, wir wollten durch verschiedene Wege wieder nach Europa gehen, damit wir desto mehr Gelegenheiten bekämen, etwas wahrzunehmen <sup>u)</sup>. Ich wählte einen fast unbekanntem Weg, welcher mich nicht dem Reide aussetzen konnte. Dieses war der auf dem Amazonenflusse, welcher von Abend nach Morgen durch das ganze feste Land des südlichen America geht, und welcher mit Recht für den größten Fluß von der Welt gehalten wird. Ich nahm mir vor, diese Reise nützlich zu machen, indem ich eine Karte von diesem Flusse aufnahm und Beobachtungen von allerhand Art wegen einer so wenig bekannten Gegend sammelte.“

Herr de la Condamine beobachtet <sup>x)</sup>, daß Sansons sehr mangelhafte Karte von dem Laufe dieses Flusses, welche nach des P. Acunja bloß historischen Nachrichten aufgesetzt worden, nachher von allen Erdbeschreibern, aus Mangel neuerer Nachrichten, ist copiret worden, und daß wir bis 1717 keine bessere davon gehabt haben. Damals erschien zum erstenmale in Frankreich eine Copie von derjenigen, die im 1690 Jahre von dem P. Fritz aufgesetzt worden und zu Quito im 1707 Jahre gestochen war. Da aber viele Hindernisse diesem Missionar niemals erlaubt haben, solche vollkommen zu machen, vornehmlich an dem untern Ende des Flusses: so ist sie nur mit einigen Notizen begleitet, und hat fast nicht die geringste umständliche historische Nachricht, so daß man bis auf des Herrn de la Condamine Karte das Land um den Amazonenfluß nur aus des P. Acunja Berichte kannte, wovon man den Auszug vorher gelesen hat.

Weil

Dissot 1745 in 8 herausgegeben hat. Er hatte es vorher zu Amsterdam spanisch drucken lassen. Allgem. Reisebeschr. XVI. Band.

<sup>u)</sup> Diese Bewegungsgr. werden in seinem Tagebuche weitläufiger erklärt. <sup>x)</sup> Ebend. a. d. 15 u. vorh. S.



De la Con-  
damine.  
1743.

Wollt wir schon des Ulloa genaue Anmerkungen von dem Namen, der Quelle und dem allgemeinen Laufe des Marañon, von denen dreym Wegen, die von Quito nach diesem Flusse führen, von dem Wege von Jaen, wo dieser Fluß anfängt, schiffbar zu werden, und von denen vornehmsten Flüssen, wovon er sich bildet und vergrößert, mitgetheilt haben, und alle diese umständlichen Beschreibungen aus des Herrn de la Condamine Reise auf dem Amazonenflusse genommen zu seyn scheinen, weil er der einzige von den neuern Reisenden ist, welcher bis in diese Gegenden gedrungen: so ist uns nichts weiter übrig, als daß diesem Mitgliede der Academie, von Tarqui bis nach Jaen, von Jaen bis nach seinem Eingange in das Nordmeer und von da bis in Europa folgen.

Sein Weg  
von Tarqui  
nach Jaen.

Er reisete den 17ten May 1743 von Tarqui, fünf Meilen gegen Süden von Cuenca ab. Auf seiner Reise von Lima im 1737sten Jahre hatte er den ordentlichen Weg von Cuenca nach Lora genommen. Diesemal nahm er einen Umweg, welcher durch Zaruma gieng, bloß damit er diesen Ort auf seine Karte setzen könnte. Er lief einige Gefahr, da er den großen Fluß los Jubones durchwadede, welcher damals sehr groß war und allezeit überaus schnell ist. Diese Gefahr aber bewahrte ihn vor einer größern, die ihn auf dem Wege von Lora erwartete z).

Lage von Za-  
ruma.

Von einem Gebirge, worüber de la Condamine seinen Weg nahm, sieht man den Hafen Tumbez. Von diesem Puncte fing er eigentlich an, sich von dem Südmeere zu entfernen, um das ganze feste Land durchzusehen. Zaruma, welches im dritten Grade, vierzig Minuten Südbreite liegt, giebt einer kleinen Provinz gegen Westen von der Provinz Lora seinen Namen. Die Bergwerke dieses Landes, welche vordem so berühmt waren, sind heutiges Tages fast ganz verlassen. Das Gold daraus ist mit Silber vermischt und ist dennoch unter dem Hammer sehr geschmeidig. Der Gehalt aber ist nur von vierzehn Carat. Die Höhe des Barometers zu Zaruma befand sich vier und zwanzig Zoll, zwei Linien. Man weiß, daß sich diese Höhe in dem heißen Erdgürtel nicht verändert, wie in unsern Gegenden. Die Mitglieder der Academie hatten es ganze Jahre hindurch zu Quito erfahren, daß sein größter Unterschied nicht über anderthalb Linien ist. Godin bemerkete zuerst, daß keine Veränderungen, die bey nahe von einer Linie in vier und zwanzig Stunden sind, ziemliche ordentliche Abwechselungen haben. Da dieses einmal erkannt war, so konnte man aus einer einzigen Erfahrung, von der mittlern Höhe des Mercurius urtheilen. Alle diejenigen, die man auf den Küsten des Südmeeres gemacht, und welche de la Condamine auf seiner Reise von Lima wiederhollet hatte, hatten ihn gelehret, daß diese mittlere Höhe, in der Gleiche mit dem Meere acht und zwanzig Zoll war a), woraus er schließen konnte

z) Im IX Bande dieser Sammlung a. d. 275 u. ff. S.

a) Da Herr Seniergues, Wundarzt bey der academischen Gesellschaft, im 1737 Jahre zu Cuenca war ermordet worden: so hatte der Herr de la Condamine eine beglaubigte Abschrift von dem peinlichen Prozesse bey sich, die er, nach seiner Zurückkunft, nebst den Umständen von dem Morde an das Licht gestellet hat. Er erhielt Nachricht, daß die Mitgenossen, welche befürchteten, sie möchten von dem spanischen Hofe gestraft werden, Leute bestel-

let hatten, die ihm auf dem Wege auflauern sollten, welchen er nehmen würde.

a) Man sehe das historische Tagebuch und die Aufschrift, welche die zu Quito gemachten Beobachtungen enthält. a. d. 163 S.

b) Der Verfasser beobachtet, Laet thue dessen bey seiner Beschreibung von America keine Erwähnung. Er bedienete sich zu dieser Rechnung einer von dem Herrn Bouguer nach einer angenehmen Meinung aufgesetzten Tafel, welche die Messung bis hieher besser, als sonst irgend eine, mit

können glaubete, daß der Boden zu Zaruma ungefähr siebenhundert Toisen hoch ist, welches nicht die Hälfte von der Höhe des zu Quito ist b). De la Condamine. 1743.

Man trifft auf diesem Wege viele von denen Brücken aus Stricken von Baumrinde und Bindweiden an, wovon wir verschiedene Beschreibungen mitgetheilet haben. Lora ist um drehundert und funfzig Toisen ungefähr höher, als Quito, und die Hitze ist da selbst merklich größer. Allein obgleich die Berge in der Nachbarschaft nur Hügel sind, in Vergleichung mit denen zu Quito: so dienen sie dennoch den Gewässern der Provinz zur Verteilung; und einerley Abhang des Gebirges, Caranuma genannt; wo die beste Quinquina wächst, zwö Seemellen gegen Süden von Lora, giebt Flüßen, die einen gegenseitigen Lauf nehmen, einige gegen Westen, um sich in das Südmeer zu ergießen, und die andern gegen Osten, welche den Maranjon vergrößern, ihren Ursprung.

De la Condamine brachte den ganzen dritten Tag des Brachmonates auf einem von diesen Gebirgen zu, um daselbst Senker von dem Baume Quinquina zu sammeln. Er konnte aber mit Hilfe zweener Indianer, die er zu Wegweisern mitgenommen hatte, auf seiner ganzen Tagereise nicht mehr, als acht oder neun junge Pflanzen, sammeln, welche nach Europa konnten versetzt werden. Er ließ sie mit der Erde, die er an eben dem Orte aus hob, in eine Kiste setzen, welche er mit vieler Vorsicht von einem Menschen auf der Schulter bis an den Ort tragen ließ, wo er sich einschiffete.

Von Lora nach Jaen gieng man über die letzten Berge der Cordillieren. Auf dieser ganzen Reise geht man fast beständig durch Gehölze, wo es alle Jahre elf Monate lang regnet, und zuweilen auch das ganze Jahr hindurch. Es ist nicht möglich, etwas daselbst zu trocknen. Die mit Rindsleder bedecketen Körbe, welche die Kuffer dieses Landes sind, verfaulen, und geben einen unerträglichen Gestank von sich. De la Condamine gieng durch zwei Städte, die nur noch den Namen der Städte haben, nämlich Loyola und Valdadolid. Beyde waren vor ungefähr hundert Jahren reich und von Spaniern bevölkert: heutiges Tages aber sind sie zu kleinen Dörfchen mit Indianern oder Mestizen geworden und von ihrer ersten Lage verleget. Jaen so gar, welches noch den Titel einer Stadt führet, und welches der Sitz des Statthalters seyn sollte, ist heutiges Tages nur noch ein dreckichtes und feuchtes Dorf, ob es gleich auf einer Höhe liegt, und ist bloß wegen eines ekelhaften Ungeziefers, Namens Garrapata, bekannt, wovon man daselbst gestressen wird. Eben der Verfall ist den meisten Städten in Peru, die von dem Meere entfernt sind und außer dem großen Wege von Carthagena nach Lima liegen, wiederfahren. Dieser Weg bierhet eine Menge von Flüßen dar, deren einige man durchwadet, über andere aber

D 2

auf

den verschiedenen Erfahrungen des Barometers übereinstimmt, die man in verschiedenen geometrisch bestimmten Höhen gemacht hat. Da er von Tarqui, einem ziemlich kalten Lande, kam: so empfand er eine große Kälte zu Zaruma, ob es gleich nicht höher, als auf dem kahlen Berge in Martinié war, wo er eine stechende Kälte ausgestanden, als er aus einem niedrigen und warmen Lande gekommen. Ich vermüthe, setzet de la Condamine hinzu, man wisse, daß wir bey unserm langen Aufenthalte in der Provinz Quito,

unter der Linie, beständig erkannt haben, daß die Höhe des Bodens, nachdem sie mehr oder weniger groß gewesen, fast gänzlich wegen des Grades der Hitze den Ausspruch thue; und daß man nicht über zweytausend Toisen hoch steigen dürfe, um sich aus einem von der Sonnenhitze verbrannten Thale bis an den Fuß eines Haufen Schnees zu versetzen, der so alt, als die Welt ist, und womit der benachbarte Berg gekrönet seyy wird. Am angef. Orte, a. d. 22 S.

De la Con-  
damine.  
1743.

auf Brücken und Flößen geht, die an dem Orte selbst aus einem sehr leichten Holze gebaut werden, womit die Natur alle Wälder versehen hat. Diese vereinigten Flüsse machen einen großen und sehr schnellen Strom, Namens Chinchipe, welcher viel breiter ist, als die Seine zu Paris. Man geht ihn in einer Flöße hinab, fünf Meilen weit, bis nach Comependa, einem indianischen Dorfe in einer angenehmen Lage, bey der Vereinigung dreyer Flüsse. Der Marañon, welcher in der Mitte ist, erhält von der Südseite den Fluß der Chachapoyaer und den Fluß Chinchipe an der Westseite, im fünften Grad drey Minuten Südbreite. Von hier an geht der Marañon, ungeachtet seiner Umwege doch immer ein wenig näher und näher nach der Linie bis zu seiner Mündung. Unter eben diesem Puncte zieht sich der Fluß eng zusammen und öffnet sich einen Durchgang zwischen zweyen Gebirgen, wo ihn die Heftigkeit seines Stromes, die Felsen, die ihn verschließen, und viele Wasserprünge unfahrbar machen. Was man den Jaener Hafen nennet, das ist der Ort, wo man sich einschiffet, ist vier Tagereisen von Jaen an dem kleinen Flusse Chuchunga, wodurch man unterhalb der Wasserprünge in den Marañon hinunter fährt.

Ein Bothe, welchen de la Condamine von Comependa abgeschicket hatte, mit Befehl von dem Statthalter zu Jaen an seinen Lieutenant zu Sant Jago, um ein Canot in dem Hafen fertig halten zu lassen, hatte alle diese Hindernisse auf einer Flöße gehoben, welche aus zweyen oder dreyen Stücken Holz bestund. Von Jaen bis nach dem Hafen geht man über den Marañon, und man findet sich vielmals an seinen Ufern. In diesem Raum erhält er von der Nordseite viele Flüsse, welche bey großem Regen einen mit Goldstriemen und Goldkörnern vermischten Sand fortführen; und die beyden Seiten des Flusses sind mit Cacahütern bedeckt, welcher eben so gut ist, als der, den man bauet, woraus sich aber die Indianer des Landes nichts mehr machen, als aus dem Golde, welches sie nur sammeln, wenn man in sie dringt, daß sie ihren Tribut bezahlen sollen.

Den vierten Tag, nachdem de la Condamine von Jaen abgereiset war, wadete er ein und zwanzigmal durch den Fluß Chuchunga, und das zwey und zwanzigstemal gieng er in einem Schiffe hinüber. Die Maulesel fingen an zu schwimmen, so beladen sie auch waren, als sie sich der Herberge näherten; und de la Condamine hatte den Verdruß, seine Papiere, seine Bücher und seine Instrumente ganz benäset zu sehen. „Dieses war der vierte Zufall von der Art, welchen er ausgestanden hatte, seitdem er in den Gebirgen reiste. Seine Schiffbrüche, saget er, hörten nicht eher auf, als bis er sich eingeschiffet hatte.“

Chuchunga,  
Hafen von  
Jaen.

Der Jaener Hafen, welcher Chuchunga heißt, ist ein Dorf von zehn indianischen Familien, die durch einen Caciquen regieret werden. De la Condamine war genöthigt

c) Er machet eine allerliebste Abschilderung von denen acht Tagen, die er in dem Dorfe Chuchunga zubrochte. „Ich hatte, saget er, weder die Lust noch Neugierige zu befürchten. Ich war mitten unter den Wilden. Ich erhohlete mich unter ihnen von dem Leben mit Menschen, und wenn ich es sagen darf, ich bedauerte deren Umgang nicht. Nach vielen in einer beständigen Bewegung verbrachten Jahren genoss ich zum erstenmale einer süßen Ruhe. Das Andenken meiner vergangenen Mühseligkeiten und Gefährlich-

keiten schien mir ein Traum zu seyn. Die Einsamkeit, welche in dieser Einsamkeit herrschete, machte sie mir viel liebenswürdiger. Es schien, als wenn ich daselbst freyer Athem hohlete. Die Höhe der Himmelsgegend war durch die Klüfte des Wassers aus einem Bache, der kaum aus seiner Quelle kam und durch das dicke Gebüsch, welches seine Ufer beschattete, gemäßiget. Eine ungeheure Anzahl sonderbarer Pflanzen und unbekannter Blumen hoch mir ein neues und manichfaltiges Schauspiel dar. Zwischen meinen Be-

worden, die beyden jungen Mestizen abzuschaffen, welche ihm hätten zu Dolmetschern dienen können. Die Nothwendigkeit ließ ihn ein Mittel erfinden, solches zu ersetzen. Er wußte beynabe eben so viele Worte von der Sprache der Yncas, welche diese Indianer redeten, als sie von der spanischen Sprache wußten. Da er zu Chuchunga nur sehr wenig Canote antraf, und derjenige, den er von Sant Jago erwartete, nur erst in vierzehn Tagen ankommen konnte: So vermochte er den Caciquen, eine ziemliche große Balise bauen zu lassen, die ihn mit seinem Gerathe tragen könnte. Diese Arbeit gab ihm Zeit, seine Papiere und Bücher trocknen zu lassen c). Die Sonne zeigte sich nur Mittages. Dieses war genug, die Höhe zu nehmen. Er fand fünf Grad ein und zwanzig Minuten Südbreite; und das Barometer, welches über sechzehn Linien niedriger war, als am Ufer des Meeres, lehrte ihn, daß es zweyhundert und fünf und dreyßig Toisen weit überhalb der Gleichheit mit dem Meere, Flüsse gäbe, die ohne Unterbrechung schiffbar wären d).

De la Con-  
damine.  
1743.

Den 4ten des Heumonates Nachmittage stieg er in ein kleines Canot mit zweenen Kurieren, vor welchem die Balise unter der Bedeckung dreier Indianer aus dem Dorfe voraus fuhr, die bis an den Gürtel im Wasser giengen, um sie mit der Hand zu führen, oder wider die Gewalt der Ströme, zwischen den Felsen und in den kleinen Wasserprüngen, aufzuhalten. Den folgenden Tag kam er in den Maranjon, vier Meilen gegen Norden, von dem Orte, wo er zu Schiffe gegangen war; daselbst ist er eigentlich erst schiffbar. Die Flöße, welche nach dem Bette des kleinen Flusses eingerichtet war, verlangete, größer und stärker gemacht zu werden. Man wurde den Morgen gewahr, daß der Fluß um zehn Fuß gestiegen. De la Condamine, welcher auf Gutbefinden seiner Führer aufgehalten wurde, hatte Zeit, sich seinen Wahrnehmungen zu überlassen. Er maß auf eine geometrische Art die Breite des Maranjon, welche sich auf hundert und fünf und dreyßig Toisen breit fand, ob sie gleich schon um funfzehn bis zwanzig Toisen abgenommen. Viele Flüsse, welcher dieser Strom oberhalb Jaen einnimmt, sind viel breiter, woraus man urtheilen kann, daß er von einer großen Tiefe ist. In der That reichete ein Tau von acht und zwanzig Faden nur im Drittel seiner Breite auf den Grund. Es war unmöglich, ihn in der Mitte seines Bettes zu ergründen, wo ein Canot, welches dem Strome überlassen wurde, eine und ein Viertel von einer Toise in einer Secunde lief. Das Barometer, welches um vier Linien höher, als in dem Hafen war, zeigte dem Herrn de la Condamine, daß die Fläche des Wassers ungefähr funfzig Toisen von Chuchunga an, gesunken wäre, von da er nur acht Stunden gebraucht hatte, hinunter zu fahren. Er beobachtete an eben dem Orte die Breite von fünf Graden eine Minute südlich.

De la Con-  
damine schif-  
fet sich ein.

Tiefe des  
Flusses.

D 3

Den

„beiten nahm ich an den unschuldigen Vergnügen  
„gen meiner Indianer Theil; ich badete mich mit  
„söhnen, ich bewunderte ihre Geschicklichkeit auf  
„der Jagd und beim Fischen. Sie ließen mir das  
„Auslesen von ihren Fischen und ihrem Wildprä-  
„ste. Sie waren alle zu meinem Befehle. Der  
„Cacique, welcher sie anführte, war am eifrig-  
„sten, mir zu dienen. Ich bekam Licht von wohl-  
„riechendem Holze und Harze. Der Sand, wor-  
„auf ich gieng, war mit Golde vermengt. Man  
„sagete mir, meine Flöße wäre fertig und ich ver-

„gaß alle diese Annehmlichkeiten,“. Mem. de l'Acad-  
dem. des Sciences pour 1745.

d) De la Condamine behauptet nicht, daß sie nicht in einer größern Höhe seyn können, und bezieht sich bloß auf die Folge, die er aus seiner Erfahrung zieht. Indessen hat es doch Wahrscheinlichkeiten genug, saget er, daß der Punct, wo ein Fluß anfängt, Schiffe zu tragen, wenn er von eben dem Orte über tausend Seemeilen gelaufen ist, weit erhabener seyn muß, als derjenige, wo die ordentlichen Flüsse anfangen, schiffbar zu werden. A. d. 33 S.

De la Con-  
damine.

1743.

Enge Straße  
u. Gefährlich-  
keiten dabey.

Den 8ten, da er seinen Weg fortsetzte, gieng er über die Enge bey Cumbinanta, welche wegen der Steine gefährlich ist, womit sie angefüllt ist. Ihre Breite ist nur ungefähr zwanzig Toisen. Die bey Escurrebragas, welche man den andern Morgen antrifft, ist von einer andern Art. Der Fluß, welcher von einem scharfen Felsenstücke aufgehalten wird, woran er senkrecht stößt, wendet sich auf einmal ab, und machet mit seiner ersten Richtung einen geraden Winkel; und durch die Geschwindigkeit, die er von seiner Bewegung bekommt, hat er eine tiefe Bucht in den Felsen gehöhlet, wo die Gewässer seines Ufers, welche durch die Geschwindigkeit derer in der Mitte von einander getrieben werden, wie in einem Gefängnisse aufgehalten sind. Die Flöße, worauf de la Condamine damals war, wurde durch den Strom in diese Höhle getrieben, und that über eine Stunde lang nichts anders, als daß sie sich herum drehete. Die Gewässer führten sie zwar im Zirkel wieder gegen die Mitte des Flusses, wo der große Strom ihnen begegnete, und Wellen machte, die vermögend waren, die Balse zu überschwemmen, wenn ihre Größe und Festigkeit sie nicht dagegen vertheidiget hätte: die Gewalt des Stromes aber trieb sie wieder in die Bucht zurück; und de la Condamine würde niemals ohne die Geschicklichkeit von vier Indianern herausgekommen seyn, welche er mit einem kleinen Canote bey sich behalten die Vorsicht gehabt hatte. Diese vier Leute, welche zu Lande am Ufer hingegangen waren, und sich um die Bucht herum begeben hatten, kletterten auf den Felsen hinauf, von da sie ihm nicht ohne Mühe Bindweiden zuwarfen, welches die Seile des Landes sind, womit sie die Flöße wieder bis in den Schuß des Stromes zogen. An eben dem Tage gieng man über eine dritte Enge, Namens Guaralayo, wo das Bett des Flusses durch die Felsen zusammen gezogen wird, und nicht über dreßsig Toisen breit ist. Diese Felle aber ist nur bey dem großen Anwachs des Wassers gefährlich. Den Abend an eben dem Tage traf de la Condamine das große Canot an, welches man ihm von Sant-Jago schickete, und welches noch sechs Tage würde gebraucht haben, um bis an den Ort zu kommen, von da die Flöße in zehn Stunden herabgekommen war.

Sant Jago de  
las Montan-  
jas.

De la Condamine gelangete den 10ten zu Sant Jago de las Montañas, einem Dorfe, an, welches heutiges Tages an der Mündung eines Flusses gleiches Namens liegt, und von den Trümmern einer Stadt errichtet worden, die ihren Namen dem Flusse gegeben hat. Ihre Ufer werden von einer indianischen Völkerschaft mit Namen die Zibaroer, bewohnet, die ehemals Christen gewesen, und sich seit hundert Jahren wider die Spanier empöret hatten, um sich der Arbeit in den Goldbergwerken zu entziehen. Sie leben frey in Gehölzen, wozu niemand kommen kann, und woraus sie die Schiffahrt an dem Flusse verhindern, wodurch man innerhalb weniger, als acht Tagen, von den Gegenden um Iora und Cuenca herunter kommen könnte. Die Furcht vor ihrer Grausamkeit hat gemacht, daß die Einwohner zu Sant Jago zweymal ihre Wohnung verändert haben, und daß sie seit vierzig Jahren die Partey ergriffen, bis an die Mündung des Flusses in den Marañon hinunter zu fahren. Unterhalb Sant Jago findet man Borja, eine Stadt, die den vorigen beynabe gleich, ob sie wohl die Hauptstadt der Statthaltertschaft Maynas ist, welche alle spanische Missionen an den Ufern des Flusses begreift. Sie ist von Sant Jago nur durch den berühmten Pongo von Manseriche abgesondert. Man hat in den vorhergehenden Beschreibungen gesehen, daß Pongo eine Pforte bedeutet, und daß man diesen Namen allen engen Durchfahrten giebt, wovon diese die berühmteste ist. Es ist ein Weg, den sich der Marañon, welcher nach einem Laufe von mehr, als zweyhundert See-

Borja.

Pongo von  
Manseriche.



reisen gegen Norden, indem er sich gegen Osten wendet, mitten durch die Gebirge der Cordillera eröffnet, indem er sich ein Bette zwischen zwei gleichlaufenden Felsenmauern aus-  
 höhlet, welche fast nach der Bleyschnur gehauen sind. Es sind nicht viel über hundert Jahre, daß einige spanische Soldaten von Sant Jago diese Durchfahrt entdecketen, und sich zuerst darauf wageten. Zween Jesuiten Missionarien aus der Provinz Quito folgten gleich hinter ihnen her, und legeten im 1639sten Jahre angeführter maßen die Mission zu Maynas an, die sich sehr weit erstreckt, indem man den Fluß hinabgeht. Bey der Ankunft zu Sant-Jago schmeichelte sich de la Condamine, noch an eben dem Tage zu Borja zu seyn, und brauchete in der That nur eine Stunde, sich dahin zu begeben. Ungeachtet seiner zu wiederholten malen abgeschickten Borhen und der Empfehlungsschreiben aber, worauf man niemals viel Acht gehabt, war das Holz zu der großen Flöße, worauf er über den Pongo gehen sollte, noch nicht gehauen. Er ließ also seine nur durch einen neuen Umschlag fester machen, damit sie die ersten Anstöße aushalten könnte, die bey den Krümmen und Umwegen aus Mangel eines Steuerruders unvermeidlich sind, dessen sich die Indianer auf den Flößen nicht bedienen. Sie haben auch, um ihre Canote zu regieren, nur einerley Pagaie, die ihnen zum Ruder dienet.

De la Con-  
damine.  
1743.

Zu Sant-Jago konnte de la Condamine den Widerstand seiner Schiffleute nicht überwinden, welche den Fluß noch nicht seicht genug fanden, um die Fahrt darauf zu wagen. Alles, was er von ihnen erhalten konnte, war, daß sie hinüber fahren und den günstigen Augenblick in einer kleinen Bucht nahe bey der Einfahrt in den Pongo erwarten wollten, wo der Strom so reißend und heftig ist, daß sich das Wasser, ohne einen wirklichen Sprung zu haben, herab zu stürzen scheint, und sein Stoß gegen die Felsen machet ein fürchterliches Geräusch. Die vier Indianer aus dem Jaener Hafen, die nicht so neugierig waren, als der reisende Franzose, den Pongo in der Nähe zu sehen, waren schon zu Lande, durch einen Fußsteig, oder vielmehr durch eine in Felsen gehauene Treppe voraus gegangen, um seiner zu Borja zu erwarten. Er blieb, wie in der vorhergehenden Nacht, mit einem Schwarzen allein auf seiner Flöße. Eine sehr außerordentliche Begebenheit aber machte, daß er es als ein Glück ansah, daß er sie nicht hatte verlassen wollen. Der Fluß, dessen Höhe um fünf und zwanzig Fuß in sechs und dreyßig Stunden abnahm, fiel noch immer mehr und mehr. Mitten in der Nacht hatte sich ein Splitter von einem sehr großen Zweige eines unter dem Wasser verborgenen Baumes zwischen die Hölzer der Flöße gesteckt, wo er mehr und mehr durchdrang, so wie sie sich mit dem Wasser hinunter ließ. De la Condamine sah sich also in Gefahr angehaket, und mit seiner Flöße in der Luft hängen zu bleiben; und der geringste Zufall, welcher ihm begegnen konnte, war, daß er seine Papiere, die Frucht einer achtjährigen Arbeit, verlor. Endlich fand er ein Mittel, sich wieder los und seine Flöße flott zu machen e).

Seltfame Be-  
gebenheit des  
Herrn de la  
Condamine.

Er hatte sich seinen gezwungenen Aufenthalt zu Sant-Jago zu Nuzen gemacht, um die Breite der beyden Flüsse auf eine geometrische Art zu messen, und die Winkel zu nehmen, die ihm dienen sollten, eine besondere Karte von dem Pongo zu entwerfen. Den 12ten des Heumonates zu Mittage, da er sich wieder auf den Fluß begeben, wurde er gar bald durch den Strom in einen engen und tiefen Gang geführt, welcher abhängig und an einigen Orten senkrecht in den Felsen gehauen war. In weniger als einer Stunde fand er sich

Abmessung  
des Pongo v.  
Manjerische.

e) Ebendas. a. d. 43 S.



De la Condamine. 1743. sich nach Borja geführt, wohin man drey Seemeilen von Sant-Jago rechnet. In dem sen konnte das Geschleppe von Holze, welches nicht einen halben Fuß tief im Wasser gieng und welches wegen der ordentlichen Größe seiner Fracht, dem Widerstande der Luft eine eben bis achtmal größere Fläche, als dem Strome des Wassers darboth, nicht alle Geschwindigkeit des Stromes antehmen; und diese Geschwindigkeit selbst verminderte sich sehr sehnlich, so wie das Bette des Flusses nach Borja zu breiter wurde. De la Condamine urtheilte, daß sie in dem engeften Raume zwey Loisen in einer Secunde lief, in Vergleichung mit andern genau abgemessenen Geschwindigkeiten.

Der Canal des Pongo, welcher von Natur ausgehölet ist, fängt eine kleine halbe Meile unterhalb Sant-Jago an, und wird immer enger und enger; so daß er von zweyhundert und fünfzig Loisen, die er unterhalb der Vereinigung der beyden Flüsse haben mag, nicht über fünf und zwanzig mehr hat. Bisher hatte man dem Pongo nur fünf und zwanzig spanische Varen, welche ungefähr zehn französische Loisen machen, gegeben; und nach der gemeinen Meynung konnte man in einer Viertelstunde von Sant-Jago nach Borja kommen. Eine aufmerksame Beobachtung aber gab dem Herrn de la Condamine zu erkennen, daß er in dem schmalesten Theile der Durchfahrt drey mal die Länge seiner Flöße von jedem Ufer hatte. Er zählte sieben und fünfzig Minuten auf seiner Uhr von der Durchfahrt des Pongo bis nach Borja, und ungeachtet der angenommenen Meynung, fand er kaum zwey Seemeilen, deren zwanzig auf einen Grad gehen (weniger sechs tausend Loisen) von Sant-Jago nach Borja anstatt der drey, die man gemeinlich dahin zu rechnen pflegt. Zweyen oder drey recht harte Stöße, die er in den Krümmen nicht vermeiden konnte, wirkten ihn erschreckt haben, wenn er nicht zuvor schon davon wäre eingenommen gewesen. Er hielt dafür, ein Canot würde daselbst tausendmal und ohne Hülfe zersplittern. Man zeigte ihm den Ort, wo ein Statthalter von Maynas angekommen. Da aber die Stämme einer Flöße nicht in einander gefüget, noch zusammengenagelt waren: so brachte die Biegsamkeit der Bindweiden, welche sie zusammen hielten, die Wirkung einer Feder hervor, welche den Stoß schwächete. Die größte Gefahr ist, wenn man außer den Strom in einen Wirbel geführt wird. Es war noch kein Jahr, so hatte ein Missionar, welcher dieses Unglück gehabt, zweyen ganzen Tage darinnen ohne Lebensmittel zugebracht, und würde verhungert seyn, wenn das schnelle Anlaufen des Flusses ihn nicht wieder in den Strom des Wassers gebracht hätte. Man fährt nur bey niedrigem Wasser in Canoten hinunter, wenn das Canot kann regieret werden, ohne daß es von dem Strome gar zu weit hingerissen wird.

Zustand des Verfassers zu Borja. De la Condamine glaubete, zu Borja in einer neuen Welt zu seyn. „Er fand daselbst, saget er f), von allem menschlichen Umgange entfernt, auf einem Meere von süßem Wasser, mitten in einem Labyrinth von Seen, Flüssen und Canälen, welche von allen Seiten einen unermesslichen Wald durchdringen, zu dem man nur durch sie alle

f) Man sehe im IX Bande dieser Samml. a. d. 283 S. des Illoa Anmerkungen.

g) Die Beobachtung der Sonne bey ihrem Aufgange und Niedergange, gab wie zu Quito Abweichungen der Magnetnadel, acht und einen halben Grad von Norden gegen Osten. Aus zweyen also hintereinander des Morgens und Abends beobach-

teten Weiten, kann man die Abweichung der Magnetnadel schließen, ohne der Sonne ihre zu kennen. Man darf nur auf die Veränderung derselben in dem Zwischenraume der beyden Wahrnehmungen Acht haben, wenn sie beträchtlich genug ist, um mit dem Compasse wahrgenommen zu werden. Ebd. a. d. 59 S.

„kommen kann. Er traf neue Pflanzen, neue Thiere und neue Menschen an. Seine De la Con-  
 „Augen, die seit sieben Jahren gewöhnet waren, Berge zu sehen, verloren sich in den damine.  
 „Wolken, und konnten es nicht müde werden, den Horizont zu umlaufen, wobey sie kein  
 „anderes Hinderniß, als die Hügel des Pongo hatten, welche seinem Anblicke bald ver- 1743.  
 „schwinden wollten. Auf diejenige Menge von mancherley Gegenständen, welche die in  
 „den Gegenden um Quito gebaueten Felder abändern, folgte hier das allereinförmigste  
 „Ansehen. An welche Seite er sich auch hinwendete, sah er nichts, als Wasser und Grü-  
 „nes. Man trat die Erde mit Füßen, ohne sie zu sehen. Sie ist mit buschichten Kräu-  
 „tern, mit Pflanzen und Gesträuchen so bedeckt, daß man viele Arbeit brauchet, um ei-  
 „nen Fußbreit Raum davon zu entdecken. Unterhalb Borja, und vier bis fünfhundert  
 „Meilen weiter, wenn man den Fluß hinunter fährt, ist ein bloßer Kieselstein so selten, als  
 „ein Diamant. Die Wilden dieser Gegend haben nicht einmal eine Vorstellung davon.  
 „Die Verwunderung derjenigen, die nach Borja gehen, wenn sie zum ersten male Steine  
 „antreffen, ist ein zeitkürzendes Schauspiel. Sie bemühen sich eifrigst, solche zusammen-  
 „zu lesen; sie beladen sich damit, als mit einer kostbaren Waare, und fangen nicht eher an,  
 „solche zu verachten, als wenn sie sehen, daß sie so gemein sind.“

De la Condamine wurde zu Borja von dem P. Magnin, einem Jesuiten Missionar,  
 erwartet. Nachdem er die Breite dieses Ortes beobachtet hatte, die er vier Grad, acht und  
 zwanzig Minuten südlich befand: so reiste er den 14ten des Heumonates mit diesem Pater  
 nach der Laguna ab. Den 15ten ließen sie die Mündung des Mocona nordwärts, wel-  
 cher von dem feuerspeyenden Berge Sangay herabgeht, dessen Asche über die Provinzen Feuerspeyen-  
 Macas und Quito, zuweilen jenseits Guayaquil fliegt. Weiter hin, und an eben der der Berg Sau-  
 Seite trafen sie die drey Mündungen des Flusses Pastaca an, welcher damals so ausge- gay.  
 treten war, daß sie die wahre Breite seiner Hauptmündung nicht messen konnten: sie schätz-  
 teten sie aber über vier hundert Toissen und fast eben so breit, als den Maranjon g).

Den 17ten kamen sie nach Laguna, woselbst de la Condamine seit sechs Wochen von Der Verfasser  
 Don Pedro Maldonado, Statthalter der Provinz Esmeraldas, erwartet wurde, wel- wird von Mal-  
 cher sich so, wie er, entschlossen hatte, den Weg auf dem Amazonenflusse zu nehmen, um donado erwar-  
 wieder nach Europa zu gehen. Da er aber den zweyten von den dreyen Wegen genommen tet.  
 hatte, die von Quito nach Jaen gehen: so war er zuerst auf dem Sammelplaze angekom-  
 men h). Laguna ist ein großer Flecken von mehr, als tausend Indianern, die aus ver-  
 schiedenen Völkerschaften gesammelt sind. Er ist die vornehmste von allen Missionen in  
 Maynas. Er liegt auf einem trockenen und erhabenen Orte i), welche Lage in diesem Lan-  
 de sehr selten ist, und an dem Ufer einer großen See, fünf Meilen über der Mündung des  
 Guallaga, welcher seine Quelle, wie der Maranjon, in den Gebirgen gegen Osten von  
 Lima hat. Durch diesen Fluß gieng Pedro d'Orsca, in den Amazonenfluß hinunter.  
 Das Andenken von seinem Unternehmen, und von denen Begebenheiten, die seinen Ver-  
 lust

h) Maldonado hatte unterwegs mit dem Com-  
 passe und einem Taschen Sonnenzeiger die nöthigen  
 Beobachtungen gemacht, den Lauf des Pastaca zu  
 beschreiben, und de la Condamine hatte ihm selbst  
 die Mittel dazu gegeben. Ein Zettel, den er an ei-  
 nem Baume gelassen, hatte, als er den 1sten des  
 Brachmonates da vorbey gegangen, den Herrn de  
 Allgem. Reisebeschr. XVI Band.

la Condamine von seinem Wege unterrichtet, wie  
 sie es verabredet hatten.

i) Viele Beobachtungen, welche Herr de la Con-  
 damine durch die Sonne, und durch die Sterne an-  
 stelletete, ließen ihn die Breite auf fünf Grad vier  
 zehn Minuten sehen. Ebendas. a. d. 62 S.

De la Condamine. lust verursacheten, erhält sich noch zu Lamas, einem kleinen nahen Flecken bey dem Hafen wo er sich zu Schiffe setzte. De la Condamine giebt der Mündung des Guallaga ungefähre zweyhundert und funzig Toisen in der Breite.

1743. Er gieng den 23sten mit Maldonado, von Laguna in zweenen Canoten von zwey und vierzig bis vier und vierzig Fuß lang, und nur drey Fuß breit, ab, deren jeder aus einem einzigen Baumstamme gehauen war. Die Ruderer sitzen darinnen von vorn bis in die Mitte. Der Reisende ist mit seinem Geräthe in dem Hintertheile, unter einem langen Dach von einem Gewebe zusammen geflochtener Palmenblätter, welches die Indianer noch künstlich genug machen, vor dem Regen bedeckt. Es ist eine Art von Bogenlaube, welche in der Mitte unterbrochen und zerschnitten ist, damit Licht in das Canot falle, und man hineinsteigen könne. Ein fliegendes Dach von eben der Materie, welches über das Canot weggeht, dienet diese Oeffnung zu bedecken, und ist zugleich anstatt der Thüre und des Fensters. Beyde zusammengesetzte Reisenden waren entschlossen, sie wolle Tag und Nacht fahren, damit sie, wenn es möglich wäre, die Brigantinen oder großen Canote erreichen könnten, welche die portugiesischen Missionarien jährlich nach Paracatu schicken, um ihre Lebensmittel von da kommen zu lassen. Den Tag über ruderten die Indianer, und die Nacht über hielten nur ihrer zweyen Wacht, einer an dem Vordertheile, und der andere an dem Hintertheile, um das Canot in dem Schusse des Stromes zu erhalten.

De la Condamine läßt uns anmerken, daß er sich dadurch, daß er sich vorgefetzt die Karte von dem Laufe des Amazonenflusses zu machen, ein Hülfsmittel wider die Unrichtigkeit bey einer Reise verschaffet, welche der Mangel an Abwechslung, selbst bey den allerneuesten Gegenständen, sehr verdrießlich würde haben machen können. „Ich hatte,“ sagt er, einer beständigen Aufmerksamkeit nöthig, um mit dem Compasse und der Uhr in der Hand, die Veränderungen der Richtung in dem Laufe des Flusses und die Zeit, die er von einer Krümme zur andern anwandten, zu beobachten, um die verschiedenen Breiten seines Bettes und der Mündung derer Flüsse, die er aufnimmt, den Winkel, welche diese machen, wenn sie hineinfallen, die Aufstosung der Eylande und ihre Länge zu untersuchen, und vornehmlich auf unterschiedene Art die Geschwindigkeit des Stromes und des Canotes bald zu Lande, bald in dem Canote selbst, zu messen. Alle meine Augenblicke waren besetzt. Oftmals habe ich die Tiefen erforschet, und auf eine geometrische Art die Breite des Hauptflusses und der andern Flüsse gemessen, welche hinein fallen. Ich habe täglich die Mittagshöhe der Sonne genommen; und habe oftmals ihre Weite bey ihrem Aufgange und ihrem Untergange beobachtet. An allen Orten, wo ich mich aufgehalten habe, habe ich das Barometer gestellet u. s. w. k).

Wilde Sprache. Den 25sten ließ er den Fluß Tigris gegen Norden, welchen er für viel größer hält als den Fluß gleiches Namens in Asien; und an eben dem Tage hielt er sich an eben dieser Seite in einer neuen Mission von Wilden auf, die erst kürzlich aus den Gehölzen gekommen waren, und die Nameoer hießen. Ihre Sprache ist von einer unbeschreiblichen Schwierigkeit, und ihre Art der Aussprache noch außerordentlicher. Sie reden mit Zurückziehung des Athems, und lassen fast keinen Selbstlaut hören. Ein Theil von ihren Wörtern könnte nicht geschrieben werden, auch nicht einmal unvollkommen, ohne wenigstens neun bis zehn Sylben dazu zu gebrauchen; und diese Wörter scheinen, wenn sie vor

k) Ebendaf. a. d. 64 und 65 S.

ihnen ausgesprochen werden, doch ihrer nur drey oder viere zu haben. Poettarrarorin- De la Con-  
 curoac heißt in ihrer Sprache drey. Ihre Rechenkunst geht nicht weiter; das ist, sie wis- damine.  
 sen nicht mehr zu zählen. Diese Völker sind sonst sehr geschickt, lange Blasröhre zu ma- 1743.  
 chen, welche ihr ordentliches Jagdgewehr sind. Sie stecken kleine Pfeile von Palmenholze Ihr Jagdges-  
 hinein, die anstatt der Federn mit einem kleinen Büschel Baumwolle versehen sind, wel- wehr.  
 cher den leeren Raum der Röhre genau ausfüllet. Sie schießen solche mit ihrem bloßen  
 Athem auf dreyßig bis vierzig Schritte weit, und verfehlen selten ihres Schusses. Ein so  
 einfaches Werkzeug ersetzt in diesem ganzen Lande, auf eine vortheilhafte Art, den Abgang  
 des Feuergewehres. Die Spitze dieser kleinen Pfeile ist mit einem so kräftigen Gifte bestrich-  
 en, daß, wenn es frisch ist, es in weniger, als einer Minute, das Thier tödtet, wel-  
 chem der Pfeil das Blut genommen hat; und das ohne Gefahr für diejenigen, welche das  
 Fleisch davon essen; weil es nicht wirket, wenn es nicht unmittelbar mit dem Blute ver-  
 menget wird. De la Condamine bekam oftmals, wenn er von dem Wildpräte aß, das  
 mit diesen Pfeilen erlegt war, die Spitze des Pfeiles zwischen die Zähne. Das Gegen-  
 gift bey den Menschen, die dadurch verwundet worden, ist das Salz, und noch sicherer der  
 Zucker, wenn er innerlich eingenommen wird 1).

Den 26sten trafen die Herren de la Condamine und Maldonado an der Südseite die Fluß Ucayale.  
 Mündung des Ucayale, eines der größten Flüsse, an, die den Marañon vergrößern.  
 De la Condamine zweifelt so gar, welcher von beyden der Hauptstamm ist, nicht allein,  
 weil der Ucayale da, wo sie einander begegnen, sich am wenigsten abwendet, und brei-  
 ter ist, als der Fluß, dessen Namen er annimmt, sondern auch, weil er seine Quellen wei-  
 ter hin hat, und selbst viele große Flüsse annimmt. Die Frage kann nicht eher völlig ent-  
 schieden werden, als bis er besser bekannt seyn wird. Die an seinen Ufern errichteten Mis-  
 sionen aber wurden im 1695ten Jahre, nach der Empörung der Cumivoer und Piroer  
 verlassen, welche ihre Missionarien todt schlugen. Unter dem Ucayale wächst die Breite des  
 Marañon merklich, und die Anzahl seiner Eylande nimmt zu.

Den 27sten landeten die beyden Reisenden bey der Mission St. Joachim an, die Völkerschaft  
 aus vielen indianischen Völkerschaften, vornehmlich Omaguaern, besteht, welche Völker- Omaguaer.  
 schaft vordem sehr mächtig war, und die Eylande und die Ufer des Flusses in einem Rau-  
 me von ungefähr zweyhundert Meilen unter der Mündung des Napo bevölkerte. Man  
 glaubete, daß sie aus dem neuen Königreiche Grenada durch einen von denen Flüssen her-  
 unter gekommen, welche daselbst ihre Quelle haben, um der Herrschaft der Spanier in den  
 ersten Zeiten ihrer Eroberung zu entfliehen. Eine andere Völkerschaft, die sich eben so  
 nennet, und an der Quelle eines von diesen Flüssen wohnet, der Gebrauch der Kleidung,  
 welcher bey den einzigen Omaguaern unter allen denen Indianern eingeführet ist, welche  
 die Ufer des Amazonenflusses bevölkern, einige Spuren von der Ceremonie der Taufe, und  
 einige verstellte mündliche Sagen bestätigen die Muthmaßung von ihrer Wanderung.  
 Sie waren zu Ende des letzten Jahrhunderts insgesammt zum christlichen Glauben befeh-  
 ret, und man zählte damals in ihrem Lande dreyßig Dörfer, die auf der Karte des P.  
 Fritz mit ihren Namen bezeichnet sind. Da sie aber durch die Streifereyen einiger Räu-  
 ber aus Para erschreckt worden, welche sie entführten, um sie zu Sclaven zu machen; so  
 haben sie sich in den Gehölzen und spanischen und portugiesischen Missionen zerstreuet,

1) Unten kommen Erfahrungen vor, die mit diesem Gifte zu Cayenne gemacht worden.

De la Con-  
damine.  
1743.

Bedeutung ih-  
res Namens.

Pflanze, die  
Erscheinungen  
verursachet.

Ihre Sprit-  
zen.

Astronomi-  
sche Wahrneh-  
mungen an der  
Mündung des  
Napo.

Ihr Namen Omaguaer, so wie auch der Namen Camberaer, den ihnen die Por-  
tugiesen aus Para in der brasilianischen Sprache geben, heißt Plattköpfe. Sie haben in  
der That den seltsamen Gebrauch, daß sie den Hirnschädel ihrer Kinder, wenn sie auf die  
Welt kommen, zwischen zweyen Brettern drücken, und ihnen die Stirne platt machen.  
um ihnen diese seltsame Gestalt zu verschaffen, welche machet, daß sie, nach ihrer Aussage,  
dem Vollmonde ähnlich sehen. Ihre Sprache hat keine Verwandtschaft mit der peruan-  
schen oder brasilianischen, wovon die eine oberhalb, und die andere unterhalb ihres Landes  
längst dem Amazonenflusse geredet wird. Diese Völker bedienen sich zweyerley Pflanzen  
sehr, wovon die eine bey den Spaniern Floripondio heißt, deren Bluhme die Gestalt  
einer umgekehrten Glocke hat, und von dem P. Feuillée beschrieben worden. Die ande-  
re heißt in der Landessprache Curupa; und beyde reinigen den Leib. Sie verschaffen ihnen  
eine Trunkenheit von vier und zwanzig Stunden, in welcher sie seltsame Erscheinungen  
haben sollen. Die Curupa wird gepulvert eingenommen, wie wir den Schnupftaback neh-  
men, aber mit mehrer Zurüstung. Die Omaguaer bedienen sich einer Röhre von Schil-  
fe, die vorn wie eine Gabel ist, und die Gestalt eines Y hat, wovon sie jedes Ende in ei-  
nes von den Naselöchern stecken. Diese Vorrichtung, worauf ein gewaltiger Hauch folgt,  
läßt sie verschiedene seltsame Geberden machen.

Die Portugiesen zu Para haben von ihnen verschiedene Hausgeräthe aus einem sehr  
elastischen Harze machen lernen, welches an den Ufern des Maranjon sehr gemein ist  
und allerley Gestalten annimmt, wenn es frisch ist; unter andern auch Pumpen oder  
Spritzen, die keinen Stöpsel brauchen. Ihre Gestalt ist wie eine Birne, die inwendig  
hohl und an der Spitze mit einem kleinen Löchelchen durchbrochen ist, worein man ein  
Röhrchen stecket. Man füllet sie mit Wasser an; und wenn sie gedrückt werden, nach-  
dem sie voll sind, so thun sie die Wirkung der ordentlichen Spritzen. Dieses Geräth  
bey den Omaguaern sehr in Ehren. In allen ihren Versammlungen unterläßt der Haus-  
herr nicht, einem jeden Anwesenden eine zu überreichen, und man bedienet sich derselben  
Tezeit vor einem Ceremoniengastmahle <sup>n</sup>).

Die Reisenden richteten es nach ihrer Abreise von St. Joachim so ein, daß sie den  
zten August die Nacht an die Mündung des Napo kämen, in der Absicht, eine Emer-  
son des ersten Trabanten des Jupiters daselbst zu beobachten. De la Condamine hatte seit sei-  
ner Abreise keinen nach der Länge bestimmten Punct, um seine von Osten nach Westen ge-  
schätzeten Weiten zu verbessern. Außerdem machten die Reisen des Orellana, Texeira und  
des P. Acunja, welche den Napo berühmt gemacht, und der Anspruch der Portugiesen  
auf das Land an den Ufern des Amazonenflusses von seiner Mündung bis nach Napo, da  
viel daran gelegen war, diesen Punct festzusetzen. Die Wahrnehmung geschah glücklich  
ungeachtet aller Hindernisse, mit einem Sehrohre von achtzehn Fuß, welches nicht wenig  
Mühe gekostet hatte, auf einem so langen Wege fortzubringen. Da der Herr de la Con-  
damine anfänglich die Mittagshöhe der Sonne auf einer Insel der großen Mündung des  
Napo

<sup>n</sup>) Memoires de l'Academie des Sciences de Pan 1751.

<sup>n</sup>) Memoires de l'Academie des Sciences de Pan 1745.

<sup>e</sup>) De la Condamine nahm, nachdem er die Emer-

son beobachtet hatte, so gleich die Höhe der beyden  
Sterne, um die Stunde daraus zu schließen. Der  
Zwischenraum der Zeit zwischen der Emer-  
son, und der Beobachtung des Trabanten, und der Höhe der  
Sterne wurden mit einer guten Uhr gemessen, und



Napo gerade gegen über beobachtet hatte: so fand er solche drey Grad, vier und zwanzig Minuten Süderbreite. Er hielt die ganze Breite des Marañon neun hundert Toisen unterhalb der Insel, indem er nur einen Arm davon auf geometrische Art hatte messen können; und die Breite des Napo oberhalb den Inseln, welche seine Mündungen theilen, sechs hundert Toisen. Die Emerision des ersten Trabanten wurde mit eben dem guten Erfolge beobachtet <sup>o</sup>, und die Länge dieses Punctes bestimmt.

De la Condamine.  
1743.

Den andern Morgen, den 1sten August, begab man sich wieder auf dem Flusse bis nach Pevas, wo man zehn oder zwölf Meilen von der Mündung des Napo aus Land stieg. Dies ist die letzte von den spanischen Missionen an dem Marañon. Sie erstrecketen sich über zwey hundert Meilen jenseits: im Jahre 1710 aber haben sich die Portugiesen in den Besitz des größten Theiles dieses Landes gesetzt. Da die wilden Nationen, welche nahe an den Ufern des Napo sind, niemals von den Spaniern haben können überwunden werden: so haben einige zu verschiedenen Zeiten die Statthalter und Missionarien erschlagen, welche es versucht hatten, sie unter das Joch zu bringen. Indessen haben doch die Jesuiten zu Quito die alten Sise wieder aufgerichtet, und seit funfzig Jahren neue Missionen an diesem Flusse angeleget, die heutiges Tages sehr blühend sind. Der Namen Pevas gehöret zugleich einem Flecken und einer indianischen Völkerschaft, die einen Theil seiner Einwohner ausmachet. Man hat aber daselbst Indianer von verschiedenen Völkerschaften zusammen gebracht, wovon jede eine besondere Sprache redet, welches in diesen Pflanzstädten ziemlich gewöhnlich ist, wo zuweilen eine Sprache nur von zweyen oder dreyen Familien noch verstanden wird, welche elende Ueberbleibsel eines Volkes sind, das von dem andern aufgerieben und verschlungen worden. Heutiges Tages giebt es keine Menschenfresser an den Ufern des Marañon: es sind aber noch welche inwendig im Lande übrig, vornehmlich gegen Norden; und de la Condamine versichert uns, wenn man den Xupura hinaufgehe, so finde man noch Indianer, die ihre Gefangenen fressen.

Unter den wunderlichen Gebräuchen dieser Völkerschaften bey ihren Schmausereyen, ihren Tänzen, ihren Instrumenten, ihren Waffen, ihrem Jagdgeräthe und Fischergeräthe, ihren lächerlichen Zierrathen von Thierknochen und Fischen, die durch ihre Nasen und Lippen gestochen sind, ihren wie ein Sieb durchbohrten Backen voller Löcher, welche allerhand bunten Vogelfedern zum Futterale dienen, erstaunet man sonderlich bey einigen über die ungeheure Ausdehnung der untersten Ohrlappenspitze, ohne daß die Dicke dadurch vermindert zu seyn scheint. Man sieht dergleichen vier bis fünf Zoll lange Ohrlappen mit einem Loche durchbohret, welches siebenzehn bis achtzehn Linien im Durchschnitte hat; und dieser Anblick ist gemein. Die ganze Kunst, solche zu machen, besteht darinnen, daß man anfänglich eine kleine hölzerne Walze in das Loch stecket, an deren Statt man hernach eine dickere nimmt, so wie die Oeffnung größer wird, bis der Lappen auf die Schulter hinunter hängt. Der größte Schmuck dieser Indianer ist, daß sie das Loch mit einem großen Strauße oder einem Kraut- und Blumenbüschel anfüllen, welcher ihnen zum Ohrenringe dienet.

§ 3

Man

ches den Vortheil hatte, daß man keine Pendule brauchen durfte. Der Unterschied der Mittagelinien zu Paris und an der Mündung des Napo wurde durch Rechnung, vier Stunden drey Viertel gefunden, welche Bestimmung genauer seyn

wird, wenn man die Stunde der wirklichen Wahrnehmung an einem Orte genauer haben wird, dessen Lage nach der Länge bekannt ist, und wo diese Emerision sichtbar gewesen. A. J. 82 S.



De la Con-  
damine.  
1743.  
St. Paul, er-  
ster portugiesi-  
scher Ort.

Man rechnet sechs bis sieben Tagereisen von Nevas, der letzten spanischen Mission, welche die Jesuiten besorgen, bis nach St. Paul, der ersten portugiesischen Mission, die von den Carmelitern versehen wird. In diesem Raume findet man an den Ufern des Flusses keinen Wohnplatz. Dasselbst fangen die großen Inseln an, die ehemals von den Dma-guaern bewohnt worden; und das Bette des Flusses breitet sich so ansehnlich aus, daß es der einzige von seinen Armen zuweilen acht bis neun hundert Toisen hat. Diese große Weite giebt dem Winde freyen Lauf, der wirkliche Stürme darauf erregt, welche oftmals die Canote versenket haben. Die beyden Reisenden stunden einen davon aus, wider welchen sie nur in der Mündung eines kleinen Baches Bedeckung fanden. Dieß ist der einzige Hafen in dergleichen Falle. Man entfernt sich auch selten von den Ufern des Flusses: es ist aber auch gefährlich, sich demselben gar zu sehr zu nähern. Eine von den größten Gefährlichkeiten dieser Schiffahrt ist, daß man auf Stämme von ausgerissenen Bäumen kömmt, welche in dem Sande oder dem Leime am Ufer stecken bleiben, und unter dem Wasser verborgen sind. Wenn man gar zu dicht am Ufer hinget, so wird man auch von dem plötzlichen Falle einiger Bäume bedrohet, die entweder losgerissen sind, oder weil der Boden worauf sie stehen, auf einmal einsinkt, nachdem er schon lange von dem Wasser untergraben worden. Was diejenigen betrifft, die von dem Strome weggeführt werden, so kann man sich leicht vor ihnen in Acht nehmen, weil man sie von Ferne sieht.

Ob es gleich iso an dem Maranjon keine Völkerschaft giebt, die den Europäern feindlich ist: so finden sich dennoch Derter, wo es gefährlich seyn würde, die Nacht am Lande zuzubringen. Da der Sohn eines spanischen Statthalters, welchen de la Condamine zu Duito gekannt hatte, sich vorgenommen, den Fluß hinunter zu fahren: so wurde er von Wilden aus dem Innersten des Landes überfallen und ermordet, die ihn am Ufer antrafen, wo er nur verstoßener Weise hinkommen,

Der Missionar zu St. Paul schaffete den beyden Reisenden ein neues Canot, welches mit vierzehn Ruderknechten und einem Patrone, sie zu regieren, versehen war, nebst einem portugiesischen Führer in einem andern kleinen Canote. Anstatt der Häuser und Kirchen von Schilf fängt man in dieser Mission an, Capellen und Bethhäuser von Mauerwerke, von Steinen und Ziegeln und sauber geweißete Mauern zu sehen. Noch verwunderlicher kam es dem Herrn de la Condamine vor, daß er mitten in diesen Wüsten Heerden von Bretagner Leinewand bey allen indianischen Frauenspersonen, Kuffer mit eisernen Schlössern und Schlüsseln in ihrer Wirthschaft bemerkete, und daß er daselbst Messern, kleine Spiegel, Messer, Scheeren, Kämmen und verschiedenes anderes kleines europäisches Gerath fand, welches sich die Indianer jährlich von Para hohlen, wenn sie die Reisen dahin thun, und den Cacao dahin bringen, den sie an dem Ufer des Flusses sammeln, wo er ohne Wartung wächst. Dieser Handel giebt ihnen ein Ansehen von Bequemlichkeit und guten Umständen, welches gleich auf den ersten Anblick die portugiesischen Missionen von den castilianischen oben an dem Maranjon unterscheidet, in welchen man es an allem merket, daß es ihnen wegen der Entfernung unmöglich fällt, sich die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen. Sie hohlen alles von Duito, wohin sie kaum alle Jahre einmal schicken, weil sie durch die Corbilleria mehr davon abgesondert sind, als sie durch ein Meer von tausend Meilen abgesondert seyn würden.

Die Canote derer Indianer, die unter den Portugiesen stehen, sind viel größer und bequemer, als der spanischen Indianer ihre. Der Stamm des Baumes, welcher den ganzen Körper bey der Leßtern ihren ausmachet, ist bey den andern nur der Boden. Er wird erstlich gespalten und mit dem Eisen ausgehöhlet. Man öffnet ihn darauf vermittelst des Feuers, um seine Breite zu vermehren. Weil aber die Höhlung dadurch um so viel abnimmt: so giebt man ihm durch die Borde, die man daran setzet, und die man durch Krummhölzer mit dem Schiffskörper verbindet, mehr Höhe. Das Steuerruder wird dergestalt gestellet, daß seine Wendungen keine Hindernisse in der Hütte machen, welche im Hintertheile des Schiffes ist. Man beehret sie mit dem Namen der Brigantinen. Einige haben sechzig Fuß in der Länge, sieben in der Breite und viertelhalb in der Tiefe. Sie tragen bis auf vierzig Ruderer. Die meisten haben zween Masten und führen Segel; welches eine große Bequemlichkeit ist, den Fluß mit dem Ostwinde hinaufzufahren, welcher daselbst vom Weinmonate an bis gegen den Maymonat wehet.

De la Condamine.  
1743.

Canote der portugiesischen Indianer.

Fünf Tage und fünf Nächte brachten die beyden Reisenden von St. Paul nach Coari zu, ohne die beyden Tage ungefähr mit darunter zu begreifen, die sie in denen dazwischen liegenden Missionen Xviratuba, Trapuatuba, Paraguari und Tese, zubrachten. Coari ist die letzte von den sechs Missionen der portugiesischen Carmeliter, wovon die fünf erstern von den Ueberbleibseln der alten Mission des P. Fris errichtet worden, und aus einem Mischmasche verschiedener Völkerschaften bestehen, die meistens verpflanzt sind. Sie liegen alle sechs an dem mittäglichen Ufer des Flusses, wo die Länder viel höher und folglich vor den Uberschwemmungen sicher sind. Zwischen St. Paul und Coari trifft man viele schöne Flüsse an, die sich in dem Amazonenflusse verlieren, und alle so groß sind, daß man von ihrer Mündung an nur in vielen Monaten hinauffahren kann. Verschiedene Indianer berichten, sie haben auf dem Flusse Coari oben im Lande ein mit Bienen und einer Menge Hornvieh bedecktes Land gesehen; welches neue Gegenstände für sie waren, und woraus man schließen kann, daß die Quellen dieses Flusses sehr von dem ihrigen unterschiedene Länder bewässern, welche ohne Zweifel einigen spanischen Pflanzstädten in Ober-Peru nahe liegen, wo man weiß, daß sich das Vieh sehr vermehret hat. Der Amazonenfluß nimmt in diesem Raume, an der Nordseite auch noch andere große Flüsse auf, deren Namen man in der allgemeinen Beschreibung seines Laufes gelesen hat. In diesen Gegenden lag ein indianisches Dorf, wo Teixeira, als er im 1637sten Jahre den Fluß hinauf fuhr, von den alten Einwohnern einige goldene Kleinodien eintauschete, die zu Quito probiret und von drey und zwanzig Carat im Gehalte geschätzt wurden. Er gab diesem Orte den Namen **Golddorf**; und bey seiner Zurückkunft den 26sten des Augustmonates 1639 setzete er daselbst eine Säule, und nahm im Namen der Krone Portugall durch eine Urkunde davon Besiß, die sich noch in den Archiven zu Para befindet, wo de la Condamine sie gesehen hat. Diese Urkunde, die von allen Befehlshabern bey der Mannschaft unterzeichnet worden, enthält, es sey solches auf einem erhabenen Lande den Mündungen des Goldflusses gegen über geschehen. Der P. Acunja und der P. Fris bekräftigen die Wirklichkeit der Reichthümer des Landes und des Goldhandels, welcher daselbst unter den Indianern und vornehmlich mit der Völkerschaft der Manaver oder Manauer geführt wurde, welche an das nördliche Ufer des Amazonenflusses kamen; und alle diese Derter stehen auf der Karte des P. Fris. Indessen sind doch der Fluß, der See, das Goldbergwerk, die Säule und das Golddorf, welche durch die Aussage so vieler Zeugen bestätigt worden,

Coari und andere portugiesische Pflanzstädte.

De la Condamine. worden, gänzlich verschwunden; und man hat so gar an den Orten selbst das Andenken davon verloren.

1743.

De la Condamine beobachtet, daß von den Zeiten des P. Fris an, das ist fünfzig Jahre nach dem P. Acunja, die Portugiesen, welche das Recht vergessen hatten, woran sie ihren Anspruch gründen, schon behaupteten, die von Teixeira gesetzte Säule läge höher als die Provinz der Omaguaer; und daß zu eben der Zeit der P. Fris, ein spanischer Missionar, welcher auf die andere äußerste Seite verfiel, behauptete, sie wäre nur in der Gegend des Flusses Cuchivara, das ist über zweyhundert Seemeilen tiefer gesetzt worden. De la Condamine wirft beyden Parteyen vor, sie trieben die Sache zu weit, und urtheilet in Ansehung der in dem Golddorfe gepflanzten Säule, wenn man die Gegend recht untersuche, wo die vierte portugiesische Mission liege, wenn man hinunter gehe, Namen Paraguari, an dem mittäglichen Ufer des Amazonenflusses, einige Meilen oberhalb der Mündung des Tese, im dritten Grade zwanzig Minuten Südbreite, nach seiner eigenen Beobachtung, so werde man finden, daß er alle die Kennzeichen vereinige, welche die Gegend dieses berühmten Dorfes in der Urkunde des Teixeira und in dem Berichte des P. Acunja anzeigen. Er bestätigt seine Meynung durch verschiedene Erläuterungen p).

Erläuterung  
wegen der  
Amazonen in  
America.

Beym Fortgange seiner Schiffahrt hatte er nicht aufgehört, die Indianer von verschiedenen Nationen zu befragen, ob sie einige Kenntniß von denen kriegerischen Weibern hätten, von welchen der Fluß unter den Europäern seinen Namen erhalten; und ob wahr wäre, wie es der P. Acunja so zuversichtlich berichtet, daß sie von den Mannspersonen entfernt lebten, mit denen er ihnen nur einmal des Jahres einen Umgang zuschreiben. De la Condamine beobachtet, diese Sage sey durchgängig bey allen den Völkerschaften ausgebreitet, welche die Ufer des Amazonenflusses in dem Innern des Landes und die Küsten bis nach Cayenne in einer Strecke von zwölf bis fünfzehnhundert Seemeilen bewohnen; viele von diesen Völkerschaften hätten keine Gemeinschaft mit einander gehabt; aber gäben einstimmig einerley Gegend zum Orte des Aufenthaltes der Amazonen an, die verschiedenen Namen, wodurch sie solche in verschiedenen Sprachen bezeichneten, hießen Weiber ohne Mann, vortreffliche Weiber u. s. w. Man hätte in diesen Ländern schon vorher von den Amazonen geredet, ehe die Spanier da hinein gedrungen, welches er in der Furcht beweist, die ein Cacique im 1540sten Jahre dem Drellana, als dem ersten Europäer, der diesen Fluß hinunter gefahren, vor ihnen gemacht hat. Er führet die alte Geschichtschreiber und Reisebeschreiber verschiedener Völkerschaften an, die vor dem P. Acunja vorhergegangen, welcher, wie man gesehen hat, im 1641sten Jahre sagte, die Beweise für das Daseyn der Amazonen an dem Ufer dieses Flusses wären so beschaffen, daß man allem menschlichen Glauben entsagen müßte, wenn man sie verwerfen wollte. Er führet neuere Zeugnisse an, welchen er diejenigen beyfüget, die er selbst und sein Reisegefährte, Don Pedro Maldonado, auf ihrer Schiffahrt gesammelt haben. Er setzet hinzu, wenn jemals eine Gesellschaft unabhängiger Weiber und ohne eine ordentliche Beywohnung bey den Männern habe bestehen können, so sey solches vornehmlich unter den wilden Völkerschaften in America möglich, wo die Männer ihre Weiber nicht anders, als Selaven und Lastthiere, ansehen. Kurz, er scheint durch die mannichfaltigen nicht verabredeten Zeugnisse überredet zu seyn, daß es americanische Amazonen gegeben; es hat aber alle Wahrscheinlichkeit, sagt er, daß sie nicht mehr da sind q).

p) Ebendas. a. d. 101 und 126 S.

q) Zum Beschlusse verweist er auf die Schlußseite.

Er reisete den 20sten August, mit einem neuen Canote und neuen Führern ab. Die peruanische Sprache, welche dem Herrn Malbonado geläufig war, und welche de la Condamine auch etwas verstand, hatte ihnen gedienet, sich in allen spanischen Missionen verständlich zu machen, wo man sich bemühet hat, eine allgemeine Sprache daraus zu machen. Zu St. Paul hatten sie portugiesische Dolmetscher gehabt, welche die brasilianische Sprache redeten, die auch in den portugiesischen Missionen eingeführet war. Da sie aber zu Coari keine angetroffen hatten, wo sie, alles ihres Fleißes ungeachtet, vor der Abfahrt des großen Missionariencanotes nach Para, nicht hatten ankommen können: so sahen sie sich unter Indianern, mit denen sie nicht anders, als durch Zeichen, reden konnten, oder mit Hülfe eines kurzen Wörterbuches, welches de la Condamine von verschiedenen Fragen in ihrer Sprache gemacht hatte, welches aber zum Unglücke die Antworten nicht enthielt. Diese Völker kennen viele Fixsterne und geben verschiedenen Gestirnen Namen der Thiere. Sie nennen die Hyaden oder den Kopf des Stieres mit einem Namen, welcher heutiges Tages in dem Lande Ochsenkinnbacken heißt; weil seit der Zeit, da man Ochsen nach America gebracht hat, die Brasilianer so, wie die Eingeborenen in Peru, diesen Thieren den Namen bengelegt, den sie in ihrer Muttersprache dem Elendsthiere gaben, welches das größte unter den vierfüßigen Thieren war, das sie vor der Ankunft der Europäer kannten.

Den zweyten Tag, nachdem man von Coari abgegangen, ließ man an der Nordseite eine Mündung des Yapura, hundert Seemeilen weit von der erstern; und den folgenden Tag traf man an der Südseite die Mündungen des Flusses an, welcher heute zu Tage Purus, vor Alters aber Cuchivara hieß, von dem Namen eines benachbarten Dorfes. Er giebt den größten von denen Flüssen nichts nach, welche den Marañon vergrößern. Sieben oder acht Seemeilen darunter sah de la Condamine den Fluß ohne Inseln und tausend bis zwölfhundert Toisen breit; daher er daselbst das Senkbley auswarf, und auf hundert und drey Faden noch keinen Grund fand.

Rio negro, oder der schwarze Fluß, in welchen er den 23sten einlief, ist ein anderes Meer von süßem Wasser, saget er, welches der Amazonenfluß von der Nordseite einnimmt. Ungeachtet der Karte des P. Fris und des Delisle, welche diesen Fluß seinen Lauf von Norden gegen Süden nehmen lassen, sezet er doch auf das Zeugniß seiner eigenen Augen fest, daß er von Westen kömmt, und gen Osten läuft, indem er sich ein wenig gegen Süden neiget, wenigstens in dem Raume von vielen Seemeilen oberhalb seiner Mündung in den Amazonenfluß, wo er so gleich gerade hinein läuft, daß man ihn ohne die Durchsichtigkeit seines Wassers, wovon er der schwarze Fluß genannt worden, für einen Arm dieses Flusses nehmen würde, der durch ein Enland abgesondert worden. Er geht zwey Seemeilen weit hinauf bis an die Schanze, welche die Portugiesen daselbst an dem nördlichen Ufer an einem Orte gebauet haben, wo er nicht gar so breit ist, den er aber doch tausend zweyhundert und drey Toisen breit fand, und dessen Breite, die er zu beobachten nicht unterließ, drey Grad neun Minuten südlich war. Dieß ist der erste portugiesische Sitz, den man gegen Norden findet, wenn man den Amazonenfluß hinunter geht. Sein Fluß wird seit mehr als hundert Jahren von dieser Nation besucht, die daselbst einen großen Sclavenhandel treibt. Eine abgeschickte Mannschaft von der Besatzung in Para, die beständig an ihren Ufern ein Lager hat, hält die indianischen Völkerschaften, welche sie bewohnen,

Große Tiefe  
des Flusses.

Rio negro  
und seine portugiesische  
Schanze.

De la Con-  
damine.  
1743.

Die Indianer  
haben einige  
Kenntniß von  
der Astronomie.

Schrift des ersten Theiles des critischen Schauplazes des P. Seijo von dem P. Sarmiento.

Allgem. Reisebeschr. XVI Band.

De la Condamine. <sup>1743.</sup> wohnen, im Raume, um den Sklavenhandel in den von den portugiesischen Befehlshabern geschriebenen Gränzen zu halten; und dieses fliegende Lager, welchem man den Namen des Wiederkaufshauses (Troupe de rachat) giebt, dringt alle Jahre weiter in das Land hinein. Der ganze entdeckete Theil des Rio negro ist von portugiesischen Missionen bevölkert, die von Carmelitern regieret werden. Wenn man vierzehn Tage oder drei Wochen in diesen Fluß hinauffährt: so findet man ihn noch breiter, als bey seiner Mündung, weil er eine große Anzahl Inseln und Seen machet. Das Erdreich ist in diesem ganzen Raume über seinen Ufern erhaben. Die Gehölze sind daselbst nicht so dicke, und das Land ist von den Ufern des Amazonenflusses ganz unterschieden.

Gemeinschaft des Orinoko mit dem Marañon. De la Condamine fand bey der Schanze Rio negro Beweise von der Gemeinschaft des Orinoko mit diesem Fluße, und folglich auch mit dem Amazonenflusse, weswegen der Umgang haben zu können glaubet, sich darüber weitläufig herauszulassen, nachdem die Sache im 1744sten Jahre durch eine Reise bestätigt worden, die keinen Zweifel mehr übrig läßt <sup>r</sup>). Man hat in der großen Insel, die von dem Amazonenflusse und dem Orinoko gebildet wird, denen der Rio Negro zum Bande dienet, den vergoldeten See Parime und die Stadt Manoa del Dorado gesucht. De la Condamine findet die Quelle dieses Irrthumes, wenn es einer ist <sup>r</sup>), in einiger Ähnlichkeit der Namen, welche das Dorf der Manauer, der obgedachten Völkerschaft, in eine Stadt verwandelt hat, deren Mauern mit Goldblechen bedeckt gewesen. Die Geschichte der Entdeckungen der neuen Welt giebt mehr als ein Beyspiel von solchen Verwandlungen. Die davon vorhergeschickte Meynung aber, saget er, war im 1740sten Jahre noch so stark, daß ein Reisender, Namens Nicolas Hortsman <sup>t</sup>), aus Hildesheim gebürtig, den vergoldeten See und die Schanze mit den goldenen Dächern zu entdecken hoffete, und deswegen den Fluß Essequibe hinaufgieng, dessen Mündung in dem Weltmeere zwischen dem Fluße Surinam und dem Orinoko ist. Nachdem er über Seen und weite Gefilde gegangen, und sein Canot mit ungläublichen Beschwerden bald geschleppt, bald getragen, ohne das geringste anzutreffen, was demjenigen glich, was er suchete: so kam er an das Ufer eines Flusses, der gegen Süden läuft, und wodurch er in den Rio Negro hinab fuhr, an dessen Nordseite er einfiel. Die Portugiesen haben ihm den Namen des weißen Flusses gegeben. Die Holländer nennen ihn Essequibe und Parime, ohne Zweifel weil sie geglaubet haben, er führe zu dem See dieses Namens. Man wird glauben, wenn man will, es sey ein Irrthum von denjenigen gewesen, über welche Hortsman gegangen. Allein, er fand an ihnen wenig Ähnlichkeit mit der Vorstellung, die er sich von dem vergoldeten See gemacht, und er selbst dieser Muthmaßung ganz und gar nicht beypflichtete.

Rio de Madera. Nicht weit von der Mündung des Rio negro trifft man an der Nordseite die Mündung eines andern Flusses an, welcher nicht weniger von den Portugiesen besucht wird, und den sie Rio de Madera oder den Holzfluß benennet haben, vornehmlich weil er bey seinem Austreten eine Menge Bäume fortführet. Man machet eine große Vorstellung von seinem weiten Laufe, indem man versichert, man sey im 1741sten Jahre ihn bis in den Lauf.

<sup>r</sup>) Die Reise des Superiors der Jesuiten der spanischen Missionen an den Ufern des Orinoko, welcher von diesem Fluße nach der Schanze des Rio negro kam. Man sehe hiervon den IX Band dieser Sammlung a. d. 280 Seite. De la Condamine hat auf seiner Karte von dem Amazonenflusse den Lauf des Rio negro nach der Karte des P. Sam. Fris mit Punkten bezeichnet.



Gegenden von Santa Cruz de la Sierra, einer bischöflichen Stadt in Ober-Peru, in De la Con-  
 17 und einem halben Grade Südbreite gelegen, hinaufgefahren. Dieser Fluß führet <sup>damine.</sup>  
 den Namen Mamura an seinem obern Theile, wo die Missionen der Moxen sind <sup>u)</sup>, <sup>1743.</sup>  
 wovon die Jesuiten im 1713ten Jahre eine Karte herausgegeben haben <sup>x)</sup>. Seine entfern-  
 teste Quelle aber ist nahe an Potosi, und folglich bey des Pilcomayo seiner, der sich in  
 den großen Fluß la Plata ergießt.

Der Amazonenfluß ist unterhalb des Rio negro und des Rio de Madera gemeinlich  
 eine Seemeile breit. Wenn er Eylande bildet: so hat er bis auf zwey oder drey Seemei-  
 len, und zur Zeit der Ueberschwemmungen hat er gar keine Gränzen mehr. Hier fangen  
 die Portugiesen von Para an, ihm den Namen des Amazonenflusses zu geben, da sie ihn  
 weiter oben hinauf nur unter dem Namen Rio de Solimoes, Giftfluß, kennen, wel-  
 chen Namen sie ihm wahrscheinlicher Weise daher gegeben, weil die vergifteten Pfeile die  
 vornehmsten Waffen der Einwohner an demselben sind.

Den 28sten stieg de la Condamine, nachdem er den Fluß Jamundas, welchen der Schanze  
 Vater Acunja Cunuris nennet, zur Linken gelassen, ein wenig unterhalb desselben, an Pauris.  
 eben der Seite, an dem Fuße der portugiesischen Schanze Pauris, wo das Bette des  
 Flusses in eine Enge von neunhundert und fünf Toisen zusammengedrängt wird, an das  
 Land. Die Ebbe und Fluth des Meeres läßt sich bis hieher durch das Aufschwellen des  
 Wassers merken, welches von zwölf Stunden zu zwölf Stunden geschieht, und welches Ebbe und  
 sich jeden Tag wie an den Küsten verspätet. Die größte Höhe der Fluth, welche de la Fluth läßt sich  
 Condamine bey Para maß, war nicht über eilfstehalb Fuß, woraus er schloß, daß der Fluß da spühren.  
 von Pauris bis ins Meer, das ist über zweyhundert Meilen, oder auf dreyhundert und  
 sechzig Meilen, nach dem P. Acunja, nur ungefähr eilfstehalb Fuß Abfall haben muß;  
 welches mit der Höhe des Mercurius übereinstimmt, die der Herr de la Condamine in der  
 Schanze Pauris, vierzehn Toisen über der Gleiche des Wassers, ungefähr eine Linie und  
 ein Viertel weniger als zu Para am Ufer des Meeres fand. Er machet darüber nützliche  
 Betrachtungen.

„Man begreift gar wohl, saget er, daß die Ebbe und Fluth, welche sich an dem Betrachtun-  
 „nordlichen Vorgebirge, bey der Mündung des Amazonenflusses ereignet, an die Enge zu gen über die  
 „Pauris, das ist, so weit von dem Meere, nur erst in vielen Tagen anstatt der fünf oder Ebbe und  
 „sechs Stunden kommen kann, welche die ordentliche Zeit sind, die das Meer brauchet, Fluth.  
 „aufzusteigen. In der That sind auch von der Küste bis nach Pauris ein und zwanzig  
 „Paragen, oder Höhen, welche so zu sagen die Tagereisen der Fluth bezeichnen, wenn  
 „sie den Fluß hinaufgeht. An allen diesen Orten offenbaret sich die Fluth zu eben der  
 „Stunde, wie an der Küste; und wenn man setzet, daß diese Höhen oder Paragen unge-  
 „fähr zwölf Meilen von einander entfernet sind: so wird sich einerley Wirkung der Fluth  
 „in ihren Zwischenräumen zu allen Zwischenstunden bemerken lassen; nämlich bey der Vor-  
 „ausführung von zwölf Meilen, eine Stunde später von einer Meile zur andern, wenn man  
 „weiter vom Meere geht. Eben so verhält es sich auch mit der Fluth zu den übereinstim-  
 „men-

§ 2

u) Man sehe unten SirWalterKaleighsBericht.  
 z) De la Condamine besitzt einen Auszug von dem  
 Tagebuche dieses Reisenden und eine von seiner eigenen  
 Hand entworfenen Karte seines genommenen Weges.

u) Man sehe die Beschreibung von Peru an  
 verschiedenen Orten.

x) Sie ist im XII Theile der Lettres edifiantes  
 & curieuses.



De la Con-  
damine.  
1743.

„menden Stunden. Uebrigens sind alle diese abwechselnden Bewegungen jede an ihrem Orte den täglichen Verzögerungen, wie an der Küste, unterworfen. Diese Art vom Meere her der Fluth durch kreisförmige Bewegungen hat vermuthlich in offener See statt, und muß sich von der Spitze an, wo das Zurücktreten des Wassers anfängt, bis an die Küsten mehr und mehr verzögern. Das Verhältniß, in welchem die Geschwindigkeit der Ebbe und Fluth abnimmt, wenn sie in den Fluß hinauf steigt; zweien einander entgegen gesetzete Ströme, die man zur Zeit der Fluth bemerkt, einen auf der Oberfläche des Wassers, den andern in einiger Tiefe; zweien andere, wovon der eine längst den Ufern des Flusses hinauf geht und eilet, da unterdessen der andere mitten in dem Bette des Flusses hinunterläuft und zögert; endlich noch zweien andere, gleichfalls entgegen gesetzete, die einander oftmals nahe bey dem Meere in den natürlichen überqueer gehenden Canälen entgegen, wo die Fluth durch zwey einander entgegen gesetzete Seiten auf einmal hineingehet, alle diese Dinge, wovon die meisten, so viel ich weis, nicht beobachtet sind, ihre verschiedenen Verbindungen, verschiedene andere Zufälle bey der Ebbe und Fluth, die ohne Zweifel viel häufiger und viel mannichfaltiger in einem Flusse sind, wo sie wahrscheinlicher Weise in einer weit größern Entfernung vom Meere hinaufsteigt, als an irgend einem andern Orte in der Welt, würden zu eben so besondern als neuen Anmerkungen Anlaß geben.“

Fluß und  
Schanze To-  
payos.

Um sich aber über Muthmaßungen zu erheben, müßte man eine Folge von genaueren Beobachtungen haben; welches einen langen Aufenthalt an einem Orte und einen Bergzug erfordern würde, der sich zu der Ungeduld nicht schicken würde, die de la Condamine hatte, sein Vaterland wieder zu sehen. Er begab sich in sechzehn Stunden von Pauris nach Topayos, einer andern portugiesischen Festung am Eingange des Flusses eben dieses Namens, welcher einer von dem erstern Range ist. Er kömmt von den brasilianischen Bergwerken herunter, indem er queer durch unbekannte Länder geht, die von wilden und kriegerischen Völkern bewohnt werden, welche zähm zu machen die Jesuiten Missionarien große Mühe geben. Aus den Ueberbleibseln des Fleckens Tupinambara, welcher vormals in einer großen Insel an der Mündung des Flusses Madera lag, hat sich der Flecken Topayos gebildet, dessen Einwohner fast der einzige Ueberrest von der tapfern Völkerschaft der Tupinambac oder Copinambuer sind, welche vor zweyhundert Jahren in Brasilien hertreten, wo sie noch ihre Sprache gelassen haben. Man hat ihre Geschichte und ihre Wanderungen in dem Berichte des P. Acunja gesehen. Bey den Topayoern findet man noch heutiges Tages leichter, als sonst anderswo, diejenigen grünen Steine, welche unter dem Namen der Amazonensteine bekannt sind, deren Ursprung man nicht weis, und welche lange Zeit wegen derer Kräfte gesucht wurden, die man ihnen wider den Stein, wider die Nierenschmerzen und wider die fallende Sucht zuschrieb. Sie sind weder an Härte noch an Farbe von den orientalischen Achaten unterschieden. Sie widerstehen der Feile und man kann sich kaum einbilden, wie die alten Einwohner des Landes sie haben hauen und ihnen verschiedene Gestalten der Thiere geben können. Diese Schwierigkeit hat gemacht, daß einige Schiffahrer, welche schlechte Naturkündiger gewesen, geurtheilet haben, sie wären nur aus dem Leimen des Ufers, welchem man leichtlich eine Gestalt gäbe, und sie hätten ihre ungemaine Härte nur der Luft zu danken. Wenn auch eine so wenig wahrscheinliche Vermuthung nicht durch Versuche widerleget würde: so würde doch bey den runden, geschliffenen und durchbohreten Schmaragden, wovon in dem Abschneiden von

Amazonen-  
steine.

von den alten Denkmälern in Peru geredet worden, noch eben die Schwierigkeit übrig  
bleiben. De la Condamine beobachtet, es würden die grünen Steine von Tage zu Tage  
immer seltener, sowohl weil die Indianer, welche viel Wesens daraus machen, solche nicht  
gern weggeben, als auch weil man eine große Anzahl davon nach Europa gebracht hat.

De la Con-  
damine.  
1743.

Den 4ten des Herbstmonates fingen beyde Reisende an, an der Nordseite, zwölf  
bis funfzehn Meilen weit ins Land hinein, Gebirge zu entdecken. Dieses war ein neuer  
Anblick für sie, nachdem sie zween Monate von dem Pongo an geschiffet hatten, ohne den  
geringsten Berg zu sehen. Was sie wahrnahmen, das waren die vordern Hügel einer  
langen Kette von Bergen, die sich von Westen gen Osten erstreckete, und wovon die  
Gipfel die Punkte ausmachen, welche die Wasser der Guiana vertheilen. Diejenigen,  
welche ihren Abhang von der Nordseite nehmen, bilden die Flüsse an der Küste von Ca-  
yenne und Surinam, und diejenigen, welche gegen Süden fließen, fallen nach einem kur-  
zen Laufe in den Amazonenfluß. In diese Gebirge haben sich, nach der Sage des Landes,  
die Amazonen des Orellana geflüchtet: eine andere Sage aber, die besser bewiesen seyn  
soll, ob sie gleich eben so schlecht aufgekläret ist, versichert, sie hätten viele Adern von ver-  
schiedenem Erze.

Den 5ten gegen Abend war die Veränderung der Magnetnadel, die man bey der  
Sonnen Untergange beobachtete, fünf Grad und einen halben von Norden gegen Osten.  
Ein Stamm eines ausgerissenen Baumes, welchen der Strom an das Ufer getrieben,  
hatte zum Schauplaze dieser Wahrnehmung gedienet, und de la Condamine, welcher sich  
über seine Größe verwunderte, war so neugierig, daß er ihn maß. Ob er gleich ganz aus-  
getrocknet und seiner Rinde völlig beraubet war: so hatte er dennoch vier und zwanzig Fuß  
im Umfange und vier und achtzig in der Länge zwischen den Zweigen und Wurzeln. Man  
kann daraus urtheilen, von welcher Höhe und Schönheit die Gehölze an den Ufern des  
Amazonenflusses und vielen andern Flüssen sind, die er aufnimmt. Den 6ten bey dem An-  
bruche der Nacht ließen die beyden Reisenden den großen Canal des Flusses der Schanze  
Paru gegen über, die an dem nördlichen Ufer liegt, und seit kurzem von den Portugiesen  
aus den Trümmern einer alten Schanze wieder aufgebaut worden, wo sich die Holländer  
ehemals niedergelassen hatten. Damit sie nicht über den Ringu bey seiner Mündung ge-  
hen dürften, wo eine Menge Canote verloren gegangen: so ließen sie aus dem Amazonen-  
flusse in den Ringu selbst durch einen von Natur gemachten Gemeinschaftsgraben ein. Die  
Eylande, welche die Mündung dieses Flusses in viele Canäle theilen, erlauben nicht, daß  
man seine Breite auf geometrische Art messen kann. Dem Augenscheine nach aber ist sie  
nicht über eine Seemeile breit. Es ist eben der Fluß, welchen der P. Acunja Paranaiz  
ba, und der P. Fris in seiner Karte Moripana nennet; welcher Unterschied von den un-  
terschiedenen Sprachen herrühret. Ringu ist der indianische Namen eines Dorfes, bey  
welchem eine Mission an dem Ufer des Flusses, einige Meilen von seiner Mündung ist.  
Er kömmt, wie der Fluß Topayos, von den brasilianischen Bergwerken herunter; und ob  
er gleich sieben oder acht Tagereisen von dem Amazonenflusse einen Sprung hat: so ist er  
dennoch über zween Monate im Hinaufgehen schiffbar. Seine Ufer haben einen Ueberfluß  
von zweyerley gewürzhafthen Bäumen y), deren Früchte beynah von der Größe einer Oli-  
ve sind, wie die Muscatennüsse gerieben werden, und zu eben dem Gebrauche dienen. Die  
Rinde

Ungeheuer  
großer Baum.

Paru, eine  
alte holländi-  
sche Schanze.

Zweyerley ge-  
würzhafte  
Bäume.

§ 3

y) Der eine heißt Cuchiri, und der andere Puchiri.

De la Condamine. 1743. Rinde des ersten hat den Geschmack und Geruch von den Gewürznelken, welche die Portugiesen Cravo nennen. Dieses hat gemacht, daß die Franzosen von Cayenne den Namen Crabe dem Holze gegeben, welches diese Rinde trägt. De la Condamine beobachtet, wenn die morgenländischen Specereien noch andere verlangen ließen, so würden diese in Europa bekannter seyn. Indessen hat er doch in dem Lande erfahren, daß sie nach Wälschland und England giengen, wo man sie zur Verfertigung verschiedener starken Getränke brauchete.

Der Amazonenfluß wird so breit, nachdem er den Tingu eingenommen hat, daß man nicht würde von einem Ufer zum andern sehen können, wenn auch die großen Eylande, die auf einander folgen, dem Gesichte erlauben würden, sich auszubreiten. Es ist merkwürdig, daß man hier anfängt, weder Mustiquen, noch Maringoinen, noch allerhand anderes Jagdgeschmeiß weiter zu sehen, welches die Schiffahrt auf diesem Flusse am allerbeschwerlichsten macht. Ihre Stiche sind so grausam, daß die Indianer selbst nicht ohne leinwandene Decke reisen, um sich des Nachts davor zu sichern. Man findet ihrer aber an dem rechten Ufer keine mehr. Denn das entgegenstehende Ufer höret nicht auf, davon angefüllt zu seyn. De la Condamine glaubete, bey Untersuchung der Lage der Orter, er könne der Veränderung der Richtung des Laufes des Flusses diesen Unterschied zuschreiben. Er wehete sich gegen Norden; und der Ostwind, welcher daselbst fast beständig wehet, muß diese Uebersetzung an das westliche Ufer führen.

Festung Curupa.

Die portugiesische Festung Curupa, wo die beyden Reisenden den Ort ankamen, wurde von den Holländern erbauet, als sie Meister von Brasilien waren. Sie ist von Portugiesen bevölkert, und es sind keine andere Indianer darinnen, als ihre Sklaven. Die Lage desselben ist angenehm, an einem erhabenen Orte, an dem mittäglichen Ufer des Flusses, acht Tagereisen über Para. Von diesem Orte an, wo die Ebbe und Fluth sehr merklich werden, gehen die Canote nicht weiter, als nur wenn Fluth ist. Die Beschreibung des Herrn d'Ulloa hindert uns nicht, mit dem Herrn de la Condamine, der als ein Augenzeuge davon redet, noch genauer anzumerken, daß einige Meilen unter eben der Stelle ein kleiner Arm von dem Amazonenflusse, Namens Tajipuru, von dem großen Canale der sich gegen Norden wendet, abgeht, und, da er einen entgegen gesetzten Weg gegen Norden nimmt, die große Insel Joanes oder Marajo, umfasset, die auf allen Karten dargestellt wird. Von da kömmt er durch Osten gegen Norden und beschreibt einen halben Kreis.

Flüsse, die eine Art von Meere machen.

Bald darauf verliert er sich einigermaßen in einem von dem Zusammenflusse vieler großen Flüsse gebildeten Meere, die er hinter einander antrifft. Die ansehnlichsten sind erstlich Rio de dos Bocas, Fluß zweier Mündungen, welcher von der Vereinigung der beyden Flüsse Guanapu und Pacajas, gebildet wird, bey seiner Mündung über zwey Meilen breit ist, und den alle die alten Karten, wie Laet, den Fluß von Para nennen; zweyten der Fluß der Tocantiner, welcher noch viel breiter ist, als der vorhergehende, und zweyten man viele Monate brauchet, wenn man ihn hinauf gehen will, der wie der Topayos und der Eitugu, aus den brasilianischen Bergwerken kömmt, wovon er einige Stücke in seinem Sande mit sich führt; endlich der Fluß Muju, welchen de la Condamine siebenhundert neun und vierzig Tagreisen breit, zwey Seemeilen weit im Lande fand, und worauf er eine portugiesische Fregatte antraf.

2) Des Herrn de la Condamine Beobachtungen von einigen Thieren in denen Ländern, wo er durch gereiset ist, werden bis in ihren eigentlichen Schnitt verspartet. a) Ebendas. a. d. 177 u. 178 b) Ebendas.

die mit vollen Segeln hinauf gieng, um noch einige Meilen höher hinauf Holz zu fischen- De la Con-  
arbeiten zu suchen, welches in andern Gegenden selten und kostbar ist z). damine.

An dem östlichen Ufer des Muzu liegt die Stadt Para, unmittelbar über der Mün- 1743.  
dung des Capim, welcher einen andern Fluß aufnimmt, Guama genannt. Nach der Lage der  
Meynung des Herrn de la Condamine kann nur das Anschauen einer Karte einen richtigen Stadt Para.  
Begriff von der Lage dieser Stadt an dem Zusammenflusse einer so großen Anzahl Flüsse  
geben. Ihre Einwohner, saget er, glauben ganz und gar nicht, daß sie an dem Amazo-  
nenflusse liegen, wovon auch vermuthlich nicht ein einziger Tropfen ihre Mauern besuchet;  
beynahe so wie man sagen kann, es komme das Wasser der Loire nicht nach Paris, obgleich  
dieser Fluß durch den briarischen Canal eine Gemeinschaft mit der Seine hat. Man saget  
aber doch in der angenommenen Sprache, Para liege an der östlichen Mündung des Ama-  
zonensflusses.

De la Condamine wurde von Curupa nach Para, ohne wegen des Weges befraget zu  
werden, durch enge Canäle geföhret voller Umwege, die von einem Flusse in den andern ge-  
hen, und wodurch man die Gefahr ihrer Mündungen vermeidet. Da alle seine Sorgfalt  
dahin gieng, seine Karte zu entwerfen: so mußte er seine Achtsamkeit verdoppeln, damit  
er nicht den Faden seines Laufes in diesem krummen Labyrinth und unzähligen Canä-  
len verlor.

Den 19ten des Herbstmonates, das ist beynahe vier Monate nach seiner Abreise von Ankunft da-  
Cuenca, kam er glücklich in das Gesicht von Para, welches die Portugiesen groß Para, das selbst-  
ist den großen Fluß in der brasilianischen Sprache, nennen. Er stieg bey einem Wohnpla-  
ze an das Land, welcher dem Jesuitencollegio gehöret, woselbst er acht Tage lang von den  
Superioren dieses Ordens aufgehalten wurde, unterdessen daß man ihm in der Stadt, kraft  
eines Befehles Seiner portugiesischen Majestät an alle ihre Statthalter, eine Wohnung zu-  
rechte machete. Er fand daselbst den 27sten ein sehr bequemes und schön meublirtes Haus  
mit einem Garten, woraus man den Horizont des Merces entdeckete und in einer solchen  
Lage, wie er sie zur Bequemlichkeit seiner Wahrnehmungen gewünschet hatte. „Wir glau- Vorstellung  
„beten, saget er, bey unserer Ankunft zu Para, als wir aus dem Gehölze des Amazonenflus- von der Stadt  
„ses heraus kamen, uns nach Europa versetzt zu sehen. Wir fanden eine große Stadt, Para.  
„gerade Gassen, schöne Häuser, die meistens seit dreyßig Jahren erst von Steinen erbauet  
„waren, prächtige Kirchen. Der unmittelbare Handel der Einwohner mit Lissabon, von  
„da sie alle Jahre eine Rauffarthensflotte erhalten, machet es ihnen leicht, sich mit allerhand Be-  
„quemlichkeiten zu versehen. Sie erhalten die Waaren aus Europa durch Umsehung gegen  
„ihre Landesgüter, welche außer dem Staubgolde, das man aus dem innersten Lande von  
„der brasilianischen Küste bringt, die Rinde von dem Crabenholze, Saffeparil, Vanille,  
„Zucker, Caffee und vornehmlich Cacao sind,, a).

Niemals ist die Breite von Para zu Lande genommen worden, und man versicherte  
den Herrn de la Condamine bey seiner Ankunft, die Stadt läge gerade unter der Linie. Er  
fand sie durch verschiedene Wahrnehmungen einen Grad acht und zwanzig Minuten südlich b).  
Was die Länge betrifft, so ließen ihn eine Mondfinsterniß, welche er den 1sten des Windmonates

1743

b) Die Karte des P. Fris setet diese Stadt ein- la Condamine unterschieden. Der neue portugiesische  
nen Grad südlich, Laets seine ist nicht merklich vom de Wegzeiger hat einen Grad vierzig Minuten südlich.

De la Condamine. 1743 beobachtete, und zwey Immersionen des ersten Erabantens des Jupiters c), durch die Beobachtung urtheilen, daß der Unterschied der Mittagelinie zu Para von der zu Paris ungefähr drey Stunden vier und zwanzig Minuten gegen Westen sey.

Andere Wahrnehmungen.

Unter vielen andern Wahrnehmungen, deren einige die Abweichung und Zuneigung der Magnetnadel, andere die Ebbe und Fluth betrafen, die zu Para sehr unordentlich war die wichtigste, die sich unmittelbar auf die Gestalt der Erde bezog, welche der Hauptgegenstand seiner Reise war, die von der Länge der Pendule der mittlern Zeit, oder vielmehr der Unterschied der Länge der Pendule zu Quito und zu Para d). Neun Erfahrungen wovon die beyden am weitesten von einander entferneten nur drey Schwingungen Unterchied bey acht und neunzig tausend siebenhundert und vierzig machten, ließen ihn finden, daß die Pendule von einer metallenen Stange in vier und zwanzig Stunden der mittlern Zeit, Para ein und dreyßig oder zwey und dreyßig Schwingungen mehr, als zu Quito, und fünfzig bis ein und funfzig mehr, als zu Pichincha, hundert und funfzig Toisen über Quito, machte. Hieraus schließt er, daß unter der Linie zween Körper, wovon der eine in einer ebenen Ebene mit dem Meere ein tausend sechshundert Pfund, und der andere tausend Pfund wiegen würde, wenn sie, der erste auf eine Höhe von ein tausend vierhundert und funfzig Toisen, der andere von zwey tausend und zweyhundert Toisen gebracht würden, ein jeder über ein Pfund von seinem Gewichte verlieren würde e).

Es war nöthig, die eigentliche Mündung des Amazonenflusses zu sehen, damit die Karte von diesem Flusse vollendet würde, und so gar seinem nördlichen Ufer bis an das nordliche Vorgebirge zu folgen, wo er seinen Lauf endiget. Diese Ursache war hinlänglich, den Herrn de la Condamine zu bewegen, daß er den Weg über Cayenne nahm, von da er gerade nach Frankreich gehen konnte. Da er sich also der portugiesischen Flotte, welche zu Ende des Christmonates nach Lissabon abgieng, nicht, wie Maldonado, zu Nutze gemacht hatte: so sah er sich, nicht so wohl durch die widrigen Winde, die in dieser Jahreszeit wehen, als vielmehr durch die Schwierigkeit Ruderbursche zu bekommen, bis zu Ende des Jahres zu Para aufgehalten. Die Pocken hatten die meisten Indianer verjaget. Man bemerkte zu Para, daß diese Krankheit den erst kürzlich aus den Gehölzen gezogenen Indianern in Missionen, die noch nackend gehen, weit schädlicher ist, als denjenigen, die seit langer Zeit

Anmerkungen über die Plattern in Para.

c) Den 6ten und 29sten des Christmonates eben desselben Jahres.

d) Eine von diesen beyden Städten ist am Ufer des Meeres; die andere vierzehn bis funfzehnhundert Toisen über dessen Fläche; und alle beyde unter der Linie. Denn anderthalb Grad ist hier von keiner Wichtigkeit. De la Condamine war im Stande, diesen Unterschied vermittelst einer unveränderlichen Pendule acht und zwanzig Zoll lang, welche ihre Schwingungen über vier und zwanzig Stunden behielt, und womit er viele Wahrnehmungen zu Quito und an einem Orte auf dem Berge Pichincha angestellt hatte, welcher siebenhundert und funfzig über den Boden zu Quito erhoben ist, zu bestimmen. A. d. 182 S.

e) Beynahe wie es geschehen mußte, wenn man eben die Erfahrungen unter der zwey und zwanzigsten und acht und zwanzigsten Parallele nach Newtons Tabelle, machte; oder gegen die zwanzigste und fünf und zwanzigste, nach der Beobachtung der unter der Linie und an verschiedenen Orten in Europa gemachten unmittelbaren Erfahrungen. Uebrigens erinnert de la Condamine, daß die vorherstehenden Zahlen nur den wahren eigentlichen nahe kommen. A. d. 182 S.

f) Man findet in dem historischen Tagebuch des Herrn de la Condamine verschiedene Umstände die er hier nicht wiederholet hat. Para, ist der Sitz eines Bisthumes und vielleicht die einzige europäische Pflanzstadt, worinnen



unter den Portugiesen leben und Kleider tragen. Die ersten, welche eine Art von zweylebi-  
gen Thieren sind, und sich eben so oft im Wasser, als auf dem Lande, aufhalten, auch von  
ihrer Kindheit an zu den Ungemächlichkeiten der Luft abgehärtet sind, haben vielleicht eine  
dichtere Haut, als der andern Menschen ihre; und de la Condamine ist geneigt, zu glauben,  
diese einzige Ursache könne den Ausbruch bey ihnen desto schwerer machen. Ueber dieses so kann  
auch ihre Gewohnheit, die sie haben, sich den Leib mit Roucou, Genipa und verschiedenen  
fetten und dicken Oelen zu reiben, die Schwierigkeiten noch vermehren. Diese letzte Muth-  
maßung scheint durch eine andere Anmerkung bestätigt zu werden; daß nämlich die Neger-  
slaven, die nach Africa gebracht werden, und welche nicht eben die Gewohnheit haben, eben  
dem Uebel besser widerstehen, als die Landeseingeborenen. Ein wilder Indianer, der erst  
kürzlich aus den Gehölzen gekommen ist, ist ordentlich Weise so gut, als todt, wenn er von  
dieser Krankheit angegriffen wird. Indessen hat eine glückliche Erfahrung zu erkennen ge-  
geben, daß es mit den künstlich gemachten Blattern nicht eben so seyn würde, wenn diese  
Art einmal in die Missionen eingeführet wäre; und die Ursache dieses Unterschiedes ist nicht  
leicht zu finden. De la Condamine erzählt, daß funfzehn oder sechzehn Jahre vor seiner  
Ankunft zu Para ein Carmeliter Missionarius, da er gesehen, daß alle seine Indianer einer  
nach dem andern gestorben, und da er aus einer Zeitung von dem Geheimnisse der Ein-  
pfropfung etwas vernommen, welches damals viel Lärmen in Europa verursachte, dafür  
pfropfung etwas vernommen, welches damals viel Lärmen in Europa verursachte, dafür  
hielt, sie könnte wenigstens einen Tod zweifelhaft machen, der bey den ordentlichen Hülfsmitteln  
nur gar zu gewiß wäre. Ein solcher natürlicher Vernunftschluß hätte allen denjeni-  
gen einfallen sollen, welche von der neuen Wirkung reden hörten. Dieser Ordensmann  
aber war der erste in America, welcher das Herz hatte, die Einpfropfung zu versuchen. Er  
ließ allen denen Indianern in der Mission, welche noch nicht davon waren angegriffen wor-  
den, solche einpfropfen; und von diesem Augenblicke an verlor er nicht einen einzigen. Ein  
anderer Missionarius zu Rio Negro folgte seinem Beispiele mit eben dem Erfolge. Nach  
zwoen so bewährten Erfahrungen sollte man sich einbilden, es würden alle diejenigen, wel-  
che indianische Sklaven hatten, bey der Seuche, welche den Herrn de la Condamine zu Para  
aufhielt, ihre Zuflucht zu diesem Hülfsmittel genommen haben, um sie zu erhalten. Er  
würde es selbst geglaubet haben, saget er, wenn er nicht ein Zeuge von dem Gegentheile ge-  
wesen wäre. Man dacht noch nicht daran, als er von Para abreisete f),

De la Con-  
damine.  
1743.

Derem Ein-  
pfropfung  
wird mit an-  
tem Erfolge  
versuchet.

Er

Geld im Ganzen war. Die gemünzten Stücke,  
sind nachher eingeführet worden. Damals aber  
war die einzige Courantmünze der Cacao. = = =  
Bey Gelegenheit der Abreise des Maldonado, wel-  
cher sich nach Lissabon auf eine portugiesische Flotte  
einschiffete, saget er: „das Beyspiel des P. Friß,  
eines spanischen Missionars zu Maynas, welcher  
den Fluß bis nach Para im 1689 Jahre hinunter  
gieng, um daselbst seine Gesundheit wieder her-  
zustellen, und welchen der Statthalter dieser Stadt  
über ein Jahr lang behielt, hatte den Herrn Mal-  
donado in Furcht gesetzt, sich für einen Spanier  
unter den Portugiesen auszugeben. Seine An-  
verwandten und Freunde hatten es ihm für seine  
Abreise von Quito stark eingebunden, und ich  
Allgem. Reisebeschr. XVI Band.

„hatte ihm versprochen, es niemand zu sagen.  
„Nachdem der Statthalter zu Para mir die Ab-  
„schrift von den Befehlen Seiner portugiesischen  
„Majestät wieder zugestellet hatte, und wir das  
„freymüthige und offenherzige Bezeugen des Com-  
„mandanten gesehen hatten: so that ich mein mög-  
„lichstes, den Herrn Maldonado zu bewegen, glei-  
„ches mit gleichem zu vergelten. Ich stellet ihm  
„vor, der Paß machte keinen Unterschied unter  
„irgend einer Nation; weil er sich auf alle dieje-  
„nigen erstreckete, die mich begleiten würden; der  
„alte Statthalter, welcher den P. Friß aufgehal-  
„ten, wäre von seinem Hofe deswegen getadelt  
„worden, und hätte Befehl bekommen, ihn mit  
„großen Ehrenbezeugungen wieder in seine Mission  
„zurück

G



De la Con-  
damine.  
1744.

De la Conda-  
mine verläßt  
Para.

Er schiffete sich den 29sten des Christmonates in ein Canot des Generales ein g) und hatte zwey und zwanzig Ruderbursche bey sich, war auch mit Empfehlungsschreiben an Franciscaner Missionarien der Insel Joanes oder Marajo versehen, die ihm neue Ruderbursche zur Fortsetzung seiner Reise besorgen sollten. Da er aber in den vier Dorfschiffen dieser Väter keinen guten Lootsmann hatte finden können, wo er in den ersten Tagen Jenner 1744 ankam, und er also der Unerfahrenheit seiner Indianer und der Furchtsamkeit des Mamelus h), den man ihm gegeben hatte, sie zu regieren, überlassen war: brachte er zween Monate auf einer Reise zu, die nicht vierzehn Tage erforderte.

Beobachtun-  
gen wegen der  
beyden Münd-  
ungen.

Einige Meilen unterhalb Para gieng er über die ostliche Mündung des Amazonenflusses oder den Arm von Para, welcher von der wahren Mündung, welche die westliche durch die große Insel Joanes, die zu Para mehr unter dem Namen Marajo bekannt abgesondert wird. Dieses Eyland nimmt allein fast den ganzen Raum ein, welcher beyden Mündungen des Flusses absondert. Sie hat in einer unregelmäßigen Gestalt hundert und funfzig Seemeilen im Umfange. Alle Karten setzen dafür eine Menge kleine Inseln i). Der Arm von Para fünf oder sechs Meilen unterhalb der Stadt ist schon drey Seemeilen breit und wird immer noch breiter. De la Condamine fuhr an der Spitze des Eylandes von Süden gegen Norden, dreyßig Seemeilen weit bis an seine letzte Spitze welche Magnan hieß und so gar den Canoten wegen seiner Klippen sehr gefährlich war. Jenseits dieser Spitze wandte er sich gegen Westen, wobey er stets der Küste des Eylandes folgete, welche über vierzig Seemeilen läuft, ohne sich fast von der Linie zu entfernen. Er sah zwey große Eylande, die er gegen Norden ließ, wovon das eine Machiana und das andere Caviانا genennet wird. Sie sind beyde heutiges Tages wüste, wurden aber im Alter von der Völkerschaft der Aruacr bewohnet, die zwar heutiges Tages zerstreuet sind, jedoch aber ihre besondere Sprache behalten hat. Der Boden dieser Eylande, wie auch

zurück zu führen; die gegenwärtigen Umstände wären viel günstiger, weil die beyden Höfe, Spanien und Portugall, seit langer Zeit in gutem Vernehmen wären. Er empfand die Stärke dieser Gründe: eine böse Scham aber hielt ihn zurück. Er hatte sich für einen Franzosen ausgegeben, und hatte als ein solcher von dem Statthalter Empfehlungsschreiben nach Lissabon bekommen. Er getraute sich nicht, den Verdacht zu bekennen, den man ihm beygebracht hatte. Dies ist noch nicht alles; er verlangte auch von mir, ich sollte auch nach seiner Abreise nichts sagen. Ich habe mich die Zeit meines Lebens in keiner solchen Verlegenheit befunden. Auf der einen Seite warf ich mir vor, daß ich die Freymüthigkeit eines Mannes von vielem Verstande und vielen Verdiensten, der mich mit Höflichkeiten überhäufete, durch eine Verstellung bezahlte, die einer Betrügerey ähnlich sah; und auf der andern Seite konnte ich das Vertrauen meines Freundes nicht verrathen. Ich vermied, so viel mir es möglich war, mit dem Statthalter besonders zu

reden, welcher oftmals von dem Herrn Malabon mit mir sprach.

De la Condamine stund bey seinem Aufentsatze zu Para in genauer Freundschaft mit einem gelehrten Geistlichen, dem Sohne eines Franzosen, der sich in dieser Stadt gesetzt hatte. Es war dieses Dom Laurenzo Alvares Roxo de Poza, Großcantor der Domkirche und Großvicar des Bischofes. Er hatte viele Neigung zur Naturgeschichte und Mechanik. Viele curiose Stücke, die er mit er den Herrn de la Condamine beschenkte, und andere, die er ihm nachher schickete, machten ein Theil von denjenigen aus, die er in das Cabinet des königlichen Gartens gesetzt hat. Der Porsitt ist heutiges Tages Correspondent der Academie der Wissenschaften. Tageb. a. d. 176 u. ff.

g) Herr d'Abreu de Castellbranco, dessen Höflichkeit de la Condamine sehr rühmet. Sein Titel waren: Excellentissimo Senhor Governador e Capitan General do Estado do Maranhão. Derjenige, welchem Herr d'Abreu aufgetragen hatte, das Canot auszurüsten, hatte sich

eines großen Theiles von der Insel Marajo ihrem ist meistens unter Wasser gesetzt, und fast nicht zu bewohnen. Als de la Condamine die Küste von Marajo an dem Orte verließ, wo sie sich gegen Süden beugte: so gerieth er wieder in das eigentliche Bette oder den Hauptcanal des Amazonenflusses, der neuen Schanze von Macapa an dem östlichen Ufer des Flusses gegen über, welche von den Portugiesen zwei Seemeilen gegen Norden von dem alten verlegt worden. Es würde unmöglich seyn, an diesem Orte in den ordentlichen Canoten über den Fluß zu gehen, wenn der Canal nicht durch kleine Eyslande zusammen gezogen würde, unter deren Bedeckung man mit mehr Sicherheit schiffet, wenn man seine Zeit wahrnimmt, von einem zum andern zu gehen. Von dem letzten bis nach Macapa sind noch über zwei Meilen übrig. In dieser letzten Ueberfahrt gieng de la Condamine noch einmal wieder, und zwar zum letztenmale, über die Linie. Die Beobachtung der Breite bey der neuen Schanze Macapa gab ihr nur allein drey Minuten gegen Norden

De la Condamine.  
1744.

Der Boden von Macapa ist auf zwei oder drey Toisen hoch über die Fläche des Wassers erhoben. Nur das Ufer des Flusses ist mit Bäumen bedeckt. Das Inwendige des Landes ist ein ebener unbefestigter Boden, der erste, welchen man von der Art seit der Cordillera in Quito antrifft. Die Indianer versichern, er gienge so immer weiter fort gegen Norden und man könne von da zu Pferde bis an die Quellen des Nyapoc durch große unbedeckte Ebenen reiten. Von dem an die Quellen des Nyapoc gränzenden Lande sieht man gegen Norden die Gebirge Apruague, die man auch in der See, viele Meilen gegen Norden von der Küste sehr deutlich wahrnimmt. Sie müssen also noch vielmehr von den benachbarten Höhen bey Cayenne können gesehen werden k).

Veränderung des Bodens gegen Norden.

Zwischen Macapa und dem nördlichen Vorgebirge, an dem Orte, wo der große Canal des Flusses durch die Eyslande am dichtesten zusammen gezogen ist; vornehmlich der großen Mündung des Arauary gegen über, welcher an der Nordseite in den Amazonenfluß fällt, sind

Sonderbarer Umstand bey der Ebbe und Fluth.

G 2

gere, das Geld zu nehmen, welches ich ihm anboth, sagt de la Condamine. Ich trug also in dem Augenblicke meiner Abreise ingehem zweyhundert Crusaden (ungefähr fünfshundert französische Livres) zu einem reichen Kaufmanne, dem ich auftrug, sie für die Fracht meines Canotes ihm zuzustellen. Ich habe seit meiner Zurückkunft nach Frankreich erfahren, daß die Summe nicht angenommen worden, und daß sie auf Befehl des Statthalters in Verwahrung geblieben. Bey dieser Gelegenheit habe ich erfahren, wie weit sich die Befehle und die Freygebigkeiten seiner portugiesischen Majestät erstreckt hatten, Tageb a. d. 199 S.

k) Man nennet in Brasilien Mamelus gewisse Kinder der Portugiesen und Indianerinnen. Man sehe unten die Beschreibung von Brasilien.

i) Sie würden von ungefähr und nach Belieben hingesetzt zu seyn scheinen, wenn es nicht augenscheinlich wäre, daß sie von der Karte aus dem Flambeau de Mer abcopirret wären, welche in diesem Theile mit vielen falschen einzelnen Stücken angefüllt ist.

k) Aus allen diesen Vermuthungen schließt de la Condamine, man würde, wenn man im fünften Grade nördlicher Breite von Cayenne abreisete und gegen Süden gienge, sehr bequem zweien, drey und vielleicht auch vier Grade von der Mittagslinie haben messen können, ohne aus den französischen Ländern zu gehen, und unterwegs das Innere der Länder kennen lernen, die bisher noch nicht recht bekannt sind. Endlich würde man, wenn man gewollt hätte, mit portugiesischen Pässen, die Messung bis an die Parallele von Macapa, das ist bis unter die Linie selbst, haben treiben können. Die Ausführung dieses Vorschlages, sagt er, würde viel leichter gewesen seyn, als er es selbst geglaubt hätte, da er es der Academie der Wissenschaften ein Jahr vorher vorgeschlagen, als man von der Reise nach Quito geredet, wo man mehr Leichtigkeit zu finden glaubete. Er gesteht aber, daß es nöthig gewesen, die Orter zu sehen, um von dem gewiß zu seyn, was er vorgeschlagen. Eben- das. a. d. 192 S.

De la Con- zeigt die Ebbe und Fluth etwas sonderbares. In denen drey Tagen, die dem Vollmon-  
damine. de und Neumonde am nächsten sind, wo die größte Ebbe und Fluth zu seyn pfleget, köm-  
1744. das Meer in einer oder zweien Minuten zu seiner größten Höhe, daes sonst fast sechs Stadien  
den brauchet, anzulaufen. Man höret anfänglich eine oder zwei Seemeilen weit ein für-  
terliches Geräusch, welches die Pororoca ankündigt. Diesen Namen geben die Ind-  
ner dieser entsetzlichen Fluth. Das Geräusch nimmt zu, so wie sie herankömmt; und da-  
darauf erblicket man ein Vorgebirge von Wasser zwölf bis funfzehn Fuß hoch, darnach  
anderes, darnach noch ein drittes und zuweilen auch noch ein viertes, die dicht auf einan-  
der folgen, und welche die ganze Breite des Canales einnehmen. Diese Meereswo-  
ge kömmt mit einer ungeheuren Geschwindigkeit vor, zerbricht und schlägt alles nieder, was ihr  
dersteht. De la Condamine sah an einigen Orten ein großes Stück Land von der Por-  
roca wegführen, starke Bäume aus der Erde reißen, und allerhand andere Verheerung  
anrichten. Das Ufer, wo sie hinkömmt, ist auch überall so rein, als wenn es sorgfältig  
gefegget wäre. Die Canote, die Piroguen und die Barken selbst sind von der Wuth der  
Fluth nicht anders sicher, als wenn sie an einem Orte liegen, wo tiefer Grund ist.

Ihre Erklä-  
rung.

De la Condamine, welcher sich nur begnüget, die Ursachen der Begebenheiten anzuge-  
ben, hat an vielen andern Orten bemerkt, saget er, wo er die Umstände bey diesem Vor-  
falle untersucht hat, daß solches bloß geschieht, wenn die Fluth in einem engen Canale an-  
kömmt, oder dahinein geräth, und unterwegs eine Sandbank oder einen hohen Grund antre-  
fet, welcher ihr Hinderniß machet; daselbst und sonst nirgend fängt die heftige und unordent-  
liche Bewegung des Wassers an, und höret ein wenig über der Bank auf, wenn der Canal  
wieder tief wird, oder sich auf eine ansehnliche Art ausbreitet. Er sehet hinzu, es ge-  
schehe etwas dergleichen bey den orcadischen Eylanden, und an der Einfahrt in die Garonne,  
wo man dieser Wirkung der Fluth den Namen Mascaret giebt.

De la Conda-  
mine geräth  
auf eine Sand-  
bank.

Die Indjaner und ihr Haupt, welche befürchteten, sie möchten in denen fünf Tagen  
die zu der großen Fluth noch hin wären, nicht bey dem nordlichen Vorgebirge angelan-  
gen können, welches nur noch funfzehn Meilen entfernt war, und über welchem hinaus man  
einen Schutz wider die Pororoca finden kann, hielten den Herrn de la Condamine auf  
der Insel zurück, wo er keinen Ort fand, wo er seinen Fuß trocken hinsetzen könn-  
te; und woselbst er, aller seiner Vorstellungen ungeachtet, neun ganzer Tage lang aufgehalten

d) Ebendaf. a. d. 195 S.

m) Er bemerket einen sehr gefährlichen Irrthum  
auf den Seekarten, wegen der Gegend, woran die  
Schiffe die Küste erkennen, und wodurch vielleicht  
viele umgekommen sind, wie diejenigen, wovon er  
die Trümmern auf der benachbarten Küste sah, wel-  
che gegen Norden bis an das Vorgebirge Orange  
läuft. Die Wichtigkeit der Materie erfordert es,  
daß seine Erklärungen hier angeführt werden.  
„Nichts ist der Wahrheit weniger gemäß, saget er,  
„als die Ansicht und der Anblick dieser Küste so,  
„wie sie in der Seefackel (Flambeau de la Mer)  
„einem aus dem Holländischen in alle Sprachen  
„übersetzten Buche, abgezeichnet sind. Man sieht  
„daselbst die Vorstellung von einer langen Kette von

„Bergen, deren verschiedene Spitze und Be-  
„gen sehr umständlich vorgestellt werden. Ob-  
„wohl ist es höchst wahr, daß man nicht den  
„ringsten Schein eines Hügel auf dem Meer  
„wahrnimmt, so weit das Gesicht reichen kan-  
„Die Küste ist ein niedriges und unter Wasser  
„hendes Land, mit Manglebäumen bedeckt, die  
„weit in die See hineingehen. Eben dieselben  
„ländischen Karten, und nach ihnen alle ande-  
„verstellen auch die Insel Marajo oder Joaze-  
„und machen aus einer einzigen Insel ein  
„von Inseln mit Canälen dazwischen, deren  
„fen nach dem Weywurfe angezeigt sind.  
Condamine findet nur ein Mittel, dasjenige,  
er gesehen hat, mit der Karte zu vergleichen,

wurde, um so lange zu warten, bis der Vollmond vorbey wäre. Von da begab er sich in De la Condamine. weniger als zweyen Tagen nach dem nordlichen Vorgebirge. Den andern Morgen aber, da das letzte Viertel und die kleinste Fluth war, strandete sein Canot auf eine Bank von Leimen; und da die See fiel, so zog sie sich weit zurück. Den folgenden Tag kam die Fluth nicht bis an das Canot. Kurz, er brachte sieben Tage in diesem Zustande zu, unter welcher Zeit seine Ruderbursche, deren Arbeit aufgehört hatte, keine andere Beschäftigung hatten, als daß sie von sehr weit her, halb süßes Wasser hohleten, wobey sie bis an den Gürtel in dem Leimen giengen. Er hatte Zeit, saget er, im Angesichte des nordlichen Vorgebirges seine Wahrnehmungen zu wiederhohlen *m*), und es sehr überdrüssig zu werden, daß er noch immer einen Grad, ein und funfzig Minuten Norderbreite war. Sein Canot, welches in einen verhärteten Leimen eingefasset war, wurde ein festes Observatorium. Er fand die Veränderung der Magnetnadel vier Grad Nordost, das ist drittelhalb Grad weniger, als zu Pauris. Er hatte auch eine ganze Woche lang Zeit und Muße, sein Gesicht auf allen Seiten herum gehen zu lassen, ohne weiter etwas zu entdecken, als Manglebäume anstatt derjenigen hohen Gebirge, deren Spitzen sehr umständlich in denen Beschreibungen vorgestellet sind, welche den Karten in der Seefackel beygefüget worden. Bey den großen Fluthen des folgenden Neumondes endlich machte ihn die Anschwemmung selbst wieder flott, allein mit einer neuen Gefahr; diese führte das Canot weg, und ließ es mit mehrer Schnelligkeit in dem Leimen hinstreichen, als es de la Condamine am Pongo erfahren.

Einige Meilen gegen Westen von der Bank, welcher er wegen seiner Begebenheit, den Namen der sieben Tage-Bank gab, und in eben der Höhe traf er eine andere Mündung des Aratari an, welche heutiges Tages durch Sand verschlossen ist. Diese Mündung, saget er, und der breite und tiefe Canal, welcher dahinein führet, wenn man von der Nordseite zwischen dem festen Lande des nordlichen Vorgebirges, und denen Eylanden, welche dieses Vorgebirge decken, einläuft, sind der Fluß und die Bay Vincent Pinzon; wobey er beobachtet, es hätten die Portugiesen ihre Ursachen gehabt, sie mit dem Flusse Dyapoc zu vermengen, dessen Mündung unter dem Vorgebirge Orange im vierten Grade funfzehn Minuten Norderbreite ist, und welche, ungeachtet des Artikels in dem Utrechter Frieden, der aus dem Dyapoc und dem Flusse Pinzon nur einen einzigen und einerley Fluß zu machen scheint, doch in der That über funfzig Seemeilen von einander sind *n*). Die fran-

Er bringt daselbst sieben Tage zu.

Die Flüsse Dyapoc und Vincent Pinzon werden vermengt.

U 3

zösi

ist, daß er vermuthet, es haben die Erde und der Leimen, welche von dem Amazonenflusse, und von der Ebbe und Fluth des Meeres zusammen geführt werden, mit der Zeit aus vielen Inseln eine gemacht, deren Boden sich befestiget und erhebt, nachdem er von den Einwohnern zu Para bebauet wird, welche daselbst viele Sitze und vieles großes Vieh haben. Diese Ursache nebst der Eigenschaft, welche die Manglebäume haben, sich durch ihre Zweige fortzupflanzen, welche Wurzeln werden, kann auch gemacht haben, daß die Küste des festen Landes viele Meilen gegen Osten weiter vorgedrückt ist, und auch wohl so weit, daß die Berge in dem Innern des Landes nicht ferner in der See können gesehen werden; wie es vielleicht vor hundert Jahr-

ren geschehen, da die Aussicht davon gezeichnet worden. Diese Muthmaßung, welche der Anblick des Landes bey dem Herrn de la Condamine an dem Orte selbst erweckete, war ihm entfallen, als er 1745 seinen Bericht davon heraus gab. Es fehlet ihr nicht an Wahrscheinlichkeit, wenigstens ist sie glaublicher, als daß man vermuthen sollte, der Verfasser der Karten in der Seefackel habe seine Leser nur zu betrügen gesucht. Tagebuch, a. d. 202 und 203 S.

*n*) Zu Gewährsleuten desselben führet er die alten Karten und Originalschriftsteller an, welche vor der Niederlassung der Portugiesen in Brasilien von America geschrieben haben.

De la Condamine. zöfische Schanze Oyapoc, welche an dem nördlichen Ufer des Flusses gleiches Namens sechs Meilen von seiner Mündung liegt, ist drey Grad fünf und funfzig Minuten 1744. Norderbreite.

Condamine  
kömmt nach  
Cayenne.

Nach einer zweymonatlichen Schiffahrt zu Wasser und zu Lande, wie de la Condamine sie ohne Vergrößerung nennen zu können glaubet, weil die Küste zwischen dem nördlichen Vorgebirge und der Küste von Cayenne so flach ist, daß das Steuerruder unaufhörllich in dem Leimen fährt, kam er den 25ten des Hornunges an das Ufer von Cayenne. Man weiß, daß Richer, ein Mitglied der Academie der Wissenschaften, in dieser Insel, die Entdeckung von der Ungleichheit der Schwere unter verschiedenen Parallelen gemacht hat, und daß seine Erfahrungen die ersten Gründe von den Theorien der Herren Huygens und Newton wegen der Gestalt der Erde gewesen. De la Condamine hatte sich vorgenommen eben die Erfahrungen daselbst zu wiederholen, worinnen er sehr geübet war, und die dieses Tages mit weit mehr Genauigkeit, als sonst geschehen. Sie gehören nicht in diesen Abschnitt: sie machten aber auch nicht die einzige Sorgfalt dieses Gelehrten aus; und unter der Menge anderer Wahrnehmungen o) giebt uns seine weitläufige Kenntniß einige an die Hand, die sich besser zu unserer Absicht schicken.

Zuerst machte er einen Versuch mit seinen Samenkörnern der Quinquina, welche damals nur erst acht Monate alt waren, und ihm Hoffnung machten, den Verlust der jungen Pflanzen eben dieses Baumes wieder zu ersetzen, die er nicht hatte erhalten können, wovon ihm die letzte durch eine Meereswelle entführet wurde, welche sein Canot an dem Vorgebirge Orange beynähe versenket hätte. So zarte Samen aber, die so große Stöße ausgestanden hatten, giengen zu Cayenne nicht auf.

Versuche mit  
dem Gifte der  
indianischen  
Pfeile.

De la Condamine hatte die Neugier, zu Cayenne zu versuchen, ob das Gift der vergifteten Pfeile, die er über ein Jahr verwahrete, seine Wirksamkeit behielt; und ob der Acker ein so kräftiges Gegengift sey, als man ihn versichert hatte. Diese beyden Erfahrungen wurden vor den Augen des Herrn d'Orvilliers, Commandanten der Colonie, und Befehlshaber von der Besatzung und des Arztes des Königes gemacht. Eine Henne, die mit einem kleinen Pfeile, dessen Spitze seit dreyzehn Monaten mit Gifte überzogen war, und den man durch ein Blaserohr auf sie schoß, leicht verwundet wurde, lebete noch ein

o) De la Condamine machte Erfahrungen von der Geschwindigkeit des Schalles, um sie mit denen zu vergleichen, die er in einer ganz andern Himmelsgegend gemacht hatte. Er bestimmte auf eine geometrische Art die Lage von dreyßig bis vierzig Punkten, so wohl auf der Insel Cayenne, als auf dem festen Lande und auf der Küste; unter andern einige Felsen, und besonders denjenigen, welchen man den Connetable nennet, und welcher den Schiffen zum Merkzeichen dienet, das Land zu erkennen. Er nahm die Winkel der Höhe der Vorgebirge und sichtbarsten Berge. Wenn man ihre Höhe recht kenne: so würde solches von einem großen Nutzen seyn, in der See zu wissen, wie weit man von einer Küste sey, woran sehr viel gelegen

ist. Er fuhr einige Flüsse des festen Landes hin auf, um ihre Umwege durch Fahrten und Wechselläufe zu messen, und um verschiedene Breiten zu beobachten. Dieses sind Materialien, welche werden dienen können, eine gute Karte von dieser Colonie zu machen. Seine Beobachtung der Breite in der Gegend der Stadt Cayenne selbst, gab ihm, wie des Herrn Richers seine, ungefähr fünf Grad und funfzig Minuten Norderbreite; und vier Beobachtungen des ersten Jupiterstrabanten, die sich einformig waren, ließen ihn den Unterschied der Mittagslinie zwischen Cayenne und Paris ungefähr einen Grad weniger finden, als er in dem Buche de la Condamine noissance des Temps angegeben ist. Richer hat zu Cayenne keine Beobachtung der Jupiterstrabanten



Wierthelstunde. Eine andere, die mit einem dergleichen Pfeile, der nur erst neulich in das De la Con- durch Wasser verdünnete Gift getunket worden, und den man so gleich aus der Wunde wie- damine. der herauszog, in den Flügel gestochen wurde, schien eine Minute lang betäubet zu seyn. Bald darauf folgten die Verzuckungen; und ob man sie gleich Zucker verschlingen ließ, so 1744. starb sie dennoch. Eine dritte, die mit eben dem Pfeile, welcher wieder in das Gift ge- tungket worden, gestochen wurde, der man aber so gleich mit eben dem Gegenmittel zu Hülfe kam, gab nicht das geringste Zeichen von sich, daß ihr das Gift etwas schadete p). Die- ses Gift ist ein Extract von den Säften verschiedener Pflanzen, besonders gewisser Bind- weiden, die durch das Feuer herausgezogen worden. Man hatte den Herrn de la Conda- mine versichert, es kämen über dreißigerley Kräuter oder Wurzeln zu dem Gifte der Ticu- naer, welches das berühmteste unter den Völkerschaften an dem Amazonenflusse ist, und mit dem machte er auch diese Probe. Es ist sehr zu bewundern, saget er, daß unter Völ- kern, welche ohne Aufhören ein so sicheres und so eiliges Werkzeug haben, ihrem Hasse, ih- rer Eifersucht und ihrer Rache ein Genügen zu leisten, ein Gift von dieser Feinheit nur den Affen und Geflügeln schädlich ist q).

Verschiedene Versuche, um an den großen Seepolypen, die hier sehr gemein sind, die Versuche we- wunderfame und stets neue Sache ihrer Vermehrung zu bestätigen r), glücketen ihm nicht. gen Vermeh- Die Gelbesucht, wovon er angegriffen wurde, und woran er gefährlich krank lag, hinder- rung der Po- ten ihn, solche zu wiederhohlen. typen.

De la Condamine, welcher durch verschiedene Hindernisse zu Cayenne aufgehalten wur- Rückkehr des de, reiste nach einem sechsmonatlichen Aufenthalte in einem Canote ab, welches ihm der Herr de la Befehlshaber schaffete, und begab sich nach Surinam, wohin ihn der Statthalter dieser Condamine. holländischen Colonie, Herr Mauricius, eingeladen hatte. Er fuhr in einigen sechzig nach Europa. Stunden glücklich hinüber. Den 27sten des Augusts lief er in den Fluß von Surinam ein, welchen er fünf Secemeilen weit bis nach Paramaribo, der Hauptstadt der Colonie, hinauf fuhr. Seine Beobachtung von der Breite dieses Ortes gab ihm fünf Grad neun und vierzig Minuten Nordbreite. Er suchete nur eine Gelegenheit, wieder nach Europa zu gehen. Das Schiff, welches am ersten abgieng, war das beste für ihn. Er schiffete sich den 2ten des Herbstmonates auf eine holländische Flöte von vierzehn Canonen ein, die nur zwölf Mann Schiffsvolk hatte. Er lief im Gesichte der holländischen Küsten große Ge- fahr

Trabanten angestellt. Ebendasselbst a. d. 204 u. f. S.

p) De la Condamine stellte den 23sten des Jen- ners eben desselben Jahres zu Leyden, in Gegen- wart der berühmten Professoren, Herren Mus- schenbroeck, van Swieten, und Albinus, eben die Versuche an. Das Gift, welches durch die Länge der Zeit und durch die Kälte schwach geworden seyn mußte, that nur erst nach fünf oder sechs Minu- ten seine Wirkung: der Zucker wurde aber ohne Er- folg gegeben. Die Henne, welche den Zucker ver- schlucket hatte, schien nur etwas länger, als die an- dere, zu leben. Der Versuch wurde nicht wieder- hohlet. Ebendaf. a. d. 209 S.

Wir haben nachher vernommen, daß Reaumur

und Herissant, zwey bis drey Jahre darnach ande- re Versuche mit dem indianischen Gifte gemacht haben, welches in wenig Minuten einen Adler, ein Pferd, und einen Bären getödtet hat, den eine Un- ze Arsenicum nur etwas weniges laxiret; und daß der Zucker, welchen man diese meisten Thiere hat verschlingen lassen, sie nicht vor dem Tode verwah- ret hat.

q) Ebendaf. a. d. 210 Seite.

r) Man weiß, daß die Vermehrung der Poly- pen von dem Herrn Trembley entdeckt, und nach- her durch die Versuche der Herren Reaumur, Jüs- sieu, und einer großen Anzahl Naturkündiger be- stätiget worden.



De la Condamine. und den 23sten des Hornungs 1745 sah er sich wieder zu Paris nach einer Abwesenheit von ungefähr zehn Jahren.

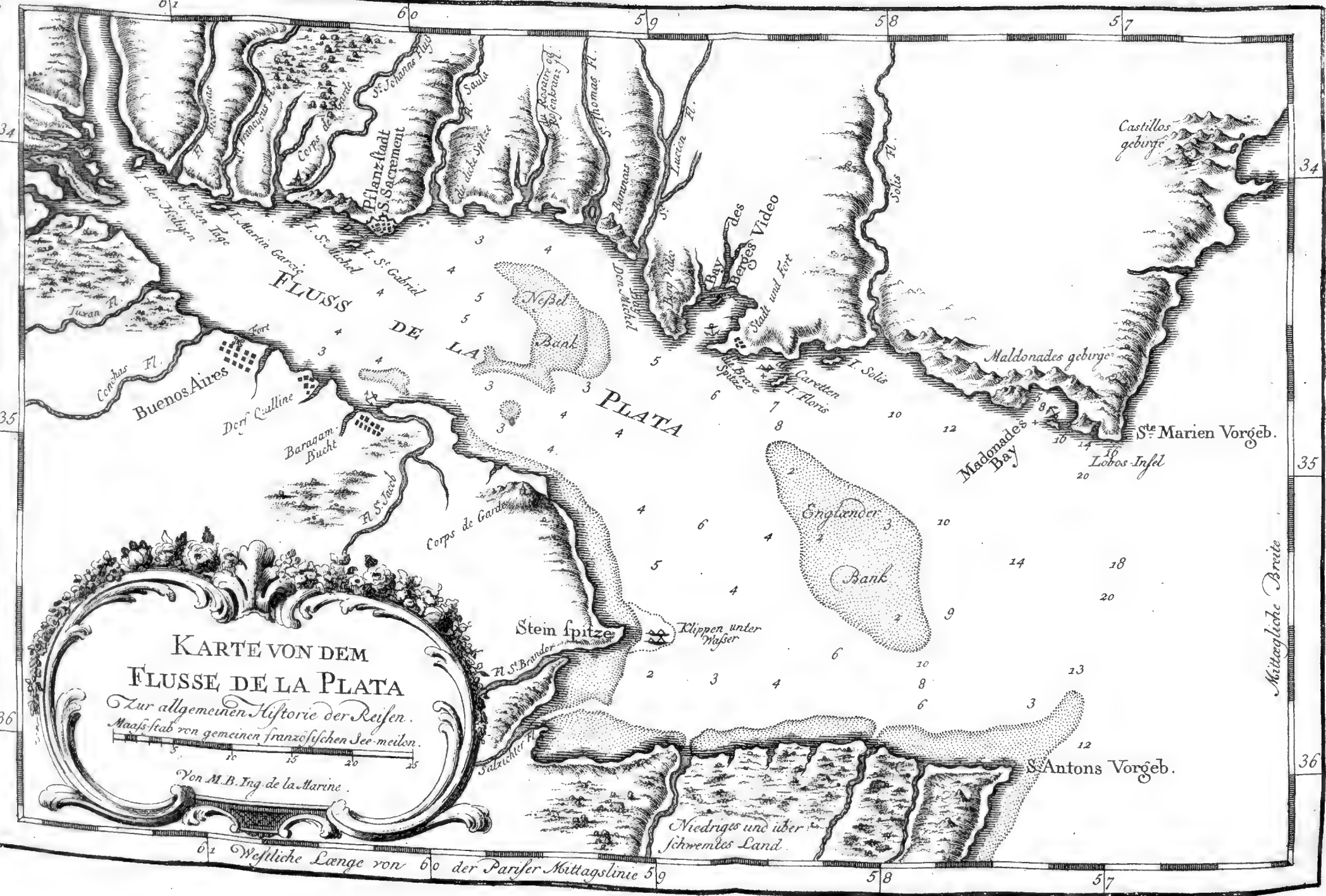
Aufnahme in  
seinem Vater-  
lande.

Ein ausnehmender und wohlverdienter Ruhm, der auf bekannte Verdienste und eben so nützliche, als beschwehrlche Arbeiten gegründet war, hielt zu seiner Zurückkunft Frankreich vielen Beyfall fertig. Bey seiner Ankunft hatte er die Ehre, dem Könige vorgestellt zu werden. Er las in der öffentlichen Versammlung der Academie den Bericht von seiner Reise auf dem Amazonenflusse vor, der eigentlich ihm zugehörte und noch in eben dem Jahre an das Licht gestellet wurde. Er brachte in das Cabinet des königlichen Gartens eine Sammlung von zweyhundert Stücken aus der Naturgeschichte, und verschiedene Werke der Kunst, die er auf seinen rühmlichen Reisen gesammelt hatte. Endlich genoß er er der Hochachtung gewiß war, welche ihn mit seinem Schicksale zufrieden machen konnte ruhig der Erkenntlichkeit derjenigen, denen er gut gedienet hatte, das ist, seines Vaterlandes, und ganz Europa. Wir müssen noch hinzu setzen, daß, als er sich im 1756sten Jahre verheirathete, der König ihn bey dieser Gelegenheit mit einem Jahrgelde von vier tausend Livres begnadigte t).

s) Wir wollen die kurze Nachricht davon den Neugierigen nicht entziehen. „Man kann urtheilen, sagt er, wie langsam die Regierung unsers Schiffes bey so wenigem Volke von Statton gegangen: man würde sich aber schwerlich vorstellen können, was ich von der Grobheit derer Leute ausstehen mußte, mit denen ich zu thun hatte. Den 29sten eben desselben Monates entgingen wir, Dank sey es dem üblen Wetter, einem englischen Corsaren, welcher ein Seeräuber seyn mußte, weil ihn die Flagge der Generalstaaten nicht abhielt, uns in der Nähe seine Lage zu geben. Den 6ten des Windmonates, da wir uns bey Küsten von Bretagne näherten, hielten wir mit einem Corsaren von St. Malo, der Lilié, Sprache, die von dem Herrn de la Cour Gaillard geföhret wurde. Ich beantwortete alle seine Fragen, welches dem holländischen Schiffshauptmanne die Mühe erspartete, daß er nicht seine Schaluppe bey einem starken Winde aussetzen durfte. Nichts destoweniger weigerte er sich, mich in eine Fischerbarke auszusenden, da wir vor Calais vorbeý fuhren, wie er es dem Statthalter zu Surinam versprochen hatte. Bis hierher war unsere Schifffahrt glücklich gewesen. Sie war es auch noch bey der Einfahrt in Texel, wo wir den 16ten einen Küsten-Loortmann annahmen. Das Boot, auf welchem er selbstritte gekommen war, lief vor unsern Augen wieder in den Canal. Wie bedauerte ich es, daß

ich mich nicht mit eingeschiffet hatte! Da sich der Wind in diesem Augenblicke verdoppelt hatte: irreten wir den übrigen Monat in dem holländischen Meere, auf Untiefen bey einem sehr stürmischen Wetter durch einen beständigen Nebel, und stets mit dem Bleywurfe in der Hand, herum. Bey eben diesem Sturme scheiterte in dem Canale la Manche das Schiff des Admirales, welches hundert und zwanzig Canonen führte. Weil unser Schiff nicht tief im Wasser gieng: so erhielt uns solches noch, daß wir nicht an der Küste scheiterten; wovon wir sehr oft die Feuer in der Nähe sahen. Ich hatte bey meinen Reisen nach der Levante und America einige Schifffahrt auf dem Meere gelaufen: ich hatte aber niemals gesehen, daß der Hauptmann alle seine Koffer verschloß, einen Sack, welcher seine Briefe und seine wichtigsten Papiere enthielt, zu sich nahm, den Augenblick erwartete, da er ausfliegen würde, und nur eine schwache Hoffnung hatte, sich in der Schaluppe zu retten. Wir erkannten endlich Wicland, wovon wir uns noch sehr weit entfernt hielten; und wir liefen in die Zuidzee ein. Als ich den 30sten zu Amsterdam den Fuß an das Land setzte: so war alles Uebrige vergangen. Tagebuch a. d. 206 S.

t) Man sehe in der Nachricht zu diesem Bande einige Erläuterungen wegen der Karte des de la Condamine, von der Provinz Quito, die in dem vorhergehenden Bande mitgetheilet worden,



KARTE VON DEM  
 FLUSSE DE LA PLATA

Zur allgemeinen Historie der Reisen.  
 Maasstab von gemeinen französischen See-meilen.

Von M.B. Ing. de la Marine.

62 Westliche Länge von 60 der Pariser Mittagslinie 59

Mittägliche Breite

26  
1911



## Das VII Capitel.

Einleitung.

## Reisen auf dem Flusse de la Plata, und an der magellanischen Küste.

## Einleitung.

Quelle und Lauf des Rio de la Plata. Zeit seiner Entdeckung von den Spaniern. Versuch der Portugiesen. Garcia und seines Sohnes. Andere Portugiesen, die auf dem Paraguay und Parana umkommen. Schicksal des Alexi

Damit man alles dasjenige, was die Reisen und Besichtigungen der Spanier in dem südlichen America betrifft, zu Ende bringe, ehe man mit den Portugiesen nach Brasilien geht: so kommt man hier wiederum zu dem berühmten Flusse de la Plata, welcher es gegen Süden begränzet, so wie der Amazonenfluß gegen Norden. Man hat schon Gelegenheit gehabt, nach dem Berichte des P. Scuillee seine Mündung vorzustellen a), ohne die Umstände von der ersten Niederlassung der Spanier daselbst zu erzählen. Es sind noch viele beobachtete Umstände von der Pflanzstadt Buenos Ayres und dem Innern des Landes bezubringen.

Rio de la Plata oder der Silberfluß, welcher sich im fünf und dreyßigsten Grade Südbreite in das Nordmeer stürzet, kommt nicht unter diesem Namen von seiner Quelle. Er fließt aus dem Karayer-See gegen sechszehn Grad dreyßig Minuten, unter dem Namen Paraguay b), welchen er einer unermesslichen Strecke Landes giebt, die keine andere Gränzen gegen Norden, als den Karayer-See, die Provinz Santa Cruz de la Sierra und Charcas, gegen Mittag die magellanische Meerenge; gegen Morgen Brasilien, gegen Abend Peru und Chili hat. Nach dem Ausgange aus dem See vermehret der Paraguay sein Wasser mit dem Wasser aus vielen Flüssen, deren einige ziemlich groß sind; bis auf den

Quelle und Lauf des Rio de la Plata.

a) Im vorhergehenden XV Bande a. d. 371 S.  
b) Paraguay heißt gekröntes Haupt, als wenn der See, woraus er fließt, ihm eine Krone bildete. Don Martin del Barco, der Verfasser eines historischen Gedichtes, welches man schon angeführt hat, giebt vor, der Karayer-See sey nicht die Quelle dieses Flusses, welchen man sehr weit hinaufgefahren sey, nachdem man über den See gegangen, wo er durchgeht, ohne daß man dessen Ursprung habe finden können. Er sezet hinzu, es führten ihn einige aus dem See Parima in der Provinz del Dorado. Der Geschichtschreiber von Paraguay, welcher diese Meynung anzunehmen scheint, hat nicht in Erwägung gezogen, daß alle diejenigen, welche von dem See Parime und der Provinz del Dorado, sie seyn nun sabelhaft oder nicht, geredet

haben, sie zwischen den Amazonenfluß und Orinoko setzen; und gewiß, es würde keine Wahrscheinlichkeit haben, den Paraguay unter dem Amazonenfluße wegzuleiten, wie man es notwendig thun müßte, wenn man ihn aus dem See Parime nach dem Karayer See wollte kommen lassen. Wir wollen doch gleichwohl, wie er, eine andere Sache anführen, die aus einem spanischen Geschichtschreiber, Namens Lozano, genommen ist: „Johann Garcia, aus Assuncion, der Hauptstadt in Paraguay, gebürtig, welcher viele Jahre ein Sklave der Paraguayauer gewesen, und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wieder in sein Vaterland zurückkam, erzählte, sie hätten sich auf einer Reise, die er im Gefolge dieser Indianer gethan, nachdem sie den Paraguay hinauf und über den Karayer See

Allgem. Reisebeschr. XVI Band.

**Einleitung.** den sieben und zwanzigsten Grad, wo er sich mit einem andern Flusse vereinigt, der gleich mit ihm läuft, nachdem er sich von Osten gegen Westen gewandt, und lange nordostwärts gelaufen, da er denn wegen seiner Breite Parana, das ist Meer, genannt wird. Nach dieser Vereinigung ist er zwar viel tiefer, aber nicht mehr so breit, und wendet sich gerade gegen Süden bis auf den vier und dreszigsten Grad, wo er einen andern großen Fluß einnimmt, welcher von Nordost kommt, und der Uruguay heißt. Darauf ist er unter dem Namen de la Plata gegen Ost Nordost bis in das Meer.

**Zeit seiner Entdeckung v. den Spaniern.** Man hat gesehen c), daß die Spanier die erste Entdeckung dieses Flusses im 1515 J. re, dem großen castilianischen Lootsmanne, Johann Diaz von Solis, zu danken haben, welcher ihm seinen Namen gegeben a), dabey aber das Unglück gehabt, mit einem Theile seiner Leute durch die Pfeile der Wilden umzukommen. Das Schicksal einiger Portugiesen, welche einige Jahre darnach in den Fluß Paraguay durch Brasilien giengen, nicht glücklicher. Auf das Gerücht, welches sich auszubreiten anfang, es hätten die Spanier unermeßlichen Reichthum in Peru gefunden, fassete Don Martin de Sosa, Statthalter und Generalhauptmann zu Brasilien, den Vorsatz, solchen mit ihnen zu theilen.

**Unglückliche Versuche der Portugiesen.** Er trug dieses Unternehmen dem Alexis Garcia auf, welcher mit seinem Sohne und zwey andern Portugiesen abgieng, und seinen Weg nach Westen nahm. Es war ihm schwer, das Ufer des Paraguay zu finden. Er traf daselbst eine große Anzahl Indianer an, von denen er tausend bewog, ihm zu folgen, wie man saget; und nachdem er über den Fluß gegangen, so drang er bis an die Grenzen in Peru, wo er ein wenig Gold und Silber zusammen brachte. Als er darauf wieder an den Ort des Flusses kam, von dem abgereiset war: so entschloß er sich, daselbst einen Sitz anzulegen, welcher denen Königen von seiner Nation, die etwas wagen, und sich seiner Entdeckungen zu Nutze machen wollten, gleichsam zur Niederlage dienen könnte. In dieser Absicht schickete er zweyen seiner Leuten zu dem Generale zurück, um ihm von dem glücklichen Erfolge seiner Reise Nachricht zu geben, und ihm seinen Anschlag zu eröffnen. Allein, das hieß das Vertrauen

**Schicksal des Alexis Garcia u. seines Sohnes.** gen seine Indianer gar zu weit getrieben, daß er mit seinem Sohne und seinem dritten Sohne fährt allein unter ihnen blieb. Denn kaum waren die beyden andern abgereiset, brachten diese Barbaren ihn und den Portugiesen um, nahmen seinen Sohn gefangen, sehr jung war, und bemächtigten sich aller seiner Reichthümer.

Indessen verursacheten die Ankunft seiner beyden Abgeschickten, die Zeitung von dem bis nach Peru entdeckten Wege und einige Gold und Silberstangen, die es glaublich machten, den Portugiesen in Brasilien eine sehr lebhafte Freude. Sechzig von den eifrigsten reiseten sogleich mit einem Haufen Brasilianer unter der Anführung des Saldeno ab, zum Garcia zu stoßen. Als sie sich dem Orte naheten, wo sie ihn finden sollten: so

„gegangen wären, an einem Flusse befunden, der sich dahinein ergossen: nachdem sie einige Tage lang hinauf gegangen, so wären sie einem Berge gegen über gekommen, unter welchem er fließt; darauf hätten die Papaguaer, ehe sie sich in diesen finstern Canal eingelassen, Fackeln von einer gewissen Art Harze angezündet, um sich wider die

„Fledermäuse zu verwahren, welche sie Anzeichen nennen, und von einer ungeheurn Größe auch die Reisenden anfallen, wenn sie nicht Vorsicht brauchen; sie hätten zweyen Tage zugebracht ihn hinauf zu fahren: nachdem sie wieder angekommen, hätten sie noch einige Zeitlang den Lauf fortgesetzt, und hätten sich an dem



men sie einigen Verdacht wegen der Treulosigkeit der Indianer; sie bewaffneten sich aber vergebens mit Vorsicht. Sie wurden in den Gehölzen überfallen und niedergehauen, außer einigen wenigen, die glücklich nach dem Parana flüchteten. Sie mußten über diesen Fluß gehen, um sich dem Feinde zu entziehen, welcher ihnen nachsetzte, und andere Indianer boten ihnen ihre Piroguen an; eine neue Verrätherey, deren sie sich nicht versahen. Diese Piroguen waren durchbohret, und die Löcher zugestopfet. Kaum waren die Portugiesen mitten auf dem Strome, so sprangen ihre Führer ins Wasser, und schwammen wieder an das Ufer, da indessen diese unglücklichen Flüchtlinge, welche das Wasser um sich herum einbringen sahen, und die Ursache davon sucheten, ohne daß sie solche begreifen konnten, versanken, und alle zusammen umkamen. Man erfuhr ihr Schicksal das Jahr darauf von einigen Indianern, welche von ihrer Nation entführet wurden.

Einleitung.  
Andere Portugiesen, die auf dem Paraguay u. Parana umkamen.

Der I Abschnitt.

Sebastian Cabots Reise.

Sebastian Cabot. 1526.

Woher Cabot nach Spanien kömmt. Er wird das Haupt eines Geschwaders nach den Molucken. Man bereuet diese Wahl. Seine Abreise. Er hält sich zu Rio de Solis auf; bauet vergebens eine Schanze; eine andere, Cabots Thurm; räthet des Garcia Tod; will am Paraguay bleiben; geht wieder nach Spanien; läßt Para zum Befehlshaber der Schanze. Traurige Geschichte einer spanischen Dame. Cabots Thurm wird verlassen. Die Spanier setzen sich anders wo. Sie werden von den Portugiesen verjaget.

Ungeachtet der Nacheiferung, welche damals unter den Spaniern und Portugiesen herrschete, schien es doch, daß nichts bey ihnen den Wunsch erregen sollte, sich in einem Lande zu setzen, welches sie nur durch so traurige Begebenheiten kannten. Spanien dachte auch wenig daran, als es auf ziemlich leichte Gründe die Hoffnung faßete, aus Paraguay eben so viel Reichthum zu ziehen, als aus jedem andern Theile von America. Sebastian Cabot oder Gabor, dessen Namen bereits in dieser Sammlung erschienen, und welcher im 1495ten Jahre mit seinem Vater und seinen Brüdern die Insel Neuland, (Terra nueva,) und einen Theil von dem benachbarten festen Lande für Heinrich den VII in England entdeckt hatte, sah sich von den Engländern hindangesehet, die damals gar zu sehr mit ihrer Insel beschäftiget waren, als daß sie hätten darauf denken sollen, sich in der neuen Welt Sitze anzulegen. Er gieng also nach Spanien, wo ihm sein Ruhm die Bedienung eines Oberpiloten von Castilien verschaffete e).

Woher Cabot nach Spanien kömmt.

Die Victoria, dieses so berühmte Schiff, das die Ehre gehabt, das einzige zu seyn, welches von Magellans Geschwader wieder nach Spanien gekommen, und das erste gewesen, welches die Reise um die Welt herum gethan, hatte aus den Molucken verschiedene Arten

H 2

von

„ge eines Sees befunden, wovon man kein anderes Ufer gesehen; sie wären nicht weiter gegangen, sondern durch eben den Weg wieder zurück gefehret.“ Histoire du Paraguay Liv. I. p. 6. Wir können diese Begebenheit zulassen, wenn man will; wir brauchen sie aber nicht mit dem Geschichtschreiber als eine Deplätigung des Dasypus des Sees Pari-

ma und der Provinz d'el Dorado anzusehen.

c) Man sehe den XIII Band dieser Sammlung a. d. 208 S.

d) Die Indianer nannten ihn vorher Amara.

e) Herrera Decad. III im 3 Cap. des IX Buches.

Sebastian Cabot. 1526. von Specereyen und kostbaren Waaren mitgebracht. Einige Handelsleute in Sevilla ten Caboten den Vorschlag, eine Flotte dahin zu führen, welche sie auf ihre Kosten rüsten wollten. Er ließ sich solches gefallen. Weil er aber glaubete, es wäre seiner Haupten zu nahe, wenn er nur einzig und allein einer Handlungsgesellschaft dienete: so wußte er mit einem Auftrage von dem Kaiser beehret seyn; und nachdem er sich nach Madrid nach den Mordlücken ernahit. geben, so machete er mit Karl dem V einen Vertrag, welcher den 4ten März 1525 zeichnet wurde. Herrera hat uns die vornehmsten Artikel davon aufbehalten: „Cabot te ein Geschwader von vier Schiffen als Generalhauptmann führen. Man gab ihm „lieutenant Martin Mendez, welcher Magellans Schatzmeister gewesen und auf der „toria zurück gekommen war. Er sollte durch die Meerenge gehen, sich nach den „ken begeben und darauf Tharsis, Ophir und Cipango entdecken, welche Namen sehr „waren, und worunter man Japon verstund; er sollte daselbst sein Schiff mit Golde „Silber beladen und durch eben den Weg wieder nach Spanien zurück gehen.“ Er hatte dem Kaiser diesen Vorschlag gethan. Mit was für Zuversicht er aber auch die Man bereuet diese Wahl. führung eines so schönen Versprechens versicherte: so gereuete es doch die Reeder zu Sevilla die einen Anfang von Misverständnisse unter ihm und dem Mendez bemerket hatten, bald, daß sie ihn erwählet hatten, ihre Schiffe zu führen. Sie ließen so gar dem vorstellen, daß, wenn es nicht viel zu spät wäre, sie ihn gern um die Erlaubniß er wollten, ein anderes Haupt zu ernennen.

Seine Abreise. Diese Bewegungen waren vergebens. Cabot gieng den 1sten April 1526 unter gel, nachdem er sein Geschwader mit einem fünften Schiffe vermehret hatte, welches einer Privatperson befrachtet worden. Herrera beschuldiget Caboten, er habe sich auf der Reise weder als ein Hauptmann, noch als ein geschickter Seemann, erwiesen. Die Er machet sich verhaft lebensmittel giengen ihm, aus Mangel einer guten Wirthschaft, bald ab. Er schonete diejenigen nicht, welche nicht sucheten, ihm zu gefallen. Als er ohne Wasser und ohne lebensmittel bey der Insel Patos, oder dem Gänseeylende ankam, welches nicht weit dem St. Augustinsvorgebirge in Brasilien entfernt ist: so wurde er von den Einwohnern sehr wohl aufgenommen, welche ihm mit allem halfen, was in ihrem Vermögen Anstatt daß er diese guten Dienste hätte erkennen sollen: so hatte er die verhasste Unbarkeit, einige Kinder der Häupter dieser Eylande entführen zu lassen. Kurz, als er die Mündung des Flusses kam f), welchen man damals Rio de Solis nannte: so schloß er sich, seine Schiffahrt nicht weiter zu treiben, unter dem Vorwande, es fehlte an lebensmitteln, durch die Straße zu gehen; wahrscheinlicher Weise aber, weil sein Volk anfing zu murren. Er ergriff sogar die Parthey, den Martin Mendez, Franz Rojas und Michael von Rodas, welche seine Aufführung frey tadelten, in einer Insel abzusetzen.

Er hält sich zu Rio de Solis auf. Ob gleich die Mündung des Flusses eine von den schweresten, so wie eine von den größten, ist, die man kennet; daher ihr auch die Seeleute den Namen der Schiffer

f) Der Geschichtschreiber von Paraguay saget, die Bay, weil es vielen Leuten nicht scheint, daß man die Mündung des Flusses an dem Vorgebirge St. Maria, wo das Land anfängt, sich von Südwest nach Westen zu wenden, noch andern

Vorgebirge St. Anton bezeichnen dürfe, weil fünf und vierzig gemeine spanische Seemeilen ist die ganze Breite der Einfahrt der Bay; und ist entfernt ist; sondern daß man der Meynung derjenigen folgen müsse, welche sie zu Puerta de

le gegeben haben: so fuhr er glücklich über alle die Felsen bis an die St. Gabrielsinseln, Sebastian Cabot. 1526. denen er diesen Namen gab, und welche ein wenig unter Buenos Ayres anfangen. Die erste, die nur eine Seemeile im Umfange hat, both ihm einen guten Ankergrund dar. Er ließ seine Schiffe daselbst, um mit den Schaluppen in den Canal zu fahren, welchen diese Insel mit dem festen Lande machen, das er zu seiner rechten Hand hatte, und von da in den Uruguay, welchen er für den wahren Fluß annahm. Dieses Versehen hatte zwei Ursachen; die eine war, daß die St. Gabrielsinseln, die er zur Linken ließ, ihm den Anblick des Flusses verbargen; die andere, weil der Uruguay sehr breit ist, wenn er sich mit dem Rio de la Plata vereiniget. Er fuhr ihn in eben dem Irrthume hinauf; und da er zur Rechten einen kleinen Fluß fand, den er Rio de San Salvador nannte, so bauete er Er bauete ver- daselbst eine Schanze, worinnen er Alvarez Ramon und einige Soldaten mit dem Befehle gebens eine Schanze; ließ, die Beobachtungen auf dem Flusse weiter zu treiben. Drey Tage darnach aber gerieth dieser Befehlshaber auf eine Sandbank, und wurde daselbst mit einem Theile seiner Leute von einigen Indianern getödtet. Die andern retteten sich durch Schwimmen, und kamen wieder zu Caboten, welchen eine so traurige Begebenheit in die St. Gabrielsinseln zurückföhren ließ.

Er erkannte daselbst den Irrthum, welcher ihn einen Canal für den andern hatte nehmen lassen; und da er ungefähr dreyßig Seemeilen höher in den wahren Fluß einließ, so bauete er eine Festung an der Einfahrt eines Flusses, welcher aus den tucumanischen Gebirgen kömmt, und dessen indianischen Namen Jacariona die Spanier in den Namen Rio Tercero verwandelt haben. Er gab dieser Schanze den Namen des heil. Geistes: eine andere Cabots Thurm. sie ist aber in den Reisebeschreibungen unter dem Namen Cabots Thurm bekannter g). Er ließ daselbst eine Besatzung und fuhr weiter hinauf bis an den Zusammenfluß des Paraguay und des Parana. Da er sich nun zwischen zweenen großen Flüssen befand: so fuhr er in denjenigen hinein, welcher ihm am breitesten zu seyn schien. Man hat bereits angemerket, daß solcher der Parana ist. Da er aber sah, daß sich derselbe gar zu sehr nach Osten wandre: so gieng er wieder bis an den Zusammenfluß zurück, und fuhr den Paraguay hinauf, aus Furcht, er möchte sich gar zu weit in Brasilien hinein begeben.

Er wurde daselbst von Indianern angegriffen, welche ihm fünf und zwanzig Mann Er rächet den Tod des Alex. Garcia. erschlugen und drey gefangen nahmen. Bald darauf hatte er das Vergnügen, durch ein großes Blutbad gerächet zu werden, welches er unter diesen Wilden anrichtete. Man hält sie für eben diejenigen, welche den Alexis Garcia erschlagen hatten und man versichert, die Frucht seines Sieges sey ein großer Theil von der Beute gewesen, welche sie den Portugiesen entführet hatten. Da er aber von dieser Begebenheit nichts wußte: so urtheilte er: so viel Gold und Silber käme aus den Bergwerken des Landes; und diese Vorstellung schien ihm gewiß zu seyn, weil ihm andere Indianer, mit denen er ein Bündniß gemacht, nicht allein überflüssig lebensmittel verschaffeten, sondern ihm auch Goldstangen für schlechte spanische Kaufmannswaaren gaben. Weil er nun nicht mehr zweifelte, daß das Land Ursprung des Namens Rio de la Plata.

§ 3

Diebra, Monte. video gegen über, mehr als fünfzig Seemeilen weit von dem St. Antonsvoroebrae sehen. Der Geschichtschreiber hat den P. Feuillie nicht zu Rathe gezogen, welcher sehr genaue Bezüge davon giebt; wiewohl er sich darinnen irret,

daß er Sebastian Cabot zu einem geborenen Engländer machet. Man sehe sein Tagebuch a. d. 281 u. f. S. und im XV Bande dieser Sammlung a. d. 282 S. g) Man sehe oben im XV Bande dieser Sammlung a. d. 309 S.

Sebastian Cabot. 1526. Silberbergwerke hätte: so gab er dem Flusse Paraguay den Namen Rio de la Plata oder Silberfluß.

Er schickete sich an, mit seinen Schätzen wieder nach seiner Flotte zurück zu kehren, als er einen portugiesischen Befehlshaber, Namens Diego Garcias ankommen sah, welchen der Generalhauptmann in Brasilien ausgeschiedet hatte, sich des Landes zu erkundigen und im Namen der Krone Portugall davon Besitz zu nehmen. Er hatte aber gar zu wenig Leute bey sich, dasjenige, was ihm aufgetragen worden, wider Willen der Spanier auszuführen, die er in so großer Anzahl an den Ufern des Paraguay anzutreffen, nicht vermuthet hatte. Cabot begriff eben sowohl, daß, wenn die Portugiesen mit stärkerer Macht zurück kämen, welche sie wegen der Nähe von Brasilien stets erhalten könnten, würde er sie nicht hindern können, sich zu Meistern von dem Lande zu machen. Er ergab also die Partey, dem Garcias höflich zu begegnen, und ihn zu vermögen, daß er sich nach der heiligen Geistes-Schanze folgete. Nachdem er ihn aber mit eben der Verwilligung beurlaubet hatte: so glaubete er, er müßte dem Vorsatze entsagen, den er gehabt hatte, wieder nach Spanien zu gehen. Was für Absichten man ihm auch beylegen kann, schien ihm seine Gegenwart am Paraguay nöthig zu seyn. Er übergab Ferdinand Calderon, den er an des Mendez Stelle zum Schatzmeister des Geschwaders ernannt hatte, allen Reichthum, den er gesammelt und einen Brief, wodurch er dem Kaiser von dem Ursachen Rechenschaft gab, die ihn zurück gehalten hatten. Er machete diesem Herrn eine Beschreibung von dem Lande, welches er entdeckt hatte. Er zeigte ihm an, durch welche für Maafregeln er glaubete, daß man der Krone Spanien den Besitz davon versichern könnte; und zum Beschlusse ersuchete er ihn um Beystand, den er wider die Portugiesen und Indianer gleich nöthig erachtete.

Er will am Paraguay bleiben.

1527.

Er geht wieder nach Spanien.

Calderon und Barloque, welchen Cabot mit ihm abreisen ließ, kamen im Anfang des 1527sten Jahres in Spanien an. Sie hatten bey dem Kaiser ein gnädiges Gehör bey welchem sie alles erhielten, was sie zu bitten Befehl hatten. Der Anblick der Schätze welche sie ihm überreichten, und welche, wie man saget, die ersten waren, die aus dem besetzten Lande von America nach Spanien gekommen, und noch mehr die Hoffnung, welche der Kaiser auf das Künftige davon schöpfete, macheten, daß Cabots Aufführung gebilliget wurde. Karl der V befahl so gar, eine große Flotte auszurüsten, und wollte, daß ein Theil des Aufwandes von seinen Einkünften sollte genommen werden. Indessen vergiengen doch zwei Jahre, ehe dieser Befehl ausgeführet wurde. Cabot wurde des Wartens müde und glaubete, er wäre in Spanien nöthig, um den Beystand zu beschleunigen, ohne welchen er den Portugiesen aus Brasilien widerstehen zu können verzweifelte. Er verließ also seine Schanze, worinnen er Nunjo de Lara als Befehlshaber mit hundert und zwanzig Mann ließ, verfügete sich wieder zu seinem Geschwader, und ließ es sogleich unter Segel gehen.

Er läßt Lara zum Befehlshaber der Schanze.

Lara, welcher die Gefährlichkeit seines Zustandes mitten unter vielen Völkern, deren Unterthänigkeit er nur in so weit hoffen konnte, als er im Stande seyn würde, sie durch Gewalt im Zaume zu halten, war gleich anfänglich darauf bedacht, wie er die Timbucuesen, seine nächsten Nachbarn, auf seine Seite bringen möchte; und wandte seine Anerbietungen nicht vergebens dazu an. Diese Verbindung aber wurde ihm bald durch unglückliche

h) Wir müssen hinzusetzen, daß sie auch dem geistl. Geschichtschreiber würdig zu seyn geschienen, seine Beobachtungen

glückliche Begebenheiten kläglich, die er nicht hatte vorher sehen können. Die Geschichte nimmt hier eine etwas romanhafte Gestalt an, ohne jedoch etwas dabey zu verlieren, weil ihr nichts von Seiten der Wahrheit und des edlen Wesens abgeht h). Sebastian Cabot. 1527.

Mangora, der Cacique der Timbuesen, besuchte den Befehlshaber zum östern. Eines Tages hatte er Gelegenheit gehabt, ein spanisches Frauenzimmer, Namens Lucia Miranda, eines der vornehmsten Befehlshaber in der Schanze, Sebastians Hurtado, Gemahlinn, zu sehen, und wurde sterblich in sie verliebt. Es blieb ihr nicht lange unbekannt, und ihre Klugheit ließ sie leicht einsehen, was sie von dieser Leidenschaft bey einem Willden zu befürchten hätte, dessen Freundschaft über dieses der Befehlshaber aus wichtigen Ursachen schonen mußte. Ihre erste Sorge also war, daß sie vermied, sich sehen zu lassen, und daß sie beständig auf ihrer Hut stand. Mangora deutete nichts zu seinem Nachtheile aus, sondern schmeichelte sich vielmehr, wenn er sie nur zu sich bekommen könnte, so wollte er sie schon zu allen seinen Absichten bewegen. Er lud also den Hurtado ein, ihn zu besuchen, und bath ihn, seine Frau mit zu bringen. Der Spanier wandte zur Entschuldigung vor, er dürfte, ohne Erlaubniß des Befehlshabers, nicht aus der Schanze gehen; und er würde ihn nur vergebens um solche ersuchen. Diese Antwort ließ den Caciquen einsehen, daß er sich nichts, als durch den Tod des Hurtado versprechen könnte.

Während der Zeit da er mit den schändlichen Anschlägen umgieng, vernahm er, daß dieser Befehlshaber mit fünfzig Soldaten abgeschickt worden, Lebensmittel zu hohlen. Die Schwäche der spanischen Besatzung war eine schöne Gelegenheit, die er nicht aus den Händen zu lassen, sich entschloß. Er versammelte vier tausend Indianer und stellte sie in einden sehr bedeckten Morast, welcher nicht weit von der Schanze entfernt war. Darauf zeigte er sich mit dreißig Mann, welche Lebensmittel trugen, an dem Thore derselben und ließ dem Befehlshaber sagen, weil er die Zeitung erhalten, daß man keinen Vorrath von Lebensmitteln mehr hätte, so brächte er genug, daß sie die Ankunft ihrer darnach ausgeschickten Leute ruhig erwarten könnten. Lara empfing ihn mit vielen und großen Erkenntlichkeitsbezeugungen, und wollte ihn mit seinem Haufen bewirthen. Der Cacique, welcher solches vermuthet hatte, hatte seiner Begleitung Anweisung, und denjenigen, die er hinter sich gelassen, eine Losung gegeben.

Die Schmauserey fing sich sehr fröhlich an und dauerte einen Theil der Nacht hindurch. Nachdem endlich die Spanier den Vorschlag gethan, sich zur Ruhe zu begeben: so gab Mangora die erste Losung, welche war, das Magazin in Brand zu stecken, wenn sich die Befehlshaber würden nach Hause begeben haben. Dieser Befehl wurde mit so vieler Geschicklichkeit ausgeführt, daß niemand dasselbe gewahr geworden. Der Commandant war kaum zu Bette, so hörte er das Geschrey einiger Soldaten, welche die Flammen schon sahen. Alle Spanier liefen nach dem Magazine und die Indianer ergriffen diesen Augenblick, sie anzufallen. Viele wurden niedergemacht, ehe sie sich besinnen konnten; und da die viertausend Mann, welche unterdessen angerückt waren, zu gleicher Zeit in den Platz gelassen wurden, so wurde solcher gar bald mit Blute und Morde angefüllt. Da der Commandant, welcher schon sehr verwundet war, den treulosen Cacique erblickete, der sich über den glücklichen Erfolg seiner Verrätherey zu erstreuen schien: so eilte er auf ihn zu und versetzte ihm einen starken Stoß mit seinem Degen. Weil er aber

mehr und seine Gedanken damit zu beschäftigen. Die Zärtlichkeit des Herzens kann mit der Tugend gar wohl bestehen

Trauriges Schicksal einer spanischen Dame.



Sebastian Cabot. 1527. mehr beschäftiget war, sich zu rächen, als für sein eigenes Leben zu sorgen: so hörte nicht auf, seinen Degen dem Verräther in den Leib zu stoßen, als bis er ihn den Boden aufgeben sah; und da er selbst von den Barbaren, die ihn umgaben, durchbohret wurde, so fiel er fast in eben dem Augenblicke todt darnieder.

Es waren in der Schanze nur noch die unglückliche Miranda, als die unschuldige Ursache eines so traurigen Schauspielles, vier andere Frauen und eben so viele kleine Kinder übrig, welche gebunden und zum Siripa, dem Bruder und Nachfolger des Cacique geföhret wurden. Der Himmel erlaubete, daß er bey Erblickung der Miranda eben so sehr Leidenschaft gegen sie fassete, die seinem Bruder das Leben gekostet hatte. Er befahl dem kleinen Haufen der Gefangenen nur sie für sich, und ließ sie geschwind losbinden. Sie meldete ihr, sie wäre keine Sclavinn; es käme nur auf sie an, bey ihm zu regieren; er glaubete nicht, daß sie blind seyn und einen dürftigen und hülflosen Mann dem Haupten einer mächtigen Völkerschaft vorziehen würde, der ihr die Herrschaft über ihn selbst und über sein ganzes Volk anböthe. Miranda konnte nicht zweifeln, daß ihre abschließende Antwort sie nicht der Gefahr aussetzen würde, ihre übrigen Tage in der härtesten Sclaverey zuzubringen. Sie wählte aber zwischen ihrer Pflicht und ihrer Furcht nicht. Sie gab dem Cacique so gar eine Antwort, die vermögend war, ihn aufzubringen; in Hoffnung, seine Liebe in Wuth zu verwandeln, und ihre Ehre durch einen schleunigen Tod in Sicherheit zu setzen.

Sie irrte sich. Ihr Widerstand entflammete die Leidenschaft des Siripa nur noch mehr. Er verzweifelte an einem glücklichen Erfolge gar nicht, und fuhr fort, ihr mit aller Sanftmuth zu begegnen; er trieb die Ehrerbietung und Gefälligkeit gegen sie so weit, daß es bey einem Wilden zum Erstaunen war. Einige Tage darnach kam Hurtado an der Spitze der ausgeschicketen Mannschaft an und erschrock heftig, daß er an dem Ort wo er die Schanze gelassen, nur einen Aschenhaufen fand. Seine erste Sorge war, wo er sich eifrigst nach seiner Frau erkundigte. Man berichtete ihm, sie wäre bey dem Cacique der Zimbuesen. Er eilte dahin, ohne zu erwägen, in was für Gefahr ihn diese Reise setzen würde. In der That war auch der Cacique bey Erblickung eines Mannes, der ihm allein geliebet wurde, seiner nicht mächtig. Er ließ ihn an den Stamm eines Baumes binden, und befahl, man sollte ihn mit Pfeilen todt schießen. Man schickete sich bereit an, ihm zu gehorchen, als Miranda kam, sich ihm zu Füßen warf, fast ganz in Thränen zerfloß und ihn also um Gnade für ihren Mann bath. Erstaunliche Wirkung der Liebe! ruft der Geschichtschreiber aus. Sie besänftigte den wüthenden Zorn, welchen sie dem Herzen eines Menschenfressers hervor gebracht hatte. Hurtado wurde losgebunden und erhielt so gar die Erlaubniß, seine Frau zuweilen zu besuchen. Der Cacique meldete ihm dabey, die erste Vertraulichkeit, die sie mit einander haben würden, sollte ihnen das Leben kosten. Vielleicht hatte er ihm nur die Frenheit bewilliget, sie zu besuchen, damit er dem Spanier einen Fallstrick legen und einen Vorwand bekommen möchte, ihn zu verschaffen. Hurtado säumete nicht, ihm bald die Gelegenheit dazu zu verschaffen. Wenig Tage darnach meldete die Frau des Siripa, welche ihres Mannes Vortheiles wegen aufgebracht war, ihrem Manne, Miranda hätte bey ihrem Manne dem Hurtado gelegen. Er überzeugete sich dessen auch bald durch seine eigenen Augen; und bey der ersten Bewegung seiner Wuth, da er mehr der Eifersucht seiner Frau dienete, als seiner eigenen gedienet hatte, verurtheilte er die Miranda zum Feuer und den Hurtado zum Tode.

Pfeilen erschossen zu werden. Das Urtheil wurde auf der Stelle vollzogen, und die bey- Sebastian Cabot. 1527.  
den Eheleute starben einander vor den Augen in ihrer Tugend anständigen Regungen.

Indessen hatten die Spanier, welche unter der Anführung eines Befehlshabers, Na- Cabots Thurm  
mens Moschera, übrig geblieben waren, einige Ausbesserungen an Cabots Thurm vor- wird verlassen.  
genommen. Sie verzweifelten aber gar bald, daß sie sich daselbst wider die Indianer  
würden halten können, welche ihre Treulosigkeit unversöhnlich gegen ihre Nation gemacht  
hatte. Moschera ergriff also die Partey, sich mit seinem Haufen auf ein kleines Fahr-  
zeug einzuschiffen, welches vor Anker geblieben war. Er fuhr den Fluß hinab ins Meer;  
und da er an der Küste hinlief, so rückete er bis gegen den zwey und dreyßigsten Grad der  
Breite vor, woselbst er einen bequemen Hafen fand, der ihn auf den Einfall brachte, da-  
selbst eine kleine Schanze zu bauen.

Die Landeseingebornen waren sehr leutselig. Er besäete ein Stück Landes, welches Die Spanier  
er für fruchtbar hielt; und seine kleine Colonie ließ sich daselbst sehr glücklich nieder, als ein setzen sich an  
portugiesischer Edelmann, Namens Eduard Perez, welcher von dem Generalhauptman- einem andern  
ne zu Brasilien in einen benachbarten Ort verwiesen war, zu ihm kam. Er nahm ihn Orte.  
freundschaftlich auf: ihre Ruhe aber dauerte nicht lange. Perez erhielt Befehl von dem  
Generalhauptmanne, nach dem Orte seiner Verbannung zurück zu kehren; und Moschera  
wurde durch eben den Boten aufgefordert, dem Könige in Portugall, welchem seine Be-  
fehlshaber die Oberherrschaft über das Land zueigneten, den Eid der Treue zu leisten. Pe-  
rez gehorchete. Der Spanier aber antwortete mündlich, da die Theilung von Indien un-  
ter den Königen, ihren Herren, noch nicht zur Richtigkeit gebracht worden: so wäre er  
entschlossen, sich in seinem Posten zu behaupten. Es fehlte ihm an Gewehre und Krie-  
gesvorrathe. Da sich aber ein französisches Schiff an der Insel Canance, seiner Schan-  
ze gegen über, vor Anker geleyet hatte: so machte er sich der Gelegenheit zu Nutze, die ihm  
das Glück anboth. Er schifferte sich mit seinem ganzen Haufen ein, der von zweyhundert  
Indianern in ihren Canoten unterstützt wurde, überfiel die Franzosen bey der Nacht und  
bemeisterte sich ihres Schiffes. Das Geschütz, welches er daraus nahm, und die neuen  
Verschanzungen, die er an seinem Orte machte, setzten ihn in den Stand, den ersten An-  
fällen der Portugiesen zu widerstehen. Nachdem er sie muthig zurück getrieben: so bedie-  
nete er sich seines Vortheiles so weit, daß er sie auch selbst zu St. Vincent angriff, wo er  
die Vorrathshäuser der Stadt plünderte. Weil er indessen aber wohl einsah, daß dieser Sie werden  
glückliche Erfolg nur zu seinem Verderben gereichen könnte, indem er sich alle Macht des von den Por-  
Generalhauptmannes über den Hals zöge: so suchete er mit allen seinen Leuten einen ruhi- tugiesen ver-  
gern Aufenthalt in der Insel St. Catharina. jaget.

Auf spanischer Seite hatten Cabots Erzählungen und Anhalten den Hof be- Schläfrigkeit  
wogen, das Unternehmen am Paraguay fortzusetzen. Als man aber erfuhr, daß kein des spanischen  
Spanier mehr da wäre, und daß man mit neuen Kosten anfangen müßte: so wurden die Hofes.  
Entschließungen so langsam, daß der Hof zu Lissabon Zeit hatte, eine zahlreiche Flotte aus-  
zurüsten, die zu eben dem Unternehmen bestimmt zu seyn schien. Man erfuhr gleichwohl,  
daß sie einen andern Weg genommen hatte; und die Spanier, welche die Zeitung vom  
dieser neuen Rüstung zu erwecken geschienen, verfielen wieder in ihre erste Schlafsucht.  
Sebastian Cabot, dessen Namen nicht weiter unter den Reisenden der dasigen Zeit er-  
scheint, war entweder todt oder einer so langen Schläfrigkeit überdrüssig. Sieben oder  
Allgem. Reisebeschr. XVI Band. 3 acht

Sebastian Cabot. 1527. acht Jahre, die seit seiner Zurückkunft verfloßen waren, schienen alle seine Vorschläge für Bergessen gebracht zu haben, als neue Bewegungsgründe, die aber der Geschichtschreiber nicht weis, ernstlicher, als jemals, den spanischen Hof darauf denken ließen, einen Sitz in dem Rio de la Plata anzulegen.

Pedro von Mendoza.  
1535.

## Der II Abschnitt.

## Des Don Pedro von Mendoza Reise.

Bedingungen seiner Reise. Eifer der Spanier, ihm zu folgen. Seine Abreise. Er läßt seinen Lieutenant erstechen. Buenos Ayres wird angeleget. Hunger in der neuen Pflanzstadt. Begebenheit einer Spanierinn. Unternehmung des Inca d'Atahualpa. Seine Hoffnung. Des Mendozas Rückkehr. Sein klägliches Ende.

Bedingungen seiner Reise.

Niemals ist ein Unternehmen für die neue Welt mit mehrerm Aufsehen gemacht worden. Don Pedro de Mendoza, Oberschenk des Kaisers, wurde zum Haupte derselben klärt, unter dem Titel eines Adelantado und Generalstatthalters aller der Länder, welche bis an das Südmeer würden entdeckt werden. Er sollte auch wirklich auf seine Kosten zweyen Reisen tausend Leute, und hundert Pferde, Gewehr, Kriegesbedürfnisse und Lebensmittel auf ein Jahr dahin führen. Außer einem jährlichen Gnadengelde von zweytausend Ducaten aber, die ihm von dem Hofe waren bewilliget worden, ließ man ihn auch noch große Summen von den Früchten seiner Eroberung nehmen. Er wurde zum Großcalde und Alguasil Major dreyer Festungen ernannt, die er bauen zu lassen Befehl hatte, und diese beyden Bedienungen sollten in seiner Familie erblich seyn. Nach einem dreymonathigen Aufenthalte konnte er wieder nach Spanien zurück kommen, und an seiner Stelle einen Statthalter ernennen, mit der Freyheit, ihm alle seine Vorrechte zu ertheilen. Obgleich nach den Befehlen des Königreiches die im Kriege gefangenen Könige oder indianischen Caciquen ihr Lösegeld zu den Kroneinkünften bezahlen mußten: so fand es der Hof dennoch für gut, daß sie zum Besten des Statthalters und der Truppen ohne andere Vermittlung, als den Zehnten, für den königlichen Schatz bezahlet würden. Wenn die Schätze im Kriege getödteten Caciquen in der Spanier Gewalt geriethen: so sollten sie unter den Königen und dem Statthalter zu gleichen Theilen getheilet werden. Endlich sollte er noch acht Ordensleute, den landeseingebohrnen das Evangelium zu predigen, und alle Nothwendigkeiten zu versehen, Aerzte, Wundärzte und Arzneymittel mit sich nehmen. Nachdem er diese Bedingungen unterzeichnet hatte: so meldete der Kaiser selbst dem Mendoza, er schöbe ihm Ungerechtigkeiten und Plackereyen, die man wider die Indianer begehen würde, auf dem Gewissen; und da ihm ihre Befehrung zum Christenthume am meisten am Herzen läge, würde er niemand wegen dieses wichtigen Punctes Gnade ertheilen.

Eifer der Spanier, ihm zu folgen.

Die Befehle waren bereits gestellt, zu Cadix eine Flotte von vierzehn Segeln auszurüsten<sup>1)</sup>. Osorio, ein wälscher Hauptmann, der sich in den italienischen Kriegen hervorgethan hatte, erhielt unter den Befehlen des Mendoza die Anführung. So große Zurüstungen und der Ruf von den Reichthümern des Rio de la Plata zogen so viele Abenteurer herbey, daß die erste Ausrüstung, die nur aus fünf hundert Mann bestehen sollte, von zwölfhundert Mann war, worunter sich dreyßig vornehme Herren, meistens die

1) Herrera saget zwölfe.

sten von ihren Häusern, viele Officier und eine Menge Fläminger befanden. Man ver- Pedro von chert, es habe keine spanische Pflanzstadt in der neuen Welt so viele vornehme Namen unter Mendoza. ihren ersten Stiftern gehabt, und die Nachkommenschaft von einigen dauere noch in Para- 1535. guay, vornehmlich in der Hauptstadt dieser Provinz. Die Flotte gieng im Augustmonate Seine Ab- des 1535ten Jahres, als der bequemsten Jahreszeit zu dieser Reise, unter Segel. Denn reise. wenn man nicht vor dem Ende des März an die Einfahrt des Rio de la Plata kömmt: so läuft man Gefahr, der Nord- und Nordostwinde zu verfehlen und von den Süd- und Südwestwinden ergriffen zu werden, die einen nöthigen würden, in Brasilien zu über- wintern.

Mendoza brauchte diese Vorsicht und war deswegen nicht glücklicher. Die Flotte wurde, nachdem sie über die Linie gegangen, von einem gewaltigen Sturme ergriffen. Viele Schiffe kamen nur erst an dem Ziele wieder zusammen. Des Don Diego von Mendoza, eines Bruders des Don Pedro von Mendoza, seines und eine kleine Anzahl andere kamen glücklich bey den St. Gabrielsinseln an. Der Adelantade aber war mit allen andern ge- nöthiget, in dem Hafen des Rio Janeiro anzulegen <sup>k)</sup>; und diese Widerwärtigkeit war gleichsam der Anfang seines Unglückes, welches sich nur mit seinem Leben endigte. Die Verdienste des Osorio und vielleicht auch weil er ein Ausländer war, hatten ihm Neider er- wecket, welche ihn beym Mendoza verdächtig machten. Sie gaben ihm zu verstehen, Os- Er läßt seinen rio trachtete nach dem Obercommando. Auf diesen bloßen Verdacht gab er Befehl, die Lieutenant er- erstochten. Ein Theil von den Truppen wurde darüber unwillig. Viele wollten in Bra- silien bleiben, und andere waren entschlossen, wieder nach Spanien zurück zu kehren, als der Adelantade, welcher Nachricht davon erhielt, unter Segel gehen ließ.

Bev seiner Ankunft an dem Vorgebirge St. Maria vernahm er, daß sein Bruder und alle diejenigen, welche der Sturm zerstreuet hatte, bey den St. Gabrielsinseln waren. Er säumete nicht, zu ihnen zu stoßen. Don Diego konnte den Tod des Osorio nicht ohne Schmerzen anhören. Er sagete öffentlich, eine so unanständige That würde den Fluch des Himmels über seinen Bruder und über sein ganzes Unternehmen ziehen. Da sich nun die ganze Flotte iso wieder zwischen den St. Gabrielsinseln und dem westlichen Ufer des Flu- ses versammeln besand: so wählte Don Pedro diesen Ort zu seiner ersten Niederlassung und trug dem Don Sancho del Campo auf, einen sichern und bequemen Platz auszusuchen. Die- ser Befehlshaber wählte einen Ort, wo sich das Ufer noch nicht gegen Westen gewandt hat, auf einer Spitze, die in den Fluß gegen Norden hinaus geht. Der Adelantade ließ daselbst Anlegung der so gleich den Grundriß zu einer Stadt abstecken, welche Nuessa Senjora de Buenos Stadt Bu- Ayres genannt wurde; weil die Luft daselbst sehr gesund ist. Jedermann legete Hand an; enos Ayres, und die Gebäude waren bald so zahlreich, daß sie zum Lager dienen konnten.

Die Leute der dasigen Gegend aber sahen eine solche fremde Niederlassung so nahe bey ihnen mit keinem guten Auge an. Sie weigerten sich, Lebensmittel herzugeben. Die Noth- 1536. wendigkeit die Waffen zu ergreifen, um welche zu erhalten, gab Gelegenheit zu vielen Ge- Hunger in der fecten, worinnen den Spaniern übel mitgespielt wurde. Von dreyhundert Mann, die neuen Pflanz- unter dem Don Diego von Mendoza abgeschicket wurden, kamen kaum achtzig wieder zu- stad. rück. Er blieb selbst mit vielen angesehenen Officieren, unter denen ein Hauptmann, Na- mens

k) Am angeführten Orte I Buche a. d. 39 S.

Pedro von mens Luzan, bey dem Uebergange über einen Bach getödtet wurde, der noch seinen Namen führt. Der Hunger wurde zu Buenos Ayres heftig; und der Adelantade konnte ihm nicht abhelfen, ohne Gefahr zu laufen, alle noch übrige Spanier zu verlieren. Es gefährlich war, die Ungläubigen zu gemöthnen, Christenblut zu vergießen: so verbot bey Lebensstrafe, es sollte niemand aus dem Bezirke der neuen Stadt gehen; und weil befürchtete, man möchte aus Hunger seine Befehle übertreten, so stellte er aller Orten Wachen aus, welche beordert waren, auf diejenigen zu schießen, welche suchen würden, hinaus zu gehen.

Außerordent-  
liche Begeben-  
heit einer  
Spanierinn.

Diese Vorsicht hielt die Hungerigsten zurück, ausgenommen eine einzige Frau, Namens Maldonata, welche die Wachsamkeit der Wächten hintergieng. Der Geschichtschreiber von Paraguay, welcher sich hier auf das Zeugniß der Spanier verläßt, erzählt die Begebenheit dieser entflohenen Frau ohne das geringste Merkmaal eines Zweifels, und sie für einen Beweis der Vorsehung an, welcher dadurch, daß es jedermann bekannt bestätigt wird. Nachdem Maldonata auf den wüsten Feldern herum geirret: so entdeckte sie eine Höhle, welche ihr eine sichere Zuflucht wider alle Gefährlichkeiten zu seyn schien. Sie fand darinnen aber eine Löwinn, über deren Anblick sie sich entsetzte. Indessen mochten ihr doch die Liebkosungen dieses Thieres wieder einigen Muth. Sie erkannte so bald, daß diese Liebkosungen eigennützig waren. Die Löwinn war trüchsig und konnte nicht scheuen. Sie schien einen Dienst zu verlangen, welchen Maldonata ihr zu leisten, sich bey den gegenwärtigen Zeugnissen bewenden; sondern sie gieng aus, um ihre Nahrung zu suchen; und von diesem Tage an unterließ sie nicht, zu den Füßen ihrer Besreuerinn einen Vorrath zu bringen, den sie mit ihr theilte. Diese Sorgfalt dauerte so lange, als die Jungen sie in der Höhle erhielten. Als sie dieselben aber mit sich hinausgenommen: so konnte Maldonata sie nicht weiter, und war genöthiget, ihren Unterhalt selbst zu suchen. Sie konnte aber nicht oft ausgehen, ohne Indianer anzutreffen, die sie zur Sclavinn machten. Der Himmel erlaubete, daß sie von Spaniern wieder weggenommen wurde, die sie nach Buenos Ayres zurück führten. Der Adelantade war von da weggegangen. Don Juan Ruiz de Galan, welcher in seiner Abwesenheit Befehlshaber dafelbst war, ein bis zur Grausamkeit harter Mann, wußte, daß diese Frau ein Hauptgeseß übertreten hatte und glaubete nicht, daß sie durch ihr Unglück genug dafür gestrafet wäre. Er stellte also Befehl, sie sollte in freyem Felde an einen Baum gebunden werden, und dafelbst Hungers sterben. Das ist, sie sollte dafelbst eben das Uebel erfahren, welchem sie durch ihre Flucht hätte entgehen wollen; oder sie sollte auch dafelbst von den wilden Thieren gefressen werden. Zwei Tage darnach wollte er gern wissen, wie es mit ihr stünde. Einige Soldaten, denen dazu Befehl gab, erstauneten, daß sie solche noch am Leben, wiewohl mit Tigern und Löwen umringet, fanden, die sich nicht getraueten, sich ihr zu nähern, weil eine Löwinn, die mit vielen jungen Löwen zu ihren Füßen lag, sie zu vertheidigen schien. Bey Erblickung der Soldaten begab sich die Löwinn ein wenig zurück, um ihnen gleichsam die Freyheit zu

1) Der Geschichtschreiber, welcher viel zu vernünftig ist, als daß er sich auf das bloße Zeugniß des Verfassers der Argentinia verlassen sollte, obgleich dieser Dichter bekennet, daß er die Begeben-

heit aus dem Munde der Maldonata selbst führt den P. del Techo an, der sie zu Paraguay selbst als eine gewisse und noch nicht lang vorhergehene Sache gehöret hat.



sen, ihre Wohlthäterinn loszubinden. Maldonata erzählte ihnen ihre Begebenheit mit die- Pedro von  
sem Thiere, welches sie auf den ersten Anblick erkannt hatte; und nachdem sie ihr ihre Ban- Mendoza.  
de abgenommen hatten und sie wieder nach Buenos Ayres führen wollten, so liebkosete das 1536.  
Thier sie noch sehr, und schien betrübt zu seyn, daß es sie abreißen sähe. Der Bericht, wel-  
chen sie dem Befehlshaber davon erstatteten, ließ ihn erkennen, daß, wofern er nicht wilder,  
als die Löwen selbst, zu seyn scheinen wollte, er nicht Umgang haben könnte, einer Frau  
Gnade wiederfahren zu lassen, welche der Himmel so sichtbarlich in Schutz genommen  
hatte 1).

Der Abelantade, welcher inzwischen abgegangen war, um Hülfsmittel wider den Hun- Unterneh-  
ger zu suchen, wodurch ihm schon über zweyhundert Mann umgekommen, war den Rio de rungen des  
la Plata bis an die Ueberbleibsel des Cabotsthurmes hinaufgefahren. Weil ihn nun sein Juan d'Alca-  
lieutenant, Juan d'Alcalas, den er vor sich hergehen lassen, versichert hatte, die Limbue- las.  
sen verlangeten nur, mit den Spaniern gut zu leben, und er würde bey ihnen oder den Cura-  
coern allezeit Lebensmittel finden: so ließ er daselbst die alte Schanze unter dem Namen  
der guten Hoffnung wiederum aufbauen m). Darauf gab er seinem lieutenant Befehl,  
die Entdeckungen auf dem Flusse mit dreyen Barken und funfzig Mann weiter zu treiben, unter  
welchen man Don Martinez d'Irala, Don Juan Ponce de Leon, Don Carlos Du-  
brin und Don Luis Perez, einen Bruder der heil. Theresia n) nennet. Er empfahl ihnen,  
ihm innerhalb vier Monaten Zeitung von ihnen zu geben, wofern sie ihm solche nicht selbst  
bringen könnten; und da er selbst wieder nach Buenos Ayres zurück gegangen, um dem gräu-  
lichen Hunger daselbst o) ein Ende zu machen, so hatte er bald das Veranügen, den Bey-  
stand daselbst ankommen zu sehen, welcher nur noch das Andenken der vorigen Noth zurück  
ließ. Es kam nicht allein Gonzales von Mendoza, welcher aus Brasilien Lebensmittel  
holten sollte, auf einem damit beladenen Schiffe von da zurück; sondern es folgten ihm  
auch fast eben so bald zwey andere Fahrzeuge, welche den Moschera und seine ganze Colonie von  
der Insel St. Catharina mit einer großen Menge von allerhand Lebensmitteln brachten.  
Die Umstände der Spanier zu Buenos Ayres wurden viel besser; indessen wurden sie doch  
durch die Furcht beunruhiget, wieder in eben den Zustand zu gerathen, vornehmlich weil der  
Haß einiger benachbarten Völker ihnen allerhand Hindernisse machte, daß sie nicht das  
Land bauen konnten.

Da Alcalas lange den Fluß hinaufgefahren war: so wurde er von den Guaraniern, Seine Hoff-  
welche eine große Strecke Landes an dem östlichen Ufer und noch weiter in dem Innern des mung.  
Landes bis an die Gränzen von Brasilien bewohnen, wohl aufgenommen. Er fuhr im-  
mer weiter hinauf bis auf die Höhe von zwanzig Grad vierzig Minuten, wo er zur Rechten einen  
kleinen Hafen fand, welchen er Maria Lichtmess (chandelier) nannte. Die Guaraniern  
hatten ihn versichert, er würde auf dieser Höhe, wenn er gegen Westen gieng, Indianer  
finden, welche viel Gold und Silber hätten. Er ließ sich dem Lichtmesshafen gegen über  
aussetzen, wohin er seine Fahrzeuge zurück schickete. Er ließ sie daselbst unter des Irala  
Anführung mit einer kleinen Mannschaft von Spaniern unter dem Hauptmanne Bergara,  
und

3 3

m) Man findet sie auch Corpus Christi genannt.

n) Nach einigen Nachrichten.

o) Man hatte so gar Menschenfleisch, vermuth-

lich von einem Indianer, gegessen. Diejenigen,  
welche sich dieses Vergehens schuldig gemacht, er-  
hielten nachher eine Vergebung und Losprechung  
aus Spanien.

Pedro von und überließ sich der großen Hoffnung, die er auf das Zeugniß der Guaraniere gefaßt hatte.

1536.

Pedro de Mendoza geht zurück. Man kann nicht zweifeln, daß er nicht vor seiner Abreise an den Adelantado geschrieben habe, um ihm seine Anschläge zu eröffnen: seine Briefe aber kamen nicht nach Buenos Ayres. Die vier Monate waren verlaufen. Dieses Stillschweigen des Officiers der Provinzstadt, auf welchen der Adelantado das meiste Vertrauen hatte, und der es am besten verstand, verursachte ihm so viele Unruhe, daß er viele Personen abgehen ließ, um zu erfahren, wo er hingekommen sey. Er hatte bereits den Vorsatz gefaßt, wieder nach Spanien zurück zu gehen. Eine große Krankheit, welche seine Bekümmerniß vermehrte, ließ ihn diesen Entschluß beschleunigen. Kaum war er im Stande, die See zu vertragen, so gieng er mit seinem Schatzmeister, Juan de Caceres, unter Segel, nachdem er kraft seiner Vollmacht den Ayolas selbst zum Statthalter und Generalhauptmanne der Provinz gemacht hatte. Er reifete mit einem Herzen voller Verzweiflung ab, und verfluchte den Tag, an welchem er Spanien verlassen hatte, um in einem wilden Lande einem Hirngespinnste nachzulaufen und sich zu verunehren.

Sein klägliches  
Herzod.

Als er auf der See war: so schienen alle Elemente sich wider ihn zu verbinden. Sein Vorrath von Lebensmitteln war erschöpft oder verdorben, und er sah sich genöthiget, die Hündinn zu essen, welche eben Junge werfen wollte; und dieses ungesunde Fleisch nebst seinen schwermüthigen Gedanken verursachte, daß er von allen Sinnen kam, woraus den Büchern eine Raserey entstand. Er starb in einem Anfälle davon, und dieses klägliche Ende wurde als eine Bestrafung der Ermordung des Dsorio angesehen.

Alfonso von  
Cabrera.  
1538.

### Der III Abschnitt.

#### Des Alfonso von Cabrera Reise.

In welchem Zustande er Buenos Ayres findet. Treulose Indianer. Stiftung von Assuncion, der Hauptstadt in Paraguay. Wunder für die Indianer. Schicksal des Juan d'Ayolas. Frau wird erwähnt; Buenos Ayres wird verlassen. Schiffbruch eines genuesischen Schiffes. Assuncion wächst an. Begebenheit, die ihnen Weiber verschaffet.

In welchem Zustande er Buenos Ayres findet. Die Stadt Buenos Ayres, welche unter so unglücklichen Zeichen entstanden war, noch lange Zeit wider das Unglück zu kämpfen. Alfonso von Cabrera, welcher als Inspector aus Spanien dahin geschickt wurde, konnte nicht verhindern, daß der Hunger nicht übermächtig daselbst wurde. Unter der Zeit kamen Salazar und Gonzales Mendoza, welche den Ayolas sucheten, in dem Lichthafenen an, ohne daß sie die geringste Nachricht von seinem Schicksale hatten einziehen können. Man sagte ihnen, Irala wäre bey den Paraguayern, einer benachbarten Völkerschaft. Sie begaben sich dahin; und als sie ihn daselbst angetroffen hatten, so thaten sie mit ihm viele Reisen umher, die aber bey dem, was ihnen aufgetragen war, nicht glücklicher waren. Endlich ergriffen sie die Partey, nach dem Lichthafenen zurück zu gehen, daselbst eine Schrift an einen Stamm eines Baumes zu heften, wodurch sie hoffeten, den Don Juan d'Ayolas, wenn er in diesen Hafen zurück käme, von allem zu belehren, was ihm zu wissen nöthig wäre. Sie warneten ihn vornehmlich, der Völkerschaft der Paraguayern nicht zu trauen, deren Treulosigkeit sie erfahren hatten. Man giebt vor, es sey wirklich keine gefährlichere Völkerschaft in der Welt, weil sie mit einem

nem überaus wilden Naturelle ein sehr freundliches und sanftmüthiges Bezeugen zu verbinden wußte, und sie wäre niemals lieblosender, als wenn sie auf eine Verrätherey sonne.

Alfonso von  
Cabrera.  
1538.

Als sie den Lichtmehrhafen verließen: so giengen Mendoza und Salazar den Fluß hinab bis ein wenig unter dem nördlichen Arme des **Pilco Mayo**, welcher um den fünf und zwanzigsten Grad der Breite hineinfällt. Einige Minuten jenseits fanden sie eine Art von Hafen, der durch ein Berggebirge gebildet wurde, welches südwärts gegen Westen des Flusses vorgeht. Diese Lage schien ihnen bequem zu seyn, und sie baueten daselbst eine Schanze, welche bald eine Stadt wurde und heutiges Tages die Hauptstadt der Provinz Paraguay ist, in einer fast gleichen Weite von Peru und Brasilien und ungefähr dreyhundert Meilen weit von dem Vorgebirge **St. Maria**, wenn man dem Flusse folget. Ihre Stifter gaben ihr den Namen **Assuncion**, den sie noch führet.

Stiftung von  
Assuncion der  
Hauptstadt  
von Paragu-  
ay.

Mendoza blieb daselbst allein, und Salazar reisete ab, um dem **Abelantade**, welchen er noch zu **Buenos Aires** zu seyn glaubete, von ihrer Reise Rechenschaft zu geben. Er fand den **Cabrera** daselbst: die Stadt aber war schon in der äußersten Hungersnoth. Ein Krieg mit den Indianern, wo die Treulosigkeit auf beyden Seiten angewandt wurde, vermehrte die Verwüstung. Die Spanier verloren dabey anfänglich einen Theil von ihrer Macht; und als sie darauf durch die Ankunft zweier Brigantinen von ihrer Nation verstärkt wurden, so erhielten sie einen herrlichen Sieg. Ihre Feinde machten zur Entschuldigung ihrer Niederlage bekannt, sie hätten unter währendem Treffen einen weißgekleideten Mann mit einem bloßen Degen in der Hand gesehen, der ein solches Licht von sich gestralet, welches sie ganz verblendet hätte. Man zweifelte unter den Siegern nicht, daß dieses nicht der heil. **Blasius** gewesen, dessen Fest an dem Tage gefeyert wurde; und die Neigung ihrer Nation zu dem Wunderbaren machte, daß sie den heil. **Blasius** zum vornehmsten Patrone der Provinz erwählte. Indessen hinderte doch dieser Vortheil nicht, daß man nicht die Schanze der guten Hoffnung schleifete, welche sie erhalten zu können verzweifelten.

Wunder für  
die Indianer.

Ihre Freude wurde durch die verdrießlichen Nachrichten, die sie vom **Jrala** erhielten, nicht wenig vermindert. Dieser Befehlshaber hatte nicht aufgehört, den **Don Juan d'Ayolas** zu suchen. Eines Tages, da er sich bey dem Anbruche der Nacht, auf dem Flusse vor **Assuncion** gelegen, hörte er eine Stimme, die ihn vom Ufer her rief. Er schickete ein Canot dahin. Man fand einen Indianer daselbst, welcher verlangete, man sollte ihn zu dem Haupt der Spanier bringen, und welchen man aufzunehmen keine Schwierigkeit machte. Er erzählte den Tod des **Ayolas**, welcher von den **Paraguacern** erschlagen worden, da er mit Reichthümern beladen von den Gränzen von Peru zurück gekommen. **Jrala** brannte vor Begierde, diese Treulosen zu züchtigen und ihnen die Schätze wieder abzunehmen, welche in ihren Händen geblieben waren. Weil er aber keinen Mann hatte, der nicht krank war: so begab er sich nach **Assuncion**, wo ihm niemand die Gewalt streitig machte, die ihm **Ayolas** bey seiner Abreise zugestellet hatte. Indessen sah er doch bald Nebenbuhler. Seine Rückreise nach **Assuncion**, nebst der traurigen Nachricht, die er von des **Ayolas** Tode gab, machte, daß die Einwohner zu **Buenos Ayres**, deren Anzahl von Tage zu Tage abnahm, den Entschluß faßeten, ihm nach diesem neuen Sitze zu folgen. **Cabrera** und **Galan** entschlossen sich selbst, den Fluß mit allen denjenigen hinauf zu gehen, welche Raum in dem Fahrzeugen finden konnten, das sie führten.

Schicksal des  
Juan d'Ay-  
olas.

Als

Alfonso von  
Cabrera.  
1538.  
Jrala wird  
erwählet.

Als sie nach Assuncion kamen, welches anfang, das Ansehen einer Stadt anzunehmen: so bemerketen sie daselbst einige Theilung wegen des Jrala Ansehen; und Galan sich anfänglich zu denjenigen, die ihm zuwider waren. Cabrera aber endigte diese Zwietracht, indem er einen Befehl des Kaisers hervor brachte, den ihm dieser Herr zugestellet hatte, und welcher den 12ten des Herbstmonates 1537 gegeben war. Er enthielt, wenn der von Pedro Mendoza ernannte Statthalter gestorben wäre, ohne sich einen Nachfolger zu bestellen, so sollte Cabrera, welcher mit der Würde eines Inspectors versehen war, die Stifter und Eroberer der Provinz zusammen kommen und sie einen Eid schwören lassen, denjenigen zu wählen, welchen sie zu dieser Stelle am würdigsten hielten; und er sollte denjenigen, welcher durch die mehresten Stimmen erwählet worden, im Namen Seiner Majestät dafür ernennen lassen. Der Befehl des Kaisers wurde beobachtet, und die Wahl fiel auf den Dominicus Martinez von Jrala.

Buenos Ayres  
wird verlassen.

Er that so gleich den Vorschlag, Buenos Ayres zu verlassen, wo man aus der Erfahrung genugsam gelernt hatte, daß es unmöglich sey, sich daselbst zu halten, so lange man nicht im Stande wäre, die benachbarten Völkerschaften zu unterwerfen. Die Versammlung war getheilet. Viele stellten die Nothwendigkeit eines Hafens für die Schiffe vor, welche aus Spanien kämen, und frageten; was aus Assuncion bey ihrer Entfernung von der Meere werden würde, wenn sie keinen mächtigen Beystand erhielte. Der neue Statthalter antwortete, es wäre nicht schwer, eine Gemeinschaft mit Peru zu errichten; woraus man allen nöthigen Beystand leichtlich erhalten könnte; und da seine Meynung keinen Widerspruch fand, so erhielt Don Diego d'Abreu Befehl, mit dreyen Brigantinen abzuziehen, und Buenos Ayres zu räumen.

Schiffbruch  
eines gemessenen  
Schiffes.

Seine Ankunft breitete daselbst eine lebhafte Freude aus und verursachete den Zerbruch von einem gemessenen Schiffe nicht weniger, welches auf einer Sandbank bey der Einfahrt in den Fluß gescheitert war. Dieses Fahrzeug war nach Peru, mit dem Werthe von fünfzigtausend Ducaten an Kaufmannsgütern, abgegangen. Es war in der magellanischen Straße von widrigen Winden aufgehalten worden, von da es nach dem Rio de la Plata gekommen, um daselbst anzulegen, wo es durch die Unwissenheit der Lootsen untergegangen, und man hatte nichts, als die Menschen, gerettet, welche Gefahr liefen, in dem Hafen zu verhungern. Man zählte einige italienische Edelleute unter ihnen, deren Nachkommenschaft noch ist in Paraguay zu bestehen scheint, als Anton von Aquino, Thomas und Johann Baptista Trochi.

Assuncion  
wächst an.

Nachdem die Leute von Buenos Ayres unter des Abreu Anführung den Fluß glücklich hinauf gefahren waren: so fand sich Assuncion auf einmal durch die Vermehrung seiner Einwohner und Gebäude vergrößert. Es scheint, daß es noch ohne Ringmauern gewachsen, weil man hier bemerkt, Jrala habe es nunmehr mit einem Pfahlwerke umgeben lassen, und eine Policen daselbst errichtet. Man rechnete damals sechshundert Mann darinnen, ohne die Weiber und Kinder mit zu zählen.

Begebenheit,  
die ihnen Weisheit  
verschaffet.

Die Weiber waren in keiner großen Anzahl daselbst; und dieses war eine Hinderniß, welche den Fortgang einer so schönen Pflanzstadt lange Zeit verzögern mußte. Sie wurden aber durch eine eben so lustige, als traurige, Begebenheit sehr glücklich gehoben, welche das Glück der Spanier ausschlug, nachdem sie ihnen erst den Untergang gedrohet hatte.

ge Missionarien hatten angefangen, das Licht des Glaubens auszubreiten, und viele Indianer verlangten eifrigst, getauft zu werden. Damit ihnen Trala einen hohen Begriff von der christlichen Religion machen möchte: so ersann er einen allgemeinen Umgang, welcher zum Andenken des Leidens unsers Heilandes mit allen den Ceremonien gehalten werden sollte, welche Spanien eigen sind; das ist, es sollten alle Spanier mit entblößtem Rücken und der Geißel in der Hand, um sich zu geißeln, dabey erscheinen. Er lud die benachbarten Indianer dazu ein. Die Art und Weise aber, wie man ihnen schon damals begegnete, brachte ihnen nicht viel Neigung gegen die Spanier bey; und die meisten hatten das Christenthum nur aus Bewegungsgründen der Furcht oder des Eigennuzes angenommen, und kamen bloß dahin, um die Gelegenheit zu suchen, ein Joch abzuschütteln, welches ihnen unerträglich ward. Man versichert, es hätten sich ihrer an der Zahl achttausend, ohne andere Waffen, als Bogen und Pfeile, dabey eingefunden, wovon man wußte, daß sie solche niemals ablegten, und die ihnen zur Ausführung ihrer Absicht hinlänglich waren; denn sie hatten Nachricht, in was für einem Zustande die Spanier dabey erscheinen sollten.

Alfonso von  
Cabrera.  
1538.

Den Augenblick da der Umgang anfangen wollte, trat eine Indianerin, die beyhm Salazar in Diensten war, in sein Zimmer; und da sie ihn bereit sah, in seinem possierlichen Aufzuge auszugehen, so sagte sie zu ihm, mit thränenden Augen, sie bedauerte ihn, daß sie ihn sähe zu seinem Untergange laufen. Er fragete, was sie damit sagen wollte. Sie entdeckete ihm die Verschwörung. Der Statthalter, dem er solches so gleich meldete, ergriff die einzige Parthey, die sich bey einer so dringenden Gefahr darboth. Er stellte sich, als wenn er vernähme, es wären die Tapiger, eine furchtbare Völkerschaft und offerbare Feinde der Spanier, fast vor den Thoren der Stadt. Er gab den Einwohnern Befehl, sich im Gewehre zu halten, und ließ die vornehmsten Häupter der Indianer bitten, sie möchten doch zu ihm kommen, um sich mit ihnen über einen Zufall zu berathschlagen, wovon er sich zu glauben stellte, daß er ihnen so wohl, als ihm drohete. Sie giengen ohne Misstrauen zu ihm. So wie sie aber ankamen, wurden sie gebunden und besonders verwahret. Als er sie alle zusammen in seiner Gewalt hatte: so ließ er sie vor sich kommen, um ihnen zu melden, daß er von ihrem Anschläge unterrichtet wäre, und daß er sie zum Tode verurtheilte. Die Hinrichtung geschah vor den Augen einer Menge von ihren Unterthanen, welche die Stadt umringeten, und da sie die Spanier wohl gewaffnet sahen, nicht allein die Kühnheit verloren, sich zu widersetzen, sondern auch gestunden, daß sie ebenfalls den Tod verdienet hätten. Damit sie solches wieder gut machten: so bothen sie unter andern denen Spaniern, die keine Weiber hatten, welche an; und diese Anerbietung wurde angenommen. Die Indianerinnen waren fruchtbar und von gutem Naturelle. Dieses bewog hernachmals einen großen Theil der Einwohner, diese Verbindungen fortzusetzen. Einige haben so gar Negerinnen geheirathet; und daher kömmt die große Anzahl von Mestizen und Mulatten, welche man heutiges Tages in diesen Landschaften sieht p).

p) Charlevoix, Histoire du Paraguay. Liv. I. a. d. 49 u. ff. S.  
Allgem. Reisebesch. XVI. Band.



Beschreib.  
von Chaco.

Einleitung. Lage dieses Landes und Ursprung seines Namens. Schönheit des Landes. Flüsse Pilco Mayo. Rio Salado. Rio Bermejo. Ahdere und ihre Eigenschaften. Ueberschwemmungen und deren Wirkungen. Gebräuche und Charakter der Einwohner. Zwo sonderbare Völkerschaften. Fürchterliches Ansehen der Indianer von Chaco. Ihre Kriegesränke. Ihre

Waffen. Ihre Weiber. Ihre Begräbnisse Chiriguaner und deren Ursprung. Sie sind unversöhnliche Feinde der Spanier. Ihre Gebräuche. Alte christliche Völkerschaften. Des Landes Ebenen. Stadt Santa Fe. Schwäche der Spanier in Paraguay. Völkerschaften, die sie nicht können kennen lernen. Weissagung des heil. Franciscus Solano.

Einleitung.

Man ist nicht gefonnen, den Spaniern von Affuncion bey allen ihren Eroberungen, auch allen den Reisenden des Landes auf ihren Fahrten allhier zu folgen *q*). Beschreibung, welche man schon von diesem Theile von America gesehen hat *r*), enthält Namen und Lagen derer Städte, welche nach und nach angelegt worden, nebst ihrer topographischen Eintheilung und der Eintheilung ihrer Statthalterschaften. Meine Arbeit ist nur, nachdem ich den Rio de la Plata durch die ersten Reisen auf diesem Flusse bekannt gemacht habe, meine Leser bald zu der Wiederherstellung der Stadt Buenos Ayres zu führen, welche diese Sorgfalt, ihres berühmten Hafens wegen, verdient, und ihnen den Ursprung der so berühmten Reductionen in Paraguay zu zeigen. Inzwischen will ich unterdessen der Beschreibung einer großen Provinz dieses Landes, deren Namen nur aus den Berichten der Missionarien bekannt ist, einen Platz einräumen. Es ist diejenige, welche sie Chaco nennen. Da sie niemals von den Spaniern erobert worden: so schenke ich sie den gemeinen Geschichts- und Reisebeschreibern unbekannt zu seyn.

Lage dieses Landes.

Der P. Lozano, ein Jesuiten Missionar, von welchem der Geschichtschreiber Paraguay diesen Artitel entlehnet *s*), setzt Chaco zwischen die eigentliche Provinz Paraguay und die Provinz Rio de la Plata, welche lange Zeit nur eine einzige davon ausmacht haben, und giebt ihr eine Strecke, welche die beyden andern begränzet, von der Westseite bis an den großen Fluß, welcher diese beyden Namen führet *t*). Der Namen Chaco scheint nicht sehr alt zu seyn; und der Geschichtschreiber beobachtet, daß er sich auch nicht einmal in dem Leben des heil. Franciscus Solano *u*), eines Religiosen aus dem Orden des heil. Franciscus, finde, welcher dieses Land von einem Ende bis zum andern durchstrichen, um das Evangelium zu predigen. In der peruanischen Landessprache aber nennet man diejenigen großen Heerden roth Wildprät Chaco, welche die Völker dieses Theiles von America auf ihren Jagden zusammen treiben; und man hat eben diesen Namen dem gebirgigen Lande gegeben, weil sich nach der Eroberung von Peru eine große Anzahl Peruaner dahin geflüchtet. Aus Chacu wie es die Spanier aussprechen, hat man Chaco gemacht. scheint so gar, man habe anfänglich unter diesem Namen nur dasjenige Land begriffen,

Ursprung des Namens.

*q*) Außer vielen spanischen Reisebeschreibungen sind die Lettres curieuses et edifiantes mit Berichten einer großen Anzahl Missionarien angefüllt.

*r*) Im IX Bande dieser Sammlung bey Beschreibung der Provinzen von Peru.

*s*) Relacion chorographica del gran Chaco.

*t*) Unbeschadet des Rechtes dieser beyden Provinzen, sagt er, wie auch der Provinz Tucuman.

ches zwischen den Gebirgen der Cordillera, dem Pilco-Mayo und dem rothen Flusse ein. <sup>Beschreib.</sup> geschlossen ist, und man habe ihn hernach weiter ausgedehnet, so wie sich andere Völkerschaften <sup>von Chaco.</sup> zu denen dahin geflüchteten Peruanern geschlagen.

Man ist darinnen einig, daß man Chaco als eines der schönsten Länder in der Welt <sup>Schönheit</sup> vorstellet. Allein, dieses Lob gehöret wirklich nur demjenigen Theile, welchen die Peruaner <sup>des Landes.</sup> im Anfange einnahmen. Eine Kette von Bergen, die sich im Gesichte von Cordua anfängt, und bis nach Santa Cruz de la Sierra erstrecket, indem sie sich von Westen gegen Norden wendet, bildet an dieser Seite so wohl verwahrete Schranken, vornehmlich in dem, was man die Cordillera der Chiriguaner nennet, daß man nicht dazu kommen kann. Viele von diesen Bergen sind so hoch, daß die Dünste aus der Erde nicht bis zu ihrem Gipfel hinauf kommen, und daß, weil die Luft daselbst beständig heiter ist, nichts die Aussicht beschränket. Die Winde aber sind allda so ungestüm, daß sie oftmals die Reiter aus dem Sattel heben, und man muß, um daselbst bequem Athem zu holen, einen Schutzort suchen. Der bloße Anblick der Abgründe würde die Unerfrochtenen schwindlich machen, wenn nicht dicke Wolken, die man unter den Füßen sieht, die Tiefe derselben verdecketen. Man kann nicht zweifeln, daß diese Gebirge, welche ein Stück von der großen Cordillera sind, nicht einige Erztadern enthalten sollten. Man hat so gar seit kurzem einige entdeckt: man läßt uns aber noch in der Unwissenheit, was es für welche sind. Indessen ist es doch eine beständige Sage zu Peru, daß die Chicaer und die Orejones, welche ehemals eben diese Gebirge bewohnten, und wovon ihrer viele nach Chaco und andere in eine Insel geflüchtet sind, welche mitten in dem Karayer See liegt, vor der Ankunft der Spanier, Gold und Silber nach Cusco gebracht.

Aus den meisten dieser Gebirge kömmt auch eine sehr große Anzahl Flüsse, deren Gewässer, die sehr gesund sind, vieles beitragen, Chaco fruchtbar zu machen; ohne diejenigen zu rechnen, die nach Norden fließen, dergleichen der Guapay und der Pirapiti sind, welche sich in den Mamore ergießen, und sich zusammen mit dem Marañon vereinigen. Die ansehnlichsten von denen, welche durch Chaco fließen, sind der Pilco-Mayo, Rio Salado und Rio Vermejo. <sup>Flüsse.</sup>

Der Pilco-Mayo, welcher alle die andern übertrifft, würde allein schon genug seyn, dieses Land zu bereichern, wenn er stets überall schiffbar wäre. Allein, an einigen Orten hat er nicht genug und an andern zu viel Wasser. Man hat gesehen, daß er aus den Gebirgen kömmt, welche Porosi von Peru absondern; und einige Berichte versichern, daß ein kleiner Fluß, Namens Tarapaian, welchen der Pilco-Mayo ziemlich dicht bey seiner Quelle einnimmt, eine Menge Silber enthält, welches man nicht herausbringen kann, weil es sich in den Leimen einsenket. Die Bergleute haben ausgerechnet, daß in sechs und funfzig Jahren dieser Verlust vierzig Millionen machete. Man setzet hinzu, es gehe auch, durch eben den Weg, so viel Silber in den Pilco-Mayo, daß einige Seemeilen weit kein Fisch darinnen leben könne. Dieser große Fluß theilet sich, wenn er über die Mansoes-Ebenen ge-

R 2

gan-

und so gar der Provinz Charcas, welche Ansprüche auf das Land haben können, welches unter dem Namen Chaco begriffen wird, weil sie keine bestimmte Gränzen an dieser Seite erkennen, und deren Statthalter so gar aus Noth gezwungen sind, die Feindseligkeiten der Völker aus Chaco zurück zu treiben. Am angeführten Orte a. d. 145 S.

\*) Er wurde im 1725ten Jahre zum Heiligen gesprochen.

Beschreib. von Chaco. gangen ist, in zweene Arme, die für ziemlich große Fahrzeuge schiffbar sind. Das oberste der des nordlichen Armes ist fast saßigt; auch findet man an seinen Ufern viel Salpeter. Der Pilco-Mayo fängt nur erst bey seinem Eintritte in Chaco an, sehr fischreich zu werden, und enthält viel Kaymanen. Seine beyden Arme ergießen sich in den Paraguay, der eine ein wenig unterhalb des Zusammenflusses dieses Stromes mit dem Parana, andere ein wenig unterhalb Assuncion, welches sich also in einer Insel befindet, deren mehrere Breite fünf Seemeilen, und die Länge achtzig ist. Diese Insel ist ziemlich niedrig und folglich sumpfsicht bis auf eine gewisse Weite von der Absonderung beyder Arme. In der Regenzeit vermengen sich beyde Arme. Denn alsdann laufen sie dergestalt an, sie sich zusammen und so gar mit dem Rio Vermejo vereinigen, und wenn sie darauf wieder in ihr Bette zurück treten, so lassen sie auf dem Boden, welchen sie bedeckt hat, viele Sümpfe, die niemals austrocknen. Nach dem Garcilasso de la Vega heißt der Pilco-Mayo in der peruanischen Sprache Sperlingsfluß; und der Araguay, welcher der nordlichste von seinen beyden Armen ist, bedeutet in der Sprache der Guaranen Verstandesfluß, weil man mit vieler Vorsichtigkeit darauf schiffen muß, damit man nicht den Strom verliere, und in die Sümpfe gerathe, welche ein Labyrinth ausmachen, aus dem nicht leicht zu kommen seyn würde.

Rio Salado. Rio Salado kömmt nach Chaco unter dem Namen des Uebergangesflusses. Er ist da von einer so großen Schnelligkeit, daß man ihn nicht ohne Gefahr hinaufgeht. In dem Orte, wo die Spanier im 1562sten Jahre eine Stadt unter dem Namen San Jago d'Estero erbauet hatten, verändert er seinen ersten Namen in Rio de Valburo und von seiner Quelle an bis hieher, das ist, in einem Raume von ungefähr vierzig Seemeilen, hat sein Wasser eine Blutfarbe, welches man dem Erdreiche in dem Thale Calchaqui zuschreibt, wo dieser Fluß durchgeht, und welche Farbe sich vermindert, so wie er andere Wasser einnimmt. Er fängt nur erst in der Höhe von San Jago an, den Namen Rio Salado, oder gefälzener Fluß zu führen, ohne daß man weiß, woher er solchen bekommt. Endlich ehe er sich in den Rio de la Plata verliert, machet er einen Umweg nach Osten und da er einen kleinen Fluß, Saladillo genannt, einnimmt, so bildet er eine Krümmung die gleichsam einen Bogen machet, woran die Sehne der Fluß ist. Diese Krümmung führt den Namen Rio de Corunda.

Rio Vermejo. Rio Vermejo geht queer durch Chaco von Nordwest gen Südost, und verändert auch sehr oft seinen Namen. Man weiß nicht, woher dieser Fluß den Namen roth hat, welcher den Rio Salado besser zuzukommen scheint. Er verliert sich in den Rio de la Plata unter dem Namen des großen Flusses, Rio grande. Sein Lauf ist so ruhig, daß er fast eben so leicht ist, ihn hinauf, als hinunter zu fahren, vornehmlich mit einem kleinen Boot. Die Südwinde, der sich alle Morgen um neun Uhr erhebt, und die Luft sehr erfrischt. Die Ufer sind allerliebste. Er ist sehr fischreich, und man eignet seinem Wasser allerley Kräfte zu, als daß es den Stein und Gries, alle Harnübel, das Grimmen, die Gicht, die Wassersucht, und die Unverdaulichkeit hebt. Es nimmt solche, sagt man, von einem an seinen Ufern sehr gemeinen Kraute, welches die Spanier Nerva de Urina genannt haben. Man setzt hinzu, diejenigen, die es gewöhnlicher Weise trinken, lebeten bis in das höchste Alter ohne Kunzeln und ohne Krankheit. Wenigstens ist es eine festgesetzte Gewohnheit unter den Spaniern, daß von allen denen Soldaten, die von 1628 bis 1635 an der Bauung der Stadt San Jago de Guadalcázar gearbeitet, in der ganzen Zeit kein ein

ziger gestorben oder krank geworden, obgleich die bloße Umgrabung der Erde vermögend Beschreib. gewesen, Krankheiten zu verursachen; und daß im 1710 und 1711 Jahre Don Estevan von Chaco. d'Urizar, welcher lange Zeit an diesem Flusse in Chaco hinsuhr, und in sehr schlechter Gesundheit dahin gekommen, kaum von seinem Wasser getrunken, so habe er sich vollkommen wiederhergestellt befunden. Man fischet in einem Sumpfe, den er unter dem Namen Rio grande machet, die Perlen, wovon man an einem andern Orte geredet hat x).

Die meisten andern Flüsse in Chaco haben einige merkwürdige Eigenschaft. Man Andere Flüsse unterscheidet einen, welcher grünes Wasser hat, und Rio verde heißt, ohne daß man hat se, und ihre entdecken können, woher es diese Farbe bekömmt, welche nicht hindert, daß es nicht an Eigenschaften. genehm und gesund sey. Dieser Fluß ergießt sich in den Paraguay, ungefähr sechzig Meilen über Assuncion. Man hatte an seinen Ufern eine Stadt gebauet, Namens Nueva Rioja y), die nicht lange gestanden hat. Ein Fluß in Chaco, Namens Guayru, welcher von der chiriguanischen Cordillera herunter kömmt, und zwischen dem Pilco-Mayo und Rio Bermejo fließt, hat sehr salzigtes Wasser. Einige andere gehen wieder in den Schooß der Erde, wie man solches auch an denen in Tucuman beobachtet. Es geht ihrer eine so große Anzahl aus der Cordillera, daß, wenn der Schnee schmelzet; womit sie bedeckt ist, und weil alsdann auch die Regenzeit einfällt, sie austreten, und aus einem Theile von Chaco nur ein großes Meer machen, wovon sie das ganze Jahr über eine Menge Ueberschwemmungen, u. d. Sumpfe lassen, die voller Fische sind. Alsdann sind die Einwohner genöthiget, die Zeit in ihren Piroguen zuzubringen, oder auf die Bäume zu klettern, wo sie ihre Wohnung so ren Wirkung. lange nehmen, bis die Wasser verlaufen sind. Diese Beschwerlichkeiten aber werden durch große Vortheile ersetzt. Kaum ist die Ueberschwemmung vorbei, so werden die Ebenen von Chaco wie große Grasplätze, die von den hohen Bergen eine angenehme Aussicht machen. Es fehlet diesem schönen Lande nichts, als arbeitsamere Einwohner; denn die Indianer in Chaco begnügen sich nur, die Erde ein wenig umzugraben, wenn sie bedeckt ist; welches gleichwohl nicht hindert, daß sie ihnen nicht überflüssige Früchte bringen sollte; wie- wohl die Fischerey und Jagd zu ihrem Unterhalte hinlänglich seyn könnten. Ein Theil von dieser Provinz ist mit großen Wäldern bedeckt, wovon einige kein anderes Wasser haben, als was man in den hohlen Bäumen findet. Dieß sind gleichsam so viele Behälter von einem sehr klaren und sehr gesunden Wasser. Die Hitze sollte natürlicher Weise daselbst übermäßig seyn; und das um so viel mehr, weil die Mischung der Luft daselbst viel Warmes und Trocknes an sich hat. Der Südwind aber, welcher ordentlich alle Tage daselbst wehet, breitet viele Kühle aus. In den mittäglichen Theilen ist die Kälte zuweilen hart und stechend.

Man verweist die Beobachtungen des P. Lozano von den Thieren und Pflanzen in Chaco zu der Naturgeschichte des mittäglichen America, und will sich hier nur bey der Gebrauche, merkwürdigen Abschilderung aufhalten, die er von seinen Einwohnern machet. Wenn man und Charakter nach der Anzahl der Völkerschaften, deren Namen er angiebt, davon urtheilen wollte: so der Einwoh- sollte man sich einbilden, die Welt habe keine stärker bevölkerte Gegend; und der Geschicht- schreiber von Paraguay versichert, es sey in der That mehr bevölkert, als irgend eines von de-

R 3

x) Man sehe in dem XV Bande, auf der se des P. Cattaneo, eines Jesuiten, welcher hinter 592 S. des Muratori Schrift: Il Christianismo felice y) Man findet ihre Beschreibung in einem Bri- nelle Milioni del Paraguay gedruckt ist.

**Beschreib.** denen Ländern, die es umgeben; wiewohl es doch nicht so stark bewohnet ist, als man wegen der angenehmen Himmelsluft und der Fruchtbarkeit des Bodens wohl glauben soll. Eine jede von diesen Völkerschaften hat nicht mehr, als drey oder vier Flecken inne; es sey nun, daß die Leichtigkeit, daselbst ohne Arbeit zu leben, die Menschen viel lasterhafter, und folglich viel schwächer machet, oder, daß auch die Zänkereyen und Kriege, welche aus der Trunkenheit entstehen, mehr Menschen hinrichten, als ihrer können geböhren werden, so sieht man ihre Anzahl merklich abnehmen. Ueber dieses weis man aus einer ziemlich neuen Sage, daß die ziemlich häufigen epidemischen Krankheiten in den benachbarten Gegenden, vornehmlich in Tucuman, eine Menge Einwohner hinaus getrieben, um nach Chaco zu flüchten, wohin sie die Seuche mitgebracht haben. Diese Wanderungen, wozu man noch der Peruaner ihre und die verschiedenen Niederlassungen so vieler hertschweifenden Völker rechnen kann, haben nicht ohne Verlust und ohne tausenderley Fortpflanzung schädliche Hindernisse geschehen können. Nichts giebt die Vermischung der Völker, welche Chaco bewohnen, besser zu erkennen, als der Unterschied ihrer Gestalt, ihrer Gemüthsart, und ihrer Gebräuche.

**Zwo höchstsonderbare Völkerschaften.**

Der P. Lozano bemerkt darunter zwey so sonderbare Völker, daß, da das Zeug eines Missionars nicht verdächtig seyn kann, dasjenige, was er davon erzählet, allein mögend ist, den Ohnköpfen des Raleighs und Keymis eine Wahrscheinlichkeit zu geben z). Er giebt den erstern den Namen Culluer oder Cullugaer, in der peruanischen Sprache Suripchaquiner, welches Straußfüße heißt. Man nennet sie so, weil sie keine Waden an den Beinen haben, und weil ihre Füße bis auf die Fersen den Straußfüßen gleichen. Sie sind fast von einer Riesengestalt. Ein Pferd kann ihnen nicht gleichlaufen. Ihre Tapferkeit ist fürchterlich; und sie haben ohne andere Waffen, als die Lanze, die Palomoer, eine sehr zahlreiche Völkerschaft, ausgerottet. Die zweyte hat ein ungeheures, als die Größe, welche der Cullugaer ihre noch übertrifft. Sie wird nicht genannt: ein Missionarius aber, welcher nachher mit der Märtyrerkrone beehret worden, versicherte, als er einen Haufen von diesen Indianern angetroffen, so wäre er erstarrt, daß er sie so groß gefunden, daß, wenn er seinen Arm aufgehoben, er noch nicht bis zu ihren Kopf habe reichen können. „Er hatte nicht weniger die Zärtlichkeit und den Wohlwille, als die Scharfsinnigkeit ihres Geistes bewundert: kurz, er bedauerte es, daß man einer Völkerschaft nicht besser begegnete, die wegen ihrer Tapferkeit, ihrer Höflichkeit, ihrer Güte, ihrer Aufführung, und ihrer Bescheidenheit so hochachtungswürdig war, und daß man sie nicht gefangen hatte, ihnen eine Lust zu den Lehren des Christenthumes bezubringen, ehe man ihnen ein Joch auflegete, welches man ihnen von Tage zu Tage schwerer machte.“

**Fürchterliches Ansehen der Indianer in Chaco.**

Ueberhaupt sind die Indianer in Chaco von einer vortheilhaften Gestalt. Sie haben ganz andere Gesichtszüge, als die meisten Menschen gemeiniglich haben; und die Augen sind so groß, womit sie sich malen, geben ihnen vollends ein schreckliches Ansehen. Ein spanischer Hauptmann, welcher mit Ehren in Europa gedienet hatte, wurde beordert, wider eine Völkerschaft aus Chaco zu marschiren, die nicht weit von Santa Fe war: er wurde durch den bloßen Anblick dieser Barbaren so beunruhiget, daß er in Ohnmacht fiel.

z) Man sehe unten ihre Berichte. Der P. Lozano versichert aber, daß er alle Beweise gesehen hat, die man von der Wahrheit einer Sache verlangen kann.



meisten gehen nackt, und haben ganz und gar nichts weiter am Leibe, als einen Gürtel <sup>Beschreib.</sup> von Rinde, woran Vogelfedern von verschiedener Farbe hängen. An ihren Festen aber <sup>von Chaco.</sup> tragen sie eine Mütze von eben dergleichen Federn auf dem Kopfe. Im Winter bedecken sie sich mit einer Kappe von ziemlich gut zubereiteten Fellen, die mit verschiedenen Figuren gezieret sind. Bey einigen Völkerschaften gehen die Weiber eben so wohl nackt, als die Männer. Ihre gemeinsten Laster sind die Wildheit, die Unbeständigkeit, die Treulosigkeit und die Trunkenheit. Sie haben alle zusammen Lebhaftigkeit, aber nicht die geringste Fähigkeit des Geistes, etwas leicht zu begreifen, was nicht in die Sinne fällt. Man weiß nicht, daß sie eine Art von Regierungsform haben. Ein jeder Flecken hat gleichwohl seine Caciquen. Allein, diese Oberhäupter haben keine andere Gewalt, als die sie durch ihre persönlichen Eigenschaften erlangen können. Viele von diesen Völkern schweifen herum, <sup>Herumschweifende Völker.</sup> und haben alle ihr Hausgeräth bey sich, welches eine Matte, ein Hamack, und eine Calabasse ist. Die Gebäude derjenigen, die in Flecken leben, verdienen kaum den Namen der Cabanen. Es sind elende Hütchen von Baumzweigen mit Stroh oder Grase bedeckt. Indessen gehen doch einige an Tucuman gränzende Völkerschaften bekleidet, und haben bessere Wohnungen.

Fast alle diese Indianer sind Menschenfresser, und haben keine andere Beschäftigung, als den Krieg und das Plündern. Sie haben sich bey den Spaniern wegen ihrer <sup>Kriegsstränke der Völker in Chaco.</sup> grimmigen Blutbegierde in dem Gefechte, und noch mehr wegen ihrer Ränke, deren sie sich bedienen, sie zu überfallen, sehr furchtbar gemacht. Wenn sie sich vorgenommen haben, einen Wohnplatz auszuplündern: so ist nichts in der Welt, was sie nicht versuchen, diejenigen durch Vertrauen einzuschläfern oder zu entfernen, welche ihn vertheidigen können. Sie suchen ein ganzes Jahr lang den Augenblick, sie zu überfallen, ohne sich in Gefahr zu begeben. Sie haben unaufhörliche Kundschafter im Felde, welche nur bey Nacht gehen, auf den Ellbogen kriechen, wenn es seyn muß, und solche daher stets voller Schwelen haben. Dieses hat gemacht, daß einige Spanier geglaubet haben, sie nähmen die Gestalt eines Thieres an, um dasjenige zu beobachten, was bey ihren Feinden vorgienge. Wenn sie selbst überfallen werden: so machet die Verzweiflung sie so grimmig, daß man keinen Spanier findet, der mit gleichen Waffen wider sie streiten wollte. Man hat Weibspersonen gesehen, die ihr Leben den am besten bewaffneten Soldaten sehr theuer verkauft haben.

Ihre Waffen sind von der andern Indianer ihren nicht unterschieden. Es ist ein <sup>Ihre Waffen.</sup> Bogen, ein Pfeil, der Macana, nebst einer Art Lanze von einem sehr harten und wohl-gearbeiteten Holze, die sie mit vieler Geschicklichkeit und Stärke führen, ob sie gleich sehr schwer ist. Denn ihre Länge ist funfzehn Spannen, und die Dicke nach Verhältniß. Ihre Spitze ist von Hirschhorne mit einem krummen Hacken, welcher verhindert, daß sie nicht aus der Wunde herausgehen kann, ohne solche zu vergrößern. Ein Strick, woran sie gebunden ist, dienet, solche nach dem Stöße wieder zurück zu ziehen. Das einzige Mittel also, wenn man verwundet ist, ist, daß man sich fangen läßt, oder sich den Augenblick aufreißt, um sich loszumachen. Wenn diese Unmenschen einen Gefangenen machen: so sägen sie ihm den Hals mit einem Fischtimbacken ab. Darauf ziehen sie ihm die Haut

<sup>a)</sup> Der P. Caspar Soria, der 1638 von den Chiriguauern ermordet worden.

<sup>b)</sup> Histoire du Paraguay, Liv. III. p. 155.

**Beschreib. von Chaco.** Haut von dem Kopfe, die sie als ein Denkmaal ihres Sieges aufheben, und womit bey ihren Festen prangen.

**Sie reiten vor-** Sie sind gute Reiter, und es hat die Spanier oft gereuet, daß sie alle diese des festen Landes mit Pferden besetzt haben. Man erzählet, sie hielten solche im trefflich. auf, und sie schwängen sich ohne Unterschied von den Seiten, oder von hinten über das Pferd hinauf, ohne einen andern Vortheil, als daß sie sich auf ihre Wurfspeise stützeten. Sie bedienen sich keiner Steigbügel; sie lenken ihre Pferde nur mit einem bloßen Halfter, und treiben sie so muthig an, daß der am besten berittene Spanier ihnen nicht folgen kann. Weil sie fast allezeit nackend sind: so haben sie eine überaus harte Haut. Der P. Lopez sah den Kopf von einem Mocovi, dessen Haut über den Hirnschädel einen halben Finger dick war.

**Ihre Weiber.** Die Weibesperonen in Chaco zerstechen sich das Gesicht, die Brust und die Arme wie die Mohrinnen in Africa. Die Mütter zerstechen ihre Töchter auf diese Art, so daß sie gebohren worden; und bey einigen Völkerschaften reißen sie allen ihren Kindern, der Stirne an bis auf die Scheitel des Kopfes, sechs Fingerbreit die Haare aus. Weibesperonen in Chaco sind handfest. Sie kommen leicht nieder. So bald sie gebunden sind, haben sie sich, und waschen ihre Kinder in dem nächsten Flusse. Männer begegnen ihnen hart, vielleicht, muthmaßet der Geschichtschreiber, weil sie kriegerisch sind. Er sezet hinzu, sie hätten ihrer Seits keine zärtliche Liebe zu ihren Kindern.

**Ihre Begräbnisse.** In Chaco ist es der Gebrauch, daß man die Todten an eben dem Orte begräbt, wo sie gestorben sind. Man steckt einen Pfeil auf das Grab, und hängt den Hirnschädel eines Feindes daran, vornehmlich eines Spaniers. Darauf verläßt man den Ort, und vermeidet so gar, dahin zu gehen, so lange bis der Todte ganz vergessen ist.

**Chiriguaner und ihr Ursprung.** Der Geschichtschreiber beobachtet, daß die größte Hinderniß nicht allein bey der Eroberung, sondern auch bey der Befehung des Landes Chaco, bis hieher von den Chiriguanern hergekommen ist. Die Meynungen, saget er, sind wegen des Ursprunges dieser Völkerschaft sehr getheilet. Techo c) und Fernandez d) haben auf guten Glauben eines Manuscriptes von Ruy Diaz von Gusman geglaubet, sie kämen von denen Indianern welche den Aleris Garcia bey seiner Zurückkunft aus Peru umgebracht, und aus Furchtsamkeit die Portugiesen aus Brasilien seinen Tod zu rächen denken, sich in die chiriguanische Cordilliera geflüchtet hätten. Fernandez sezet hinzu, es wären damals nicht mehr als viertausend gewesen. Garcilasso de la Vega aber, dessen Zeugniß vorgehen muß, erzählet: es hätte der Inca Yupanqui, zehnter Kaiser in Peru, unternommen, sich der Chiriguaner zu unterwerfen, welche schon in diesen Gebirgen wohnten, wo sie sich durch ihre Tapferkeit und Grausamkeit auf gleiche Art fürchterlich machten. Er sezet hinzu, der Zug des Inca sey ohne Frucht gewesen. Man weis über dieses, daß sie keine andere Sprache haben, als der Guaranier ihre. Dieses scheint, einen zu nöthigen, daß man sich eine Colonie von dieser Völkerschaft halten muß, welche ihrer viele in Paraguay so wie in Brasilien gestiftet hat, wo ihre Sprache geredet, oder wenigstens überall verstanden wird.

**Sie sind un-** Es scheint aber, daß die Spanier keine unversöhnlichere Feinde haben, als die Chiriguaner, welche an vielen Orten der Landschaften Santa Cruz de la Sierra, Charcas und de den Spanier.

c) Historia Paraquariensis Lib. II.

d) Relacion historical de los Chiquitos.

co ausgebreitet sind. Ob sie gleich in diesen letzten Zeiten in dieser Völkerschaft Bundesge- Beschreib.  
 nossen gehabt haben, welche ihnen sehr wohl gebietet: so können sie sich doch auf sie nicht von Chaco.  
 weiter verlassen, als sie solche durch die Furcht lenken können; und das Unternehmen ist  
 nicht leicht. Man kennet in diesem Lande keine stolzere, keine härtere, keine unbeständigere  
 und keine treulosere Völkerschaft. Alle Macht in Tucuman hat sie nicht zu Paaren treis-  
 ben können. Sie haben ungestraft eine Menge Verheerungen in diesem Lande angerich-  
 tet; und der unglückliche Erfolg eines Zuges, welcher im 1572sten Jahre durch den Un-  
 terkönig in Peru, Don Franz von Toledo, versucht wurde, sie zu unterwerfen, hat ih-  
 ren Uebermuth nur vermehret.

Man belehret uns, die Chiriguaner hätten ordentlicher Weise nur eine Frau. Ost- Ihre Gebräu-  
 mals aber suchen sie sich unter denen Gefangenen, die sie im Kriege machen, die jüngsten de.  
 Mägden aus, um sie zu ihren Benschläferinnen zu machen. Dieses Verfahren beweist  
 ihre Barbarey nicht klärllich. Das Sonderbareste an ihnen ist, setzet eben der Geschicht-  
 schreiber hinzu, daß sie von einem Tage zum andern nicht mehr einerley Menschen sind.  
 Heute sind sie ganz vernünftig, und lassen gut mit sich umgehen; morgen sind sie ärger, als  
 die Tiger in ihren Wäldern. Man erhält alles von ihnen, wenn man sie so nimmt, daß  
 sie ihren Nutzen dabey sehen. Wenn sie nichts zu hoffen haben: so ist jeder Mensch ihr  
 Feind. Kurz, das läuderliche Leben und das Vollsaußen werden in ihrer Nation bis zur  
 Ausschweifung getrieben.

Wenn man dem rothen Flusse, oder Rio Bermejo, nach Westen folget: so findet man Alte christliche  
 viele friedfertige Völkerschaften, die niemals angreifen, die sich aber zu ihrer gemeinschaft. Völkerschaften  
 lichen Vertheidigung vereinigen, wenn sie angegriffen werden. Der Geschichtschreiber,  
 an welchen man sich hier hält, saget nach einem spanischen Schriftsteller e), diese Völker  
 wären zur Zeit der Entdeckung getauft worden: da ihnen aber ihre neuen Herren übel be-  
 gegnet, so hätten sie die Partey ergriffen, sich zu entfernen; sie hätten noch einige Gewohn-  
 heiten des Christenthumes beybehalten, vornehmlich das Gebeth, wozu ihre Caciquen sie  
 versammeln. Sie bauen das Feld, und ernähren sich vom Viehe. Im 1710ten Jahre  
 machte Don Estevan d'Urizar, Statthalter in Tucuman, einen Vertrag mit ihnen,  
 wovon sie noch das Original, als einen Schugbrief wider die Unternehmungen der Spa-  
 nier gegen ihre Freyheit, aufbewahren. Sie sind sonst von einem guten Naturelle, und  
 die Fremden werden mit vieler Leutseligkeit von ihnen aufgenommen.

Don Hurtado von Mendoza, Marquis von Canjete und Unterkönig zu Peru, Mansoesebe-  
 war der erste, welcher den Vorsatz fassete, der Krone Spanien den Besitz von Chaco zu nen-  
 versichern. Er schickete im 1556sten Jahre den Hauptmann Manso dahin, welcher ohne  
 Hinderniß bis zu den großen Ebenen vorrückete, die man zwischen dem Pilco Mayo und  
 Rio grande antrifft. Dieser Befehlshaber hatte unternommen, daselbst eine Stadt zu  
 bauen, als er mitten unter der Arbeit und in der größten Sicherheit von den Chiriguanern  
 mit allen seinen Soldaten niedergemacht wurde. Der Name Manso ist denen Ebenen  
 geblieben, die sein Unglück berühmt gemacht hat f).

Die Stadt Santa Fe, welche im 1573sten Jahre von Johann von Garan, zehn See- Stadt Santa  
 meilen oberhalb der Zusammenfügung des Rio Salado mit dem Rio de la Plata, gestift- Fe.  
 set

e) XARQUE Liv. III. ch. 28.

f) Man nennet sie Llanos de Manso.

**Beschreib.** tet worden, wurde anfänglich als eine Stadt von Chaco angesehen; weil sie an dem  
**von Chaco.** lichen Ufer dieses Flusses gebauet war, bis dahin viele diese Provinz erstrecken. Da  
 aber seitdem ihre Lage geändert: so ist sie heutiges Tages viel zu weit von denen Gränzen  
 entfernt, welche man der Provinz Chaco giebt. Man hatte eine andere Stadt unter dem  
 Namen Conception an dem Ufer des rothen Flusses gebauet, oder vielmehr an einem  
 Moraste, welchen dieser Fluß dreßsig Seemeilen weit von seiner Mündung in dem Río  
 la Plata machet. Sie erhielt sich aber kaum sechzig Jahre lang; und man sieht nicht

**Schwäche der** mal mehr die Ueberbleibsel davon. Nichts, beobachtet der Geschichtschreiber, bezeichnet  
**Spanier in** Schwäche der Spanier in Paraguay besser, als daß sie einen Sitz nicht haben erhalten  
**Paraguay.** nen, welcher ihnen eine so schöne Thüre eröffnete, in Chaco zu dringen. Kurz, es  
 sehr schwer geworden, den Ort wieder zu finden, wo die Stadt Guadacazar gelegen  
 welche sie ebenfalls zu verlassen gezwungen worden. Man vernimmt von dem P. Lozano  
 daß unter der Zeit, da sie solche auf Befehl des Don Martin von Ledesma baueten,  
 nicht bis zu den Chicas Drejonen, noch bis zu den Churumacaern haben dringen können,  
 welche sich gegen Westen in den Thälern, die unten an der Cordillera sind, und so  
 bey ihm niedergelassen, daß er den Rauch von ihren Dörfern sah, wovon sein Lager

**Völkerschaf** zehnt oder zwölf Seemeilen entfernt war. Der Führer, welchen Ledesma nahm, und  
**ten, die sie nicht** mit seinen Truppen dahin führen zu lassen, führte sie allezeit irre. Eines Tages, da  
**können kennen** ihn seiner Untreue überzeugten, und ihm solche verwiesen, gestund er ihnen, daß es  
 lernen. sein Leben kosten würde. „Warum wollen denn aber diese Leute nicht, fragete man  
 „daß man zu ihnen kommen solle? Weil sie befürchten, antwortete er ihnen, daß,  
 „ihr einmal den Weg dahin wüßtet, ihr sie alle umbringen müchtet, wie es eure Vor-  
 „ren mit dem Inca gemacht, um sich seines Reiches und seines Reichthumes zu bemä-  
 „tigen.“ Der Führer, setzte hinzu, die Chicas Drejonen wären diejenigen, deren  
 die Incae bedienet hätten, ihre Bergwerke zu bauen: nach dem kläglichen Tode des  
 hualipa aber wären sie zu den Churumacaern geflüchtet, welche sie wohl aufgenommen  
 hätten. Diese Chicas stammen, nach des P. Lozano Berichte, von den edlen Drejonern  
 Peru her, denen die Incae ihre Eroberungen zu danken haben, und sind vermutlich  
 der Anzahl derjenigen, welchen Raleigh und Keymis die Stiftung eines neuen Reiches  
 in Guiana zuschreiben g).

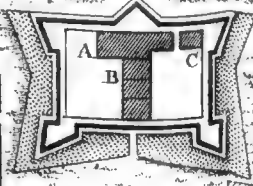
**Beihagung** Es sey nun aber Schwäche bey dem Angriffe, oder außerordentliche Stärke bey  
**des heil. Fran-** Widerstande, so ist es doch gewiß, daß die Spanier die Schranken noch nicht haben  
**cius Solano.** brechen können, welche die Eroberung von Chaco sehr schwer machen. Sie verlassen  
 saget der Geschichtschreiber, auf eine Prophezehung des heil. Franciscus von Solano,  
 von ihrem Vorgeben nach, ein großer Theil schon in die Erfüllung gegangen. „Es  
 „eine beständige Sage unter ihnen, schreibt er h), dieser heil. Missionarius habe die  
 „Heerung der Stadt Esteco, die Entdeckung vieler neuen Bergwerke, die Anlegung  
 „neuen Stadt zwischen Salta und St. Michel und die Bekehrung der Provinz  
 „prophezehet. Nun besteht Esteco nicht mehr, und man hat Bergwerke zwischen  
 „und Tujun gefunden: die beyden andern Theile der Prophezehung aber sind noch in  
 „Geheimnissen der Vorsehung.

g) Man sehe unten ihre Berichte.

h) Histoire du Paraguay Liv. III. p. 163.

FLUSS LA PLATA

Das Fort



Der große Markt

Die Domkirche

Franciscan

Dominican

Die Jesuiten

Haus der Jesuiten

Bathhaus

Die Bischöfliche

S. Johannis-Kirche außer der Stadt

GRUNDRISS

VON DER STADT

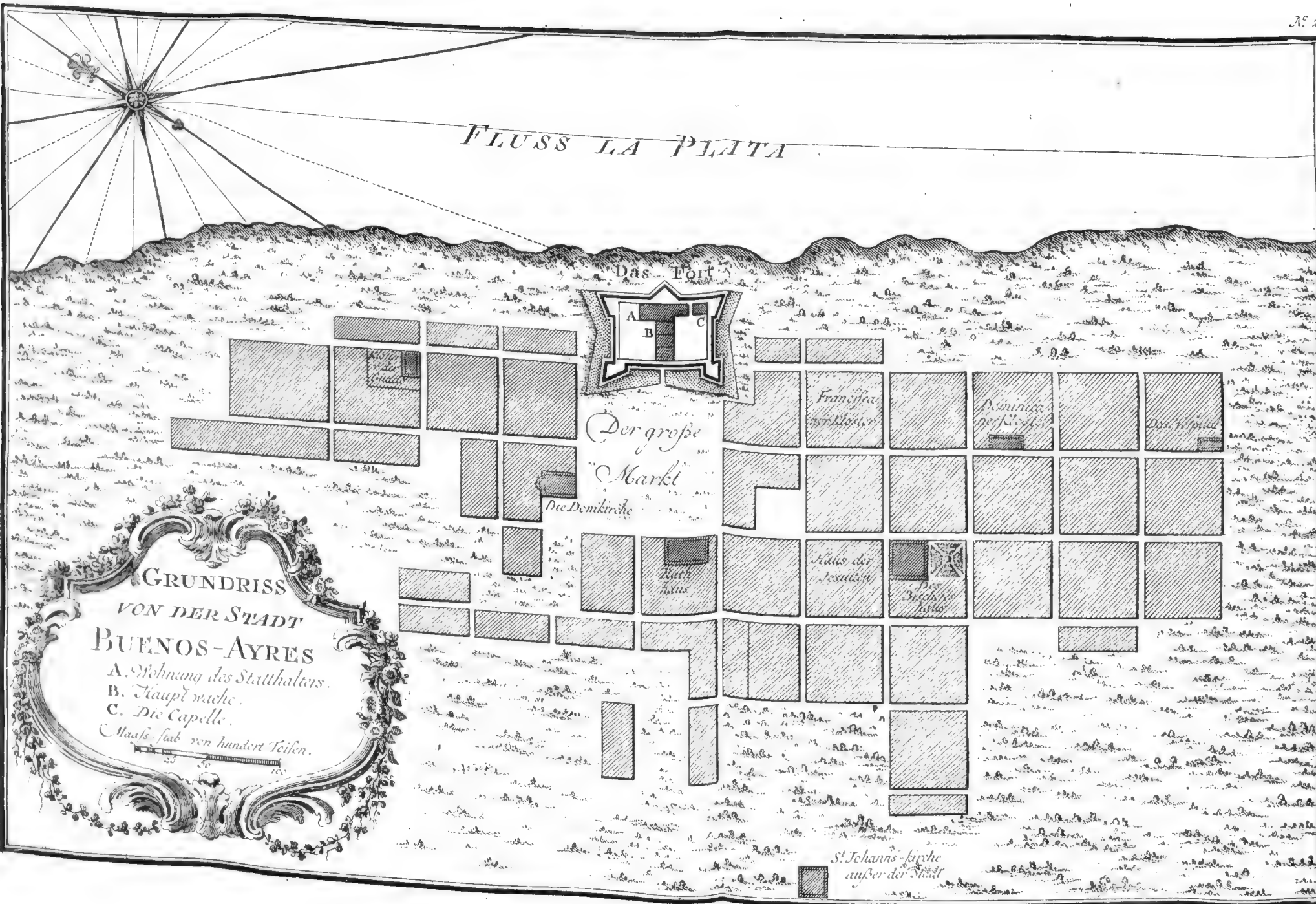
BUENOS-AYRES

A. Wohnung des Statthalters.

B. Hauptwache.

C. Die Capelle.

Maasstab von hundert Toisen.





De  
von

Ec  
Ep  
Pal

2  
ten,  
fönn  
lern

21  
des  
eiser

Der V Abschnitt.

Wiederherstellung und Beschreibung der Stadt Buenos Ayres.

Beschreib.  
von Buenos  
Ayres.

Ortiz von Zarate ist ihr Wiederhersteller. Zustand dieser Stadt. Abneigung der Spanier und freyen Indianer vor der Arbeit. Vortheile von Buenos Ayres. Erster Eintritt der Jesuiten in dieß Land. Meynung von ihnen. Außerordentliche Ankunft einiger Missionarien. Ihr Fortgang. Entwurf zu einer ehrlichen Republik. Ausführung desselben.

Spanien zauderte auch sehr lange, bevor es sich einen Hafen in dem Rio de la Plata verschaffete. Die Stadt Buenos Ayres blieb über vierzig Jahre öde; und die Eroberungsbegierde oder vielmehr die Vierigkeit nach Golde, welche die Spanier tief in das Land hinein zog, schien sie vergessen zu lassen, daß sie eine Zuflucht und einen sichern Ort für die Schiffe nöthig hatten, von welchen sie ihre Truppen und ihren Kriegesvorrath erhielten. Häufige Schiffbrüche machten endlich, daß sie die Augen aufthaten. Es kam Befehl, den im 1539sten Jahre verlassenem Hafen, und die dabey angelegte Stadt wieder herzustellen. Dieses Unternehmen war seit den neuen Niederlassungen, die man in den innern Provinzen errichtet hatte, viel leichter geworden, weil man daraus Beystand von Leuten hohlen konnte, um die Wilden im Zaume zu halten. Im 1580sten Jahre also, ließ Ortiz von Zarate, damaliger Statthalter zu Paraguay, nachdem er anfänglich diejenigen unterworfen, die sich seinem Vorhaben widersetzen konnten, die Stadt an eben dem Orte wieder aufbauen, wo Don Pedro Mendoza sie angeleget hatte, und veränderte ihren ersten Namen Unsere liebe Frau, in den Namen der heil. Dreyeinigkeit von Buenos Ayres.

Indessen blieb sie doch noch lange Zeit in einem Zustande, welcher der Provinz, wo sie gleichsam die Stufe und der Schlüssel ist, keine Ehre machte. Sie bestand anfänglich aus verschiedenen Biertheln, zwischen welchen man Baumgärten und Ebenen gelassen hatte. Die Häuser, welche meistens von Erde gebauet waren, hatten nur ein Stockwerk. Es waren lange Vierecke, die nur ein Fenster hatten; und viele erhielten so gar das Licht nur durch die Thüre. Es sind noch nicht über dreyßig oder vierzig Jahre, daß hatte sie diese alte Gestalt noch. Ein Jesuitenbruder aber, den man hatte kommen lassen, um die Collegienkirche zu bauen, lehrte die Einwohner Mauersteine, Ziegel und Kalk machen. Seit dem sind die Häuser von Steinen und Ziegeln und viele mit doppeltem Stockwerke gebauet worden. Zween andere Brüder von eben dem Orden, der eine ein Baumeister, und der andere ein Maurer, beyde Italiener, baueten, nachdem sie mit der Collegienkirche fertig waren, die Kirche der Väter von der Gnade, die Franciscanerkirche, und das Portal der Hauptkirche, lauter Gebäude, saget man, die sich in den besten spanischen Städten könneten sehen lassen. Man hatte auch diese beyden Meister angenommen, ein Rathhaus zu bauen. Da aber das Werk nach einem gar zu prächtigen Grundriß angefangen war: so fehlte es im 1730sten Jahre am Gelde, und der Bau blieb ausgeföhret. Indessen hatte die Stadt doch schon auf eine sehr vortheilhafte Art ihre Gestalt geändert. Man zählte bereits sechzehntausend Seelen darinnen, wovon zwar fast drey Bierthel Negern, Mestizen, und Mulatten waren.

Die ersten, deren Anzahl der andern ihre weit übertrifft, machen, daß die Spanier Abneigung der leben können, welche sich durch die Arbeit zu verunehren glauben würden. Diejenigen Spanier und selbst,

Beschreib. selbst, welche erst neulich aus Spanien gekommen, bestreben sich, ein edelmännisches Ansehen anzunehmen und setzen auf ihre Kleider alles, was sie mitgebracht haben. Es findet sich nicht ein einziger, der sich zum Dienste eines andern will gebrauchen lassen; und man hat eben so viele Mühe, die freyen Indianer zur Arbeit zu bringen, welche über die freyen Indianer vor der Arbeit. ses die Freyheit haben, in die Stadt zu kommen, und sich auf den benachbarten Feldern niederzulassen. Diese Abneigung vor der Arbeit kömmt daher, daß sie bey der ersten Errichtung der Commanden übermäßig dazu gezwungen worden. Diesen Namen Commanden hat man hier, wie in den andern spanischen Eroberungen, gewissen Eintheilungen der Indianer gegeben, welche zum Besten der Eroberer gemacht worden, und in welchen die Indianer, die darinnen begriffen waren, zu Frondiensten unterworfen wurden. Man sieht in den Gegenden um Buenos Ayres herum noch einige Flecken, welche dieses Joch tragen und deren Einwohner ihre Pfarrkirche an dem äußersten Ende der Stadt haben, welche keine andere Kirche für die Spanier hat, als die Hauptkirche. Sie wurde im 1520sten Jahre zu einem bischöflichen Sitze erhoben i).

Vorthelle von Buenos Ayres.

Die Stadt Buenos Ayres ist ziemlich groß k). Ein Bach sondert sie von der Stadtung ab, worinnen der Statthalter wohnet. Sie hat sonst wegen ihrer Lage, und wegen der guten Luft, die man daselbst einathmet, alles, was eine Pflanzstadt blühend machen kann. Die Aussicht eines Drittels von dem Bezirke erstreckt sich über weite Gefilde welche stets mit einem schönen Grüne bedeckt sind. Der Fluß machet die beyden andern Drittel seines Bezirkes, und scheint gegen Norden wie ein weites Meer, welches keine andere Gränzen hat, als den Horizont. Der Winter fängt in diesem Lande in unserm Brachmonate, der Frühling in unserm Herbstmonate, der Sommer im Christmonate, und Herbst im Märzmonate an; und diese vier Jahreszeiten sind daselbst sehr ordentlich. Winter sind die Regen daselbst sehr stark, und stets mit so erschrecklichen Donnern und Blitzen begleitet, daß die Gewohnheit das Schrecken vor demselben nicht vermindert. Der Sommer über wird die Hitze durch kleine Kühlungen gemäßiget, die ordentlicher Weise zwischen acht und neun Uhr des Morgens entstehen.

Die Fruchtbarkeit des Erdreiches um die Stadt stimmt mit der vortrefflichen überein, und die Natur hat nichts gespart, um einen angenehmen Aufenthalt daraus zu machen. Das Holz daselbst ist selten; weil man sich noch nicht hat einfallen lassen, Bäume

i) Assuncion hat diese Ehre seit 1547.

k) Man hat seit einigen Jahren neue Wohnungen dazu gebauet. Man sehe weiter unten einige Erläuterungen von dem berühmten Flecken St. Sacramento, welcher dabey liegt, und von dem Gerüchte, welches man zum Nachtheile der Jesuiten ausgebreitet hat.

l) Diese Beschreibung, als die neueste, die ich kenne, ist aus den schon angeführten Briefen des P. Cataneo genommen.

m) Histoire du Paraguay Liv. IV. p. 172.

n) Ob es gleich nicht mit zu diesem Werke gehört: so kann ich dennoch ihren ersten Vorfall davon absondern, welcher eine Reisebegebenheit, und so sonderbar ist, daß ich nicht das Herz haben wür-

de, sie auf weniger ehrwürdige Zeugnisse mitzutheilen. Es waren ihrer fünf von Brasilien abgegangenen, nämlich der P. Arminio, Superior dieses Hauses und die Väter Johann Salonio, Thomas Filds, Stephan von Grao, und Emanuel Ortega. Sie thaten diese Reise zur See. Als sie in die Einfahrt der Bay von Rio de Plata gekommen waren, so hielten sie sich aller Gefahr zu seyn, als ihr Fahrzeug von einem englischen Schiffe angegriffen wurde, welches demselben leicht bemeisterte. Der Hauptmann entsetzte sich bey dem Anblicke fünf Jesuiten auf eine unanständige Art wider sie; und nachdem er sie mit Schimpfsworten beleget, so setzte er sie auf eine wüste Insel aus und war entschlossen, daselbst

me daselbst zu pflanzen. Man findet aber ihrer viele in denen Inseln, wovon der Fluß Beschreib. voll ist. Der einzige fruchttragende Baum, den man um Buenos Ayres herum findet, von Buenos ist der Pflirsichbaum, dessen Früchte daselbst vortreflich sind. Er ist über dieses so gemein, Ayres. daß man Zweige davon zu verschiedenem Gebrauche abschneidet. Der Weinstock kömmt daselbst nicht fort, weil man noch kein Mittel hat ausfündig machen können, ihn vor einer Art von Ameisen zu verwahren, die ihn bis auf die Wurzel abfressen, so bald er anfängt, zu treiben 1). Was das Land sonst hervorbringt, wird zur Naturgeschichte verwiesen.

Das Jahr der Wiederherstellung von Buenos Ayres wurde noch auf eine andere Art, Erster Eintritt durch die erste Zulassung der Jesuiten in diesem Lande verherrlichtet, wo sie nicht allein an der Jesuiten in der Befehrung der Ungläubigen arbeiten, sondern auch den alten Christen die geistliche Hülfe dieses Land. leisten sollten, welche ihnen fehlte. Die ersten Missionarien, welche Spanien dahin geschickt hatte, waren einige Religiosen des heil. Franciscus, welche nur noch lauter Hindernisse bey ihrem Eifer gefunden hatten. Man hat bereits den P. Franciscus von Solano genannt, welcher aus Peru dahin gekommen war, und dessen Tugenden die Ehre der Heiligsprechung verdienet haben. Allein, dieser apostolischen Männer war eine so kleine Zahl, daß die Christen des Landes bey dem Rathe von Indien nicht aufhöreten zu bitten, daß sie doch Diener der Religion bekommen möchten.

„Man fing damals an, die Jesuiten in America kennen zu lernen. Sie waren so Meynung die gar seit dreyßig Jahren in Brasilien, welches der P. Anchieta mit dem Geruche seiner man von ih- Heiligkeit und dem Glanze seiner Wunder erfüllte. Seit kurzem hatten sie sich in Peru nen hat. niedergelassen. Sie hatten bereits in diesen beyden Königreichen eine unendliche Anzahl Bekehrte gemacht, und man sagete überall öffentlich, es hätte dieser neue Orden, dessen Stifter zu der Zeit geböhren worden, da Christoph Columbus anfing, die neue Welt zu entdecken, eine besondere eigentliche Sendung und Gnade vom Himmel erhalten, das Reich Jesu Christi daselbst aufzurichten 2)“. Man sah aus dem Lande der Charcaer zuerst zweyen Jesuiten nach Tucuman kommen, die bereits in den Arbeiten ihres Amtes geübet waren, und dem Christenthume einen wunderbaren Fortgang in dieser Provinz verschaffeten.

Darauf kamen drey andere Missionarien von eben dem Orden aus Brasilien nach Buenos Ayres, und bald darauf erhielt Paraguay eine noch viel größere Anzahl. Die Außerordent- liche Ankunft einiger Mis- sionarien. zählung von ihren Reisen und evangelischen Berrichtungen 2) machet das Hauptwerk der neuen

3

„daselbst verhungern zu lassen. Er änderte darauf seine Gedanken und ließ sie wieder an Bord köm- men, wobey er sagete, er wollte sie an die große Mhaa hängen lassen. Sie fanden bey ihrer An- kunft, daß man ihr ganzes Geräthe geplündert hat- te, und sie hatten sich dessen schon versehen. Ei- nen Augenblick darnach erblicketen sie einen Eng- länder, welcher die Agnus Dei auf das Verdeck warf, dabey wider den Pabst fluchete, und sie mit Füßen treten wollte. Der P. Ortega konnte diese Gottlosigkeit nicht ertragen. Er lief auf den Reker zu; und da er durch seine Vorstellungen nichts von ihm erhalten konnte, so nahm er ihn bey dem Beine, um solches wegzuziehen. Indem sich dieser Unglückselige sträubete: so stieß er mit

„dem Kopfe wider ein Stück Holz und verwun- dete sich leicht. Indessen gerieth das Schiffsvolk bey Erblickung des Blutes, welches aus seiner Wunde floß, in Wuth und warf in dem ersten Zorne den Jesuiten ins Meer. Weil dieser Pa- ter sehr gut schwimmen konnte: so erreichte er leichtlich das Schiff wieder, und die Engländer halfen ihm herauf, damit sie ihm, wie sie sageten, einen grausamern Tod anthun könnten. Unter- dessen daß sie sich darüber berathschlageten, fing der Heiligthumschänder, den sie rächen wollten, an zu schreyen; er empfände sehr heftige Schmer- zen an dem Fuße, womit er auf die Agnus Dei getreten. Man erblickete auch in der That ein Geschwür daran, und der kalte Brand war schon „dazu

**Beschreib.** neuen Geschichte von Paraguay, und ohne Zweifel ein sehr erbauliches Stück der Kirchengeschichte aus. Man sah im 1594sten Jahre ein Collegium zu Assuncion mit so vielen Schülern von Seiten der Einwohner aufführen, daß alle, so gar Frauenspersonen o), mit Hand an die Arbeit legen wollten. Die Missionarien, welche unter den Gegenständen ihres Aufwands getheilet waren, gaben ein Beyspiel der höchsten Tugenden. Sie fanden Hindernisse und oftmals mehr von Seiten der Spanier, als der Indianer: der Himmel aber hat viele Wunderwerke zu ihrem Besten, und der spanische Hof unterstützete sie durch seinen Schutz.

**Entwurf zu einer christl. Republik.**

Sie hatten unter ihren Arbeiten erkannt, daß die Befehrungen durch zwei Hauptfachen aufgehalten würden. Die eine war, daß man das Christenthum der Landesbewohner durch die Art und Weise verhaßt machte, wie man denjenigen begegnete, die es angenommen hatten; die andere war, daß alle Bemühungen der Missionarien, die Heiden zu einem frommen Leben zu bewegen, durch das freche Leben der alten Christen unnütz gemacht wurden. Sie machten daher einen Entwurf zu einer christlichen Republik, welche die schönen Tage des aufgehenden Christenthumes in dieser Barbarey wieder herbringen könnte, indem sie die Strenge durch Abschaffung der Commanden und das Uergewalt des bösen Exempels durch die Entfernung der Spanier weggeschaffete. Dieser Entwurf wurde Philipp dem III mit einer feyerlichen Verbindung überreicht, ihm alle Rechte der Oberherrschaft vorzubehalten. Er billigte ihn; er bestätigte ihn durch Verordnungen, die alle seine Nachfolger haben ihn nach ihm bekräftiget. Einige Jesuiten hatten die Ausführung desselben schon in vier Reductionen p) versucht, die sie zum Voraus gemacht hatten, und deren glücklicher Erfolg sie aufgemuntert hatte. Man rechnet die Reductionen an dem Flusse Paranapara, im 1610ten Jahre für die erste, und folglich für den Ursprung aller andern. Diese Einrichtung kam mit dem Bestande des Himmels und der Genehmigung des Hofes in wenigen Jahren zu derjenigen Vollkommenheit, die man an einem andern Orte vorgestellt hat q). Was hat sie indessen nicht in den anderthalb hundert Jahren, die sie blühet, von dem Hasse und Neide ausgestanden? Diejenigen, welche wegen boshafter Vermuthungen noch ungewiß geblieben sind, finden endlich in der neuen Geschichte von Paraguay, Erläuterungen wegen aller ihrer Zweifel; und die Nachrichten von Buenos Ayres haben noch weit unbilligere Beschuldigungen zernichtet, welche niemals besser gegründet gewesen r).

„dazu geschlagen. Man eilte, ihm das Wein abzunehmen: es war aber zu spät; der kalte Brand war schon in das Blut getreten, und der Kranke starb noch an eben dem Tage. Eine so sichtbare Strafe Gottes setzete alle Engländer in Furcht. Man sagete nicht mehr, daß man den Missionar hinrichten wollte; und das Schiff machte sich zu rechte, die magellanische Straße zu erreichen. Nach Verlauf einiger Tage, welche die Jesuiten zu brachten, ohne daß man ihnen etwas zu essen gab, ließ sie der Hauptmann in ein kleines Fahrzeug

„ohne Ruder, ohne Segel und ohne Lebensmittel steigen und sagete zu ihnen, sie könnten hingehen, wohin sie wollten. Da sie also der Willkür der Fluthen überlassen waren: so sahen sie keine Hoffnung, davon zu kommen, daß sie nicht erstickt, der untergingen oder verhungerten. Allein sie waren unter dem Schutze desjenigen, der den Befehl erteilte, und er gab ihnen Lebensmittel. Ihr Fahrzeug gieng, gleich als wenn es durch eine unsichtbare Hand geführt, ohne aufzuhalten, bis an den Hafen Buenos Ayres hinauf.“ Der bloße historische Glaube



Der VI Abschnitt.

Erläuterung wegen des magellanischen Landes.

Magellani-  
sche Land.

Keine Küste gegen Süden von Buenos Ayres ist bewohnt. Zeugniß des P. Feuillée von dem Lande und der Republik der Casareer. Sie sind von den Spaniern gebildet.

Buenos Ayres muß nicht allein als die Gränze der spanischen Pflanzstädte an der Südseite, sondern auch aller menschlichen Wohnplätze an dieser Küste angesehen werden. Die ältesten Nachrichten zeigen daselbst nur Wüsten bis nach der magellanischen Straße. Selbst die Patagonen und andere herumschwefende Völkerschaften, welche die innern Ländern der jenseits Chily und Paraguay inne haben, nähern sich diesen unfruchtbaren Ufern nicht gern. Indessen kann man sich doch nicht enthalten, einige ungewisse Nachrichten zusammen zu tragen, woraus man zuweilen gemuthmaßet hat, es wären alle Theile davon nicht gleiche Art wüste; und woraus man sogar Hoffnung geschöpft, Einwohner daselbst zu finden. Wir wollen mit dem Zeugnisse des P. Feuillée anfangen.

Er berichtet, wie man schon gethan hat, nach ältern Zeugnissen, es habe Kaiser Karl der V im 1539ten Jahre dem . . . damaligen Bischofe zu Placentia erlaubt, vier Schiffe nach den moluckischen Enlanden durch die magellanische Straße zu schicken. Sie liefen auch den 20sten Jenner des folgenden Jahres durch eine glückliche Schiffahrt in die Straße ein. Als sie ungefähr fünf und zwanzig Seemeilen weit darinnen fortgerückt waren: so warf ein Westwind drey davon an die Küste und scheiterte sie, jedoch aber mit solchem Glücke, daß ihr Schiffsvolk, worunter man einige Priester und achtzehn bis zwanzig Frauenspersonen zählte, sich noch retteten. Der Hauptmann des vierten Schiffes, welches auf der hohen See geblieben war, ohne von dem Sturme etwas gelitten zu haben, wurde durch das Heulen und Schreyen seiner Gefährten nicht gerührt. Die Furcht, es möchte ihm an Lebensmitteln gebrechen, und er sein Schiff zu sehr überladen, machte daß er diesen Haufen Unglückseliger verließ, und seine Fahrt bis an den Eingang in das Südmeer fortsetzte, von da er die Zeitung von ihrer Begebenheit nach Lima bringen wollte.

„Man glaubet, saget der P. Feuillée, diejenigen, welche an der Straße geblieben, seyn der Ursprung eines Volkes geworden, die Casareer genannt, welche ein Land im dreyten, und vierzig oder vier und vierzigsten Grade der Höhe des Südpoles mitten auf dem festen Lande bewohnen, welches das Nordmeer von dem Südmeere absondert; welches Land un- gemein fruchtbar und sehr angenehm, und an der Westseite durch einen großen und schnellen Fluß verschlossen wird. Diejenigen, welche die Ufer desselben besuchet, haben auf deren

hierbey nicht zu. Man sehe aber Histoire du Paraguay Liv. IV. p. 175.

o) Ebendaf. a. d. 137 S.

p) Dieser Namen hat in Peru angefangen. Man gab ihn allen denen christlichen Flecken, die von Ungläubigen gebildet und von Religiosen regieret wurden.

q) Im IX Bande dieser Sammlung a. d. 481 u. f. S.

r) Man hatte fälschlich ausgebreitet, es hätte ein Jesuit den Tittel eines Königes von Paraguay angenommen, und führete Krieg wider die Spanier.

So viel ist wahr, daß sich die Indianer der Redu- cionen wider Willen ihrer geistlichen Führer, bey Gelegenheit des Fleckens St. Sacrament empöret haben, welchen sie nicht gern in den Händen der Portugiesen sehen wollten. Nachdem sie nun den vereinigten spanischen und portugiesischen Truppen eine Schlacht geliefert: so sind sie mit Verluste von tausend oder zwölfhundert Mann geschlagen worden. Dieser Streit aber hat sich durch glückliche Versöh- nungen geendiget, welche die beyden Kronen den Jes- sulden zu danken haben.

Magellani-  
sche Land.

„ren andern Seite Menschen gesehen, die von den eingeborenen Völkern des Landes  
„unterschieden gewesen, und weißes Leinzeug zum Trocknen aufgehängt haben. Sie  
„ben sogar Glocken läuten hören. Ich habe zu Chili vernommen, fährt dieser geistliche  
„thematiker fort, daß es allen Fremden, die Spanier nicht ausgenommen, bey Lebens-  
„se verbotnen ist, in das Land der Casareer zu gehen. Dieses hat man von einem  
„dianer, ihrem Rundschafter, erfahren, welcher sich durch einen eifrigen Missionar  
„gewinnen lassen, und ihm versprach, ihm den Uebergang über den Fluß zu erleichtern.  
„Er führte ihn auch wirklich an das andere Ufer und verbarg ihn in einem Gehölze mit  
„nem Bedienten, nachdem er sich anheischig gemacht hatte, er wollte sie in der folgenden  
„Nacht daselbst abhohlen, und sie in die Stadt führen. Er kam zu der bestimmten Stel-  
„de an. Allein, anstatt daß er sein Versprechen vollends hätte ausführen sollen, so be-  
„te er den Missionarius um, und würde auch den Bedienten nicht verschonet haben,  
„fern er sich nicht durch eine glückliche Flucht entzogen hätte, die ihn nach Chili brachte,  
„woselbst er das Unglück seines Herrn erzählte.“ Der P. Feuillée scheint von der Wahr-  
heit dieser Geschichte überredet zu seyn s). Da die Noth, saget er, die Spanier von  
drenen Schiffen gezwungen, die Trümmern davon nach ihrem Schiffbruche zu sammeln,  
so kann man glauben, daß sie in diesem weiten Lande eine Gegend gesucht, die sie be-  
nen könnten, und in welcher sie heutiges Tages, nachdem sie sich darinnen vermehret haben,  
eine sehr wohleingerichtete Republik bilden. Da diese Völker nichts zu wünschen haben,  
indem sie in ihrem Lande so viel finden, daß sie allen ihren Bedürfnissen abhelfen können,  
so wollen sie ihre Ruhe erhalten, welche sie zu verlieren befürchten, wenn sie sich mit  
dern Völkerschaften verbinden.

Diejenigen aber, welche in den Mutmaßungen des P. Feuillée Ungewißheit finden  
und glauben möchten, sie müßten noch auf sichere Erläuterungen warten, werden solche  
dem Berichte von einer Unternehmung finden, welche wegen ihres Gegenstandes, wegen  
des Charakters derjenigen, die dazu gebraucht worden, und wegen der Majestät des kaiser-  
lichen Namens, unter dessen Schutze sie geschehen, gleich wichtig ist.

## Der VII Abschnitt.

Quiroga.  
1745.

Reise des P. Quiroga nach der Küste des magellanischen Landes.

Anstalten zu der Reise. Anschlag des spanischen Hofes. Hafen Desire. Insel Olivares. Hafen Santa Cruz. Bay und Hafen St. Julian. Seltsame Antreffung einiger Leichen. Marsch des P. Cardiel. Die Hoffnungen des Hofes schlagen fehl. Irrthum in Ansons Tagebuche,

Schifferbeobachtungen in dem Hafen St. Julian. Generaltabelle der Küste von Buenos Ayres bis an die magellanische Meerenge. Die Küste des magellanischen Landes kann nicht benutzt werden. Zween kürzlich erkannte sonderbare Umstände.

Anstalten zu der Reise.

Im 1745ten Jahre t) sah man zu Buenos Ayres eine spanische Fregatte, der heil. Anton genannt, von hundert und fünfzig Tonnen ankommen, die mit acht Stück Kanonen besetzt war, und vom Don Joachim d'Olivarez, Regidor zu Cadix, wo sie ausgefahren, geführt wurde. Philipp der V hatte die Piloten derselben unter den geschicktesten

s) Journal des Observations &c. T. I. a. b. 295 und 296 S.

t) Man hat dieses Tagebuch dem P. Lozano zu

danken, der es nach den Nachrichten der Quiroga und Cardiel in Ordnung gebracht, und an Licht gestellet hat.

Spanien ausgesuchet. Der erste war Don Diego Varila, ein Basquer; der zweyte Don Basilius Ramirez von Sevilla; und dieser Monarch wollte, es sollte der P. Joseph Quiroga, ein Jesuit, welcher sich vorher, ehe er der Welt entsaget hatte, den Ruhm eines sehr geschickten Seemannes erworben, die Reise mit thun.

Quiroga.  
1745.

Die Fregatte war bestimmt, so nahe, als es möglich seyn würde, an der westlichen Küste des magellanischen Meeres von Buenos Ayres bis nach der magellanischen Straße hinzufahren; und dem P. Quiroga war aufgetragen, Beobachtungen zu machen. Er hatte Befehl, sich von zweenen andern Jesuiten aus Paraguay begleiten zu lassen; und die Wahl fiel auf die Patres Matthias Strobel und Joseph Cardiel. Die erste Absicht des Königes in Spanien bey diesem Unternehmen war, auf dieser Küste Leute suchen zu lassen, die geneigt wären, sich unter die Führung der Jesuiten zu begeben, um das Christenthum anzunehmen, und Reductionen nach dem Muster von Paraguay zu bilden; die zweyte war, einen bequemen Hafen aussündig zu machen, welcher könnte befestiget werden, damit er den spanischen Schiffen zur Zuflucht dienete; damit man sich eines leichten Einganges in das feste Land versicherte; und damit man andere Völkerschaften verhinderte, sich daselbst zu setzen.

Da der Statthalter von Rio de la Plata, welcher schon vorher von diesem Unternehmen unterrichtet war, alle Anstalten gemacht hatte: so gieng die Fregatte den 5ten des Christmonates eben desselben Jahres wieder unter Segel. Sie begab sich anfänglich nach Monte Video, wo ihr die Besatzung fünf und zwanzig Soldaten gab, welche bestimmt waren, den Hafen zu bewachen, den man zu einer Niederlassung erwählen würde. Die Patres Strobel und Cardiel sollten sich auch daselbst aufhalten, in der Hoffnung, eine große Anzahl Indianer daselbst zusammen zu bringen. Obgleich Monte Video nur fünfzig Seemeilen von Buenos Ayres ist: so konnten sie daselbst doch nur erst den 13ten vor Anker legen; und die fünf und zwanzig Soldaten wurden unter dem Befehle des königlichen Alferrez, Don Salvador Martin del Olmo eingeschiffet. Man lichtete den 17ten die Anker mit einem Nord und Nordwestwinde. Der Schnee aber, welcher den ganzen Tag fiel, machte, daß man vor der Insel Flores vorbei fuhr, ohne sie zu sehen.

Den Sonntag, den 19ten legete man drey Seemeilen unter der Insel Lobos an, welche gegen Nordnordwest liegt, und drey Viertel von einer Seemeile lang ist. Sie läuft Ostsüdost, und Westnordwest. Gegen Ostsüdost hat sie eine Kette von gefährlichen Felsen, die sich nicht über die Fläche des Wassers erheben. Den 21sten befand man sich im fünf und drenzigsten Grade elf Minuten Südbreite; den Sonntag, den 26sten in acht und drenzig Grad vier und drenzig Minuten, Südostwind; und den Dienstag, den 28sten in neun und drenzig Grad, neun Minuten, wo sich die Piloten in dreyhundert und drey und zwanzig Grad sieben und funfzig Minuten der Länge zu seyn schätzeten. Als man den Nachmittag die Bleychnur auswarf: so fand man zwey und funfzig Faden Tiefe, einen feinen und grauen Sand; und die Wallfische fingen an, sich sehen zu lassen. Den Mittwoch, den 5ten des Junners, 1746 um zehn Uhr des Morgens, entdeckete man das weiße Vorgebirge gegen Südsüdost und die Nordküste, welche einen großen Strich wie eine Bucht ausmachet, wo die Fahrzeuge, unter einem hohen und wie glatt gestrichenen Lande, gleich des Vorgebirges St. Vincent seinem, vor Anker liegen können. Der P. Quiroga, welcher sie Südsüd gen Süd in sechs und vierzig Grad acht und vierzig Minuten der Breite geschätzt hatte, hielt dafür, das weiße Vorgebirge wäre in sieben und vierzig

Quiroga.  
1746.

vierzig Grad. Dieses muß wohl in Acht genommen werden, damit man dieses Vorgebirge nicht mit einer andern Spitze, einem weißen, hohen und ebenfalls flachen Lande verwechsle, welches sich bis an das Meer erstreckt, und eine Oeffnung voller Felsenspitzen hat. Nach der Fahrt, die man von Buenos Ayres gehalten hatte; sollte die Länge des weißen Vorgebirges drey hundert und acht Grad, dreyßig Minuten seyn. Man fand an dieser ganzen Küste keinen Grund mit dem Bleywurfe: an der Spitze des weißen Vorgebirges aber sieht man gleichsam einen Felsen, welcher entzwey geschnitten zu seyn scheint und weiter gegen Süden eine Spitze niedrig land. Darauf läuft die Küste Nord und Süd, und bildet eine sehr große Bucht bis an den verlangten Hafen (Port Desiré).

Hafen Desiré.

Den Donnerstag, den 6ten fand man sich gegen Süden von dem weißen Vorgebirge, vier Seemeilen von der Küste, die nach der großen Insel zugeht, welche sich an dem Eingange des verlangten Hafens zeigt. Man gab ihr zu Ehren des Festtages den Namen der heil. drey Könige, den sie schon in einigen Berichten führete. Die ganze Bucht, welche zwischen dem weißen Vorgebirge und dem verlangten Hafen ist, ist ziemlich hoch und hat einige Oeffnungen voller Gebüsche und Salzgruben. Die Fregatte lief an eben dem Tage von der Nordseite der drey Königsinsel ein. Dieser Eingang ist an einem Felsen kenntlich, welches so weiß wie der Schnee ist, und ein wenig außen liegt. Von der Südseite sieht man ein ziemlich erhabenes Land, worauf ein Felsen ist, den man für einen abgehauenen und gespaltenen Baumstamm halten sollte. Die beyden Seiten des Einganges biethen auch ziemlich hohe Felsen dar, welche abgeschnitten zu seyn scheinen und derjenige, welcher an der Nordseite ist, hat alles Ansehen eines Schlosses. Gegen Abend fand der Pater Cardiel, welcher mit den beyden Bothen an das Land gestiegen war, daß die Fluth um sieben Uhr des Abends anzulaufen anfing. Sie wurden an dem Ufer kleine Pfühle gewahr, deren Oberfläche eine Salzrinde von der Dicke eines silbernen Pfundes war. Den Freytag, den 7ten war der Anfang der Fluth um sieben Uhr funfzehn Minuten des Morgens.

Der P. Cardiel stieg noch einmal mit dem Alferez und sechzehn Soldaten an das Land, in der Hoffnung, einige Indianer anzutreffen. Auf der andern Seite setzten sich der Hauptmann, die beyden Bothen, der Pater Quiroga und der Pater Strobel in die Schaluppe, um den Hafen vollends kennen zu lernen. Sie wandten sich gegen Westen und fuhren an der Küste des ganzen mittäglichen Theiles der Pinguineninsel hin. Sie erforschet die Tiefe des Canales bis an die Insel los Pajaros, und da sie zwischen dieser Insel und dem festen Lande durchfuhren, so giengen sie einen kleinen Fluß hinauf, der ganz voller Röhre war und vor allen Winden bedeckt zu seyn schien. Als sie endlich an das feste Land getreten waren: so stiegen sie auf die höchsten Hügel hinauf, um das Land zu beobachten, welches ihnen dürre, voller Rissen, mit kleinen Bergen, Felsen und Kalksteinen besät und ohne einen Baum zu seyn verkam, außer in einigen Tiesen, wo sich sehr kleine mit vielen Gebüschen und Gesträuchen finden. So ist die ganze Nordküste dieses Hafens von dem Eylande de los Pajaros an, welches eine kleine sehr sichere Bucht bedeckt, worinnen allerley Fahrzeuge überwintern könnten. Sie fanden eine andere weite gegen Westen an eben der Küste, und der drey Königsinsel gegen über. Alles ihr Nachsuchen, um Wasser zu finden, ließ sie nur einen alten Brunnen entdecken, dessen Wasser ihnen sehr gesund verkam. Dieß ist das einzige, saget man, welches die Holländer in diesem Hafen haben finden können.

Quiroga.  
1746.

Der P. Cardiel hatte die Neugier, mit seinem Haufen auf einen sehr hohen Berg zu steigen. Er fand auf dem Gipfel ein großes Stück Stein, welches ein fast verwesenes Gerippe von einer ordentlichen Gestalt und nicht von derjenigen Riesengestalt bedeckte, welche der Bericht von des Jacob le Maire Reise den Einwohnern dieses Landes giebt. Uebrigens fand er, nachdem er das ganze Land durchstrichen hatte, nicht die geringste Spur, woraus er urtheilen konnte, daß man dahin gekommen wäre; nicht einen einzigen Baum, sondern nur einiges Strauchwerk; kein süßes Wasser, und vielleicht würde er daselbst mit allen seinen Gefährten verdurstet sehn, wenn der Regen, welcher einige Tage zuvor gefallen, sie nicht ein wenig Wasser in den Felsenrißen hätte finden lassen. Das Erdreich schien ihnen so gar nicht einmal fähig zu sehn, gebauet zu werden; und man findet kein Thal daselbst: Das Land, welches sie von der Spitze der höchsten Berge entdecketen, hatte ein besseres Ansehen. In demjenigen aber, welches sie zu besuchen, das Herz hatten, würde ein Mensch nichts finden, wovon er leben, oder sich eine Hütte bauen könnte. Sie sahen daselbst kein Thier, wenn man einige kleine Vögel und die Spuren von einem oder zweyen Guanacoen ausnimmt. Gegen Abend sahen diejenigen, welche auf dem Schiffe geblieben waren, einen Hund kommen, der ihnen ein Haushund zu sehn schien, und welcher aus allen Kräften bellte, als wenn er verlangte hätte, aufgenommen zu werden. Das Schiffsvolk aber hielt es nicht für dienlich, sich damit zu beschweren.

Den andern Morgen ließ sich der P. Cardiel, und diejenigen, die ihn den Abend vorher begleitet hatten, an der Südseite aussetzen; da unterdessen diejenigen, die sich in die Schaluppe begeben hatten, wieder hincintraten, um den Hafen zu umfahren. Diese wandten sich gegen Westen bis an die Ostspitze einer Insel, der sie dem Hauptmanne zu Ehren den Namen Olivares, gaben. Als sie von da in einen engen Canal eingelaufen waren, welcher diese Insel von dem festen Lande absondert, dessen westliche Spitze eine kleine Bucht bildet: so hatten sie viele Mühe, sich dem Ufer zu nähern; und da die Ebbe ihre Schaluppe hatte stranden lassen: so waren sie gezwungen, so lange zu warten, bis die Fluth wieder anlies. Sie stiegen darauf in einer Insel aus und beobachteten von dem höchsten Orte derselben, daß der Canal des Hafens einige Seemeilen weit gegen Westsüdwest läuft. Der P. Quiroga und die beyden Lootsmänner versicherten sich von der Lage der Insel las Penjas, und drey Königsinsel. Sie sahen in der Insel Olivares einige Hasen, Strauße und Marmor von verschiedenen Farben, aber kein süßes Wasser und durchgängig ein dürres Erdreich. Sie fanden einige Auster an der Westspitze; und die Matrosen fischeten daselbst große und kleine Perlen, aber von keinem Werthe.

Den Sonntag, den 9ten fuhr man zum zweytenmale an der Südküste gegen Westsüdwest hin; darauf gieng man nach der Nordküste, um Wasser zu suchen. Um zehn Uhr des Morgens fand man einen kleinen Bach, welcher durch eine ziemlich überflüssige Quelle gebildet wurde, die oben von einem Hügel fünf Meilen von der See herunter fällt. Das Wasser aber, welches man daraus schöpfete, glich nicht so wohl dem Quell- oder Flußwasser, als vielmehr dem Brunnenwasser. Sonst ist der Ort bequem, so viel Wasser einzunehmen, als man will. Weil der zweyte Pilote diese Entdeckung gemacht hatte: so wurde die Quelle Ramirezbrunnen genannt. Das ganze Land umher ist demjenigen gleich, was man bisher gesehen hatte, und nicht besser mit Bäumen bewachsen.

Den Montag, den 10ten, da sie auf eben dem Canale stets gegen Westsüdwest weiter vorrücketen, trafen sie eine ganz mit Felsen bedeckte Insel an, welche die Roldansinsel genannt



Quiroga.  
1746.

genannt wurde. Sie war ihr Ziel; weil sie fanden, daß die Tiefe immer mehr und mehr von vier Faden bis auf einen abnahm; und daß darauf der Canal nur ein bloßer Summ ward. Sie kehrten wieder nach der Fregatte zurück, wo sie fast zu gleicher Zeit mit dem P. Cardiel ankamen. Dieser Missionarius hatte überall ein Land von eben der Art, wie die andern, aber nicht so gar rauh, gefunden. Zwo Meilen vom Meere hatte er eine Quelle trinkbares, wiewohl etwas salziges Wasser angetroffen.

Aus allen diesen Beobachtungen schließt der Verfasser des Tagebuches, der verlangte Hafen, oder der Port Desire, sey einer von den besten Häfen in der Welt: weil es ihm an allem fehle, und das Land nichts hervorbringen könne, was zum Leben nützlich ist, so daß die Entdeckung desselben zu einer Niederlassung unnütz. Man findet daselbst gleichwohl was, woraus man Glas und Seife machen kann, viel Marmor mit weißen, schwarzen und grünen Adern, eine Menge Kalksteine, große Felsen, Flintensteine, weiß und roth, wie einen, wie Diamant schimmernden, Talkstein in sich schließend, Wehsteine, und andre, die wie Vitriol zu seyn scheinen. Was die Thiere betrifft, so hat man auf dem benachbarten festen Lande nur eine kleine Anzahl Guanacoe, einige Hasen, und einige kleine Fische gesehen. Auf denen Eyslanden, welche den Bezirk des Hafens einschließen, findet man Seelöwen. Dieses ist der Namen, welchen die Schiffer einem zweybeinigen Thiere geben, das sie auf ihren Karten mit langen Mähnen vorstellen, die es nicht hat. Es hat nur am Halse ein wenig mehr Haare, als an dem übrigen Körper: dieses Haar aber ist nicht über einen Finger lang; übrigens hat es mehr von einem Seewolfe, als irgend einem andern bekannten Thiere an sich. Die größten sind von der Größe eines dreijährigen Ochsen. Sie haben einen Kopf und einen Hals, wie ein Kalb. Die Vorderfüße sind Floßfedern, welche sie wie Flügel ausbreiten. Die Hinterfüße haben fünf Zehen, wovon ihrer drey Nägel haben. Sie sind nicht alle von einerley Farbe. Man sieht rothe, schwarze, weißliche. Ihr Geschrey gleicht dem Böllken der Kühe, und läßt sich über eine Viertelstunde weit hören. Ihr Schwanz ist ein Fischschwanz. Sie gehen sehr langsam: sie wehren sich sehr gut, wenn man sie angreift; und so bald man einen angreift, so kommen alle die andern ihm zu Hülfe <sup>u</sup>). Sie leben von Fischen, welches vermuthlich die Ursache ist, warum man deren so wenige in diesem Hafen findet. Das Schiffsvolk von der Fregatte konnte auf einem Seehahn, einige Meergründeln und einige Calamaren daselbst fangen.

Die Breite des verlangten Hafens ist, nach dem P. Quiroga und den beyden andern, sieben und vierzig Grad vier und vierzig Minuten; und seine Länge dreyhundert und dreyzehn Grad sechzehn Minuten. Seine Einfahrt ist sehr eng und leicht zu beschließen. Man kann so gar nicht allein diese Fahrt, sondern auch noch den Canal, welcher von Ost und West bis an die östliche Spitze der Insel Ollivares läuft, wo nur ein einziges Schiff auf einmal einlaufen kann, durch eine eiserne Kette verschließen. Es giebt ihrer keine, die nicht bis an die Insel Roldan vor Anker legen könnten. Der beste Ankergrund aber ist gegen Westen von der Pinguineninsel, wo die Schiffe vor allen Winden sicher sind. Man kann auch zwischen den Inseln Pararos und dem festen Lande vor Anker legen. Einmalige Windstöße, welche zwischen den Bergen vom Lande kommen, können den Schiffen nicht so schwerlich fallen, und bewegen auch das Meer nicht sehr.

<sup>u</sup>) Die Namen der Seethiere sind in den Bezeichnungen verschieden, und die Beschreibungen selbst einander oft so wenig gleich, daß fast immer ein

Zweifel übrig bleibt. Seelöwe, Seekalb und Seewolf scheinen Namen von einerley Thiere zu seyn.

Den Dienstag, den 11ten lichtete man den Anker, um den Lauf nach dem Hafen St. Julian zu nehmen. Von dem acht und vierzigsten Grade acht und vierzig Minuten der Breite bis auf den zwey und funfzigsten Grad bildet die Küste eine Bucht, in deren Mitten man eine kleine Insel und eine Klippe eine halbe Meile vom Lande antrifft. Dieses Land läuft Südwest und Südwest ein Viertel Süd. Es ist hoch, unten an der Küste aber machet es ein gerades ebenes Land ohne Anfuhr. Man sieht daselbst keinen Baum, noch etwas, welches dem Gesichte gefallen könnte; und die Aussicht besteht in einer Kette kahler Berge. Das Senkbley, welches um sechs Uhr des Abends ausgeworfen wurde, weil man Untiefen wahrnahm, ließ funfzehn Faden Wasser und einen Riesgrund finden. Donnerstages den 13ten aber, legete man in zwanzig Faden Wasser vor Anker. Freytages den 14ten steuerte man gegen Südost, um aus den Untiefen heraus zu kommen, welche sich gegen Nordwest erstrecken, und auf welchen man nur sechs Faden Wasser hat. Sie sind drittelhalb Seemeilen von der Küste, welche an diesem Orte durch die acht und vierzig Grade sechs und funfzig Minuten Südwest ein Viertel Süd und Südwest läuft. Um drey Uhr Nachmittages erschien gegen Südwest eine von denen Wasserhosen, welche den Seeleuten ein Schrecken einjagen. Es war ein Wirbelwind, der aus einer sehr dunkeln Wolke heraus gieng, welches sehr selten ist. Denn die Wasserhosen steigen fast immer aus einer kleinen weißen Wolke. Diese Wasserhose hatte die Wirkung aller andern, nämlich, daß sie das Wasser aus dem Meere in die Höhe zog, und daraus eine Säule bildete, welche der Wind verjaget. Wehe dem Schiffe, welches ihr in den Weg kömmt. Ob man gleich insgemein einen Stückschuß darauf thut, damit man sie zersprengt: so kam doch die Fregatte damit los, daß sie alle ihre Segel einzog. Nachdem sie bis zum neun und vierzigsten Grade funfzehn Minuten an den Küste hingefahren: so verwunderte man sich, daß man die Einfahrt in den Hafen St. Julian nicht mehr sah. Hieraus urtheilte man, daß er weiter gegen Süden läge, als auf den Karten stünde. Weil nun der Wind nicht aufhörete, günstig zu seyn: so entschloß man sich, bis nach der Straße zu fahren, und die Besuchung dieses Hafens bis zu der Rückkunft auszusehen. Die Abweichung der Magnethadel war auf dieser Höhe neun-

Sonnabends, den 15ten steuerte man mit einem guten Winde gen Südwest. Von dem neun und vierzigsten Grad achtzehn Minuten läuft die Küste südwestwärts. Sie ist gerade und so sicher, daß man ohne die geringste Gefahr dicht daran hinfahren kann. Das Land ist niedrig. Man findet daselbst nur einen sehr hohen Zugang, welcher sich anfänglich, wie eine große Mauer zeigt. An eben dem Tage, Nachmittages um drey Uhr, entdeckete man gegen Südwest das Gebirge Rio de Santa Cruz, eine sehr hohe Erdspeize, die sich mit einem Felsen endiget, welcher sich auch sehr hoch erhebt. Man war Ost und West, um fünf Uhr, in vierzehn Faden Wasser, auf einem Riesgrunde, ungefähr zwö Meilen vom Lande. Da einige Karten eine Bay gegen Süden von dem Vorgebirge St. Agnes bezeichnen: so segelte man fort, um daselbst die Nacht über vor Anker zu legen, und darauf am Lande hinzufahren. Man fand aber keine Bay, und die Küste erstreckte sich dagegen viel mehr gerade gegen Südost gen Süd. Um neun Uhr des Abends vermehrte sich der Wind dergestalt, daß er auch das Meer aufschwellete; und man brachte die ganze Nacht in großer Gefahr zu. Da die Fregatte Stöße von der See bekam, welche sie mit Wasser ausfüllten: so wurden die Ruffer, und alles, was nicht gut fest gemacht war, zwischen den Verdeckten von einem Orte zum andern geworfen. Man konnte sich weder stehend noch liegend erhalten.

Quiroga.  
1746.

ten. Der zweyte Lootsmann bekam einen Stoß an den Kopf, wovon ihm das ganze Gesicht gefährlich zerquetschet wurde. Den andern Tag endlich um zwey Uhr Nachmittags wurde das Wetter in funfzig Grad, eilf Minuten der Breite, und nach der Schätzung dreihundert und eilf Grad, drey Minuten der Länge ruhiger.

Den 17ten, da man gegen Westen den Fluß Santa Cruz erblickete, fuhr man an der Küste hin, welche eine große Bucht in einem halben Monde von diesem Flusse an die St. Petersbucht machet. Dieses Land ist eben so dürre, eben so leer von Bäumen als alle diejenigen, die man bisher gesehen hatte. Denn 18ten, nachdem man an der Bucht hingefahren, entdeckte man eine Absonderung, welche man für die Mündung eines Flusses nahm. Als man aber dahin kam: so sah man nichts anders, als Untiefen, wo sich Wellen legeten. Da man bey dem Nachsuchen keinen guten Ankergrund daselbst gefunden, so folgte man der Küste, um den Rio de Gallegos zu suchen, welchen man ein wenig weiter gegen Süden zu seyn glaubete. Die Höhe, welche man zu Mittage nahm, gab 19ten und funfzig Grad, zehn Minuten Breite; und nach der Schätzung dreihundert und vierzig Grad, vierzig Minuten Länge. Man fuhr den 19ten ein wenig hinaus auf die Höhe ohne daß man dabey aufhörete, der Küste bis an ein sehr hohes Vorgebirge zu folgen, welchem eine Spitze geht, die eine Untiefe machet, woselbst man nur sechs Faden Wasser fand. Ein wenig weiter gegen Süden erblickete man eine große Oeffnung, und man ließ daselbst Anker, in der Meynung, es wäre die Mündung des Rio de Santa Cruz oder des Rio de Gallegos. Ein Pilote, welcher es über sich nahm, solche zu besuchen und erst bey dem Einbruche der Nacht wieder zurück kam, berichtete, die Oeffnung wäre gegen Süden und man müßte über die Spitze einer Untiefe gehen, wenn man dahin kommen wollte. Er hatte an diesem Orte einen todten Wallfisch, die Spuren von verschiedenen Thieren und die Ueberbleibsel einer Art von Lager gefunden, wo man Feuer gehabt hatte. Man hatte die Hoffnung, bald einen Hafen und Indianer zu finden. Die Polhöhe war damals 20ten und funfzig Grad, acht und zwanzig Minuten; und die Fluth stieg an diesem Orte sehr hoch. Nachdem sie in sechs Faden Wasser geankert hatten: so fand man, daß solches innerhalb drey Stunden auf drey Faden gesunken war. Man hatte erkannt, daß die ganze Küste bis an das Jungfernvorgebirge, welches an der Einfahrt der magellanischen Straße liegt, niedriges Land ist, das gegen Südost läuft, und daß man nur vierzehn Seemeilen weit von diesem Vorgebirge entfernt war. Weil der Befehl des spanischen Hofes nicht enthielt, daß man in die Straße einfahren sollte, und weil in dem Raume der noch übrigen vierzehn Seemeilen kein Wegweiser weder einen Hafen, noch einen Fluß angab: so ergriff der Hauptmann die Parthey, es dabey bewenden zu lassen, daß er den Fluß Santa Cruz sorgfältig erforschete. Er hielt dafür, er dürfte nicht so weit gegen Süden liegen, als er auf den Karten gezeichnet ist, und man müßte daher nach Norden hinauf gehen.

Hafen Santa Cruz.

Man folgte diesem Einfalle; man fand sich den andern Morgen, den 21sten zu Mittag, im ein und funfzigsten Grad, vier und zwanzig Minuten. Den 22sten, da man gegen Nordost gesteuert, hinderten der Regen und der Donner, welche nicht aufhöreten, gleichwohl

x) Man hat im eilften Bande dieser Sammlung a. d. 348 S. gesehen, daß im 1526sten Jahre der Comthur von Loaysa mit seinem Geschwader ruhig daselbst vor Anker lag; und sechs Jahre vor-

her hatte der berühmte Magellan zweyen Monate daselbst zugebracht. Selbst zu unsern Zeiten gesteuerten sich die Gebrüder Rodale im 1715ten Jahre selbst auf, als sie nach der Meerenge des le Ma-

Quiroga.  
1746.

doch nicht, daß man nicht glücklich weiter vorrückete; und den 23sten bey Anbruche des Tages kam man auf die Küste, welche gegen Süden von dem Hafen Santa Cruz läuft, welchem gegen Osten man um halb elf Uhr, eine halbe Meile vom Lande, in neun Faden Wasser, im fünfzigsten Grade, zwanzig Minuten, vor Anker legete. Der erste Pilote suchete eine Einfahrt. Er fand eine an der Nordseite, und nahm sie anfänglich für die Mündung des Flusses. Da er aber bald erkannte, daß er sich geirret hatte: so wurde er gezwungen, wieder an Bord zu kommen, weil es unmöglich war, dem Strome der Fluth zu widerstehen. Um drey Uhr des Abends war die Ebbe bis auf sechs Faden gesunken. Man besürchtete nunmehr, man würde sich im Trocknen befinden; weil man anfang, Sand und Klippen um das Schiff herum zu erblicken. Man mußte einen sicherern Ankergrund suchen. Raum aber hatte man angefangen, das Schiff zu lenken: so sah man sich von Sandbänken umgeben, welche nicht erlaubeten, diesen Ort zu verlassen. Um Mitternacht war wieder hohe Fluth und man wollte anfangen, sich derselben zu Nuzen zu machen. Sie fing aber an, abzulaufen, als der Anker gelichtet war; und die Klugheit erlaubete nicht, im Finstern die Fahrt zu wagen.

Man wartete bis den andern Morgen den 24sten, mit der hohen Fluth unter Segel zu gehen; und ob man gleich von allen Klippen befreuet war, womit die Einfahrt in den Fluß Santa Cruz besetzt ist: so ließ man es doch dabey bewenden, daß man erkannt hatte, dieser Hafen sey nicht zu besahren. Indessen ist er solches nicht immer gewesen x). Von der Mündung an findet man ein sehr gleiches Land, das von einer gänzlichen Unfruchtbarkeit und ohne Bäume und ohne Hügel bis auf den neun und vierzigsten Grad, sechs und zwanzig Minuten der Breite ist. Von da aber bis auf den Anblick des weißen Vorgebirges, welches im sieben und vierzigsten Grade ist, sieht man einige Ketten von Bergen und ziemlich hohe Hügel, die sich gegen Norden erstrecken.

Da das übele Wetter nur erlaubet hatte, mit großen Beschwerlichkeiten bis den Montag, den 25sten zu laviren: so fuhr man gegen Westen, um sich dem Lande zu nähern, das man aus dem Gesichte verloren hatte. Den 1sten des Hornungs wurde die Fahrt gegen Westen fortgesetzt: die Ströme aber trieben gegen Süden. Man erkannte endlich das Land im neun und vierzigsten Grade, fünf Minuten: es brach aber die Nacht ein, ehe man sich demselben nähern konnte. Man mußte drey Seemeilen weit von der Küste ankern, welche von dem acht und vierzigsten bis neun und vierzigsten Grad mit Klippen drey Meilen in die See hinaus besetzt ist, ohne daß man den geringsten Schußort finden kann. Den 2ten und 4ten konnte man noch nichts entdecken. Den 4ten um drey Uhr Nachmittages war man Ost und West von denen Klippen, die der P. Feuillée im acht und vierzigsten Grad, siebenzehn Minuten sehet. Diejenige, die am weitesten in die See hinaus geht und sechs Seemeilen vom Lande ist, gleicht einem Schiffe ohne Masten und Tackelwerk. Unter eben der Breite finden sich ihrer noch vier oder fünf andere, die nur anderthalb Meilen vom Lande entfernt sind, und wovon man nur die Spitzen wahrnimmt. Diese ganze Küste ist niedrig, dürr und das Land flach, einige Felsen oder kleine Hügel ausgenommen, die man

von

re giengen, und ihr Vericht redet davon, als von einem guten Hafen. Es scheint aber, als wenn die Fluth, welche stets daselbst sehr stark gewesen, Sandbänke allda gebildet habe, welche machen,

daß man nicht hinzukommen kann. Der P. Quiroga beobachtet, die Fluth laufe daselbst sechs Stunden an, und die Ebbe eben so viel wieder zurück.

Quiroga.  
1746.

von einer Weite zu andern entdeckt. Den 6ten im acht und vierzigsten Grad, vier und dreyßig Minuten, war man sehr weit vom Lande; und von da bis auf den neun und vierzigsten Grad, siebenzehn Minuten, bildet die Küste zwey große Buchten, deren Spitz gegen Süden ein Viertel Süd sind. Das Land ist hoch; und man erblicket daselbst von einem Raume zum andern große Striche ohne Anfuhrten. Bey der Sonnen Untergange wendete man sich, daß man eine sehr kalte Luft empfand, welche auf diesen Küsten sehr ist. Den 7ten zu Mittage endlich warf man im acht und vierzigsten Grad, acht und vierzig Minuten, zwey Meilen von einer Bay, die anfänglich nur eine kleine Bucht gegen Norden von eben dem Hügel zu seyn schien, in einem fetten und starken Lande Anker. Den andern Morgen fand man bey der Einfahrt in die Bay vierzehn Faden Wasser und einen sehr und schwarzen Grund, wo man leichtlich vor Anker legen konnte; und an der Südseite fünf bis auf sieben Faden eben solchen Grund. Die ganze Einfahrt ist rein, ausgenommen an der Südspitze, wo sie zwey kleine Inselchen hat, die sich nur bey der Ebbe zeigen.

Bay und Hafen St. Julian.

Da der Westwind um neun Uhr des Morgens aufgehört hatte: so entstand ein starker Nordwind, mit welchem man in die Bay einlief. Sie wurde gleich anfänglich für St. Juliansbay erkannt, und man fuhr darinnen eine Seemeile weit vor. Um zwey Nachmittage nöthigte sie die Ebbe, welche immer schneller wurde, nachdem Maaße wie Wasser abließ, Anker zu werfen. Der P. von Quiroga, und der erste Pilote giengen an Land. Sie beobachteten die Umschweife und die Untiefen des Canales. Das Ufer zeigte einige, wo es schien, daß man erst kürzlich daselbst Feuer gemacht hätte. Gegend wo die Fregatte weiter in die Bay gegangen war, legete sie sich in zwölf Faden Wasser auf einem fetten und weißen Erdgrunde vor Anker.

Der Alferez und der P. Strobel stiegen den andern Morgen mit einigen Soldaten aus, in der Hoffnung, Indianer zu finden; und die Patres Quiroga und Cardiel setzten sich mit dem ersten Lootsmanne in die Schaluppe um die Tiefe der Bay zu erforschen, und den Fluß zu suchen, welcher in der Karte gezeichnet ist. Sie fuhren ganz um die Bay herum, ohne die geringste Spur von einem Flusse zu sehen: sie versicherten aber, es könnten die größten Schiffe anderthalb Seemeilen weit in den Canal hinein dringen. Wenn man den besten Grund finden will: so muß man vor einem kleinen sehr niedrigen Eyslande vorbeifahren, welches die volle Fluth fast ganz bedeckt. Was niemals bedeckt ist, das ist voll von Gänse und Wasserhühner. Bey der hohen Fluth scheint der ganze südliche und südliche Theil gleichsam ein Meerbusen zu seyn: bey der Ebbe aber bleibt er trocken. Südwest entdeckete man Felsen, die man für weiße Palissaden halten sollte, drey Meilen von welchen man sich wieder im Trockenen befindet. Der P. Cardiel stieg aus und gieng bis an die Küste. Er suchete den Fluß St. Julian und fand ihn nicht, und sah nichts von demjenigen, was in den Karten und auf denen beyden Kupferplatten bemerkt ist, die man dem Tagebuche des Admirals Ansons beygefüget hat. Auf den Spitz der Felsen findet man große Schichten von Talke.

Nach sorgfältigen Beobachtungen kam man wieder an Bord, wo man bis auf den andern Tag ein wenig ausruhete. Um acht Uhr strandete die Schaluppe, und man machte dieses Zufalles zu Nutze, um die Bay vollends zu besuchen. Man konnte aber weder frisches Wasser, noch anderes Holz, als einige mit Dornen bewaffnete Sträucher daselbst anfinden. Der P. Strobel, welcher sich mit dem Alferez an das Ufer aussetzen lassen, brachte



auch, daß alles, was er um die Bay herum gesehen hätte, von den benachbarten Orten des verlangten Hafens nicht unterschieden wären, er hätte aber an dem Gestade des Meeres einige Brunnen drey oder vier Fuß tief entdeckt, die mit einem etwas salzichten Wasser angefüllt wären. Er setzte hinzu, sie schienen von einigen Reisenden gemacht zu seyn; sie wären ziemlich neu; und anderthalb Meilen von der See hätte er eine Lache gesehen, deren Oberfläche nur eine Salzrinde wäre. Da die Matrosen nicht unterlassen hatten, ihre Netze auszuwerfen: so fingen sie daselbst eine große Menge Fische von einem sehr guten Geschmacke, welche den Stockfischen sehr ähnlich waren: indessen versicherten doch einige, es wären diejenigen, welche die Spanier *Peje Palo* nennen.

Den 12ten stiegen die beyden Lootsen ans Land, um die Lage der Salzbrunnen zu beobachten, und kamen den Abend mit zweenen Soldaten weniger zurück, die sich verloren hatten, weil sie gar zu weit weggegangen waren. In einem allgemeinen Rathe wollte der P. Quiroga die Meynung des Hauptmannes, der beyden Piloten, des Alferez und seiner beyden Mitbrüder wegen der Niederlassung vernehmen, die man in dieser Bay zu errichten Willens war. Es wurde ausgemacht, der Alferez und der P. Strobel sollten, ehe man noch den letzten Entschluß fassete, im Gefolge von acht Soldaten auf der einen Seite, und der P. Cardiel mit zehn Soldaten auf der andern Seite um die ganze Bay herum gehen. Sie nahmen auf vier Tage Lebensmittel zu sich. In dem Augenblicke, da sie abgehen wollten, kamen die beyden Soldaten, die sich den Tag vorher verirret hatten, in guter Gesundheit an, und berichteten, sie hätten vier Meilen von der See eine Lache von süßem Wasser gefunden; sie hätten Guanacoe und Strauße gesehen: doch hätten sie, so weit ihr Gesicht getragen, nicht einen Baum entdeckt.

Da die Patres Strobel und Cardiel wieder an das Land getreten waren: so nahm der erste seinen Weg gegen Morgen und der andere nach der entgegen gesetzten Seite. Ihre Absicht war, in einer großen Weite vom Meere ganz um die Bay herum zu gehen. Nachdem sie ungefähr sechs Meilen gegangen waren: so fand der P. Strobel gegen Süden von der Küste drey Viertelmeilen von der See und eben so weit von dem äußersten Ende der Bay einen Sumpf von einer Seemeile im Umfange, dessen ganze Oberfläche mit Salze bedeckt war. Die Soldaten, welche ihn begleiteten, stecketen einige Gesträuche, die sich an den Ufern fanden, in Brand, und die Flamme breitete sich bis auf zwey Seemeilen weit aus. Diejenigen, welche dem P. Cardiel folgten, machten sich eben den Zeitvertreib. Dieser Missionarius legete den ersten Tag sechs Meilen gegen Abend zurück und fand süßes Wasser. Er brachte die Nacht an dem Orte zu, und den andern Morgen begab er sich wieder auf den Marsch. Nachdem er eine Stunde Weges weit gegangen war: so hatte er einen Anblick, welcher ihm in dieser Einsamkeit viel Verwunderung erwecken mußte. Dieses war ein Haus, auf dessen einer Seite sechs Fahnen von verschiedenen Farben flatterten, die an sehr hohe und in die Erde gesteckete Pfähle angemacht waren. Auf der andern Seite waren fünf todte mit Stroh umwickelte Pferde, deren jedes auf drey sehr hohen und ebenfalls in die Erde gestecketen Pfählen steckete. Als der Missionarius mit seinen Soldaten in das Haus gegangen war: so fand er daselbst ausgebreitete Decken, welche jede einen todten Körper bedeckete. Diese waren zwey Frauen und eine Mannsperson, die noch nicht verweset waren. Eine von denen Frauenspersonen hatte ein messingenes Blech auf dem Kopfe und Ohrenringe von eben dem Metalle. Auf den Bericht, welchen der P. Cardiel und seine Gefährten bey ihrer Zurückkunft davon abstatteten, erkannte man, daß die drey Todten

Seltene An-  
treffung vieler  
Leichen.

Quiroga.  
1745.

von der Völkerschaft der Pueltcher waren; und dieser Missionarius schmeichelte sich, noch hin einiges bewohntes Land zu finden. Nachdem er aber über drey Seemeilen weiter gegangen war, und keine Spur von Menschen entdeckete, sein Vorrath von Lebensmitteln fast alle war: so ergriff er die Parthey, stille zu halten. Seine Soldaten sahen Gänse an der Hande einiger Sümpfe. Die Hoffnung, die er noch immer behielt, Indianer, zu entdecken, ließ ihn den Vorsatz fassen, zu dem P. Strobel zu stoßen; woben zween Soldaten mit einem Briese vor ihm her gehen mußten, in welchem er dreyßig Mann und Lebensmittel verlangete.

Es war der 15te. An eben dem Tage stiegen einer von den Piloten und der P. Quiroga in die Schaluppe, um die Tiefe der Einfahrt der Bay zu erforschen, und um die Bänke derselben zu bemerken. Ein heftiger Wind aber nöthigte sie, in einer kleinen Bucht an das Land zu steigen, wo die Matrosen ihre Netze auswarfen, und eine Menge von verschiedener Art Forellen fingen, die nicht weniger als sieben oder acht Pfund wogen. Die Küste war ganz mit Bäumen bedeckt, deren Holz nur zum Brennen gut zu seyn schien. P. Strobel, welchen die beyden Soldaten des P. Cardiels vergebens gesucht hatten, kam den Abend am Borde an, und berichtete, es fände sich in einer Lache, die er angetroffen hätte, wohl eine Elle hoch Salz, so weiß, wie der Schnee, und sehr hart: er hätte auf dieser Seite keine Anstheining von einer Wohnung gesehen. Er empfing den andern Morgen den Brief des P. Cardiels; und er ließ ihm nicht allein den Beystand von Lebensmitteln, den er verlangete, zugestehen, sondern er gieng auch selbst wieder dem Alferez und den Soldaten ans Land, um zu ihm zu stoßen. Zu eben der Zeit stiegen der erste Lootsmann, und der P. Quiroga, welche die Tiefen der Bay vollends erforscht wollten, bey einem ziemlich hohen Hügel, welcher gegen Norden von der Bay ist, an das Land. Sie entdecketen von der Höhe dieses Hügel eine Lache, die sich ungefähr drey Seemeilen weit gegen Westen, und fast eben so weit gegen Norden erstreckete. Sie konnten aber nicht wissen, ob das Wasser darinnen süß war, und alle ihre Aufmerksamkeit richtete sich zu versichern, daß sie keine Gemeinschaft mit der See hatte.

Auf der andern Seite schickete der P. Strobel, nachdem er ungefähr vier Seemeilen weit gegangen war, einen Soldaten an den P. Cardiel, um ihn zu ersuchen, er möge doch zu ihm stoßen. Dieser Pater kam, aber überaus abgemattet; und der P. Strobel meldete ihm, er glaubete, nach einer reifen Ueberlegung, nicht, daß es die Klugheit erlaubete, weiter zu gehen, weil man wohlberittene Wilden antreffen möchte, und man ihnen nur Leute entgegen zu setzen hätte, die von einem langen Marsche abgemattet wären. Der P. Cardiel, welcher es gleichsam für gewiß hielt, daß er sehr nahe bey einem indianischen Wohnplatze gewesen, weil er einen weißen Hund gesehen, der erstlich seinen Haufen lange Zeit angebellt, und darauf sich ohne Zweifel zu seinen Herren begeben hätte, bestund an der Wichtigkeit dieser Gelegenheit. Der P. Strobel aber, welchem die beyden andern Missionarien zu gehorchen Befehl hatten, hörte auf nichts, und brauchete sein Ansehen. Seine vornehmste Ursache war, die Lebensmittel reichten für seinen Haufen nicht zu. Man kehrete nach dem Schiffe zurück.

Indessen schlug der P. Cardiel, welcher seiner Meynung eben so fest anhing, dem Superior vor, solche wenigstens in Ueberlegung zu nehmen, und die Befehlshaber des Schiffes zu Rathe zu ziehen. Der P. Strobel willigte darein; und der Schluß von der Rathschlagung war, es sollte der P. Cardiel seine Entdeckungen mit denen Soldaten

Matrosen, die sich freiwillig dazu anbieten würden, fortsetzen und auf acht Tage Lebensmittel mitnehmen. Er gieng den 20sten, am Tage des Neumondes ab. Der P. Quiroga und die beyden Looffen hatten die Zeit der Ebbe und Fluth sorgfältig beobachtet. Sie hatten gefunden, daß es um fünf Uhr des Morgens Ebbe und um elf Uhr Fluth seyn würde. Der P. Quiroga führet die Nothwendigkeit dieser Beobachtung für diejenigen an, welche in diesen Hafen einfahren, weil der Unterschied der Ebbe und Fluth von sechs Faden in gerader Linie ist, und weil bey der Fluth ein großes Schiff über die Bänke fahren kann, welche trocken sind, wenn es Ebbe ist.

Quiroga.  
1745.

Der P. Cardiel, welcher mit vier und dreyßig Mann abgegangen war, marschirte erstlich gegen Westen. Er war mitten in seinem Haufen, welcher zween Flügel machte, um die Lachen, die Gehölze, die Thiere und den Rauch desto besser zu beobachten, welcher die Nachbarschaft einiger Indianer anzeigen könnte. Dieser Marsch wurde vier Tage lang fortgesetzt, und mehrentheils auf Fußsteigen einen Fuß breit, wo man die Spur der Indianer nicht verkennen konnte; und jeden Tag that man sechs bis sieben Seemeilen. Den Abend des vierten Tages erblickete man ein wenig abseits, einen ziemlich hohen Hügel, wovon man eine große Strecke Landes entdeckete, welche demjenigen ganz gleich war, das man bisher durchstrichen hatte, das ist, ohne Bäume, und ohne das geringste Grün. Es fand sich aber längst denen von den Indianern gebähneten Wegen Wasser genug, und viele Lachen trinkbares Wasser. Man sah keine andere Thiere, als einige Guanacoe, die auf eine halbe Meile weit die Flucht nahmen, und einige Strauße. Es schien aber niemanden an Stärke und Muth zu fehlen. Doch giengen gleichwohl viele Soldaten, deren Sohlen den so rauhen Wegen nicht hatten widerstehen können, barfuß, und stunden vieles von denen Wunden aus, die sie unaufhörlich bekamen. Der P. Cardiel, welcher anfänglich erst große Schmerzen an den Lenden fühlte, fand sich den fünften Tag außer Stande, ohne eine Krücke zu gehen. Die Nachtkälte fiel ihnen am beschwerlichsten. Ob sie gleich Gesträuche fanden, Feuer zu machen: so machte doch die Strenge der Luft, daß sie auf der einen Seite erfroren, da sie auf der andern verbrannt wurden. Alle diese Schwierigkeiten würden den P. Cardiel, und diejenigen, denen seine Ermahnungen eben den Muth einflößeten, doch nicht aufgehalten haben, wenn sie nicht eingesehen hätten, daß, weil sie nur auf acht Tage Lebensmittel hatten, wovon bereits viere oder fünfe ohne glücklichen Erfolg vergangen waren, sie keine andere Partey zu ergreifen hatten, als ihren Weg wieder zurück zu nehmen.

Marsch des  
P. Cardiels.

Während ihrer Abwesenheit hatte der P. Quiroga mit dem Quadranten die Breite der St. Juliansbay beobachtet, die er neun und vierzig Grade zwölf Minuten fand. Die Looffen, der Alferez und der P. Strobel entdecketen viele neue Lachen, deren einige süßes Wasser hatten, andere mit einer Salzrinde von einer blendenden Weiße bedeckt waren. Sie wurden sieben bis acht Vicinjas und ein Guanaco gewahr. Sie blieben aber überzeugt, es könnten die Indianer selbst die St. Juliansbay nicht bewohnen; ihre Wohnplätze müßten sehr weit davon entfernt seyn; diejenigen, wovon sie Fußstapfen gesehen, wären Mucacer, Peguencher oder Indianer aus Chili, welche dahin kommen könnten, Salz zu hohlen. Es war in der That zu bewundern, daß man tode Pferde daselbst gefunden: die Reiter aber müßten von andern Orten hergekommen seyn, vornehmlich von der Seite von Chili, wo diese Thiere in großer Anzahl sind; da hingegen die Völker an der Mittagseite des festen Landes sich keiner bedienen.

Quiroga.

1745.

Die Hoffnungen des Hofes schlagen fehl.

Sonnabends, den 28sten endlich, wurde in dem Rathe ausgemacht, die Absichten Königes wäre nicht, daß sich die Missionarien in einem Lande aufhalten sollten, wo allein keine Ungläubigen zu bekehren wären, sondern wo es auch nicht einmal möglich wäre zu leben. Man schickete sich auch an eben dem Tage zur Abreise an, da sich der Wind gen Südwest wandte. Da die Schaluppe an das Land gegangen war: so fand einer der Soldaten, die man dahin geschicket hatte, mitten auf dem Felde einen Pfahl mit einer Schrift: JOOHN WOOD. Der Wind, welcher sich den folgenden Tag nicht änderte, erlaubete noch nicht, die Bay zu verlassen, und diese Zeit wurde angewandt, falls ein Denkmaal, dem Ankerplage gegen über, mit diesen vier spanischen Worten: Reinando Phelipe V, año de 1746, aufzurichten. An eben dem Tage, welches der 1. März war, da sich der Wind gen Westen gedrehet hatte, wurde der Anker um fünf des Abends gehoben, und man gieng aus der Bay, um das Vorgebirge gen Norden liegen zu lassen.

Irthum in des Admiral Ansons Tagebuche.

Nach so vielen genauen Beobachtungen, die mit denen verglichen worden, wo man bisher gemacht hatte, wird man nicht verlegen seyn, was für eine Parthey man sich des Admiral Ansons Capellane, welcher auf Treu und Glauben einiger Reisenden versichert, die St. Juliansbay nähme einen großen Fluß auf, der aus einem großen See me, woraus auch ein anderer großer Fluß entspränge, den er la Campana nennet, der sich in das Südmeer ergießt, oder so vielen geschickten Beobachtern ergreifen soll, die che vielmals zu Lande und zu Wasser ganz um die Bay herum gegangen, und versichert, daß sie keinen Fluß erhielte. Gleichwohl war es diese vorgegebene Gemeinschaft der beyden Meere durch zween Flüsse, von denen man vermuthet, daß sie ihre Quelle in einem großen See hätten, welche verursacht hatte, daß man in dem königlichen Rathe von London einen Anschlag gefasset, sich in der St. Juliansbay niederzulassen. Da ihre Einfahrt nach dem P. Quiroga, im neun und vierzigsten Grade zwölf Minuten Südbreite und so sind diejenigen, welche sie in neun und vierzig Grad mit dem Unterschiede einiger Minuten gesetzt, eben in keinen großen Irthum gerathen. Eben dieser Missionarius bemerkt ihre Länge, nach dem Pico von Teneriffa genommen, wo die Spanier ihre erste Mittellinie setzen, durch dreyhundert und eilf Grad, vierzig Minuten. Die Einfahrt derselben ist um so viel schwerer, weil fast nichts vorhanden ist, woran man sie erkennen kann; wenn man nicht die Höhe hat nehmen können, so kann man nur nach der Schätzung von urtheilen, welche niemals eine gewisse Regel ist. Wenn man auch die Höhe selbst nicht so darf man sich ihr doch niemals, als mit großer Vorsicht nähern; weil die erste Bucht die man entdeckt, voller Untiefen bey der Einfahrt ist. Die drey Missionarien haben unterlassen, gute Lehren allhier zu geben, welche durch ihre Erfahrung bestätigt worden.

Schifferbeobachtungen wegen des Hafens St. Julian.

Fast gegen Westen von der Einfahrt des Hafens, sieht man einen sehr hohen Hügel, der sich denjenigen von weitem zeigt, die von Nordost kommen, und den man anfänglich für eine Insel halten sollte. So wie man sich aber derselben nähert, so entdeckt man die Spitze der drey andern Hügel, welche ebenfalls das Ansehen so vieler Inseln haben. Kommt man von der drey Königesinsel: so muß man sich ein wenig vom Lande halten, weil die Küste mit Klippen besetzt ist. Wenn man aber im neun und vierzigsten Grade so muß man dem höchsten von den vier Hügeln mit den Augen folgen, und sich dem nähern, um sich Ost und West von diesem Hügel zu setzen. Alsdann wird man die Bucht finden, welche v onder Nordostseite kenntlich ist; weil sie gegen Norden eine

von sehr weißen Felsen bildet. Das Land, welches gegen Süden ist, bis nach Santa Cruz ist niedrig, und ebenfalls mit Felsen besetzt, die gleichsam eine große weiße Mauer machen.

Bei der Ebbe können die Schiffe in den Hafen nicht einfahren. Es bleibt alsdann nur ein schmaler Canal, der nur drittelhalb oder höchstens drey Faden Wasser hat, und welcher gegen Südwest bis an den Fuß einer Spitze läuft, wo einige Felsen sind. Von da wendet er sich gegen Süden, ziemlich nahe bey der Westküste. Bei der Fluth ist die Einfahrt den größten Schiffen leicht, weil sich noch sechs Faden mehr Wasser daselbst befinden. Wenn man indessen keinen erfahrenen Lootsmann hat: so muß man das Senkrath so gar, die Zeit zu nehmen, wo die Fluth anfängt, nicht mehr so stark zu seyn, damit man im Stande sey, vor Anker zu legen, wenn es anfängt, zu ebbn. Die großen Schiffe können so weit vordringen, bis sie hinter den Inseln sind, wo stets dreyzehn bis vierzehn Faden Wasser auf einem guten Grunde fettes, schwarzes Erdreich sind, das mit einem feinen Sande vermengt ist. Die starken Winde machen da keine Wellen, weil das Land den ganzen Hafen bedeckt. Er schließt kleine Inseln ein, welche die Fluth nicht bedeckt, und die niemals ohne Wasserhühner sind. Wenn es um die Hälfte Ebbe ist: so ist eine Vertiefung, die sich gegen Süden befindet, und welche man bey der Fluth für das Meer selbst nimmt, ganz trocken.

Der Hafen St. Julian ist den Sommer über durchaus ohne süßes Wasser. Die Quellen und Lachen, die man gegen Westen findet, sind drey bis vier Meilen davon entfernt; und die nächste, die sich gegen Nordwest des Einganges befindet, ist zwischen zweyen Hügeln sehr erhaben, die es schwer machen, sie zu finden. Im Winter aber, werden von dem Zerschmelzen des Schnees kleine Bäche, die sich in das Meer ergießen. Man giebt vor, es würde leicht seyn, diesen Hafen zu besetzen, wenn man eine Batterie auf der Steinspitze machte, die gegen Südwest von der ersten Einfahrt ist; weil diese Einfahrt sehr schmal ist, der Canal nur einen Flintenschuß breit ist, und, da bey der Ebbe die ganze Bucht, ausgenommen an ihrer Spitze, fast trocken ist, so, daß sie nur drey Faden Wasser in dem Canale selbst hat, die Schiffe ihr Geschütz nicht brauchen könnten. Ueber dieses würde es zu den Festungswerken nicht an Steinen fehlen; und aus den sich versteinernenden Muschelschalen würde man einen sehr guten Kalk machen können. Man findet auch in denen Hügeln, die gegen Süden von dem Hafen liegen, einen sehr guten Zalk, Pflaster daraus zu machen. In dem Hafen selbst würde man viele Fische fangen können. Er ist mit einer Art Fische angefüllt, welche dem Cabillau sehr ähnlich sind. Man sieht daselbst eine Menge Wasserhühner, Gänse und andere Seevögel. Die gemeinsten Landthiere sind Strauße, Guanacoe, Füchse, Vicunjas und die Quichinchoe. Das ganze Land aber ist unfruchtbar, und voller Salpeter. Die Viehheerden würden daselbst keine Weide finden, außer um den Gesträuchen und unter den Röhren bey den Quellen. Es findet sich nirgend ein Baum, dessen Holz könnte verarbeitet werden. Was die Bitterung betrifft, so ist die Luft trocken, und die Kälte im Winter sehr scharf.

Die Fregatte, welcher man auf ihrer Rückreise zu folgen, nicht Umgang haben kann, fand nichts merkwürdiges bis auf den 10ten, da sie im fünf und vierzigsten Grade auf der Höhe einer Bucht gegen Süden von dem Vorgebirge las Matas war, wo sie das Meer sehr aufgeschwollen fand. Gegen diesem Vorgebirge über sind zwey Inseln, wovon die größte eine Meile von dem festen Lande, und die kleinste, welche auch die niedrigste ist,



Quiroga.  
1745.

vier Seemeilen davon liegt. Alle beyde sind in gleicher Linie Südost und Nordwest. Hier um das Vorgebirge herum sind vier andere, eine große an der Südspitze, und dreymal so große in dem Innern der Bay. Uebrigens hat dieses Vorgebirge sehr schlecht den Namen des Sträuchervorgebirges erhalten. Die spanischen Beobachter sahen nicht einen einzigen Strauch daselbst. Es ist das dürreste Land von der Welt. Die Ströme gehen sehr stark gegen Süden und Norden und folgen einerley Richtung mit der Fluth. Die Küste ist von mittler Höhe, und von Zeit zu Zeit mit einigen Felsen durchschnitten. Die beyden Spitzen des Vorgebirges bilden eine Bucht. Man lief ohne Hinderniß in die Bucht ein, und legete fast im Mittelpuncte in dreyßig Faden Wasser, anderthalb bis zwey Seemeilen vom Lande, vor Anker. Der Alferez, der erste Pilote, und der P. Quiroga setzten sich in die Schaluppe, und fanden in dem Innern der von den beyden Spitzen des Vorgebirges gebildeten Bucht, eine sehr gute Bay, die in allen ihren Theilen so tief war, daß man zehn Loisen weit vom Ufer sieben bis acht Faden Wasser auf einem schwarzen Sandgrunde fand, und vor allen Winden, ausgenommen den Ost- und Nordostwinden bedecket lag, welche in dieser Gegend nicht sehr zu fürchten sind.

Sie stiegen darauf auf die höchsten Hügel, um gegen Norden die Bay los Camarones zu entdecken, welche eine andere und einen kleinen Arm von der See gegen Süden von dem Vorgebirge einschließt. Nachdem sie sich um sechs Uhr des Abends wieder in die Schiffe gesetzt: so kamen sie ungemein ermüdet von einem drey Meilen in einem Lande langen Steinen gethanen Marsche zurück. Den andern Morgen legete man sich bey dem Einbruche der Nacht in der Bay los Camarones in fünf und zwanzig Faden Wasser auf einem feinen Sandgrunde, anderthalb Meilen vom Lande, vor Anker. Diese Bay ist sehr groß. Man würde daselbst allen Winden ausgeföhret seyn, wenn man an der Küste nicht ziemlich nahe bey dem Lande vor den Südwest, Süd und Südostwinden bedecket seyn könnte. Es scheint so gar, daß man an der Nordseite, vor den Nord und Nordwestwinden nicht weniger bedecket seyn würde. In der Mitte der Bay ist eine Insel von einer Seemeile lang, deren Ostspitze eine Reihe von Untiefen und kleinen mit Seevögeln bedeckten Inselchen machet. Die Beobachter gaben der Insel den Namen St. Joseph; und ihre Höhe, die nach dem Mittelpuncte genommen wurde, war fünf und vierzig Grad, zwey und dreyßig Minuten.

Den 13ten giengen der Alferez, der P. Strobel, und sechs Soldaten aus, die die Fruchtbarkeit des Erdreiches zu beobachten, und einige Indianer zu suchen. Sie kamen am Abend wieder an Bord, nachdem sie vier Seemeilen unter Dornen und Felsen, von ihnen die Füße ganz blutig waren, vergebens gegangen. Ein großer Fluß war ihnen, welches sie in der Entfernung gesehen hatten, war ihnen anfänglich als ein Fluß gekommen. Da sie sich demselben aber genähert: so hatten sie nur einen Regenbach gesehen, welcher sich bloß zur Zeit des Regens, und wenn der Schnee schmilzt, anfüllet, in der übrigen Zeit des Jahres aber trocken bleibt. Dieß ist der Fluß, den man in einigen Stellen angemercket findet, den man in diese Bay fallen läßt, um welche herum man weder süß Wasser, noch Holz, noch die geringste Spur von Wilden findet. Man kann das Land nicht bewohnet werden. Man findet nur in dieser und in der St. Hansbay Camarones.

Den 14ten schickete man sich an, den Rio de los Sauces zu suchen, und den andern Morgen setzete man sich Nord und Süd von dem Vorgebirge St. Helena, welche

gegen Norden von der Bay ist, woraus man den vorigen Tag gegangen war. Die Polhöhe fand sich vier und vierzig Grad dreyßig Minuten. Diese Küste ist fast durchgängig sehr niedrig. Man sieht daselbst nur einige Felsen, die sich ein wenig erheben, und sich von weitem wie Inseln zeigen. Man fand sich den 18ten in zwey und vierzig Grad fünf und dreyßig Minuten, auf welcher Höhe man gemeiniglich Rio de los Sauces sezet: der Wind aber erlaubete nicht, sich der Küste zu nähern; und da das Wasser anfang, abzunehmen, so hielt man dafür, daß dieser Fluß, welcher ziemlich nahe an Buenos Ayres ist, und leichtlich kann besucht werden, um so viel weniger Beobachtungen verlangete, weil man viel näher bey der Straße einen Sitz anzulegen gedachte. Ueberdieses nöthigte der Winter, worinnen man sich bereits befand, sich des Windes und der Ströme, welche anfangen, sich im ein und vierzigsten Grade merken zu lassen, zu Nuze zu machen, damit man wiezisten bey dem Vorgebirge St. Maria an; und den andern Morgen entdeckete man gegen Westen den Zuckerhut. An eben dem Tage wurde man ein Schiff gewahr, welches in den Rio de la Plata einlaufen wollte. Es war eine spanische Fartane, die vom Don Joseph Marin, einem Franzosen von Geburt, der sich aber in Spanien gesezet hatte, geführt wurde, und im Jennermonate mit neuen Befehlen an den Statthalter zu Rio de la Plata aus Cadix ausgelaufen war. Die Gefährlichkeiten eines Flusses, den er nicht kannte, machten, daß er es als ein Glück ansah, daß er die Fregatte angetroffen. Den andern Morgen um sechs Uhr fand man sich vor Maldonado; und den 4ten April Abends um fünf Uhr legete man sich drey Meilen von Buenos Ayres glücklich vor Anker.

Der P. Quiroga endiget mit einer allgemeinen Vorstellung der Küste von der Bay de Rio de la Plata an bis an die magellanische Straße. Sie ist zwischen dem sechs und dreyßigsten Grade vierzig Minuten, und dem zwey und funfzigsten Grade zwanzig Minuten Südbreite gelegen. Von dem Vorgebirge St. Anthon, wo an der Westseite die Mündung des Rio de la Plata anfängt, bis an die Bay St. Georg läuft sie gen Südwest bis an das weiße Vorgebirge; von dem weißen Vorgebirge bis an die drey Königsinseln Nord und Süd; von da bis nach Rio Gallejos Südwest, und in diesem Raume machet sie viele Buchten. Von Rio Gallejos bis an das Jungfernvorberge, das ist fast bis an die magellanische Straße, läuft sie gen Südost. Das Land ist bis auf vierzig Grade so niedrig, daß die Schiffe gar nicht hinankommen können. Von dieser Höhe an aber findet man solches, wenn man gegen Süden fährt, bis an die St. Juliensbay sehr hoch. Man findet bis auf die Höhe von sechs und vierzig Grad, vierzig Faden Wasser bis auf eine halbe Meile vom Lande. Von der St. Juliensbay bis an den Fluß Santa Cruz ist das Land niedrig, mit einem sehr guten Grunde überall, aber wenig Gestade. Von dem Fluße Santa Cruz bis an Rio Gallejos ist es mittelmäßig hoch, darauf sehr niedrig bis an das Jungfernvorberge. Man kann sich dem Vorgebirge las Natas bey Nacht nicht nähern, ohne bey den Inseln gegen über einige Gefahr zu laufen, die sehr weit in die See vorgehen. Die Küste von den drey Königinseln endlich bis an die Insel St. Julian ist nicht sehr sicher, und die Klugheit rath, daß man daselbst auf der hohen See bleibe.

Was die Winde betrifft: so herrschen der Nordwind, der Nordost, der West und der Südwest den ganzen Frühling und Sommer über auf diesen Meeren. Der Ost und Südost, welche die gefährlichsten seyn würden, wehen in diesen beyden Jahreszeiten gar nicht. Der Südwestwind schwellt das Meer daselbst sehr auf; und man ist fast gewiß, ver-

Allgemeine  
Vorstellung  
der Küste von  
Buenos Ayres  
bis nach der  
magellanisch-  
Straße.

Quiroga.  
1745.

versichert, bey den Zusammenkünften, dem Gegenseine und den Veränderungen Mondesviertel die See aufgeschwollen zu finden. Die Ebbe und Fluth machet eine der größten Schwierigkeiten bey dieser Schifffahrt. An einigen Orten steigt die Fluth auf sechs Faden gerade in die Höhe, und machet, daß sich die Ströme sehr ändern, welche einige gegen Norden, andere gegen Süden treiben, oder wenn sie einander begegnen, lenken sie sich gegen Osten und Südosten.

Dieser weite Raum heut keine andere Zuflucht für die Schiffe dar, als den verlassenen Hafen, die St. Juliensbay und die St. Gregoriusbay. Man findet in der erstern keine Quelle, wo man Wasser einnehmen kann. Die ganze übrige Küste aber ist so dürr, daß man nicht einmal einen einzigen Baum sieht. Nur in der St. Juliensbay kann man Brennholz, überflüssige Fische, und viel Salz finden. Die Kälte läßt sich an dieser ganzen Küste und so gar im Sommer fühlen; und man hält dafür, sie müsse im Winter überaus stark seyn, wenn man die große Menge Schnee bedenkt, die auf der Cordillera dem platten Lande fällt, welches er nicht fruchtbar machet, und welches wegen seiner bedürftigen Dürre nichts hervorbringen kann. Daher kömmt es, daß diese ganze Küste unbewohnet ist.

Ungewisse  
Nachrichten  
von dieser Kü-  
ste.

Es scheint, daß von dem Flusse de los Sauces oder der Weidenbäume, welchen einige el Desaguadero genannt haben, sich kein anderer auf dieser ganzen Küste finde. Diejenigen, welche sich gerühmet haben, daß sie einen gesehen, und welche ihn auf ihren Karten gezeichnet haben, haben einige Regenbäche, die bey dem Schneeschmelzen und bey den kalten Regen anlaufen, dafür angenommen. Indessen ist es nicht unmöglich, daß die Kartenmacher nicht einige sollten übersehen haben, ob sie gleich die Küste mit mehr Genauigkeit gesucht haben, als man vor ihnen gethan hat, und daß diejenigen, wovon einige andere Schifffahrer geredet haben, nicht vorhanden sind. Man darf sich auf eine Menge anderer Umstände, die sich in den Tagebüchern der ersten Reisenden befinden, nicht mehr verlassen. Eine versichert z. E. er habe auf den höchsten Küsten des verlangten Hafens Knochen von Menschen sechzehn Fuß lang gesehen: indessen hatten doch die einzigen drey Leichname, welche die spanischen Beobachter gefunden, nichts außerordentliches. Andere sagen, man habe in einer Bucht eben desselben Hafens viele Fische, und indessen warfen doch die Fischer hier daselbst vergebens ihre Netze aus. Ein anderes Tagebuch endlich giebt der St. Juliensbay Auster von elf Handbreit im Durchschnitte; und das Schiffsvolk auf dem Anthon wurde nichts dergleichen gewahr.

Die Küste kann  
nicht bewohnet  
werden.

Man muß schließen, daß dieser letzte Besuch einer so wenig besuchten Küste weit richtigere Kenntniß davon gegeben, als man bisher noch gehabt hat. Es ist gewiß geworden, daß sie weder Einwohner hat, noch haben kann, und die Missionarien haben der Hoffnung entsaget, daselbst ihren Eifer auszuüben. Bey denen Unterredungen, die P. Cardiel das Jahr darnach mit einigen Gebirgern von den äußersten Enden der bestamten Länder gehabt, vernahm er von ihnen einige besondere Merkwürdigkeiten ihres Landes, deren Wahrheit zu erforschen einem andern Missionarius y) aufgetragen wurde. Eine von war, es befände sich in ihren Gebirgen eine steinerne Bildsäule, die bis an den

Zwo Merk-  
würdigkeiten.

y) Der P. Falconet. Man setzet aber nicht hinzu, was er für Erfolg bey demjenigen gehabt, ihm aufgetragen worden.

tel eingegraben wäre, deren Arme so dick, wie ein Schenkel eines Menschen, wären. Eine andere weit wichtigere Sache, welche durch den Bericht aller Indianer aus diesen Gegenden bestätigt wurde, betraf den Weidenbäumeßfluß. Man sagete dem P. Cardiel, es theilte sich derselbe, wenn er nahe an das Meer käme, in zweene Arme, und auf der Insel, welche durch diese Theilung gemacht würde, fänden sich Spanier, das ist Europäer; denn die Indianer des Landes nennen alle Europäer Spanier. Man bemerket gleichwohl, daß die Jesuiten in Paraguay nicht wissen, ob dieses Eyland bewohnet sey. Diejenigen, welche diese Erzählung machten, setzten hinzu, ihre Vorfahren hätten mit diesen Spaniern gehandelt; da sie aber einige von ihnen getödtet, so wäre ihre Gemeinschaft unterbrochen worden; man sähe sie gleichwohl noch zuweilen mit Schaluppen in das große Land gehen; und die ältesten Indianer hätten niemals gewußt, wie, und zu welcher Zeit sie sich in dieser Insel gesetzt hätten.

Quiroga:  
1745.

Der VIII Abschnitt.

Küste der Statthalterschaft Rio de la Plata bis nach Brasilien.

Küste Rio  
de la Plata

Wem man dabey vornehmlich folget. Weiten. rineninsel. Isla de Arvoredo. Inseln Gale  
Ilha dos Castilhos. St. Petersfluß. Fluß Tama- und Tapagua. Enseado de Garoupas. Toja-  
randahu. Lagoa Hafen Bioja. Upaba. Rio hug. Tapuca. See Paruagua. Fluß Arara-  
Patos. Beschaffenheit der Einwohner. Catha- pira. Fluß Uguaa.

Man hat noch, in Ansehung der Folge der Küste bis nach Brasilien, dasjenige zu thun, was man bis hieher in Ansehung der vorhergehenden Theile gethan hat. Ob sie gleich zu der Statthalterschaft de la Plata gehöret; so hat man dennoch nur eine unvollkommene Kenntniß davon, welche durch die Mannichfaltigkeit der Berichte und Zeugnisse noch dunkler wird. Unter vielen Tagebüchern von verschiedenen Nationen aber, wollen wir uns nur bey dem Emanuel Sigueredo, eines Portugiesen, und Theodor Reuters, eines Holländers, ihren aufhalten, die für die richtigsten geachtet werden.

Wem man da-  
bey vornehm-  
lich folget.

Sigueredo rechnet siebenzig Meilen von dem Vorgebirge St. Maria bis an den St. Petershafen, und nennet in diesem Zwischenraume nichts. Reuter setzet zehn Seemeilen von eben diesem Vorgebirge eine andere Spitze, und vor solche zwey Inseln, wovon eine Ilha dos Castilhos heißt, und sich von weitem in der Gestalt einer Schanze zeigt. Ihre Lage, saget er, ist vier und dreyßig Grad vierzig Minuten Süderbreite. Von dieser Insel rechnet man sechs und zwanzig Seemeilen bis nach Marmanto, und von Marmanto sechs und zwanzig bis nach dem großen Flusse, welcher mit dem St. Petersflusse einerley ist. Die ganze Küste, welche sich zwischen West und Nord stretchet, ist beständig mit kleinen sandigen Höhen besetzt. Man sieht, daß der Unterschied in der Rechnung der beyden Loosfen acht Seemeilen ist. Der große, oder St. Petersfluß ist bey seiner Mündung nicht sehr breit: er ist aber weiter im Lande breiter, und steigt gegen Nordwest bis an das Land der Indianer hinauf, welches man Patos nennet. Man sieht ihn als einen der tiefsten und schiffbarsten von diesem Theile des festen Landes an.

Weiten.

Ilha dos Ca-  
stilhos.

St. Peters-  
fluß.

Darauf nennet Sigueredo den Fluß Tamarandahu, ohne die Weite zu melden; und Reuter rechnet zehn Seemeilen zwischen diesen beyden Flüssen. Sigueredo setzet vierzehn und eine halbe von Tamarandahu bis an Rio Iboipetinhi; von da bis nach Arrarangué

Fluß Tama-  
randahu.

**Küste Rio de la Plata.** **Lagoa.** **Hafen Biaza.** **ro,** unter welcher man in einer Buche bequem vor Anker liegt.

gue zehn, und noch fünfse weiter bis an den Fluß Lagoa. Neuter zählet ihrer vierzehn Tamarandahu bis nach Arrarangue, und neune von Arrarangue bis nach Lagoa. Die letzte Fluß, welchen andere den Hafen Biaza nennen, nimmt nur kleine Fahrzeuge der Seite ein, die sich gegen Mittag neiget, und zeigt eine kleine Insel, Namens Biaza, von welcher man in einer Buche bequem vor Anker liegt.

**Upaba.** Von Lagoa bis nach Upaba sind acht Seemeilen nach dem Figueredo und sechs Neutern. Die Spanier nennen Upaba ohne Unterschied Barra de Ibuastip und d'Upaba. Sie lassen ihn bis in das Land der Patos hinaufgehen. Seine Mündung ist nicht sehr breit und hat nicht über sieben Handbreit Wasser: inwendig im Lande aber er breiter und tiefer.

**Rio Patos.** Von Upaba rechnet Figueredo zehn Seemeilen bis an die Insel St. Catharinen, welcher gegen über er den Rio Patos aus dem festen Lande im neun und zwanzigsten Grad Süderbreite kommen läßt: Neuter aber sezet nur sieben Seemeilen zwischen Upaba und de Patos, den er vor der mittäglichen Spitze der St. Catharineninsel herauskommen läßt.

**Beschaffenheit der Einwohner.** Die ganze Küste, welche man durchstrichen hat, ist von Menschenfressern bewohnt, wovon die meisten den Portugiesen todtfeind, und auch für die andern Europäer fürchtlich sind. Selbst diejenigen, die sich dem portugiesischen Joche unterworfen haben, gegen die Europäer von andern Nationen nicht besser gesinnet. Da anderer Seits das Meer hier sehr stürmisch und die Kälte von dem Märzmonate bis in August sehr heftig ist: so rath man niemanden, sich alsdann dieser Küste zu nähern.

**Catharineninsel.** Die St. Catharineninsel, deren Beschreibung man in einem andern Bande mittheilet, erstreckt sich acht Meilen in die Länge von Mittage gegen Norden. Sie hat einen bequemen Ruheplatz, außer vielleicht unter einer kleinen Insel, die ihre mittägliche Spitze besetzt, und Isla de Arvoredo heißt; weil sie in der That mit einer großen Zahl Bäume bewachsen ist. Man findet daselbst Wasser und Holz im Ueberflusse, welches auf dieser Küste sehr selten ist.

**Inseln Gale und Topagua.** Von St. Catharinen rechnen die beyden Lootten drey Meilen bis nach der Insel, die Gale nennen. Nach dem Vorgebirge Mandivi gegen Süden sezet Neuter eine mit kleinen Inseln angefüllte Bay in das feste Land, welche nur unter dem indianischen Namen Topagua bekannt ist. Er sezet die Lage dieses Vorgebirges in acht und zwanzig Grad funfzehn Minuten Süderbreite. Von dem Vorgebirge Mandivi trifft man, nach dem Figueredo, gegen Nordwest für diejenigen, welche der Küste folgen, eine Bay an, welche die Portugiesen Enseada de Garoupas nennen, und von da eine hohe Küste bis an den Fluß, welchen die Indianer Tajahug heißen. Der Raum ist von sechs Seemeilen. Von dem Flusse Tajahug bis an den Fluß St. Franciscus rechnet eben der Reisebeschreiber sieben und zwanzig Seemeilen, und läßt in dem Zwischenraume den Fluß Rapinae heraus gehen.

**Enseada de Garoupas. Tajahug.** Neuter rechnet nur fünf Meilen von dem Vorgebirge Mandivi bis nach dem Flusse Tajahug, und stellet hier die Küste zwischen West und Nord vor. Er sezet eine sehr große Bay darzwischen, die er Garoupas nennet. Nach seiner Beobachtung ist der Fluß Tajahug acht und zwanzig Grad Süderbreite.



Der Fluß Tapuca, welcher ihm auf eben der Küste folget, ist bis igo nur noch dem Namen nach bekannt. Von da bis zu dem Flusse St. Franciscus zählet Neuter zwölf Seemeilen zwischen Nordwest und Nordost. Er giebt dem Flusse St. Franciscus zwei Mündungen, welche zwei Seemeilen weit bis in das Meer gehen, und welche durch drei Eylande verschlossen werden, so daß die Schiffe von Süden und Norden daselbst einlaufen. Der erste von diesen beyden Canälen, das ist derjenige, wo man von Süden einläuft, heißt Aracari, und der andere Bopitanga; dieser Fluß aber wird wenig von den Schiffahrern besucht.

Küste Rio de la Plata.  
Tapuca.

Von dem St. Franciscusflusse bis zum See Paruagua zählet Neuter zwölf Seemeilen, und Figueredo funfzehn. Dieser See liegt in 25 Gr. 10 Minuten und nach dem Figueredo 40 Minuten, in dem gebirgigen Lande Pernacapiaba, und ist nicht weniger, als sechs bis sieben Meilen lang in eben der Richtung wie das Ufer des Meeres, womit er durch drei Canäle eine Gemeinschaft hat. Der mittäglichsste, welchen die Indianer Ibopipe tuba nennen, hat gegen die Mündung sechs Faden Wasser; und zeigt eine Seemeile von der Küste einen sehr bequemen Aufenthalt für die Schiffe. Der mittelste, welcher von dem ersten eine oder zwei Seemeilen weit entfernt ist, und Baisaguazu heißt, ist an der Mündung fünf Faden tief. Der dritte, welcher nur zwei Meilen von dem mittelsten ist, hat sechs Faden Tiefe und heißt Suparabü.

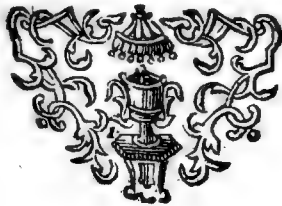
See Paruagua.

Zwischen dem See Paruagua und dem Flusse Ararapira zählet man fünf oder sechs Seemeilen. Diese Gegend biethet süß Wasser und allerhand andern Vorrath dar. Die Einwohner sind Feinde der Portugiesen, und bezeugen nur gegen diejenigen eine Wegogenheit, die eben den Haß gegen sie tragen. Der Ararapira fällt der mittäglichen Spitze der Insel Cananea gegen über in das Meer, welche in einer Bay liegt, die sie anfüllet, und deren andere Spitze, die nordliche nämlich, nach einem andern Flusse geht, Itacuaratara genannt, wo man an dieser Insel am besten liegen kann. Man giebt ihm ungefähr fünf Faden Wasser. Figueredo rechnet eilftenthalb Seemeilen zwischen dem Ararapira und Itacuaratara. Die Portugiesen haben Wohnplätze daselbst.

Fluß Ararapira.

Von dem zweyten dieser Flüsse bis nach dem Flusse Uguaa zählet man zehn Seemeilen; und nach Reuters Anzeige gehen bis Capivari, nach Figueredoes seiner aber zwölf. Die Küste strecket sich hier zwischen West und Nord. Zwei Seemeilen von Capivari fängt die Hauptmannschaft (Capitainie) St. Vincent, die erste Provinz von Brasilien, an. Figueredo belehret uns, daß die Portugiesen an der Mündung dieses Flusses eine Stadt, Namens Concepcion, haben, und daß die Rhede Itatiano heiße.

Fluß Uguaa.



## Das VIII Capitel.

## Naturgeschichte der spanischen Landschaften in dem südlichen America.

## Einleitung.

Einleitung. **D**a ich hier das spanische Gebiet verlasse, um meine Reisen in die andern europäischen Colonien in America fortzusetzen: so darf ich es nicht vergessen, daß ich als einmal eines Artikels von der Naturgeschichte gedacht, wohin ich alle die Würdigkeiten verwiesen, welche unter diesem Titel können begriffen werden. Es ist Zeit, ich mein Versprechen erfülle, welches ich nicht von ungefähr gethan habe. Ich unternehme mir ein Verdienst aus der Sorgfalt zu machen, die ich bey den geographischen Beschreibungen angewandt habe, dasjenige mit einiger Methode zu vertheilen, was die Bitterung der Himmelsluft, die allgemeinen Beschaffenheiten des Erdreiches, mit ein paar Worte alles dasjenige betrifft, was zu den physikalischen Eigenschaften einer jeden Gegend gehört. Ich habe dadurch denenjenigen, die keine Neigung zu dergleichen Kenntnissen haben, viele verdrüßliche Beschreibungen erspart. Es ist mir aber noch übrig, von denen Sachen, welche diese Länder von Natur hervorbringen, und derjenigen Ordnung zu handeln, welcher ich in Ansehung der Berichte von den Reisen und der Beschreibungen gefolget habe.

Naturgesch.  
der americ.  
Landenge.

## Der I Abschnitt.

## Naturgeschichte der americanischen Landenge.

## 1) Bäume, Früchte und Pflanzen.

Baumwollenbaum. Cedern. Maca und seine sonderbaren Eigenschaften. Bibby und sein Saft. Cocosbäume und Platanen. Mammei. Ananas und heißende Birne. Anmerkung wegen der Mazanillen. Wie aus dem Majo Seile gemacht werden. Berühmte Calebassen von Darien. Seidengras. Leichtholz und dessen Gebrauch. Braune Tamarinden und unächter Zimmt. Zwo Arten von Bambus. Beobachtungen wegen der Manglebäume. Zweyerley Pfeffer. Vortrefliches Färbeholz. Die größten Bäume des Landes Carthagena. Habilla und dessen außerordentliche Tugenden. Sehr gemeine Sensitive. Getreyde und Korn. Wie der Bollo gemacht wird; wie die Cassave. Kornbrodt selten. Canoten. Verschiedene Art Früchte. Dreyerley Plantanen. Papien und Guinabanen. Art von Limonien, Sutilles genant. Früchte, die nicht da fortkommen. Landtoback. Art der Indianer, ihn zu rauchen.

**D**a das ganze Land voller Gehölze ist: so enthält es eine große Mannichfaltigkeit von Bäumen, Pflanzen, und Früchten, deren Arten nicht allein in Europa unbekannt sind, sondern auch von denen in den andern Theilen eben dieses Landes unterschieden sind. Linnæus nel Wasser, welcher sich besonders beflissen, solche zu beobachten, giebt dem Baume

welcher die Baumwolle trägt, den ersten Rang. Es ist der größte Baum auf der Land- Naturgesch.  
enge; und der Ueberfluß davon ist erstaunlich z). Er trägt eine Schote wie eine Musca- der americ.  
tenuß groß, die mit einer Art von Pflaumenfedern oder kurzer Wolle angefüllt ist. Wenn Landenge.  
sie kaum reif geworden, so zersprengt sie die Schote und wird von dem Winde weggeführt. Baumwollen  
Die Indianer brauchen diese Baumwolle stark: das Holz aber nehmen sie, Piroguen Baum.  
daraus zu machen, welche eine Art Fahrzeuge mit Rudern sind, die sich eben so sehr von  
den Canoten unterscheiden, als unsere Barken von den Booten. Sie brennen die Bäu-  
me hohl. Da die Spanier aber erkannt haben, daß ihr Holz zart und leicht zu arbeiten  
ist: so hauen sie solche sorgfältig ab, um verschiedene Arbeiten daraus zu machen.

Die Cedern des Landes, vornehmlich die an den Nordküsten, sind nicht allein wegen  
ihrer Höhe und Dicke, sondern auch noch wegen der Schönheit ihres Holzes bekannt, Cedern.  
welches sehr roth mit schönen Adern ist, und dessen Geruch den Namen eines Räucherwerkes  
verdienet. Indessen wird es zu nichts besserem gebraucht, als der Baumwollenbaum; und  
die Indianer nehmen diese Bäume auch, Canote und Piroguen daraus zu machen.

Der Maca ist ein sehr gemeiner Baum, dessen Stamm beständig gerade wächst und  
nicht über zehn Fuß hoch ist. Seine Eigenschaften aber sind ganz sonderbar. Er ist mit Maca und  
einer Art von Blumenbinden oder Guirlanden gefrönt, die von langen und scharfen Spi- seine beson-  
gen vertheidiget werden. Mitten in dem Baume ist ein Mark, wie des Hollunders Eigen-  
nes. Der Stamm ist bis an die Spitze nackend; daselbst aber gehen Zweige heraus, die schaften.  
dasjenige bilden, was man Guirlanden oder Blumenbinden genannt hat, weil sie an-  
derthalb Fuß breit und elf bis zwölf Zoll lang sind, unvermerkt nach und nach bis an das  
äußerste Ende abnehmen, und ihre Ordnung und ihre Dicke also dieses Ansehen machen.  
Sonst sind diese Zweige, wie gesagt, mit langen Spitzen bedeckt, und dazwischen mit  
einer Frucht vermischet, welche eine Art von eyrunder Traube ist, die aus vielen Früchten  
von der Größe einer kleinen Birne gebildet wird. Ihre Farbe ist anfänglich gelb: sie  
wird aber beim Reifen röthlich. Eine jede Frucht hat ihren Kern. Das Fleisch ist zwar  
ein wenig hart, aber doch lieblich und gesund. Die Indianer hauen oftmals die Bäume  
ab, in der bloßen Absicht, die Frucht davon zu essen. Weil indessen das Holz derselben  
hart, schwer, schwarz und leicht zu spalten ist: so brauchen sie es ordentlich, ihre Häuser da-  
von zu bauen. Die Mannspersonen machen Pfeilspitzen, und die Weibspersonen Schiff-  
chen zu ihrer Baumwollenarbeit daraus.

Der Bibby, eine Art von Palmbaume, welcher diesen Namen von einem Saft Bibby und  
hat, den er tröpfelt, ist ein gemeiner Baum auf der Landenge, welchen sein Gebrauch den sein Saft.  
Indianern sehr lieb macht. Er hat einen geraden aber so dünnen Stamm, daß er un-  
geachtet seiner Höhe, die bis auf siebenzig Fuß hinauf geht, nicht dicker ist, als ein Schen-  
kel. Er ist ganz kahl, und mit Stacheln bewaffnet, wie der Maca; und seine Zweige,  
die auch oben aus dem Baume herausgehen, tragen eine große Menge runder Früchte  
von weißlicher Farbe und so groß wie Nüsse. Die Indianer machen eine Art von Oel  
daraus, ohne weitere Kunst, als daß sie solche in einem großen Mörser zerstoßen, sie ko-  
chen

D 3

z) Der Verfasser erinnert, er rede nur von dem festen Lande. Er erinnert sich nicht, saget er, daß er auf den Sambalen, oder St. Blasius oder

irgend einer andern von den benachbarten Inseln welche gesehen habe. N. d. 95 S.

Naturgesch.  
der americ.  
Landenge.

chen lassen und sie pressen. Darauf schäumen sie den Saft so wie er kalt wird. Das  
re, welches sie abnehmen, wird ein sehr klares Del, welches sie mit den Farben vermischen  
womit sie den Leib bemalen. Wenn der Baum jung ist: so durchbohren sie den Stamm  
um durch ein Blatt, welches sie zusammen rollen, wie einen Trichter, den Saft heraus  
laufen zu lassen, den sie Bibby nennen. Man sieht ihn mit großen Tropfen herausbr  
gen. Der Geschmack ist ziemlich angenehm, aber stets ein wenig herbe. Sie trinken  
ihn, wenn sie ihn einen oder ein Paar Tage haben stehen lassen.

Cocosbäume  
u. Platanen.

Auf den Inseln der Landenge finden sich Cocosbäume: auf dem festen Lande aber  
Wasser keinen gesehen. Dagegen haben die meisten Inseln keine Platanen, und das fest  
Land ist damit angefüllt. Die Platanen der Landenge haben kein anderes Holz, als  
ren Stamm, um welchen viele lange und dicke Blätter eines über dem andern wachsen,  
Arten von Büschen oder Sträuchern machen, an deren Spitze oben die Früchte sich  
der Länge erheben. Die Indianer pflanzen diese Bäume Allein- und Buschweise, wodurch  
die Landschaft durch das bloße Grün der Stämme sehr angenehm machen. Man unters  
scheidet eine andere Art von Platanen, Bonanos genannt, welche eben so gemein  
der Landenge sind, deren Frucht aber kurz, dick, süß, mehlicht ist und roh gegessen  
da man die andern hingegen gekochet ist.

Mammei.

Der Mammei wächst nur in den Inseln; oder wenigstens hat Wasser in den  
Theilen der Erdenge, die er durchstrichen, keinen davon gesehen. Sein Stamm ist  
rade, und ohne Zweige, und nicht weniger als sechzig Fuß hoch. Man machet aus  
ner Frucht viel, welche die Gestalt einer Birne hat und hier viel größer ist, als in  
spanien. Dagegen ist die Frucht des Mammei Sapota viel kleiner, aber viel fester  
von einer schönern Farbe. Dieser Baum aber ist in den Inseln der Landenge selten,  
wächst so gar nicht einmal auf dem festen Lande. Es kommen auch daselbst keine Sa  
dillen hervor, da sie hingegen in den Eylanden sehr gemein sind. Diese Frucht ist  
größer, als eine Bergamottenbirne, und ihre Schale gleicht der Reinetten ihre.  
Baum ist von einer Eiche wenig unterschieden.

Ananas und  
beißende Bir-  
ne.

Die Ananas, welche alle englische Reisebeschreiber Sichtenapfel (Pomme de Pin)  
nennen, ist auf der Landenge sehr gemein, und wird in allen Jahreszeiten reif. Man  
findet daselbst eben so überflüssig eine andere Frucht, welche die Indianer nicht weniger  
gierig essen, und Wasser die beißende Birne nennet. Ihre Pflanze ist ungefähr  
Fuß hoch und sehr dornicht. Sie hat dicke Blätter; an deren äußerste Spitze sich  
Birne erhebt, welche die Ausländer für eine sehr gute Frucht halten.

Die Zuckerröhre wachsen hier ohne Wartung. Die Indianer aber brauchen sie  
ter zu nichts, als daß sie solche kauen und den Saft ausaugen, unterdessen daß die  
nier in ihren Pflanzungen nichts sparen, guten Zucker daraus zu machen.

Anmerkun-  
gen über die  
Mazanillen.

Wasser füget zu der Beschreibung, die man bereits von der Mazanilla gegeben  
hat, noch hinzu, dieser schädliche Apfel verbinde mit der Schönheit seiner Farbe einen

a) Vermuthlich von der Spanier Piña, welchen Namen sie ihr anfänglich gaben. Man kann  
in Wassers Beschreibung nicht irren. N. d. 102 S.

angenehmen Geruch; der Baum wachse in einem mit dem schönsten Grüne bedecketen Lande; er sey niedrig und mit Blättern wohl bekleidet, der Stamm aber sey so stark und das Holz so förnericht, daß man es zu den eingelegeten Arbeiten stark brauchet; indessen könne man es doch nicht ohne Gefahr abhauen und der geringste Tropfen von seinem Saft bringe eine Blase auf dem Gliede hervor, das er berührt. „Ein Franzose von unserer Gesellschaft, saget eben der Reisende, hatte sich nach einem kleinen Regen unter einen von diesen Bäumen gesetzt. Es fielen ihm auf seinen Kopf und auf seine Brust einige Tropfen Wasser, welche daselbst so gefährliche Blasen machten, daß man Mühe hatte, ihm das Leben zu erhalten. Es blieben ihm davon noch Narben, so wie von den Blättern b).“

Naturgesch.  
der Americ.  
Landenge.

Der Maho auf der Landenge ist von der Stärke einer Esche: es findet sich aber noch eine andere Art, die nicht so stark und viel gemeiner ist, welche an den feuchten Orten wächst. Ihre Rinde ist so klar, wie unser Canevas. Wenn man ein Stück davon nehmen will: so zerreißt sie sich fadenweise bis oben hinauf an dem Stamme. Diese Fäden sind so dünn, aber so stark, daß man allerhand Seile und Thauwerk daraus machet. Waffer erzählt, wie die Indianer auf der Landenge solche verfertigen. „Anfänglich, saget er, schälen sie die ganze Rinde von dem Baume ab, und zerreißen sie in Stücke. Diese Stücke klopfen sie, reinigen sie, drehen sie zusammen und rollen sie zwischen ihren Händen oder auf ihren Schenkeln, wie unsere Schuster ihren Pechdraht machen, aber viel geschwinder. Darinnen besteht ihre ganze Kunst. Sie machen auch Netze davon, die großen Fische damit zu fangen.“

Wie aus dem  
Maho Seile  
gemacht werden.

Die berühmten Calebassen von Darien wachsen daselbst, wie in andern Theilen von America, auf einem ziemlich kleinen, aber sehr dicken Baume, und finden sich auf den Zweigen zerstreuet, wie unsere Aepfel. Die Dicke der Frucht ist ungleich; und ihre Schale, welche allezeit rund ist, enthält in ihrem Raume von zwey bis fünf Pinten. Auf der Landenge aber giebt es ihrer zweyerley Art, eine süße und eine bittere, obgleich ihre Bäume eine genaue Aehnlichkeit haben. Das Wesen der einen und andern Frucht ist schwammicht und voller Saft. Die süßen Calebassen dienen den Indianern zur Erfrischung auf ihren Reisen; das ist, sie saugen den Saft daraus, und werfen das andere weg. Die andere Art ist von einer Bitterkeit, die nicht erlaudet, davon zu essen. Machet man aber einen Arzenevtrank daraus: so hat sie eine vortreffliche Kraft, das dreytägige Fieber und die Colik zu heben. Die Schalen der Calebassen auf der Landenge sind fast eben so hart, als die Cocoschalen, nur daß sie nicht so dick sind. Die Indianer, welche sie zu vielerley Sachen gebrauchen, wissen sie mit einer gewissen Kunst zu malen, und verkaufen sie den Spaniern ziemlich theuer. Sie haben auch Kürbisse, welche sie, wie die unserigen, auf der Erde kriechen lassen, oder die sie durch Unterstüzung einiger Bäume zu erheben Sorge tragen. Man unterscheidet ihrer auch zweyerley Arten; die süße, welche gegessen wird, und die bittere, woran sonst nichts nützet, als ihre Schale, deren man sich bedienet, Waffer zu schöpfen, wie die Calebassen zu Schüsseln und Gefäßen dienen.

Berühmte  
Calebassen  
von Darien.

Das

b) Ebenas. n. d. 104 S. Herrera saget, daß gemeine Des sey ein kräftiges Gegengift wider dieses Gift. I Decad. VII Buch 16 Capitel.



Naturgesch.  
der americ.  
Landenge.  
Seidengras.

Das Seidengras auf der Landenge ist nur eine Art flacher Binsen, welches an feuchten Orten im Ueberflusse wächst. Seine Wurzel ist voller Knoten. Seine Blätter, welche die Gestalt einer Degenklinge haben, sind zuweilen zwey Ellen lang und am Ende stets wie eine Säge ausgezacket. Die Indianer schneiden dieses Gras ab, lassen es an der Sonne dörren und zerklöpfen es in einem Mörser von Rinde, damit Fäden daraus werden. Darauf drehen sie solche, wie die vom Maho und machen Stricke daraus zu den Hammeln und zur Fischerrey. Diese Art von Seide wird in Jamaica gesucht, wo die Engländer viel stärker finden, als ihren Hanf. Die Spanierinnen machen Strümpfe daraus, welche sie sehr theuer verkaufen, und gelbe Nesteln, womit sich die Negerinnen von den Portugiesen sehr gepuht zu seyn glauben.

Leichtholz.

Die Landenge bringt einen Baum hervor, Namens Leichtholz, welcher seinen Namen von seiner überaus großen Leichte hat; ob er wohl von der ordentlichen Stärke eines Menschen kann erstaunlich viel davon tragen. Wasser weis nicht, ob er schwammicht wie das Pantoffelholz; er sah aber mit Verwunderung, daß vier kleine Bretter von diesem Holze, die mit hölzernen Nägeln von dem Maca zusammen geheftet waren, zwey bis drey Mann auf dem Wasser trugen. Die Indianer brauchen diese Art von Flößen zur Fahrt über die Flüsse oder zur Fischerrey an denen Orten, wo sie keine Canote haben. Sie haben noch einen andern Baum, Weißholz in ihrer Sprache genannt, welcher ordentlich achtzehn bis zwanzig Fuß hoch ist, und dessen Blättern den Senesblättern gleichen. Das Holz davon ist sehr hart, dicht, schwer und viel weißer, als irgend ein Holz in Europa. Es ist von einem so schönen Kerne, daß es zu allen Arten von eingelegeten gebräuchet werden kann. Dieser Baum findet sich nur auf der Landenge.

Braune Zam-  
marinden und  
unächter Zim-  
met.

Die braunen Zamarinden sind daselbst sehr stark und sehr hoch. Sie wachsen an den Flüssen in sandigem Erdreiche. Der unächte Zimmtbaum ist in allen Theilen des Landes gemein, und trägt eine Frucht, die zu nichts gebräuchet wird, deren Schote aber wie Zimmt ist, in einer viel kürzern und dickern Schote, als der Bohnen ihre.

Die dornichten Bambue wachsen in allen Theilen der Landenge. Wasser verwehret sie mit den Dornsträuchen oder dem Gehäue, welche machen, daß man in den Gegenden nicht fort kann, die damit bedeckt sind. Eine einzige Wurzel, saget er, bringt auf zwanzig oder dreyßig Zweige hervor, welche durch sehr scharfe Spitzen vertheidiget werden. Man sieht wenig von diesen Stauden in den Inseln: von dem hohlen Bambu aber sieht man daselbst gar keine, obgleich diese Art auch auf dem festen Lande sehr gemein ist. Sie daselbst bis auf dreyßig und vierzig Fuß hoch wachsen und eine gemäße Höhe haben. Der Stamm hat von einem Raume zum andern Knoten, welche zwölf bis funfzehn Pinten Wasser enthalten würden. Man brauchet diesen Baum zu vielerley. Seine Blätter sind den Hollunderblättern nicht unähnlich.

Anmerkun-  
gen wegen der  
Manglebäu-  
me.

Man würde von den Manglebäumen, die auf der Erdenge eben so gemein, als in den benachbarten Landen sind, und die daselbst durch die ordentliche Verwickelung ihrer Zweige eben so viel Verwirrung verursachen, nichts sagen, wenn nicht Wasser wegen seiner beschwerlichen Art Bäume zu Anmerkungen machete, die sich bey keinem andern beschreibet finden. Die eine ist, daß die Rinde der Manglen, die in dem Salzwasser wachsen, roth ist, und zum Leberfärben dienen kann; die andere, daß die unter dem

Quinquina so berühmte peruanische Rinde von eben der Art ist. „Auf der letzten Reise, sa- Naturgesch. der americ. Landenge.  
 „get er, die ich nach dem Hafen Urica gethan habe, sah ich daselbst eine Caravane von et-  
 „wan zwanzig Maulseln ankommen, die mit dieser Rinde beladen waren. Als einer von  
 „meiner Gesellschaft gefraget hatte, wo solche herkäme: so wies uns der Spanier, welcher  
 „die Caravane führte, mit dem Finger hohe sehr weit vom Meere entlegene Gebirge und  
 „antwortete, diese Waare käme aus einem großen See süßes Wassers, welcher hinter einem  
 „von diesen Gebirgen wäre. Ich untersuchete die Rinde mit Aufmerksamkeit und ich sage-  
 „te zum Spanier, das ist Manglerinde. Er antwortete mir in seiner Sprache, sie wäre  
 „von den süßen Wassermanglen oder von einem kleinen Baume von eben der Art. Wir  
 „nahmen einige Päckchen von dieser Rinde mit; und ich habe in Virginien erfahren, daß es  
 „wirklich Manglenrinde war.,, x).

Die Landenge hat zweyerley Pfeffer; die eine Art wird in der Landessprache Glo- Zweyerley Pfeffer von der Landenge.  
 Kerpfeffer und die andere Vogelpfeffer genannt. Die beyden Arten sind daselbst in glei-  
 chem Ueberflusse und die Frucht von zweo Stauden. Die Indianer brauchen sie sehr, vor-  
 nehmlich die zweyte Art, welche sie der erstern vorziehen.

Unter vielem Färbeholze giebt es auch ein rothes, wovon Wasser glaubet, wir könnten Vortreffliches Färbeholz.  
 vielen Vorthheil daraus ziehen. Diese Bäume wachsen in großer Menge, saget er, gegen  
 die Nordküste an einem Flusse, welcher von den Sambaleuinseln herkömmt, drittheil  
 Meilen von dem Meere. Er redet als ein Augenzeuge davon. Ihre Höhe ist dreyßig  
 bis vierzig Fuß. Die Rinde ist rauh und sehr ungleich. Kaum ist das Holz gefällt,  
 so scheint es rothgelb zu seyn. Die Indianer vermischen es mit einer Art Erde, die sie  
 in dem Lande haben, und färben die Baumwolle zu den Hamacken und zu ihren Röcken da-  
 mit. Dieses Holz und diese Erde dürfen nur zwey Stunden zusammen in klarem Was-  
 ser kochen, wenn es so roth werden soll, wie Blut. „Ich habe die Probe davon ge-  
 „macht, setzet Wasser hinzu. Ich tunkete in dieses Wasser ein Stück Baumwolle, wel-  
 „ches sehr roth wurde. Es bleichere zwar ein wenig aus, als ich es wusch: ich schrieb  
 „mir aber die Schuld davon zu; und ich hielt dafür, ich hätte es an etwas ermangeln  
 „lassen, um die Farbe beständig zu machen; denn es ist gewiß, daß das Wasser diese Farbe  
 „nicht vertilgen kann.,,

In den Gegenden um Carthagena sind die größten und dicksten Bäume der Caobo Die größten Bäume des Landes Carthagena.  
 oder Acaju, die Ceder, der Balsambaum, der Marienbaum und die Palmen. Das Holz  
 der erstern dienet, Canote daraus zu machen, und vornehmlich Champanen, welche eine  
 Art Barken sind, die von den Einwohnern zu ihrem Handel längst der Küste und längst  
 den Flüssen gebraucht werden. Man sieht daselbst zweyerley Cedern; die einen sind  
 weiß, die andern röthlich, die am höchsten geschäzet werden. Der Balsambaum und  
 der Marienbaum tröpfeln einen harzigen Saft von verschiedener Art. Der eine heißt  
 Marienshl und der andere Toluier Balsam, von einem Dorfe, wo dieser Baum im  
 Ueberflusse wächst. Die Palmenbäume, welche ihre buschichten Häupter auf dem Ge-  
 birge erheben, machen daselbst eine sehr angenehme Aussicht. Man unterscheidet ihrer  
 vielerley Arten, die dem Ansehen nach wenig unterschieden, wegen des Unterschiedes ihrer  
 Früchte aber merkwürdig sind; ob sie gleich fast alle eine Art von Weine geben, welcher  
 das

c) Ebendas. a. d. 114 S.

**Naturgesch.** das ordentliche Getränk der Indianer des Landes ausmacht. Der beste ist derjenige, den man aus der königlichen Palme und dem Corozo zapfet. Nachdem er fünf oder sechs Tage gezeihen, so schäumet er wie der Champagner. Er ist angenehm, scharf und wird bald zu veräuschen. Sein Fehler ist, daß er gar zu bald sauer wird, welches einen Aufbruch nöthiget, frischen zu machen.

**Carthagenische Habilla** von den Gebirgen in Carthagenen haben fast die gleiche Art des Eisens. Man findet auch daselbst eine Menge Bujufen oder Bindweiden, die sehr biegen lassen und geschickt sind, Bänder daraus zu machen. Sie wachsen auch in andern Theilen von America: sie sind aber hier viel mannichfältiger in ihren Arten. Man unterscheidet eine darunter, deren Frucht vorzugsweise, carthagenische Habilla oder Carthagenische heißt. Sie ist in der That eine Art von Bohne, einen Zoll breit und neun Linien lang, flach und beynähe wie ein Herz gestaltet. Ihre Schote ist weißlich, hart und rauh, obgleich dünn. Sie enthält einen Kern, der von der ordentlichen Mandel wenig unterschieden ist, nicht so gar weiß, und sehr bitter ist. Man versichert, sie sey das vortrefflichste Gegengift wider allerhand Schlangenbisse. Man darf nur unmittelbar darauf, wenn man verletzt ist, davon essen, um den Fortgang des Giftes aufzuhalten, und um alle Wirkungen desselben zu vertreiben. Es ist auch ein Verwahrungsmittel dafür; und diese Meynung ist durchgängig angenommen, daß die Jäger und Arbeitsleute niemals auf die Gebirge gehen, wenn sie nicht vorher ein wenig davon zum Frühstücke genommen. Darauf so gehen sie hin und arbeiten, als wenn diese Vorsicht machete, daß sie nicht könnten verwundet werden. Die carthagenische Habilla ist im höchsten Grade hitzig. Man ist auch so wenig gewohnt, daß die ordentliche Dosis nur der vierte Theil von einer Nuß ist; und wenn man sie genommen hat, so muß man sich hüten, daß man nicht so gleich einiges Getränk darauf trinkt, welches erhitzen kann. Don Anton von Ulloa giebt hier sein eigenes Zeugniß zum Beweise dafür an, wie man schon anderswärts gesehen hat d).

**Bereisung wegen anderer Gewächse.** Man übergeht hier auch seine Nachricht von der Senstiva oder empfindlichen Pflanze, welche in diesen Gegenden sehr häufig wächst und sonderlich zu Guayaquil hoch wird. Wie das Maizbrodt Bollo und das Wurzelbrodt Cassave oder Cassava gemacht wird, ist aus ihm ebenfalls bereits angezeigt worden e), wo man zugleich Anmerkungen von dem Gebrauche des Maizenbrodtes, den Camoren, den dreyerley Arten der Potanen, den Papaien und Guanabanen und der Art von Limonien, die man Sutiles nennt antrifft.

**Landtoback.** Es wächst auf der Landenge Toback: die Europäer aber finden ihn nicht so stark, als die Indianer in Virginien. Dieses schreibt Wasser nur bloß der Trägheit der Indianer zu, die ihn nicht zu warten und ihn niemals verpflanzen. Sie lassen es dabey bewenden, daß sie ihn in ihren Pflanzungen säen. Die Natur mag weiter für ihn sorgen, und sie warten nur so lange, bis er trocken ist, um ihm seine Blätter abzunehmen, welche sie in zwey bis drey Fuß lange Rollen zusammen rollen, in deren Mitte sie ein kleines Loch lassen. Wenn sie in Gesellschaft zu rauchen wollen: so zündet ein kleiner Junge ein Ende von der Rolle an, und benetzt das andere Ende, um zu verhindern, daß es nicht so hurtig wegbrennt. Der Tobackraucher nimmt das benetzte Ende in seinen Mund, wie man eine Tobackspfeife hinein nimmt. Er bläst

Art der Indianer, ihn zu rauchen.

d) Im IX Bande dieser Sammlung a. d. 42 S.

e) Ebendas. a. d. 59 u. ff. S.

f) Lionnel Wassers Reise a. d. 179 S.

das Loch und treibt den Rauch denjenigen in das Gesicht, die um ihn sitzen. Ein jeder hat unter der Nase einen kleinen Trichter, welcher ihm dienet, solchen zu empfangen; und sie ziehen ihn über eine halbe Stunde lang wollüstiger Weise ein. Naturgesch. der americ. Landenge.

2. Thiere.

Anmerkung über das Erdreich auf der Landenge: dentliche Kaninchen. Füchse. Armadilla. ge. Wilde Schweine. Bares. Roth Wild: Viele Statten. Der Perico ligero. Igua- pret. Hunde auf der Landenge. Außeror: na.

Einmal Wasser, dessen Zeugniß von den Eigenschaften der Landenge vielen Vorzug verdienet, weil er solche durch einen langen Aufenthalt bey den daselbst wohnenden Indianern erkannt hat, versichert, es finde sich daselbst eben keine große Mannichfaltigkeit an Thieren; weil aber das Erdreich allda sehr fruchtbar wäre: „so käme es nur darauf an, daß man einen ansehnlichen Theil davon, welcher aus Gehölzen bestünde, umackerte, um vortreffliche Viehweiden daraus zu machen, auf welchen sich alle Arten von europäischem Viehe so mästen würden, daß man sich darüber würde wundern müssen.“ Indessen beklaget sich doch Don Ulloa, wie man anderwärts gesehen hat g), daß das Rindfleisch daselbst nicht sehr gut sey, wiewohl er dagegen dem Schweinefleisch desto mehr Lob beyleget.

Man findet auch auf der Landenge besonders eine große Anzahl von derjenigen Art Eber oder wilden Schweinen, welche die Indianer Peccaris nennen. Sie sind, nach Waters Bericht, wie die Schweine in Virginien gestaltet. Ihre Farbe ist beständig schwarz. Sie haben kleine Beine, welche sie aber nicht hindern, sehr geschwind zu laufen. Das Sonderbarste an dem Peccari ist, daß es den Nabel oben auf dem Rücken hat, anstatt daß es ihn unter dem Bauche haben sollte; und wenn man nur, nachdem es erlegt worden, ein wenig säumet, ihm solchen auszuschneiden, so verdirbt das Fleisch in zwey bis dreyen Stunden dermaßen, daß es nicht kann gegessen werden. Schneidet man hingegen gleich den Nabel heraus: so erhält es sich viele Tage lang sehr frisch. Sonst ist es sehr nahrhaft, gesund und von gutem Geschmacke. Diese Thiere gehen ordentlicher Weise in Rudeln oder heerdenweise. Die Indianer jagen sie mit ihren Hunden und tödten sie mit Lanzen oder Bogen. Sie haben eine andere Art von wilden Schweinen, die sie Vares nennen. Es ist solche mit sehr dicken Borsten bedeckt und hat große Hauer und kleine Ohren. Es ist ein wildes Thier, welches alle die andern Thiere angreift. Man jaget es wie den Peccari, und sein Fleisch wird eben so hoch geschätzt. Es hat den Nabel nicht auf dem Rücken h).

Man trifft in den Gehölzen der Landenge eine ziemlich große Menge roth Wildpret an, welches unsern Damhirschen sehr ähnlich ist. Die Indianer jagen es nicht allein niemals, ob gleich das Fleisch davon vortrefflich ist; sondern sie wollen auch aus einem unbekanntem Aberglauben nicht davon essen; und wenn sie Hörner davon finden, welche diese Thiere zu gewissen Zeiten abwerfen, so heben sie solche sorgfältig auf.

Die Hunde von der Landenge sind sehr klein und übelgebildet. Sie haben ein rauhes und langes Haar. So viel Fleiß man auch anwendet, sie zur Jagd abzurichten: so dienen sie

g) Im IX Bande dieser Sammlung a. d. 44 S.

h) Don Ulloa redet von einer andern, welche die Indianer Sajones nennen, jaget er.

**Naturgesch.** sie doch nur, das Wild aufzujagen; und von vierhundert Thieren, die sie in einem Tage  
**der americ.** auftreiben, fangen sie nicht ihrer viere im Laufe. Wenn sie solche aber in eine Enge treiben,  
**Landenge.** so halten sie solche darinnen treulich besetzt, so lange bis die Jäger kommen.

Die Kaninichen des Landes sind von den unserigen unterschieden, nicht allein in An-  
**Kaninichen.** sehung ihrer Größe, welche der Hasen ihrer gleich kommt, sondern auch noch in Ansehung  
 der Ohren, die sehr kurz bey ihnen sind, und der Nägel, die sie sehr lang haben. Sie ha-  
 ben keinen Schwanz. Sie machen sich niemals Löcher. Ihr Aufenthalt ist unter den  
 Wurzeln der Bäume. Die Indianer lieben ihr Fleisch, und Wasser rühmet die Vortreff-  
 lichkeit desselben. Er hat keine Hasen auf der Landenge gesehen.

Die große Menge Affen und deren verschiedene Arten; die Füchse und deren besondere Ei-  
**Füchse.** genschaften; wie auch das Thier Armadillo, für dessen Vertheidigung die Natur auf eine  
**Armadillo.** eigene Art gesorget hat, sind bereits vom Don Ulloa angeführet worden i).

Man findet auf der Landenge keine andere Ziegen, und keine andere Schöpfe, als die-  
**Menge Ratten.** jenigen, die man aus Spanien dahin bringt; und diese Thiere haben sich niemals daselbst  
 vermehren können. Die Ratten und Mäuse fallen daselbst durch ihre Gefräßigkeit, und  
 durch ihre Anzahl sehr beschwerlich. Ihre Farbe ist grau und ihre Dicke außerordentlich. Ein  
 Wurf Ragen, (saget Wasser k), würde ein schönes Geschenk seyn, das man den Indianern  
 machen könnte. Hieraus läßt sich urtheilen, daß die Himmelsluft zu ihrer Vermehrung  
 auch nicht sehr vortheilhaft seyn müsse; weil es nicht wahrscheinlich ist, daß die Spanier  
 nicht jemals welche sollten dahin gebracht haben. Eben der Reisende erzählt: als er auf  
 den Sambaleninseln gewesen und denen Indianern, die ihm gut gedienet hatten, seine Er-  
 kenntlichkeit durch einige Geschenke bezeugen wollen, so haben sie nichts anders verlangt, als  
 eine Kage, die er am Borde hatte.

**Der Perico**  
**ligero.**

An der Seite von Porto Vello findet man ein Thier, wovon man glauben sollte, daß  
 es schon unter dem Namen des Trägen in der Naturgeschichte von Mexico beschrieben wor-  
 den, wenn nicht einige sonderbare Eigenschaften, die man nicht dabey bemerkt hat, mehr,  
 als der Unterschied des Namens, einen bewegeten, zu glauben, es sey hier nicht eben dasselbe,  
 oder die erste Beschreibung verlange einen Zusatz. Man nennet es hier Perico ligero l),  
 mit einem ironischen Namen, um seine überaus große Langsamkeit anzuzeigen. Es hat die  
 Gestalt eines Affen von mittelmäßiger Größe: es ist aber von einer weit garstignern Häßlich-  
 keit. Seine Haut ist runzelicht und braungrau. Seine Pfoten und Beine sind fast ganz  
 ohne Haare. Es hat einen solchen Abscheu vor der Bewegung, daß es den Platz nicht ver-  
 läßt, wo es sich befindet, als bis es durch den Hunger dazu gezwungen wird. Der Anblick  
 der Menschen und der wilden Thiere scheint es nicht zu erschrecken. Wenn es sich bewegt:  
 so ist jede Bewegung mit einem so kläglichen Geschreye begleitet, daß man es nicht ohne eine  
 Vermischung von Mitleiden und Schrecken anhören kann. Es bewegt so gar nicht einmal  
 den Kopf, ohne diese Zeugnisse des Schmerzens, welche vermuthlich von einer natürlichen  
 Zusammenziehung seiner Nerven und Muskeln herrühret. Seine ganze Vertheidigung be-  
 steht in diesem kläglichen Schreyen. Es unterläßt nicht, die Flucht zu nehmen, wenn es  
 von einem andern Thiere angegriffen wird. Wenn es aber flieht: so verdoppelt es eben das  
 Schreyen so heftig, daß es seinen Feind genugsam erschrecket oder verwirret machet, um ihn  
 zu

i) Im IX Bande dieser Sammlung a. d. 45 S.

k) In seiner Reisebeschreibung a. d. 125 S.

l) Das heißt, der Käufer Peterchen.

m) Des Don Ulloa Reise nach Peru 1 Th. 2 B. 56.



zu bewegen, daß er abstehe, es zu verfolgen. Es fährt fort, zu schreyen, wenn es still hält, gleich als wenn die Bewegung, die es gehabt hat, ihm grausame Schmerzen hinterlasse. Bevor es sich wieder auf den Weg macht: so bleibt es lange Zeit unbeweglich. Dieses Thier lebet von wilden Früchten. Wenn es keine auf der Erden findet: so steigt es mit großer Beschwerlichkeit auf einen Baum, den es am meisten damit beladen sieht. Es wirft so viel herunter, als es nur kann, um sich die Mühe zu ersparen, wieder hinauf zu steigen. Wenn es seinen Vorrath eingesammelt hat: so wickelt es sich wie ein Knäuel zusammen und fällt von dem Baume, damit es nicht die Mühe habe, herunter zu steigen. Darauf bleibt es so lange unten, bis es seine Lebensmittel verzehret hat, und der Hunger es nöthiget, andere zu suchen *m*).

Naturgesch.  
der americ.  
Landenge.

Von dem berühmten Thiere Iguana, welches zugleich im Wasser und auf der Erde lebet, und auf der Landenge und in den benachbarten Provinzen da herum für ein Leckerbissen gehalten wird, ist bereits an einem andern Orte ausführlich gehandelt worden *n*).

Iguana.

### 3. Vögel, Ungeziefer und Gewürme.

Wo die meisten davon beschrieben sind. Der Chicaly Art Hühner. Seevögel. Unschädliche Speicaly. Der Corrosu. Die Indianer ahmen seinem Gesange nach. Art Rebhühner. Zweyerley Arten von Bienen. Geflügelte Ameisen.

Der Vögel in diesem heißen Himmelsstriche sind eine so große Anzahl, und von so mancherley Arten, daß man noch keinen Reisebeschreiber findet, der es unternommen hätte, eine genaue Beschreibung derselben zu geben. Das allermeiste indessen, was unter diesem Artikel gesammelt worden, ist aus dem Don Ulloa genommen, dessen Nachrichten man, wie schon oft gedacht ist, andernwärts unverstümmelt geliefert hat. Man verweist also die Liebhaber abermals dahin *o*), und will hier nur dasjenige noch nachhohlen, was denselben etwas zur Ergänzung dienen könnte.

Wo die meisten davon beschrieben sind.

Der Chicaly, dessen Federn roth, blau und weiß gemischt und so schön sind, daß die Indianer ihren schönsten Schmuck daraus machen, hat den Gesang eines Guckgucks und noch etwas traurigers in dem Klange. Er ist ein großer und langer Vogel, welcher seinen Schwanz beständig gerade trägt, und sich auf den Bäumen hält, da er von einem auf den andern fliegt, ohne daß er fast jemals auf die Erde kömmt. Er nährt sich von Früchten. Sein Fleisch ist schwärzlich, aber von gutem Geschmacke.

Chicaly.

Die Quamen, die Corrosu, die Pelicane, die blauen und grünen Papagene, die Paraquiten, die Macae und die meisten andern Vögel, welche man bey der Beschreibung von Mexico genannt hat, sind auch auf der Landenge gemein. Wasser macht eine besonders merkwürdige Abschilderung von dem Corrosu. Es ist ein großer, schwarzer und schwerer Landvogel, von der Größe eines indianischen Huhnes: das Weibchen aber ist nicht so schwarz, als das Männchen. Außerdem hat er auf dem Kopfe ein schönes Büschel von gelben Federn, welches er nach seinem Belieben beweget. Sein Hals ist wie eines calcutischen Huhnes feiner. Er lebet auf den Bäumen und nährt sich von Früchten.

Der Corrosu.

*n*) Im IX Bande dieser Sammlung a. d. 55 S.

*o*) Man findet sie im IX Bande dieser Sammlung a. d. 46 u. ff. S.

**Naturgesch.** Die Indianer haben so viel Vergnügen an seinem Gesange, daß sie sich befeßigen, solchen nachzumachen; und es gelingt ihnen auch meistens in einer so großen Vollkommenheit, daß sich der Vogel darinnen irret, und ihnen antwortet. Diese List dienet, ihn zu entdecken, und ausfänglich zu machen. Man ißt sein Fleisch, ob es gleich ein wenig hart ist. Wenn aber die Indianer einen Corrosu gegessen: so unterlassen sie niemals, die Knochen derselben zu vergraben oder in einen Fluß zu werfen, damit ihre Hunde solche nicht bekommen, als welche, ihrem Vorgeben nach, toll davon würden, wenn sie solche fräßen.

**Art Rebhühner.** Man findet auf der Landenge einen röthlichen Vogel, welcher einem Rebhuhne ziemlich ähnlich ist, aber viel längere Beine und einen noch kürzern Schwanz hat, und auf der Erde hinläuft, ohne sich fast jemals seiner Flügel zu bedienen. Das Fleisch derselben ist vortreflich.

**Zweyerley Hühner.** Die Indianer haben um ihre Hütten herum eine große Anzahl zahngemachter Hühner, von zweyerley Art. Die einen haben so, wie die unserigen, alle zusammen eine Koppe oder ein Büschel Federn auf dem Kopfe und ein sehr mannichfältiges und buntes Gefieder. Die andern sind viel kleiner, haben einen Kreis von Federn um die Beine, einen sehr dicken Schwanz, den sie aufgerichtet tragen, und schwarze Spitzen an den Flügeln. Diese zweyte Art vermengt sich nicht mit der erstern, und krähet ein wenig vor Tage, wie unsere Hühner. Sie entfernen sich niemals von den Wohnplätzen. Das Fleisch und die Eyer dieser beyden Arten von Hühnern sind eine vortrefliche Speise. Sie sind sehr fett, weil die Indianer ihnen reichlich Maiz zu fressen geben.

**Seevogel.** Um die sambalischen Inseln herum und an der Küste der Landenge, besonders an der Nordseite, sieht man beständig eine unendliche Menge Seevogel. Es giebt ihrer auch nicht weniger gegen Abend an der Küste des Südmeeres: an der mittäglichen Küste aber sieht man ihrer wenig, wenigstens in Vergleichung gegen die Nordseite. Wasser führet zur Ursache davon an, weil die Panamabay lange nicht so fischreich ist, als die See um den Sambalen, auf welcher man insbesondere eine Menge von Pelicanen sieht. Dieser Vogel ist hier von demjenigen nicht unterschieden, dessen Beschreibung man schon mitgetheilet hat.

**Unschädliche Speise von dem Caracol Soldado.** Unter allen den beschwerlichen Insecten auf der Landenge ist der Caracol soldado oder die Soldatenschnecke eines der gefährlichsten, wie solches schon Don Ulloa bey dessen Beschreibung mit angemerket hat <sup>p</sup>). Indessen saget doch Wasser, welcher dieses Insect nur auf den sambalischen Inseln gesehen hat, sein Schwanz sey eine sehr gute Speise, und eignet ihm einen zuckerhaften Marksgeschmack zu. Er sezet hinzu; es nähre sich von dem, was von den Bäumen falle; es habe unter dem Halse einen kleinen Sack, worinnen es einen kleinen Vorrath von Nahrung für sich verwahre; inwendig habe es noch einen andern, welcher mit Sande angefüllet sey; sein Fleisch werde ein Gift, wenn es von der Manzanilla gefressen, und viele Engländer, die ohne Vorsichtigkeit davon gegessen hätten, wären gefährlich krank geworden. Nach eben diesem Zeugnisse ist das Del von diesen Insecten ein vortrefliches Hülfsmittel für die Querschungen und Verrenkungen. „Die Indianer, saget er, lehren es uns. Wir haben es oftmals probiret; und wir sucheten diese Thiere nicht so wohl, um sie zu essen, als vielmehr das Del daraus zu machen, welches so gelb ist, wie „Wachs, und eben so dick wird, wie das Palmöl <sup>q</sup>).

<sup>p</sup>) Am angef. Orte a. d. 51 S.

<sup>q</sup>) Wasser am angef. Orte a. d. 126 u. 127 S.

Auf der Landenge giebt es Bienen und folglich auch Honig und Wachs. Wasser hat Naturgesch. zweyerley Arten von Bienen daselbst bemerkt. Die einen sind dick und kurz, von röthli- der americ. cher Farbe; die andern schwarz, lang und dünn. Sie machen ihr Honig in den hohlen Landenge. Baumstämmen, wo die Indianer ihre Arme hinein stecken, um es heraus zu hohlen, und sol- che mit diesen kleinen Thieren ganz bedeckt wiederum herausziehen, welche niemals stechen. Ich wollte daraus gern schließen, saget dieser reisende Engländer, daß sie keine Stacheln ha- ben: allein, ich habe die Wahrheit davon nicht recht erforschen können. Die Indianer vermischen das Honig mit Wasser, ohne weitere Zubereitung, und machen sich einen sehr ab- geschmackten Trank daraus. Das Wachs gebrauchen sie gar nicht, und bedienen sich da- für lieber eines leichten Holzes, welches ihnen statt des Lichtes dienet r).

Zwo Arten von Bienen.

Sie haben viele Beschwerlichkeiten von den Ameisen auszustehen, welche nicht allein sehr dicke sind, sondern auch Flügel haben, deren sie sich bedienen, an den Seiten der Berge herum zu fliegen. Sie stechen heftig, vornehmlich, wenn sie in die Häuser kommen. Man hüter sich daher sorgfältig, sich auf die Erde zu legen; und die Indianer, welche reisen, un- terlassen daher niemals, den Boden genau zu betrachten, bevor sie ihre Hamacken an die Bäume binden. Alle Arten von gewirkten und gewebeten Waaren, die Leinenzewege, die seidenen, die goldenen und silbernen Zeuge haben andere Insecten zu Feinden, wovon man einige vom Don Ulloa angemerkt und beschrieben findet s).

Geflügelte Ameisen.

#### 4. Fische.

Der Tarpon. Der Vielkras. Seehund. Cavet. Der Eulpin. Muskeln. Fischerey der India- ly. Das alte Weib. Paracod. Der Gar. ner auf der Landenge.

Man hat bereits angemerkt, daß wenig Küsten einen so großen Ueberfluß an Fischen ha- ben, als die Nordküste der Landenge. Wasser hat oftmals Gelegenheit gehabt, die vornehmsten Arten derselben zu bemerken.

Der Tarpon, saget er, ist ein großer fester Fisch, welcher, wie der Lachs und Stock- fisch, in Stücke zerschnitten wird. Es finden sich einige darunter, die auf funfzig Pfund wiegen. Man zieht aus ihrem Fette eine gute Menge Thran.

Der Vielkras, welchen die Engländer Shark nennen, ist hier nicht so gemein, als auf den benachbarten Küsten: man sieht aber daselbst einen Fisch, der ihm ziemlich gleich kömmt, nur daß seine Schnauze viel länger und schmaler, und der Leib nicht so dick ist. Das Fleisch desselben ist auch viel zarter. Ohne uns seinen rechten wahren Namen zu sagen, setzet er nur hinzu, die engländischen Matrosen hätten ihn Sea-Dog, das heißt Seehund, genannt, und er hätte nur eine Reihe Zähne.

Der Cavelly ist um die sambalischen Eylande sehr gemein. Es ist ein langer, dünner Fisch und von einem vortrefflichen Geschmacke, welcher den Makrelen sehr ähnlich kömmt.

Das alte Weib ist daselbst ebenfalls sehr gemein und wird auch für ein vortreffliches Gericht gehalten.

Der

r) Ebendas. a. d. 140 S.

s) Man sehe den IX Band dieser Sammlung a. d. 52u. ff. S.

Naturgesch.  
der americ.  
Landenge.

Paracod.

Der Paracod ist rund, und von der Stärke eines großen Hechtes: er ist aber ordentlich Weise viel länger. Man findet ihn auch nirgends so gut, als auf dieser Küste. In dessen bemerkt man doch, daß es einige Derter giebt, wo man keine andere fängt, als die, die giftig sind. Wasser muthmaaset, es sey nichts anders daran Schuld, als was sie fressen. Er hat aber viele Personen gekannt, saget er, die, wenn sie davon gegessen haben, gestorben sind, oder die krank davon geworden, und denen die Haare ausgefallen, und die Nägel abgegangen sind. Er setzet hinzu, der Paracod führe auch gleich ein Gegengift bey sich. Dieses ist seine Rückgräte, die man in der Sonne trocknen läßt, und sie alsdann sehr fein zu Pulver stößt. Eine Messerspitze davon in einem Kranke eingenommen, heilet gleich auf der Stelle. Wasser machte einen glücklichen Versuch damit. Man versicherte ihn, wenn man die giftigen Paracoden von denen unterscheiden wollte, die es nicht wären, so dürfte man nur die Leber untersuchen. Wenn sie süß ist, so hat man nichts zu befürchten; und nur diejenigen sind gefährlich, bey denen sie bitter schmecket.

Der Gar.

Eben die Küste beut auch im Ueberflusse einen Fisch dar, welchen Wasser Gar nennt, und den man für den Degen oder die Becune halten sollte, wenn er seine Länge nicht auf zween Fuß einschränket. Er hat, saget er, auf der Schnauze einen Knochen, welcher ein Drittheil von seinem Körper lang ist. Er schwimmt oben auf dem Wasser fast eben so geschwind, als eine Schwalbe fliehet, mit beständigen Sprüngen; und da sein Knochen so spizig ist, daß er zuweilen die Canote durchbohret, so ist es für einen Schwimmer überaus gefährlich, wenn er sich auf seinem Wege befindet. Das Fleisch desselben ist vortreflich.

Sulpin.

Des Sulpins seines ist eben so gut. Dieses ist ein Fisch, der mit Stacheln versehen, und einen Fuß lang ist.

Muscheln.

Die stechenden Rochen, die Seepapegeye und die Congressen sind in so großer Zahl, daß die Leichtigkeit, sie zu fangen, das Vergnügen zu fischen mindert.

Alle Sambalen sind mit Muscheln besetzt. Diejenige, welche Wasser Conque nennt, ist groß, einwärts gewunden, an der Seite der Oeffnung flach, welche ihrer Dicke gemäß ist, auf ihrer ganzen Oberfläche höckericht, inwendig aber weit ebener und glatter, als die Perlmutter, deren Farbe sie auch hat. Sie enthält einen sehr schleimichten Fisch, den man nicht eher braten läßt, um ihn zu essen, als bis man ihn lange Zeit mit Sande gegart hat. Man klopset ihn auch sehr lange, weil er ein sehr festes Fleisch hat. Alle diese Mühe aber wird einem durch das Vergnügen reichlich vergolten, daß man ihn sehr leicht findet. Es giebt weder Aустern, noch Meerkrebse an der Küste der Landenge. Man sieht nur bloß zwischen den Felsen der Sambalen einige große Krebse, denen die beyden großen Scheeren fehlen, welche die Seekrebse ordentlicher Weise haben.

Flußfische.

Was die Flußfische auf der Landenge betrifft: so zweifelt Wasser, ob irgend ein Fender mehr Zeit, als er, auf deren Beobachtung gewandt habe. Indessen hat er doch noch lange nicht alle die Arten von Fischen in dem süßen Wasser erkannt, und beschreibet deren nur zwo. Die eine, saget er, gleicht unsern Rochen, ist schwärzlich, und voller Gräten, einen Fuß lang, sehr süß, und so gar von sehr gutem Geschmacke. Die andere Art ist sonderbarer, von der Gestalt eines Hechtes mit einem Kaninchenkopfe, in welchem die Zähne hineinstecken, und die Lippen voller Knorpel sind. Ihr Fleisch ist von einem angenehmen erlesenen Geschmacke.

Fischerey der  
Indianer an  
der Landenge.

Die Fischerey der Indianer geschieht mit großen Netzen von der Dünne des Wachsoder Grashalmen, welche unsern Wachtelgarnen ähnlich sind. In den schnellen Strömen

welche über Felsen gehen, schwimmen sie den Fischen nach, die sie mit der Hand in ihren Löchern ergreifen. Bey Nacht haben sie Fackeln von eben dem Holze, welches sie zu ihren Lichtern brauchen; und ihre Hirtigkeit, den Fisch zu fangen, welcher nach dem Lichte zukömmt, ist überaus groß. Ihre Art, ihn zuzurichten, ist, daß sie ihm die Gedärme ausnehmen, und ihn im Wasser kochen oder auf den Kohlen braten lassen. Sie essen ihn ohne andere Brühe, als von dem Salze aus dem Seewasser, welches sie selbst machen, indem sie das Wasser auf dem Feuer verräuchen lassen, und einer Menge von ihrem Pfeffer, welcher ihre allgemeine Würze ist.

Naturgesch.  
der americ.  
Landenge.

## Der II Abschnitt.

### Naturgeschichte des Landes Guayaquil.

Da alles, was in diesem Abschnitte von dem Herrn Prevost beygebracht worden, einzig und allein aus den Nachrichten des Don Ulloa genommen ist; man aber diesem Werke seine Reisebeschreibung schon ganz in ihrem Zusammenhange einverleibet hat: so findet man gegenwärtig nichts weiter allhier zu thun, als daß man seine Leser auf dieselbe zurück weist <sup>1)</sup>.

## Der III Abschnitt.

### Naturgeschichte von Peru und den benachbarten Landschaften.

Naturgesch.  
von Peru.

Verweisung wegen derselben. Kraut von Paraguay. Dessen Eigenschaften. Viel Stiere in Paraguan. Wilde Hunde, Bienen der mit-täglichen Landschaften. Allerhand Weine. Sperlingstraub. Schlangen. Jägerschlange. Kay-mane. Große Chamäkone. Hirsche, Anta, Wäme in Chaco. Thiere daselbst. Guanaco oder Wanetra. Zorillo. Quinquinchon. Tatu, Fische und Vögel in Chaco. Famacofo. Sperlinge verjagen Menschen. Ochsenfisch. Miranos. Puraque. Schildkroten und Krokodile in dem Amazonenflusse. Affen an demselben. Schlangen. Suglacuru. Vogel an dem Amazonenflusse. Art, die Papegeyen zu verschönern.

Cahuitahu. Der Trompeter. Condor. Tucan. Chinche. Wilde Enten am Rio de la Plata. Colibri oder Quinde. Wirkung des Giftes einer Klapperschlange. Kraut, das die Weiber fruchtbar macht. Contrayerva. Große Goldstübe. Versteinern des Wassers aus einer Quelle. Quecksilber, wie man solches ausbringt. Apyr marinus. Wassersalamander. Beschreibung einer Holoture. Wein in Chili. Früchte. Arzneypflanzen. Mancherley Vögel. Kräuter auf den Bergen bey Valparaiso, Fische. Puspo, ein außerordentliches Thier. Pacay und dessen Zuckererbsen. Sonderbare Blumen und Pflanzen. Curvi bey Buenos Ayres.

Ein großes Theil von denen allhier gesammelten Anmerkungen sind ebenfalls aus der so oft gedachten Reisebeschreibung gezogen worden, und werden unsern Lesern daher schon bekannt seyn, oder können doch von ihnen daselbst leicht nachgesehen werden <sup>2)</sup>. Um also nicht einerley zweymal zu sagen, verweisen wir sie dahin, wo sie bey jeder Landschaft auch dasjenige finden werden, was darinnen hervorkömmt, oder sonst in Ansehung der Naturgeschichte daselbst zu merken ist. Da aber auch aus andern Reisebeschreibern noch verschiedenes angehängt

Verweisung  
wegen dersel-  
ben.

<sup>1)</sup> Sie machet den ganzen IX Band dieser Sammlung aus, und die hieher gehörigen Anmerkungen findet man daselbst a. d. 138 bis 158 S.

<sup>2)</sup> Vornehmlich a. d. 219 u. ff. 262 u. ff. 323 u. ff. S. des IX Bandes dieser Samml.



Naturgesch. hängt ist, welches die Neugier oder Wissbegier eines Lesers und Liebhabers der Naturlehre  
von Peru. reizen und zufrieden stellen kann: so dürfen wir ihnen solches allhier nicht vorenthalten.

Kraut von  
Paraguay.

Man hat vielmals von dem Paraguaykraute, als dem vornehmsten Reichthume der Spanier und Indianer geredet x), welche zu der Provinz Paraguay entweder durch ihren Aufenthalt daselbst, oder durch ihren Handel dahin, gehören. Die Nachrichten von diesem Kraute muß man aus dem neuen Geschichtschreiber dieser Landschaft nehmen, weil man nichts genaueres und richtigeres zu finden vermuthen kann, indem er seine Nachricht selbst von den Missionarien des Landes erhalten hat. Alles davon ist merkwürdig, und so gar sein Eingang. „Man behauptet, saget er, daß der Absatz dieses Krautes anfänglich so beträchtlich gewesen, und eine so große Quelle des Reichthumes geworden, daß sich die Pracht und Schwelgeren bald bey den Eroberern des Landes eingeschlichen, die anfänglich genöthiget waren, nur mit dem bloßen nothdürftigen Unterhalte zufrieden zu seyn. Damit sie nun einen übermäßigen Aufwand bestreiten könnten, welcher von Tage zu Tage zunahm: so waren sie gezwungen, ihre Zuflucht zu denen Indianern zu nehmen, die sie durch ihre Waffen überwunden, oder die sich ihnen freiwillig unterworfen hatten, und woraus sie erstlich ihr Hausgesinde, und bald darauf ihre Sklaven machten. Weil man ihrer aber nicht schonete: so erlagen viele unter der Last ihrer Arbeit, welche sie nicht gewohnet waren, und noch mehrere unter denen übeln Begegnungen, womit man vielmehr die Erschöpfung ihrer Kräfte, als ihre Trägheit, bestrafete. Andere nahmen die Flucht, und wurden die unerböthlichsten Feinde der Spanier. Diese verfielen wieder in ihre erste Dürstigkeit, und wurden dadurch nicht arbeitsamer. Die Pracht und Schwelgeren hatten ihre Bedürfnisse vermehret. Sie konnten mit dem bloßen Paraguaykraute nicht mehr auskommen. Die meisten waren nicht im Stande, solches einzukaufen, weil der große Abgang desselben den Preis gesteigert hatte y),“.

Dieses Kraut, welches in dem mittäglichen America so berühmt ist, ist das Blatt von einem Baume, welcher die Größe eines mittelmäßigen Apfelbaumes hat. Sein Geschmack kömmt dem Geschmacke der Pappeln nahe, und seine Gestalt ist fast wie ein Drangblatt. Es hat auch einige Aehnlichkeit mit dem Blatte der peruanischen Coca: es wird aber in Peru selbst weit höher geschätzt, wo man viel hinbringt, vornehmlich nach den Bergen, und nach allen denen Orten, wo man in den Bergwerken arbeitet. Die Spanier halten es daselbst um so viel nothwendiger, weil der Gebrauch der Landweine all da schädlich ist. Es wird trocken und fast in Staub zerrieben, verführet. Man läßt das darüber gegossene Wasser niemals lange stehen, weil es solches so schwarz, wie Dinte machen würde. Man unterscheidet gemeinlich zweyerley Arten desselben, ob es gleich nur einerley Blatt ist. Die erste Art heißt Caa oder Caamini; und die zweyte Caacuys oder Yerva de Palos. Der P. del Techo z) aber behauptet, der allgemeine Namen sey Caa, und unterscheidet dreyerley Arten desselben, unter den Namen Caacuys, Caamini und Caaguazu.

Nach dem Berichte eben dieses Reisenden, welcher einen großen Theil seines Lebens in Paraguay zugebracht hat, ist das Caacuys das erste Knöpfchen, welches kaum anfängt  
sei.

x) Man sehe auch davon des Don Ullea Reise nach Peru I Abth. V B. 5 Cap. 209 S.

y) Histoire du Paraguay Tom. 1. p. 13.

z) Er ist bereits in den Reisen auf dem Flusse de la Plata angeführet worden.

seine Blätter zu entwickeln. Das Caamini ist das Blatt, welches seine völlige Größe hat, und wovon man die Rippen oder Strünke abzieht, ehe man es rösten läßt. Bleiben solche daran, so nennet man es Caaguazu oder Palos. Die Blätter, welche man gedörret hat, werden in Gruben verwahret, die man in die Erde gräbt, und mit einer Kuhhaut bedecket. Das Caacuys kann sich nicht so lange halten, als die beyden andern Arten, wovon man die Blätter nach Tucuman, Peru und so gar nach Spanien verführet. Es läßt sich aber schwer verführen. Man versichert, es habe dieses Kraut, wenn man es an Ort und Stelle trinkt, ich weis nicht, was für eine Bitterkeit, die es anders wo nicht hat, und welche seine Tugend wie seinen Werth vermehret. Die Art und Weise, wie man das Caacuys trinkt, ist, daß man ein Gefäß voll kochendes Wasser gießt, und das gepulverte und in einen Teig gebrachte Blatt hinein wirft. So wie es sich nun auflöset, schwimmt die wenige Erde, die noch darinnen geblieben seyn mag, oben, daß sie leicht kann abgenommen werden. Man setzet das Wasser darauf durch ein Tuch, und läßt es ein wenig stehen, da man es denn mit einem Röhrchen einsauget. Gemeinlich thut man keinen Zucker hinein: man mischet aber ein wenig Citronensaft oder gewisse Kügelchen von sehr lieblichem Geruche darunter. Wenn man es zum Brechen einnimmt: so gießt man ein wenig mehr Wasser darauf, und läßt es laulich werden.

Die größte Zubereitung dieses Krautes ist zu la Villa oder in dem neuen Villaricca, welches in der Nähe der Gebirge von Maracayu steht, die gegen Osten von Paraguay im fünften und zwanzigsten Grad fünf und zwanzig Minuten Südbreite liegen. Man rühmet diese Gegend, daß der Baum daselbst am besten fortkömmt. Er wächst aber nicht auf den Gebirgen, sondern in den sumpfigten Gründen, welche sie von einander absondern. Man hölet daraus für Peru bis auf hunderttausend Arroben, von fünf und zwanzig Pfund sechs Unzen schwer jede; und die Arrobe kostet sieben französische Thaler. Indessen hat doch das Caacuys keinen gesetzten Preis; und das Caamini wird noch einmal so theuer verkauft, als das Caaguazu. Die Indianer, welche sich in den Provinzen Uraguay und Parana unter der Regierung der Jesuiten gesetzt, haben daselbst Samen von diesem Baume gesät, den sie mit aus Maracayu gebracht, und der fast nichts aus der Art geschlagen ist. Die Samenkörner gleichen fast dem Epheusamen. Diese neuen Christen aber machen kein Paraguaykraut von der ersten Art. Das Caamini behalten sie zu ihrem Gebrauche, und das Caaguazu oder Palos verkaufen sie, um den Tribut zu bezahlen, den sie der Krone Spanien geben müssen.

Die Spanier glauben, in diesem Kraute ein Hülfsmittel, oder ein Verwahrungsmittel wider alle ihre Krankheiten zu finden. Niemand leugnet, daß es nicht öffne, und den Harn treibe. Man erzählet, daß in den ersten Zeiten, da es einige übermäßig zu sich genommen, es ihnen eine gänzliche Beraubung aller Sinne verursacht habe, wovon sie nur erst viele Tage nachher wieder zurück gekommen, es scheint aber gewiß zu seyn, daß es oftmals einander sehr entgegen gesetzte Wirkungen hervorbringt, als z. E. daß es bey denjenigen, die nicht schlafen können, den Schlaf erregt, und diejenigen aufwecket, die in eine Schlassucht gerathen; daß es nährend und abführend ist. Die Gewohnheit, dasselbe zu brauchen, machet es nothwendig; und oftmals hat man viel Mühe, sich in einem mäßigen Gebrauche desselben zu erhalten, ob man gleich versichert, daß die Uebermaasse be-  
traüben beyleget.

Naturgesch.  
von Peru.

Wo es am  
meisten zube-  
reitet wird.

Eigenschaften,  
die man ihm  
zuschreibt.

Naturgesch.  
von Peru.

Ungeheure  
Menge Kin-  
der in Para-  
guay.

Wilde Hun-  
de und andere  
Thiere.

Pferde und  
Maulthiere.

Bienen in den  
mittäglichen  
Ländern.

Baumwolle.

Eben der Geschichtschreiber hat auch Sorge getragen, dasjenige anzuführen, was Paraguay und einige benachbarte Provinzen noch sonst von Natur hervorbringen. In den weitläufigen Ebenen, sagt er, welche sich von Buenos Ayres bis nach Chili und gegen Süden erstrecken, haben sich einige Pferde und einige Kühe, welche die Spanier aus den Gefilden ließen, da sie bald nach Anlegung dieser Stadt solche wieder verließen, so überflüßig vermehret, daß man im 1628sten Jahre ein sehr gutes Pferd für zwei Mähnen und einen Ochsen nach Verhältniß bekommen konnte. Heutiges Tages muß eine ziemlich weit gehen, wenn man welche finden will. Vor dreißig Jahren aber fuhr doch noch kein Schiff aus dem Hafen von Buenos Ayres, welches nicht mit vierzig bis fünfzigtausend Rindshäuten beladen war. Man mußte ihrer auf achtzigtausend getödtet haben, um diese Anzahl zu liefern, weil alle Felle, die nicht gut, das ist von Stieren und von einem gewissen Maaße sind, nicht mit in den Handel kamen. Ein Theil von den Jägern nimmt auch nur, wenn es diese Thiere erlegt hat, die Zungen und das Fett, welches diesem Lande statt der Butter, des Oeles, des Speckes und des Schmalzes dienet.

Dieser Bericht giebt noch keinen richtigen Begriff von ihrer Vermehrung. Die Hunde, wovon eine sehr große Anzahl wild geworden ist, die Tiger und die Löwen reiben ihrer mehr auf, als man es sich einbilden kann. Man erzählet so gar, die Löwen waren ten nicht einmal so lange, bis der Hunger sie dazu nöthigte, daß sie Stiere und Kühe töd- teten; sondern sie machten sich einen Zeitvertreib daraus, sie zu jagen, und sie brachten zuweilen ihrer zehn oder zwölf um, wovon sie nur einen einzigen fraßen. Die größten Feinde dieser Thiere aber sind die Hunde. Es hat sich seit mehr als zwanzig Jahren der Preis des Leders und des Faltches zu Buenos Ayres um zwey Drittheile erhöht; und der Geschichtschreiber urtheilet, wenn die Rinder jemals aus diesem Lande verschwinden, so werde de solches vornehmlich durch den Krieg der Hunde wider sie geschehen, welche die Menschen saget er, verzehren werden, wenn sie keine Thiere mehr finden. Das Seltsamste ist, daß die Einwohner keine Vorstellung dieserwegen annehmen. Da ein Statthalter dieser Provinz einige Soldatencompagnien einmal ausgesendet hatte, diese grausamen Thiere zu jagen: so wurden sie nur durch beißende Spöttereien dafür belohnet. Man hieß die Soldaten nach ihrer Zurückkunft nicht anders, als Hundeschläger. Man hat sie auch schon dem nicht mehr vermögen können, dem Lande diesen Dienst zu leisten a).

Die Pferde werden mit Schlingen gefangen. Sie sind schön, und von einer Stü- tigkeith, welche ihre spanische Herkunft nicht verleugnet. Die Maulthiere sind in Para- guay eben so gemein, als in Tucuman, von daraus, wie man bereits angemerket hat, jährlich ihrer eine große Anzahl nach Peru gehen. Diese Thiere sind von großem Nutzen in denen Ländern, wo man so viel auf und ab zu steigen hat, und oftmals auf Wegen, die sehr schwer zu bähnen sind.

Man findet fast überall in den Wäldern dieser mittäglichen Provinzen Bienen, welche die hohlen Bäume zu ihren Stöcken nehmen; und man zählet ihrer auf zehn oder zwölf verschiedene Arten. Diejenigen, welche wegen der Weiße ihres Wachses am höchsten geschätzt werden, heißen Opemus. Ihr Honig ist auch viel lieblicher.

Die Baumwolle ist diesem ganzen Lande von Natur eigen; und der Baum, welcher sie trägt, wächst daselbst strauchweise. Er verlangt, jährlich beschnitten zu werden, wie der Weinstock. Seine Blüthe kömmt der gelben Tulpe nahe. Sie blühet im Christmonate und

a) Histoire du Paraguay Liv. I. a. d. 11 u. 12 S.

und Jenner auf. Drey Tage darnach verwelket sie, und wird trocken. Die Knospe, welche sie einschließt, hat im Hornunge ihre völlige Reife, und enthält eine sehr weiße Wolle von einer guten Beschaffenheit. Die Indianer aus genannten beyden Provinzen hatten angefangen, Hanf zu säen: sie fanden aber zu viel Schwierigkeiten dabey, ihn sichtbar zu machen; und die meisten haben ihn also nicht weiter gebauet. Die Spanier, welche beständiger darinnen gewesen, bedienen sich desselben sehr vortheilhaft.

Naturgesch.  
von Peru.

Außer dem Maize, dem Manioc, und den Pataten, welche in vielen Theilen dieser Provinzen sehr gemein sind, und wovon sich die Indianer vor der Ankunft der Europäer gemeiniglich nähreten; findet man daselbst viele Früchte, und verschiedene Kräuter, welche dem Lande eigen sind. Die Spanier, welche hier eben so, als in Peru, auf die eingemachten Sachen erpicht sind, machen aus einigen Früchten, die ihnen belieben, vortrefliche Confitüren. Einige haben daselbst Weinberge gepflanzet, aber mit ungleichem Erfolge. Zu Rioja und zu Cordua, zweyen Städten in Tucuman, machen sie viel Wein. Der zu Cordua ist dick, stark und steigt in den Kopf. Der zu Rioja hat diesen Fehler nicht: man bauet aber welchen zu Mendoza, einer zu Chili gehörigen Stadt, fünf und zwanzig Meilen von Cordua, welcher nicht viel geringer ist, als der spanische. Man hat an einigen Orten Weizen gesäet, um Kuchen und anderes Gebäckenes daraus zu machen.

Allerhand  
Weine.

Wenn dieses Land voller giftigen Kräuter ist, womit die Indianer ihre Pfeile vergiften: so findet man auch überall Gegengifte; und dergleichen ist besonders das Sperlingskraut, welches ziemlich große Gesträuche machet. Man belehret uns, woher es seinen Namen habe, und wie es bekannt geworden. Unter den verschiedenen Arten von Sperlingen, welche man in diesen Provinzen sieht, und wovon die meisten von der Größe unserer Amseln sind, unterscheidet man eine sehr hübsche Art, welche Macagua heißt. Dieses kleine Thier führet einen beständigen Krieg wider die Ottern, worauf es sehr begierig ist. So bald es eine gewahr wird, so verbirgt es seinen Kopf unter einem von seinen Flügeln, und bleibt in der Gestalt einer Kugel unbeweglich. Die Otter nahet sich, und da der Kopf des Macagua nicht so bedeckt ist, daß er nicht durch seine Federn sehen könne, so bewegt er ihn nicht eher, als bis er seinem Feinde einen Stoß mit dem Schnabel geben kann. Die Otter giebt ihm auch so gleich einen Stich mit der Zunge. So bald sich aber der Macagua verwundet fühlet: so frißt er von seinem Kraute, welches ihn den Augenblick heilet. Er eilet wieder zum Kampfe; und so oft er gestochen wird, nimmt er auch seine Zuflucht zu seinem Hülfsmittel. Dieses Spiel dauert so lange, bis die Otter, welche nicht eben dergleichen Hülfsmittel hat, alle ihr Blut verloren. Alsdann frißt der Sperling sie auf, und wenn er satt ist, so bedienet er sich noch einmal seines Gegengiftes.

Sperlings-  
kraut.

Tucuman und Paraguan ernähren eine außerordentliche Anzahl verschiedener Arten von kriechenden Gewürmen: es sind aber nicht alle Schlangen daselbst giftig. Sie sind den Indianern bekannt, welche sie mit der Hand lebendig fangen, und sich Gürtel daraus machen, ohne daß ihnen deswegen ein Zufall begegnet. Man findet welche von zwey und zwanzig Fuß lang, und nach Verhältniß dick, welche ganze Hirsche verschlingen, wenn man den Spaniern glauben will, welche vorgeben, daß sie davon Zeugen gewesen. Die Indianer versichern, sie paareten sich durch den Rachen, und die Jungen zernageten den Bauch der Mutter, damit sie herauskämen b); worauf die stärksten die schwächern aufsträßen.

Schlangen in  
Tucuman und  
Paraguay.

2 3

Wenn

b) Man sehe die Widerlegung dieses Märchens von dem Herrn Charcas in Dodarts Naturgeschicht. III Bände. a. d. 45 u. ff. S. nach der deutschen Ausgabe.

Naturgesch.  
von Peru.

Wenn solches nicht geschähe, saget ein berühmter Missionarius c); so würde man unaussprechlich den Angriffen dieser ungeheuern Gewürme ausgefetzt seyn. Unter denjenigen, welche aus Eiern geböhren werden, legen einige sehr große Eier, welche die Mütter ausbrüten.

Die Klapperschlange ist nirgends so gemein, als in Paraguay. Man beobachtet daselbst, daß, wenn ihr Zahnfleisch gar zu voll Gift ist, sie viel aussteht; daß sie alsdann, um solches los zu werden, alles angreift, was sie antrifft; und daß sie durch zween hohle Hakenzähne, die an ihrer Wurzel ziemlich breit sind, und spiß ausgehen, in den Theil, dessen sie sich bemächtiget, den Saft ausläßt, welcher ihr beschwerlich fällt. Die Wirkung ihres Bisses und vieler andern Schlangen aus eben dem Lande ist sehr schnell. Zuweilen bringt das Blut in großer Menge durch die Augen, die Naselöcher, die Ohren, das Zahnfleisch, und aus den Nägeln. Es fehlet aber nicht an Gegengiften dawider. Man brauchet vornehmlich einen Stein, den man **St. Paul** nennet, mit gutem Erfolge; den Bezoar und Knoblauch, welchen man kauen, und auf die Wunde leget. Der Kopf des Thieres selbst und dessen Leber, die man zur Blutreinigung ist, sind ein eben so gerühmtes Hülfsmittel. Indessen ist es doch das aller sicherste, daß man gleich auf der Stelle einen Schnitt in den gestochenen Theil thut, und Schwefel hineinleget, welches zuweilen zur Heilung schon genug ist.

Jägerschlangen.

Paraguay hat Schlangen, welche man Jäger nennet, die auf die Bäume steigen, um ihren Raub zu entdecken, und wenn sich solcher nähert, auf ihn herabschießen, ihn mit solcher Stärke drücken, daß er sich nicht bewegen kann, und ihn lebendig auffressen. Wenn sie aber ganze Thiere verschlungen haben: so werden sie so schwer, daß sie sich nicht mehr fortschleppen können. Man setzet hinzu, da sie nicht stets natürliche Hitze genug haben, so große Stücke zu verdauen, so würden sie umkommen, wenn ihnen die Natur nicht ein sehr sonderbares Hülfsmittel eingegeben hätte. Sie kehren den Bauch gegen die Sonne, deren Hitze ihn zum Faulen bringt. Es kommen Würmer hinein; und die Vögel, welche sich darauf setzen, nähren sich von dem, was sie wegbringen können. Die Schlange ermanget nicht, zu verhindern, daß sie nicht zu weit gehen, und ihre Haut wird bald wieder hergestellt. Es geschieht aber zuweilen, saget man, daß sie bey ihrer Wiederherstellung die Baumzweige mit einschließt, auf welchen das Thier gelegen hat: doch belehret man uns nicht, wie es sich von dieser neuen Beschwerlichkeit befreye d).

Viele von diesen ungeheuern Gewürmen leben von Fischen; und der P. von Montoya, von welchem diese Nachricht genommen ist, erzählt, er habe eines Tages eine Schlange gesehen, deren Kopf so dick, als ein Kalbeskopf, gewesen, und die an dem Ufer eines Flusses gefischt. Anfänglich, saget er, warf sie aus ihrem Rachen vielen Schaum, in das Wasser; darauf tauchete sie den Kopf hinein, und blieb einige Zeitlang unbeweglich. Auf einmal öffnete sie den Rachen, um eine Menge Fische zu verschlucken, die der Schaum herbey zu ziehen schien. Ein andermal sah eben der Missionarius einen Indianer von der größten Gestalt, welcher bis an den Gürtel im Wasser stand, und fischete, von einer Schlange verschlungen, die ihn den andern Tag wieder ganz von sich gab. Es waren ihm alle Knochen zermalmet, als wenn er zwischen zweenen Mühlsteinen gewesen wäre. Die Schlangen von dieser Art kommen niemals aus dem Wasser; und man sieht sie an be-

c) Der P. de Montoya in der schon angeführten geistlichen Eroberung.

d) Dieser Umstand hat so, wie das Folgende, ohne Zweifel das Zeugniß eines solchen Mannes nöthig.



nen Orten, wo der Strom schnell schießt, welche in dem Flusse Parana sehr häufig sind, mit dem Kopfe in der Höhe schwimmen, welcher bey ihnen sehr groß ist, wobey sie einen sehr breiten Schwanz haben. Die Indianer geben vor, sie begatteten sich, wie die Landthiere, und die Männchen griffen die Weibchen so an, wie man es von den Affen meldet. Der P. von Montoya wurde eines Tages gerufen, eine Indianerin beichten zu hören, welche von einem dieser Thiere, da sie am Ufer eines Flusses beschäftigt gewesen, keinen zu waschen, war angefallen worden und eine verübte Gewaltthätigkeit von ihm erlitten hatte. Der Missionarius fand sie an eben dem Orte liegen. Sie sagte zu ihm, sie fühlete es, daß sie nur noch einige Augenblicke leben würde; und sie hatte ihre Beichte kaum vollendet, so starb sie.

Naturgesch.  
von Peru.

Die Kaymanen sind hier von einer ungeheuern Dicke und haben eine Eigenschaft, die man an denen in Guayaquil nicht bemerkt. Sie haben nämlich unter den Vorderpfoten Beutel, die mit einer Substanz angefüllt sind, deren Geruch so stark ist, daß er sogleich in den Kopf steigt. Wenn sie an der Sonne getrocknet ist: so hat sie alle Süßigkeit des Muscus. Die Requine des Flusses la Plata sind auch viel größer, als die in den andern Flüssen. Sie lauern den Rindern auf, die dahin kommen zu saufen, packen sie bey der Schnauze an und ersticken sie.

Kaymanen und  
Requine.

Man sieht in einigen Gegenden dieser Provinz Chamäleone von einer sehr sonderbaren Art, weil man ihnen fünf oder sechs Fuß Länge giebt, ohne zu gedenken, daß sie ihre Jungen mit sich tragen, und den Nachen stets nach der Seite offen halten, wo der Wind herkömmt. Man setzet hinzu, es sey ein sehr sanftmüthiges Thier, aber erstaunlich dumm.

Sehr große  
Chamäleone.

Die Affen dieses Landes sind fast von Menschengröße, haben einen großen Bart und einen sehr langen Schwanz. Sie machen ein entsetzliches Geschrey, wenn sie von einem Pfeile getroffen worden, reißen ihn aus der Wunde heraus und schmeißen ihn wieder nach denjenigen, die sie verwundet haben.

Affen.

Die Füchse sind sehr gemein in Paraguay. An der Seite von Buenos Ayres haben sie vieles von den Hasen an sich, und ihr Haar ist von einer schönen Mannichfaltigkeit. Man versichert, es sey nichts so artig, als dieses Thier. Es ist so vertraut, daß es die Vorbeygehenden zu lieblosen kömmt. Sein Harn aber ist wie in den andern Theilen des mittäglichen America, von einem solchen Gestanke, daß man alles dasjenige ins Feuer werfen muß, was damit beneset ist.

Füchse.

Man unterscheidet zweyerley Arten von Tataren; die einen, welche von der Gestalt eines sechsmonatlichen Ferkleins sind, haben in dem Bauche eine Art von Perlmutter oder Muschel und eine andere in der Gegend der Nieren. Sie haben alle lange Schnauzen; die beyden vorder Pfoten dienen ihnen statt der Hände, und jede Pfote hat fünf Zehen.

Tataren.

Die Kaninichen des Landes, welche die Spanier Apercós nennen, haben fast keinen Schwanz und sind silbergrau. Eine Art, die man unterscheidet, ohne sie zu nennen, hat ein so kleines Maul, daß kaum eine Ameise hineingehen kann.

Apercós

Man kennet in eben diesen Provinzen dreyerley Arten von Hirschen. Die einen, welche fast von dem Wuchse der Ochsen sind, und ein Geweih mit vielen Enden haben, halten sich gemeiniglich in sumpfigen Orten auf. Andere, die etwas größer sind, als die Ziegen,

Dreyerley  
Arten-Hirsche.

thig, als der angeführte ist. Denn, wer wollte sich unterstehen, ein Mistrauen in die Glaubwürdigkeit eines Missionars zu setzen, welcher hier nur dasjenige berichtet, was er gesehen hat?

Naturgesch.  
von Peru.

Ziegen, äßen sich in den Ebenen. Die dritten sind nicht größer, als ein sechs monatlich Stier. Die Rehe in Paraguay haben fast nichts, was sie von den unserigen unterschiedet. Die Eber oder wilden Schweine, von denen man schon unter dem Namen der Pecarari geredet hat, haben, wie in dem ganzen übrigen America, den Nabel oder vielleicht eine Art von Luftloche auf dem Rücken. Ihr Fleisch aber ist hier so delicat, und so gesund, daß man es so gar den Kranken zu essen giebt. Die Damhirsche und Rehe gehen truppweise.

Anta.

Ein in diesem Theile des festen Landes sehr gemeines Thier ist eine Art von Büffel, welches man Anta oder Denta nennet. Es ist von der Größe eines Esels, dem es auch der Gestalt nach, sehr nahe kömmt, die Ohren ausgenommen, die bey ihm sehr kurz sind. Das Sonderbareste an ihm ist ein Rüssel, den es nach Belieben verlängert und verkürzt, und wodurch es Athem hohlet, wie man glaubet. Jeder von seinen Füßen hat dreyn Nägel, denen man eine allgemeine Kraft wider alle Arten von Gifte beygelegt; vornehmlich dienen an dem linken Vorderfüße, worauf es sich leget, wenn es sich übel befindet <sup>e</sup>). bedienet sich der beyden Vorderfüße, wie die Affen und Viber. Man hat bey ihm in der Bauche Bezoarsteine gefunden, die sehr hochgeschäset werden. Es beißt den Tag über das Gras und Kraut ab, und des Nachts frißt es eine Art von Thone, welchen es in den Morästen findet, wo es sich bey dem Untergange der Sonne hinbegiebt. Sein Fleisch ist sehr gesund und von dem Ochsenfleische nur darinnen unterschieden, daß es viel leichter zu zärter ist. Es hat eine so starke Haut, daß man glaubet, es könne keine Flintenkugeln durchgehen, wenn sie trocken ist. Die Spanier machen auch Casquete und Kürasse daraus. Die Antajagd ist sehr leicht: sie geschieht aber nur des Nachts. Man wartet, bis diese Thiere in ihrem Lager sind, wohin sie sich gemeinlich truppweise begeben. Wenn man sie kommen sieht; so geht man ihnen mit brennenden Fackeln entgegen, welche blenden; und indem sie über einander herfallen, so schießt man mit so glücklichem Erfolge auf sie, daß man beym Tageslichte gewiß ihrer viele entweder todt oder gefährlich verwundet auf die Erde gestreckt findet.

Bäume in  
Chaco.

Die Landschaft Chaco, wovon man eine besondere Beschreibung gegeben hat, ist mit weitläufigen Wäldern bedeckt, wovon einige kein anderes Wasser haben, als was sich in den hohlen Bäumen befindet. Die Hitze sollte natürlicher Weise übermäßig heftig seyn, und das um so vielmehr, weil die Luft daselbst sehr warm und trocken ist. Allein der Südwind, welcher alle Tage daselbst wehet, bringt eine kühle frische Luft dahin. In den mittäglichen Theilen erfährt man zuweilen eine sehr scharfe Kälte. Die Bäume sind daselbst von sonderbarer Schönheit längst an einem kleinen Flusse, Sinta genannt, findet man Cedern, die an Höhe aller andern Länder ihre übertreffen; und an der Seite der besten Stadt Guadacazar sieht man ganze Wälder, darinnen die Stämme über drey Klafter im Umfange haben.

Die Quinaquina ist daselbst sehr gemein. Es ist ein großer Baum, dessen Holz roth, und von einem angenehmen Geruche ist, und woraus ein wohlriechendes Harz tropft. Seine Frucht ist eine große, sehr harte Bohne, die wegen ihrer medicinischen Kräfte berühmt ist. Eben dieses Land hat zehn bis zwölf Meilen lange Wälder, die einzig

<sup>e</sup>) Man liest in den Memoires de Trevoux Originalen in Canada sehr ähnlich.

<sup>f</sup>) Wenn es nicht eine andere Art ist; so

allein aus großen Palmbäumen bestehen. Der Kern dieser Bäume mit seinem Marke ge- Naturgesch.  
 kocht ist eine gesunde Speise und von sehr gutem Geschmacke. Diejenigen, welche längst von Peru.  
 dem Pilco. mayo wachsen, sind eben so hoch, als die großen Cedern.

Der Rival ist ein Baum, der mit breiten und harten Dornen ganz besetzt ist, des-  
 sen Blätter, wenn sie gekaut worden, für ein allgemeines Hülfsmittel wider alle Augen-  
 krankheiten gehalten werden. Seine Frucht ist süß und angenehm.

Das Land Chaco hat zweyerley Arten von Gayac, wovon dasjenige am höchsten ge-  
 schäget wird, was die Spanier Santo Palo nennen.

Die Löwen in dieser Provinz haben rothes und sehr langes Haar. Sie sind ziemlich Thiere dar-  
 sanftmüthig und gar so furchtsam, daß sie auf das Bellen eines Hundes die Flucht neh- innen.  
 men, und, wenn sie nicht auf einen Baum klettern können, sich fangen lassen. Die Zi-  
 ger sind nirgend größer und grimmiger. Man hat daselbst bemerkt, daß sie den Harn  
 eines Menschen nicht vertragen können; und man bedienet sich dieser Kenntniß, sich vor ih-  
 ren Anfällen in Sicherheit zu setzen. Man bemerkt auch, daß sie alle ihre Stärke verlie-  
 ren, wenn sie in den Weichen an der Seite der Nieren verwundet sind. Uebrigens sind  
 sie eben so gute Jäger im Wasser, als auf dem Lande. Diese Provinz hat Peccaris  
 oder Eber von zweyerley Farbe, grau und schwarz. Die Ziegen sind daselbst schwarz oder  
 roth; und man sieht keine weiße, als an den Ufern des Pilcomayo. Man findet in die-  
 sem Lande bis auf sechserley verschiedene Arten von Gänsen und allerhand Federvieh.

Der Anta in Chaco ist von dem vorherbeschriebenen ein wenig unterschieden f). Die Anta in die-  
 Spanier nennen ihn das große Vieh. Es hat kastanienbraune und sehr lange Haare, ser Provinz.  
 einen Pferdekopf und Maulfellsöhren, Kalbestippen, die Vorderfüße in zwey und die  
 Hinterfüße in drey Klauen gespalten. Auf der Schnauze hat es, wie das andere, einen  
 Rüssel, den es in seinem Zorne verlängert; sein Schwanz ist kurz, seine Beine sind zart  
 und seine Zähne spizig. Es hat zween Mägen, wovon ihm der eine zur Vorrathskam-  
 mer dienet, worinnen man zuweilen verfauletes Holz und Bezoarsteine findet. Wenn sei-  
 ne Haut an der Sonne getrocknet und zu Leder gemacht worden: so kann man sie nicht  
 durchschießen; und sein Fleisch ist von dem Büffelsfleische nicht unterschieden. Das Horn  
 an seinem linken Vorderfusse hat eben die Kraft, welche man dem Elendsthiere oder Ori-  
 gnale in Canada zuschreibt. Es bedienet sich desselben eben so bey den Anfällen der sal-  
 tenden Sucht, denen es unterworfen ist, wie das Orignal. Endlich so versichert man,  
 daß, wenn es zu viel Blut habe, es sich die Ader mit einer Rohrspize öffne, und daß die  
 Indianer dieses Hülfsmittel von ihm gelernt hätten.

Das Guanaco, eine Art von peruanischem Lama, welches man von den Englan- Guanaco oder  
 dern Wanotra genannt findet, vermuthlich weil ihm andere Völker in America diesen Wanotra.  
 Namen geben, ist in Chaco nicht weniger gemein, und trägt Bezoarsteine, viertelhalb Pfund  
 schwer. Man erzählet, der Indianer, von welchem die Spanier die erste Kenntniß da-  
 von erhalten hätten, wäre von seinen Landesleuten umgebracht worden. Im 1723sten  
 Jahre hatten einige Engländer die Neugier, zwey Guanacoe, die sie zu Buenos Ayres  
 gekauft hatten, mit nach England zu nehmen: es hat sich aber niemand die Mühe ge-  
 nommen, bekannt zu machen, ob sich diese Thiere in einer von ihrem ursprünglichen Lan-  
 de

man vermuthen, daß sich dieser Unterschied nur in von dem P. Montoya und diese von dem P. Loza-  
 den beyden Beschreibungen findet. Die erste ist no, beyde Missionarien.

Naturgesch.  
von Peru.

de so verschiedenen Himmelsgegend vermehret haben. Man sieht sie niemals anders, truppweise, außer in den wüsten Gegenden; und während der Zeit, da sie sich äßen, allezeit eines auf einer Höhe Schildwacht, um die andern, bey der geringsten Gefahr durch eine Art von Wiehern zu warnen. Alsdann flüchten sie sich alle zusammen in Höhlen, die mit jähen Abstürzen besetzt sind; und die Weibchen gehen mit ihren Jungen zuerst. Das Guanacofleisch ist weiß und von ziemlich gutem Geschmacke, aber ein wenig trocken.

Zorillo.

Capivara.

Die andern Thiere in Chaco sind der Zorillo, welcher von dem stinkenden Thiere in Canada nicht unterschieden zu seyn scheint; der Capivara, welcher ein zweybeiniges Thier von der Gestalt eines Schweines ist; der Iguana, welcher von dem auf der Landenge nicht unterschieden ist.

Quinquinchon, ein seltenes Thier.

Der Quinquinchon ist ein sehr seltenes Thier, welches sein Haus mit sich trägt. Dieses ist eine sehr harte Schale, in welche es ganz hineinkriecht. Sonst hat es die Gestalt eines Schweines. Es gräbt sich mit seinen Pfoten und seiner Schnauze ein Loch in die Erde drey bis vier Fuß im Durchschnitte, worein es sich verstecket. Von den Seiten, die es unter dem Bauche hat, geht ein sehr langes und sehr dickes Haar hervor. Man versichert, es lege sich, wenn es regnet, auf den Rücken, um den Regen aufzunehmen, und bringe einen ganzen Tag in dieser Stellung zu; indem es warte, daß ein erpitterter Damhirsch kommen, und das Wasser saufen soll, womit seine Schale angefüllt ist. bald aber der Damhirsch seine Schnauze nur hineingestecket hat, so findet sich solcher zu fangen, ohne daß er Athem hohlen kann; und da ihn alle seine Bemühungen nicht losmachen können, so dienet er dem Quinquinchon zur Speise. Einige Engländer schickten im 1728sten Jahre dem Könige, ihrem Herrn, zwey von diesen Thieren lebendig. Ihr Fleisch giebt einen Geruch, welcher den Geschmack desselben unangenehm macht.

Tatu oder Mullica.

Man unterscheidet noch eine andere Art, in Paraguay Tatu und in Tucuman Mullica genannt, welches in seiner Schale eine so fest verschlossene Kugel bildet; daß man nicht einmal eine einzige Fuge gewahr wird. Es hat kein Haar, und sein Fleisch ist wie eines Spanferkels seinem nicht unterschieden.

Gift und Gegengift.

Die Thäler endlich, welche zwischen den Gebirgen sind, wodurch man in Chaco kömmt, haben diejenige Art von Schafen, die man in Peru Lamas nennet, und welche man für kleine Kameele halten sollte, wenn sie einen Höker hätten. Die Indianer dieses Landes bedienen sich derselben zu Lastthieren, wie die Peruaner. Einige Reisende versichern, Chaco bringe kein giftiges Thier hervor. Indessen haben doch die Missionarien eine große Anzahl derselben allda gefunden. Sie belehren auch, daß das Land reich an Gegengiften sey, und daß das vornehmste darunter die männliche und weibliche Contra: yerva und die Viperina sey, welche der P. Lozano filz de Dioscorides Triffago hält. Die andern sind der Colmillo de Vibora oder Solimão de la Tierra, das Tobacksblatt, die Aehre und der Halm von dem Mais und der Knochen von dem Beine einer Kuh gedörret und auf die Wunde gelegt. Man setzet hingegen man müsse, um diesem letzten Gegengifte mehr Stärke zu geben, den Knochen mit Wein und Milch waschen, und ihn so lange auf der Wunde lassen, bis er von selbst abfällt, welches geschieht, wenn kein Gift mehr da ist.

Alle Wälder im Chaco sind voller Bienen; und in den meisten ist kein Baum von einer gewissen Dicke, welcher nicht einen Bienenstock enthält. Diese Provinz könnte auch

einen großen Theil von America mit Honig und Wachs versehen, und man kenne keinen, *Naturgesch.*  
 der von besserer Eigenschaft wäre. Man saget nichts von den Vögeln dieses Landes, wor- *von Peru.*  
 aus der Geschichtschreiber von Paraguay schließt, daß sie daselbst, wie in allen andern *Vogel in*  
 Theilen der neuen Welt, nicht so sehr die Ohren durch ihren lieblichen Gesang, als die *Chaco.*  
 Augen durch den Glanz und die Mannichfaltigkeit ihrer Federn, entzücken.

In dem Lande der Magnacicaer, welches an dem nördlichen Ende des Landes der *Was das Land*  
 Chiquiten, wo Tagereisen von der Reduction St. Franciscus Xavier ist, bringt das Land *der Magna-*  
 überall ohne Wartung verschiedene Arten von Früchten hervor. Die Vanilla ist daselbst *cicaer hervor-*  
 eben so gemein, als eine Art von Cocobäumen, die nicht von der Natur derer in den an- *bringt.*  
 dern Ländern ist, und deren Frucht vielmehr eine Melone, als ein Coco, ist.

Unter den Thieren unterscheidet man besonders dasjenige, welches Samacostio heißt. *Samacostio,*  
 Es hat einen Tigerkopf, den Leib eines Schafhundes und keinen Schwanz. Seine Hur- *ein erschreckli-*  
 tigkeit und seine Wildheit haben nicht ihres Gleichen. Wenn man es gewahr wird: so *ches Thier.*  
 kann man der Gefahr, von ihm gefressen zu werden, nicht anders entgehen, als wenn  
 man sogleich auf einen Baum klettert; und doch findet man nur auf einige Augenblicke da-  
 selbst Sicherheit. Denn das Thier, welches nicht klettern kann, bleibt an dem Fuße des  
 Baumes und erhebt ein Geschrey, welches viele andere herbey zieht. Alsdann arbeiten sie  
 alle zusammen, den Baum aus den Wurzeln zu heben, und würden dazu nicht viel Zeit  
 brauchen, wenn der Mensch nicht bewaffnet genug wäre, um sie alle mit Pfeilen zu  
 durchbohren. Wenn er keine Waffen hat, so ist er unvermeidlich verloren. Die India-  
 ner haben nur ein Mittel ausfindig gemacht, die Anzahl dieser fürchterlichen Thiere zu ver-  
 mindern, deren Vermehrung das Land durchaus unwohnbar machen würde. Sie verei-  
 nigen sich zusammen in einem wohlverpöhlten Bezirke, wo sie ein großes Geschrey erhe-  
 ben, welches die Samacostioen von allen Seiten herbey zieht. Unterdessen daß sich nun  
 eine Legion von diesen Ungeheuern beschäftigt, in die Erde zu wühlen, um das Pfahlwerk  
 umzuwerfen, erschießt man sie mit Pfeilen ohne die geringste Gefahr.

Die Mopsicaer, welche eine von den mächtigsten Völkern dieses Landes aus- *Sperlinge*  
 machten, sind nicht so glücklich gewesen, sich von einem dem Ansehen nach nicht so fürchterli- *entvölkern ein*  
 chen Feinde zu befreien, weil es nur eine Art von Vögeln war, denen der Geschichtschrei- *ganzes Land.*  
 ber den Namen der Sperlinge giebt g). Allein, wenn dieser gottselige Schriftsteller  
 nicht das Vertrauen misbrauchet, welches man seinem Charakter schuldig ist: so muß man  
 mit ihm glauben, „es hätten diese kleinen Thiere die Menschen so grimmig angefallen, daß  
 „sie solche getödtet, ohne daß sie sich ihrer erwehren können, und daß sie fast das ganze  
 „Land von Leuten entblößet hätten.“ Wir müssen anmerken, daß das Land der Magna-  
 cicaer von vielen fischreichen Flüssen gewässert und mit Wäldern umgeben ist, die sich sehr  
 weit gegen Osten und Westen erstrecken, und so dick sind, daß man die Sonne fast nie-  
 mals darinnen sieht; hinter diesen Waldungen findet man weite Einöden, die fast stets  
 überschwemmet sind; und die Einwohner sind einer Art von Aussäße unterworfen, welcher  
 ihnen den ganzen Leib mit einer Rinde fast wie Fischschuppen bedeckt h), die aber doch  
 viel zu schwach ist, dem fürchterlichen Schnabel der Sperlinge zu widerstehen.

Herr de la Condamine hat nicht unterlassen, in dem Berichte von seiner Reise auf  
 dem Amazonenflusse die Beschreibung von denen sonderbarsten Thieren zu geben, die er  
 daselbst zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. „Ich habe, saget er, zu St. Paul d'Uma-  
 guas,

g) Histoire du Paraguay. Tom. II. Liv. 15. p. 273.

h) Ebendaselbst.



Naturgesch.  
von Peru.  
Pere buey  
oder Ochsen-  
fisch.

„guas, den größten von den bekannten Fischen in süßen Wassern, nach dem Leben abge-  
net. Die Spanier und Portugiesen geben ihm den Namen **Pere buey** oder **Ochsen-**  
fisch, und man muß ihn nicht mit dem **Phoca** oder **Seefalbe** vermengen. Derjenige  
wovon hier die Rede ist, nähret sich von dem **Grase** an den **Ufern** des **Flusses**.  
Fleisch und sein **Fett** kommen dem von einem **Kalbe** sehr ähnlich. Das **Weibchen** hat  
Hornen, die ihm dienen, seine **Jungen** zu säugen. Der **P. Acunja** machet die Ähnlichkeit  
mit dem **Ochsen** noch vollständiger, indem er diesem **Fische** **Hörner** beyleget, womit ihn  
Natur nicht versehen hat. Er ist, eigentlich zu reden, kein zweylebiges **Thier**, weil er  
mals ganz aus dem **Wasser** geht, und auch nicht heraus gehen kann, indem er nur  
Stoßfedern an der **Seite** des **Kopfes** hat, welche **flach** und **rund**, in **Gestalt** der **Ruder**,  
zehn bis sechzehn **Zoll** lang sind, die ihm statt der **Arme** und **Füße** dienen, ohne daß sie  
ren **Gestalt** haben, wie **Laet** nach dem **l'Ecuse** fälschlich voraus sehet. Er **stecket** nur  
nen **Kopf** aus dem **Wasser**, damit er das **Gras** am **Ufer** erreichen könne. Derjenige,  
ich abgezeichnet habe, war ein **Weibchen**. Seine **Länge** war **acht**halb **Fuß** und seine  
te **Drei** e **zween** **Fuß**. Ich habe ihrer noch größere gesehen. Die **Augen** dieses **Fisches**  
haben kein **Verhältniß** mit der **Größe** seines **Körpers**. Sie sind **rund** und haben nur  
Linien im **Durchschnitte**. Die **Öffnung** seiner **Ohren** ist noch **kleiner**, und scheint nur  
Loch von einer **Stecknadel** zu seyn. Einige haben geglaubet, dieser **Fisch** sey dem **Amaz-**  
nenflusse besonders eigen: er ist aber in dem **Orinoko** eben so **gemein**. Er findet sich  
obwohl nicht so häufig in dem **Oyapoc** und vielen andern **Flüssen** um **Cayenne**, an der  
ste von **Guiana** und den **Antillen**. Es ist eben derselbe, den man sonst **Manari** genant  
hat und heutiges Tages auf den **französischen** **Inseln** von **America** **Lamentin** genant  
Indessen glaube ich doch, daß die **Art** in dem **Amazonenflusse** ein wenig unterschieden  
Man findet ihn nicht auf der **hohen** **See**; man sieht ihn so gar selten an den **Mündun-**  
der **Flüsse**: man findet ihn aber über **tausend** **Seemeilen** von dem **Meere** in dem **Quar-**  
dem **Pastaca** u. a. w. Er wird in dem **Amazonenflusse** nur durch den **Pongo** aufgeschalt  
über welchen hinaus man ihn nicht weiter findet, i).

Mirano.

Dieses ist kein Hinderniß für einen andern **Fisch**, Namens **Mirano**, der eben so  
als der andere groß ist. Denn es finden sich welche nur eines **Fingers** lang. Die **Mirano**  
noe kommen alle Jahre haufenweise nach **Borja**, wenn das **Wasser** anfängt zu fallen,  
Ende des **Brachmonates**. Sie haben nichts besonders, als die **Stärke**, womit sie  
den **Strom** hinauf gehen. Weil das **schmale** **Bette** des **Flusses** sie nothwendiger **Weise**  
der **Straße** zusammen bringt: so sieht man sie truppweise von einem **Rande** zum andern  
hinüber gehen und wechselsweise an einem oder dem andern **Ufer** die **Gewalt** überwinden,  
womit das **Wasser** sich in diesem engen **Canale** überstürzet. Man fängt sie mit der **Hand**  
wenn das **Wasser** niedrig ist, in den **hohlen** **Felsenlöchern** des **Pongo**, wo sie sich aus-  
hen, um wieder **Kräfte** zu bekommen, und deren sie sich als **Mittel** bedienen, um  
zu steigen.

Puraque.

De la **Condamine** sah in den **Gegenden** um **Para** einen **Fisch**, welcher **Puraque** heißt,  
dessen **Körper**, wie der **Lampreten** ihrer, mit einer großen **Anzahl** **Öffnungen** durchbohret

i) Voyage sur la Riviere des Amazones, edit.  
de 1749 in 4. a. d. 77 C.

k) Herr von **Dicaumur** hat die verborgene **Trieb-**

feder entdeckt, welche diese **Wirkung** bey dem **Sp-**  
pedo hervorbringt.

ist, und welcher über dieses noch eben die Eigenschaft hat, wie der Torpedo oder Krampf-  
 fisch. Derjenige, welcher ihn mit der Hand oder auch nur mit einem Stocke anrühret, Naturgesch.  
von Peru.  
 empfindet in dem Arme eine schmerzhaftete Betäubung, und wird zuweilen, wie man saget,  
 davon umgestoßen. De la Condamine ist kein Zeuge von dieser That gewesen: er ver-  
 sichert aber, die Beyspiele davon seyn so häufig, daß sie nicht in Zweifel gezogen werden  
 kann k).

Die Schildkröten von dem Amazonenflusse werden, als die leckerhaftesten, in Cayenne Schildkröten  
auf dem Ama-  
zonensflusse.  
 sehr gesucht. Dieser Fluß ernähret ihrer von verschiedener Größe, und verschiedenen Ar-  
 ten in so großem Ueberflusse, daß sie allein mit ihren Eiern die Bewohner seiner Ufer ernäh-  
 ren könnten. Es giebt auch Landschildkröten, die man in der brasilianischen Sprache Sa-  
 biritis nennet, und die Einwohner von Para allen andern Arten vorziehen. Sie erhalten  
 sich alle zusammen, besonders die leystern, viele Monate außer dem Wasser, ohne daß man  
 es merket, daß sie fressen.

Die Natur scheint der Trägheit der Indianer Vorschub gethan zu haben, und ihren Leichte Fi-  
scherey.  
 Bedürfnissen zuvor gekommen zu seyn. Die Seen und Moräste, die man fast bey jedem  
 Schritte an den Ufern des Amazonenflusses und zuweilen sehr weit im Lande antrifft, füllen  
 sich zur Zeit des Anwachsens des Flusses mit allerhand Fischen an; und wenn das Wasser  
 fällt, so bleiben sie darinnen eingesperrt, wie in natürlichen Teichen und Fischhalten, wo  
 man sie denn leichtlich fischen kann.

Die Krokodile l) sind in dem Amazonenflusse, so weit er läuft, und in den meisten Krokodile.  
 Flüssen, die der Amazonenfluß einnimmt, sehr gemein. Man versicherte den Herrn de la  
 Condamine, es fänden sich welche von zwanzig Fuß lang und noch wohl länger. Er hatte  
 schon in dem Flusse Guayaquil eine große Anzahl von zwölf, fünfzehn und mehr Fuß gese-  
 hen. Weil die in dem Amazonenflusse weniger gejaget und weniger verfolgt werden; so  
 fürchten sie sich vor den Menschen wenig. Zur Zeit der Ueberschwemmungen gehen sie zu-  
 weilen in die Hütten der Indianer. Ihr gefährlichster und vielleicht der einzige Feind, der  
 sich untersteht, einen Kampf mit ihnen anzutreten, ist der Tiger. Ihr Gefecht muß ein  
 besonderes Schauspiel seyn. Allein, man kann solches nur bloß durch einen glücklichen un-  
 gefährten Zufall zu sehen bekommen. Man sehe hier, was die Indianer dem Herrn de la  
 Condamine davon erzählten.

Wenn der Tiger an das Ufer des Flusses kömmt, zu saufen: so steckt der Krokodil den Kampf eines  
Krokodiles  
und Tigers.  
 Kopf aus dem Wasser, um sich seiner zu bemächtigen, wie er es bey gleicher Gelegenheit  
 mit den Ochsen, den Pferden, den Maulthieren und allem, was seiner Befrähigkeit vor-  
 kömmt, machet. Der Tiger schlägt zugleich seine Klauen seinem Feinde in die Augen, als  
 dem einzigen Orte, welchen ihm die Härte seiner Schuppen noch die Macht läßt zu verletzen.  
 Der Krokodil aber fährt alsdann unters Wasser und zieht den Tiger mit hinunter, welcher  
 viel eher ersäuft, als daß er losläßt. Die Tiger, welche de la Condamine auf seiner Reise  
 gesehen, und welche in allen heißen und mit Holzungen bedeckten Ländern gemein sind, schie-  
 nen ihm weder an Schönheit noch Größe von denen in Africa unterschieden zu seyn. Sie  
 greifen keinen Menschen an, wenn sie nicht sehr hungrig sind. Man unterscheidet eine Art,  
 dessen

K 3

l) De la Condamine scheint sie mit den Kaymanen zu verwechseln, obgleich die meisten Reisenden  
 einigen Unterschied darunter machen.

Naturgesch. dessen Haut braun ist ohne Flecken. Die Indianer Maynaer sind sehr geschickt, die Elger  
von Peru. mit der Halbpique zu bestreiten, welche ihr ordentliches Gewehr ist.

Falsche Art von Löwen. De la Condamine traf an den Ufern des Amazonenflusses das Thier nicht an, welches die Indianer in ihrer Sprache Puma und die Spanier in America einen Löwen nennen. „Es ist, saget er, eine ganz unterschiedene Art von denen, die wir kennen. Sie ist viel kleiner, als die africanischen Löwen. Ich habe keinen lebendig, sondern nur einen ausgestopfet gesehen.“

Bäre, Uclimari genannt. Es würde kein Wunder seyn, wenn sich die Bären, die nur die kalten Länder bewohnen, und die man in vielen Gebirgen von Peru findet, in den Gehölzen des Marañon nicht aufhielten, dessen Himmelsluft so verschieden ist. Indessen reden doch die Indianer des Landes von einem Thiere, Namens Uclimari; und dieß ist gerade der Namen des Bären in der peruanischen Sprache. De la Condamine konnte nicht gewiß werden, ob dieses Thier eben dasselbe sey.

Verschiedene Namen des Anta. Bey Gelegenheit des Anta, welches in den Gehölzen des Amazonenflusses nicht selten ist, und wovon man schon oben die Beschreibung mitgetheilet hat <sup>m)</sup>, belehret er uns, Anta sey der Namen, den ihm die Portugiesen in Para geben; die Spanier in Peru nennen es Danta, die Peruaner Uagra, die Brasilianer Tapiira und die Galibier an der Küste von Guyane Mappuri.

Coati. Als er bey den Lamcoern vorbei gieng: so zeichnete er eine Art von Biesel ab, welche leicht zahm wird: er konnte aber den Namen, den es in dieser Sprache führet, weder schreiben noch aussprechen. Als er es darauf wieder in den Gegenden von Para antraf: so erzählte er, daß es in der brasilianischen Sprache Coati hieß <sup>n)</sup>.

Affen am Amazonenflusse. Die Affen sind das gewöhnlichste Wildprät, welches von den Indianern am Amazonenflusse am meisten gesucht wird. Wenn sie nicht gejaget, oder verfolgt werden: so bezugen sie keine Furcht bey der Annäherung des Menschen: und daran erkennen die Wilden des Amazonenflusses, wenn sie auf Entdeckung der Länder ausgehen, ob das Land, welches sie besuchen, neu oder noch nicht von Menschen besucht ist. De la Condamine sah bey seiner ganzen Schiffahrt auf diesem Flusse eine so große Anzahl Affen, hörte so viele Arten derselben nennen, daß er es aufgiebt, sie alle zu erzählen. Es giebt ihrer, saget er, die so groß sind, als ein Windspiel, und andere, die so klein sind, als eine Ratte, das ist noch kleiner, als die Sapajue, und schwer zahm zu machen, deren Haar lang, glatt, gemeiniglich kastanienbraun, und zuweilen falb gefleckt ist. Sie haben einen Schwanz, der zweymal so lang ist, als der Leib, einen kleinen und viereckichten Kopf, spitze und hervorstehende Ohren, wie die Hunde und Katzen und nicht wie die andern Affen, mit denen sie wenig Aehnlichkeit haben, indem sie vielmehr, wie ein kleiner Löwe aussehen. Man nennet sie zu Maracas Pinches und zu Cayenne Tamarinen. De la Condamine hatte ihrer viele, die er aber nicht erhalten konnte. Sie sind von der Art, welche man in der brasilianischen Sprache Saguinen und im Französischen verstümmelt Sagouin nennet <sup>o)</sup>. Der Statthalter von Para schenkte dem Herrn de la Condamine einen, welcher der einzige von seiner Art war, den man in dem Lande gesehen hatte. Das Haar an seinem Leibe war silberfarben wie die

<sup>m)</sup> De la Condamine saget in der Beschreibung, die er von diesem Thiere machet, nichts von dem Rüssel desselben.

<sup>n)</sup> Laet erwähnt desselben.

<sup>o)</sup> Laet redet nach dem P' Ecluse und Lery davon.

die schönsten weißen Haare; das an seinem Schwanz war glänzend kastanienbraun, welches ins Schwarze fiel. Er hatte noch eine andere sonderbare Merkwürdigkeit an sich. Seine Ohren, seine Backen, und seine Schnauze waren mit einem so lebhaften Korbe gefärbet, daß man Mühe hatte, sich zu überreden, diese Farbe sey von Natur so. „Ich habe ihn ein ganzes Jahr lang verwahret, saget de la Condamine p); und als ich dieses schrieb, fast im Angesichte der Küsten von Frankreich, wohin ich ihn lebendig zu bringen, mir ein Vergnügen machte, so lebete er noch. Ungeachtet meiner Vorsichtigkeit aber, ihn vor der Kälte zu verwahren, hat die strenge Witterung ihn doch vermuthlich getödtet. Da es mir auf dem holländischen Schiffe an Bequemlichkeit fehlte, ihn im Ofen trocknen zu lassen: so habe ich ihn nur im Branteweine erhalten können, welches vielleicht genug seyn wird, zu zeigen, daß meine Beschreibung nicht übertrieben ist.“

Naturgesch.  
von Peru.

Das Land hat noch andere seltene vierfüßige Thiere, die man aber auch in verschiedenen andern Theilen von America antrifft, oder die bereits beschrieben worden, dergleichen die verschiedenen Arten von Eber und Kaninchen, der Pac, der Fourmiller, welcher in der brasilianischen Sprache Tamandua heißt, ein anderer kleiner Tamandua hi genannt; das Stachelschwein, das Faulthier, welches die Spanier Perico-ligero und die Brasilianer Unau nennen; der Tatu oder Armadillo, und eine Menge andere, wovon de la Condamine einige abgezeichnet, oder deren Abzeichnungen von dem Herrn von Morainsville in des Herrn Godins Händen geblieben sind q).

Andere seltene vierfüßige Thiere.

Man liest in einigen Reisebeschreibungen, daß die Schlangen des Amazonenflusses ohne Gift sind: allein, de la Condamine versichert, daß, ob es gleich wirklich einige gebe, die nicht böse sind, die Bisse von vielen dennoch fast allezeit den Tod wirken. Eine von den gefährlichsten ist die Klapperschlange. Dergleichen ist auch die Schlange, von der man unter dem Namen Coral geredet hat, den sie von den Spaniern hat. Das seltenste und sonderbarste Thier von dieser Art ist eine große zweylebige Schlange, fünf und zwanzig bis dreißig Fuß lang und über einen Fuß dick, welche die Indianer Yacu-Mama, das ist, Wasser Mutter nennen, und die gemeinlich, wie man saget, in denen großen Seen lebet, die durch das Austreten des Wassers des Flusses in dem Innern des Landes gebildet werden. Wir wollen uns hier an des Herrn de la Condamine Worte halten, damit man dasjenige, was er von diesem Ungeheuer denket, mit demjenigen vergleichen kann, was man in des Don Ulloa Nachrichten davon gelesen hat r).

Ob die Schlangen daselbst kein Gift haben.

Yacu-Mama, eine ungeheure Schlange.

„Man erzählt, schreibt er, Dinge von ihr, woran ich noch zweifeln würde, wenn ich sie gesehen zu haben glaubete, und die ich hier nur nach dem Verfasser des erläuterten Urinoko s) zu wiederholen wage, welcher sie in allem Ernste anführet. Diese ungeheure Schlange verschlingt nicht allein, nach dem Angeben der Indianer, ein ganzes Reh, sondern sie zieht auch, wie sie hoch und theuer versichern, durch ihr Athemhohlen die Thiere, die ihr nahe kommen, auf eine unwiderstehliche Art an sich und frisst sie. Verschiedene Portugiesen aus Para unterfingen sich, mich fast eben so wenig wahrscheinlicher Dinge, von der Art und Weise zu überreden, wie eine große Schlange einen Menschen tödtet, indem sie sich um seinen Leib herum schlingt, und ihn mit ihrem Schwanz spießet. Nach der

Des de la Condamine Urtheil von diesem Thiere.

„Größe

p) Am angef. Orte a. d. 82 S.

q) Er hat die von dem Fourmillier und dem Mopyuri aus Cayenne mitgebracht.

r) Im IX. Bande dieser Sammlung a. d. 300 S.

s) Der P. Gumilla, ein portugiesischer Jesuit.

Naturgesch. von Peru. „Größe und der Gestalt zu urtheilen, könnte sie wohl mit derjenigen einerley seyn, die sich in den Gehölzen von Cayenne findet, wo die Erfahrung zu erkennen gegeben hat, daß sie viel fürchterlicher, als gefährlich, ist. Ich habe daselbst einen Officier gekannt, welcher von ihr in das Bein gebissen worden, ohne daß es die geringste verdriessliche Folge gehabt hat. Vielleicht war er aber nicht bis auf das Blut gebissen. Ich habe zwei Häute davon mitgebracht, wovon die eine, so eingetrocknet sie auch ist, funfzehn Fuß lang und über einen Fuß breit ist. Ohne Zweifel sind solche von den größten, 2).

Der Sägla:  
cürü oder Ma:  
caque.

Der Wurm, welcher bey den Maynaern Sägla-cürü und zu Cayenne der Wurm Macaque, das ist Affenwurm, heißt, hat seinen Wuchs in dem Fleische der Thiere und der Menschen. Er wächst daselbst, wie eine Bohne so groß, und verursacht einen unerträglichen Schmerz: er ist aber ziemlich selten. De la Condamine zeichnete den einzigen ab, den er gesehen hat, und verwahret ihn im Branntweine. Man saget, er wachse in der Wunde, die von dem Stiche einer Art von Moskiten oder Maringoinen gemacht worden. Das Thier aber, welches sein Ey hineinleget, ist noch nicht bekannt.

Vögel am  
Amazonen-  
flusse.

Die Menge der verschiedenen Arten von Vögel, womit die Waldungen am Amazonenflusse bevölkert sind, ist noch viel größer und mannichfaltiger, als der vierfüßigen Thiere ihre. Man bemerket aber hier, wie in der übrigen neuen Welt, daß bey dem allerschönsten Gefieder fast kein einziger einen angenehmen Gesang habe. Die meisten sind in den andern Theilen des mittäglichen America gemein. Der Colibri, welcher sich daselbst in dem ganzen heißen Erdgürtel findet, führet hier den Namen Quinde, wie in Paraguay. Die Arten von Papegeyen und Araßen sind unzählig und nicht weniger an Größe, als an Farbe und Gestalt, unterschieden. Die gewöhnlichsten, welche man zu Cayenne unter dem Namen der Tabuas oder der Amazonenpapegeye kenneet, sind grün, und oben auf dem Kopfe, unter den Flügeln und an den Spitzen derselben, schön gelb. Eine andere Art, welche zu Cayenne auch Tabuas heißt, ist von eben der Farbe nur mit dem Unterschiede, daß dasjenige, was bey den andern gelb ist, bey diesen roth ist. Die seltensten aber sind diejenigen, welche ganz gelb sind, citronfärbig, außen und unter den Flügeln und an den Spitzen zweer oder dreyer Federn desselben ein schönes Grün haben. Man kenneet in America die graue Art nicht, welche feuerfarbene Spitzen der Flügel hat, und in Guinea so gemein ist.

Art der In-  
dianer, die  
Papegeye zu  
verschönern.

Die Indianer an den Ufern des Oyapoc haben die Geschicklichkeit, den Papegeyen durch Kunst natürliche Farben zu verschaffen, die von denen unterschieden sind, welche sie von Natur erhalten haben, indem sie ihnen an verschiedenen Orten am Halse und auf dem Rücken Federn ausreißen, und den gepflückten Ort mit dem Blute von gewissen Fröschen waschen. Dieses heißt man in Cayenne einen Papegey tapezieren (tapirer). De la Condamine merket dabey an, die ganze Kunst bestehe vielleicht in nichts weiter, als daß man den gepflückten Theil mit einigem scharfen Saft befeuchte, oder daß vielleicht auch nicht einmal eine Zubereitung dazu nöthig ist. Er hat keinen Versuch damit gemacht: er setzet aber hinzu, es komme ihm nicht außerordentlicher vor, an einem Vogel rothe oder gelbe Federn anstatt der grünen, die ihm ausgerissen worden, wieder wachsen zu sehen, als auf dem Rücken

2) Er hatte solche Häute, wie viele andere Merkwürdigkeiten aus der Naturgeschichte den Jesuiten und vielen Officieren aus der Besatzung zu danken. zu Cayenne, dem Herrn de l'Isle Adam, Sec-  
N. d. 83 S.



ken eines Pferdes, welches verwundet worden, an statt des schwarzen Haares, weißes hervor kommen zu sehen. Ein Beweis, daß der Saft, sagt er, womit man die Haut reibt, keinen Einfluß in die Farbe der neuen Federn hat, ist, daß sie bey der Art, welche rothe Federn in den Flügeln hat; stets wieder roth, und bey denen, welche gelbe Flügelspitzen haben, stets wieder gelb wachsen, ob man gleich einerley Saft brauchet. Die Mannaer, die Omguaer und verschiedene andere Indianer machen einige Arbeiten aus den Federn; die aber der Mexicaner ihren an Kunst und Sauberkeit nicht beykommen.

Naturgesch.  
von Peru.

Unter vielen sonderbaren Vögeln sah auch eben der Reisende zu Para den Cahuitahü, einen Vogel von der Größe einer Gans, dessen Gefieder nichts merkwürdiges hat, welcher aber oben an den Flügeln mit einem Sporne oder sehr scharfen Horne, wie eine starke Stecknadel einen halben Zoll lang, bewaffnet ist. Diese Eigenschaft ist ihm mit dem Vögel gemein, welcher zu Quito Canelon genannt wird. Außer dem aber, daß er viel größeres Horn, eines Fingers lang. Sein Namen drückt sein Geschrey aus.

Cahuitahü.

Der Vogel, welcher von den Spaniern in der Provinz Maynas der Trompeter, Trompetero, genannt wird, ist eben derselbe, welchen man Agami zu Para und in der Insel Cayenne nennet. Er ist sehr bekannt und gemein, und hat weiter nichts besonders, als das Geräusch, welches er zuweilen machet, und wovon er den Namen bekommen hat. Nach des Herrn de la Condamine Urtheile haben einige sehr übel diesen Ton für seinen Gesang oder ein Waldgeschrey gehalten. Es scheint, daß er in einem ganz unterschiedenen und dem Halse gerade entgegen stehenden Werkzeuge gebildet werde.

Der Trompeter.

Der berühmte Vogel, welchen man in Peru Contur und verderbt Condor nennet, ist den Augen des Herrn de la Condamine an vielen Orten der Gebirge der Provinz Quito nicht entwischet. Man versicherte ihn, er fände sich auch in den niedern Landen der Ufer des Maranjon. Er machet sich gar kein Bedenken, ihn den größten Vogel nicht allein in America, sondern auch unter allen denen, die sich in die Luft erheben, zu nennen. Dieses scheint eine Ausnahme des Straußes in sich zu schließen. Die Indianer stellen ihm auf verschiedene Art nach, worunter die wichtigste, wie man saget, darinnen besteht, daß sie ihm zur Lockspeise das Bild eines Kindes von einem sehr klebrichten Thone darstellen, worauf er mit so einem schnellen Fluge schießt, und seine Krallen dergestalt hinein schlägt, daß es ihm nicht möglich ist, solche wieder heraus zu bringen.

Condor oder Contur.

Die Fledermäuse von der Art derjenigen, welche das Blut der Pferde, der Maulesel und so gar der Menschen ausaugen, wenn sie sich nicht davor in Acht nehmen, indem sie unter einem Zelte schlafen, sind eine Plage an dem Amazonenflusse, wie in den meisten heißen Ländern in America. Es giebt einige ungeheuer große, welche zu Borja und an andern Orten das Rindvieh gänzlich aufgerieben haben, welches die Missionarien daselbst eingeführet hatten, und welches anfang, sich zu vermehren.

Fledermäuse, die das Vieh aufreiben.

De la Condamine sah den Tucan, einen Vogel, den man schon unter denen in Paraguay genannt, hat. Seine Sonderbarkeit aber verdienet eine weitläufigere Beschreibung nach dem P. Feuillee <sup>u)</sup> und mit dessen eigenen Worten. Er ist von der Größe einer Taube,

Beschreibung des Tucans.

<sup>u)</sup> Journal des Observations etc. Tom. I. p. 428. Der P. Feuillee schreibt Tocan, de la Condamine Toucan und die Missionarien Tucan.

Naturgesch.  
von Peru.

be, und wegen seines Schnabels so berühmt, daß man ihn unter die südlichen Gestirne am Himmel gesetzt hat. Der Schnabel desjenigen, welchen man dem P. Feuillie schenkte, war bey seinem Anfange drittelhalb Zoll stark und seine Länge war sechs Zoll. Dieser gelehrte Ordensmann glaubete anfänglich, ein so großes Gewicht müßte dem Tucan zur Last seyn. Nachdem er den Schnabel aber in der Nähe untersucht: so fand er ihn hohl und sehr leicht. Der obere Theil, welcher oben gerundet war, hatte die Gestalt einer Sichel, die vorn an der Spitze stumpf war. Die beyden Ränder, welche ihn endigten, waren wie Zähne an einer Säge eingeschnitten, mit einer feinen Schneide. Sie nahmen ihren Anfang an der Wurzel des Schnabels und giengen so fort bis an das Ende. Man sah längst hin oben auf diesem Theile eine gelbe Binde, ungefähr vier Linien breit, welche auf dessen ganzen Länge hin gieng. Eben diese Farbe erstreckete sich auch vom Anfange des Schnabels bis auf einen halben Zoll darüber hinaus, und faßete diesen ganzen Theil ein, der sich an seinen Rändern mit einem kleinen himmelblauen Streife anderthalb Linien breit endigte, welches eine schöne Wirkung that. Alles Uebrige dieses Theiles war eine Vermischung von Schwarz und Roth, bald hell, bald dunkel. Der untere Theil des Schnabels, welcher ein wenig gekrümmet war, hatte bey seinem Anfange einen himmelblauen Streif acht Linien lang, und alles Uebrige war eine Vermischung gleich derjenigen an dem obern Theile. Seine Ränder waren wellenförmig, zum Unterschiede des andern Theiles, welcher wie Zähne an einer Säge war.

Die Zunge des Thieres, die fast eben so lang war, als der Schnabel, bestund aus einem weißlichen, sehr dünnen, auf jeder Seite mit so vieler Zartheit tief eingeschnittenen Häutchen, daß man es für eine Feder würde gehalten haben. Seine Augen, die auf zweyen nackten und mit einem himmelblauen Häutchen bedeckten Backen lagen, waren groß, rund, von einem lebhaften und funkelnden Schwarze. Seine Krone oben auf dem Kopfe, sein ganzer Mantel und sein Flug waren schwarz, außer einem großen Streife von einem schönen Gelb, der ein wenig oben von dem Schwanz entfernt war, und sich bey dem Anfange dieses Theiles endigte. Sein Auspuß oder die Flecken an den Flügeln waren milchweiß, und dieses gieng fort bis auf die Brust, wo ein gelber zwey Linien breiter Streif dieses schöne Weiß mit einer rothen Farbe ungefähr vier Linien breit theilte, worauf eine schwarze Farbe folgte, die sich unter dem Bauche verlor, wo ein Hellroth anfang und bis zum Aste fortgieng. Der ganz schwarze Schwanz war vier Zoll lang und an seinem Ende gerundet. Seine bläulichen mit großen Schuppen bedeckten Beine waren zwey Zoll lang. Ein jeder von den Füßen bestund aus vier Krallen, zwey vorn und zwey hinten. Die beyden ersten waren anderthalb und die beyden andern einen Zoll lang, und endigten sich alle mit einem drey Linien langen schwarzen und stumpfen Nagel. Man unterschied die Naselöcher des Tucans so wenig, daß man glauben sollte, er hätte keine, weil sie zwischen dem Kopfe und der Wurzel des Schnabels verstecket sind. Dieser Vogel wird so leicht zahm, als die Hühner. Er kömmt auf die Stimme derjenigen, die ihn rufen, und frißt alles ohne Unterschied, was man ihm vorwirft.

Beschreibung  
des Chimche.

Als sich eben dieser Reisende zu Buenos Ayres befand: so sah er daselbst andere sonderbare Thiere, wovon er ebenfalls die Beschreibung mittheilet. Eines Tages, saget er x), wurde ich in dem Grase das Hintertheil eines Thieres gewahr, welches ich anfänglich, weil

x) Ebendaf. a. d. 272 S.

das Gras sehr hoch war, für einen Fuchs hielt. Ich näherte mich; es lief fort. Ein Flintenschuß, den ich auf ihn that, fällte es. Meine Absicht war, es mitzunehmen. Ein unerträglicher Geruch aber, der aus seinem Leibe gieng, machte, daß ich zurück wich; und ich ließ es nur dabey bewenden, daß ich es auf der Stelle abzeichnete.

Naturgesch.  
von Peru.

Dieses Thier, welches von den Landeskindern Chinche genannt wird, ist von der Größe einer Rase. Es hat einen langen Kopf, der sich von seinem obern Theile an bis an das Ende des obern Kinbackens zusammen zieht, der über den untern Kinbacken vorgeht, und die beyden bilden einen Rachen, der bis an die kleinen Canthus oder äußern Augenwinkel gespalten ist. Seine Augen sind lang und sehr schmal. Das Traubenhäutchen ist schwarz und alles andere weiß. Seine Ohren sind breit und fast den Ohren eines Menschen gleich. Die Knorpel, woraus sie bestehen, haben ihre Ränder nach inwendig gekericht. Ihre Lappen oder ihre untern Theile hängen ein wenig hinunter, und die ganze Einrichtung dieser Ohren bemerket, daß das Thier ein sehr zärtliches Gehör hat. Zween weißer Streifen, die sich auf dem Kopfe ansingen, gehen über die Ohren, indem sie sich von einander entfernen, und endigen sich in Bogen an den Seiten des Bauches. Seine Füße sind lang und spitzigen Nägeln versehen sind, die ihm dienen, sich sein Lager zu graben. Sein Rücken ist gewölbet, gleich eines Schweines seinem und der Bauch unten ganz flach. Sein Schwanz ist eben so lang, als sein Leib, und in seinem Baue von einem Fuchschwanz nicht unterschieden. Sein Haar ist dunkelgrau und so lang wie unserer Rasen ihres. Es macht seine Wohnung in der Erde: sein Loch aber ist niemals so tief, als unserer Kaninchen ihre.

Der unerträgliche Gestank, welchen der P. Feuillie dem Chinche beyleget, und einige andere Züge in dieser Beschreibung lassen fast nicht mehr zweifeln, daß solches nicht eine Art von americanischen Füchsen gewesen, von denen man schon geredet hat, ohne sie zu beschreiben.

Zu einer andern Zeit brachte man dem P. Feuillie eine Art wilder Enten von dem Flusse la Plata, deren Größe unserer Haushühner gleich kam. Ihr Schnabel war hart, durch ein großes Nasenloch geöffnet und sonst unserer Hühner ihrem gleich, weiß mit einem rothbraunen Flecke in der Mitte. Ihre Krönung, das ist derjenige Theil, welcher den obern Theil des Schnabels mit dem Kopfe theilet, war durch einen weißen runden Höker in Gestalt einer Schwiele erhaben, deren Dicke wie eine Daumspitze war. Ihre Augentlieder waren schön weiß; ihre Augen blutroth, und die Sehe darinnen himmelblau. Ihr Kopf war dunkelschwarz, dessen Dunkelheit gegen den Mantel zu unvermerkt abnahm, und von seinen Flügeln oben unter den Bauch hinunter gieng. Sie wurde schieferfarben und erstreckte sich bis an das Ende eines sehr kurzen Schwanzes. Die Flügel waren von eben der Farbe, und das Gefieder außer an den Flügeln bestund aus überaus feinen, sehr dichten Pflaumfedern, die sehr schwer auszureißen waren. Die Beine waren so lang, wie der Hühner ihre, gelblichgrün, außer an dem Theile über dem Knie, welches scharlachroth war und immer zunahm, so wie es sich den Federn des Schenkels nähete. Die Schienbeinröhre war ein wenig dünner unter dem Knie, als gegen die Fußwurzel. Die Füße waren von eben der Farbe, wie die Beine, und bestunden aus vier Krallen, drey sehr langen vorn und einem kleinen hinten, die mit harten, schwarzen und spitzigen Nägeln versehen waren. Die drey vordern Krallen waren mit einem Knorpel umher versehen, welcher zur Flossfeder dienete, drey-

Wilde Enten  
von dem Flusse  
la Plata.

Naturgesch.  
von Peru.

Beschreibung  
des Colibri.

dreyfach eingekerbet, und an dem Orte der Vergliederungen oder Gelenke der Gliedreihen stets eng zusammengezogen waren, deren drey die mittlere Kralle, zwei die inwendige, und vier die auswendige, eine einzige aber die hintere ausmachten, die sehr kurz war. Dieser Vogel ist selten; und ob man gleich solchen auch in Europa hat, dessen Leib fast eben so ist, so ist doch der Kopf ganz anders y).

Nach einem so genauen Beobachter, als der P. Feuillee ist, muß man auch die Beschreibung des Quinde oder Colibri geben, so wie er ihn in dem heißen Erdgürtel gesehen hat. Er hatte ihrer schon eine große Anzahl in den americanischen Inseln gesehen. Da ihm die zu Peru aber noch viel kleiner vorkamen: so unternahm er, einen davon nach dem Leben vorzustellen. Diese Vögel sind lange noch nicht so groß, als die Zaunkönige in Europa. Ihr Schnabel ist überaus spitzig, schwarz und dünn. Die Federn am Kopfe fangen gegen die Mitte des obern Theiles des Schnabels an. Sie sind im Anfange sehr klein, Schuppenweise gestellet, und nehmen an Größe stets zu, bis oben auf dem Kopfe, mit einer bewundernswürdigen Ordnung. Sie bilden dafelbst einen kleinen Büschel von einer Schönheit ohne ihres gleichen, durch den Glanz einer goldgelben, und nach denen verschiedenen Anblicken des Auges, welches sie ansieht, abwechselnden mannichfaltigen Farbe. Bald scheint sie von einem Schwarz, gleich dem schönsten Samme, bald von einem frischen Grüne, bald himmelblau, und bald aurorenfärbig zu seyn. Der ganze Mantel des Colibri ist von einem Dunkelgrüne, aber goldfarbig. Die großen Schwungfedern sind dunkel, violett, ein wenig blaß; der Schwanz besteht aus neun kleinen Federn, und ist eben so lang, als der ganze Leib, worinnen die in dem heißen Erdgürtel von denen von eben der Art unterschieden sind, welche der P. Feuillee in den americanischen Inseln gesehen hatte. Dieser Schwanz ist schwarz, mit violett und grün gemischt, welche Mischung eine erstaunliche Mannichfaltigkeit wirkt, nachdem das Auge sie ansieht. Ihr Auspuß, oder die Federn oben an den Flügeln, ist tief dunkelgrau, und der ganze Bauch unten bis an den Schwanz fällt in das Schwarze, mit Violett, Grün und Aurora vermischet, welches stets ein unterschiedenes Ansehen hat, nachdem derjenige steht, der es beobachtet. Ihre Augen sind lebhaft und glänzend, von der Schwärze eines Achats, und der Größe des Kopfes gemäß. Sie haben kurze Beine, und sehr kleine Füße, die aus vier Krallen bestehen, wovon drey vorn, und die vierte hinten, und alle zusammen mit kleinen schwarzen, und sehr spitzigen Nägeln bewaffnet sind.

Diese Vögel schweben beständig mit einer wunderbaren Geschwindigkeit umher. Sie fliegen von Blüthen zu Blüthen, und suchen in deren Grunde, mit einer sehr zarten Zunge, den Saft, der ihnen zur Nahrung dienet. Ihre Zunge ist anderthalb Zoll lang, knorpelicht, und von ihrer Mitte bis an ihre Spitze ausgezacket, wie eine kleine Säge. Ihr Gesang ist nur ein kleines Knirschen, welches seine Lebhaftigkeit weit genug hören läßt, unsere Erbsen. Ihre Nester, die sie von Baumwolle machen, sind nicht größer, als eine Eierschale, und von einer sehr artigen Bildung. Sie hängen ordentlicher Weise zwischen den Kräutern oder den Zweigen kleiner Stauden z).

Wirkung des  
Giftes einer  
Klapperschlange.

Um einigen Begriff von der Heftigkeit des Giftes bey einigen Schlangen dieses Landes zu geben, erzählt der P. Feuillee dasjenige, was zu seiner Zeit bey einer Quelle zwischen dem

y) Ebendaf. n. d. 176 S.

z) Ebendaf. n. d. 414 S.

dem fünften und sechsten Grade Südbreite, siebenzig Seemeilen von dem Südmeere vor-  
 gegangen. Eine Indianerin, von ungefähr achtzehn Jahren, war hingegangen, aus  
 einer Quelle, funfzig Schritte von ihrem Hause, Wasser zu schöpfen; und hatte das Un-  
 glück von einer in dem Grase verborgen liegenden Klapperschlange, die sie nicht gesehen hat-  
 te, gebissen zu werden. Sie schrie um Hülfe. Ein flamändischer Arzt, den die bloße Neu-  
 gier nach Peru getrieben hatte, und welcher in dem Lande herum reisete, befand sich da-  
 mals mit einem Freunde eben in dieser Gegend, um allda neue Pflanzen zu suchen. Sie  
 liefen beyde auf das klägliche Geschrey, welches sie hörten, hinzu, und wurden von dem  
 Zufalle unterrichtet. Da sie nun aus andern Erfahrungen wußten, wie fürchterlich diese  
 Thiere sind: so lief der eine von ihnen nach dem Hause des Pfarrers, um den Beystand sei-  
 nes Amtes zu verlangen, unter dessen der andere sich bemühet, der Kranken beizusprin-  
 gen. Der Pfarrer konnte nicht eilig genug kommen. Er fand die Indianerin schon todt;  
 und was einem am seltsamsten vorkommen muß, so gieng das Fleisch, als er den Leichnam  
 aufheben wollte, los, als wenn es bereits verweset wäre, so daß man genöthiget war, ihn  
 in ein Tuch zu schlagen, und so nach der Kirche zu bringen. Der P. Feuillée bewundert  
 eine so eilige Auflösung, welche beweist, faget er, mit was für Heftigkeit die Theile, wor-  
 aus das Gift dieser Schlangen besteht, auf die thierischen Körper wirke. Er sezet hinzu,  
 eine so sonderbare Begebenheit, die ihm selbst von einem erleuchteten Manne erzählt wor-  
 den, der nur nach Indien gekommen, neue Einsichten zu erwerben, und das Wahre von  
 dem Falschen zu unterscheiden, verdienete wohl, daß er sein Wort bräche, welches er im  
 Anfange seines Tagebuches gegeben, nichts hinein zu bringen, als was er selbst mit Augen  
 angesehen, oder erfahren hätte a).

Naturgesch.  
 von Peru.

Eben derselbe Arzt hatte auf den Feldern in Bambon, einer Provinz von den höch-  
 sten in Peru, zehn Grad von der Linie an der Südseite, die berühmte Pflanze entdeckt, Pflanze, wel-  
 woraus die Indianer so viel Wertes machen, daß sie ihre Weiber fruchtbar machten. Sie che die Weiber  
 nennen sie Macha, und unzählige Erfahrungen erlauben nicht, zu zweifeln, daß sie nicht fruchtbar ma-  
 ein vortreffliches Hülfsmittel wider die Unfruchtbarkeit bey denen Weibern sey, die einige chet.  
 Tage davon essen. Ihr Stengel ist nicht über einen Fuß hoch. Ihre Blätter, und ihr  
 Samen gleichen der Gartentresse ihren. Ihre Wurzel ist eine Zwiebel, gleich den unseri-  
 gen, von einem wunderfamen Geschmacke, und einer hitzigen Eigenschaft b).

Man hat des Don Ulloa Beschreibung der Contra Yerba gesehen, wie sie auf den  
 Paramos in Peru wächst. Der P. Feuillée beschreibt diese berühmte Pflanze so, wie er sie  
 auf dem Abhange des Gebirges Video, an der Nordseite des Flusses la Plata, gesehen hat. Contra Yerba  
 Man findet daran sehr merkwürdige Unterschiede, welche nicht verhindern, daß sie nicht auf dem Mon-  
 eben die Kraft wider das Gift habe. Unter dem untern Theile ihres Stengels hat sie te Video.  
 einige Fasern und Knorren, die durch die Fortsetzung eines und eben desselben Wesens an  
 einander geheftet sind. Diese Knorren haben unter ihrem Untertheile Fasern, welche den  
 ersten gleich, und ein wenig rauch sind, die sich in ihrer Richtung nicht von der senkrecht  
 ten entfernen, ausgenommen, daß sie bey ihrem Anfange, und unterdessen daß die Natur  
 an der Bereinigung der Samen arbeitet, einige Hindernisse in der Erde antreffen,  
 als etwan einen Stein, welcher diese Samen nöthiget, anderswo einen andern Weg zu su-  
 chen,

a) Ebendaf. a. d. 418 S.

b) Ebendaf. a. d. 422 S.



Naturgesch. chen, um ihre Versammlung zu vermehren, und das Zusammengesetzte zu Ende zu bring-  
von Peru. gen, welches sich die Natur vorsetzet.

Die Knorren sind mit einer Haut von grauer Farbe bedeckt, die sich, wenn sie trocken wird, in ein schmutziges Weiß verwandelt. Sie sind giftig, und ihr inneres Wesen ist von einem etwas gelblichen Weiße.

Der Stengel dieser Pflanze erhebt sich über der Fläche der Erde noch einen Zoll hoch. Er ist sechs Linien dick und rund. Die Schuppen, die man an seinem Umfange entdeckt, sind die Behältnisse von den Untertheilen der Stiele der Blätter, welche die kleinen Vertiefungen und Unregelmäßigkeiten lassen, die daran erscheinen, wenn sie abgefallen sind. Dieser Umfang ist von einem Heugrüne, und das Inwendige des Stengels, welches mit diesen Schuppen umgeben ist, ist von einem gelblichen Weiße.

Das äußerste Ende des obern Theiles des Stengels bleibt stets mit fünf oder sechs Blättern gekrönt, die an eben diesem äußersten Ende wachsen, deren runde mit einem unmerklich weißen, kleinen, rauhen Wesen bedeckt sind, ungefähr drey Zoll in der Länge haben, und bey ihrem Ursprunge zwey Linien breit sind. Das kleine rauche Wesen, womit sie versehen sind, stellet sie als weißlich grün vor. Sie tragen an ihrer Spitze Blätter, die unten an ihrem Grunde wie Ohrfläppchen gekrümmt sind, wovon die mittelsten zweyen Zoll lang, und anderthalb Zoll breit sind. Ihr Umriß ist wellenförmig, und die Spitze, welche sie endiget, stumpf. Die Rippe, welche mitten durchgeht, und eine Verlängerung des Stieles ist, der sich an ihrer Spitze endiget, ist auf der un rechten Seite, eine Linie hoch über der Fläche erhaben, einwärts gefurchet, und auf jeder Seite mit acht andern kleinen Rippen versehen, die eben so auf der un rechten Seite gerundet und einwärts ausgefurchet sind, und sich von jeder Seite der Blätter bis an ihren Umfang erstrecken, wobey sie in viele kleine Nerven getheilet sind, die wiederum getheilet sind. Das Obere, oder die un rechte Seite der Blätter, welche mit einem weißlichen Zotten, wie das Rauche an ihrem Stiele, bedeckt ist, stellet sie auch von einem weißlichen Grüne vor, wiewohl man das Rauche nur durch ein Vergrößerungsglas wahrnimmt; und das Inwendige oder das Untere von eben den Blättern ist von einem muntern Grüne, wo nichts rauhes zu sehen ist.

Die Blumen werden auf der Spitze eines gerundeten Stieles getragen, der mit einem unmerklichen weißen, rauhen Wesen bedeckt, zweyen Zoll lang, und anderthalb Linien dick ist. Die Blumen sind nicht gestrahlte Sträußer, welche eine runde Scheibe, funfzehn Linien im Durchschnitte, vorstellen. Diese Scheibe ist ein Haufen kleiner sehr dichter Blümchen, von einem hellen Violette, und werden jedes auf einem unreifen Samenkörnchen getragen. Wenn die Blüthe vorbei ist, so reifet solches, ohne daß es ein Büschchen behält. Diese Samenkörner gleichen dem Hanffamen, sind ein wenig linsenförmig, mit einer hellgrauen Haut bedeckt, und anderthalb Linien im Durchschnitte c).

Außerordentli-  
che Größe ei-  
ner Goldstufe.  
Bey Gelegenheit des Namens Pepite, welchen die Spanier einer Gold- oder Silberstufe geben, die noch nicht gereiniget, sondern so ist, wie sie aus dem Bergwerke kömmt, bestätiget der P. Feuilliee dasjenige, was man von der Größe gesaget hat, welche diese Stücke zuweilen haben, durch denjenigen Goldklumpen, den er zu Lima in dem Cabinette des Don Anton Porto Carrero sah. Er wog drey und drenßig Pfund und einige Unzen.

c) Ebendas. n. d. 281 S.

Es hatte ihn ein Indianer in einem Regenbache gefunden, welchen das Wasser entdecket hatte. Sein oberer Theil war viel vollkommener, als der untere, und dieser Unterschied ließ sich stufenweise mit einem vortrefflichen Verhältnisse wahrnehmen; das ist, das Gold war gegen das Aeußerste des obern Theiles von zwey und zwanzig Carat, zwey Grän, ein wenig tiefer, ein und zwanzig Carat, ein halb Grän; zween Zoll tiefer, ein und zwanzig Carat; und an der äußersten Fläche des untern Theiles nur siebenzehn Carat, ein halb Grän. Hieraus schließt der P. Feuillée, es wäre der Natur, da sie an dessen Bildung gearbeitet, durch den Einfluß der Sonne, geholfen worden, ihn zu reinigen. Diejenige erste Wärme, sagt er, welche jährlich wieder kömmt, den Pflanzen das Leben zu geben, treibt die heterogenischen Theile, die mit denen kleinen Theilchen vermischt sind, deren Zusammenhäufung das Gold macht, von oben nach unten, und nöthiget sie dadurch, unrein zu lassen <sup>d</sup>.

Naturgesch.  
von Peru.

Die Arbeit der Natur ist bey der folgenden Beobachtung nicht weniger merkwürdig. Man sieht zu Guanaca Velica, einer Stadt in Peru, die wegen ihrer Quecksilberguben berühmt ist, sechzig Seemeilen von Lima, eine Quelle, die mitten aus einem viereckichten Becken herausgeht, dessen Seiten ungefähr zehn Toisen haben, und dessen Wasser, wenn es herauskömmt, überaus heiß ist, sich aber auf den Feldern, wo es sich ausbreitet, nicht weit von seiner Quelle, versteinert. Die Farbe dieses versteinerten Wassers ist weiß, welches ins Gelbliche fällt, und seine Oberfläche ist so, wie der Spiegelgläser ihre, die aus der Hand des Werkmeisters kommen, und nur auf die Polirung warten, um durchsichtig zu werden. Man hat sich dieser Steine bedienet, den größten Theil der Häuser zu Guanaca Velica zu bauen. Es kostet den Arbeitsleuten nicht viel Mühe, sie zu hauen. Sie dürfen nur Formen von der Gestalt, die sie ihren Steinen geben wollen, mit diesem Wasser anfüllen, und wenig Tage darnach werden sie ohne Winkelmaß und Hammer solche Steine finden, wie sie verlangen. Die Bildhauer selbst sind von der langen Arbeit befreyet, die sie anwenden müssen, die Kleidung und Züge ihrer Bildsäulen recht auszuarbeiten. Wenn ihre Forme gut gemacht ist: so dürfen sie solche nur voll Wasser aus dieser Quelle gießen, welches nicht unterläßt, zu Steine zu werden. Alsdann ziehen sie ihre Bildsäulen ganz fertig aus ihren Formen heraus, und es fehlet ihnen nichts mehr, als daß sie solchen eine schöne Polirung geben, um sie durchsichtig zu machen. „Ich habe, sagt der P. Feuillée, unendlich viel solche Bildsäulen gesehen. Alle Weibkessel in den meisten Kirchen zu Lima sind von solcher Materie, und von einer solchen Schönheit, daß man die Geschichte, wie sie gemacht worden, nicht glauben würde, wenn man nur nach dem Außenscheine davon urtheilete. Die große Quecksilbergube, woraus man zu allen Bergwerken in dem mittäglichen America hohlet, das Silber zu läutern, ist dicht bey Guanaca Velica, in einen großen Berg gegraben, welcher 1709 einzustürzen drohete. Das Holzwerk, welches ihn an vielen Orten unterstützte, war halb versauler; und der Auswand, den man bisher nur allein am Holze dabey gehabt, belief sich auf drey Millionen, zweyhundert tausend Livres. Man findet in dieser Grube Plätze, Straßen, und eine Capelle, worinnen an den Festtagen Messe gelesen wird. Man machet es darinnen durch eine große Menge angezündeter Lichter helle. Die subtilen Theilchen des Quecksilbers, welche

Sonderbare  
Verfeinerung  
des Wassers ei-  
ner Quelle.

Quecksilber zu  
Guanaca velica

<sup>d</sup>) Ebendas. a. d. 478 S.

Naturgesch.  
von Peru.

Aper marinus,  
oder Meerzeder.

„che ausdünsten, machen die Luft darinnen sehr gefährlich e)„. Von dieser fast augenscheinlichen Versteinerung des Wassers leget auch Frezier ein gültiges Zeugniß ab f).

Da sich die Beobachtungen des gelehrten Ordensmannes über alle drey Reiche der Natur erstrecket haben: so giebt er uns die Beschreibung von einigen sehr sonderbaren Fischen, die er in der Concepcionsbay in Chili abzeichnet. Ein indianischer Fischer, in dessen Hause er eingekohret war, brachte ihm einen, dessen Gestalt ihm Rondeletus Aperi nahe zu kommen schien g); und diese Ursache, nebst verschiedenen sonderbaren Eigenschaften, die er beschreibt, machte, daß er ihn *Aper marinus aureus maculatus* nannte. Er hat fast die Gestalt der Tornbutte, und ist eben so in seiner Dicke gedrückt. Sein Leib ist ein wenig länger, als er breit ist. Seine Länge ist von dem äußersten Ende der Schwanz bis zum Anfange des Schwanzes nicht über zehn Zoll; und seine Breite von dem Rücken bis unter den Bauch hat nicht unter sieben Zoll. Sein Kachen, der überaus klein ist, geht nach Art eines kleinen Schweinerüssels vor. Er ist mit einigen kleinen so dicht aneinander gefügten Zähnen versehen, daß sie nur einen einzigen Zahn auszumachen scheinen. Seine Augen sind, in Vergleichung mit dem Kopfe, sehr groß. Sie sind rund, goldfarbicht, und mit einem kleinen schwarzgrauen Sterne versehen. Der Kopf ist ganz in dem Wesen des Leibes, und mit sehr kleinen Schuppen bedeckt. Sein Schwanz ist einem kleinen, runden Fächer ähnlich, dessen Handgriff ein kleines Stück des Leibes, und mit kleinen Schuppen bedeckt ist.

Der Leib, welcher mit eben solchen Schuppen, als der Schwanz, bedeckt ist, ist von einerley Farben. Der ganze Grund ist von einer schönen Goldfarbe, mit einigen grauen und schwarzen Streifen queerüber. Die erste, welche schwarz ist, nimmt ihren Ursprung am Anfange der Flossfeder auf dem Rücken, geht mitten durch das Auge durch, bildet einen großen Zirkelbogen, und endiget sich unter dem Kopfe. Zween andere große Streifen gehen queer über den Leib, nehmen ihren Ursprung auf dem Rücken, endigen sich unter dem Bauche, und theilen den Leib in vier gleiche Theile. Man sieht auch noch zween andere Streifen, wovon der eine grau ist, und den Handgriff des Schwanzes umgiebt, wie der folgende, welcher schön schwarz ist, und den Schwanz von dem Leibe theilet. Der ganze Schwanz ist silberfarben, und mit einem schönen gelben Zirkel umgeben. Die beyden äußersten Enden des Körpers, welche durch den Schwanz abgefondert sind, sind mit einem schönen Schwarze, etwas hell, umgürtet, und beyde mit einer kleinen Flossfeder, gleich einem schönen goldfarbenen Kamm, besetzt. Gegen das äußerste Ende des Rückens zwischen dieser schwarzen Farbe und dieser Goldfarbe des Leibes sieht man einen großen länglich runden Flecken, der viel schwärzer ist, als der ganze übrige Leib. Eine jede Seite hat ihre kleine silberfarbene und dreyeckichte Flossfeder, dicht bey den Ohren. Auf dem ganzen Rücken steht eine Reihe spiziger und schwarzer Gräten, die durch einen etwas dichten mit Braun und Gelb vermischten Knorpel zusammen gefüget sind, welche einen sehr schönen Kamm machen, der ihm zur Flossfeder dienet. Unter dem Bauche ist er auch mit zween kleinen schwärzlichen Flossfedern versehen, und mit zween kleinen schwarzen Stacheln, die durch einen gelben Knorpel zusammen gefüget sind, welcher eine andere Reihe kleiner, mit ei-

e) Ebendaf. a. d. 433 u. 434 S.

f) Relat. d'un Voyage à la Mer du Sud. p. 165.

g) Histoire des Poissons Liv. V. ch. 27. Da

dieser Schriftsteller den Liebhabern die Sorge überlassen, zu bestimmen, welches der eigentliche Meerzeder, oder *Aper marinus* der Alten gewesen: so will der

einer schwarzen gelb besetzten Haut bedecketer Gräten begleitet, die sich an dem Handgrif- Naturgesch.  
fe des Schwanzes endiget. von Peru.

Dieser Fisch ist von sehr gutem Geschmacke. Er ist in diesen Meeren selbst selten; und derjenige, welchen man dem P. Feuillée brachte, ist der einzige, den er daselbst gesehen hat <sup>h</sup>).

An den Küsten eben der Bay sah der P. Feuillée, als er auf einem Gebirge Pflanzen suchte, in dem Wasser einer schönen Quelle ein Thier, welches sich zu verstecken suchete, das er aber glücklich fing. Er gab ihm den Namen eines Wasserfalamsanders, weil es einen langen, flachen, am Ende gerundeten Schwanz, fast wie ein Spadel, hatte, und er sonst noch einige Aehnlichkeit mit dem Salamander des Fabius Columna daran fand. Wasserfal-  
mander.

Seine Länge von seinen Lippen an bis an das Ende seines Schwanzes war vierzehn Zoll, sieben Linien; seine Haut ohne Schuppen, von der Eidechsen ihrer unterschieden, fein gekörnet, gleich der Chamäleon ihre, die man von Alexandrien bringt, und die sich auch auf den Feldern um Smyrna finden, von da der Verfasser im 1701sten Jahre zweien nach Frankreich brachte, die er in dem alten Gemäuer eines verfallenen Bergschlosses, gegen Osten von dieser Stadt, gefunden. Diese Haut war von einer Schwärze, welche in das Indigoblau fiel; die Augenlieder, und etwas wenig unter dem Bauche ausgenommen, wo dieses Schwarz heller wurde, und schieferfarben zu seyn schien. Seine Schnauze war ein wenig spitziger, als der Eidechsen ihre; und sein weit mehr erhabener Kopf hatte oben auf seinem Schädel eine Art von wellenförmigem Kämme, welcher vorn an der Stirne anfing, sich bis an das Ende des Schwanzes erstreckete, wo er weit breiter und gerade über der Fläche in die Höhe gerichtet war. Dessen Beschreibung.

Zwischen der Schnauze und der Stirne sah man auf jeder Seite ein sehr weit offenes Nasenloch mit einem großen fleischigen Kreise eingefasset, welches das Thier ruckweise, wie zwei Arten von Augenlidern, öffnete, und schloß. Seine Augen stunden gerade mitten in den Seiten des Kopfes. Sie waren groß, viel länger, als breit, und mit zweyen großen silberfarbenen Augenlidern bedeckt. Ihre Farbe war safrangelb, den Stern darinnen ausgenommen, welchen dunkelblau war. Er hatte einen gespaltenen Rachen mit zweyen Reihen sehr kleiner spitziger, und ein wenig gekrümmter Zähne bewaffnet. Seine dicke, breite, rothe Zunge ist in der Kehle durch seinen Untertheil ganz angeheftet, welcher sich auswärts durch einen großen Kropf ausstreckt, den er wie eine Blase aufbläst und zusammen zieht. Seine Arme sind, nach Verhältnis der Füße, sehr kurz; die Vorderpfoten viel kleiner, als die Hinterpfoten; die Zehen an beyden durch einen Knorpel, wie bey den Enten und Gänsen zusammen gesüget, und ihr äußerstes Ende schloß sich durch einen andern gerundeten, platten, breiten und durch einen Kamm erhabenen Knorpel, der ihnen statt des Nagels diente. Seine Brust ist sehr schmal und kurz; der Schmeerbauch aber, welcher Theil durch den Rücken und Bauch gehalten wird, ist sehr aufgeblasen, und durch vierzehn bis funfzehn Rippen so wohl wahren, als falschen, erhöht, die ihn, wie Fassbänder umgeben.

Das

der P. Feuillée diesem lieber den Namen geben, den er ihm giebt, und ihn zu einer Gattung bestellen, als sich mit dem Beweise aufhalten, daß er der wirkliche Aper martinus des Aristoteles und Athes-  
nāus sey.

Allgem. Reisebeschr. XVI Band.

<sup>h</sup>) Eben das. a. d. 337 u. 338 S.

Σ

Naturgesch.  
von Peru.

Das Sonderbarste an diesem Thiere ist der Schwanz. Er ist lang, schmal und im Anfange rund, darauf wird er nach und nach bis auf zween Zoll breit, wie die Schaufel an einer Spatel, und rundet sich an dem Ende mit feinen wie eine Säge ausgezackten Rändern; und das Oberheil ist durch einen breiten und wellenförmigen Kamm erhaben.

Seeblase.

Da mir meine Gränzen nicht erlauben, den Reisenden in allen ihren Beschreibungen zu folgen: so halte ich mich nur bey demjenigen auf, was sie in jeder Art am merkwürdigsten und bewährtesten haben. Der P. Feuillie traf eines Tages an dem chilischnen Ufer einen außerordentlichen Körper an, welchen die See auf den Sand geworfen hatte. Es war eine Blase (Vescie); eines von den wundersamsten Werken, welche dieses Element hervorbringt. Diejenigen, welche die Bewegung derselben nicht untersucht haben, glauben, sie bewege sich nur nach der Willkühr der Winde und Wellen. Der Pater aber, welcher aus ihrer peristaltischen Bewegung, da sie sich ordentlich auf und niederhob, bald gemerkt hatte, daß sie lebendig wäre, glaubete, man müßte dergleichen Blasen unter die Gattung derjenigen Geschöpfe setzen, welche die Naturkündiger Holocturen nennen, die, ohne Pflanzen oder Fische zu seyn, gleichwohl ein wirkliches Leben haben, und sich durch ihre eigene Bewegung von einem Orte zum andern, ohne Beystand der Winde und Wellen, bringen.

Holocture.

Deren Beschreibung.

Diese Holocture ist eine längliche, in ihrem Umfange runde, und an beyden Enden an dem einen aber mehr, als an dem andern, gleichsam abgestümpfte Blase. Sie besteht aus einem einzigen, sehr harten und durchsichtigen Häutchen, gleich den beyden Halbkugeln, die sich auf der Fläche des Wassers erheben, wenn es regnet, vornehmlich wenn große Tropfen fallen. Dieses Häutchen besteht aus zweyerley Fasern, deren einige zirkelmäßig, andere länglich sind, wodurch man eine Bewegung der Zusammenziehung, wie diejenige entdeckt, welche die Zergliederer den Gedärmen und dem Magen zuschreiben. Sie ist stets leer, aber wie ein Balon vom Winde aufgeblasen. An ihrem spitzigsten Ende hat sie ein wenig sehr helles Wasser, welches durch eine Art von Scheidewand eingeschlossen ist, die wie ein Trummelfell ausgespannet ist. Man sieht an ihr längst auf dem Rücken ein anderes sehr zartes Häutchen, wie ein Segel ausgespannt, an seinen Rändern wellenförmig, gleich einem schönen gefältnen Kämme, welcher in Gestalt der Furchen bis über den Rücken hinab geht. Dieses Häutchen, welches ihm gleichsam zum Segel dienet, um zu schiffen, zieht sich ein, zieht sich auf und richtet sich nach allen Arten des Windes, schüßete das Thier aber doch nicht vor dem Schiffbruche, weil es durch die Heftigkeit eines Sturmes an den Strand geworfen war. Es hat unter dem Bauche viele sehr kurze Beine, wie ein kleiner Finger dick, in zween Aeste getheilet, die sich wieder in viele andere noch kleinere aber viel längere theilen. Diese unter einander gemischten Beine haben das Ansehen von vielen in einander gewickelten Würmchen, die insgesammt durch eine Menge kleiner Ringelchen vergliedert sind, an denen man eine peristaltische Bewegung wahrnimmt. Alle diese Beine, die in viele getheilet sind, gleichen sehr schönen hängenden und wie das schönste Bergcrystall durchsichtigen Quasten, die mit andern sehr langen Beinen, gleich himmelblauen Schnüren, von der Dicke einer Schreibfeder begleitet, und ihrer ganzen Länge nach mit kleinen kreisförmigen, feuerfarbenen und nach Art einer kleinen Zackenspiße gestellten Adern besetzt sind. Der P. Feuillie nahm wahr, daß sich alle diese kleinen Adern unaufhörlich bewegeten, obgleich die Beine, durch welche sie liefen, beständig hängen blieben.

Er



Er kann die wahre Farbe dieser Holoture, saget er, nicht bestimmen. Er verspricht sich aber, einigen Begriff davon zu geben, wenn er sie so ansehen ließe, als diejenige, die man in einem griechischen Feuer oder bey der heftigsten Gluht eines Schwefelofens sähe. Da ist eine Vermischung von Blau, Violet und Roth, sowohl unter einander gemengt, daß man nicht unterscheiden kann, welche von den dreyen Farben vor den andern den Vorzug hat. Endlich so glich dieses Thier dem griechischen Feuer nicht allein in Ansehung seiner Farben, nach dem Leben; sondern es ahmet ihm auch noch durch das schmerzhaftes Brennen nach, welches es denjenigen verursachet, die es angreifen. Die Erfahrung lehrete solches den P. Feuillée. Er wurde davon angegriffen, ob er sich gleich davor in Acht genommen und nicht recht getrauet hatte. Ein Stab hatte ihm gedienet, die Holoture in sein Schnupftuch zu bringen; damit er sie abzeichnen könnte. Den andern Morgen, als er nicht daran dachte, wozu er sein Schnupftuch gebraucht hatte, wollte er sich die Hände damit abtrocknen, nachdem er sie gewaschen hatte. Er empfand sogleich ein heftiges Feuer, welches sich dergestalt vermehrte, daß es ihm Zuckungen über den ganzen Leib nebst einem unerträglichen Schmerzen verursachete, wovon er sich nicht anders befrehete, als daß er seine Hände in ein Bad von Weinessig und Wasser hielt i). Er sah noch einige andere von diesen Seblasen von verschiedenen Arten in America an den Ufern des Meeres, vornehmlich in den sandichten Bayen, nach einem großen Winde; er hatte aber nicht die Zeit, zu beobachten, ob sie derjenigen glichen, die er beschrieben hat.

Naturgesch.  
von Peru.

Ihre Farbe  
ist schwer zu  
bestimmen.

Gefahr, sie  
anzurühren.

Man hat mehr als einmal von dem Weine und den Weinbergen in Peru geredet. Frezier giebt uns seine Anmerkungen von dem in Chili. Nachdem er es überhaupt bedauert hat, daß man sich so wenig Mühe gebe, das Land daselbst zu bauen, welches doch so fruchtbar und so leicht zu bearbeiten sey, daß man es mit einem Pfluge, der oftmals nur aus einem Kreuzaste von einem Baume bestünde, und von einem Paar Ochsen gezogen würde, nur obenhin ein wenig schürfete, und wenn der Saame gleich kaum bedecket wäre, es dennoch nicht weniger, als hundertfältig trüge: so beklaget er es insbesondere, daß sie nicht mehr Fleiß auf ihre Weinberge wendeten. Sie sind dem ungeachtet fruchtbar, und die Weinstöcke tragen guten Wein, saget er. Weil sie aber die Bottiche oder irdenen Krüge, worein sie ihren Wein füllen, nicht zu glaziren wissen: so müssen sie solche inwendig mit Harze verpichen. Dieses nebst dem Geschmacke von den Bockfellen, worinnen sie ihn hernach verführen, geben ihm einen bitteren Geschmack fast wie Theriak, und zugleich einen Geruch, woran man sich nicht leichtlich gewöhnen kann.

Wein in Chili.

Die Früchte dieses Landes wachsen auch ohne alle Wartung. Man pflanzet daselbst die Bäume nicht erst. Aepfel und Birnen hängen von Natur in den Wäldern; und wenn man die Menge derselben ansieht: so ist es schwer zu begreifen, wie diese Bäume seit der Ankunft der Spanier sich so haben vermehren und an so viele Orter ausbreiten können, wenn es anders wahr ist, wie man doch für gewiß versichern will, daß keine vorher da gewesen sind.

Früchte.

Man pflanzt daselbst ganze Felder voll von einer Art Erdbeeren, die sich von unsern europäischen durch die Blätter unterscheiden, als welche viel runder, dicker und sehr rauch sind. Die Beeren selbst sind ordentlicher Weise so groß wie eine Nuß, und zuweilen wie ein Hühnerney. Die Farbe ist weißröthlich und der Geschmack nicht so gar angenehm, als unsere

Erdbeeren  
und andere  
Gewächse.

i) Ebendas. a. d. 380 u. f. S.

Naturgesch.  
von Peru.

Gewürz-  
kräuter.

Linto.

Arzneykräu-  
ter.

Färbekräuter.

unsere Holzerdbeeren. Es mangelt aber auch nicht an solchen, die, wie bey uns, in Gehölzen wachsen. Gleichfalls gerathen daselbst alle unsere Wurzel und Küchenkräuter im Ueberflusse und fast ohne Wartung auf den wüsten Feldern, als z. E. Rüben, Erdäpfel oder Pataten, Wegwarten oder Chicoreen von zweyerley Art; u. d. g.

Die Gewürzkräuter aus unserer Himmelsgegend, dergleichen der kleine Balsamstrauch, die Melisse, die Tanesia, die Camomillen, die Krauseminze, die Salbey, eine Art Mäuseohrchen, deren Geruch dem Wermuthe nahe kömmt, bedecken daselbst alle Felder. Man hat da eine kleine Art von Salbey, die zu einer Staude erwächst, deren Blätter von Gestalt dem Rosmarin und vom Geruche dem ungarischen Wasser ein wenig gleich kommen. Die Indianer nennen sie Palghi; und sie ist vielleicht eine Gattung von der Coniza Africana *Salvia odore*. Nach dem Geruche und Geschmacke davon zu urtheilen, muß sie viel flüchtiges Salz bey sich haben. Die Hügel sind mit Rosenstöcken geschmücket, welche daselbst ungepflanzet wachsen; und die gemeinste Art ist ohne Dornen. Man sieht auch auf den Feldern eine Art von Lilien, welche die Einwohner Linto nennen *h*). Es giebt ihrer von allerhand Farben; und unter ihren sechs Blättern sind zwey allezeit wie Federbüsche. Die Wurzel von der Zwiebel dieser Blumme wird im Ofen gedörret und giebt ein sehr weißes Mehl zum Confectteige.

In den Gärten zieht man ein Bäumchen mit einer weißen Blumme in Gestalt einer Glocke *l*), deren Geruch sehr angenehm ist, vornehmlich gegen Abend und des Nachts. Die Höhe ist acht bis zehn Zoll, und die Dicke unten vier Zoll im Durchschnitte. Die Blätter sind rauch und ein wenig spitziger, als an den Wallnußbäumen. Dieses ist ein vortreffliches Zertheilungsmittel bey gewissen Geschwulsten. Die Einwohner in Chili haben auch ein unfehlbares Mittel dafür, wenn einer einen schweren Fall thut, daß einem das Blut aus der Nase stürzet. Sie kochen nämlich das Kraut Quinchamali, eine Gattung von Tausendgüldenkraut (*Santolina*) mit einem gelben und rothen Blümchen. Außer den meisten von unseren Wundkräutern und andern Arzneykräutern haben sie auch noch eine Menge andere, welche diesem Lande eigen sind.

Neben denselben haben sie auch etliche Kräuter zum Färben, welche die Seife vielmals vertragen können, ohne daß die Farbe ausgeht. Darunter gehöret das Reilboth, eine Gattung Färberröthe mit kleinern Blättern, als die unserige. Diese Wurzel wird in Wasser gekochet, um roth damit zu färben. Poquell ist eine Art Stabwurz oder *Abrotanum foemina folio virente vermiculato*, welches gelb färbet und gleichfalls sehr lang hält. Der Stengel fällt ins Grüne. Alnil ist eine Gattung Indigo zum Blaufärben. Die schwarze Farbe wird von dem Stiele und der Wurzel des Panque gemacht, dessen Blätter rund und gleichsam gewebet, wie am Bärenklau und zwey bis drey Fuß im Durchschnitte sind *m*). Wenn der Stengel röthlich ist: so ist man ihn roh zur Erfrischung. Sonst hat er eine sehr zusammenziehende Kraft. Man siedet es mit dem Maki und Gutbit, zweyen in diesem Lande allein wachsenden besondern Bäumchen, und machet eine schwarze Farbe daraus. Diese ist schön, und verbrennet auch die Zeuge nicht, wie unsere Schwärze in Europa. Uebrigens findet sich diese Pflanze nur in sumpfigen Dertern.

*h*) Frezier verweist es dem P. Feuillie, daß er diesen Namen in Lictu verwandelt habe. Die Pflanze Guerneziase nennet, und von dem Vater Feuillie *Hemorocalis floribus purpureis striatis* genannt wird.

Die Wälder stehen voller Gewürzbäume, als allerhand Myrthen, einer Art Lorber-  
 bäume, deren Rinde einen Geruch von Sassafras, aber noch weit lieblicher, an sich hat.  
 Der Boldu, dessen Blätter wie Weibrauch riechen, und dessen Rinde etwas von dem  
 Zimmetgeschmacke an sich hat; der Zimmetbaum selbst, welcher von dem ostindischen zwar  
 unterschieden, aber doch dessen Eigenschaften hat. Sein Laub sieht aus wie das an den  
 großen Lorberbäumen: jedoch ist es noch ein wenig größer.

Naturgesch.  
 von Peru.  
 Gewürzte  
 Bäume.

Der Licti ist ein sehr gemeiner Baum in Chili, von dessen Schatten der ganze Leib  
 denjenigen aufschwillt, die darunter schlafen. Frezier wurde durch das Beyspiel eines fran-  
 zösischen Officiers davon überzeugt. Das Hülfsmittel dawider aber ist nicht schwer. Es  
 ist ein Kraut Pelboqui genannt, eine Art von Erdepheu, das man mit Salze zerstößt,  
 und womit man sich nur das Gesicht reiben darf, so sehet sich die Geschwulst bald.

Der Licti.

Es wächst hier auch ein Baum, Peumo genannt, dessen Rinde gekocht eine gute  
 Linderung in der Wassersucht ist. Dieser Baum trägt eine rothe Frucht, in Gestalt einer  
 Olive. Sein Holz kann zum Schiffbaue dienen. Das beste Holz dazu aber in diesem  
 Lande ist der Roble, eine Art von Eichen, dessen Rinde, wie der Sicuse ihre, dem Pan-  
 toffelholze ähnlich ist.

Peumo.

Die Ufer des Flusses Biobio sind mit Cedern bewachsen, welche nicht allein zum  
 Schifferzimmern, sondern auch zu recht guten Mastbäumen dienen können. Die Schwie-  
 rigkeit ist nur, daß man sie auf dem Flusse, dessen Mündung nicht Wasser genug für ein  
 Schiff hat, nicht hinunter bringen und sich ihrer also zu Nuzze machen kann.

Die Vögel, womit diese Gefilde bevölkert sind, unterscheiden sich wenig von denen  
 in andern miträtlichen Ländern. Man findet daselbst über dieses viele von den unserigen,  
 als Holztauben, Tureltauben, Rebhühner, Schnepfen, allerhand Arten von Enten,  
 worunter man eine unterscheidet, Patos reales genannt, die einen rothen Ramm auf dem  
 Schnabel haben; Corlinen und Kriechenten.

Mancherley  
 Vögel.

Die Pipelienes, deren Namen ich sonst nirgends, als hier gefunden habe, und  
 die nach Freziers Berichte einige Aehnlichkeit mit dem Scemeven haben, sind von einem  
 sehr guten Geschmacke. „Sie haben einen rothen, geraden, langen, schmalen und oben  
 „platten Schnabel, mit einem Striche von eben der Farbe über den Augen, und Straußen-  
 „süße. Sie sind übrigens angenehm zu essen. Die Pechiolorados sind eine Art von  
 „Nothföhlen, mit sehr schönen Federn. Man sieht auch einige Schwäne und eine Men-  
 „ge sogenannter Flaminge, deren Federn, die eine schöne Mischung von Weiß und Roth  
 „machen, auf den Hüften der Indianer zum Putze dienen. Das Vergnügen der  
 „Jagd aber wird hier durch die Menge derjenigen Vögel sehr unterbrochen, die man  
 „Dyolos nennet, und die Franzosen auf Freziers Schiffe Criards, Schreyer, hießen,  
 „weil sie, so bald sie nur einen Menschen sahen, um ihn herum flatterten und schryen, wo-  
 „durch sie die andern Thiere sehen machten, und sie gleichsam warneten, die auch gleich  
 „davon flohen, wenn sie solche hörten. Oberhalb dem Gelenke an jedem Flügel haben  
 „sie eine rothe Spitze einen Zoll lang, so hart und spitzig, als ein Sporn, womit sie sich  
 „gegen andere Vögel wehren.“ Wir müssen anmerken, daß alles, was man iso hier  
 Z 3 von

Pipelienes.

Pechiolora:  
 dos.

Dyolos.

1) Der Vater Feuillée nennet es Stramonoi-  
 des arboreum, oblongo & integro folio, fructu  
 levi.

m) Frezier verweist es dem P. Feuillée, der es  
 Panke Anapodophili folio nennet, abermal, daß  
 er ihm nur zehn Zoll im Durchschnitte gebe.

Naturgesch. von Chili gelesen hat, vornehmlich die benachbarten Gegenden der Concepcionsbay von Peru. betrifft <sup>n)</sup>).

Arzeneykräuter um Valparaisso.

In den Gegenden um Valparaisso bringen die Gebirge, ob sie gleich wegen Seltenheit des Regens sehr dürre sind, dennoch eine Menge Kräuter hervor, deren Tugenden man sehr rühmet. Das berühmteste darunter ist die *Cachinlagua*, eine Art von dem kleinen Tausendguldenkraut (*Centaurium minus*), welche aber bitterer ist, als die in Frankreich, und folglich mehr Salz bey sich haben muß. Sie wird für ein vortreffliches Mittel wider das Fieber gehalten. Die *Vira-verda* ist eine Art von *Zelochrysum* oder der *Immortelle*, *Sonnengoldblumme*, mit deren Tranke ein französischer Wundarzt das dreytägige Fieber vertrieb. Das *Unnoperquen* ist eine Art *Senesblätter*, denjenigen ganz gleich, die wir aus der Levante bekommen. Die *Alva quilla* von den Indianern *Culen* genannt, ist eine Staude, deren Blätter ein wenig nach *Basilicum* riechen. Es steckt ein herrlicher Balsam darinnen, der bey den Wunden sehr gute Dienste thut. Frezier hat erstaunliche Wirkungen davon gesehen. Ihre Blumme ist lang, wie eine Aehre, weiß von Farbe, die ins Violetta fällt. Ein anderes Gestäude, Namens *Havillo*, welches aber von der tucumanischen *Havilla* unterschieden ist, wird wegen eben der Tugenden sehr gerühmet. Es hat eine Blumme wie der *Genster*, sehr kleine Blätter und einen starken Geruch, der etwas von des Honiges feinem an sich hat, und ist so voller Balsam, daß es ganz klebricht davon ist.

Der *Payco* ist eine Pflanze von mittelmäßiger Höhe, deren Blätter sehr zerkerbet sind, und hat einen starken Geruch, wie verfaulete Citronen. Ein Trank daraus gekocht treibt den Schweiß und wird für gut wider das Seitenstechen gehalten. Der *Palqui*, eine Gattung von *Attich*, stinkt sehr, hat eine gelbe Blumme und vertreibt den *Grind-Thupa* ist eine Staude wie die *Lorberrosen* oder der *Dleander*, mit langen hochgoldfarbigen oder *Aurora*blummen, die der Gestalt nach fast wie der *Hohlwurz* ihre sind <sup>o)</sup>. Aus den Blättern und der Rinde geht eine gelbe Milch, womit man gewisse Krebschäden heilet. Der *P. Feuillee* redet davon, als von einem Gifte: Frezier aber versichert nur, ohne ihm in diesem Stücke zu widersprechen, aus seiner eigenen Erfahrung, daß er sich darinnen irre, daß er ihm eine so schleunige Wirkung zuschreibe. Die *Bisnaguas*, woraus man in Spanien *Zahnstocher* macht, und deren Pflanze dem *Fenchel* sehr ähnlich kömmt, wachsen häufig in den Thälern um Valparaisso. Der *Quillay* ist ein Baum aus eben dem Lande, dessen Blätter einige Aehnlichkeit mit der grünen *Eiche* ihre haben. Seine Rinde gährt im Wasser wie *Seife* und macht es gut, *Wolle* damit zu waschen. Zu *Leinzenzeuge* aber dienet es nicht, welches gelb davon wird. Die Indianer brauchen es, sich die Haare damit zu reinigen, und dieses soll ihnen, wie man saget, die schöne *Schwärze* geben, welche ihre ordentliche Farbe ist.

Man findet an eben den Orten den *Mollo*, welchen die Indianer *Ovighan* oder *Huinam* nennen. Dieser Baum, dessen Blätter der *Acacia* ihren fast gleich sehen, trägt eine Traube von kleinen rothen *Beerchen*, fast wie die holländische *Johannisbeere*, welche wie *Pfeffer* und *Krammets-* oder *Wacholderbeeren* schmecken. Die Indianer machen ei-

<sup>n)</sup> Frezier Reise nach der Südsee I Th. II Cap. a. d. 72 u. f. S.

<sup>o)</sup> Der *P. Feuillee*, welcher sie in Kupfer gezeichnet mitttheilet, nennet sie *Rapontium spicatum foliis acutis*.

nen Trank daraus, der stärker ist, als Wein. Das Gummi von dem Ovigam ist ab-  
 führend. Man zieht aus diesem Baume auch Honig und Essig. Wenn man die Rinde  
 ein wenig öffnet: so fließt eine Milch heraus, welche die Jelle in den Augen vertreibt.  
 Aus dem Herze seiner Sprossen machet man ein Wasser, welches die Augen heiter macht,  
 und das Gesicht stärket. Endlich giebt seine Rinde, wenn sie gekocht wird, eine coffee-  
 braune Farbe, die ins Röthliche fällt, womit die Indianer besonders ihre Fische fär-  
 ben, damit die Fische solche desto weniger sehen sollen.

Naturgesch.  
 von Peru.

Unter denen Fischen, wovon die meisten auch an den andern Theilen der Küste zu finden  
 sind, als die Corbinen, Tollen, Pejes Reyes oder Königsfische, die Gournaur, die

Fische.

Lenguados oder Zungen, die Muletten, Alfen, Carreaux, Sardellen, Anchoisen  
 oder Meergründeln, das Seepferdchen, der Sägefisch, der Petinbada und eine Art von  
 Stockfische, welcher in dem Weinmonate und den beyden folgenden Monaten an die Küste  
 kömmt, hält sich Frezier besonders bey dem Peje Gallo oder Hahnenfische auf, welchen  
 die Franzosen auf seinem Schiffe den Elephanten nannten, weil er einen wirklichen Rüssel  
 auf seiner Schnauze hat. Der P. Feuillée giebt eine sehr besondere Beschreibung von die-  
 sem Fische. „Die Indianer, saget er, nennen ihn Mca. Achagual Chalgua. Er ist  
 „wohl drey Fuß lang und in der Mitte auf fünf Zoll dick. Er nimmt von dem Kopfe an  
 „bis mitten am Bauche an Dicke zu, und von da bis an den Schwanz wiederum ab, wel-  
 „cher wie eine Sichel gebildet und nach dem Bauche zu gekrümmt ist. Er hat fünf Floss-  
 „federn, viere unter dem Bauche und eine auf dem Rücken. Diese ist dreyeckicht, wie  
 „das Segel einer Barke oder das Besansegel. Sie stüzet sich auf eine sehr spizige Gräte,  
 „welche über den scharfen Winkel des äußersten Endes der Flossfeder weggeht, und hinter  
 „dem Kopfe ihren Anfang nimmt. Dieses ist die einzige Gräte, die man bey diesem Fi-  
 „sche antrifft; indem alles andere nur ein Knorpel ist. Von den vier andern Flossfedern  
 „sind zwo unter dem Aste, wie Schaufeln gemacht; und die beyden andern, welche sehr  
 „breit sind, nehmen ihren Ursprung unter den Luftröhren. Der Rückgrad ist eine Schnur,  
 „die sich hinten von dem Kopfe an, wo sie ihren Anfang nimmt, bis an den Schwanz er-  
 „strecket, wie bey der Lamprete, und nur eine Art von Knorpel ist, da sie weder Mark,  
 „noch Höhlung, noch Nerven hat. Der Grund ihrer Augen ist schwarz und der Umkreis  
 „gelb. Der Rüssel, welchen man an dem äußersten Ende des Kopfes verlängert sieht,  
 „ist auch ein Knorpel, der mit einer bläulich grauen Haut bedeckt ist. Der Rachen ist  
 „zween Zoll weit. Man sieht darinnen eine Reihe Zähne, wie eine Säge, die aus einem  
 „Knorpel besteht, wie der, welcher statt des Rückgrades dienet. Die Haut dieses Fisches  
 „ist glatt, ohne Schuppen, von einer bläulichen Farbe auf dem Rücken, welche nach dem  
 „Bauche zu abnimmt, wo sie silberfarben wird. Sein Fleisch ist weiß, von einem ziem-  
 „lich angenehmen Geschmacke. Der einzige Fehler daran ist, daß es ein wenig gar zu  
 „weichlich schmecket p). Dieser Reisende saget auch noch, er habe lange Zeit viele Meere  
 durchstrichen, ohne jemals einen so sonderbaren Fisch gesehen zu haben. Er sah ihn zu Bue-  
 nos Ayres: er hätte ihn aber nachher in Chili sehr gemein finden sollen, weil Frezier ver-  
 sichert, man fische zwo Seemeilen von Valparaiso in einer Bucht, worein sich der Fluß  
 Aconcagua oder Chille ergießt, Corbinen, Tollen und Peje Gallos oder Hahnenfische,  
 die man trocknet und nach Sant. Jago, der Hauptstadt in Chili, schicket, welche ihn auch  
 frisch

Peje Gallo.

p) Journal du P. Feuillée T. I. a. d. 219 S.



**Naturgesch.** frisch bekömmet. Er sehet hinzu, die Franzosen nenneten ihn Fräulein (Demoiselle) und die vorderste Flossfeder an jeder Seite, welche sich gleichsam in zween Flügel theilet, sey ein so harter hornener Stachel, daß er statt einer Ahle zu Durchstechung des allerersten Leders gebraucht wird.

**Besonderer Meerkrebs.** Eben dieser Schriftsteller hat auch eine besondere Art Meerkrebs einer Abbildung und Beschreibung würdig geachtet. Er saget, sie komme derjenigen gleich, welche Rondelet auf griechisch Tetis, und Rumph im lateinischen Squilla lutaria nennet, und dessen Farben ungemein lebhaft und schön wären. Die zwo länglich runden obern Flossfedern am Schwanz sind von dem schönsten Blau, das man nur erblicken kann, und mit goldfarbigen kleinen Franzen besetzt, dergleichen auch die sechs Füße unter dem Bauche sind. Unter diesen Flossfedern am Schwanz sitzen zwo andere grünliche Flossen etwas tiefer und kürzer, die ebenfalls mit ihren Franzen eingefasset sind. Die Scheeren oben am Kopfe sind schön blau, und zwischen denselben und den wie längliche Perlen hervorstehenden Augen befinden sich zwo durchsichtige Flossfedern. Die Schale sieht wie Muscus aus und das Ende des Schwanzes fleischfarben weiß gebrähmet. Unter dem Kopfe sitzen noch sechs gebogene Füße, die nicht zum Vorschein kommen, aber an den Enden rund, platt, blau und gleich den andern mit goldfarbigen Franzen besetzt sind *g*).

**Pulpo, ein außerordentliches Thier.**

Ein noch weit sonderbarer Thier aber ist dasjenige, welches die Einwohner in Chili **Pulpo** nennen. Wenn man es ohne Bewegung sieht: so sollte man es für ein Stück Holz von einem Baumaste halten, der mit einer Rinde, wie an dem Castanienbaume überzogen ist. Die Dicke ist eines kleinen Fingers stark, die Länge sechs bis sieben Zoll und mit vier bis fünf Knoten oder Gelenken abgetheilet, die gegen den Schwanz zu kleiner werden. Dieser Schwanz sieht, wie der Kopf, recht wie das Ende eines abgebrochenen Astes aus. Wenn es seine sechs Füße ausstreckt und sie gegen den Kopf zusammen hält, so sollte man sie für Wurzeln und den Kopf für einen abgebrochenen Stiff oder Zapfen halten. Man saget, wenn man das Thier in der bloßen Hand halte: so werde solche auf eine kleine Weile starr; sonst aber habe man weiter keinen Schaden davon. Frezier urtheilet daraus, es müsse dieses eine Heuschrecke von eben der Gattung seyn, als der Vater du Tertre im Kupfer vorgestellt, und in seiner Historie der Antillen, unter dem Namen **Coasigrue** beschrieben, außer mit dem Unterschiede, daß er keinen in zween Aeste gespaltenen Schwanz, noch die kleinen an der **Coasigrue** befindlichen Hübelchen daran wahrgenommen. Uebrigens meldet der Vater du Tertre auch nichts von einer kleinen in dem Pulpo vorhandenen Blase voller schwarzen Saffes, woraus die schönste Dinte gemacht wird *r*). Es giebt auch zu Balparaisso die abscheulichen haarichten Spinnen, die der P. du Tertre ebenfalls in Kupfer vorgestellt, und für höchstgiftig ausgiebt, wovon man aber in Chili nichts wissen will.

**Doradilla.**

In den Gegenden von Coquimbo sieht man eine Art von Steinfahrenkraute oder **Ceterach**, welches die Spanier **Doradilla** genannt haben, dessen Blätter ganz gekräuselt sind, und wovon man den abgekochten Trank sehr rühmet. Er soll zu einer Blutrreinigung, und vornehmlich zur Erquickung eines Reisenden dienen, der von einem langen Marsche abgemattet ist.

*g*) Frezier am angef. Orte a. d. 110 S.

*r*) Es ist dieses Thier ohne Zweifel die Aruma-

Man  
zia Brasilia bey dem Marggrav, VII Buch. auf der 251 Seite.

Man bauet daselbst auch eine Art von kleinen Kürbissen, *Lacatoya* genannt, die das ganze Jahr hindurch währen. Man zieht sie auf die Dächer der Häuser hinauf und machet aus ihrem Fleische ein herrliches Confect.

Naturgesch.  
von Peru.

Daselbst fängt auch allmählich ein Baum an zu wachsen, der sich sonst nirgends in dem ganzen übrigen Chili findet, und wovon Frezier glaubet, daß er Peru nur ganz allein eigen sey. Er nennet ihn *Lucumo*. Sein Laub, saget er, gleicht ein wenig den Pomegranzen und dem *Floripondio*, und seine Frucht ist auch der Birne ähnlich, worinnen der Samen des letztern steckt. Wenn die Frucht reif ist: so ist die Schale gelblich, und das Fleisch sehr gelb und hat beynähe den Geschmack und das Wesen eines frisch gemachten Käses. In der Mitte liegt ein Kern, der Farbe und dem haarichten und fleischichten Wesen nach vollkommen, wie eine Kastanie, nur daß sie bitter und zu nichts nütze ist.

*Lacatoya.*  
*Lucumo.*

Gegen die *Cordilliera* zu in den Thälern findet man eine Pflanze, die man, wenn sie erst frisch aufgeschossen ist, wie einen Sallat essen kann. So bald sie aber etwas stärker und größer gewachsen: so wird sie den Pferden zu einem so gewaltigen Gifte, daß, so bald sie nur davon gefressen, blind werden, aufschwellen und in kurzer Zeit gar versterben.

Sonderbares  
Kraut.

Frezier fand in dem Thale *Ylo* unter andern Fruchtbäumen auch eine Gattung Früchte, die man in Peru *Paltas*, auf den Antillen aber die *Advocaten* nennet. Sie sehen wie eine große Birne aus, worinnen ein runder und etwas spitziger Kern steckt, so hart und groß wie eine Kastanie, die aber weiter zu nichts dienet, als *Muscus* damit zu färben. Die Haut umher ist grünlich und so weich, wie Butter. Sie schmecket auch fast so, wenn man sie mit Salze ist; doch hat sie etwas von einem Nußgeschmacke mit an sich. Am besten schmecket sie, wenn sie mit Zucker und Citronensaft gemenget wird. Sie soll sehr gesund seyn und dabey zum Benschlase reizen.

*Paltas* oder  
*Advocaten.*

Er sah auch daselbst den *Pacay*, welches ein Baum ist, dessen Blätter den Nußblättern ähnlich aber größer sind. Sie hängen zwey und zwey an einem Stiele, so daß sie immer zunehmen, je weiter sie sich von dem Stengel entfernen. Seine Blüthe ist beynähe so, wie *Pison* und *Plümier* die von der *Ynga* malen: seine Früchte aber sind anders. Die Hülse, welche der *P. Plümier* in Kupfer vorgestellt, ist sechseckicht, die *Pacay*frucht aber hat nur vier Seiten, wovon die zwey großen einen Zoll vier bis sechs Linien, die kleinen aber nur sieben bis acht Linien breit sind. Die Länge ist sehr ungleich. Denn es giebt Schoten von vier Zoll, und andere, die über eine halbe Elle lang sind. Inwendig sind sie in viele kleine Fächer abgetheilet, in deren jedem ein Korn wie eine platte Bohne in einer weißen und faserichten Materie steckt, die man für Baumwolle ansehen sollte. Es ist aber in der That nichts anders, als ein gestandenes Del, welches zur Erfrischung genossen wird, und in dem Munde einen zarten und sehr lieblichen *Muscus*geschmack hinterläßt. Die Franzosen nannten sie daher *Zuckererbsen* s).

*Pacay* und  
seine Zucker-  
erbsen.

Unter den Gartenblümen sahen sie daselbst nur eine, die dem Lande eigen war. Sie glich der *Orangeblüthe* und war von einem lieblichem aber nicht so starken Geruche. Sie wird *Niorbes* genannt.

*Niorbes.*

Man bedauert es, daß Frezier und seine Reisegefährten kein Augenzeugniß von vier sehr seltsamen Pflanzen haben ablegen können, deren Eigenschaften sie nur aus anderer Leute Berichte

s) Frezier am angef. Orte II Th. I Cap.

Naturgesch. Berichte kannten. In den Ebenen von Truxillo wächst ein Baum, welcher zwanzig bis  
von Peru. dreißig Blumen von ganz verschiedener Farbe und Gestalt trägt, die zusammen eine Art  
von Traube ausmachen. Man nennet sie *Flor del Paraisso*, Paradiesblume.

Paradies- In den Gegenden um *Caya Tambo* und *San Matheo*, einem Dorfe in der Land-  
blume. schaft Lima, an dem Bergfalle findet man gewisse Stauden, welche blaue Blumen tragen,  
deren jede, wenn sie sich in Früchte verwandeln, ein so vollkommenes Kreuz hervorbringt, daß  
Stauden, die Kreuze trägt. man es mit dem Zirkel und Winkelmaße nicht richtiger machen könnte.

Baum voller In der Landschaft Charcas an den Ufern des großen Flusses Misco, wachsen große  
Herzen. Bäume, welche das Laub vom Arayan oder Myrthen haben, und deren Frucht eine Traube  
von grünen Herzen, ein wenig kleiner, als die flache Hand ist. Wenn man sie öffnet: so zeigen  
sie viele kleine weiße Blättchen wie Buchblätter und auf jedem Blatte ein Herz, in dessen  
Mitte man ein Kreuz mit drey Nägeln darunter, sieht.

Das Kraut In eben der Provinz findet man das Kraut *Pito real* genannt, welches zu Pulver  
Pito real. gestossen, Eisen und Stahl auflöset. Es hat seinen Namen von einem Vogel, welcher sich  
damit purgiret, und den man grün vorstellet, fast von der Gestalt eines Papegenes, wosern  
er nicht einen langen Schnabel, und auf dem Kopfe eine Krone hätte. Wir haben von  
diesem Kraute bereits in der Beschreibung von Mexico geredet, wo man anführet, daß die  
Einwohner die Nester, welche diese Vögel auf den Bäumen machen, mit eisernem Drahte  
versperren, um solches Kraut zu bekommen. Denn, saget man, dieser Draht findet sich bald  
durch die Kraft eines Krautes zerfressen, welches die Vögel dahin bringen, und man vorn an  
den Nestern sorgfältig sammelt. In Neuspanien aber, wie in Peru, scheint diese Erzählung  
nur auf das Zeugniß der Indianer gegründet zu seyn.

Condor zu Frezier bestätigt alles, was man von dem Condor gesaget hat. Er schoß einen nahe bey  
Walparaisso. dessen Schwingen von einem Ende zum andern neun Fuß lang waren. Er  
hatte einen braunen Kamm, der aber nicht wie ein Hahnenkamm zerkerbet war. Vorn un-  
ter dem Halse, welcher roth war, saßen keine Federn, wie bey dem calecutischen Hahn.  
Was man noch mehr aus Freziers Beschreibung nehmen kann, ist, daß dieser Vogel gar  
nicht selten in Peru, sondern so häufig und gemein ist, daß man zuweilen ihrer viele zusam-  
men die Heerden Schafe angreifen sieht. Wenn sie ein Lamm davon wegholen wollen: so  
sträuben sie sich, laufen mit ausgespannten Flügeln auf sie zu, damit die Schafe in einan-  
der schlupfen, und, wenn sie die Köpfe zusammen stecken, sich nicht wehren können, worauf  
sie denn das beste davon wegschleppen <sup>2)</sup>.

Der *Curvi* ist ein ungemein sonderbarer Fisch. Er ist nur einen Fuß lang: er hat  
aber auf der Oberlippe zwey Hörner, die nach jeder Seite beweglich, acht Zoll lang, im An-  
fange eine Linie dick, am Ende spiz und goldfarbig sind. An dem äußersten Ende der Un-  
terlippe hat er noch vier andere Hörner, wovon ihrer zwey sechs Zoll und die beyden andern  
drey Zoll lang sind; alle mit den beyden auf der Oberlippe von einerley Farbe und Dieg-  
samkeit. Sein Kopf ist platt. Gegen oben zu hat er sechs Flossfedern, zwey unter den Oh-  
ren, die mit einer sehr harten, wie eine Säge gezackten Gräte anfangen. Unten und gegen  
die Mitte des Bauches sieht man an ihm noch eine andere Flossfeder, die aus sieben Sta-  
cheln bestehen, welche sich gegen ihre Enden in viele Zacken vertheilen, zwischen denen ein  
dünnes Häutchen von grauer Farbe ist. Ueber dem After und noch stets unter dem Bauche  
ist

<sup>2)</sup> Frezier am angef. Orte I Th. 16 Cap.

ist eine andere Flossfeder, die gleichfalls aus sieben Gräten besteht, welche an ihren Enden zertheilet, und auch mit einem grauen Häutchen bedeckt sind. Zwo andere Flossen haben ihren Sitz auf dem Rücken. Die erste nimmt ihren Ursprung hinter dem Kopfe, fängt mit einer Gräte an, die wie eine Säge gezackert ist bey dem Milcher, bey dem Rögner aber ganz gleich ist. Auf diese folgen sechs andere, die mit einer den andern gleichen Haut bedeckt sind. Die zwoyte, welche gegen den Schwanz zu und ihrem Baue nach ganz unterschieden ist, hat sehr dünne Gräten in großer Anzahl, ohne die geringste Zertheilung an ihrem Ende, und so, wie alle andere, bedeckt. Der Schwanz des Curvi ist gegen die Mitte durch eine blauliche Linie in zween Theile getheilet, die ihren Anfang bey den Luströhrengängen hat, und sich in dem Winkel der Theilung endiget, welcher durch die beyden Theile gemacht wird. Auf dem obern Theile einer jeden Seite des Leibes giebt es drey Reihen grauer Flecke, welche hinter dem Kopfe anfangen und sich gegen den Schwanz zu endigen. Dieser ganze Theil ist von einer blassen Goldfarbe, welche immer abnimmt, indem sie sich der Theilungslinie nahet. Der untere Theil hat nur zwo Reihen von einem Hellgrau auf silberfarbenen Grunde, welcher diesen Theil angenehm machet; und die Veränderung der beyden Farben, die sich unvermerkt vermengen, giebt diesem Fische einen allerliebsten Glanz. Sein Fleisch ist außerdem von einem vortreflichen Geschmacke. Er hat keine Schuppen. Alle äußere Theile aber sind mit einer sehr schönen Haut bedeckt u).

Naturgesch.  
von Peru.

Dieses Werk hat wenig Abschnitte, wo man so viele besondere merkwürdige Nachrichten antrifft, die alle zusammen aus den besten Quellen genommen sind. Man wird uns hier also auch das Vertrauen nicht versagen, welches der natürliche Lohn der Genauigkeit und Wahrheit ist. Was noch hier abzugehen scheint, das wird man schon in den andern Bänden einzeln beschrieben finden.



## Das IX Capitel. Reisen nach Brasilien.

Reisen nach  
Brasilien.

### Einleitung.

Die Spanier und Portugiesen sind wegen der Gränzen von Brasilien nicht einig. Verschiedene Meynungen wegen dessen Entdeckung.

Man begreift unter dem Namen von Brasilien weitläufige Provinzen des mittäglichen America, welche gegen Osten an das atlantische Meer stoßen und wegen deren Gränzen die Spanier und Portugiesen nicht mit einander übereinkommen. Nach den erstern wird die Länge von Brasilien zwischen dem neun und zwanzigsten und neun und dreißigsten Grade West von der toledischen Mittageslinie kraft eines alten Vertrages unter den Königen von Castilien und Portugall und einer Absonderungslinie gesetzt, die von dem Vorgebirge Sumos durch die Insel Buenabrigo gezogen wird x). Die Portugiesen, welche ihre Rechte weiter erstrecken, ziehen diese Linie durch die Mündung des Amazonasflusses

Die Spanier und Portugiesen sind wegen der Gränzen von Brasilien nicht einig.

\*) P. Feuiller am angef. Orte a. d. 220 S.

x) Herrera XX Decad. XX Buch.

Reisen nach  
Brasilien.

flusses gegen Norden und durch die Mündung des Rio de la Plata gegen Mittag. Man muß sich der Ursachen dieses Unterschiedes erinnern. Da der Pabst Alexander der VI, ein Spanier von Geburt, den Königen in Castilien eine Bulle zugestanden, welcher sie auf eine sehr vortheilhafte Art zu der Theilung der neuen Welt, durch die berühmte Gränzlinie mit verließ, wovon wir bereits geredet haben y): so hielten sich die Portugiesen dadurch beleidiget genug zu seyn, daß sie ihre Klagen darüber erheben dürften. Man verglich sich über eine andere Eintheilung an den beyden Höfen; und es wurden von beyden Seiten geschickte Erdbeschreiber ernannt, diese große Zwistigkeit innerhalb zehn Monaten auszumachen. Da aber neue Schwierigkeiten, welche wegen des Besizes der Molucken entstanden, die Ansprüche nur dunkler gemacht hatten: so blieb eine jede Parthey auf ihrem Kopfe, und der Schluß so lang ausgesetzt, bis die beyden Kronen auf ein Haupt gekommen waren; da denn die Vereinigung des beyderseitigen Nutzens alle Widersetzungen vertrieb. Diejenigen, welche sich nachher wiederum erneuert, sollen da angeführet werden, wo sie hin gehören, und sind noch heutiges Tages die Veranlassung zu denen Kriegen, die sich zuweilen an eben den Orten entzündeten.

Verschiedene  
Meynungen  
wegen dessen  
Entdeckung.

Wenn man dem Herrera glaubet: so geschah es unter den catholischen Königen, daß die Küste von Brasilien durch Vincent Nanez Pinzon im 1499sten Jahre und durch Diego dacus von Lope im 1500ten Jahre entdeckt wurde. Wenn anderer Seits die Berichte, welche des Americus Vesputius Namen führen, von ihm sind: so könnte man auf sein eigenes Zeugniß glauben, daß er diese Ehre wenigstens getheilet habe. Allein, die Erzählung des Herrera scheint ungewiß zu seyn: und man hat schon angemerket, daß die vier Berichte des Vesputius Kennzeichen der Unwahrheit an sich haben z), welche nicht erlauben, daß man sich dabey aufhalte. Es würde dem Christoph Columbus, nachdem er auf seiner dritten Reise die Dreynigkeitsinsel und die Mündungen des Orinoko entdeckt hatte, leicht gewesen seyn, einer Küste zu folgen, welche ihn bis an den Amazonenfluß geführt hätte. Da er aber durch seine ersten Niederlassungen und durch seine Hoffnung noch einen neuen Weg gegen die ostliche Küste von Indien zu finden, wenn er diesem Meere folgete, welches sich zwischen Terra firma gegen Mittag und zwischen Florida gegen Norden vertieft, zurück gerufen wurde: so verließ er Eröffnungen, welchen er glücklich hätte folgen können.

Portugiesis.  
Reisen nach  
Brasilien.

## Der I Abschnitt.

### Reisen und Niederlassungen der Portugiesen in Brasilien.

Brasilien's Entdeckung durch Alvarez Cabral. Falsche Nachrichten des Americus Vesputius. Erste Maßregeln des portugiesischen Hofes. Dessen Gleichgültigkeit, wegen Eintheilung der Länder. Schwierigkeiten von Seiten der Wilden. Der portugiesische Hof nimmt sich Brasilien's mehr an. Es werden Missionarien berufen. Zustand der portugiesischen Niederlassungen bis 1555.

Brasilien's  
Entdeckung  
von Alvarez  
Cabral.

Brasilien wurde also eigentlich das folgende Jahr von den Portugiesen entdeckt, welche an dessen Auffuchung nicht dachten. Peter Alvarez Cabral, ein angesehener Befehlshaber, welcher von Lissabon im Monate März 1500 mit einer Flotte von dreyzehn Schiffen nach

y) Man sehe solches im XIII B. dieser Samml.  
z) Man hat sich schon im XIII Bande wegen der glücklichen Betrügereyen herausgelassen, welche dem neuen festen Lande seinen Namen geben

ließen. Es ist sehr seltsam, daß der gelehrte Italiener, welcher kürzlich die Geschichte von dem Leben und Schriften des Vesputius italiensisch heraus gegeben hat, und die Verfasser des Journal Etran-



nach Sofala abgegangen war, von da er sich nach der malabarischen Küste begeben sollte, nachdem er durch die Inseln des grünen Vorgebirges gegangen, fuhr, um die Windstillen an den africanischen Küsten zu vermeiden, so weit hinauf auf das Meer, daß er den 24sten des Aprils eine unbekante Küste sah, die sich gegen Westen zeigte. Er setzte seine Schifffahrt bis auf den funfzehnten Grad der Südbreite fort, woselbst er einen guten Hafen des heil. Kreuzes gab, weil er daselbst das Zeichen des Christenthumes hatte aufrichten lassen. Man gab ihm nach der Zeit den Namen Brasilien von einer Art Holze, das man daselbst im Ueberflusse entdeckete, und welches dreihundert Jahre zuvor unter diesem Namen bekannt war. Cabral, welcher von der Beschaffenheit der Felber Erkundigung einziehen lassen, vernahm mit Vergnügen, daß sie fruchtbar zu seyn schienen, das sie von schönen Flüssen gewässert würden, mit allerhand Bäumen bedeckt und von Menschen und Thieren sehr bevölkert wären. Er stieg daselbst aus, um im Namen der Krone Portugall Besitz davon zu nehmen. Einige Einwohner, die durch ihre Geschenke und Liebkosungen herbeigezogen worden, machten keine Schwierigkeit, Erfrischungen zu seiner Flotte zu bringen. Er glaubete, in ihrer Gemüthsart Gültigkeit zu bemerken. Da er aber keine Spur von Religion oder Regierung bey ihnen sah: so machte sein Mitleiden wegen eines so traurigen Zustandes, daß er dem P. Heinrich a), Superior der fünf Missionarien, die er nach Ostindien führte, befahl, er sollte ihnen das Evangelium predigen. Es würde einem schwer fallen, zu begreifen, was für Früchte er sich von einer Predigt versprach, die man nicht verstehen konnte, wenn man nicht schon vielmal hätte anmerken lassen, daß die Portugiesen und Spanier, welche sich an die Worte der apostolischen Bullen hielten, stets auf gut Glück den Vorwand der Religion brauchten, ihre Einfälle und Eroberungen zu rechtfertigen. Der General vergaß auch nicht nach dieser Ceremonie, einen Pfahl aufzurichten zu lassen, woran das portugiesische Wapen war, als wenn nun weiter nichts an den Gerechtsamen dieser Krone gemangelt hätte. Als er darauf eines von seinen Schiffen nach Lissabon abgeschicket hatte, welches die Zeitung von seiner Entdeckung dahin bringen sollte: so gieng er nach den Orten wieder unter Segel, wohin seine Flotte bestimmt war.

Portugiesisch.  
Reisen nach  
Brasilien.

Die Berichte des Americus Vesputius enthalten eine Nachricht von den beyden Reisen, die er im Namen des Königes von Portugall nach eben der Küste gethan hat. Allein, die unterschriebenen Zeiten sind falsch, und darinnen besteht eben der Betrug. Denn man kann aus allen Zeugnissen der damaligen Zeitverwandten schließen, daß er zu der Zeit, die er nennt, zu andern Verrichtungen gebraucht worden b). Gonzales Cohelo und viele andere beschäftigten sich lange Zeit, die Häfen, Baye und Flüsse des Landes zu besuchen. Die Felber schienen ihnen eben so schön, und eben so fruchtbar, als sie von Cabral vorgestellt worden. Weil sie aber nicht gleich den Augenblick die Bergwerke und andern Reichthümer entdecketen: so wurde der Eifer nicht sehr heftig, Pflanzstädte daselbst anzulegen. Man nahm nur Farbeholz, Affen und Papegehen davon mit, welche keine andere Mühe kosteten, als daß man sie einnahm, und doch in Europa sehr theuer verkauft wurden.

Falsche Nachrichten des  
Americus  
Vesputius.

Etranger, welche einen Auszug davon geliefert, nicht ein Wort davon gesagt haben. Sollte es ihnen unbekant gewesen seyn: so muß man sich noch mehr darüber wundern.

113

Indessen

a) Herrera rühmet seine Verdienste, und sagt, er sey nachher Bischof zu Ceuta geworden.

b) Man sehe den Bericht des Djeda im XIII Bande dieser Sammlung.

**Portugiesif. Reisen nach Brasilien.** **Erste Maafregeln des portugiesifchen Hofes.** Indessen ließ der Hof zu Lissabon einige Elende, die wegen ihrer Verbrechen zu andern Züchtigungen verdammet waren, und einige läderliche Weibespersonen, wovon man das Königreich reinigen wollte, dahin bringen. Dieses hieß sie einem tausendfachen Tode aussetzen, indem man ihnen das Leben schenkte. Denn die Eingeborenen des Landes, welche bey der Gefahr der Knechtschaft, die ihnen drohete, die Augen eröffneten, hatten die Waffen ergriffen, um sich dawider zu vertheidigen, und führten Krieg, ohne jemandes Leben dabey zu verschonen.

**Deffen Gleichgültigkeit wegen Eintheilung der Länder.** Inzwischen ließ sich der Hof eben nicht sehr bitten, denjenigen weitläufige Bewilligungen zu geben, welche sich erbotten, Sitze daselbst anzulegen. Er wies so gar einigen Herren ganze Provinzen an, in der Hoffnung, sie sollten daselbst Einwohner zusammen bringen. Es kostete um so viel weniger, das Land wegzugeben, weil der Staat keinen Aufwand dabey machte. Zuletzt wurde Brasilien so gar für ein mäßiges Geld verpachtet; und der König, welcher mit einer neuen Herrschaft zufrieden war, begnügte sich fast allein mit dem Titel. Ostindien zog damals fast alle Aufmerksamkeit der Portugieser an sich. Es fanden nicht allein die Kriegestugenden daselbst etwas zu thun; sondern man kam auch daselbst durch die Tapferkeit zu allen Ehrenstellen im Soldaten- und Bürgerstande: in Brasilien hingegen mußte man unaufhörlich unter der Nothwendigkeit, sich zu vertheidigen, und durch eine beständige Arbeit, Felder zu umackern, getheilet seyn, die zwar wirklich sehr fruchtbar waren, aber nichts destoweniger gebauet zu werden verlangeten, wenn sie zu den Bedürfnissen der Einwohner zureichen sollten.

**Schwierigkeiten von Seiten der Wilden.** Bey diesen ersten Unternehmungen hatten sie viel von den Brasilianern zu erdulden, welche in ihrem Hasse unversöhnliche Wilde sind, die man niemals ungestraft beleidiget. Ihre Haupttrache war, daß sie ihre Gefangenen auffraßen. Wenn sie einen Portugieser allein antrafen: so unterließen sie nie, ihn umzubringen und einen von denen abscheulichen Schmäusen davon anzustellen, wovor die Natur erbebet. Alle Reisen, die damals nach Brasilien geschahen, haben weiter nichts merkwürdiges, als diese Grausamkeiten. Sie gehören über dieses nicht zu unserer Absicht, weil sich keine besondere Nachrichten davon erhalten haben, und wir bisher nur dasjenige gesammelt, was sich bey den Geschichtschreibern zerstreuet befindet.

**Der portugiesische Hof nimmt sich Brasilien an.** Ungeachtet so vieler Schwierigkeiten wurde das Land dennoch mit vielen Europäern bevölkert; und die Früchte ihrer Arbeiten erregten andere, ihnen zu folgen. Der Krieg, welchen sie unaufhörlich wider Legionen von Indianern auszustehen hatten, nöthigte sie, sich in Hauptmannschaften zu theilen; und man sah in einer Zeit von funfzig Jahren längst an der Küste verschiedene Flecken entstehen, wovon die fünf vornehmsten Tamacara, Fernambuc, Ilheos, Porto seguro und St. Vincent waren. Die Vortheile, welche diese Pflanzstädte aus ihrer Lage zogen, machten, daß dem portugiesischen Hofe endlich die Augen aufgingen. Er erkannte den Schaden, den er sich dadurch gethan hatte, daß er unbeschränkte Bewilligungen ertheilet; und Johann der III unternahm, solchem abzuhelfen.

**Neue Verwaltung.** Er fing damit an, daß er alle Vollmachten wiederrief, die er den Häuptern der Hauptmannschaften bewilliget hatte; und er schickete im 1549sten Jahre Thomas von Sousa nach Brasilien mit dem Titel eines Generalstatthalters. Seine Flotte bestund aus sechs wohl ausgerüsteten und mit einer großen Anzahl Officieren besetzten Schiffen. Er hatte Befehl, nicht allein eine neue Regierung einzuführen, wozu er den Entwurf mitnahm, sondern auch in

in der Bay aller Heiligen eine Stadt zu bauen. Der König, welcher auch an die Befeh- Portugiesis-  
 rung der Brasilianer dachte, die er als seine Unterthanen ansah, hatte sich an den Pabst Paul Reisen nach  
 den III und an den heil. Ignatius, Stifter der Jesuiten, gewandt, und sie um einige Mis- Brasilien.  
 sionarien ersuchet. Er erhielt deren sechs, welche die Patres, Johann Aspilcueta, von Es werden  
 Navarra, Anton Pirco, Leonhard Nugnez, Diego von Sant Jago und Vinz Missionarien  
 cent Rodriguez, alle viere Portugiesen, unter der Anführung des P. Emanuel Tobrega berufen.  
 von eben der Nation, waren.

Diese apostolischen Männer giengen mit Sousa ab, und stiegen im Brachmonate in Zustand der  
 Brasilien ans Land. Bey ihrer Ankunft erbaueten sie eine Stadt, welche San Salva- portugiesischen  
 dor c) genannt wurde. Sousa mußte viele blutige Kriege führen; welches aber die Städ- Niederlassun-  
 te nicht verhinderte, sich zu vermehren. Die erstern hatten nur sehr einfache Festungswerke, gen bis 1555.  
 welche wider die Ueberfallungen der Wilden hinlänglich waren. Da aber die Europäer von  
 verschiedenen Nationen sich in diesen Meeren gar bald furchtbar gemacht hatten: so mußte  
 man sich wider ihre Streifereyen in Sicherheit setz:n. Sousa hatte noch nicht fünf Jahre in  
 Brasilien regieret: so legeten die Franzosen vor seinen Augen daselbst einen Eis an. Die  
 Umstände von diesem Unternehmen haben sich in ihren eigenen Berichten erhalten.

## Der II Abschnitt.

Lery 1556.

### Niederlassung der Franzosen in Brasilien. Johans von Lery Reise.

Villegagnon will in Brasilien eine Pflanzstadt an- begeben sich nach la Briqueterie. Beschreibung  
 legen. Bewegungsgründe und Zurüstungen zu der Colignyschanze. Sie wollen sich zu la Bri-  
 des Lery Reise. Protestanten reisen mit ihm queterie setzen; werden wieder nach Frankreich  
 ab; werden zu Honfleur beschimpft. Ihre Ab- geschickt; laufen Gefahr bey ihrer Abreise. Sie  
 reise von da. Ankunft zu Rio Janeiro. In- sollen wieder nach Brasilien zurück kehren. Lery  
 dianer daselbst. Paraißen und Retacaer. An- bleibt am Vorde. Merkwürdigkeit bey der  
 kunft bey dem Vorgebirge Frio. Ungeheurer Fahrt unter der Linie. Ursprung des Unglückes  
 Fisch. Rio Janeiro. Villegagnons Umstände bey der Rückkehr. Das Schiff spaltet. Un-  
 in der Colignyschanze. Seine Aufnahme der wissenheit des Piloten. Grausamer Hunger.  
 Protestanten. Er stellt sich fromm; führet Das Schiff wird der französischen Küste ansich-  
 öffentliche Verbstunden ein; ändert seine Auf- tig. Erste Umstände ihrer Ankunft. Unter-  
 führung. Fünf Französinnen werden verheira- richt für Reisende. Wirkungen derer Uebel, die  
 thet. Lery erkläret Villegagnons Aenderung Lery ausgestanden. Erläuterungen wegen der  
 und beschuldiget ihn der Grausamkeit. Die Colignyschanze und Villegagnons.  
 Protestanten werden seiner überdrüssig. Sie

Man geht über die Bewegungsgründe und die ersten Erfolge dieser Fahrt leicht hin, weil sie niemals unter dem Titel einer Reise bekannt gemacht worden. Im 1555ten Jahre faßte Nicolas Durand von Villegagnon, aus Provins in Brie gebürtig, ein Malteserritter und Viceadmiral von Bretagne, welcher den Meynungen der Reformirten zugethan und einiger Verdrüsslichkeiten wegen, die er bey der Ausübung seiner Bedienung gehabt hatte, aufgebracht war, den Vorsatz, in America eine Colonie von Protestanten anzulegen. Er war tapfer, kühn, scharffsinnig, und auch gelehrter, als ein Kriegesmann gemein.

Villegagnon will in Brasilien eine Pflanzstadt anlegen.

c) Einige haben sie auch nur schlechtweg die Bay genannt, weil sie an der Bay aller Heiligen liegt.

Lery. 1556.

meiniglich ist. Seine Absichten wurden dem Hofe unter dem bloßen Vorhaben, einen französischen Sitz in der neuen Welt nach dem Beispiele der Portugiesen und Spanier anzulegen, verdeckt; und da er unter diesem Vorwande von Heinrichen dem II zwey oder drey wohlausgerüstete Schiffe erhalten hatte, die er mit offenbaren oder heimlichen Calvinisten anfüllte: so fuhr er im Maymonate aus Havre de Grace, und kam nur erst im Windmonate in Brasilien an. Seine Klugheit schien ihn bey der ersten Erwählung eines Posten zu verlassen. Er stieg bey einem großen Felsen ans Land, von da ihn die Ebbe und Fluth bald vertrieben. Nachdem er aber weiter gegangen war: so kam er in einen Fluß, der fast unter dem Wendezirkel des Steinbockes liegt, und bemächtigte sich einer kleinen Insel, auf welcher er eine Schanze bauete, welche er die Colignyschanze nannte. Kaum hatte das Werk angefangen, so schickete er seine Schiffe wieder nach Frankreich mit Briefen, worinnen er dem Hofe von seinen Umständen Nachricht gab. Er legete aber noch einige andere Briefe an einige seiner Freunde zu Genf bey. Diese Erläuterung findet sich in einer Schußschrift wegen seiner Ausführung, die er selbst nach seiner Zurückkunft herausgab. Man erfährt daraus auch, daß er bey seiner Ankunft in Brasilien einige Normannen gefunden, welche ein Schiffbruch an diese Küsten geworfen hatte. Sie hatten sich mit den Wilden vermengt, verstunden ihre Sprache, und dienten den Franzosen bey der Schanze zu Dolmetschern. Alles Uebrige ist aus dem Berichte desjenigen Reisenden genommen, von dem dieser Abschnitt den Namen führet,

Bewegungs-  
gründe u. Zu-  
rüstungen zu  
Lerys Reise.

Als die Kirche zu Genf Villegagnons Briefe erhalten hatte: so ergriff sie die Gelegenheit begierig, sich in einem Lande auszubreiten, wo ihr, allen Ansehungen nach, für ihre Anhänger eine Freyheit versprochen wurde, deren sie in Frankreich nicht genossen. Der Admiral Coligny, ihr offenerer Vertheidiger, welchem Villegagnon zu schreiben nicht unterlassen hatte, nahm diese Eröffnung sehr zu Herzen. Er kannte die Klugheit und den Eifer eines alten Edelmannes, mit Namen Philipp von Corguilleray, welcher aber unter dem Namen Dupont viel bekannter war, welcher der Namen eines Gutes war, das er bey Chatillon an der Loire besaß, wo der Admiral seine Güter hatte, und welcher sich nach Genf begeben hatte, um daselbst geruhig in der Ausübung seiner Religion zu leben. Er ersuchete ihn durch ein Schreiben, er möchte sich doch an die Spitze derjenigen stellen, die nach Brasilien abgehen wollten. Dieser Greis, welcher durch Calvins Ermahnungen angefrischet wurde, dessen Ruhm und Ansehen damals auf dem höchsten Puncte bey der gegenseitigen Partey der römischen Kirche war, machte keine Schwierigkeit, seine Ruhe dem Dienste seiner Kirche aufzuopfern *d*).

Prediger und  
andere Prote-  
stanten, die  
mit ihm abrei-  
sen.

Nebst einem so angesehenen Oberhaupte mußte man nicht allein gut gesinnte Privatpersonen, welche geneigt waren, ihr Vaterland auf ewig zu verlassen, sondern auch Prediger von ihrer Religion, Künstler, und allen nöthigen Bestand suchen, um den Grund zu einer neuen Republik zu legen. Unter einer Menge von Professoren und Studenten der Gottesgelahrtheit, wovon Genf fast eben so voll, als von Bürgern, war, fiel es nicht schwer,

*d*) Histoire d'un Voyage fait en la Terre du Brésil, par Jean de Lery, natif de la Margelle, Terre de Saint Senne, au Duché de Bourgogne. Fünfte Ausgabe, a. d. 5 u. 6 S. Die erste Ausgabe ist von 1578. Der Verfasser, dessen Treue und

gesunde Vernunft Thuans Lob verdienet haben, greift in einer sehr langen Vorrede, den sonst berühmten Geschichtschreiber Thevet an, und wirft ihm eben so viel Falschheit, als Unwissenheit, vor.

zween Prediger von einem bekannten Verdienste auszufuchen, die sich durch diesen Vorzug beehret zu seyn glaubeten. Der eine war Peter Richer, funfzig Jahre alt, und der andere Wilhelm Chartier, welche der Verfasser alle beyde Magister beritelt; und welche man gewisse Stellen aus der heil. Schrift erklären hörere. Du Pont aber, welcher niemand hintergehen wollte, verheelete es nicht, daß man über hundert und funfzig Meilen zu Lande, und über zwey tausend Meilen zur See reisen müßte; daß, wenn man an Ort und Stelle käme, man sich anstatt des Brodtes mit Früchten und Wurzeln behelfen, in einem Lande, welches keinen Wein hervorbringt, solchem absagen, und kurz, auf eine ganz andere Art leben müßte, als in Europa. Alle diejenigen, welche die Theorie lieber, als die Praxis, hatten, verloren die Lust, die Lust zu ändern, sich den Gefährlichkeiten zur See auszusetzen, und die Hitze des heißen Erdstriches zu ertragen, und folglich sich zur Reise anzugeben e). Indessen stelleten sich doch ihrer vierzehn dar, deren Namen man uns erhalten hat f).

Lery. 1556.

Sie giengen den 10ten des Herbstmonates 1556 von Genf ab. Ihr Anführer unterließ nicht, durch Chatillon an der Ding zu gehen, woselbst der Admiral einen seiner Würde anständigen Staat, in einem von den schönsten Schlössern in Frankreich, führete. Sie wurden daselbst durch seine Ermahnungen und Versprechungen aufgemuntert. Von da begaben sie sich nach Paris, woselbst einige Edelcuten, die eben den Grundsätzen zugethan waren, und andere Protestanten aus dieser Hauptstadt, sich entschlossen, ihren Hausen zu vermehren. Weil sie sich zu Honfleur einschiffen sollten: so nahmen sie ihren Weg über Rouen, woselbst sie sich auch einige zugeselleten; und unterdessen daß man ihre Schiffe durch die Sorgfalt des Admirales vollends ausrüstete, verabsäumeten sie die Zurüstungen nicht, welche ihnen die Entdeckungen und Arbeiten in den Bergwerken erleichtern konnten.

Sie gehen zu dem Admirale Coligny.

Ein Officier, Namens St. Denis, welcher dafür berühmt war, daß er in diesen Kenntnissen vortreflich wäre, hatte sich auf ihrem Wege nach Paris zu ihnen gesellet. Wenig Tage vor ihrer Abreise aber, da einige Einwohner zu Honfleur in Erfahrung gebracht, daß sie des Nachts das heil. Abendmahl wider das Verboth des Königes gehalten, welches den Protestanten nur erlaubete, bey Tage zusammen zu kommen, sahen sie sich in ihren Herbergen mit so vieler Wuth angegriffen, daß St. Denis bey seiner Vertheidigung erschlagen wurde. Die andern wußten kein besseres Hülfsmittel, als daß sie sich nach der See begaben, und ihre Abreise unter so unglücklichen Zeichen beschleunigten. Bey ihrem Aufenthalte in Brasilien bedauerten sie mehr, als einmal, den Verlust eines Mannes, dessen Geschicklichkeit niemand zu ersetzen fähig war.

Werden zu Honfleur anfallen.

Sie schiffeten sich auf drey Fahrzeuge ein, die auf Kosten des Königes, von Villedaignos Neffen, Bois le Comte, zum Kriege ausgerüstet waren. Dasjenige, welches er als Viceadmiral bestieg, hieß die kleine Roberge, und führete etwan achtzig Mann. Lery befand sich auf dem größten, welches Sainte Marie de l'Epine führete, und die große Roberge genannt wurde, dessen Schiffsvolk aus hundert und zwanzig Mann bestand g). Das dritte, welches man den Chau nannte, hatte neunzig Mann, sechs jun-

Flotte zu dieser Reise.

ge

e) Ebendaf.  
f) Peter Bourdon, Matthäus Verneuil, Johann du Bordel, Andreas de la Fond, Nicolas Denis, Joh. Gardien, Martin David, Nicolas Naviquet, Nicolas Carnieau, Jacob Rousseau, und Allgem. Reisebesch. XVI Band.

der Verfasser dieses Berichtes, der damals nur zwey und zwanzig Jahre alt war. Ebend. a. d. 7 S.  
g) Lery rühmet die Geschicklichkeit seines Lootsmannes, der Humbert hieß, und aus Harfleur gebürtig war.



Lery. 1556. ge Knaben mit darunter gerechnet, welche die Landessprache lernen sollten, um sich desto leichter mit den Wilden zu verbinden, und fünf junge Mägdchen, die man nach Gelegenheit verheirathen wollte, nebst einer Frau, welche die Aufsicht über sie hatte. Es scheint, daß Calvins Beredsamkeit und des Dü Pont Bemühungen bey diesem Geschlechte wenig haben ausrichten können, weil sie ihrer nicht mehr haben zusammen bringen können.

Abfahrt von  
Honfleur.

Obgleich die protestantische Colonie die Einwohner zu Honfleur eben nicht sehr rühmen konnte: so erhielt sie doch bey dem Auslaufen aus dem Hafen diejenigen Ehrenbezeugungen, welche für die Kriegeschiffe bestimmt sind; das ist, sie wurde von allem Geschütze in der Festung unter Trompeten, Pauken, Trummeln und Pfeifen, saget der Verfasser, begleitet, welche seiner Abfahrt, das Ansehen eines Triumphes gaben. Die Freunde aber, welche diese Pracht auf den drey Schiffen erregt hatte, wurde bald von den gefährlichsten Lärmen abgelöst. Ein Sturm, welcher zwölf ganzer Tage anhielt, machete, daß diejenigen, welche das Meer noch nicht kannten, alle Bewegungen und Schrecken dieses Elementes erfuhren. Sie glaubeten, den dreizehnten Tag davon befreuet zu seyn, indem sie die Ruhe wieder um sich herum entstehen sahen. Allein, die Wellen wurden bald wiederum so heftig, daß sie in eben die Gefahr geriethen. Da alle Welt bey einem Zustande lebete, der sich nur erst nach sieben Tagen änderte: so wurde Lery dadurch zu einem Poeten, wie er meldet. Er machete einige Verse, und verschiedene gute Betrachtungen über die Thorheit der Menschen, welche sie mitten in den Wellen dem Tode trogen läßt h). Er erzählet auch eine sehr sonderbare Begebenheit, wovon er ein Zeuge gewesen, und welche demjenigen, was man, bey dem Valerius Maximus i), von einem Matrosen liest, der von seinem Schiffe durch eine Welle weggeführt, und durch die andere wieder zurückgebracht worden, einige Wahrscheinlichkeit giebt. „Ein großes hölzernes Faß, worinnen man das „Pöfelfleisch auswässern ließ, saget er, wurde über eine Pike lang aus dem Schiffe hinausgeführt, und so gleich durch eine andere Welle, welche dieser entgegen kam, wieder zurückgebracht, und nicht einmal umgekehret.“ Die Bestürzung aber, worinnen alle andere bey einem so langen Sturme gewesen waren, hinderte sie nicht, ihrer Stärke zu mißbrauchen, um sich einiger spanischen und portugiesischen Caravellen zu bemächtigen, welche nicht im Stande waren, ihnen zu widerstehen; welches eine andere Ursache für Lery war, die Gemüthsart der Menschen zu beweinen.

Ankunft des  
Geschwaders  
zu Rio Ja-  
neiro.

Da der Wind nicht weiter aufgehört hatte, günstig zu seyn: so kamen die drey Schiffe, den 26sten des Hornungs, im Gesichte von America bey einem sehr hohen Lande an, welches die Einwohner Zuassu nenneten. Man belehret uns von dessen Lage nicht. Da der Verfasser aber angemerkt hat, daß man den 13ten eben desselben Monates im zwölften Grade der Süderbreite gewesen: so ist es wahrscheinlich, daß einige Seeleute, welche schon diese Reise gethan hatten, und welche glaubeten, das Land der Margajac zu

h) Ich übersetzte und erweiterte die Verse des Horaz auf diese Art:

Obgleich das wilde Meer dem, der es stürmen sieht,  
Vor Furcht und Schrecken leicht das Haar zu Berge zieht:  
Doch traut er einem Brett, vier bis fünf Finger dicke,  
Und schiffet durch Sturm und Fluth, und sucht ein fernes Glück.  
Er sieht nicht die Gefahr, in der er also lebt,  
Und daß der Tod von ihm vier Finger breit nur schwebt.

erkennen, sich nicht irreten. Sie berichteten dem Viceadmiral, diese Völkerschaft wäre mit den Portugiesen verbunden: man unterließ aber nicht, die Schaluppe an das Land zu schicken, nachdem man einige Canonenschüsse gethan hatte. Da sich ein Haufen Indianer dem Ufer genähert hatte: so zeigte man ihnen von weitem Messer, Spiegel und Rämme, in der Hoffnung, Lebensmittel von ihnen dafür zu erhalten. Sie verstanden auch nicht allein das, was man von ihnen verlangete, sondern da sie geeilet, verschiedene Arten von Erfrischungen zu bringen: so machten sechs von ihnen und eine Frau keine Schwierigkeit, in die Schaluppe zu treten, um sich nach dem Schiffe führen zu lassen. Der Eindruck, welchen ihr Anblick bey dem Verfasser gemacht, verdienet in seinen eigenen Ausdrücken vorgestellt zu werden.

Lery. 1556.

Indianer, die sie an den Küsten findet.

Weil diese die ersten Wilden waren, die ich in der Nähe sah: so lasse ich einen jeden denken, ob ich sie aufmerksam angesehen und betrachtet habe. Erstlich waren die Mannspersonen sowohl, als die Weibspersonen, ganz nackt, so, wie sie von Mutterleibe gekommen waren. Damit sie aber noch stattlicher aussehen möchten: so waren sie über den ganzen Leib gemalt und geschwärzet. Uebrigens hatten die Mannspersonen allein, welche nach Art und wie eine Mönchskrone sehr dicht am Haupte beschoren waren, hinten lange Haare, die aber so, wie diejenigen, welche Perrücken tragen, um den Hals abgestuget waren. Ferner hatten sie alle die Unterlippen durchlöchert und durchbohret, und ein jeder hatte und trug einen grünen, schön geschliffenen Stein darinnen, der gehörig angebracht, und gleichsam eingefast war. Dieser war von der Breite und Runde eines Zahnpennigs, welchen sie wegnahmen, und wieder hintthaten, wenn es ihnen gut dünkte. Die Wahrheit zu sagen, wenn dieser Stein weggenommen worden, und die große Spalte in der Unterlippe ihnen gleichsam einen zweyten Mund machte, so verunstaltete solches sie sehr. Was die Weibsperson anbetraf: so trug solche außerdem, daß ihre Lippe nicht so gespalten war, lange Haare: ihre Ohren aber waren so wunderbarlich durchbohret, daß man den Finger quer durch die Löcher hätte stecken können. Sie trugen große Ohrenbaumeln von weißen Knochen darinnen, die ihnen bis auf die Schultern hingen. Und weil kein Geld bey ihnen gäng und gebe ist: so geschah die Bezahlung, die wir ihnen gaben, in Hemden, Messern, Fischangeln, Spiegeln, und anderer kurzen Waare. Wie aber diese guten Leute bey ihrer Ankunft eben nicht geizig gewesen waren, uns alles zu weisen, was sie hatten: so wollten sie auch zuletzt und bey dem Ende dieses Lustspieles, da sie die Hemden angezogen, die wir ihnen verkauft hatten, daß wir noch ihren Hintern und ihre Billen sehen sollten. Denn als sie sich in der Barke niedersetzen sollten, sie aber nicht gewohnt waren, keinen, oder sonst andere Kleidungen anzuhaben: so hoben sie sich, damit sie ja nichts verdecken sollten k).

Abshilderung, die Lery von ihnen macht.

F 2

Den

Drum kann man den gewiß für unbesonnen schätzen,  
Der sich zur See begiebt, in die Gefahr zu setzen,  
Vertraut er sich dabey nicht Gottes Vorsicht an;  
Denn Gott ist es allein, der ihn erhalten kann.

Er sehet hinzu; „und daher antwortete auch ein „Weltwelter, den man fragete, ob der Lebenden oder „der Todten mehr wären? auf welche Seite man „diejenigen setzen wollte, die zur See giengen;

„weil sie nicht unter die Lebenden dürfen gerechnet „werden, da sie dem Tode so nahe wären.“ U. d. 15 E.

i) Im VIII Cap. des 1 Buches.

k) a. d. 51 u. ff. S.

Lery. 1556.

Portugiesische  
Schanze, Spi-  
ritu Santo.

Paraißen

und Uetacaer.

Smaragd von  
Maghe.Ankunft bey  
dem Vorgebir-  
ge Frio.

Den andern Morgen ließ Bois-le Comte, welcher sich fürchtete, das Vertrauen gegen die Wilden gar zu weit zu treiben, die er noch nicht besser kannte, die Anker lichten, und folgte dem Lande. Raum war man neun oder zehn Meilen gefahren, so befand man sich vor einer portugiesischen Schanze, mit Namen **El Spiritu Santo**, in einem Lande, welches die Indianer **Noab** nenneten. Da die Portugiesen aus der Befahrung eine Caravelle erkannten, welche die französischen Protestanten unterwegs weggenommen hatten, und sie nicht zweifelten, daß solche von ihrer Nation wäre: so thaten sie einige Schüsse auf die französischen Schiffe, welche solche mutzig beantworteten; allein, ohne daß sie ihnen in dieser Entfernung viel schaden. Man fuhr weiter nach einem Orte, **Tapemiry** genannt, deren Einwohner den Franzosen kein Zeichen des Hasses gaben. Ein wenig weiter im zwanzigsten Grade, gieng man vor den **Paraißen**, welches andere Wilden waren, vobey, deren Länder kleine Gebirge mit Spizen zeigten, welche wie Feuerwälle ausahen. Den 1sten März war man auf der Höhe der kleinen Untiefen, die mit Felsen untermischt weit ins Meer vorgehen, und den Matrosen Furcht erwecken. Gegen über entdeckte man ein einförmiges Land, ungefähr funfzehn Meilen lang, welches die **Uetacaer** inne haben. Dieses Volk ist so wild, daß es beständig mit seinen Nachbarn Krieg führt, und so schnell im laufen, daß diese Eigenschaft solches nicht allein von aller Gefahr freyset, sondern ihm auch dienet, sich einen ungemein großen Ueberfluß an Lebensmitteln anzuschaffen, weil es ihm auf seinen Jagden leicht fällt, allerhand Thiere zu fangen.

Jenseits dieses Landes erblicketen sie das Land **Maghe**, dessen Ufer einen Felsen in der Gestalt eines Thurmes zeigt, welcher dergestalt glänzet, wenn die Sonnenstrahlen darauf fallen, daß man ihn für eine Art von Smaragden halten sollte. Die Franzosen und Portugiesen nennen ihn daher auch einstimmig den **Smaragd von Maghe**: die Spizen aber, welche ihn über zwey Seemeilen weit in der See umgeben, erlauben nicht, daß die Schiffe ihm nähern; und man versichert, daß man von der Landseite eben so wenig zu kommen kann. An eben der Küste trifft man drey kleine Inseln an, welche auch die Namen der Inseln **Maghe** führen, woselbst die Heftigkeit der Fluthen, welche durch einen grimmigen Wind verdoppelt wurde, der sich auf einmal erhob, dem Lery den Tod noch viel näher zeigte, als er bey den beyden ersten Stürmen war. Nach einer dreystündigen großen Gefahr hatte die große Koberge ihre Erhaltung bloß der Geschicklichkeit einiger Matrosen zu danken, welche den Anker sehr geschickt auswarfen, um ihn in dem Augenblicke zu befestigen, da das Schiff auf den Spizen der Klippen war, die es in tausend Stücke zerschmettern wollten. Nach einer Begebenheit, bey deren bloßen Erinnerung dem Verfasser das Blut in den Adern starrete, hatte Lery, der sich von dem verdorbenen Wasser, welches man anfänglich trank, sehr übel befand, den ungemeinen Trost, daß man in einer von den Inseln frisches fand; verschiedener Arten von Vögeln zu geschweigen, die noch keinen Menschen gesehen hatten, und sich daher mit der Hand fangen ließen.

Man war am Aschermittwoch. Das Geschwader hatte den andern Morgen einen so guten Wind, daß es gegen vier Uhr des Abends an das Vorgebirge **Frio**

A Das ist der Namen, welchen Lery dieser Völkerschaft giebt; und man muß urtheilen, weil er ihre Sprache so gut gelernt, daß er im Stande ge-

wesen, ein Wörterbuch davon zu geben, so sey ihm nicht unbekannt gewesen; wie der Namen müsse ausgesprochen und geschrieben werden. Indessen hat doch

welches der Hafen war, den es suchete, und der damals durch die Schiffahrt der Franzosen berühmt war. Auf die Abfeurung des Geschüzes wurde das Ufer gar bald mit einem Haufen Indianer besetzt, **Topinambaulte** <sup>n</sup> genannt, und **Billegagnons** Bundesgenossen, welche die französische Flagge erkannten, und ihre Freundschaft durch große Freudenbezeugungen ausbrechen ließen. **Bois-le-Comte** stand nicht einen Augenblick an, Anker zu werfen. Außer denen Erfrischungen, die man von den Wilden erhielt, that man auch einen glücklichen Fischzug, wo man unter einer Menge außerordentlicher Fische auch einen von den allerungeheuersten fing. **Lery**, welcher eine kurze Beschreibung davon macht, redet von ihm, als von einem unbekanntem Ungeheuer. Er war, saget er, beynähe von der Größe eines guten jährigen Kalbes. Seine Schnauze allein war fünf Fuß lang, achtzehn Zoll breit, und mit scharfen Zähnen bewaffnet. Als man ihn auf dem Lande sah: so stund ein jeder auf seiner Hut. **Lery** empfahl seinen Gefährten eben die Sorgfalt, aus Furcht, sie möchten verwundet werden. Man tödtete ihn. Das Fleisch davon war so hart, daß man es, ungeachtet des Hungers, welchen das Schiffsvolk hatte, über vier und zwanzig Stunden kochen ließ, und es doch nicht essen konnte.

Lery. 1556.

Ungeheurer Fisch.

Man hatte nur noch fünf und zwanzig oder dreyszig Seemeilen bis zu dem Ziele der ganzen Reise. Die Ungeduld, daselbst anzukommen, machte, daß man eher unter Segel gieng, als man es sich vorgesezet hatte; und die übrige Schiffahrt wurde so leicht vollendet, daß man den andern Morgen, den 7ten März, in die Mündung des **Rio Janeiro** einlief, welchen Namen **Lery** durch **Genevre**, **Wacholderbeere**, übersetzt, ob er gleich sorgfältig hinzusetzet, die Portugiesen hätten diesem Flusse den Namen gegeben, weil sie ihn den 1sten Januar entdeckt hätten. Er giebt über dieses vor, die Eingeborenen des Landes nenneten ihn **Ganabara**.

Rio Janeiro oder Ganabara.

**Billegagnon** und seine Leute, deren Aufenthalt auf einer kleinen Insel war, wo sie eine kleine Schanze, unter dem Namen **Coligny**, erbauet hatten, eilten auf die Abfeurung des Geschüzes zu antworten, und erkannten, daß ihre Hoffnung durch die Ankunft einer Verstärkung erfüllet wäre. Der Eifer war auf beyden Seiten gleich, zu einander zu kommen. Nachdem das Geschwader bis an das Gestade der Insel angerücktet war: so wurde es mit freudigen Zurufungen aufgenommen. Bey dem Eifer, womit die Protestanten besetzt waren, vergaßen die einen ein Jahr Einsamkeit und lange Weile, und die andern alle Gefahr, die sie ausgestanden hatten; und damit sie einander auf eine christliche Art deswegen Glück wünschet, so sungen sie zusammen an, dem Himmel dafür zu danken <sup>m</sup>).

Billegagnons Umstände, u. der Colignyschanze.

Man darf bey dieser Gelegenheit die ausführliche Beschreibung der Umstände nicht unterdrücken, noch befürchten, daß sie die Erzählung des **Lery** langweilig machen. Die Gewohnheiten, und die Sprache der Protestanten haben, in den ersten Zeiten der Reformation, so etwas besonderes gehabt, daß ein Leser, dem sie unbekannt sind, vielleicht eben so vergnügt über die Art, als über den Inhalt der Erzählung, seyn wird. Ich werde also nichts in dem Vorwage ändern, sondern mich so genau an das Zeugniß, und die Schreibart des Verfassers halten, als es nur möglich ist.

Nachdem dieses geschehen, saget er, so giengen wir zum **Billegagnon**, welcher uns auf einem freyen Plage erwartete. Wir grüßeten ihn insgesammt einer nach dem andern.

Wie er die Protestanten aufnimmt.

F 3

der Gebrauch! **Topinambur** daraus gemacht welcher Namen sich durch das berühmte Einngedichte

des **Boileau** außerdem so zu sagen geweiht findet. <sup>m</sup>) Am. angef. Orte a. d. 62 S.

Lery. 1556. Er für seine Person umarmete uns mit einem offenen Gesichte, und nahm uns sehr wohl auf. Als ihm darauf der Herr Du Pont, unser Führer, nebst den evangelischen Predigern Richer und Chartier, in wenig Worten den Hauptbewegungsgrund unserer Reise gemeldet hatte, welcher darinnen bestand, daß man denen Briefen zu Folge, die er nach Genf geschrieben hatte, eine reformirte Kirche nach dem Worte Gottes aufzurichten wollte: so antwortete er ihnen in diesen Worten: „Da mir meines Theiles nichts mehr am Herzen liegt: so nehme ich sie unter dieser Bedingung höchstwillig auf. Ich will so gar, daß unsere Kirche den Ruhm habe, daß sie besser reformiret sey, als alle andere; und in dieser Absicht will ich, daß von heute an die Laster bestrafet, die Kleiderpracht gebessert werde, kurz, daß alles dasjenige unter uns verschwinde, was uns hindern könnte, Gott zu dienen.“ Darauf hob er die Augen gen Himmel, faltete die Hände, und seßete hinzu: „Herr Gott, ich danke dir, daß du mir diejenigen geschickt hast, um die ich dich so lange mit vieler Inbrunst geberthen habe.“ Er wandte sich darauf wieder zu unserm Haufen, und sagte: „Meine Kinder, (denn ich will euer Vater seyn,) so wie Jesus Christus in dieser Welt nichts für sich gethan hat, und wie alles das, was er gethan hat, für uns geschehen ist, eben so hoffe ich, daß mir Gott so lange das Leben fristen werde, bis wir in diesem Lande verstärkt sind, und ihr meiner entbehren könnet. Alles, was ich hier thun will, ist für euch und für alle diejenigen, die in eben den Absichten kommen werden. Ich bin Willens, den armen Gläubigen, die in Frankreich, in Spanien und anderswo verfolgt werden, eine sichere Zuflucht zu verschaffen; damit sie ohne Furcht vor dem Könige oder Kaiser oder anderer Macht, Gotte nach seinem Willen rein dienen können.“ Dieses waren Billegagnons erste Reden bey unserer Ankunft, die an einem Mittewochen, den 10ten März geschah <sup>n</sup>).

Umstände bey ihrer Ankunft.

Darauf befahl er, es sollten sich alle seine Leute geschwind mit uns in einem kleinen Saale versammeln, welcher mitten auf der Insel war. Nachdem sich jedermann dahin begeben: so rief der Prediger Richer Gott an; und der fünfte Psalm: Herr, höre meine Worte <sup>ic. o</sup>) wurde gesungen. Nach diesem nahm Richer den vierten Vers des XXVII Psalms: Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gern, daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Lebenlang, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn und seinen Tempel zu besuchen; zu seinem Texte, und hielt darüber die erste Predigt in der Colignyschanze in America.

Billegagnon stellet sich anständig.

Unter wärender seiner Predigt hörte Billegagnon nicht auf, die Hände zu falten, die Augen gen Himmel zu heben, tiefe Seufzer auszustossen, und verursachete uns allen dadurch großes Erstaunen. Als die feyerlichen Gebethe, nach dem in den reformirten Kirchen in Frankreich eingeführten Formulare, vollendet waren: so wurde die Versammlung beurlaubet. Indessen blieben doch alle Neuangekommene da, und wir speiseten diesen ersten Tag in eben dem Saale, wo wir statt aller Gerichte Wurzelmehl, bucanirere, das ist, nach Art der Wilden geröstete Fische, andere unter der Asche gebratene Wurzeln, und zum Getränke, in Ermangelung einer Quelle und eines Brunnens auf der Insel, Wasser aus einer Cisterne, oder vielmehr aus einem Behälter alles des Regenwassers hatten, welches eben so grün und unrein war, als ein alter mit Fröschen bedeckter Graben ist. Es ist

Bewirthung der Neuangekommenen.

<sup>n</sup>) Ebendas. a. d. 64 u. 65 S.

<sup>o</sup>) Nach Marots Uebersetzung, welche in den protestantischen Kirchen gebraucht wurde.



ist wahr, wir fanden es in Vergleichung mit dem stinkenden und verderbten Wasser, welches wir am Borde hatten, sehr gut. Endlich so führete man uns, zur letzten Erquickung nach einer so langen Seereise insgesammt hin, Steine zu der Schanze zu tragen, woran man noch bauete.

Lery. 1556.

Gegen Abend, da die Frage war, wo man herbergen sollte, wurden der Herr Dü Pont und die beyden Prediger in eine Art von Kammer gebracht. Um uns andern Reformirten aber zu willfahren und besser zu begegnen, als den Matrosen, welche meistens katholisch waren, brachte man uns in eine Cabane am Ufer des Meeres, welche ein Indianer, Billegagnons Slave, vollends mit Grase, nach der Landesart bedeckete, und wir bekamen Hamacken, oder baumwollene Hängebetten, worinnen wir in der Luft schwebend schliefen. Den andern Morgen ließ man uns wieder anfangen, Erde und Steine nach der Schanze zu bringen, ohne daß man die geringste Acht darauf hatte, daß wir noch von der Reise schwach, und es in dem Lande übermäßig heiß war. Der Unterhalt, welcher uns angewiesen wurde, betrug sich auf den Tag auf zween Becher (gobelet) hartes Mehl, von dessen einem Theile wir einen Drey mit dem trüben Wasser aus der Cisterne machten, und das übrige trocken aßen. Wir hatten keine andere Labung bey unserer Arbeit, die ordentlicher Weise vor früh Morgens an bis in die Nacht dauerte. Diese harte Beschäftigung währete wenigstens einen Monat lang. Die Begierde aber, die Gebäude zu vollenden, welche den Gläubigen zum Aufenthalte dienen sollten, und die Ermahnungen unsers ältesten Predigers, Richers, welcher es uns unaufhörlich wiederholte, wir hätten am Billegagnon einen zweyten Paulum gefunden (und es redete auch wirklich niemals ein Mensch besser von der christlichen Reformation, als Billegagnon damals) machten, daß wir mit Freuden alle unsere Kräfte anwandten, eine Arbeit zu thun, wozu niemand von uns gewöhnet war.

Gleich in der ersten Woche hatte Billegagnon eingeführet, es sollten, außer den öffentlichen Gebethen, welche alle Tage nach verrichteter Arbeit, des Abends gehalten wurden, und wobey man die Umschreibung des Gebethes des Herrn, so wie man es in französische Verse gebracht hatte, sang, welches wir zur See beständig gethan hatten, die Prediger zweymal des Sonntages, und alle andere Tage einmal predigen. Er hatte auch die Erklärung gethan, er wollte, es sollten die heil. Sacramente nach dem reinen Worte Gottes und ohne den geringsten menschlichen Zusatz ausgespendet, und die Kirchenzucht wider diejenigen scharf ausgeübet werden, die es an ihrer Pflicht ermangeln ließen. Dieser Einrichtung zu Folge, wurde den Sonntag, den 21sten März, nachdem die Prediger jedermann dazu vorbereitet hatten, zum erstenmale das heil. Abendmahl in der Colignyschanze gehalten, und der Gottesdienst fing mit zweenen außerordentlichen Aufstritten an. Ein alter Doctor der Sorbonne, Namens Johann de Cointa, welcher diesen Namen verlassen hatte, und sich dafür Hector nannte, als er mit uns über die See gieng, wurde gebethen, ein öffentliches Bekenntniß seines Glaubens abzulegen, wovon man keine gute Meynung hatte. Er machte den Zuschauern dieses Vergnügen. Darauf erhob sich Billegagnon, welcher noch stets vielen Eifer bezeugere, und stellte vor, es wären die Hauptleute, die Schiffer, die Matrosen, und alle diejenigen, die sich noch nicht zur reformirten Religion bekannt hätten, nicht fähig, dem Geheimnisse des heil. Abendmahles beizuwohnen. Er be-  
er wollte seine Schanze Gott widmen, und seine wahren Gefinnungen vor dem Angesichte  
der

Anordnungen  
des Gottes-  
dienstes.

Scheinbarer  
Eifer Wille  
gagnons.

Lery. 1556.

der ganzen Kirche bekannt machen. Er kniete auf ein sammetenes Küssen nieder, welches er sich ordentlicher Weise von einem Edelknaben nachtragen ließ. Er zog ein Papier aus der Tasche, worauf zwey Gebethe stunden, die er gemacht hatte, und las sie mit lauter Stimme her. Ich habe eine Abschrift davon erhalten, die ich in meinen Bericht mit einrücke, ohne eine Sylbe darinnen zu ändern p), damit man desto besser erkennen möge, wie schwer sein Herz zu erkennen war. Nach einer so sonderbaren Pralerey stellte er sich am ersten dar, das Brodt und den Wein aus der Hand des Predigers zu empfangen.

Er ändert  
seine Auffüh-  
rung.

Weil es aber nicht leicht ist, sich lange zu verstellen: so nahm man auch bald wahr, daß man sich auf zween solche Neubekehrte, als Villegagnon und Cointa waren, wenig verlassen konnte. Sie fingen an, Streitigkeiten wegen der Lehre, sonderlich von dem Abendmahle, zu erregen, welches sie alle beyde mit so großen Ansehnungen der Befehrung genommen hatten. Ob sie gleich noch die wesentliche Vermandlung der Katholiken verwarfen: so konnten sie doch nicht predigen hören, daß das Brodt und der Wein nicht wirklich der Leib und das Blut des Heilandes würden. Wenn man fragete, wie sie das verstünden: so wußten sie es vielleicht selbst nicht. Indessen ergriff Villegagnon, welcher der genfer Kirche nicht weniger ergeben zu seyn schien und betheuerte, er verlangete nur unterrichtet zu werden, die Partey, den Prediger Chartier nach Frankreich zurück zu schicken, damit er die Doctoren von ihrer Partey und besonders Calvinen zu Rathe ziehen möchte, von dem man ihn oft hatte sagen hören, er wäre der gelehrteste Mann, der nach den Aposteln gelehret hätte. Er schrieb an ihn mit allen Ausdrückungen des Vertrauens und der Ehrerbietung. Eins von den dreyen Schiffen des Bois-le-Comte, welches schon im April abgegangen war, hatte sich dieser Gelegenheit bereits zu Nuzze gemacht, Calvin zu versichern, er würde seine Rathschläge in Kupfer graben lassen. Diejenigen, denen er seinen Auftrag gethan, hatten auch Befehl, eine neue Anzahl Manns- und Weibespersonen, und Kinder aus Frankreich mit zu bringen, für welche er die Fracht zu bezahlen, sich anheischig machte; wie er denn auch noch durch Briefe, die er an Chartier schickete, versprach, alle Unkosten zu tragen, die der Religion wegen gemacht würden. Er vertrauete ihm auch zehn junge Wilden, die er im Kriege gefangen hatte, und wovon der älteste nicht über neun oder zehn Jahre war, daß er sie dem französischen Hofe bringen sollte. Man hat nachher erfahren, daß sie dem Könige Heinrich dem II vorgestellet worden, welcher verschiedene Herren damit beschenkte.

Fünf Franzö-  
sinnen werden  
verheirathet.

Villegagnon ließ eben so wenig von der Kirchenzucht nach. Er ließ zwey junge Leute von seinen Hausgenossen zwey von denen jungen Mägden heirathen, die wir mitgebracht hatten. Cointa heirathete das dritte, eine Anverwandtinn eines Kaufmannes von Rouan Namens la Roquette, welcher mit uns über See gegangen, und da er die Lust in Brausen nicht lange hatte ausstehen können, gestorben war und sie zur Erbin seines ganzen Vermögens gelassen hatte. Die beyden andern, denn man hat gesaget, daß ihrer fünf gewesen, wurden auch bald an zween normannische Dolmetscher verheirathet. Darauf ließ Villegagnon, welcher durch die Unkeuschheit einiger Franzosen geärgert wurde, die

Gesetz wider  
die Unkeusch-  
heit.

p) Er führet sie auch wirklich an: es ist hier aber schon genug, die Leser dahin a. d. 70 u. f. S. zu verweisen. Das erste ist sehr lang und es fehlt ihm nicht an Kraft und Nührung.

q) Man will dasjenige nicht hinzufügen, was Lery nach seiner Zurückkunft gehöret zu haben vorgeht; es sey Villegagnon vor seiner Abreise aus Frankreich, damit er sich des Namens und des Ansehens

sich an die Küste geflüchtet hatten, nachdem sie daselbst Schiffbruch gelitten und sich unter die Indianer begeben hatten, wo sie mit den Weibern des Landes in der äußersten Uebersicht lebten; und befürchtete, es möchte das böse Beyspiel auch, die in seiner Schanze anstecken, ein Verboth ausgehen, es sollte niemand von allen Christen den Weibern oder Mädchen der Wilden bewohnen. Gleichwohl aber erlaubete er, diejenigen zu heirathen, die sich in dem Christenthume unterrichten und taufen ließen. Allein, da der Unterricht der protestantischen Prediger so wenig Fortgang hatte, daß sie nicht eine einzige bekehrten: so wurde das Geseß getreulich beobachtet; und ich muß Villegagnon das Zeugniß geben, daß er solches eben so wohl durch sein Beyspiel, als durch seine Standhaftigkeit, aufrecht erhielt.

Lery. 1557.

Die Ursachen, welche er seiner Kirche zu klagen gab, betrafen nur die Auspendung der Sacramente. Er hatte darüber einen Widersprechungsgeist, welcher den Frieden beständig in Gefahr setzte. Da der Pfingsttag angefahret war, zum zweytenmale das heilige Abendmahl zu halten: so erinnerte er sich, daß der heil. Cyprian und der heil. Clemens geschrieben hatten, man sollte Wasser unter den Wein mischen; und er wollte nicht allein, daß man sich nach dieser Vorschrift richten sollte, sondern er unterfing sich auch, die Versammlung zu bereben, das gesegnete Brodt wäre dem Leibe eben so nützlich, als der Seele. Darauf behauptete er, man müßte Salz und Del unter das Taufwasser mischen; und ein Kirchen diener könnte sich nicht zum andernmale verheirathen. Cointa, welcher sich mit seiner Gelehrsamkeit Ehre machen wollte, unternahm auch, öffentliche Vorlesungen zu halten, welche die Unruhe und Spaltung vermehrten. Mit einem Worte, die Unordnung gieng so weit, daß Villegagnon, ohne Calvins Antwort zu erwarten, auf einmal der Meynung entsagete, die er von ihm gehabt hatte, und sich heraus ließ, er sähe ihn für einen boshaften Keger an, der vom Glauben abgefallen wäre. Von diesem Augenblicke an hörte er auf, den Protestanten ein gutes Gesicht zu machen. Er wollte, die Predigt sollte nicht länger währen, als eine halbe Stunde, und er kam selten hinein. Endlich wurde seine Verstellung erkannt. „Fraget man, was die Veranlassung zu dieser Empörung gewesen: so sagen einige von den Unserigen, es hätten ihm der Cardinal von Lothringen „und andere, die ihm mit einem Schiffe aus Frankreich geschrieben, welches um diese Zeit bey dem Vorgebirge Frio angekommen, sehr heftig vorgeworfen, daß er die römische Religion verlassen hätte, und er hätte aus Furcht seine Meynung geändert q). Es sey aber „damit, wie ihm wolle, so kann ich versichern, daß er nach seiner Veränderung, gleich „als wenn er seinen Henker in seinem Gewissen bey sich getragen hätte, so verdrüsslich geworden, daß er alle Augenblicke bey St. Jacobs Leichname, seinem gewöhnlichen „Schwure, fluchete, er wollte dem ersten, der ihn verdrüsslich machte, Hals und Weine „brechen; daher sich niemand getraute, sich vor ihm sehen zu lassen.

Andere Streitigkeiten Villegagnons.

Lery erklärt seine Aenderung.

Da er so übel aufgeräumt war, so ließ er einem Franzosen, Namens de la Roche, welcher seit langer Zeit in Banden gelegen, und im Verdachte war, er hätte mit einigen andern den Vorsatz gefasset, ihn ins Meer zu werfen, mit der äußersten Grausamkeit begegnen. „Er ließ ihn platt auf die Erde legen und von einem seiner Trabanten

Er beschuldiget ihn der Grausamkeit.

sichens des Admirales desto besser bedienen, und die Genfer Kirche desto leichter hintergehen könnte, mit dem Cardinale eins geworden, er wolle sich als ein

Protestant stellen. Lery selbst scheint diese grausame Beschuldigung zu verachten.

Lery. 1557.

„mit starken Schlägen bergestalt auf den Bauch prügeln, daß ihm fast der Athem vergieng.  
 „Nachdem der arme Mensch auf der einen Seite also gemartert worden: so sagete dieser  
 „Unmensch: daß dich St. Jacobs Leichnam! Hurensohn, drehe dich um; so daß er  
 „noch mit einem unglaublichen Jammer diesen armen Menschen ganz hingestreckt, zerfleisch-  
 „gen und halbtodt liegen ließ, welcher doch nicht weniger seine Arbeit als Tischler verricht-  
 „ten mußte r).

Die Prote-  
 stanten wer-  
 den seiner  
 überdrüssig,

Lery fährt fort, noch verschiedene Beispiele von Villegagnons Grausamkeit anzufüh-  
 ren; und ob er gleich merken läßt, daß die Rache viel Antheil an seinen Vorwürfen hat:  
 so kann man doch an der Wahrheit einer Erzählung nicht zweifeln, woben er sich auf so  
 viele Zeugen beruft, als Franzosen in Brasilien gewesen. Er gesteht selbst, daß, wenn  
 die Protestanten, deren Anzahl groß genug war, sich furchtbar zu machen, nicht durch  
 die Furcht, sie möchten dem Admirale misfallen, wären zurück gehalten worden, so wür-  
 den sie sich mehr als einmal der Gelegenheit bedienet haben, ihn sich vom Halse zu schaffen.  
 Sie ließen es aber nur dabey bewenden, daß sie ihre Versammlungen ohne ihn hielten,  
 und vornehmlich die Nachtzeit wählten, das Abendmahl zu halten. Dieses Betragen,  
 welches er nothwendig merken mußte, und die Unruhe, die er darüber hatte, macheten,  
 daß er sich endlich erklärte, er wollte keine Protestanten mehr in seiner Schanze leiden.  
 Dieses hieß viel gewagt bey Leuten, die im Stande waren, ihn selbst hinauszujagen, wenn  
 er nicht eingesehen hätte, daß die angeführte Ursache stets vermögend seyn würde, sie in der  
 Unterthänigkeit zu erhalten s).

und er jaget  
 sie aus der  
 Schanze.

Nachdem wir also, fährt Lery fort, acht Monate in einer Schanze zugebracht, die  
 wir selbst hatten bauen helfen: so waren wir genöthiget, aus der Insel zu gehen, um auf  
 die Abfahrt eines Schiffes von Havre zu warten, welches mit Färbeholze beladen gekommen  
 war. Wir begaben uns an das Gestade der See zur Linken der Mündung des Flusses,  
 an einen Ort, welchen die Franzosen la Briquererie genannt hatten, und der nur eine  
 halbe Seemeile von der Schanze war. Die Wilden, welche viel leutfeliger waren, als  
 Villegagnon, brachten uns Lebensmittel dahin. Zween ganze Monate, in welchen die  
 Gütigkeit der Indianer unsere ganze und einzige Hülfe war, gaben mir Zeit, die benach-  
 barten Derter zu beobachten.

Beschreibung  
 der Coligny-  
 schanze.

Die Art von Meerbusen, welchen der Fluß hier machet, ist ungefähr zwölf Seemel-  
 len in das Land hinein lang und an einigen Orten sieben bis acht Meilen breit. Seiner  
 Lage nach gleicht er dem Venerssee ziemlich: die Gebirge aber, womit er umgeben ist, sind  
 nicht so hoch. Die Mündung desselben ist ziemlich gefährlich. Nachdem man die drey  
 kleinen Inseln, wobey wir bald umgekommen wären, in der See gelassen hat: so geht  
 man durch eine Straße, die nicht eine halbe Seemeile breit ist, und deren Eingang zur  
 Linken durch einen pyramidenförmigen Berg geschlossen ist, den man für ein Werk der  
 Kunst halten sollte. Außer seiner äußersten Höhe, welche ihn von ferne entdecken läßt,  
 ist

r) Ebendasselbst.

s) Ebendaf. a. d. 94 u. f. S.

t) Lery hält sich hier über den Thevet auf, daß  
 er im 1558ten Jahre, um dem Könige seine Auf-  
 wartung zu machen, eine Karte von dem Rio Ja-  
 neiro, und der Colignyschanze verfertigen lassen, in  
 welcher er zur Linken der Schanze auf dem festen Lan-

de, eine Stadt gesehet, die er Heinrichsstadt  
 (Ville Henri) nannte. „Und ob er gleich Zeit ge-  
 „nug gehabt hatte, nachzudenken, daß solches nur  
 „eine bloße Spötrerey war: so hat er solche den-  
 „noch von neuem in seine Weltbeschreibung setzen  
 „lassen. Denn ich meines Theiles behaupte, daß  
 „zu der Zeit, da wir aus diesem Lande abgingen,  
 „welches

ist er rund in Gestalt eines Thurmes und auf allen seinen Seiten so regelmäßig gehauen, Lery. 1557.  
 daß wir ihm den Namen des Buttertopfes gaben. Ein wenig weiter trifft man einen ziem-  
 lich flachen Felsen von hundert oder hundert und zwanzig Schritte im Umfange an, welcher  
 der Rattier genannt worden, und worauf Billegagnon anfänglich sein Geschütz ausgesetzt  
 hatte, wovon ihn aber die Gewalt der Fluth wiederum verjagete. Eine Meile darüber  
 hinaus ist die Insel Coligny, welche vor der Ankunft der Franzosen wüste war. In einem  
 Umfange von einer halben französischen Seemeile ist sie sechsmal länger, als breiter, und  
 mit kleinen Felsen umgeben, die mit dem Wasser gleich sind und nicht erlauben, daß Schif-  
 fe näher, als auf einen Canonenschuß weit, hinan fahren. Die kleinsten Barken können  
 daselbst nur durch eine Oeffnung anlanden, welche ihnen zum Hasen dienet und so leicht zu  
 bewachen ist; daß der geringste Widerstand sie bey allen Bemühungen der Portugiesen un-  
 überwindlich machen könnte. Das Eyland hat zween Berge an beyden Enden, auf deren  
 jeden Billegagnon eine Schanze hatte bauen lassen; wie er selbst sein Haus auf einem funf-  
 zig bis sechzig Fuß hohen Felsen mitten in der Insel, hatte bauen lassen. An beyden Seiten  
 des Felsen hatten wir einige kleine Räume zurechte gemacht, welche Wohnungen genug für  
 achtzig Personen, das ist für so viel, als unser waren, nebst einem Saale zum Predigen,  
 der auch zum Speisesaale dienete, enthielten. Außer dem Felsengebäude aber, wo man  
 ein wenig Zimmerwerk angebracht hatte, und einigen Bollwerken für die Stücke, welche  
 mit einem gewissen Mauerwerke versehen waren, war alles Uebrige nur bloße Hütten, wel-  
 che die Wilden gebauet hatten, und folglich nach ihrer Art aufgeführt waren, das ist von  
 hölzernen Pfählen und mit Gras bedeckt. So war die Schanze beschaffen, welche Bil-  
 legagnon mit dem Namen Coligny beehret hatte t).

Dieser Beschreibung der Schanze füget der Verfasser noch die Beobachtungen bey, Lerys Beob-  
 die er über die Eingeborenen des Landes gemacht hat, welche um so viel merkwürdiger achtung we-  
 sind, weil er diesen Theil von Brasilien und seine Völker in dem Zustande vorstellte, wel- gen des Lan-  
 chen man den Zustand der bloßen Natur nennen kann; das ist so, wie sie vorher waren, des und seiner  
 ehe der Anbau den Feldern eine andere Gestalt gegeben, und die Einführung der europä- Einwohner.  
 schen Gebräuche die Gemüthsart der Einwohner geändert hatte. Wir verschieben aber al-  
 le diese Anmerkungen in die allgemeine Beschreibung, und begnügen uns hier nur, dem Rei-  
 senden auf seiner Rückfahrt zu folgen, welche einen sehr seltsamen Austritt zeigen wird.

Die Briquererie, wohin sich die Protestanten begeben hatten, war ein Ort, in wel- Man will sich  
 chem man einige schlechte Hütten gebauet hatte, um die Franzosen zu bedecken, welche auf zu la Brique-  
 den Fischfang giengen, oder andere Ursachen nach eben der Seite riefen. Dieser Ausent- terie sehen.  
 halt war sehr bequemt, den flüchtigen Haufen auf den Vorsatz zu bringen, sich daselbst nie-  
 derzulassen, wenn man einige Hoffnung hätte, sich der Gewalt Billegagnons zu entzie-  
 hen, welcher mit den königlichen Orden bekleidet war. Lery versichert so gar, auf Sari-  
 bans Zeugniß, welcher mit seinem Schiffe in dem Flusse vor Anker lag, daß sich ohne  
 diese

Y 2

„welches über achtzehn Monate nach Cheveten  
 „war, noch keine Art von Gebäude, vichweniger  
 „ein Dorf oder eine Stadt an dem Orte gewesen,  
 „wo er uns eine in seiner Einbildung hingesehet  
 „hat. . . . Ich gestehe es ihm gern, daß ein  
 „Berg in diesem Lande ist, welchen die ersten Fran-  
 „zosen, die sich daselbst wohnhaft niederließen, den

„Heinrichsberg nannten, wie wir auch zu unsern  
 „Seiten einen andern Corguilleray, von dem Na-  
 „men Philipps von Corguilleray Herrn du  
 „Pont nannten, welcher uns dahin geführt hatte;  
 „es ist aber ein großer Unterschied unter einem Ber-  
 „ge und einer Stadt. A. d. 101 u. f. S.



Lery. 1557.

diese Schwierigkeit eine Menge anderer Protestanten an diesem Orte würden niedergelassen haben. Fariban hatte diese Reise nur gethan, um die Umstände auf Bitte vieler ange-  
hener Personen in Frankreich zu beobachten, welche ebenfalls ihr Vaterland zu verlassen  
dachten. Es sollten gleich in eben dem Jahre sieben bis achthundert Personen auf großen  
Hurken von Flandern nach Brasilien gehen, um daselbst eine Stadt anzulegen. Mit ei-  
nem Worte, Lery scheint überredet zu seyn, man würde in kurzer Zeit auf zehntausend Fran-  
zosen daselbst gesehen haben, welche nicht allein die Insel und die Colignyschanze besser  
würden besetzt haben, sondern auch igo unter der Barmhertigkeit des Königes eine schöne  
Provinz ausmachen würden, die man Südfrankreich (la France antarctique), saget er,  
nennen könnte u).

Billegagnon  
schicket sie wie-  
der nach  
Frankreich.

Einige Leute von Billegagnon, worunter auch la Chapelle und Boissy genannt  
werden, hatten ihn inzwischen verlassen, und waren zu den Protestanten gestoßen. Aus  
Furcht nun, es möchten ihm noch mehrere weglassen, bedienete er sich seiner Gewalt, ih-  
re Abreise zu beschleunigen. Er schrieb an Fariban, er könnte sie ohne Schwierigkeit an  
„Bord nehmen; und hatte die Bosheit, hinzu zu setzen, daß, wenn ihm ihre Ankunft  
„viel Vergnügen gemacht hätte, weil er geglaubet, dasjenige gefunden zu haben, was er  
„suchete, so wünschte er nunmehr ihre Rückkehr, weil sie sich nicht mit ihm vertragen.,,  
Auf der andern Seite schickete er ihnen einen mit seiner Hand unterzeichneten Abschied:

Berrätherey,  
derein man ihn  
beschuldigt.

Lery aber beschuldigt ihn hier einer gräulichen Berrätherey. „Er hatte, saget er, in einen  
„kleinen Kuffer, welchen er dem Schiffer gab, und der mit Wachsteinwände, wie es auf  
„der See gewöhnlich ist, umhüllet und voller Briefe war, die er an verschiedene Personen  
„hin und wieder schickete, auch einen förmlichen und ohne unser Wissen wider uns ange-  
„stellten Proceß hineingelegt, mit dem ausdrücklichen Ersuchen an den ersten Richter, dem  
„man ihn in Frankreich einhändigen sollte, daß er uns kraft desselben festhalten und als  
„Keger verbrennen lassen sollte, wofür er uns angab x),, Nachdem das Schiff, wel-  
ches der Jacob hieß, vollends Färbeholz, Pfeffer von der Küste, Baumwolle, Affen,  
Pfauen und andere Sachen, die das Land hervorbringt, eingenommen hatte: so war es  
den 4ten Jenner 1558 bereit, abzufahren. Man schiffete sich so gleich ein, und der Anker  
wurde noch an eben dem Tage gelichtet. Alles, was von Leuten am Borde war, belief  
sich auf fünf und vierzig Mann, Matrosen und Reisende, ohne den Hauptmann, und den  
Schiffer, Martin Balduin von Havre, mit zu rechnen.

1558.

Rückkehr der  
Protestanten.

Man muß den Verfasser seine Erzählung selbst wieder vorbringen lassen, ohne etwas  
weiter darinnen zu ändern, als daß man seine Länge ein wenig abkürzet. Er machet, bey  
seiner Abreise, sehr sonderbare Anmerkungen. „Ich für mein Theil gestehe es, daß, so  
„sehr ich auch mein Vaterland stets geliebet habe und noch liebe, da ich gleichwohl nicht al-  
„lein die wenige und fast gar keine Treue, die darinnen noch übrig ist, sondern auch, was  
„noch ärger ist, die Unredlichkeiten, deren man sich gegen einander bedienet, und kurz un-  
„ser ganzes Betragen überhaupt, welches ist ganz italienisch ist, und nur aus Verstellun-  
„gen und Worten ohne Nachdruck besteht, wahrnehme, so bedaure ich oftmals, daß ich  
„nicht unter den Wilden bin, bey denen ich mehr Redlichkeit als bey vielen anderwärts ge-  
„funden habe, die zu ihrer Verdammung den Namen der Christen führen y),,.

u) Auf der 437 Seite.

x) U. d. 435 S. Was man sich auch für einen  
Begriff von dieser Beschuldigung machen muß; so

ist es doch gewiß, daß man damals zu Paris die  
Keger verbrannte.

Wir

Wir hatten große Untiefen vorbey zu segeln, die mit Klippen untermengt waren, und sich ungefähr dreißig Seemeilen weit in das Meer hinaus erstrecketen. Da der Wind nicht bequem genug war, daß wir das Land verlassen konnten, ohne an der Küste hinzufahren: so hatten wir anfänglich Lust, wieder in die Mündung des Flusses einzulaufen. Indessen geschah es, bey der Nacht, da man sieben bis acht Tage gefahren war, daß die Matrosen, welche bey der Pumpe arbeiteten, das Wasser nicht ausschöpfen konnten, ob sie gleich über viertausend Ausgüsse gezählet hatten. Der Unterschiffer, welcher über einen Zufall erstaunet war, dessen sich niemand versehen hatte, stieg hinunter in den Raum des Schiffes, und fand es nicht allein an vielen Orten lück, sondern auch so voller Wasser, daß man merkte, als ob es gleichsam schon nach und nach unterfänke. Es wurde jedermann aufgeweckt, und die Bestürzung war überaus groß. Es hatte so viel Ansehung, man würde zu Grunde gehen, daß die meisten an ihrer Rettung verzweifelten, und sich zum Tode bereiteten. Indessen faßten doch einige, unter deren Anzahl ich war, den Entschluß, alle ihre Kräfte anzuwenden, ihr Leben einige Augenblicke zu verlängern. Eine unermüdete Arbeit machte, daß wir mit zween Pumpen das Schiff bis zu Mittage, das ist fast auf zwölf Stunden lang erhielten, in welcher Zeit das Wasser fortfuhr, so grimmig hinein zu dringen, daß wir seine Höhe nicht vermindern konnten. Es lief durch das Brasilienholz, womit das Schiff beladen war, hindurch und zu den Rinnen, so roth wie Rinderblut, wieder hinaus. Die Matrosen und der Zimmermann, welche unter dem Berdecke waren, die Löcher und Ritzen zu suchen, stopfeten endlich die gefährlichsten mit Specke, Blehe, Züchern und allen andern Sachen, die man ihnen reichlich darborth. Der Wind, welcher nach dem Lande zutrieb, hatte uns solches an eben dem Tage gezeigt, und wir faßten den Entschluß, dahin zurück zu kehren. Dieses war auch die Meynung des Zimmermannes, welcher bey seinem Nachsuchen gefunden hatte, daß das Schiff ganz von Würmern gefressen wäre. Der Schiffer aber, welcher befürchtete, er möchte von seinen Matrosen verlassen werden, wenn er noch einmal das Ufer berührte, wollte lieber sein Leben, als seine Waaren, wagen und sagete, er wäre entschlossen, die Reise fortzusetzen. Indessen both er doch den Reisenden eine Barke an, um wieder nach Brasilien zurück zu kehren; worauf Du Pont, den wir noch immer für unser Oberhaupt erkannten, antwortete, er wollte ebenfalls nach Frankreich gehen, und rieth allen seinen Leuten, ihm zu folgen. Hierauf beobachtete der Unterschiffer, er sähe voraus, daß man lange zur See seyn würde, und daß das Schiff nicht Lebensmittel genug mitgenommen hätte. Es fanden sich also unser sechs, welche aus doppelter Furcht vor dem Schiffbruche und dem Hunger die Parthey ergriffen, wieder nach dem Lande zu gehen, wovon wir nur neun oder zehn Meilen entfernt waren.

Man gab uns die Barke, worein wir alles dasjenige setzten, was uns zugehörte, nebst etwas wenigem Mehle und Wasser. Als wir Abschied von unsern Freunden nahmen: so sagete einer, der eine besondere Zuneigung gegen mich hatte, zu mir: ich beschwöre dich, daß du bey uns bleibest; wobey er die Hand gegen die Barke ausstreckete, worinnen ich bereits war. Bedenke nur, wenn wir nicht nach Frankreich kommen können, so haben wir doch mehr Hoffnung, uns entweder an den Küsten von Peru, oder in einer andern Insel zu retten, als unter Villegagnons Macht, von dem wir keine Gewogenheit jemals zu hoffen haben. Diese Vorstellungen machten so viel Eindruck bey mir, daß, weil mir die Zeit nicht erlaubete, viel zu reden, ich einen Theil meines Geräthes in der Barke

Lery. 1558.

Gefahr bey ihrer Abreise anzukommen.

Ihnen wird die Rückfahrt nach Brasilien angeboten.

Warum Lery am Vorde bleibt.

Lery 1558. ließ und geschwind wieder an Bord stieg. Die fünf andern, welche Bourbon, du Vordel, Berneuil, la Fond und le Balleur waren, nahmen mit thranenden Augen von uns Abschied und kehrten wieder nach Brasilien zurück. Ich will es nicht länger verschieben, den Dank abzustatten, welchen ich dem Himmel schuldig bin, daß er mir eingegeben, dem Rache meines Freundes zu folgen. Denn als unsere fünf Abtrünnige mit vieler Schwierigkeit wieder ans Land gekommen waren: so empfing sie Villegagnon so übel, daß er die drey erstern hinrichten ließ z).

Wäckerreise von Brasilien.

„Das normannische Schiff gieng also wieder unter Segel, wie ein wahrer Sarg,“ sagt Lery, in welchem diejenigen, die sich darinnen eingeschlossen fanden, weniger erwarteten, bis nach Frankreich das Leben zu behalten, als sich bald in der Tiefe der Wellen begraben zu sehen. Außer der Schwierigkeit, die man anfänglich hatte, über die Untiefen zu kommen, stund man auch den ganzen Jenner hindurch beständige Stürme aus; und da das Schiff nicht aufhörete, viel Wasser zu schöpfen, so würde es hundertmal in einem Tage untergegangen seyn, wenn nicht jedermann unaufhörlich bey den beyden Pumpen gearbeitet hätte.

Man entfernete sich also von Brasilien, ungefähr auf zweyhundert Seemeilen bis man eine bewohnte Insel ansichtig wurde, die so rund, als ein Thurm war, und ohne Namen. nicht über eine halbe Meile im Bezirke hatte. Indem wir sie sehr dicht bey zur linken Hand ließen: so sahen wir sie nicht allein mit sehr schönen grünen Bäumen bedeckt, sondern auch mit einer ungeheuren Anzahl Vögel angefüllt, davon viele aus ihrem Aufenthalte heraus kamen, und sich auf die Masten unseres Schiffes setzten, wo sie sich mit der Hand fangen ließen. Es waren schwarze, graue, weißliche und von andern Farben darunter, die insgesammt in Europa unbekannt waren, und, wenn sie flogen, sehr groß zu seyn schienen. Nachdem sie aber gefangen und gerupfet worden, nicht mehr Fleisch hatten, als ein Speerling. Zwo Seemeilen zur Rechten nahmen wir sehr spitze, aber nicht sehr hohe Felsen wahr, die uns befürchten ließen, wir möchten andere mit dem Wasser gleich finden, welches das letzte Unglück würde gewesen seyn, und uns ohne Zweifel auf immer von der Arbeit der Pumpen befreyet haben. Wir kamen aber glücklich hindurch. Auf unserer ganzen Reise, die ungefähr fünf Monate dauerte, sahen wir kein anderes Land, als diese kleine Insel, welche unser Lootsmann so gar nicht einmal auf seiner Karte fand, und welche vielleicht niemals war entdeckt worden a).

Man befand sich den 2ten des Hornungs, drey Grad der Linie, das ist man hatte seit sieben Wochen fast noch nicht den dritten Theil des Weges zurück geleyet. Weil die Lebensmittel sehr abnahmen: so schlug man vor, man wollte bey dem Vorgebirge St. Roch anlegen, wo man sich, nach der Versicherung einiger alten Matrosen, mit Erfrischungen versehen könnte. Die meisten aber erklärten sich für die Parthey, die Papegeye und andere Vögel zu essen, die man in großer Anzahl mitführte; und diese Meynung behielt die Oberhand. Einige Tage darnach, da der Lootsmann die Höhe genommen, meldete er, man fände sich gerade unter der Linie an eben dem Tage, da die Sonne da war, das ist den 11ten März, welches eine so sonderbare Merkwürdigkeit nach Lerys Meynung war, daß er nicht glauben kann, sie sey vielen andern Schiffen begegnet. Er nimmt daher Gelegenheit, von den Eigenschaften der Linie, und denen Ursachen zu reden, welche die Schifffahrt daseibst beschweren.

Sonderbares bey der Fahrt unter der Linie.

z) Der Verfasser setzt hinzu, aber ohne Zeugnis und Beweis, er habe sie wegen des Bekenntnisses des Evāngelli hinrichten lassen. N. d. 442 S.

a) Ihre Lage wird nicht bemerkt. Dieß ist die

lich machen. Seine Philosophie aber, die nicht so aufgekläret ist, als die zu unsern Zeiten, giebt wegen derer Schwierigkeiten, die sie sich machet, so wenig Erläuterung, daß man über diese eitele Untersuchung hinweg geht, um ihn etwas erzählen zu lassen, welches einen mehr angeht.

Lery 1578.

Unsere Unglückseligkeiten, saget er, singen sich mit einem Streite zwischen dem Unter- schiffer und dem Lootsmann an, welche sich beflissen, ihre Berrichtungen zu verabsäumen, um nur einander zu ärgern. Den 26sten März, da der Lootsmann sein Quart hatte, das ist, das Schiff drey Stunden führete, und alle Segel aufgezo- gen und ausgespannet hielt, stieß ein heftiger Windwirbel so stark auf das Schiff, daß er solches auf die Seite legete, und zwar so sehr, daß die Mastkörbe, und Spizen der Masten in das Wasser taucheten. Die Thau, die Vogelbauer, und alle Ruffer, die nicht gut befestiget waren, wurden in die Fluthen gestürzet und es fehlte nicht viel, daß nicht das Unterste von dem Schiffe zu oberst gekommen. Indessen dienete der Fleiß, welcher angewandt wurde, die Thau abzuhauen, das Schiff nach und nach wieder herzustellen. Die Gefahr, ob sie gleich äußerst groß war, hatte so wenig Wirkung zur Versöhnung beyder Feinde, daß sie den Augenblick, da sie vor- bey war, und ungeachtet der Bemühung, die man anwandte, sie zu besänftigen, über ein- ander herfielen und sich mit einer grimmigen Wuth schlugen.

Ursprung des Unglückes bey der Rückfahrt.

Dieses war nur der Anfang einer gräßlichen Folge von Unglücke. Wenig Tage dar- nach bey einer stillen See, da der Zimmermann und andere Arbeitsleute das Mittel sucheten, denjenigen Erleichterung zu schaffen, die an den Pumpen arbeiteten, bewegeten sie im Rau- me des Schiffes einige Stücke Holz so unglücklich, daß eine ziemlich große Bohle dadurch aufgehoben wurde, wodurch das Wasser auf einmal mit solchem Ungestüme hinein drang, daß diese elenden Arbeitsleute, welche gezwungen wurden, auf das Verdeck zu steigen, fei- nen Athem hatten, die Gefahr zu sagen, „und mit einer kläglichen Stimme anfangen zu rufen: wir sind verloren, wir sind verloren! Hierauf waren der Hauptmann, der Schiffer, der Lootsmann, welche an der Größe der Gefahr nicht zweifelten, nur bedacht, die Barke in aller Eile auszufegen und ließen die Tücher, welche das Schiff bedecketen, nebst einer gro- ßen Menge Brasilienholz und andern Waaren ins Meer werfen; und da sie das Schiff zu verlassen dachten, so wollten sie sich am ersten retten. Der Lootsmann, welcher befürchte- te, die Barke möchte wegen der großen Anzahl Personen, die hinein wollten, zu sehr über- laden werden, stieg so gar mit einem großen Messer in der Faust hinein, und sagete, er wollte dem ersten, der Mine machete, hinein zu steigen, die Arme abhacken. Da wir uns also dergestalt der Gnade des Meeres überlassen sahen, und uns des ersten Schiff- bruches erinnerten, wovon uns Gott befreuet hatte; und da wir eben so gut entschlossen waren, zu sterben, als zu leben: so giengen wir mit allen unsern Kräften daran, das Was- ser auszupumpen, damit das Schiff nicht zu Grunde gieng. Wir thaten so viel, daß uns das Wasser nicht überwältigte. Die glücklichste Wirkung unserer Entschlossenheit aber war, daß wir die Stimme des Zimmermannes hörten, welcher ein kleiner junger herzhaf- ter Mann war und den Raum des Schiffes nicht, wie die andern, verlassen hatte. Er hat- te vielmehr seine Matrosenjacke über die große Oeffnung, die gemacht war, geworfen und trat mit beyden Füßen darüber, um dem Wasser zu widerstehen, welches ihn oftmals, wie

Das Schiff reißt.

ne gewöhnliche Nachlässigkeit bey den alten Reise- beschreibern. Wir müssen auch noch anmerken, daß Lerys Bericht nur wegen seines sonderbaren Inhaltes einen weitläufigen Auszug verdienet.

Lery 1558.

„er uns nachher sagete, durch seine Gewalt in die Höhe hob. In diesem Zustande schrye er aus  
 „allen seinen Kräften, man sollte ihm Kleider, baumwollene Betten und andere Dinge bring-  
 „gen, um das Eindringen des Wassers zu verhindern, unterdessen er das Loch wieder zuschli-  
 „ßen würde. Man frage nicht, ob ihm gleich gewillfahret wurde; und dadurch wurden  
 „wir erhalten, b).

Unwissenheit  
des Bootsmann-  
nes.

Man fuhr fort, bald nach Osten, bald nach Westen zu steuern, welches nicht unser  
 Weg war, saget Lery; denn unser Lootsmann, der sein Handwerk nicht gut verstund, mußte  
 seine Fahrt nicht mehr zu beobachten; und wir giengen also in der Ungewißheit bis zum Wen-  
 dezirkel des Krebses, wo wir vierzehn Tage lang in einem grasichten Meere waren. Das  
 Gras, welches auf dem Wasser schwamm, war so dick und dicht, daß man es mit Beilen  
 zerhauen mußte, um dem Schiffe eine Bahn zu machen c). Dasselbst hätte uns bald ein  
 anderer Zufall ins Verderben gestürzt. „Unser Constabler, welcher Pulver in einem eiser-  
 „nen Topfe trocknete, ließ ihn so lange am Feuer stehen, daß er glühend wurde; und die  
 „Flamme, welche das Pulver gefasset, schlug so geschwind von dem einen Ende des Schiffes  
 „bis zum andern, daß sie die Segel und das Thauwerk in Brand steckte. Es fehlte  
 „nicht viel, so hätte das Feuer auch das Holz angegriffen, welches getheeret war, und sich also  
 „geschwind würde entzündet und uns mitten in dem Wasser lebendig verbrannt haben. Vier  
 „Leute wurden durch das Feuer beschädiget, wovon der eine wenig Tage darnach starb; und  
 „ich würde eben das Schicksal gehabt haben, wenn ich mir nicht das Gesicht mit meiner  
 „Müge bedeckt hätte, daß ich also nur noch damit los kam, daß mir das Ohrläppchen und  
 „die Haare ein wenig versengt wurden, „.

Anfang einer  
entsetzlichen  
Hungersnoth.

Allein, Lery setzet diesen Unfall nur noch unter diejenigen, die er sein Vorspiel genannt  
 hat. Es war, fährt er fort, den 15ten April. Wir hatten noch ungefähr fünfhundert See-  
 meilen bis nach der französischen Küste. Unsere Lebensmittel hatten, ungeachtet man schon  
 von eines jeden Portion viel abgebrochen, dergestalt abgenommen, daß man die Partey er-  
 griff, uns die Hälfte davon noch abzubrechen; und diese Strenge hinderte doch nicht, daß  
 nicht alle Lebensmittel zu Ende des Monates erschöpft waren. Unser Unglück kam von der  
 Unwissenheit des Lootsmannes, welcher glaubete, daß er nahe an dem Vorgelege Finis  
 terrâ in Spanien wäre, da wir noch auf der Höhe der azorischen Eylande waren, die über  
 dreihundert Meilen davon sind. Ein so grausamer Irrthum brachte uns auf einmal zu dem  
 äußersten Hülfsmittel, welches darinnen bestund, daß wir die geweißte und gepflasterte Kam-  
 mer, wo man den Zwieback verwahret, auskehrten. „Man fand darinnen mehr Würmer  
 „und Rattendreck, als Brodtrümmchen. Indessen theilte man doch solche Löffelweise aus,  
 „um daraus einen eben so schwarzen und noch bitterern Brey, als Ruß, zu machen. Diejenige  
 „gen, welche noch Papegeyen hatten, (denn viele hatten ihre schon vorlängst verzehret) ließ-  
 „sen sie im Anfange des Maymonates zu ihrer Speise dienen, da alle ordentliche Lebens-  
 „mittel unter uns alle waren. Zween Seeleute, die in der Unsinnigkeit vor Hunger ge-  
 „storben waren, wurden über Bord geworfen; und damit man den höchstfläglichen Zustand,  
 „worein wir nachher gebracht worden, desto besser erkenne, so stund einer von unsern Ma-  
 „trosen, Namens Targue, aufgerichtet, an den großen Mast gelehnet, und hatte die Ho-  
 „sen niedergelassen, ohne daß er sie wieder aufziehen konnte. Ich schmählte auf ihn, daß  
 „weil wir ein wenig guten Wind hätten, er nicht mit dem andern die Segel hissen hüßte.  
 „Der

b) Am angef. Orte, a. d. 455 und vorherg. S.

c) Ebendaf. a. d. 456 S.



„Der arme Mensch antwortete mir mit einer matten und kläglichen Stimme: ach! ich kann nicht; und den Augenblick fiel er starr todt nieder. Lery 1553.

Dieser erschreckliche Zustand wurde noch durch ein so gewaltiges Meer verstärkt, daß man sich aus Mangel der Kunst oder Stärke, die Segel zu regieren, genöthiget sah, sie zusammen zu legen, und so gar das Steuerruder anzubinden. Das Schiff wurde also der Willkühr der Winde und Wasser überlassen. Man setzte hinzu, daß das schlimme Wetter die einzige Hoffnung benahm, womit man sich schmeicheln konnte, nämlich ein wenig Fische zu fangen. Es war auch jedermann überaus schwach und mager. „Weil indessen die Noth einen jeden hin und wieder denken ließ, womit er doch seinen Hunger stillen möchte: so geriethen einige auf den Einfall, Stücke von gewissen Rundeln oder Tartschen, die von der Haut eines Thieres Capirussie genannt, gemacht waren, zu schneiden, und sie im Wasser kochen zu lassen, um sie zu essen. Beschwerlichkeiten von der See. Allein, man fand dieses Hülfsmittel nicht gut. Andere legeten diese Rundeln auf die Kohlen; und wenn sie ein wenig geröstet waren, und das Verbrannte mit dem Messer abgeschabet wurde, so gieng solches so gut, daß, wenn wir sie auf die Art aßen, wir meyneten, es wäre Carbonade von Schweineschwarten. Nachdem dieser Versuch gemacht worden: so hielten diejenigen, welche Rundeln hatten, sie zu Karthe; und such weil sie eben so hart waren, als trockenes Rindesleder, so brauchete man Hacken und andere Brecheisen, sie von einander zu bringen. Diejenigen, die welche hatten, trugen die Stücke davon in leinwandenen Säckchen in ihren Armen, und hielten nicht weniger Rechnung darüber, als die großen Wechsler über ihre Beutel voller Thaler halten. Es fanden sich einige, die so weit giengen, daß sie ihre saffianen Collete und ihre ledernen Schuhe aßen. Die Leibdiener und Schiffjungen fraßen vor unsinnigem Hunger alles Horn aus den Laternen, deren stets eine große Anzahl auf den Schiffen ist, und alle Latschlichte, die sie nur ertappen konnten. Unsere Schwachheit und unser Hunger aber hinderten doch nicht, daß wir bey Strafe, in den Grund zu sinken, nicht Tag und Nacht mit großer Beschwerlichkeit an der Pumpe arbeiten mußten. Andere Wirkungen des Hungers.

Man würde es ohne Zweifel bedauern, wenn die Folge dieser Erzählung in einer andern, als des Verfassers, Schreibart abgefaßt wäre. Wie viel rührende Umstände würde man nicht der Zierlichkeit aufopfern müssen. „Den 12ten May ungefähr, saget Lery, starb unser Canonier, den ich das Geschlinge von einem Papegeye ganz roh hatte essen sehen, vor Hunger. Wir wurden wenig dadurch gerühret. Denn an statt, daß wir hätten daran denken sollen, uns zu vertheidigen, wenn man uns angegriffen hätte, so würden wir vielmehr gewünschet haben, von einem Seeräuber weggenommen zu werden, der uns etwas zu essen gegeben hätte. Wir sahen aber auf unserer Rückfahrt nur ein einziges Schiff, an welches wir unmöglich hinankommen konnten...

„Nachdem wir alles Leder von unserm Schiffe bis auf die Ueberzüge an unsern Küffern gegessen hatten: so dachten wir, den letzten Augenblick unsers Lebens zu erreichen. Allein, die Noth brachte einen auf den Einfall, die Ratten und Mäuse zu jagen, und man hatte Hoffnung, sie um so viel leichter zu fangen, weil sie keine Brosamen und andere Sachen mehr zu fressen fanden, und also in großer Anzahl herum liefen, und in dem Schiffe vor Hunger starben. Man verfolgete sie mit so vieler Sorgfalt und so mancherley Fallstricken, daß ihrer sehr wenig übrig blieben. Man suchete sie so gar in der Nacht mit offenen Augen, wie die Katzen. Eine Ratte wurde höher geschäzet, als ein Ochse auf dem Lande. Der Preis von einer stieg auf vier Thaler. Man ließ sie mit allem ihrem Eingeweide im Allgem. Reisebeschr. XVI Band. 3 „Wasser

Lery 1558.

Das Wasser  
fehlet auf dem  
Schiffe.Beyspiel von  
ihrer Noth.Grausamkeit,  
welcher der  
Hunger ein-  
flößet.

„Wasser kochen, und aß das Eingeweide eben so wohl, als den Leib. Die Pfoten und andern Knochen waren nicht davon ausgenommen, welche man zu erweichen Mittel fand.  
 „Das Wasser war auch alle. Es war von Getränke nichts mehr übrig, als eine kleine Lonne Eider, welche der Hauptmann und die Matrosen mit großer Sorgfalt spareten. Wenn Regen fiel: so breitete man Tücher aus, mit einer Kugel in der Mitten, damit es durchtröpfeln möchte. Man behielt so gar dasjenige, welches durch die Rinnen des Schiffes abfließ, ob es gleich viel trüber war, als das aus den Gossen. Man liest beym Johann von Leon, daß die Kaufleute, welche durch die Wüsten in Africa reisen, wenn sie sich in der äußersten Noth des Durstes sehen, nur ein einziges Hülfsmittel dawider haben; nämlich, daß sie eines von ihren Kameelen schlachten und das Wasser, welches sich in seinen Gedärmen findet, heraus nehmen, es unter sich theilen, und es trinken. Was er darauf von einem reichen Kaufmanne saget, welcher eine von diesen Wüsten durchreisete, und von einem heftigen Durste gequälte wurde, da er denn eine Tasse Wasser von einem Fuhrmanne, welcher bey ihm war, für zehn tausend Ducaten kaufete, zeigt die Stärke dieser Bedürfnis.  
 „Indessen, sezet eben der Geschichtschreiber hinzu, starben doch der Kaufmann und derjenige, welcher ihm sein Wasser so theuer verkauft hatte, auf gleiche Art vor Durst; und man sieht ihr Grab noch in einer Wüste, woselbst ihre Begebenheit auf einen großen Stein gegraben ist, d).

„Was uns betrifft, so war die äußerste Noth so groß, daß uns nichts mehr, als das Brasilienholz übrig war, welches viel trockener ist, als anderes Holz; und welches doch viele in ihrer Verzweiflung zwischen ihren Zähnen kaueten. Corguilleray DuPont, unser Führer, welcher eines Tages ein Stück im Munde hatte, sagete mit einem großen Seufzer zu mir: ach, mein lieber Freund Lery, man ist mir in Frankreich eine Summe von vier tausend Franken schuldig; wollte Gott, daß ich igo für einen Dreyer Brodt und ein einziges Glas Wein dafür hätte. Was unsern Prediger, den Magister Richer, anbetraf, welcher vor kurzem zu Roschelle gestorben ist: so konnte der gute Mann, welcher in unserm Elende vor Schwachheit in seiner kleinen Cabine lag, nicht einmal den Kopf aufheben, um Gott zu bitten, welchen er gleichwohl anrief, da er so auf dem Boden lag...

„Ich will hier im Vorbeygehen mit anführen, was ich nicht allein bey andern beobachtet, sondern auch in den beyden grausamen Hungersnöthen, worinnen ich gewesen bin, selbst empfunden habe, daß, wenn die Körper ausgezehret sind, die Natur hinfällig ist, und die Sinne durch die Zerstreung der Lebensgeister abgefondert sind, dieser Zustand die Menschen so wild machet, daß sie solche in einen Zorn bringt, den man eine Art von Wuth nennen kann; und es ist nicht ohne Ursache, daß Gott, welcher seinem Volke mit Hunger drohete, ausdrücklich sagete, es würde ein Mann, der zuvor sehr zärtlich und in Lüssen gelebet hätte, alsdann in der Angst und Noth so unnatürlich rauh und wild werden, daß, wenn er seinen Nächsten und auch seine eigene Frau und Kinder ansähe, er sie zu offen wünschten würde e). Denn außer dem Beyspiele des Vaters und der Mutter, welche in der Be-

d) Histoire d'Afrique, Liv. I. Da die Ausgabe der Reisebeschreibung des Lery erst von 1611 ist: so vergleicht er hier die Hungersnoth auf seinem Schiffe mit der in Sancerre bey der Belagerung von 1573, worinnen er sich auch befand, und wovon er die Nachricht heraus gegeben. „Wir

„hatten daselbst, wie ich angemerket habe, doch keinen Mangel an Wasser und Weine; und ob sie gleich länger anhielt, so kann ich doch sagen, daß sie nicht so äußerst gewesen; denn wenigstens hatten wir zu Sancerre einige Wurzeln, wilde Kräuter, Weinreben und andere Sachen; die man „auf

„Lagerung von Sancerre ihr eigenes Kind gegessen, und einiger Soldaten, welche erstlich  
 „die Leichname der durch ihre Waffen erlegeten Feinde zu essen angefangen und hernach be- Lery 1558.  
 „kannten, daß, wenn der Hunger fortgefahren, sie entschlossen gewesen wären, die lebend-  
 „gen anzufallen: so waren wir von einer so finstern und verdrießlichen Laune auf unserm  
 „Schiffe, daß wir kaum mit einander reden konnten, ohne uns über einander zu ärgern;  
 „und so gar (Gott verzeihe es uns!) schiele und mürrische Blicke einander zuzuwerten, wel-  
 „che mit einem bösen Willen uns gegenseitig einander zu essen begleitet waren.“

„Den 15ten und 16ten May starben uns noch zween Matrosen, ohne andere Krank- Lery ist seines  
 „heit, als die Erschöpfung, welche durch den Hunger verursacht wurde. Wir bedauerten Papegey.  
 „den einen, Namens Koleville, sehr, welcher uns durch sein lustiges Naturell allezeit auf-  
 „munterte, und welcher bey unsern größten Gefährlichkeiten zur See, wie auch bey unserm  
 „größten Leiden allezeit sagete: meine lieben Freunde, das ist noch nichts: Ich, der ich an  
 „diesem unaussprechlichen Hunger meinen Antheil gehabt hatte, in welchem alles dasjenige,  
 „was gegessen werden konnte, war gegessen worden, hatte doch noch immer heimlich einen  
 „Papegey verwahret, den ich hatte, welcher eben so groß war, als eine Gans, und so deutlich, als  
 „ein Mensch, dasjenige aussprach, was ihn der Dolmetscher, von dem ich ihn hatte, von  
 „der französischen Sprache und der Sprache der Wilden gelehret hatte, auch sonst recht al-  
 „lerliebste Federn besaß. Die große Begierde, die ich hatte, den Herrn Admiral damit zu  
 „beschenken, hatte gemacht, daß ich ihn fünf bis sechs Tage verborgen gehalten, ohne daß  
 „ich ihm etwas zu fressen geben können: er wurde aber endlich der Noth, wie die andern  
 „aufgeopfert; ohne der Furcht zu gedenken, daß er mir nicht bey der Nacht gestohlen wür-  
 „de. Ich warf nur die Federn davon weg: alles übrige, das ist, nicht allein der Leib,  
 „sondern auch das Eingeweide, die Füße, Nägel, der krumme Schnabel, unterhielt vier  
 „Tage lang einige Freunde und mich. Indessen reuete es mich doch sehr heftig, da wir den  
 „sünnsten Tag Land erblicketen. Da die Vögel dieser Art des Saufens Umgang haben  
 „können: so hätte ich eben nicht drey Monate gebraucht, ihn während der Zeit zu un-  
 „terhalten.“

„Endlich reichete uns Gott die Hand aus dem Hafen und erwies so vielen Elenden Gnade, wel- Das Schiff  
 „che fast ohne Bewegung auf dem Verdecke lagen, daß wir den 24sten May 1558 das Land kömmt an die  
 „Bretagne zu Gesichte bekamen. Wir waren so vielmal durch den Lootsmann hintergangen französische  
 „worden, daß wir uns kaum getraueten, auf das erste Geschrey, welches uns unser Glück Küste.  
 „ankündigte, einiges Vertrauen zu setzen. Indessen erfuhren wir doch bald, daß wir un-  
 „ser Vaterland vor Augen hatten. Nachdem wir dem Himmel dafür Dank gesaget hatten:  
 „so gestund uns der Schiffer aufrichtig und öffentlich, wenn unser Zustand noch einen einzi-  
 „gen Tag länger gewähret hätte, so hätte er den Entschluß gefaßt, uns nicht, wie es vier  
 „oder fünf Jahre nachher auf einem Schiffe geschehen ist, welches von Florida zurück kam,  
 „losen zu lassen f); sondern ohne jemanden etwas davon zu melden, einen unter uns zu töd-  
 „ten, welcher den andern zur Speise dienen sollen. Ich erschrock um so viel weniger da-

3 2

„auf dem Lande und in der Erde finden kann.“

N. d. 466 Seite.  
 e) Man liest dergleichen in dem Fluche im 5 B.  
 Mose XXVIII Cap. 53 u. 54 B.

f) Lery erzählt, man habe im 1564sten Jahre  
 vor Hunger zur See einen Unglückseligen, Namens

„vor,  
 la Chere, getödtet; und das Schiffsvolk, welches  
 überaus schwach gewesen, habe zuerst sein Blut  
 ganz warm getrunken. Er führet die Geschichte  
 von Florida an, wo man diese Begebenheit wirk-  
 lich im 3 Cap. findet.

Lery 1558.

Erste Umstände bey ihrer Ankunft.

Unterricht für die Reisenden.

„vor, weil, ungeachtet der äußersten Magerkeit meiner Gefährten, ich doch nicht derjenige gewesen seyn würde, den er zum ersten Schlachtopfer würde gewählt haben, wofern er nicht bloße Haut und Knochen hätte essen wollen.“

Wir fanden uns nicht weit von Roschelle, wo unsere Matrosen beständig gewünscht hatten, ans Land zu steigen und ihr Brasilienholtz zu verkaufen. Nachdem der Schiffer zwey oder drey Seemeilen vom Lande hatte Anker werfen lassen: so nahm er mit Du Pont und einigen andern die Schaluppe, um Lebensmittel zu Hodiern zu kaufen, welchem Orte wir am nächsten waren. Zween von unsern Gefährten, die mit ihm abfuhrten, sahen sich nicht so bald am Ufer, als sie aus Verwirrung wegen des Andenkens ihrer Mühseligkeiten, und aus Furcht, sie möchten wieder hinein gerathen, die Flucht ergriffen, ohne ihr Gerath zu erwarten, indem sie hoch und theuer schwuren, sie wollten nicht wieder auf das Schiff kommen. Sehr lange hernach, schrieb der eine von beyden da er, die ersten Ausgaben von der Reise des Lery gelesen hatte, nach Genf an ihn, und meldete ihm, wie viel Mühe er gehabt hätte, wieder zu seiner Gesundheit zu gelangen. Die andern kamen so gleich mit allerhand Lebensmitteln zurück und empfahlen den Allerverhungertesten, nicht gleich so viel davon zu essen. Man dachte weiter an nichts, als wie man sich nach Roschelle begeben möchte, da ein französisches Schiff, welches so nahe vorbeyst fuhr, daß man einander hören konnte, ihnen meldete, die ganze Küste da herum wäre voller Seeräuber. Die Ohnmacht, worinnen man sich befand, sich zu vertheidigen, bewog jedermanit, dem Schiffe zu folgen, wovon man diese Nachricht erhalten hatte; und ohne es aus dem Gesichte zu verlieren, legte man sich den 26sten in dem schönen Hafen Blavet vor Anker.

Wir wollen uns zum Unterrichte für die Reisenden einen Augenblick bey Lerys Beobachtungen aufhalten, dessen natürliche und merkwürdige Vorstellung von einigen Dingen nur in seiner Schreibart können erhalten werden. „Unter vielen Kriegeschiffen, die sich in diesem Hafen befanden, war auch eines von St. Malo, welches ein spanisches Schiff, das von Peru gekommen, und mit guten Waaren beladen gewesen, die man über sechzig tausend Ducaten am Werthe schätzete, weggenommen und mit sich gebracht hatte. Da sich das Gerücht davon durch ganz Frankreich ausgebreitet hatte: so waren viele Kaufleute von Paris, Lyon und andern Orten dahin gekommen, welche zu kaufen. Dieses war ein Glück für uns; denn da viele darunter sich nahe bey unserm Schiffe befanden, als wir ausstiegen, so führten sie uns nicht allein unter dem Arme, wie Leute, die noch nicht auf ihren Füßen stehen können, sondern riefen uns auch, als sie vernahmen, was wir vom Hunger angegriffen standen hätten, wir möchten uns in Acht nehmen, daß wir nicht zu viel äßen, und ließen uns anfänglich nach und nach gute Brühen von alten Hühnern, Ziegenmilch und andern Speisen zu uns nehmen, welche dienlich sind, die Gedärme zu erweitern, die uns allen sehr eingeschrumpft waren. Diejenigen, welche diesem Rathe folgten, fanden sich sehr wohl dabey. Was die Matrosen anbetraf, die sich gleich den ersten Tag satt essen wollten: so glaube ich, daß von zwanzigen, die der Hungersnoth entgangen waren, über die Hälfte darauf giengen und plötzlich starben. Von uns andern funfzehnen, die wir nur als bloße Reisende zu Schiffe gegangen, starb nicht ein einziger, weder zu Wasser noch zu Lande. Man würde uns in Wahrheit, da wir nur bloße Haut und Knochen davon gebracht hatten, nicht allein für ausgegrabene Leichen gehalten haben, sondern wir empfanden auch so gleich, da wir angefangen, die Landluft einzuziehen, einen solchen Ekel vor allen Arten von Speisen, daß ich insbesondere, als ich in meinem Quartiere war, und die Nase an den Wein brachte,

brachte, den man mir reichete, rücklings hinsiel, und in einem solchen Zustande war, daß ich glaubete, ich würde meinen Geist aufgeben. Weil ich indessen war auf das Bette ge-  
 leget worden: so schlief ich dieses erstemal so gut, daß ich nur den folgenden Tage erst  
 aufwachete.

Lery 1558.

Nachdem wir vier Tage zu Blabet ausgeruhet hatten: so begaben wir uns nach Hennebon, einer kleinen Stadt, die nur zwei Meilen davon ist, wo uns die Aerzte riefen, uns  
 curiren zu lassen. Die gute Diät aber hinderte doch nicht, daß nicht die meisten vom Kopfe  
 bis auf die Fußsohlen schwellen. Nur allein drey oder vier, worunter auch ich war, schwellen  
 nur am Unterleibe. Wir hatten alle zusammen einen so hartnäckigen Bauchfluß, daß er  
 uns würde die Hoffnung benommen haben, ihn jemals stillen zu können, wenn uns nicht  
 ein Mittel geholfen hätte, wovon ich der Welt das Recept mittheilen zu müssen glaube. Es  
 besteht aus Erd-Epheu oder Gundelmannen und Reisse, wohl gekocht, welches man hernach  
 zusammen in einem und eben dem Topfe mit alten Lappen umher wohl verwahret und ver-  
 stopfet. Man wirft darauf das Gelbe vom Eie hinein; und alles muß zusammen in einer  
 Schüssel auf dem Kohlfener wohl umgerühret werden. Dieses Gericht, welches man uns  
 mit Löffeln, wie Suppe essen ließ, befreiete uns auf einmal von einem Uebel, welches  
 nicht noch einige Tage länger hätte dauern dürfen, wenn wir nicht alle zusammen hätten  
 untkommen sollen g).

Mit was für Schwierigkeiten sie wieder gesund werden.

Lery und seine Gefährten aber wurden noch von einer andern Gefahr bedrohet, wovon  
 sie bisher noch nicht den geringsten Argwohn gehabt hatten. Man muß sich erinnern, daß  
 Billegagnon dem Schiffer einen kleinen Kuffer zugestellet hatte, welcher nebst einigen Brie-  
 fen einen Proceß enthielt, den er wider sie angestellet hatte, und den er ganz fertig den Rich-  
 tern des ersten Ortes zuschickete, wo der Kuffer würde eröffnet werden. Dieß geschah in  
 Hennebon, weil Billegagnon, der aus Bretagne gebürtig war, an verschiedene Personen dieser  
 Provinz schreiben wollte. Der Proceß wurde den Richtern übergeben. Du Pont aber  
 kenneete einige davon, welche der genfer Kirche eben so zugethan waren, als er, und also  
 keine Acht auf diese verhassten Anklagen hatten, sondern sie vielmehr unterdrücketen, und  
 denjenigen nur gute Dienste leisteten, deren Leben dadurch bedrohet wurde.

Unnützlichkeit des von Billegagnon angestellten Proceßes.

Sie verließen Hennebon, um sich nach Nantes zu begeben, ohne daß sie noch die Kräf-  
 te hatten, ihre Pferde zu führen, oder den geringsten Trot auszustehen; sondern sie waren  
 genöthiget, jeder noch einen Kerl zu halten, der das Pferd bey dem Zaume führte. Unse-  
 re Sinne, saget Lery, waren ganz umgekehret. Zu Nantes hatten sie noch acht Tage lang  
 ein so hartes Gehör und ein so dunkles Gesicht, daß sie befürchteten, sie möchten taub und  
 blind werden, nach dem Beyspiele des Jonathan, Sauls Sohnes. Denn Lery läßt keine  
 Gelegenheit vorbehen, sich auf ein Zeugniß der heil. Schrift zu stützen. Da Jonathan, saget  
 er, welcher mit der Spitze seines Stabes in Honig getaucht, und solchen abgelecket hatte,  
 saget, sein Gesicht wäre aufgekläret worden: so giebt er fattsam zu verstehen, der Hunger,  
 wovon er getrieben worden, hätte solches dunkel gemacht h). Indessen wurden sie doch so  
 gut curiret, daß sie einen Monat darnach nicht die geringste Schwäche mehr an den Augen  
 hatten. Sie wurden auch von ihrer Taubheit geheilet. Lerys Magen aber blieb noch sehr  
 schwach, und das neue Unglück von eben der Art, worein er bey der Belagerung von San-  
 cerre gerieth, verderbeten ihn vollends. Er meldet uns nicht, wohin er sich begeben, nach-

Wirkungen des ausgestandenen Unglücks.

3 3

g) Am angef. Orte a. d. 476. und vorherg. S.

h) A. d. 484 S.

dem



**Lery 1558.** dem er Mantes verlassen. Andere Umstände können urtheilen lassen, daß er sich wieder nach Genf begeben.

**Erläuterungen** wegen der Colignyschanze und Bille-gagnon. Er läßt aber dasjenige, was er mit einiger Dunkelheit von der Niederlassung der Franzosen in der Schanze Coligny gesagt hat, nicht ohne Erläuterung. Billegagnon, welchen einige, saget er, den americanischen Cain genannt haben, verließ diesen Ort, welcher durch sein Versehen wieder in die Gewalt der Portugiesen, mit allem mit dem französischen Wapen bezeichneten Geschüße gerieth. Er kam wieder nach Frankreich, wo er nicht aufhörete, Calvins Anhänger zu bekriegen, und starb i) im Christmonate des 1571sten Jahres in einer Comthurey des Malteser Ordens, Namens Beauvais, in Gatinois, nahe bey St. Jean von Nemours.

**Holländisch.**  
Reisen nach  
Brasilien.

### Der III Abschnitt.

#### Reisen und Niederlassungen der Holländer in Brasilien.

**Einleitung.** Unternehmungen und Eroberungen der Holländer in Brasilien. Widersehungen der Portugiesen dagegen; sind vergebens. Sie wollen die Holländer heimlich umbringen. Es kömmt darüber zum Kriege. Verstellung des portugiesischen Hofes. Brasilien kömmt durch Vergleich an die Portugiesen. Zwang der Holländer in den portugiesischen Staaten. Besitznehmungen der Portugiesen. Niederlassung der Holländer in Surinam. Inseln, die sie auf eben der Küste besitzen.

**Einleitung.** Man kann von Brasilien sagen, es finde sich keine große Landschaft, wohin man so wenig Reisen gethan hat, welche den Titel davon führen, und es finden sich zur Vergeltung dafür auch nicht mehrere, wovon so viele Reisende zu reden Gelegenheit gehabt haben k). Daher kömmt es denn, daß wir noch keine vollständige Nachricht davon haben. Man kann sich aber, um eine davon zu machen, mit denen Einsichten helfen, die sich in einer großen Anzahl Berichte zerstreuet finden. Es scheint nur bloß nothwendig zu seyn, mit der Vorstellung einiger historischen Begebenheiten anzufangen, welche tausenderley Anmerkungen aufklären können, die vergleichen erfordern; und wir wollen sie von den genauesten Geschichtschreibern leihen.

**Unternehmungen und Eroberungen der Holländer in Brasilien.** Portugall besaß noch immer Brasilien seit Emanuels Regierung, welcher den ersten Niederlassungen daselbst eine feste Dauer zu geben angefangen hatte. Da diese Krone aber im 1581sten Jahre auf Philipps des II, Königes in Spanien, Haupt gekommen war: so ließen ihn die Kriege, welche dieser Herr wider Frankreich und England, und vornehmlich wider die Misvergnügten in den Niederlanden, welche unter seiner Regierung die Republik der vereinigten Provinzen bildeten, führen mußte, wenig Zeit, sich mit seinen auswärtig erlangten Ländern zu beschäftigen. Auf der andern Seite waren diese neuen Republicanen, die er nicht unter seiner Bothmäßigkeit hatte erhalten können, noch gar zu schwach oder hatten doch mit ihren Angelegenheiten zu Hause noch gar zu viel zu thun, als daß sie sich hätten unterstehen können, den Feind ihrer Freyheit durch Eroberungen zu schwächen. Sie nahmen

i) Da er, wie einige protestantische Schriftsteller sagen, von einem Feuer an seinem ganzen Leibe angegriffen worden.

k) Die Ursache davon ist deutlich, weil nämlich

die Portugiesen, die einzige Nation in Europa, welche eigene ausdrückliche Reisen dahin thut, sich gar nicht bestreuet, ihre Länder bekannt zu machen, welche Staatsklugheit ihnen mit den Spaniern gemein

nahmen aber unter Philipps des III und Philipps des IV Regierungen dergestalt zu, daß, nachdem sie ihre ostindische Compagnie errichtet hatten, sie sich im Stande sahen, auch eine westindische zu errichten, die bis hieher nicht aufgehört hat, einer von den vornehmsten Zweigen ihrer Handlung zu seyn 1). Zolländisch.  
Reisen nach  
Brasilien.

Diese Errichtung wurde den Portugiesen gleich von ihrem Anfange an schädlich. Jacob Willekens und l' Hermitte, zween Befehlshaber der holländischen Flotten, singen dazumit an, daß sie an den portugiesischen Küsten herum streifeten, und Prisen machten, die ihre Macht vermehreten. Sie wußten nicht, daß dieses Land, welches nicht weniger, als zwölfhundert Meilen an der Küste hat, von Natur reich und fruchtbar ist. Man hat gesehen, daß sich wenig große Häuser in Portugall befanden, welche daselbst keine Ländereyen besaßen. Die benachbarten Brasilianerwaren nach und nach stufenweise unterwürfig gemacht worden. Man nahm daselbst wenig Antheil an denen Kriegen, welche Europa beunruhigten; und wenn man das Unternehmen der Franzosen ausnimmt, welches man schon zu vergessen anfing, so genoß man seit langer Zeit daselbst eines tiefen Friedens. Die Statthalter beflissen sich auch nur auf die Handlung, und die Soldaten waren Kaufleute geworden. In dessen waren doch einige holländische Privatkauflente, die sich daselbst zum Umsetzen einiger Waaren gezeigt hatten, von den Indianern sehr gut aufgenommen worden; weil sie solche guten Kaufes gaben, und also mehr Nutzen dabey war, wenn man sie von ihnen, als von den Portugiesen, nahm. Dieser heimliche Handel hatte alle Eingeborene des Landes für sie gewonnen.

So waren die Umstände beschaffen; als Willekens in der Bay aller Heiligen erschien. Die Portugiesen dachten nicht so wohl, wie sie sich vertheidigen, als wie sie den besten Theil ihrer Reichthümer retten wollten. Der holländische Admiral machte sich zum Meister von St. Salvador, der Hauptstadt dieses großen Landes. Don Diego von Mendoza, welcher Statthalter daselbst war, hatte weder das Herz, sich zu vertheidigen, noch die Klugheit, sich zu retten. Der Erzbischof allein m), unternahm, an der Spitze seiner Geistlichkeit die Ehre seiner Nation zu behaupten; er zog sich in einen benachbarten Flecken, wo er sich besetzte, und nachher in der Folge den Eroberern viele Verdrießlichkeit verursachete. Sie machten aber eine unschätzbare Beute in der Stadt und bemächtigten sich der größten Hauptmannschaft von Brasilien in wenig Tagen.

Diese Zeitung setzete die Portugiesen in die äußerste Bestürzung, welche noch durch die Meynung vermehret wurde, es wäre der spanischen Regierung eben nicht zuwider, daß die Portugiesen ein Stück von diesem schönen Lande verlören; in der Hoffnung, sie würden weit blegamer und nicht mehr so stolz seyn, wenn sie dieses Hülfsmittel nicht mehr hätten. Philipp aber urtheilete ganz anders davon. Er schrieb eigenhändig an die Großen in Portugall und bath sie, alle ihre Kräfte anzuwenden, diesen Schaden zu ersetzen. Sie rüsteten auch in weniger als dreymen Monaten, eine Flotte von sechs und zwanzig Schiffen auf ihre Kosten aus. Der ganze Adel beehrte sich, etwas zu dieser Ausrüstung entweder durch Anwerbung der Truppen, oder daß man selbst mit zu Schiffe gieng, etwas beizutragen. Weil indes-

Widersehung  
der Portugie-  
sen dagegen.

sen  
gemein ist; und auf der andern Seite machet die Lage von Brasilien, daß neugierige Reisende oftmals da anlegen, die denn keine Gelegenheit verabsäumen, dasjenige zu Papiere zu bringen, was

sie daselbst beobachten.

1) Man sehe die Errichtung dieser Handelsgesellschaft im VIII Bande dieser Sammlung.

m) Er hieß Michael Texeira.

Holländisch.  
Reisen nach  
Brasilien.

sen Spanien auch seine Macht damit vereinigen wollte: so waren die beyden Flotten nur erst im Hornung des 1626sten Jahres fertig, auszulaufen. Sie wurden von Friedrich von Toledo Osorio, Marquis von Valduesa geführt. Die Anzahl der Matrosen und Soldaten belief sich auf zwölf oder funfzehn tausend, und die Ueberfahrt war ziemlich glücklich bis an die Bay Aller Heiligen.

Die Holländer hatten seit der Eroberung zu San Salvador vieles ausgestanden. Der Erzbischof hatte mit funfzehnhundert Mann, die sich unter seinem Befehle zusammen gezogen hatten, ihre Parteyen oftmals geschlagen, ihnen die Lebensmittel abgeschnitten, und hielt sie genau eingeschlossen, als er durch den Tod entrisen wurde. Nugnez Marino nahm die Anführung der Soldaten über sich. Er hatte zum Nachfolger Don Francisco de Moura. Weil diese Veränderungen aber die Bloquade nicht unterbrochen hatten: so war der Zustand der Holländer bey der Ankunft der vereinigten spanischen und holländischen Flotte noch nicht geändert. Man setzte viertausend Mann unter Don Manuels von Menezes Anführung ans Land. Man brauchete nicht einmal so viel, einen durch eine lange Belagerung schon abgematteten Ort zu überwältigen. Der Statthalter wollte einigen Widerstand thun: die Besatzung aber, welche sich wider seine Befehle empörete, zwang ihn den 10ten April einen Vergleich anzunehmen. Nach dieser Berrichtung gieng die Flotte wieder unter Segel, und kam durch einen Sturm, der einen Theil davon aufgerieben hatte, sehr beschädiget, wieder nach Europa.

Die Holländer  
rächen sich.

Die Republik der vereinigten Provinzen ließ es bey der Rache nicht bewenden, die sie in Europa deswegen nahm, indem sie viele portugiesische Schiffe aufbrachte, woben sie oftmals eine reiche Beute bekam. In der Mitte des 1629sten Jahres gieng der Admiral Lont mit einer Flotte von sieben und zwanzig Kriegeschiffen aus verschiedenen holländischen Häfen ab. Die Truppen, welche ans Land steigen sollten, wurden von Dietrich von Wardenburg geführt. Diese Flotte vermehrete sich auf ihrer Fahrt bis auf sechs und vierzig Schiffe: sie lief aber lange herum, weil sie nur erst den 2ten des Hornungs 1630, die Küste von Fernambuc entdeckete. Wardenburg stieg den 15ten desselben in der Hauptmannschaft dieses Namens mit zweytausend vierhundert Soldaten, und vierhundert Mann von dem Schiffsvolke ans Land. Er rückete den 16ten gegen die Stadt Olinda, die er einnahm, nachdem er sich dreyer Schanzen bemestert hatte, die ihm drey blutige Treffen kosteten. Die Brasilianer, welche durch die Portugiesen ermuntert worden, hatten ihnen den Eingang in ihr Land heftig helfen streitig machen. Lont aber brachte ihnen den Sieg dadurch zuwege, daß er sich auf die gegen Mittag von Olinda gelegene Klippe und auf die Spitze eines langen Landstriches setzte, wo die Portugiesen eine Schanze, unter dem Namen des h. Georgs, erbauet hatten.

Die Portugiesen  
wollen sie  
wieder vertreiben:

Ein Vortheil von dieser Wichtigkeit breitete das Schrecken in dem ganzen Lande aus, und die Holländer machten sich dasselbe zu Nutze, um sich von der übrigen Hauptmannschaft vollends zum Meister zu machen. Sie befestigten die vornehmsten Derter derselben, vornehmlich die Klippe, die sie in weniger Zeit zu einem der besten und stärksten Plätze in America machten. Man sparete in Portugall nichts, um die spanischen Minister zu bewegen, sich wieder in den Besiß eines so schönen Landes zu setzen. Man warb Truppen an; man rüstete eine zahlreiche Flotte aus; und man schoß sehr große Summen Geldes her. Da die Spanier sich entschlossen hatten, auch einige Schiffe abgehen zu lassen: so wurde Oquendo ernannt, diese neue Flotte zu führen, welche zureichend gewesen seyn würde,

de, dasjenige wieder wegzunehmen, was man verloren hatte, wenn nicht das Sterben unter die Truppen gekommen, ehe sie zu Schiffe gegangen. Von fünftausend Mann, woraus sie bestehen sollten, starben ihrer zweytausend; und die Furcht vor eben dem Schicksale zerstreute die übrigen. Man mußte Gewalt brauchen, um diejenigen, welche weggelauften waren, wieder zurück zu bringen und einzuschiffen. Sie giengen im Maymonate auf dreßzig Schiffen ab, wovon die Hälfte kaum im Stande war, ein Seetreffen auszuhalten. Da indessen diese Flotte auf den canarischen Inseln wiederum durch funfzehn Kriegeschiffe und durch neune an den Küsten des Cap verstärket worden: so fand sie sich vier und funfzig Schiffe stark. Die Holländer, welche auf die erste Nachricht von ihrer Abfahrt, ihnen mit vierzehn Schiffen und zweyen Yachten entgegen gegangen, erstauneten über eine Vermehrung, deren sie sich nicht versehen hatten. Man hatte ihrem Admirale Pater, gesaget, sie bestünde nur aus acht Gallionen; anstatt daß sie zwölf castilianische Gallionen und zwey Patachen, fünf portugiesische Gallionen, neunzehn Königschiffe, und die andern von verschiedener Art, hatten. Die ungleiche Macht hielt Patern nicht ab, ein Treffen zu wagen. Er kam darinnen durch das Feuer um, welches sein Schiff in die Luft sprengete, und Thys, ein anderer holländischer Befehlshaber, hatte eben das Schicksal. Die Holländer zogen sich gleichwohl auf eine gute Art zurück, und führten ein spanisches Schiff nach Olinda, welches sie in dem Treffen weggenommen hatten. Quendo, welcher ihnen folgte, warf an der Küste Paraiba Anker, und setzte zwölfhundert Mann zur Bewachung des Landes aus, sorgte für die Sicherheit des Flusses St. Franciscus, der Hauptmannschaften Segeripe und der Bay aller Heiligen, und erfrischete das portugiesische Kriegesheer, welches vom Albuquerque geföhret wurde: er nahm darauf aber seine Fahrt wieder nach Lissabon, ohne daß er daran gedacht hatte, die Belagerung von Olinda vorzunehmen. Auf seiner Fahrt begegnete ihm eine holländische Flotte, welche die seinige entschlißlich übel zurichtete.

Holländisch.  
Reisen nach  
Brasilien.

Das folgende Jahr that Don Friedrich von Toledo, welcher eine andere Flotte nach Brasilien führte, den Holländern wenig Schaden. Sie bemächtigten sich, ungeachtet derselben, noch der Hauptmannschaften Lamaraca, Paraiba und Rio grande, die ihnen nur drey Feldzüge kosteten.

aber vergessens.

Im 1636sten Jahre, wandten sie die letzte Mühe an, die Eroberung von Brasilien zu vollenden. Der Graf Moris von Nassau, den sie zum Generale erwählten, gieng den 25ten des Weinmonates eben des Jahres vom Texel ab, und warf den 23ten eben desselben Monates des folgenden Jahres in der Bay aller Heiligen Anker. Er richtete von denen Truppen, die er am Bord hatte, und von denen, die er in den holländischen Sizen fand, ein ansehnliches Kriegesheer auf, wovon die meisten Befehlshaber das Land und die Art und Weise der Portugiesen, Krieg zu führen, kannten, wider welche sie verschiedene Vortheile erhalten hatten. Kaum war er angekommen, so zog er zu Felde. Er suchete den Grafen von Banjola auf, und schlug ihn in die Flucht, nach einem sehr hartnäckigen Treffen. Porto Calvo öffnete dem Sieger die Thore, welcher auch so gleich die Citadelle von Porvacaon belagerte. Die portugiesische Besatzung vertheidigte sich darinnen gut. Nachdem sie aber gezwungen worden, sich auf Bedingung zu ergeben: so folgte auf diese Eroberung die von Openeda und andere wichtige Vorfälle.

Weil der Graf Moris den Portugiesen nicht die Zeit lassen wollte, zu Achem zu kommen: so unternahm er, sie noch auf einer andern Seite zu schwächen. Er schickete nach

Holländisch.  
Reisen nach  
Brasilien.

der Küste von Guinea eine ansehnliche Flotte, welche daselbst die berühmte Schanze St. Georg de la Mina wegnahm. Der folgende Feldzug war nicht glücklicher für die portugiesischen Waffen. Banjola, welcher sie noch immer anführte, wurde zum zweytenmale von den Holländern in der Hauptmannschaft Segeripe geschlagen, deren sie sich bemächtigten, nachdem sie die Hauptstadt in Brand gesteckt hatten. Die Völkerschaften von Siara, eine von den nördlichen Hauptmannschaften in Brasilien, begaben sich unter ihrem Schutze, und baten sie um Beystand wider die Unterdrückung ihrer alten Herren. Der Graf Moriz schickete ihnen einige Truppen unter der Anführung Gartuans zu, welcher von dem Caciquen in Siara, Algododojo, unterstützt wurde, die Stadt Siaga belagerte, sie einnahm, und diese ganze übrige Hauptmannschaft eroberte.

Die Hauptmannschaften Paraiba und Rio grande schienen schwer zu erhalten zu seyn, weil die Portugiesen daselbst Verständnisse und Plätze hatten. Der Graf wandte alle seine Kräfte an, diese Plätze zu bekommen; er versicherte sich der Indianer durch allerhand Gefälligkeiten, ließ in Paraiba die alte Stadt Philippine wieder bauen, und nannte sie Friedrichsstadt, nach dem Namen des Prinzen von Dranien. Er versuchte es auch, sich zum Meister von San Salvador zu machen, wo sich die Portugiesen auf eine vortheilhafte Art wiederum gesetzt hatten. Nachdem er sich aber der Schlöffer Albrecht, St. Bartholomäus und St. Philipp bemächtigt hatte, welche diese Stadt bedeckten, so verlor er bey einem muthigen Ausfalle seine meisten Officier, seine Ingenieurs, und eine Menge Soldaten. Dieser Unfall, nebst der Ankunft einer portugiesischen Verstärkung, die er nicht in den Ort zu kommen, hindern konnte, nöthigte ihn, die Schlöffer zu verlassen, und sich mit großer Eilfertigkeit wieder zurück zu begeben.

Das 1639ste Jahr war nur eine Folge von Unglücksfällen für die Unternehmungen der Krone Spanien und Portugall. Die beyden Nationen ließen unter Anführung des tapfern Fernand von Mascarenhas, Grafen de la Torre, eine Flotte von sechs und vierzig Kriegeschiffen in See laufen, worunter man sechs und zwanzig doppelt ausgerüstete Galionen mit fünf tausend Soldaten, und einer gehörigen Anzahl Matrosen zählte. Sie wurde unterwegs noch verstärkt; und sie würde wahrscheinlicher Weise den Grafen Moriz gezwungen haben, Brasilien zu verlassen, vornehmlich zu einer Zeit, da die holländischen Truppen sehr geschmolzen waren, und an Lebensmitteln Mangel hatten. Als sie aber an den africanischen Küsten herum fuhr: so entstand an dem grünen Berge auf dieser fürchterlichen Flotte eine ansteckende Krankheit, welche dreytausend Soldaten hinarieß. Da das Uebrige in einem traurigen Zustande nach San Salvador gekommen war: so wandte Mascarenhas die Zeit an, seine Schiffe wieder mit so vielen Leuten zu versehen, als er in der Hauptmannschaft Rio Janeiro aufbringen konnte. Dieses war ein glückliches Hilfsmittel, welches ihn in den Stand setzte, den Anker mit zwölf tausend streibarern Mann zu lichten. Es gieng aber damit so langsam, daß man schon im Jenner des 1640sten Jahres war, und unter der Zeit hatte Moriz noch nicht die geringste Anstalt zu seiner Verteidigung gemacht. Er erwartete aus Holland Beystand, welcher zu rechter Zeit ankam. Der Admiral Loos hatte sich mit ein und vierzig Schiffen von verschiedener Größe in See begeben, und befand sich vier Meilen von dem Hafen von Olinda, als die Portugiesen aus der Bay aller Heiligen ausliefen. Die beyden Flotten lieferten einander vier grimme Treffen. Loos blieb in dem ersten, und dennoch behielten seine Truppen den Sieg. Jacob Suygens, welcher in der Befehlshaberstelle folgte, lieferte die drey andern, und verlor



lor nur acht und zwanzig Mann, da der Verlust der Portugiesen und Castilianer viel tausend waren. Ein Theil von ihrer Flotte scheiterte an den Klippen, Namens *Baras de Roccas*, wo einige verdursteten, und die andern nicht wenig Mühe hatten, sich zu retten. Die übrigen zerstreueten sich. Endlich vollendete die Zwietracht unter diesen beyden Nationen ihren Verlust; und es kamen von einer so schönen Flotte nicht mehr, als vier Gallionen nebst zweyen Kriegeschiffen wieder nach Spanien.

Holländisch.  
Reisen nach  
Brasilien.

Weil der Graf *Moriz* fast alle seine Soldaten eingeschiffet hatte: so waren seine Befehle so geschwächt, daß sich die Portugiesen in Brasilien schmeichelten, sie würden sich leicht wieder in den Besitz einiger Plätze setzen können. *Juan Lopez von Carvalho* Hauptleute, Namens *Cameron*, angeführt wurden, verwüsteten das holländische Brasilien, schlugen daselbst einige Völker, und nahmen Städte ein. Dieses Glück aber dauerte nicht lange. Sie wurden wiederum von *Coine*, welcher den Zug nach Brasilien gethan hatte, geschlagen, und gezwungen, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Zu gleicher Zeit breitete *Lichhart*, welcher mit fünf und zwanzig Schiffen in die Bay aller Heiligen eingelaufen war, auf allen Seiten die Schrecken des allgerausamsten Krieges aus. *Monteralan*, der Unterkönig des portugiesischen Brasilien, wurde dadurch so gerührt, daß er dem Grafen *Moriz* einen statthaften Vergleich antrug, um den Feindseligkeiten endlich einmal Gränzen zu setzen. Unterdessen aber, daß die Commissarien mit dieser Unterhandlung beschäftigt waren, vernahm man in Brasilien die Reichsveränderung, welche Portugall von der Krone Spanien abgerissen hatte.

*Johann der IV*, welchen die Portugiesen zu ihrem Herrn erwählt hatten, hatte alle seine Macht nöthig, sich wider Spanien zu erhalten, welchem der Verlust eines so schönen Königreiches sehr nahe gieng. Da über dieses Spanien und Portugall zusammen ihre gemeinschaftlichen Feinde nicht hatten aus Brasilien verjagen können: so war wenig Ansehen da, daß Portugall allein in denen Umständen, worinnen man sich damals befand, vermögend dazu seyn sollte. Der neue Monarch war vielmehr darauf bedacht, wie er die Holländer mit sich wider Spanien verbinden möchte. *Erstan von Mendoza Hurtado*, sein Gesandter im Haag, schloß mit ihnen ein Schutz- und Trugbündniß in Ansehung der Sachen in Europa, und einen Stillestand auf zehn Jahre, was Ost- und Westindien betraf. Dieser Vertrag wurde den 23sten des Brachmonates 1641 unterzeichnet. Ein jeder blieb in dem Besitze desjenigen, was er an dem Tage der Bekanntmachung haben würde; und die Staatsbedienten von beyden Parteyen sollten acht Monate nach der Ratification in dem Haag zusammen kommen, und wegen eines allgemeinen Friedens mit einander handeln. Es war so gar die Verfügung getroffen, daß, wenn man auch nicht damit zum Zwecke käme, der Stillstand gleichwohl bestehen, und die Handlung frey seyn sollte, bloß mit der einzigen Einschränkung, daß die Holländer keine Waaren, die aus Brasilien kämen, nach Portugall, und die Portugiesen keine dergleichen nach Holland schicken sollten.

Die Portugiesen verglichen sich mit den Holländern.

Es entstanden aber Schwierigkeiten, welche die Wirkung dieser Verfügungen aufhielten. Die Holländer fanden allerhand Vorwand, warum sie einige Plätze nicht wieder herausgeben könnten, die sie nach der durch den Stillestand bemerketen Zeit, weggenommen hatten; und *Johann der IV*, welcher durch diese Ausführung aufgebracht wurde, setzte den Entschluß, den Portugiesen in Brasilien die Freyheit zu lassen, zu seinem Besten

Holländisch.  
Reise nach  
Brasilien.

zu handeln, ohne daß er sich merken ließ, als ob er den geringsten Antheil daran nähme. Seine Befehlshaber, welche sich auf seinen Befehl stellten, als wenn sie nur bloß gedächten, in einer vollkommenen Einigkeit mit den Holländern zu leben, wandten alle ihre List an, damit sie die Holländer bewegen möchten, ihre Truppen wieder nach Europa zu schicken. Der Graf Moriz ließ sich selbst dadurch hintergehen. Er glaubete, die Ruhe wäre so gut hergestellt, daß er keine Schwierigkeit machte, mit dem besten Theile seiner Leute nach Holland zurück zu gehen <sup>n)</sup>. Die Directoren, welche die westindische Gesellschaft ernannt hatte, nach ihm zu regieren, waren Hamel, ein Kaufmann aus Amsterdamm, Bassis, ein Goldschmied aus Harlem, und Bullestraat, ein Zimmermann aus Mittelburg, das ist, einfältige Leute, die nicht so geschickt zur Regierung, als zur Handlung, waren. Sie beschäftigten sich in einem Rathe, den sie unter sich errichteten, und welcher alle Gewalt hatte, nur bloß mit den Mitteln, ihren Reichthum zu vermehren. Sie verkaufeten Gewehr und Pulver an die Portugiesen, die ihnen einen übermäßigen Preis dafür bezahlten. Sie vernachlässigten die Festungswerke, wovon die meisten zu verfallen anfangen. Sie gaben den Soldaten, welche wieder nach Europa gehen wollten, leichtlich Abschied, damit sie den Aufwand auf die Besatzungen, die sie bey dem Stillestande für unnütz hielten, zum Vortheile des Handels anwenden könnten.

Sie wollen  
solche heimlich  
umbringen.

Die Wirkungen einer so schlechten Verwaltung ließen sich bald merken. Im 1645ten Jahre wußte ein Portugiese, Namens Anton Cavalcante, auf einmal seine Nation aufzubringen. Er wohnete in der Moritzstadt, welche gleichsam die Hauptstadt des Landes Fernambuc geworden war, woselbst er das Amt eines Richters der Portugiesen ausübete. Die Hochzeit seiner Tochter sollte den 24ten des Brachmonates seyn. Er lud alle Holländer dazu, welche an der Regierung Theil hatten, und war Willens, sich ihrer mitten in der Lust zu bemächtigen, sie umzubringen, und darauf alle andere niederzumachen, welche ohne Vorsicht lebten, weil sie ohne Gefahr zu seyn glaubeten. Die vornehmsten Portugiesen, welche Theil an diesem Vorhaben hatten, oder doch darum wußten, hatten eine Menge Waaren auf gewisse Fristen, von den Holländern gekauft, in der Hoffnung, sie nach der Ausführung des Anschlages zu behalten. Er wurde aber von einem Mitgenossen derselben entdeckt. Cavalcante hatte das Glück, sich nebst den vornehmsten Mitverschworbenen zu retten, und zog einige Truppen zusammen, mit denen er die holländischen Ländereyen verheerete. Der Oberrath zu Fernambuc schickete vergebens seine Klagen an den portugiesischen Statthalter; er behauptete nicht allein, daß er nicht die geringste Wissenschaft von diesem Unternehmen hätte, sondern er versprach auch, den Stillestand heilig zu beobachten. Der portugiesische Gesandte in dem Haag that auch im Namen seines Königs eben die Versicherung.

<sup>n)</sup> Le Clerc giebt in seiner Geschichte der vereinigten Niederlande vor, er sey zurückberufen worden, weil er einen so großen Aufwand in Brasilien machte, und die Actien der Compagnie hätte sinken lassen; und anstatt, daß er gesehen sollen, er wäre durch falsche Anscheinungen hintergangen worden, versichert er, „er hätte sich schon bey den Generalstaaten über eine übelverstandene Haushaltung beschweret, welche den Gehalt der Officier der Gesellschaft, und vornehmlich die Anzahl der Trup-

pen gar zu sehr hätte vermindern lassen, welche man auf achtzehn hundert Mann herunter sehen wollte, welche Macht nicht hinlänglich wäre, die Feinde der holländischen Niederlassung im Zaume zu halten.“ Nach eben dem Zeugnisse hatte Moriz auch vorgestellt: „alle Welt beschwerete sich über die Verachtung, welche die Gesellschaft gegen diejenigen bezeugete, die in ihren Diensten wären; die Portugiesen, welche in den holländischen Niederlassungen geblieben, wären heimliche Feinde, wel-

Indessen war doch schon im folgenden Augustmonate ein sehr hitziges Treffen zwischen einigen Truppen der westindischen Compagnie und des Cavalcanto seinen, bey St. Anton vorgefallen. Der Vortheil war gleich; und der portugiesische Statthalter stellte sich noch, als wenn er keinen Theil daran nähme. Allein, nicht lange darnach, da sich Cavalcanto im Stande befunden, die Schanze Puntal, auf dem Vorgebirge St. Augustin mit zweytausend vierhundert Mann, und einigem Geschütze, zu belagern: so erschien es genugsam, daß man ihm unter der Hand Beystand schickete. Den andern Morgen legete sich eine Flotte von acht und zwanzig portugiesischen Schiffen vor der Klippe von Olinda vor Anker. Ihre Führer betheuertem ebenfals, sie hätten keine Wissenschaft von der Verschwörung, und nahmen nur Erfrischungen ein, womit sie wieder unter Segel giengen. Die Holländer, welche nun anfangen, die Augen zu eröffnen, schrieben diese Aufführung der Furcht zu, welche die portugiesische Flotte vor den acht Kriegeschiffen gehabt hätte, welche auf der Abrede und in dem Hafen von Olinda, unter Lichtharts Anführung geblieben waren. Sie wurden in dieser Meynung bestätigt, als sie erfuhren, daß sieben von denen Schiffen aus der Bay aller Heiligen gekommen waren. Man erfuhr darauf auch, es hätte diese Flotte bey Rio Formoso funfzehn hundert Mann ans Land gesetzt, welche sich zu den Rebellen geschlagen, Serinhaim angegriffen, und die holländische Besatzung gezwungen hätten, sich nach einer achttägigen Belagerung zu ergeben.

Holländisch.  
Reisen nach  
Brasilien.  
Darüber kömt  
es zum Kriege.

Die Feindseligkeiten wurden heftig fortgesetzt, ohne daß der Hof zu Lissabon seine Aufführung änderte; das ist, unter der Zeit, da man sich in Brasilien schlug, that der König in Portugall die Erklärung, er wollte sich nicht in diese Zwistigkeiten mischen, und versprach so gar, den Statthalter in Brasilien zu bestrafen, wenn man erweisen könnte, daß er einigen Antheil daran hätte. Indessen versichert doch der Geschichtschreiber der vereinigten Provinzen, es hätten im Haag die Beweise nicht gefehlet. „Man brachte, saget er, ein Schreiben vor, welches nach der Bay aller Heiligen geschickt, und von dem Könige eigenhändig unterzeichnet war, das man in einem kleinen Fahrzeuge gefunden hatte, welches Kriegesvorrath dahin führte, und von den Algierern war genommen worden. Sie hatten ihre Preise verkauft, und die Papiere waren in die Hände eines Juden gerathen, welcher einen Briefwechsel mit andern Juden zu Amsterdam hatte. Diese hatten sie der Gesellschaft zugeschickt, welche sie den Generalstaaten zeigte. Dieses Schreiben diente auch noch zu entdecken, daß ein Jude, der mit dem Grafen Moris aus Brasilien gekommen, Wissenschaft von dem Vorhaben der Portugiesen gehabt; und daß die Verschwörung des Cavalcanto vor der Abreise des Grafen Moris angezettelt worden.

Verstellung  
des portugiesi-  
schen Hofes.

Na 3

„welche darnach seufzeten, daß sie sich wieder unter ihrem Könige sehen möchten, und welche der Gesellschaft ansehnliche Summen schuldig wären, welche sie nicht zu bezahlen sich freuen würden. Dieses könnte über kurz oder lang eine Emvörung verursachen, er hätte nicht Truppen genug zu Besetzung der Thore und Schanzen; eben diese Portugiesen beklageten sich auch, man ließe ihnen nicht eine so freye Ausübung ihrer Religion, als man sie ihnen versprochen hätte, und alles das, nebst

„dem Unterschiede der Sprache und Gebräuche gabbe ihnen eine unüberwindliche Abneigung vor den Holländern. Histoire des Provinces unies Tom. I. Liv. 12. p. 230. Der Graf Moris irrete sich also nicht, und der Verfall der Holländer war gleichsam angekündigt: die Gesellschaft aber schwächete sich, nach dem Berichte dieses Geschichtschreibers, indem sie etwas vornahm, was über ihre Kräfte war. Ebend. a. d. 218 S.

„Die-

Holländisch. „Dieser Jude wurde eingezogen, und zu einer großen Geldsumme verdammet: er hatte  
Reisen nach „aber die Geschicklichkeit, sich aus seinem Gefängnisse zu flüchten o)“  
Brasilien.

Was für Mittel hat man, einen König zu überzeugen, welcher hartnäckig dabei beharrt, alle Arten der Beweise zu leugnen? Da die Generalstaaten nicht unterlassen hatten, Befehle zu einer starken Rüstung in Holland zu geben: so trieb der König in Portugal die Verstellung so weit, daß er ihnen durch seinen Gesandten raten ließ, es wäre ihr Bestes, daß sie den Weg eines Vergleiches ergriffen, sie würden bey ihrer Unternehmung mehr Schwierigkeiten finden, als sie sich vermutheten; die Aufrührer in Brasilien hätten sechstausend wohl bewaffnete Mann, und hätten noch andere drey tausend aus der Hauptmannschaft der Bay bekommen; bey dieser Macht würde es den Holländern schwer werden, sie zu Paaren zu treiben, und sie hätten keinen bessern Weg vor sich, als daß sie die Anerbietung annähmen, die er ihnen thäte, daß er sie selbst unters Joch bringen wollte, wenn er sich wegen des Uebrigen mit den Generalstaaten vergleichen könnte. Der Geschichtschreiber, welcher anmerken läßt, daß, wenn der Brief nicht untergeschoben gewesen, es gleich in die Augen fallen müssen, daß sich die Staaten hintergehen ließen, erklärt ihre Verblendung nur durch eine unerforschliche Fügung der Vorsehung, welche nicht gewollt, daß aller Handel aus Osten und Westen in die Hände einer einzigen Nation fallen sollte. Die Erfahrung hat gezeigt, daß sie durch die Vermehrung ihrer Reichthümer nicht ungenügsamer geworden seyn würde p). Auf der andern Seite machten sich die Portugiesen Rechnung, sie leicht deswegen zu hintergehen, seit dem sie den 20sten März desselben Jahres mit ihrer ostindischen Compagnie den vortheilhaften Vergleich geschlossen hatten, wodurch sie in der That Meister von allem Zimmet geblieben waren, indem sie versprochen nach der Schanze Gale, wo sich die Holländer auf der Insel Ceylan gesetzt hatten, fünf hundert Centner für einen ausgemachten Preis zu bringen, ohne daß es ihnen erlaubt seyn sollte, selbst welchen zu hohlen, oder welchen auf der Insel zu pflanzen q).

Brasilien geht  
den Holländern  
verloren.

Der Krieg wurde ungefähr zehn Jahre hindurch in Brasilien mit einerley Vertheidigung von Seiten des Königes in Portugal und seiner Statthalter fortgesetzt, die zuweilen zu einigen Einrichtungen wegen der Handlung die Hand boten, womit die großen Geschäfte in Europa die Generalstaaten zwangen, sich zu begnügen. Im 1654sten Jahre, nachdem der Friede mit den Engländern gemacht worden, merketen sie endlich, wie viel daran gelegen sey, ihre westindische Compagnie wiederum herzustellen; und da sie erkennen konnten, daß man sich nichts aufrichtiges von den Portugiesen wegen der Sachen in Brasilien versprechen konnte, so entschlossen sie sich, um sie zur Vernunft zu bringen, sich mit dem Beschützer von England zu vereinigen. Weil sie aber auch dafür hielten, sie müßten ihr Seewesen in guten Stand setzen: so gaben sie Befehl zur Ausrüstung einer Flotte von dreyßig Kriegeschiffen, die sich anfänglich nach Lissabon begeben, und den König in Portugal wegen aller derer Treulosigkeiten zur Rechenschaft ziehen sollte, welche ihm die Republik vorzuwerfen hatte. Man war eben mit dieser Ausrüstung hiezig beschäfftiget, als man im Anfange des Mayes die traurige Zeitung erhielt, es hätten die Portugiesen den 25ten Jenner sich alles dessen bemestert, was die Holländer in Brasilien besessen hätten.

o) Le Clerc am angef. Orte a. d. 232 S.  
q) Nitema III Theil, a. d. 28 S.

p) Ebendasselbst.

Mar

Man zweifelte anfänglich an einer so verdrießlichen Nachricht. Die Commissionen, welche gegeben worden, auf die Portugiesen in Westindien zu streifen, wurden nicht widerrufen, sondern man gab so gar noch neue. Allein, das Unglück der Republik wurde in dem folgenden Monate bestätigt. Es befanden sich damals eine große Anzahl Rauffahrten lassen: er fassete aber den Entschluß, sie frey zu lassen, um die Generalstaaten nicht gar zu sehr aufzubringen, und sich die Macht vorzubehalten, desto leichter Friede zu machen.

Holländisch.  
Reisen nach  
Brasilien.

Schonemburg, Präsident des brasilianischen Rathes und Lacks, einer von den Räten, welche den 13ten des Heumonates, nach einer Reise von vier Monaten, in See-land ankamen, statteten den 4ten August, den Generalstaaten ihren Bericht ab. Er erhielt, da sie oftmals den Staaten von dem Zustande der Sachen in Brasilien Nachricht gegeben: so hätten die Erklärungen, welche sie zu übersenden nicht müde geworden, Zeit gegeben, dem Unglücke vorzukommen, welches geschehen wäre; es hätte ihnen an Lebensmitteln und andern Bedürfnissen gemangelt; dieses hätte gemacht, daß die holländische Compagnie die Ehrerbietung verloren, welche man ihren Häuptern schuldig wäre; sie hätten Geduld gehabt, in der Hoffnung, man würde ihnen Beystand leisten. Allein, dieser Beystand wäre gar zu lang ausgeblieben, und die Portugiesen hätten sich endlich der Gelegenheit bedienet, und sie den 20sten des Christmonates zur See mit einer Flotte von sechzig Segeln, und zu Lande mit einem Heere von Portugiesen, Brasilianern, Negern und Mulatten angegriffen, welchen die Flotte überflüssig Kriegesbedürfnisse und Lebensmittel gereicht; sie hätten Sorge getragen, ein Tagebuch von den Kriegesverrichtungen zu machen, welches den Staaten sollte zugestellt werden, und wodurch ihre und ihrer Truppen Aufführung würde gerechtfertiget werden; sie hätten die Plätze nur mit Gutheissen, und auf den Rath des Generales der Republik Schouppe, anderer Officier, verschiedener Zünfte, und so gar der Juden, übergeben.

Ursachen davon.

Sie stellten vor, alle Truppen, das ist, die zu Lande so wohl, als zur See, beschwereten sich, daß sie von der Regierung wären gezwungen worden, drey mal länger zu dienen, als sie sich verbunden hätten; lange vor der Belagerung schon hätte es allen Soldaten an Lebensmitteln und Mondurstücken gefehlet; die Verzweifelung, daß sie so sehr vernachlässiget würden, daß sie auch nicht einmal einen Heller Sold bekommen, hätte einen Theil bewogen, in der Portugiesen Dienste zu treten; andere hätten sich auf denen Schiffen verstecket, welche abgehen sollen, und man hätte sich genöthiget gesehen, sie mit Gewalt heraus zu hohlen, und aufhängen zu lassen; unter denen, die geblieben wären, hätte man von der Ankunft der Feinde als von einer glücklichen Befreyung geredet, anstatt daß man hätte bedacht seyn sollen, wider sie zu sechten; ungeachtet des Befehles der Regierung hätten sich die drey Schiffe, welche zur Bewachung der Küste waren, zurück begeben; sie hätten zwar wirklich einige Preisen gemacht, die aber nicht hinlänglich wären, die Besatzung zu unterhalten, oder zu verhindern, daß sich die Portugiesen nicht wieder in den Besitz des ganzen Landes setzten, welches sie verloren hätten; es wäre darauf mit einigen holländischen Schiffen etwas Geld gekommen, und die Truppen wären bezahlet worden: ihr Elend aber hätte dadurch nicht abgenommen, weil sie auch selbst für Geld keine Lebensmittel hätten bekommen können; wäre man auch gleich in den letzten Zeiten von dieser äußersten Noth befreyet gewesen, so folgte daraus doch nicht, daß man nicht wieder hinein zu gerathen wäre bedrohet worden; diese Furcht hätte die Soldaten und das Volk bewogen, Abschiede und Pässe



Holländisch.  
Reisen nach  
Brasilien.

zu verlangen, damit sie sich hinweg begeben könnten; und sie wären in dieser Gesinnung durch Zettel bestärket worden, welche die Feinde im Namen des portugiesischen Generals Barretto austreuen lassen, worinnen er den Soldaten und andern Leuten hundert und fünfzig Gulden, ein neues Kleid, und die Freyheit versprach, wieder in ihr Vaterland zurück kehren zu können, wie man durch einige solche Zettel beweisen konnte, welche Schonenburg aufgehoben hätte; die Soldaten hätten über dieses gedrohet, die Klippe oder das Recif zu plündern, welches sie schon zu Stamarica und an andern Orten gethan hatten; und da das Volk sein Unglück durch diese Furcht vermehret gesehen, so hätte es seine Obrigkeiten beschworen, sich mit den Portugiesen zu vergleichen; endlich so müßte man noch bedenken, daß, wenn man nicht diese Partey ergriffen hätte, alle Brasilianer, die der holländischen Regierung treu geblieben, in Gefahr gewesen wären, in eine beständige Slaveren zu gerathen, wie es zu San Salvador, und in vielen andern Städten geschehen wäre, wenn sich die Portugiesen daselbst wider gesetzt. Zum Schlusse wiederholte man, es wäre weltkundig und gewiß, daß man niemals einen ordentlichen Beystand erhalten hätte, ob man gleich oftmals traurige Abschlüßungen von dem Zustande der Sachen in Brasilien gemacht hätte. Diese Schrift war mit dem Namen derjenigen unterzeichnet, die sie überreichten.

Schouppe, welcher auch angekommen war, gab eine andere Schrift ein, worinnen er die Staaten erinnerte, daß er in denen fünf oder sechs Jahren, so lange er die Truppen in Brasilien commandirte, und Theil an der Regierung gehabt hätte, nicht unterlassen hätte, von seinem Zustande und vornehmlich, was die Soldaten beträfe, Rechenschaft zu geben, als welche man durch allerhand üble Begegnung, z. E. daß man ihnen die Lebensmittel entzogen, ihnen kein Brodt gegeben, und sich geweigert hätte, diejenigen wieder nach Europa gehen zu lassen, welche schon über ihre Zeit gedienet; er hätte oftmals die einzigen Mittel angezeigt, welche übrig wären, so wichtige Eroberungen zu erhalten, die der Republik hoch zu stehen gekommen, man hätte aber auf seine Vorstellungen keine Acht gehabt; so starke Ursachen hätten die Regierung in Brasilien genöthiget, Olinda und die Klippe, den Portugiesen zu übergeben, um eine große Menge Unglückliche zu retten, welche nicht mehr im Stande wären, sich zu vertheidigen: es wäre kein anderes Mittel vorhanden gewesen: erstlich, weil die Anzahl der Truppen nicht mehr zur Vertheidigung der Plätze zureichete; zweitens, weil die Soldaten, welche schlecht besoldet und schlecht unterhalten worden, die Ankunft der Portugiesen vor der Klippe, als das Ende ihrer eigenen Uebel angesehen, und sich verlauten lassen, sie wollten den Ort plündern, um sich viel eher eigenhändig bezahlet zu machen, als noch ferner einige Kriegesdienste zu thun. Drittens, weil nur noch ein einziges Schiff zur Vertheidigung der Küste wider acht und sechzig portugiesische Schiffe übrig sey; und weil auch selbst dieses Schiff nicht in den Hafen der Klippe habe einlaufen wollen, sondern in See gegangen sey; viertens, weil es dem Plage an Kriegesbedürfnissen fehlte, und er vornehmlich keine Lunten hätte.

Die Kammern der westindischen Gesellschaft ernannten Abgeordnete, diese beyden Schriften zu untersuchen, und man glaubete, viele Widersprüche darinnen zu finden. Der Geschichtschreiber ist überzeuget, daß man auf beyden Theilen große Fehler begangen habe; und daß der besondere Nutzen die allgemeine Wohlfahrt überwogen. Indessen singen doch die Generalstaaten nach einer langen Untersuchung an, den Präsidenten Schonenburg, Schouppe und Schouppe, gefangen setzen zu lassen. Man gab ihnen Richter, die aus den Kriegesbefehlshabern der Republik erwählet waren. Schouppen wurde der Gehalt abgesprochen, den

den er seit dem 20sten Jenner, als dem Tage der Uebergabe der Klippe, fordern konnte, und er zu allen Gerichtskosten verurtheilet, welches eine leichte Strafe war, wenn er schuldig gewesen. Es scheint, daß die beyden andern losgesprochen worden.

Holländisch.  
Reisen nach  
Brasilien.

Die Portugiesen, welche mit dem Erfolge ihrer Staatsklugheit zufrieden waren, die ihnen nur durch ihre Langsamkeit Geduld gekostet hatte, versageten denen Holländern, die sich noch hin und wieder an verschiedenen Orten in Brasilien zerstreuet befanden, nicht die Freyheit, nach Europa zurück zu gehen. Man weis kein Unternehmen von Seiten der Generalstaaten oder der holländischen westindischen Compagnie, ihren Verlust wieder gut zu machen. Sie setzten den Krieg wider Portugall fort, allein ohne andere Bewegungsgründe anzugeben, als diejenigen, weswegen er vor diesem Unfalle angefangen hatte. Da sie endlich sahen, daß sie nur den Unterthanen der Republik schaden, welche Verbindungen der Handlung wegen zu Lissabon hatten: so war die Provinz Holland die erste, welche sich entschloß, den 1sten März 1661 Abgeordnete an die Generalstaaten zu schicken, um den andern Provinzen vorzustellen, daß, was für Klagen man auch wider die Portugiesen vorzubringen hätte, es dennoch Zeit wäre, an den Frieden zu denken. Man fand eine günstige Gelegenheit bey der Vermittelung des Königes in England Karls des II, welcher sich mit der Infantinn von Portugall vermählen wollte. Dieser Herr erboth sich schon, einen Waffenstillstand so lange vorzuschlagen, bis er von den Streitigkeiten der Republik mit den Portugiesen hinlänglich unterrichtet wäre, damit er durch seine Sorgfalt zu Wiederherstellung des Friedens desto nützlicher seyn könnte. Indessen schien doch die Abschiedung der Abgeordneten von der holländischen Kammer, welche den 5ten März geschah, anfangs vergebens zu seyn. Die andern Provinzen hielten dafür, ehe man in einen Vertrag träte, müßte Portugall erst Brasilien wieder herausgeben. Was den Waffenstillstand anbetraf, so behaupteten sie auch, man müßte, ehe man daran dächte, so lange warten, bis Portugall erst einige billige Vorschläge gethan hätte, und sie mit den Waffen in der Hand fordern. Man unterließ nicht, die Schriften, welche die schlechte Treu und Glauben, die man dem portugiesischen Hofe vorwarf, beweisen konnten, nach England zu schicken; und was für eine Partey man auch wegen Englands Anerbietungen ergreifen konnte, so that man dennoch die Erklärung, die Ehre der Republik erlaubete nicht, daß die Unterhandlungen mit Portugall anderswo, als in Holland, geschähen. Diese noch übrige Standhaftigkeit dienete vielleicht, die Unterhandlungen zu befördern. Sie fingen in dem Haag bald an, ohne daß der König von Großbritannien sich sehr darein mischete. Ihre Auflösung, welche das Schicksal einer großen Landschaft entschied, kann nicht unterdrückt werden.

Da die Portugiesen eingewilliget hatten, durch einen Staatsbedienten, den sie an die Generalstaaten schicketen, Unterhandlungen zu pflegen: so ließen sie ihnen vorstellen, der Vorschlag, ihnen die Länder wieder zu geben, die sie in Brasilien besessen hätten, könnte niemals angenommen werden; sie hätten sich aber schon erboth, eine Vergütung in Geld dafür zu geben, und der Republik die Vortheile vorgestellt, welche der Friede beyden Parteyen bringen müßte; das Beste von Portugall und Holland in Ostindien wäre in Ansehung Spaniens einerley, welches sich Gerechtfamen auf alles dasjenige anmaßete, was die Republik daselbst besäße; der Hof zu Lissabon hätte im vorigen Jahre eine Schrift bekannt machen lassen, welche die Anerbietungen Seiner Majestät enthielten, und man hätte darauf keine Antwort ertheilet; zuletzt verlangete er eine, welche ihm die letzte Entschließung der Generalstaaten zu erkennen gäbe.

Brasilien  
kömmt durch  
Vergleich wie-  
der an Portu-  
gall.

Holländisch.  
Reisen nach  
Brasilien.

Man übereilte sich nicht, sich wegen dieser Vorstellungen zu erklären: indessen ergiff man doch endlich die Partey, die Zusammenkünfte mit dem portugiesischen Staatsbedienten im Ernste anzufangen. Die Schwierigkeit unter den Provinzen war nur wegen der Materien, welche der Gegenstand derselben seyn sollten. Geldern, Seeland, und die Provinz Utrecht wollten nur, man sollte wegen der Forderungen unterhandeln, die man an Portugall bereits gethan hatte: Holland aber, welches vermuthlich die Unnützlichkeit einer Unterredung von der Art voraus sah, verwarf ihren Vorschlag. Den 23sten May erboth sich der spanische Staatsbediente: erstlich zur Vergütung die Summe von vier Millionen Cruzados, welche sich auf acht Millionen holländische Gulden belaufen, an Zucker, Tabacke, Salze, und andern Waaren zu geben; zweitens, sich mit den holländischen Compagnien wegen des Preises des Salzes zu vergleichen, welches sie zu Saint Ubes hohlen ließen; drittens die Handlung mit allerhand Waaren außer dem Brasilienholze in allen portugiesischen Ländern zu bewilligen; viertens, dasjenige zu bezahlen, was die Privatleute an Schulden ausstehen hätten; und fünftens, den Frieden so gleich bekannt zu machen, als die Genehmigung angekommen seyn würde.

Nach diesen Anerbietungen erhob sich ein Streit in der Versammlung wegen der Austheilung der angebotenen Summe. Einige wollten, sie sollte den Actionarien und andere, sie sollte den Directoren der westindischen Compagnie ausgezahlt werden. Indessen führet doch Algema ein Schreiben von den Ständen in Seeland an, woraus erhellet, daß sie sich sehr darüber beschweret, daß die Abgeordneten der Staaten von Holland, und die beyden andern Provinzen beschloßen hätten, man müßte die Zusammenkünfte und Unterhandlungen mit dem portugiesischen Staatsbedienten wiederum anfangen. Seeland hielt fest darauf, keinen Vorschlag eher anzunehmen, als bis sich Portugall wenigstens erboth hätte, die Länder in Brasilien wieder heraus zu geben. Unter während dieser Streitigkeit hielt der spanische Gesandte um eine Audienz bey den Generalstaaten an, worinnen er meldete, er hätte Befehl von dem Könige, seinem Herrn, durch ein Schreiben vom 27sten April, sie zu versichern, daß, so bald er Portugall würde unterwürfig gemacht haben, er ihnen treulich alle die Plätze wieder geben wollte, die ihnen die Portugiesen entzogen oder die sie den westindischen Compagnien seit dem 1641sten Jahre weggenommen hätten, wie solches in dem fünften Artikel des münsterischen Friedens ausgemacht wäre. Man sah bey dieser Gelegenheit eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen Spanien und Seeland, welche sich einander sehr entgegen gesetzt waren. Weil aber Spanien die Portugiesen nicht wieder unter die Bothmäßigkeit bringen konnte: so sahen auch die Seeländer eben so wenig Brasilien wieder in die Gewalt der Republik kommen.

Aller Hindernisse ungeachtet und ohne Achtung auf das nicht gar zu vortheilhafte Urtheil, welches man von der Uebereilung der fünf Provinzen fällere, die sich für den Frieden erklärten, wurde solcher den 6ten August, in dem Haag von dem Grafen von Mirambour, portugiesischen Abgesandten, und von sechs Bevollmächtigten des Staates unterzeichnet, und den 10ten eben desselben Monates darauf bekannt gemacht. Weil indessen zwischen den Hofen zu London und Portugall ein Vertrag geschlossen worden, welcher argwohnen ließ, ob nicht darinnen etwas geschlossen seyn möchte, welches dem Könige in Portugall die Macht benähme, alles das zu beobachten, was er in dem Haag versprochen hätte: so setzten die Staaten noch durch einen besondern Artikel, der an eben dem Tage unterzeichnet wurde, fest, daß, wenn sich eine dergleichen Schwierigkeit ereignete, Portugall eine Vergütung für

den Schaden geben sollte, welchen sie den Holländern verursachen könnte; und der übrige Vertrag sollte dem ungeachtet treulich gehalten werden. Man verglich sich auch mit dem portugiesischen Gesandten, welcher unverzüglich nach Lissabon abgehen sollte, daß, wenn er daselbst ankäme, er sich das Original von dem Vertrage seines Hofes mit England sollte zeigen lassen, um zu sehen, ob solcher etwas enthielte, welches dem andern zuwider wäre, und er sollte gleich einen beglaubigten Auszug davon nach dem Haag schicken; darauf sollte es der Krone Portugall nicht ferner erlaubt seyn, etwas anders dawider vorzubringen, um die Erfüllung des Vertrages in diesem Stücke zu verzögern; und wenn sie es in diesem Stücke ermangeln ließe, oder es vergienge ein Jahr nach der Unterzeichnung dieser Artikel, ohne daß die Vergütung bezahlet, und die andern Bedingungen erfüllet würden, so sollte die Resignation eben die Gerechtigkeiten wider den König in Portugall und seine Unterthanen haben, die sie vor der Schließung des Vertrages gehabt hat.

Holländisch.  
Reisen nach  
Brasilien.

Alle Artikel, sechs und zwanzig an der Zahl, wurden lateinisch aufgesetzt. Ob man gleich einige davon in den Anerbietungen des Grafen de la Miranda angeführt hat: so muß doch die Wichtigkeit eines so feyerlichen Vergleiches, kraft dessen Portugall Meister von Brasilien geblieben ist, das ist von einem Lande, welches heutiges Tages so viel, als Peru, für diese Krone ist, wünschen lassen, dasjenige hier anzutreffen, was die andern Artikel wesentliches enthalten <sup>r)</sup>. Man hat keinen andern Bewegungsgrund gehabt, warum man bey der Erzählung dieser großen Unterhandlung so weitläufig gewesen.

Der König und das Königreich machten sich anheischig, den Staaten der vereinigten Provinzen vier Millionen Cruzaden, die auf acht Millionen holländische Gulden gerechnet wurden, zu bezahlen, und diese Summe in baarem Gelde, in Zucker, in Taback, und in Salze abzutragen. Diese Waaren sollten nach dem ordentlichen Marktpreise geschätzt werden. Wenn die Summe nicht voll wäre, entweder an Gelde oder an dem bestimmten Waaren; so behielt sich der König die Freyheit vor, solche nach seinem Belieben, entweder durch einige Waaren von einer andern Art, oder durch Nachlassung der Zölle voll zu machen, welche die holländischen Kaufleute von andern Waaren bezahlten, die in Portugall gekauft oder verkauft würden; und die Staaten sollten Macht haben, zur Ausführung desselben Buchhalter zu sehn. Die Zahlung sollte in sechzehn gleichen Theilen geschehen, und die erste davon gleich nach der Genehmhaltung des Vertrages abgetragen werden. Der König versprach, alles Geschütz wieder zu geben, welches in Brasilien weggenommen worden, und mit dem Wapen der Republik oder der westindischen Compagnie bezeichnet seyn würde. Die Holländer sollten die Freyheit haben, jährlich zu Saint Ubes, Salz für den Preis zu kaufen, wofür es in Portugall verkauft würde; und wenn man wegen des Preises nicht einig werden könnte, so wollte man zu ihrem Vortheile die Vertheilung des Salzes aufheben, welche seit einigen Jahren daselbst eingeführt worden; so daß es ihnen frey stehen sollte, solches von denjenigen, die es verkauften, ohne Unterschied, und so viel als sie wollten, zu kaufen. Die Unterthanen der Staaten könnten in aller Sicherheit von Portugall nach Brasilien, und von Brasilien nach Portugall handeln, wenn sie nur eben die Zölle bezahlten, welche die Portugiesen bezahlten; und sie könnten alles, das Farbholz ausgenommen, einführen und ausführen: sie könnten auch von Brasilien nach andern Orten der portugiesischen Herrschaft schiffen, daselbst frey einladen und ausladen, nur mit der Unterwerfung, die Zölle bedien=

B 6 2

<sup>r)</sup> Man nimmt es aus dem Aitzema II Th. des Resolutions secretes, a. d. 309 u. f. S.

Holländisch.  
Reisen nach  
Brasilien.

bedienten in ihre Schiffe zu lassen, um die Kaufmannswaaren darinnen zu besichtigen, sie zu wiegen, und die gewöhnlichen Abgaben einzufordern. Sie sollten ohne Ausnahme eben der Freyheiten genießen, welche die Engländer damals genossen, oder künftig genießen würden. Wenn sie einmal den Zoll bezahlet hätten: so könnten sie nach allen Colonien, Inseln und Häfen dieser Nation an den africanischen Küsten mit eben der Freyheit, wie die Engländer, oder wie die Kaufleute eines andern Landes, schiffen, sich daselbst aufhalten, daselbst handeln, allerhand Waaren zur See, oder auf den Flüssen, oder zu Lande, dahin bringen, sich daselbst Magazine und Häuser errichten. Diese beyden letzten Artikel sollten unter keinerley Vorwand können übertreten werden; und wenn dieses Unglück von Seiten der Portugiesen geschähe, so sollten die Generalstaaten das Recht haben, ihnen eben so zu begegnen; sie sollten eben das wider Portugall thun können, was sie in währendem Kriege gethan haben, und Portugall sollte gehalten seyn, ihnen Genugthuung zu leisten: wie es denn auch eben das Recht wider sie haben sollte, wenn sie in den Fall geriethen. Alle Feindseligkeiten sollten auf beyden Seiten, zween Monate nach Unterzeichnung des Vertrages in Europa, und in den andern Landen gleich nach Bekanntmachung desselben aufhören. Was man einander unter der Zeit wegnehmen würde, das sollte wieder heraus gegeben werden: was aber vorher in Ostindien und Westindien weggenommen worden, das sollte denjenigen bleiben, die es besaßen. Dieß wäre das einzige Mittel, den Frieden zu unterhalten, welchen man unter den beyden Nationen dauerhaft machen wollte r).

Zwang der  
Holländer in  
den portugiesi-  
schen Staaten.

Die meisten andern Artikel betrafen die Sicherheit der holländischen Handlung in Portugall, vornehmlich die Freyheit, daselbst ihre Religion auszuüben, ohne daß sie deswegen etwas zu dulden hätten, wenn sie nur diese Ausübung allein auf ihren Schiffen, oder in ihren Häusern einschränketen, wenn sie einige hätten. Allein, ob gleich dieser Vertrag gantz förmlich wegen dieses Punctes ist: so ist dennoch das Regiergericht ein so fürchterliches Gericht für die Protestanten, daß sich wenig Holländer wagen, in Portugall zu wohnen, außer in der Hauptstadt und in einigen Seehäfen, wo sie durch den Schutz der Gesandten und Consulen sicher sind. „In Brasilien, merket der Geschichtschreiber Ihrer Nation an, und „in den africanischen Colonien, wo diese Zuflucht fehlet, ist es nicht sicher, sich zu einer andern Religion, als der Portugiesen ihrer, zu bekennen, wosern man nicht durch Sturm dahin geworfen ist. Ueber dieses hängt die Handlung, welche die Holländer daselbst führen könnten, so sehr von den Statthaltern und andern Befehlshabern der Seehäfen ab, daß man von ihnen Beleidigungen erhält, welche alle andere Nationen davon entfernet haben.

s) Man sieht aus diesem letzten Artikel, beobachtet der Geschichtschreiber, daß die ostindische Compagnie, welche durch das Recht des Krieges dasjenige erworben hatte, was sie den Portugiesen in Ostindien abgenommen, in ihrem Besitze war bestätigt worden, und daß sie keine Ursache zu irgend einer Klage hatte. Nur die westindische Compagnie hatte sich zu beklagen. Müßte man aber den Krieg mit Portugall verewigen, um Privatpersonen zu bereichern, ohne die geringste Gewißheit ihm mit Vortheile zu endigen? Ueber dieses konnte man nicht hoffen, Brasilien anders, als mit einem unsehlhchen Kriegesheere und unendlichen Sorgen

wegzunehmen und zu erhalten; weil dieses Land veller Portugiesen war; weil es nicht möglich war, sie daraus zu verjagen, und weil man nicht Gelegenheit hatte, ihre Stelle einzunehmen. Man hat seit langer Zeit angemerket, daß die Einwohner der vereinigten Provinzen nicht geschickt sind, Plätze Städte anzulegen und zu erhalten, ob es gleich den Spaniern, den Portugiesen, den Engländern und den Franzosen, vornehmlich in America, sehr gut damit von Statten gegangen ist.

t) Man wird in der Folge sehen, daß sie ihm Neu- Belgien in dem nördlichen America abgetreten.



„Will man sich bey Hofe darüber beschweren, so stürzet man sich in so große Unkosten, und in so verdrießliche Langwierigkeiten, daß sich niemand gern denselben aussetzen will. Diese Freyheit also, welche die Verträge von 1561 den Holländern, wie den Engländern, bewilligen, nach allen portugiesischen Plätzen in Africa und America zu schiffen, ist nur eine scheinbare Günst, die nirgend, als in Portugall selbst, etwas wirkliches hat.“

Holländisch:  
Reisen nach  
Brasilien.

Die Portugiesen sahen sich nicht so bald von den Holländern befreuet, so dachten sie sich auszubreiten und giengen weiter nach Mittag gegen den Fluß Plata, welcher sie von den Spaniern an seiner Mündung absondert, und gegen Norden bis an den Amazonenfluß. Die Inseln, welche an der Einfahrt dieses letzten Flusses sind, kamen ihnen so schön und so bequem zu ihrem brasilianischen Gebiete vor, daß sie nicht säumeten, sich daselbst niederzulassen. Sie giengen ganz über den Fluß; und da sie andere Bequemlichkeiten in der Guiana fanden, so bemächtigten sie sich derselben ebenfalls, und versicherten sich deren Besitz durch Schanzen, wobey sie fortführen, zu behaupten, alle diese Länder gehörten zu Brasilien. Auf die Art würden sie, wenn sie nur immer über die Flüsse gegangen wären, ganz America darunter haben begreifen können, wenn sie Volk genug gehabt hätten, ihre Ansprüche zu unterstützen. Die Unordnungen, welche in der französischen Colonie Cayenne, die im 1635ten Jahre angeleget worden, entstanden, gaben ihnen bis 1664 Zeit, sich gegen Norden des Amazonenflusses fest zu setzen, welchen die Franzosen, als eine natürliche Gränze zwischen ihnen ansahen. Sie setzten sich daselbst so fest, daß, als man Acht darauf hatte, es nicht mehr möglich war, sie daraus zu verjagen. Sie sind so gar bis an das Vorgebirge Orange gerückter, welches sie wirklich von den Franzosen absondert.

Besitznehmungen der Portugiesen.

Auf der andern Seite waren die Holländer, welche aus Brasilien vertrieben worden, ihren Verlust durch eine andere Niederlassung in dem mittäglichen America zu ersetzen. Im 1640ten Jahre hatten die Franzosen einen Sitz an dem Flusse Surinam angeleget. Weil aber der Boden daselbst sumpfticht und ungesund war: so verließen sie solchen bald wieder. England, welches sich desselben bemächtigte, machte auch nicht viel Wesens daraus. Die Holländer, deren Vaterland nur ein Morast ist, bequemeten sich besser dazu; und es fiel Karl dem II nicht schwer, sich desselben im 1668ten Jahre in Ansehung ihrer zu begeben <sup>1)</sup>. Es scheint, daß die holländische Nation geböhren sey, Sümpfe schätzbar zu machen, woselbst andere Völker nur ein undankbares Erdreich und einen unfruchtbaren Boden finden. Sie hat an den Ufern des Flusses Surinam ein feuchtes und sumpftichtes Land gefunden <sup>2)</sup>, wo sie gleichwohl ein Jort, Namens Zelandia, dicht bey dem Flecken Paramaribo

Niederlassung der Holländer in Surinam.

Bb 3

<sup>1)</sup> Man sehe hier, was der Geschichtschreiber der Republik für eine Vorstellung davon macht. Karl der II, saget er, schickete den 9ten des Heumonates 1668 denjenigen, welche Surinam für England inne hatten, Befehl, sie sollten diesen Posten den Holländern übergeben. Er liegt an der östlichen Küste in America im fünften Grade Norderbreite; (fünf Grad, neun und vierzig Minuten nach dem Herrn von Condamine). Die Gegend daselbst war damals überaus ungesund, weil sie mit Waldungen bedeckt war, welche verhinderten, daß die Sonne, ob sie gleich zweymal im Jahre gerade darüber fund, sie nicht austrocknete, und der Wind auch

nichts dazu beytrug. Nachdem sie aber endlich gesehen, daß man viel Zucker daraus bekommen könnte, so hat man die Holzungen so sehr ausgehauen, daß sie viel gesunder geworden, so wie der Boden ausgetrocknet ist; welches denn die Pflanzstadt ansehnlich vergrößert. Eine Privatperson, welche daselbst lange gewohnet hatte, und von da reich zurück gekommen war, sagete, wenn die vereinigten Provinzen nicht so viel oder noch mehr daraus zögen, als aus Ostindien, so wäre es ihre Schuld. Die Pflanzstadt, welche immer zugenommen, hat sich in der That längst dem Flusse von Norden gegen Süden erstreckt. Sie schickete gar bald eine sehr

Holländisch.  
Reisen nach  
Brasilien.

Inseln, die  
sie an eben der  
Küste besitzen.

maribo erbauet haben; und diese Pflanzstadt, welche durch die geflüchteten Franzosen an-  
gewachsen, ist sehr blühend geworden. Sie gehört verschiedenen Gesellschaften, wovon  
die westindische Compagnie einen Theil ausmachet. Einige Privatpersonen haben Wob-  
nungen an der Berbice gegen Westen von Surinam angeleget. Diese Niederlassungen  
aber sind nicht so gut unterstützt worden, und haben auch nicht eben den Fortgang gehabt.

Eben die Gesellschaft, welche die Eroberung von Brasilien gemacht, besitzt noch ge-  
gen Norden von der Küste Venezuela drey Inseln von denen, die man unter dem Wini-  
de nennet. Die vornehmste davon ist Curacao, welches man Curazo ausspricht; die  
beyden andern sind Bonnaire und Aruba oder Oruba. Man setzet die Erlangung des  
Eylandes Curacao in das 1634ste Jahr. Während der Zeit, saget der Geschichtschreiber  
der Republik, da die Staaten daran arbeiteten, Brasilien zu erobern, waren sie auch be-  
dacht, sich einige Inseln zu verschaffen. Sie warfen die Augen auf das Eyland Cura-  
cao, welches im zwölften Grade Nordbreite, nicht weit von der Küste von Venezuela  
liegt. Sie ist sieben Seemeilen lang und drey breit. Sie ist fruchtbar; man weidet Vieh  
darauf; es wuchs verschiedenes Färbholz; daselbst. Dieß war aber nicht die Ursache, wes-  
wegen man sie erobern wollte, sondern man wollte sie nur deswegen haben, damit sie den  
holländischen Schiffen zur Zuflucht dienete, welche die Compagnie in diese Meere schickte,  
auf die Spanier zu kreuzen, welche von Neuspanien und las Honduras nach dem mitt-  
lichen Theile von America giengen. Die Compagnie schickete vier Schiffe und einige  
Mannschaft dahin, welche den spanischen Statthalter leichtlich zwangen, sich den ersten  
August unter der Bedingung zu ergeben, daß er mit seiner ganzen Colonie nach dem festen  
Lande sollte gebracht werden; und es denjenigen gleichwohl frey stehen sollte, auf der In-  
sel zu bleiben, welche Lust dazu hatten, außer denen zwanzig Familien, welche die Hollän-  
der gern da behalten wollten, weil sie einige Dienste in Ansehung ihrer Niederlassung  
von hoffeten. Diese Insel ist noch in den Händen der Holländer und dienet vielmehr, die  
Schiffe dieser Nation aufzunehmen, welche an der Küste mit den Spaniern, ungeachtet des  
Verbotthes des Königes in Spanien, handeln wollen, als von dem, was das Land hervor-  
bringt, Vortheil zu ziehen. Die Pflanzstadt auf der Insel kann keinen Neid erregen.  
Sie steht unter einem Statthalter von der Anzahl derjenigen, die in Europa sich nicht er-  
nähren können, und die es nur verlassen, um sich durch allerhand Mittel zu bereichern x).

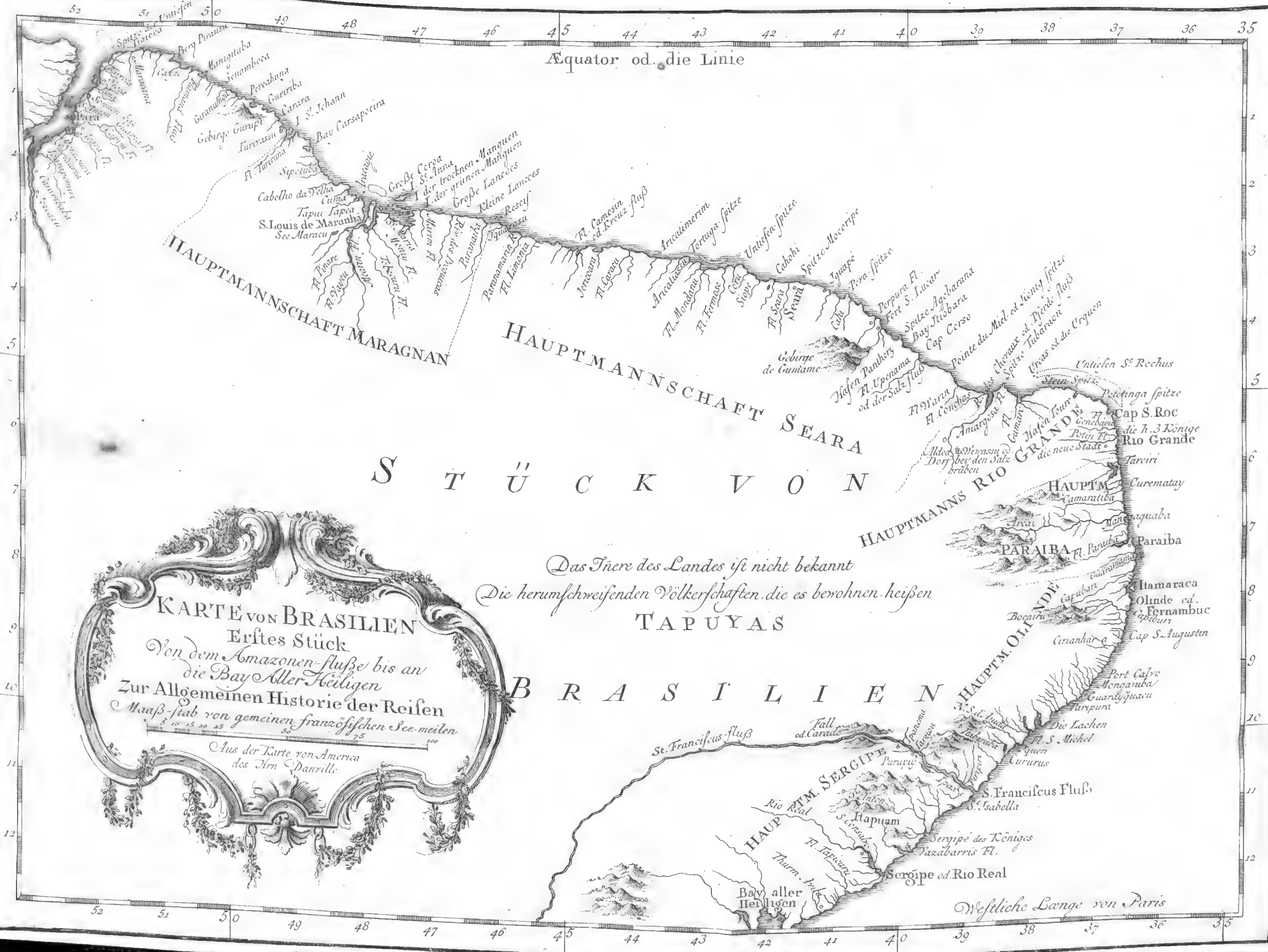
Bonnaire ist im zwölften Grade und einigen Minuten eben der Breite. Ihr Um-  
fang ist sechzehn bis siebenzehn Meilen, und ihre Küsten sind sehr schroff. Sie ist nicht  
fruchtbar, als Curacao; das Färbholz aber wächst daselbst noch überflüssiger. Wenn es  
nur ein wenig hell ist: so sieht man diese Inseln von einer zur andern. Aruba ist nicht  
über drey Seemeilen lang, und nur ungefähr acht Meilen von dem Vorgebirge St. Ma-  
main entfernt. Unter vielen Gebirgen hat sie auch einen Berg, der sich wie ein Zucker-  
hut erhebt. Eine andere kleine Insel, die sehr nahe dabey ist, bildet ihr einen bequemen  
Hafen von fünf bis sechs Faden Wasser auf einem Lehmgrunde. Auf allen andern Seiten  
sind die Küsten sehr schroff y).

sehr große Menge rohen Zucker nach Holland, und  
man hat seit kurzer Zeit versucht, Caffee daselbst  
zu pflanzen, der sehr gut fortgekommen ist, und mit  
der Zeit noch besser fortgekommen wird, wenn man

erst aus der Erfahrung lernet, wie er am besten  
zu bauen ist.

x) Am angef. Orte im 3 Buche a. d. 150 S.  
y) Lact XVIII Buch, 16 Cap.

Der



Äquator od. die Linie

HAUPTMANSCHAFT MARAGNAN

HAUPTMANSCHAFT SEARA

HAUPTMANNS RIO GRANDE

HAUPTM. OLINDA

HAUPTM. SERGIPE

S T Ü C K V O N

Das Innere des Landes ist nicht bekannt  
Die herumerschweifenden Völkerschaften, die es bewohnen, heißen  
TAPUYAS

BRASILIEN

**KARTE VON BRASILIEN**  
Erstes Stück  
Von dem Amazonen-flusse bis an  
die Bay Aller Heiligen  
Zur Allgemeinen Historie der Reisen  
Maass-stab von gemeinen französischen See-meilen

Aus der Karte von America des Hrn. Darnville

Westliche Länge von Paris

der Zeit noch besser fortkommen wird, wenn man

2) auf angef. Seite im 3 Buche n. d. 150  
3) Laet XVIII Buch, 16 Cap.

Der IV Abschnitt.

Beschreibung von Brasilien.

Beschreib  
v. Brasilien

Einleitung. Anzahl der Statthalterschaften oder Hauptmannschaften. Hauptmannschaft Sanct Vincent. Stadt Santos. St. Vincent. Berge Pernabiacaba. Goldbergwerke zu St. Paul. Gebirge Verafueaba. Colonie Paratininga. Hauptmannschaft Rio Janeiro. Hauptmannschaft Spiritu Santo. Hafen Spiritu Santo. Villa vega. Stadt Spiritu Santo. Hauptmannschaft Porto seguro. Felsen Abrolhos. St. Amato ist verlassen. Hauptmannschaft Ilheos. Hauptmannschaft Bahia. Beschreibung der Bay aller Heiligen. Städte in dieser Hauptmannschaft.

Hauptmannschaft Fernambuc. Olinda und Garasu. Amatta do Brasil. Guarape, Moribara, Camassarim, Bergea. Festungswerke der Holländer an dem Hafen Olinda. Hauptmannschaft Tamaraca. Flüsse an der Küste. Besichtigung der ganzen Küste. Hauptmannschaft Paraiaba. Stadt gleiches Namens. Insel Fernando de Noronha. Küste von Mongiangape bis Rio grande. Die Franzosen lassen sich daselbst nieder. Küste von Rio grande. Hauptmannschaft Ciara und das Uebrige der Küste bis nach Maranjon.

Obgleich ein Theil von denen Namen, die man hier lesen wird, bereits in den vorhergehenden Tagebüchern und andern Erzählungen vorgekommen ist: so suchet man sich doch nicht von der Beschwerlichkeit zu befreien, sie in einer ordentlichern Beschreibung zusammen zu fassen. Die Erdbeschreibung ist stets einer von den vornehmsten Gegenständen dieser Sammlung gewesen, und wir wollen nicht so spät anfangen, uns von unserer Art zu entfernen.

Man schreibt es denen fast immerwährenden Kriegen zu, welche die Portugiesen wider die Landeseingeborenen in Brasilien haben führen müssen, daß sie allezeit so abgeneigt gewesen, sich in dem Innern des Landes zu setzen. Doch was für einen andern Bewegungsgrund man ihnen auch andichten mag: so sind die meisten von ihren Colonien, ihren Städten und Schanzen dennoch längst an dem Gestade, in ungleicher Entfernung, die oftmals ziemlich weit ist, gelegen. Man hat bereits bemerkt, daß sie ihren Provinzen oder ihren Statthalterschaften den Namen der Hauptmannschaften geben. Weil sie sich, nach dem Beispiele der Spanier beflissen haben, keine umständliche Nachricht, welche das Zeichen eines Ansehens an sich hätte, davon heraus zu geben: so muß man sich an die Beschwerden, entweder fremden oder einheimischen, Zeugnisse halten, wobey man oftmals den Verdruß hat, daß sie nicht mit einander übereinstimmen. Herrera, z. E. und andere Geschichtschreiber nach ihm zählen nur neun Statthalterschaften in dem ganzen Umfange von Brasilien. Oliveira, den man für besser unterrichtet halten muß, weil er ein Portugiese ist, und gesteht, daß er nach den Nachrichten seiner eigenen Nation schreibt, zählt ihrer vierzehn, von Para, sagt er, das ist fast unter der Linie, anzufangen, bis auf den fünf und dreyßigsten Grad Südbreite, und nach der Küste in allen ihren Umschweifsen läßt er diesen Raum über tausend und vierzig Seemeilen sich erstrecken. Man gebe ihm, setzt er hinzu, den Namen Brasilien oder sonst einen andern Namen: so begreift er vierzehn Hauptmannschaften, welche Para, Maranjon, Ciara, Rio grande, Paraiaba, Tamaraca, Fernambuc, Serapipe, Bahia, Ilheos, Spiritu santo, Porto seguro, Rio de Janeiro, und St. Vincent sind. Sechs davon gehören besondern Herren zu, welche sie durch die Waffen erobert haben; und die acht andern gehören dem Könige. Er rechnet so gar ihre Entfernungen. Von Para bis nach der zweyten, welche

Anzahl der Statthalterschaften oder Hauptmannschaften.



Beschreib. welche Maragnon ist, zählt er hundert und sechzig Seemeilen; von Maragnon bis nach v. Brasilien. Ciara hundert und fünf und zwanzig; von Ciara nach Rio grande hundert; von Rio grande bis Paraíba fünf und vierzig; von Paraíba bis nach Tamaraca fünf und zwanzig; von Tamaraca bis nach Fernambuc sechs; von Fernambuc bis nach Seregipe siebenzig; von Seregipe bis Bahia fünf und zwanzig; von Bahia bis Ilheos dreißig; von Ilheos bis Porto seguro dreißig; von Porto seguro bis Spiritu santo fünf und sechzig; von Spiritu santo bis Rio Janeiro fünf und siebenzig; und von Rio Janeiro bis nach St. Vincent fünf und sechzig. Man wird Gelegenheit haben, verschiedene Anmerkungen über die Ausmessung nach einigen neuern Reisebeschreibern zu machen. Da man aber keine bessere Ordnung in Ansehung der Beschreibung dieser Provinzen kennt: so wird man ihr folgen, so wie sie hier entworfen ist.

Hauptmannschaft Sanct Vincent.

Die Provinz St. Vincent, welche die mittäglichsste ist, fängt nach dem Mündungspunkte an dem Flusse an, den man unter dem Namen Rio de la Plata beschrieben hat. Ihre Gränzen aber scheinen ungewiß und schlecht erklärt zu seyn. Ein alter Missionarius redet auf diese Art davon. „Die Stadt dieser Hauptmannschaft liegt in einem kleinen Meerbusen, im vier und zwanzigsten Grade Südbreite, vierzig Seemeilen gegen Süden von der Stadt Rio Janeiro. Sieben oder acht Jesuiten, die daselbst wohnen, lassen sich mit viel Arbeit und vielem Eifer die Seligkeit der Indianer angelegen seyn, welche in vielen Dörfern da herum ausgebreitet sind. Sie gehen oftmals in das Innere des Landes, vornehmlich gegen das Land der Carigen, welche achtzig Seemeilen weit gegen Süden von der Stadt St. Vincent sind, und welche sich nicht weniger, als zweyhundert Seemeilen an dieser Küste bis an die Ufer des Rio de la Plata erstrecken. Von allen Indianern in Brasilien sind diese die gesittetsten. Sie bedecken sich den Leib mit Fellen. Die meisten sind von schönem Wuchse und streiten mit den Europäern um die Weiße. Man hat sie öfters sehr redlich im Handel gefunden: die Furcht vor der Slavery aber, wozu sie sich öftersmals von den Portugiesen entführt sehen, benimmt ihnen die Kühnheit, sich St. Vincent zu nähern. Man beobachtet, durch ein gerechtes Gericht Gottes, daß diejenigen Indianer, welche diesen unglücklichen Indianern grausam begegnen, von Tage zu Tage abnehmen; da hingegen diejenigen, die sich menschlicher bezeugen, auf eine merkliche Zunehmen, 2).

Stadius a) giebt denen Brasilianern dieser Hauptmannschaft, welche die Herrschaft der Portugiesen erkannt haben, den Namen der Tupinikins. Sie bewohnen, sagt er, die Gebirge über achtzig Meilen weit im Lande, und erstrecken sich ungefähr vierzig Seemeilen an der Küste. Ihre Nachbarn gegen Süden sind die Carigen. An der Nordseite haben sie die Topinambuer, eine wilde Völkerschaft, welche stets die Portugiesen verabscheuet hat. Die in diesen Gegenden bestellten Missionarien reden von einem wilden Volke, welches sie die Miramuminer nennen, wovon die Portugiesen viel auszusetzen gehabt, aber fast allezeit durch ihre eigene Schuld. Es ist keine List und keine Gewaltthatigkeit mehr übrig, die sie nicht beständig angewandt haben, daselbst Slaven zu machen, daß sie sich auch oftmals als Jesuiten verkleidet, und das Gewehr unter ihren Röcken versteckt gehabt haben.

2) Der Vater Jarric in seinem Schafe.

a) Man hat zwey unförmliche Tagebücher von ihm, die sich in des Kamuffo Sammlung befinden.

Die vornehmste Stadt dieser Hauptmannschaft führet den Namen Santos. Ihre Lage ist vierzig Seemeilen von Rio Janeiro gegen Süden, drey bis vier Meilen von der See in einer Bay, wo die größten Kauffahrtschiffe vor Anker legen können. Man zählt nicht über achtzig Häuser darinnen. Die Engländer, welche sich desselben ehemals unter der Anführung des berufenen Candish bemächtigt hatten, blieben ungefähr zween Monate Meister davon, und fanden in der Beute eine gute Menge Goldes, welches die Indianer von einem Orte, Namens Nutinga, dahin brachten, wo die Portugiesen heutiges Tages Bergwerke haben. Es waren damals in der Gegend der Stadt drey Zuckermühlzugebracht hatte, die Stadt Santos liege der Spitze der Insel St. Amaro, drey Seemeilen im Meere, gerade gegen über; sie sey mit einer Mauer an der Seite des Flusses eingeschlossen, welchem er an diesem Orte eine halbe Meile in der Breite giebt; sie habe über dieses zwey kleine Schanzen, eine gegen Süden, die andere gegen die Mitte der Mauer; sie habe über hundert Häuser, deren Einwohner ein Mischmasch von Portugiesen und Meiszen ist, eine Pfarrkirche, ein Benedictinerkloster und ein Jesuitercollegium b). Die Einfahrt des Hafens heißt Barra grande.

Beschreib.  
v. Brasilien.

Stadt Santos.

St. Vincent, welches nur für die zweyte Stadt dieser Hauptmannschaft gehalten wird, ob sie gleich davon den Namen führet, ist drey oder vier Meilen gegen Süden von Santos. Man rühmet ihre Gebäude: der Hafen aber ist nicht so bequem, und große Schiffe können fast nicht hinein laufen. Sieben oder acht Meilen in dem festen Lande findet man Tansa und Cavane, zween von Portugiesen bewohnte Flecken, die wegen ihres fruchtbaren Bodens berühmt sind. An dieser Seite endigen sich die portugiesischen Niederlassungen. Der Fläminger Laet zählte ungefähr siebenzig Häuser zu St. Vincent, und drey oder vier Zuckermühlen.

Stadt St. Vincent.

Eine dritte Stadt, oder wenigstens ein Ort, den die Portugiesen mit diesem Namen beehren, ist Sitauhacin. Eben der Fläminger nennet noch Lange und Cananee, welche gegen Süden von St. Vincent sind. Lange ist zehn oder elf Meilen davon, und Cananee auf vierzig. Man giebt sie aber nicht sowohl für Städte, als vielmehr für bevölkerte Gegenden aus; weil man Cananee aus zweyen oder dreyen Dörfern oder kleinen unbefestigten Städten bestehen läßt, wozu nur kleine Fahrzeuge kommen können.

Von St. Vincent nach Barra grande rechnet man drey Seemeilen. Die größten Schiffe fahren durch diese Barre bis nach Santos hinauf: eine andere Barre aber, Namens Britioca, vier oder fünf Seemeilen nordwärts von der großen, läßt nur sehr kleine Fahrzeuge nach Santos, wiewohl man Sorge getragen, sie mit einem kleinen steinernen Fort zu versehen, welches an dem Eingange selbst, auf einer Sandspitze, liegt.

Drey Meilen von Santos, wenn man den Fluß weiter hinauffährt, trifft man sehr hohe Gebirge an, welche die Indianer Pernabiacaba nennen, und welche sich in der Länge in Gestalt einer Seefüste erstrecken. Der Fluß selbst enthält viele Eylande, worauf die Portugiesen Meyerhöfe und Gärten haben. Man fährt in Barken bis an den Ort, den sie Cabarra heißen, wo man das Wasser aus dem Flusse trinken kann; und zwey Seemeilen weiter steigt man durch einen sehr schnellen Abschluß von den vorigen Gebirgen herunter. Die Berge Pernabiacaba sind also von außerordentlicher Höhe, daß man nicht weniger,

Gebirge Pernabiacaba.

b) Descript. des Indes Occidentales. Liv. XV. ch. 16.  
Allgem. Reisebesch. XVI Band.

**Beschreib.** weniger, als zwei Stunden, brauchet, mit vieler Mühe durch stufenweise gehauene Wege  
**v. Brasilien.** unter den Bäumen hinaufzusteigen, und der Gipfel derselben ist nicht über hundert und  
 funfzig Schritte breit. Er zeigt einen Weg, der erstlich gegen Süden darauf gegen We-  
 sten durch andere Gebirge, und durch einen Wald von sechs oder sieben Meilen nach der  
 Stadt **St. Paul** führet. Dieser Weg wird durch zween kleine Bäche durchschnitten,  
 die sich außer dem Walde vereinigen, um ihren Lauf nach Osten zu nehmen, wo  
 sie sich endlich in den Fluß **Injambi** ergießen. Wenn man aus dem Walde herankö-  
 mmt: so geht eben der Weg noch eine Meile gegen Westen, und von da gegen Norden  
 bis nach **St. Paul** durch eine sehr offene Ebene. Die Stadt **St. Paul** liegt auf einem  
**Stadt St. Paul.** Hügel, ungefähr hundert und funfzig Schritte hoch, aus dessen Fuße zween Bäche her-  
 auslaufen, der eine an der Südseite, und der andere an der Westseite, welche bald ihr Was-  
 ser mit einander vermengen, und sich ebenfalls in den **Injambi** stürzen. Man hat von  
 der Stadt eine schöne Aussicht gegen Süden, gegen Osten und Norden auf unbegrenzte  
 Ebenen, gegen Westen auf sehr große Wälder. Sie enthält einhundert Häuser, eine  
 Pfarrkirche, ein Benedictiner- und ein Carmeliterkloster, und ein Jesuitencollegium. Die  
 Handlung ist daselbst nur mit Viehe und den Früchten des Landes, vornehmlich mit Reis,  
 dessen ganzer Fehler ist, daß er keine Farbe hat. Die Natur hat diesem Lande nichts ver-  
 saget, als Del, Salz und Wein. Die Luft, welche durch diejenige erfrischet wird, die  
 von den Bergen herabkömmt, ist niemals von einer übermäßigen Hitze. Der Winter ist  
 ziemlich kalt, und zuweilen friert es darinnen auch ein wenig.

Der Fluß **Injambi** fließt gegen Norden von **St. Johann**, fast eine Meile von der  
 Stadt. Er ist sehr fischreich, ziemlich breit, und fähig, mittelmäßige Schiffe zu tragen.  
 Seine Quelle ist gegen Morgen von der Stadt, in den Gebirgen **Pernabiaca**, wovon  
 er gegen Westen hinuntersteigt. Die Regenzeit machet zuweilen, daß er austritt und alle  
 benachbarte Felder überschwemmet. Gegen Norden des Flusses erstrecken sich die Gebir-  
 ge auf dreyßig oder vierzig Seemeilen in die Länge zwischen Osten und Westen, und auf  
 zehn oder zuweilen funfzehn Seemeilen in die Breite. Sie enthalten viele **Goldbergwerke**,  
**Goldberg-** und findet man das Gold daselbst in Körnern und im Staube, und es hält gemeinlich  
**werke zu St. Paul.** zwey und zwanzig Carat. Laet führet die Namen davon an; die zu **Sant Jago** und  
**Santa Cruz** in den höchsten Theilen der Gebirge; die zu **Pesniapiacolba**, vier oder  
 fünf Meilen von dem Meere, die zu **Geragua**, fünf Meilen gegen Norden von **St. Paul**  
 und siebenzehn oder achtzehn von der See; die zu **Sierra dos Guamuncis**, zwei See-  
 meilen über **Geragua**; die zu **Nostra Segnora de Monserrate**, zehn oder zwölf See-  
 meilen von **St. Paul** gegen Westen, wo man Körner findet, die bis auf drey Unzen wie-  
 gen; die zu **Bucurunde**, zwei Seemeilen gegen Westen von diesen; und die zu **Punta**  
**Carriva**, dreyßig Seemeilen von **St. Paul** gegen Süden.

**Gebirge Be-** An eben der Seite fast in eben der Weite von **St. Paul** trifft man die Gebirge **Be-**  
**rasueaba.** **rasueaba** an, welche viel Eisenadern haben, und auch am Golde ziemlich reich sind, wel-  
 ches die Indianer von **Cananea** daselbst hohlen. Die Portugiesen haben daselbst eine klei-  
 ne Stadt gebauet, Namens **St. Philipp**. Der Fluß **Injambi** wird hier durch die Ver-  
 einigung vieler Flüsse größer, welche von Osten und Westen herunter kommen; und man  
 giebt vor, er führe ihr Wasser mit dem feinigern in den **Parana**. Seine häufigen Wasser-  
 fälle aber machen ihn bis an seine Mündung wenig schiffbar. Vier oder fünf Seemeilen  
 von **St. Paul**, dem Wege gegen über, welcher nach **Verasueaba** führet, sieht man eine  
 schöne

schöne Zuckermüße, wovon aller Zucker zu Confitüren und Conserven verbraucht wird, weil die Citronen und allerhand Früchte hier in dem äußersten Ueberflusse sind.

Beschreib.  
v. Brasilien.

Bier oder fünf Seemeilen endlich von St. Paul gegen Osten trifft man einen großen Flecken von Indianern an, mit einigen Portugiesen untermengt, welcher St. Miguel heißt, und an dem Ufer eben des Flusses Injambi liegt. Noch fünf Seemeilen weiter, aber gerade gegen Osten, kommt man nach Magi-Miri, einem Dorfe von sehr wenig Häusern, nicht weit von dem Injambi und von den Gebirgen Pernabiaca. Einige Meilen von diesem Dorfe zwischen Osten und Westen kommt der Fluß Injambi aus drey oder vier Quellen. Wenn man über diese letzten Gebirge weggeht: so findet man andere Felber und weite Ebenen, die von einem sehr großen Flusse gewässert werden, dem man den Namen Rio de Sorobis gegeben hat, welcher erst ein weites Land durchströmet, und sich durch mehr als einen Fall gestürzt hat, hernach aber in den Ocean zwischen dem Vorgebirge Frio und Spiritu Santo ergießt. Gegen Westen von diesem Flusse findet man nur unermessliche Gefilde, die meistens wüste oder wenig bebauet sind, und von vielen Flüssen durchströmet werden, welche gegen Süden laufen und sich vermuthlich in dem Flusse la Plata verlieren. Diese Gefilde werden gegen Osten durch hohe und rauhe Gebirge eingeschlossen, von denen man glaubet, daß sie nicht ohne viele Silber und Goldbergwerke sind. Es kommen viele Flüsse daraus, vornehmlich derjenige, der sich zwischen Bahia und Fernambuc in die See ergießt und unter dem Namen Rio St. Francisco bekannt ist.

Der Hafen und die Mündung des Flusses Santos haben in der Entfernung von ungefähr zwanzig englischen Meilen die Insel St. Sebastian vor sich, welche ziemlich groß und von länglicher Gestalt ist; und gegen Süden in einiger Entfernung von dieser die Insel Matrasse, welche nicht so groß, aber viel höher ist. Zwischen der Insel St. Sebastian und dem festen Lande können alle große Schiffe auf einem sehr sichern Grunde vor Anker liegen. Das Enland selbst hat viel Häfen, wo es leicht ist, Fische zu fangen, und Wasser einzunehmen. Es ist aber mit Holzungen und Gesträuchen so bewachsen, daß man nicht hindurch kommen kann. Sein vornehmster Hafen heißt Porto dos Castellanos. Zwo kleine benachbarte Inseln führen den Namen Victorio und dos Bustos. Auf dem festen Lande St. Sebastian gegen über findet man einige Portugiesen in einem kleinen Flecken, welchen Knivet, ein englischer Reisender, von dem wir eine kleine Reisebeschreibung haben, Jaquevere nennet. Er geht noch weiter; er setzt ein Dorf, Pianiteo genannt, welches von Indianern bewohnet wird, die er Porier nennet.

Oliveira giebt dieser Hauptmannschaft funfzig Seemeilen von Santos gegen Süden, und funfzehn bis zwanzig gegen Norden. Er begreift auch die Pflanzstadt Paratinga mit darunter, die zehn oder zwölf Seemeilen von der Stadt S. Vincent auf den gedachten großen Ebenen liegt, wo die Jesuiten ein Haus hatten, welches im 1600ten Jahre von den Wilden zerstöret, wie man aber glaubet, bald wieder errichtet worden.

Colonie Paratinga.

Die zweite Stelle giebt man der Hauptmannschaft Rio Janeiro, oder des Januarflusses, welchen Diaz de Solis, dem man die Entdeckung desselben im 1525sten Jahre zuschreibt, zwey und zwanzig Grad zwanzig Minuten Südbreite setzt. Man hat gesehen, daß sich die Franzosen unter Villegagnons Anführung im 1555sten Jahre daselbst niedergelassen, und wir wollen zu der Beschreibung des Flusses und seiner Insel, die wir nach Le-rys Beobachtungen mitgetheilet, nichts weiter hinzusetzen. Nach der Rückkehr der Franzosen,

Hauptmannschaft Rio Janeiro.

**Beschreib.** josen, welche im 1588ten Jahre vom Emanuel de Sa von da vertrieben wurden, baueten die Portugiesen daselbst eine Stadt an der Mittagsseite des Flusses an einer kleinen **v Brasilien.** Bay, welche einen halben Zirkel, zwey Meilen vom Meere machet, an einem flachen Orte, aber zwischen zweyen Bergen von einem sanften Abhange. Ihre Länge ist in dieser Lage eine halbe Stunde Weges, da sie in der Breite kaum zehn oder zwölf Häuser hat. Die Straßen waren in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch nicht gepflastert. Sie hatte noch weder Thore noch Mauern: sie wurde aber von vier Schanzen vertheidiget, wovon sich die erste an der Ostseite auf einem sehr hohen Felsen, die zweyte in einer Insel oder auf einem Felsen, in der Gestalt eines Zuckerhutes, nicht weit von der westlichen Seite der Küste, die dritte gegen Süden der Stadt, und die vierte gegen Norden zeigte. Die Stadt wird sonst in drey Theile eingetheilet, wovon der erste und vornehmste die Hauptkirche und das Jesuitercollegium enthält; die zweyte ein wenig tiefer, heißt *Barrio de St. Antonio*; und die dritte erstreckt sich an dem Ufer eben der Bay, von der innern Schanze bis an die Mauern eines Benedictinerklosters. Der P. Jarric belehret uns, der König Sebastian habe das Jesuitercollegium zu Rio Janeiro, wie die meisten in Brasilien, erbauet. Man zählet ordentlicher Weise nicht unter funfzig Jesuiten darinnen, diejenigen gleichwohl mit darunter gerechnet, welche an andere kleine Orte zerstreuet sind, die mit dazu gehören, vornehmlich zwey große nahe an der Stadt gelegene Dörfer, die aus vielen tausend Brasilianern bestehen, welche das Christenthum angenommen haben.

Diese Provinz enthält das Vorgebirge *Frio* und die Bay *dos Reyes*, wo die Portugiesen eine Stadt haben, Namens *Angra dos Reyes*, ungefähr zwölf Seemeilen weit von der Mündung des Rio Janeiro, und auf dem festen Lande eine Insel gegen über gelegen, welche die Portugiesen *Grande* nennen, welche eine kleinere, Namens *Apoja*, bey sich hat. Diese Pflanzstadt, die nicht sehr alt ist, hat noch keinen großen Fortgang gehabt. In diesem Lande des Rio Janeiro hatte die berühmte Völkerschaft der *Topinambuer* ihren vornehmsten Sitz. Es sind nur noch wenige von diesen furchtbaren Indianern übrig, ausgenommen an der Küste der Insel *Marigua*, wo sich die Eingeborenen des Landes rühmen, daß sie von ihnen herkommen, und sie sind ihnen auch wirklich in ihren Sitten, in der Sprache, und in der Gestalt ähnlich. Die andern Brasilianer des Landes sind ein Mischmasch von verschiedenen Völkerschaften, welche das Joch der Portugiesen über sich genommen, und ihnen mit einer blinden Unterthänigkeit dienen.

**Hauptmann-**  
**schaft Spiritu**  
**Santo.**

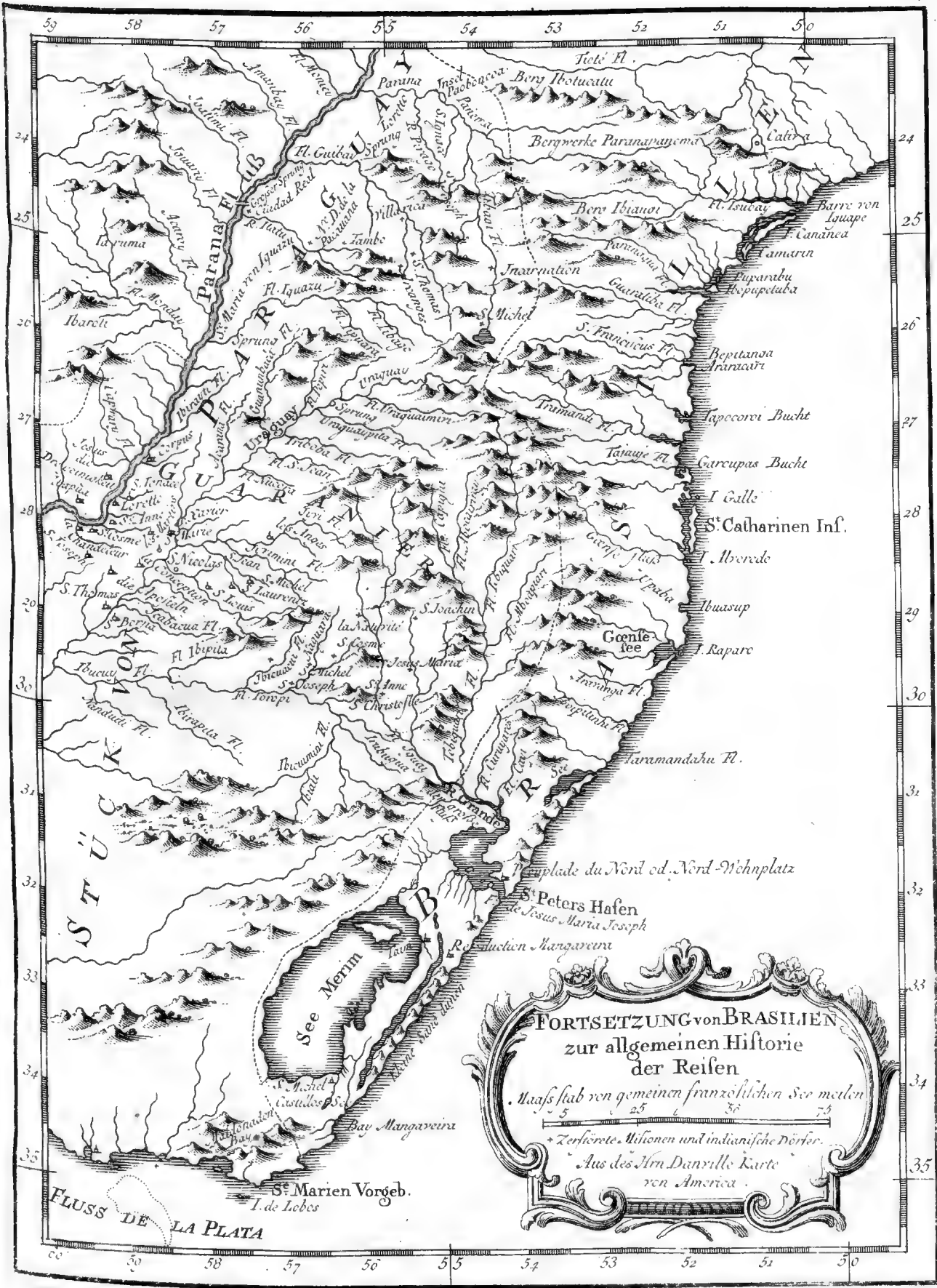
Die dritte Hauptmannschaft in Brasilien, *Spiritu Santo* genannt, liegt im zwanzigsten Grade Südbreite, sechzig Seemeilen gegen Norden von Rio Janeiro, und funfzig gegen Süden von *Porto Seguro*. Man rechnet nicht über zweyhundert portugiesische Familien darinnen in zweyen Städten, wovon die eine, wie ihre Bay oder ihr Hafen, den Namen *Spiritu Santo* führet. *Laet* redet von einer kleinen sehr schlecht versehenen Schanze, die sich zur Rechten, wenn man in den Becken des Hafens einfährt, zeigt.

Man rühmet diese Provinz, als die fruchtbarste in Brasilien. Es fehlet daselbst nichts an dem, was zum Leben nöthig ist. Die Jagd giebt daselbst allerhand Thiere, die Flüsse eine unglaubliche Menge Fische; und die Felder, welche von den schönsten Gewässern in der Welt gewässert werden, versagen der Arbeit derjenigen nichts, die sie bauen. Ihre alten Völker, welche sich *Margajaten* nenneten, sind lange Zeit Todtsfeinde der Portugiesen gewesen. Nachdem sie aber nach und nach gezähmet worden: so haben sie mit ihnen Bündnisse gemacht, welche die Zeit bestätigt hat.

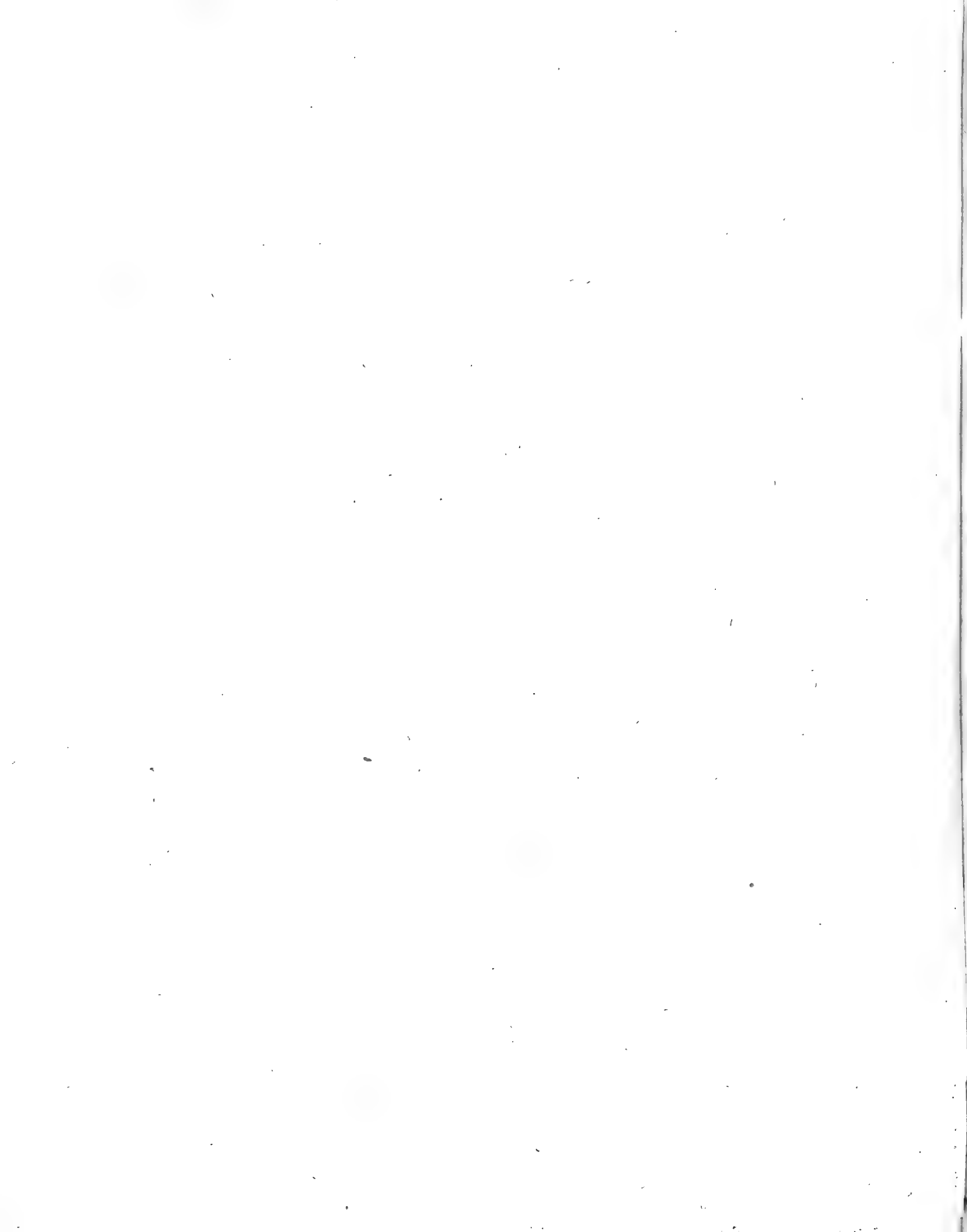
**Margajaten.**

Die





FLUSS DE LA PLATA  
 S. Marien Vorgeb.  
 I. de Lobos



Beschreib.  
v. Brasilien.

Die Gegenden, welche diese Hauptmannschaft von der Hauptmannschaft Rio Janeiro absondern, werden durch einen großen Fluß, Namens Parayba, gewässert, welcher sich im ein und zwanzigsten Grade, und einigen Minuten in den Ocean stürzt, und dessen Ufer von der Völkerschaft der Parayben bewohnet werden. Man bemerket hier, zur Vermeidung der Verwirrung, daß diese Küste drey Flüsse mit Namen Parayba hat c). Der eine, wovon man geredet hat, fällt zwischen dem Rio de la Plata, und der Hauptmannschaft St. Vincent in das Meer; der zweyte, wovon hier die Rede ist, soll von weitem herkommen, und sich durch eine große Anzahl anderer Flüsse vergrößern, wie man saget; und der dritte ist in dem mitternächlichen Theile von Brasilien, dessen Lage noch zu bemerken übrig ist.

Die Holländer, welche den Hafen Spiritu Santo unter der Zeit beobachtet haben, da sie Brasilien im Besitze hatten, haben folgende Beschreibung davon gegeben. Er eröffnet sich gegen Osten in eine Bay von mittelmäßiger Größe, welche einige kleine Inseln enthält, und deren Nordseite mit gefährlichen Felsen besäet ist. Die Einfahrt des Hafens giebt sich durch ein hohes Gebirge, in Gestalt eines Glockenthurmes zu erkennen, welches die Portugiesen Alva nennen, und den Loorsen gleichsam zum Ziele dienet. Wenn man darauf ein wenig weiter fährt: so entdecket man auf einer scharfen Höhe einen weißen Thurm, nicht weit vom Ufer der sonst eine Kirche, mit Namen Nostra Segnora de Penna gewesen. Es befand sich an diesem Orte eine kleine Stadt, wovon noch einige Häuser stehen, unter dem Namen Villa veja. Ehe man dahin kömmt, findet man einige Schwierigkeit über den Hals des Hafens zu kommen, welcher durch eine kleine längliche Insel verschlossen wird, wovon eine Sandbank abgeht. Nachher aber ist die Schifffahrt ohne Gefahr. Wenn man hineinflaßt, so entdecket man zur rechten einen Felsen, der sich wie ein stumpfer Kegel erhebt; zur linken selbst an dem Rande des Ufers sieht man ein ziemlich hohes Gebirge, welches die Portugiesen den Zuckerhut genannt haben, weil es wirklich so aussieht; und an der andern Seite, das ist über den Felsen hinaus, ein kleines viereckichtes Fort, welches wenig Achtung verdienet. Man kömmt also nach der Stadt Spiritu Santo, welche an der rechten Seite des Hafens selbst auf dem Ufer, ungefähr drey Seemeilen weit vom Meere liegt, und weder Graben noch Mauer hat. Man sieht in ihrem östlichen Theile ein Kloster mit seiner Kirche, Benedictinerordens, welches auch zu St. Benedict heißt; in der Mitte der Stadt ist noch eine andere Kirche, die zu St. Francisco heißt, und in dem westlichen Theile ist das Collegium und die Kirche der Jesuiten.

Villa Veja.

Stadt Spiritu Santo.

Der P. Jarric saget, diese Stadt sey der vierte Sitz seiner Gesellschaft in Brasilien; sie liege im 20sten Grade Südbreite, und sey siebenzig Seemeilen von der Stadt Janeiro. Er rechnet zehn tausend bekehrte Indianer in sechs benachbarten Dörfern. Dasjenige, welches den Namen der drey Könige führet, ist am zahlreichsten. Die Capujac und die Apiapetanjac, wilde Indianer des Landes, verursachen den Portugiesen viel Böses, mit denen sie sich nicht versöhnen wollen.

Porto seguro, die vierte Hauptmannschaft in Brasilien, behält den Namen, den sie vom Alvarez Cabral bekommen hat, als er zuerst an dieser Küste hinunter fuhr. Sie ist

Hauptmannschaft Porto seguro.

Ec 3

c) Man hat schon vielfmals angemerket, daß Para in der Sprache dieser Indianer ein großes Wasser bedeutet.

**Beschreib.** ist dreyßig Seemeilen weit gegen Süden von dem, was man die Statthaltertschaft der In-  
**v. Brasilien.** seln nennet, funfzig gegen Norden von Spiritu santo, und in sechzehn Grad, dreyßig Mi-  
 nuten Süderbreite. Man giebt dieser Provinz drey portugiesische Städte, **St. Amaro,**  
**Santa Cruz** und **Porto seguro**, die aber alle sehr schlecht bevölkert sind. **Porto seguro**  
 liegt auf der Spitze eines weißlichen Felsen, gerade gegen welchem über das Land an  
 der Nordseite sehr hoch ist, an der Gegenseite aber wird der Boden flach, und bildet nach  
 und nach ein sandiges Ufer. Die Stadt **Santa Cruz** ist von dieser ungefähr drey See-  
 meilen weit entfernt, an einem andern Hafen, welcher nur sehr kleine Schiffe ein-  
 nehmen kann.

**Klippen Abrol-** Diese Hauptmannschaft gehöret dem Herzoge von Aveyra, und die Handlung seiner  
**hos.** Einwohner, der Portugiesen, besteht darinnen, daß sie zur See nach andern Provinzen  
 in Brasilien allerhand Lebensmittel verführen, welche ihre Länder in einem überaus großen  
 Ueberflusse hervorbringen. Nicht weit von dieser Küste fangen die berühmten Klippen an,  
 welche **Abrolhos** heißen, und welche sich sehr weit in die See erstrecken, ohne daß man  
 noch ihre Gränzen hat bestimmen können, da sie denn das Schrecken, ohne daß man  
 vornehmlich bey der Schifffahrt nach Ostindien. Man hat gleichwohl viele Canäle dazwi-  
 schen entdeckt, wodurch man eine Fahrt findet, aber mit vieler Gefahr, welches denn stets  
 die größte Vorsicht erfordert. Sechs oder sieben Meilen von dem festen Lande trifft man  
 durch diese Felsen vier kleine Inseln an, welche die Portugiesen **Monte de Piedras, Il-**  
**ha Seca, Ilha dos Passeros** und **Ilha de Neo** nennen. Die beyden erstern liegen  
 inwendig sind, können auf beyden Seiten befahren werden, aber mit einer ungemeinen  
 Aufmerksamkeit. Ueberhaupt sind die Klippen **Abrolhos** bey hohem Meere bedeckt, oder ge-  
 hen nicht über die Fläche der Fluthen hervor. Bey niedrigem Meere entdeckt man ihre  
 Spitzen, welches die Gefahr bey Tage sehr vermindert, vornehmlich da sich die Wellen  
 genugsam brechen, um den Schiffen zur Warnung zu dienen. Das Wasser ist über die-  
 ses umher sehr hoch.

Die Holländer, welche die Küste **Porto seguro** besuchten, und auch selbst in das fe-  
 ste Land giengen, fanden daselbst nur wüste Einöden, fast undurchbringliche Felder, und  
 überaus fischreiche Flüsse. Der **P. Jarric** giebt ihr funfzig Seemeilen gegen Norden bis  
**Bahia** oder nach der **Bay aller Heiligen**, und zwanzig bis nach **Ilheos**. Er zählet in  
 den Gegenden um die Stadt herum elf Flecken, oder Dörfer von bekehrten Indianern;  
 welches aber doch nicht gehindert hat, saget er, daß sie nicht so vieles von der Unmenschlich-  
 keit einer wilden Völkerschaft, die **Guaymuren** genannt, erlitten hat, daß kaum noch  
 zwanzig Familien darinnen übrig sind, welche unaufhörlich eben den Anfällen ausgesetzt,  
 und zuweilen dahin gebracht sind, daß sie von Wurzeln und Kräutern in einem Lande leben  
 müssen, welches man wegen seiner Fruchtbarkeit gerühmet hat. Eben die Ursache hat ge-  
 macht, daß man **St. Amaro** verlassen, obgleich diese Stadt viele Vortheile von fünf Zu-  
**St. Amaro** kermühlen gehabt, die sie hatte bauen lassen. Da die **Guaymuren** den größten Theil der  
 wird verlassen. Arbeitsleute und Bedienten aufgezehret: so blieb den Herren nichts übrig, als daß sie  
 die Flucht nahmen.

**Hauptmännch.** Die Hauptmannschaft, welche man **Ilheos** nennet, hat diesen Namen von vielen  
**Ilheos.** Inseln, welche die Einfahrt einer **Bay** bedecken, wo ihre Hauptstadt liegt. Sie ist dreyßig  
 Seemeilen gegen Norden von **Porto seguro**, und fast eben so weit von **Bahia** gegen  
 Sü.

Süden. Ihre Breite ist, nach dem Herrera, funfzehn Grad, vierzig Minuten; und nach den Seekarten funfzehn Grad fünf und funfzig Minuten. Diese Pflanzstadt enthält ungefähr zweyhundert portugiesische Familien. Andere geben ihr nicht über hundert und funfzig. Sie gehörte im Anfange einem Portugiesen, Namens Lucas Giraldo. Ein mäßiger Fluß, welcher queer durch die Stadt geht, hat viel Zuckermühlen. Die vornehmste Beschäftigung der Einwohner ist der Ackerbau, wovon sie die Früchte auf kleinen Barken nach Fernambuc und einigen andern Orten verschleppen.

Beschreib.  
v. Brasilien.

Sieben Seemeilen von der Stadt in dem Innern des Landes trifft man einen See mit trinkbarem Wasser an, welcher drey Seemeilen breit und lang, und funfzehn Faden tief ist, woraus ein Fluß, aber durch so enge Canäle geht, daß kaum ein Canot durchkommen kann. Das Gewässer in dem See schwillt jedoch auf, wie das in dem Meere, wenn es vom Winde bewegt wird. Die Fische, deren es verschiedene Arten ernähret, sind daselbst vortreflich, und von einer besondern Größe, vornehmlich die Manateen oder Lamentine, wovon man verschiedene gefangen hat, welche vierzig Arroben, das ist, ungefähr tausend französische Pfund, wogen. Die Kaymane und Requine sind daselbst auch ungeheuer. Man findet in dieser Provinz Bäume, aus denen, bey dem geringsten Einschnitte, ein Balsam fließt, welchem man wunderbare Kräfte zuschreibt. Das an Ilheos gränzende Land hat sich seit der Ankunft der Portugiesen mit einer barbarischen Nation bevölkert, die vermuthlich aus ihrem eigenen Lande verjaget worden, und viel weißer, als die Indianer insgemein, aber so kriegerisch und so grausam ist, daß die Colonie stets vieles davon auszustehen gehabt hat. Man bemerkt, daß diese Wilden entweder aus alter Gewohnheit, oder weil sie nach dem Verluste ihres Vaterlandes sich keine neue Sitze anlegen wollen, niemals zween Tage an einem und eben dem Orte wohnen; sondern daß sie in den Feldern und Wäldern herum schweifen, und keine andere Betten, als die Erde, haben. Ihre Bogen sind massiv, und ihre Pfeile von einer außerordentlichen Länge.

Der P. Jarric setzt auch die Hauptmannschaft Ilheos dreyßig Seemeilen gegen Süden von Bahia. Er giebt den Wilden, wovon sie beunruhiget wird, den Namen der Nimuren oder Guaymuren; und ihre Wildheit, saget er, geht so weit, daß sie so gar ihre eigenen Kinder fressen. Diese Provinz würde eine der besten in Brasilien seyn, wenn die Nachbarschaft dieser Wilden erlaubete, sie anzubauen.

Man rechnet diejenige, als die sechste Hauptmannschaft, welche den Namen Bahia de todos Santos, Bay aller Heiligen, oder schlechtweg vorzugsweise Bahia, Bay zur Ehre ihrer Lage an einer sehr großen Bay, nennet. Sie ist dreyßig Seemeilen von Ilheos gegen Norden, und hundert Seemeilen von Fernambuc gegen Süden, im dreyzehnten Grade Südbreite. Ihre Bay ist nicht über drittehalb Seemeilen breit: sie theilet sich aber in viele Buchten, die sie bis über vierzehn Seemeilen weit ins Land hineingehen lassen, zu großem Vortheile der Einwohner. Sie enthält eine Menge großer und kleiner Eylande. Drey Flüsse von eben der Größe, Namens der Pitange, der Geresippe und der Gachocira, kommen aus dem Innern des Landes herunter. Man übergeht es, viele kleine zu nennen.

Hauptmanns-  
schaft Bahia.

Das größte und äußerste von den Eylanden führet den Namen Tapetica. Man liefert hier, nach den Beobachtungen der Holländer, die umständliche Beschreibung, welche sie allein gegeben haben. Die Oeffnung der Bay ist gegen Süden, von da sie sich gegen Norden erstreckt. Bey der Einfahrt hat sie zur Rechten das feste Land von Brasilien, und

Beschreibung  
der Bay aller  
Heiligen.



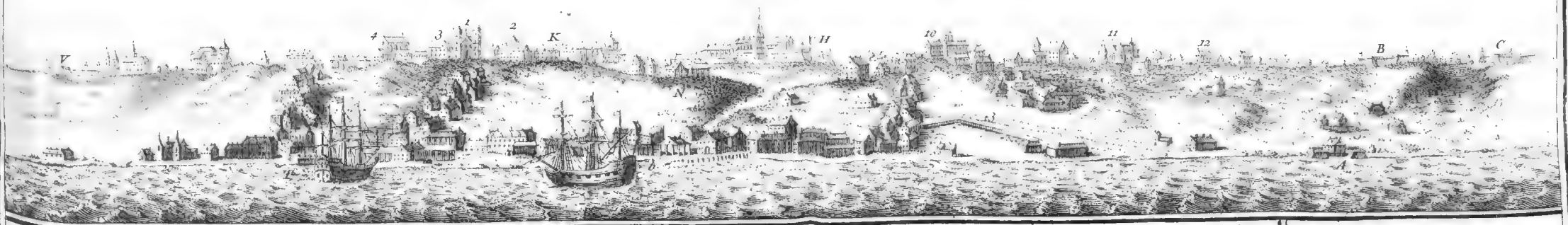
Beschreib.  
v. Brasilien.

und zur Linken die Insel *Tapetica*, deren Gestalt länglicht ist. Die Entfernung von dem einen Ufer zum andern ist anfänglich ungefähr drey Seemeilen; darauf verengert sie sich zur Rechten durch eine Erdspeise, welcher gegen über das Fort *St. Anton* und dasjenige, was man *Villa veja* genannt hat, in einer Bucht liegen, die gegen Norden von einer ziemlich schmalen Erdzunge gemacht wird, welche in Winkel vorgeht, und die Schanze *Tagessipe* enthält. Die Entfernung dieses Winkels von der Insel *Tapetica* ist ungefähr zwey Seemeilen. Von da fängt die Küste an, sich nach Osten zu wenden, und die Bay, welche sich erweitert, geht in das Land hinein, wo sie eine Art von nicht sehr breiter Straße macht, die sich aber darauf in zween Arme erweitert, wovon der eine gegen Norden bis an die Mündung des Flusses *Pitange* geht, nach welcher er noch ungefähr eine Seemeile gegen Norden geht, und daselbst beuget er sich an der Westseite, und bildet einen kleinen halbrunden Busen, welcher eine angebaute Insel enthält. Die Küste läuft von da weiter gerade gegen Westen zwey Seemeilen weit; und in diesem Raume findet man eine andere Insel mit Namen *Narre*, eine Seemeile lang, und eine halbe Seemeile breit. Das äußerste Ende der Küste endiget sich gegen Westen durch eine stumpfe Erdspeise, welche eine dreyeckichte Insel vor sich hat, der die Holländer den Namen der *Sperlingsinsel* gegeben haben. Von dieser Spitze läuft sie wieder gegen Norden, und läßt gegen Westen in einem Raume von etwas mehr, als zwey Seemeilen die Mündung des Flusses *Cachocra*, noch zweener kleinen Flüsse ihre, und vier kleine Inseln, die von dem festen Lande durch einen sehr schmalen Canal abgesondert sind, und wovon die erstere *Burapabara*, und die andere *Porto Madero* heißt. Man meldet uns den Namen der beyden andern nicht. Nach der letztern, welche die Mündung eines kleinen Flusses verdeckt, bildet die Küste einen Ellbogen, um sich nach Westen zu drehen; und vor der Spitze des Ellbogens liegt eine andere Insel, welche *Fontes* heißt. Darauf wendet sich die Küste gerade gegen Norden, und öffnet sich bald, um der Mündung eines mittelmäßigen Flusses Raum zu machen, welchen man *Rio Tambaria* nennet. Endlich führet sie durch andere Umschweife zu der Mündung des Flusses *Geresipe*, welcher den Grund dieser großen Straße und folglich der Bay macht. Dieser Fluß kömmt von Norden herab, und nimmet auf beyden Seiten viele Flüsse ein. Er hat zwey kleine Inseln vor sich, ohne einer andern zu gedenken, welche in der Mündung selbst ist, und sie theilet. Von den beyden äußersten heißt die nächste *Pyca*, und die andere *Caraiiba*. Von dem Flusse *Geresipe* wendet sich die Küste gegen Süden, und läßt einem Flusse Durchgang, dessen Mündung auch durch eine kleine Insel getheilet und durch einige andere verdeckt wird. Darauf läuft sie über drey Seemeilen weit in eben der Richtung fort, und kömmt an die Mündung des Flusses *Cachocra*, welcher in dem Lande breiter, als bey seinem Ausflusse, ist, und daselbst eine Art von Busen oder See macht, worinnen man einige Eylande findet, nebst vielen Buchten, wodurch er verschiedene kleine Flüsse empfängt. Bey seiner Mündung hat er die Insel *Meve*. Die Küste höret nicht auf, gegen Süden zu laufen, und wird durch eine Menge Buchten und viele kleine Flüsse zerschnitten, bis sie endlich vor die Insel *Tapetica* kömmt, die sich gegen Osten zeigt, und von welcher sie durch eine ziemlich breite Straße abgesondert ist, wie man gesaget hat. So ist die berühmte Bay beschaffen, die unter dem Namen *Bahia* oder Bay aller Heiligen bekannt ist.

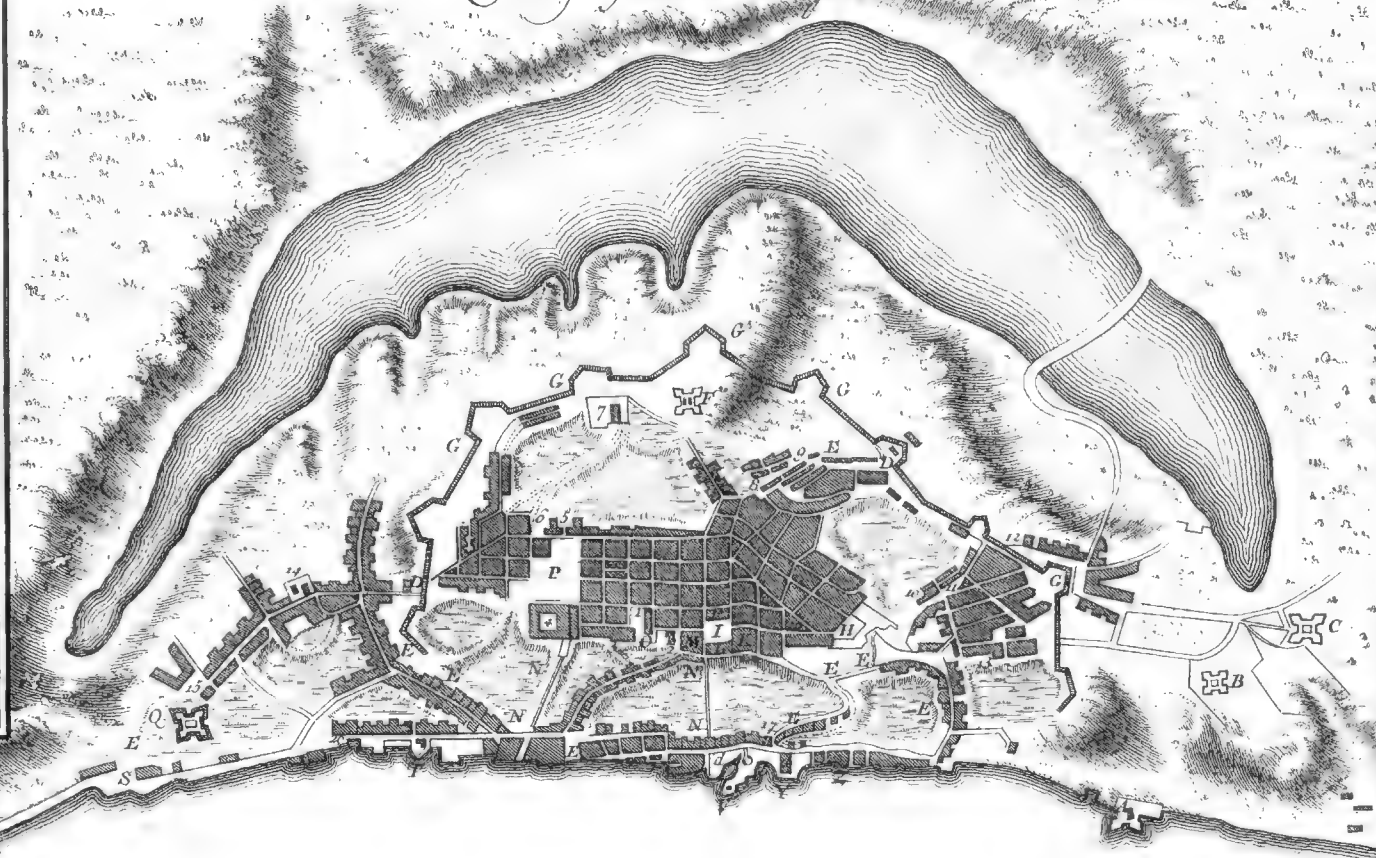
Städte der  
Hauptmann-  
schaft *Bahia*.

Die Hauptstadt dieser Hauptmannschaft ist *San Salvador*, wovon man bereits eine besondere Beschreibung gegeben hat. Es wird genug seyn, hier anzumerken, daß sie die

Ausicht der Stadt Salvador von der Seite der Bay.



GRUNDRISS DER STADT S<sup>T</sup> SALVADOR  
Hauptstadt in Brasilien



Anweisung

- 1. Die Domkirche.
- 2. Zur Barmherzigkeit.
- 3. Bischofs-hof.
- 4. Die Jesuiten.
- 5. St. Franciscus.
- 6. Cappelle des dritten Ordens.
- 7. St. Clara.
- 8. U.L.F. von Palmen.
- 9. U.L.F. vom Rosen-kranze
- 10. St. Benedict
- 11. St. Peter.
- 12. Die Capuciner.
- 13. St. Theresia.
- 14. U.L.F. von Carmel.
- 15. St. Anthon.
- 16. Die Jacobinen.
- 17. U.L.F. von der Empfangniß.
- 18. St. Elmo od. St. Erasmus.
- 19. St. Barbara.
- 20. U.L.F. vom Pfeiler.

Maab-stab von 300 Toisen.



- A. Fort Praya.
- B. Fort Diego.
- C. Neues Fort.
- D. Haupt-wache.
- E. Casernen.
- F. Pulver magazin.
- G. Versallene Bollwerke von Erde.
- H. Schloß-batterie.
- I. Markt-platz vor dem Pallaste.
- K. Der Pallast.
- L. Die Audiencia.
- M. Die Münze.
- N. Maschinen, die Waaren auf und hinunter zu laßen.
- O. Platz vor der Domkirche.
- P. Platz vor den Jesuiten.
- Q. St. Anthon's Fort.
- R. Neue Batterie mit dem Wasser gleich.
- S. Wasser-platz
- T. St. Franciscus Batterie.
- V. Batterie der Schaluppen hafens
- X. Pastete.
- Y. Arsenals Batterie.
- Z. Entworfene Batterie.
- a. Arsenal.
- b. Schaluppen-hafen.
- c. Baugeriße.
- d. Bauhalde.
- e. Wege nach der Stadt hinauf.

Be  
v. B  
|

Et  
Haupt  
schafes

die Lage verändert hat, und daß sie vor derjenigen, die sie ist in einer halbrunden Bucht einnimmt, an dem Orte lag, welchen man heutiges Tages *Villa veja* nennet, dicht bey der *St. Antonschranze*. Die zweyte Stadt, Namens *Peripe*, ist vier Meilen von *San Salvador* im Lande. Einige setzen in eben die Hauptmannschaft noch eine andere Stadt, die auch im Lande zwischen *Bahia* und *Fernambuc* liegt, und *Oliveira* selbst mit dem Titel der Hauptmannschaft beehret. Er nennet sie *Serecipe del Rey*. Man geht von der *Bay* durch einen kleinen Fluß dahin, der bey der höchsten Fluth nicht über dreyzehn Hand hoch Wasser hat. Sie ist zehn oder elf Seemeilen weit von dem königlichen Flusse gegen Norden, und sieben von dem *Franciscusflusse* gegen Mittag.

Beschreib.  
v. Brasilien.

*Brasilien* hat keine reichere und mehr bevölkerte Provinz, als *Bahia*. Die Stadt *San Salvador* ist auch der Aufenthalt des Generalstatthalters, des Bischofes, des Auditors, und aller Bedienten bey der Regierung.

Der Namen *Fernambuc*, der siebenten Hauptmannschaft in *Brasilien*, ist eine verderbte Aussprache von *Pernambuc*, ohne daß sich laet getrauet, zu entscheiden, ob man solche den Holländern oder Franzosen zuschreiben müsse. Diese Provinz ist hundert Seemeilen von *Bahia* gegen Norden, und nur fünf von *Tamaraca* gegen Süden; welche Entfernung bloß von den Hauptstädten muß verstanden werden; denn die Gränzen der Hauptmannschaften stoßen an einander. *Oliveira* belehret uns, *Fernambuc* habe zum ersten Herrn *Eduard von Albuquerque* gehabt. Er giebt ihr einen weiten Umfang. Von *Olinda* erstreckt sie sich gegen Süden, ungefähr vierzig Seemeilen weit bis an den Fluß *St. Franciscus*. Gegen Norden von diesem Flusse liegt die Stadt *Alagoa*, wo zwey Flüsse zusammen kommen, sich ins Meer zu ergießen. Dicht darbey ist *Porto Calvo*, welchem gegen über man gegen Norden zwey Flecken findet, welche *Una* und *Scrimpham* heißen, und weiter hin ist ein anderer, aber viel ansehnlicherer Flecken, welcher den Namen *Poyucar* führet, an dem Flusse eben desselben Namens, welcher sich ein wenig oberhalb des Vorgebirges *St. Augustin* ergießt. Bey eben dem Vorgebirge ist der Flecken *St. Anton*, und tiefer die Kirche *Nostra Segnora de la Candelaria*, von da ein Weg geht, welcher nach denen *Meyerhöfen*, *Curacanas* genannt, führet, wo man viel Viehzucht hat. Von *Curacanas* nach *Olinda* rechnet man fünf Seemeilen, und neun oder zehn von dieser Stadt nach *Malta de Brasil*, einer überaus sehr bevölkerten Stadt, wo man einen Handel mit Färbholze treibt, welcher nach dem Flecken *St. Lorenz* verführet wird. Dieses ganze Land, setzt *Oliveira* hinzu, hat viel Zuckermühlen.

Hauptmannschaft  
Fernambuc.

Die Holländer, welche viel genauer sind, rechnen von dem Flusse *St. Franciscus*, welcher in der That vierzig Seemeilen weit von *Olinda* ist, fünf Meilen bis an einen kleinen Fluß, den sie *Corripe* nennen, und welcher auf fünf oder sechs Meilen von der See mit einem indianischen Flecken besetzt ist, wo man auch einige Portugiesen findet. Sie versichern, man habe an diesem Orte allein eine große Menge von demjenigen Färbholze, welches durch den Namen *Brasilienholz* vornehmlich unterschieden wird. Von diesem Flecken rechnen sie zwö Seemeilen bis nach dem Flusse *St. Michael*, wo man auch eben dergleichen Holz fället, aber vermuthlich nicht so viel. *Alagoa* ist drey Seemeilen von *St. Michael*. Man nennet *Alagoa* einen Binnensee, sieben oder acht Meilen vom Meere, wo man durch einen Fluß hinein geht, der ziemlich schwer hinauf zu fahren ist. Von der Mündung dieses Flusses sind sieben Meilen bis zu dem Flusse *St. Anton*, und noch zwö bis *Camaragibe*. Von *Camaragibe* nach *Porto Calvo* sind drey, und von *Porto*

Beschreib.  
v. Brasilien.

Calvo nach Barra grande vier. Der Fluß fällt hier in eine schöne Bay, wo der Ankergrund sehr gut, und die Einfahrt ohne Gefahr von der Nordseite so wohl als der Südseite ist. Sie ist aber auf der Nordseite nur für kleine Schiffe bequem. Man bauet hier viel Tabac, weil das Land nur flache Gefilde ohne Bäume hat. Von Barra grande hat man eine Seemeile weit bis nach Una, von da es vier Meilen sind bis nach dem Flusse, der unter dem Namen Rio Formoso bekannt, und ziemlich groß ist, Handelschiffe aufzunehmen. Von diesem Flusse bis Serinhan zählet man zwey Seemeilen. Der Mündung des Flusses gegen über, eine halbe Seemeile weit, zeigt sich die Insel St. Alexis, der es an süßem Wasser fehlt. Von Serinhan sind es zwey Seemeilen bis nach dem Flusse Macaripo, wo man nicht über acht oder neun Hand hoch Wasser findet. Von diesem Flusse bis nach Poyucar sind es vier Seemeilen; von Poyucar höchstens eine bis nach dem Vorgebirge St. Augustin. Der Fluß Morekipu fällt in den Hafen dieses Vorgebirges. Die Einfahrt des Hafens ist leicht: die Felsen und Sandbänke aber, welche sie auf beyden Seiten umgeben, machen das Auslaufen sehr gefährlich. Die Holländer warfen daselbst eine kleine Schanze auf, als sie Olinda besaßen. Man trifft darauf gegen Norden vier Seemeilen von einem Flecken, Peciffa genannt, den Fluß an, welchen man Rio de Sangados nennet, und der nicht über sieben oder acht Hand hoch Wasser in seiner Mündung hat. Von Olinda gegen Norden findet man anfänglich den Fluß Tapado, darauf Rio Dola, und weiter hin Dao Amorello, von da man zwey Seemeilen bis nach Maria Furinha zählet. Von da ist nur noch eine halbe Meile bis an den Fluß Garasu übrig, welcher die Gränze dieser Hauptmannschaft machet.

Laet beobachtet hier, auf das Zeugniß eines Holländers, welcher viele Jahre in Brasilien zugebracht, es hätten die Portugiesen damals jährlich über vierzig tausend Kisten Zucker allein aus den Hauptmannschaften Fernambuc, Lamaraca und Paraiba bis nach Rio grande gebracht; welches ihm, saget er, nicht Wunder nimmt, weil er sonst schon wußte, daß man über hundert Mühlen in der Hauptmannschaft Fernambuc zählete. Er sezet nach eben den Nachrichten hinzu, die großen Mühlen braucheten funfzehn oder zwanzig Portugiesen und hundert Negeren; die mittelmäßigen acht oder zehn Portugiesen und funfzig Negeren; die geringern fünf oder sechs Portugiesen, und zwanzig Negeren. Von den großen Mühlen zöge man jährlich sieben oder achttausend Aroben Zucker, von den mittelmäßigen vier oder fünftausend, und von den kleinen dreystausend *d*). Die ordentlichen Schiffe, welche von Brasilien mit diesem Zucker abgiengen, bezahlten dem Könige zehn von Hundert, nach dem Oliveira, und noch fünfe, wenn sie in die portugiesischen Länder kommen: die Herren der Mühle aber, welche ihn auf ihre eigenen Kosten verführten, wären von dem Fünften frey. Das Farbholz gehörete dem Könige zu oder denjenigen, welche von ihm das Recht kauften, es zu fällen, und die Schiffe, welche zur Verführung desselben dienten, wären verbunden, nach ihrer Größe, eine gewisse Last für seine Majestät mitzunehmen.

Olinda und  
Garasu.

Olinda ist eine berühmte Stadt, nicht allein wegen ihrer Lage und Größe, sondern auch noch mehr, wegen ihrer Eroberung von den Holländern, den 10ten des Hornungs 1630, und weil sie einige Jahre von denselben besessen worden. Sie ist an einem erhabenen Orte des Ufers gebauet, und enthält viele Hügel in ihren Ringmauern. Ihre Lage ist in der

That

*d*) Am angef. Orte, XV Buch 24 Cap.



That so seltsam, daß alle menschliche Kunst sie nicht würde befestigen können. Unter ihren öffentlichen Gebäuden thut sich das Jesuitercollegium hervor, welches von dem Könige Sebastian auf dem Abhange eines sehr angenehmen Hügelns erbauet worden. Dieß ist der erste Gegenstand, welcher denjenigen in die Augen fällt, die von der See herkommen. Man lehret daselbst die jungen Leute des Landes die Wissenschaften, und die Kinder so gar lesen und schreiben. Gegen über ist ein Capucinerkloster: der Dominicaner ihres ist fast dicht am Ufer; und die Benedictiner haben in dem obern Theile der Stadt ein von Natur so wohl befestigtes Kloster, daß es deren vornehmste Vertheidigung ausmachet. Sie hat über dieses ein Frauenkloster, unter dem Titel der Empfängniß U. L. F. zwei Pfarrkirchen, deren eine dem heil. Heilande, und die andere dem heil. Petrus geweiht ist; ein Hospital, die Barmherzigkeit genannt, welches fast in der Mitte der Stadt, auf einem hohen Hügel liegt, an dessen Fuße eine andere Kirche steht, welche den Namen Nostra Señora del Gonparo führet; die Kirche zu St. Johann; die zu U. L. Frau de la Guadalupe; und zwei andere U. L. F. vom Berge und St. Amaro, die außer den Ringmauern sind. Die Anzahl der portugiesischen Einwohner beläuft sich nur auf zweitausend; der Indianer und Sclaven ihre aber, oder des Gefindes von beyderley Geschlechter ist sehr groß. Indessen ist doch in Brasilien kein Ort, wo die Lebensmittel und andere Nothwendigkeiten seltener sind. Man bringt sie aus andern Gegenden, oder den Canarienseln und aus Portugal selbst dahin.

Der Hafen ist klein, und nicht sehr bequem. Außerdem ist er durch eine Reihe Felsen und Bänke, womit diese Küste in einer großen Strecke besetzt ist, dergestalt verschlossen, daß die großen Kauffahrtschiffe nur durch einen engen Canal einlaufen können; und das Becken, welches einen kleinen Fluß einnimmt, ist über eine Meile weit von der Stadt. Er hat aber an seinen Ufern einen Flecken oder eine Art von Vorstadt, in welcher man Vorrathshäuser für den Zucker und andere Kaufmannswaaren gebauet hat, nebst einer kleinen Schanze an der Einfahrt des Canales selbst, welche die Portugiesen seit dem Einfalle, den sie von den Engländern zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts unter der Anführung des Hauptmannes Lancasters, auf einem Felsen aufgeführt haben, und welche nebst der natürlichen Lage der Dertter den Zugang zum Hafen fast unmöglich machet.

Der Fluß, Namens Rio Bibiribi, geht an der Seite der Stadt vorbei, und nimmt nur sehr kleine Schiffe ein. Er fällt zwischen dem festen Lande und dem Canale oder dem Halse des Hafens hinein, woselbst er eine kleine Insel machet, welche Vaaz heißt, indem er sich mit einem andern Fluße, Rio Capesecia oder Sidalgos und von andern auch Capibarivi genannt, vereiniget, welcher von der Nordseite der Insel herabkömmt, wie der Bibiribi von der Südseite. Sie vereinigen sich durch einen Arm, welcher von diesem abgeht, und die Insel von dem festen Lande absondert.

Garasu verdienet weniger den Namen einer Stadt, als eines Fleckens. Es ist vier oder fünf Seemeilen von Olinda; und seine ersten Einwohner waren arme portugiesische Handwerksleute, welche von ihrer Handthierung oder dem Fällen des Färbeholzes lebten. Als sich aber die Holländer Olinda bemeistert hatten: so zogen sie sich in diese Stadt, wo sie bey ihnen mehr zu gewinnen hoffeten. Man kömmt auch von Garasu in die See durch einen kleinen Fluß, welcher aus dem Gebiete Tamaraca herkömmt.

Neun oder zehn Meilen von Olinda findet man den überaus sehr bevölkerten Flecken, Amatta do Brasil, dessen Einwohner sich vornehmlich beschäftigen, Färbeholz zu fällen; Amatta do Brasil.

Beschreib. v. Brasilien. len; und es weit nach der See zu verführen. San Lorenzo ist ein anderer Flecken, der zwischen Amatta und der Stadt liegt, wo man eine große Menge vortrefflichen Zucker machet.

Guarare,  
Moribara,  
Camassarim,  
Vergea.

Von den Curacanas endlich rechnet man nur fünf Seemeilen bis nach Olinda; und in diesem Raume findet man zwey und zwanzig Zuckermühlen, deren Gegenden Guarape, Moribara, Camassarim und Vergea de Capivari heißen, nach dem Namen des Flusses, welcher deren Länder wässert. Das ganze Land ist wegen seiner grünen und fruchtbaren Gesilde überaus anmuthig; ohne zu erwähnen, daß die Neger und die andern Arbeitsleute daselbst die Bequemlichkeit haben, zu fischen, indem sie sich auf zwey Meilen von der See erstrecken.

Festungswerke der Holländer an dem Hafen Olinda.

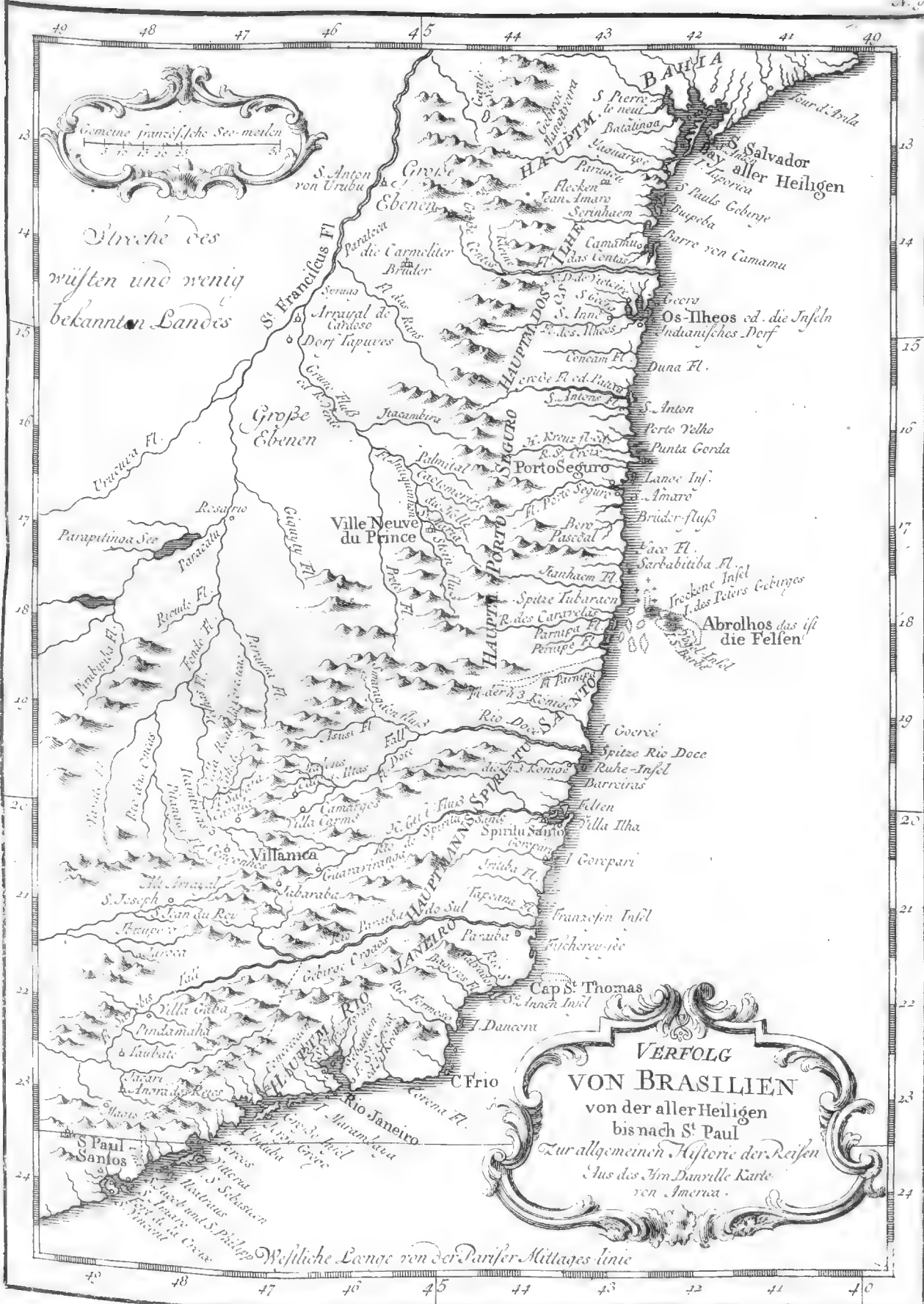
Die Holländer unterließen nicht, sich in demjenigen Theile der Provinz zu befestigen, dessen sie sich bemächtiget hatten. Man hat vielmals gesagt, daß fast die ganze Ostküste von Brasilien mit einer Kette von Felsen besetzt ist, die sich bey niedrigem Wasser, wie eine Mauer ungefähr funfzehn Toisen breit zeigen, und ob sie gleich an vielen Orten offen sind, jedoch nur durch eine kleine Anzahl sehr schmaler Canäle den Schiffen eine Fahrt lassen. Diese Art von Gürtel scheint sich Olinda gegen über in einem stumpfen Winkel zu endigen, wo die Portugiesen vor Alters eine kleine Schanze in dem Felsen gebauet hatten. Es fand sich auch an der Spitze einer Landzunge, welche von Olinda herunter kömmt, ein Flecken, Namens le Recife oder die Klippe; und diese Zunge, welche so schmal ist, daß sie nirgend über funfzig oder sechzig Toisen Breite hat, wird gegen Abend durch den Fluß Bibiribi, so wie gegen Morgen durch das Meer, zusammen gezogen. Der Flecken, welcher vordem gegen Osten lag, und von den Portugiesen St. Georg genannt wurde, ward vergrößert und durch neue Werke befestiget, und die Holländer nannten sie Bruga. Sie führten jenseits des Flusses auf der Ecke des festen Landes, der Insel Vaaz gegen über, ein Hornwerk auf, welches den Namen Wardenburg bekam, und in der Insel selbst, fast vor dem Gesichte der Klippe, oder des Recife, baueten sie eine andere Schanze, die gegen Süden zu sah, und Ernst genannt wurde. Hundert und funfzig Schritt von diesem Werke, macheten sie noch ein anderes von fünfeckichter Gestalt, und einer sonderbaren Stärke, welchem sie den Namen des Prinzen Friedrich Heinrichs gaben. Endlich fügeten sie noch die Amalionschanze, und viele kleine Redouten hinzu, welche alle Zugänge durchaus verschlossen.

Hauptmanschaft Tamaraca.

Tamaraca, die achte Hauptmanschaft in Brasilien, wird für die allerälteste gehalten, obgleich die Nachbarschaft von Fernambuc und Paraíba sie fast unbekannt bleiben lassen. Sie hat ihren Namen von dem Eyslande Tamaraca oder Tamarica, welches durch einen sehr schmalen Canal von dem festen Lande abgesondert ist, und dessen Länge ungefähr drey Seemeilen, und die Breite zwey machet. Ein Geschichtschreiber versichert e), die Franzosen wären die ersten Besizer dieser Provinz gewesen, und die Portugiesen hätten sie ihnen weggenommen. Sie erhält noch ihren Namen in einem der Insel nahegelegenen Hafen, welchen die Portugiesen selbst Porto dos Franceses nennen.

Diese Insel, die nur fünf Seemeilen von Olinda ist, hat in Süden einen ziemlich guten Hafen, in welchen man durch einen Canal einläuft, welcher niemals weniger, als fünf

e) La Popliniere in seinem Buche von den dreyen Weltten.

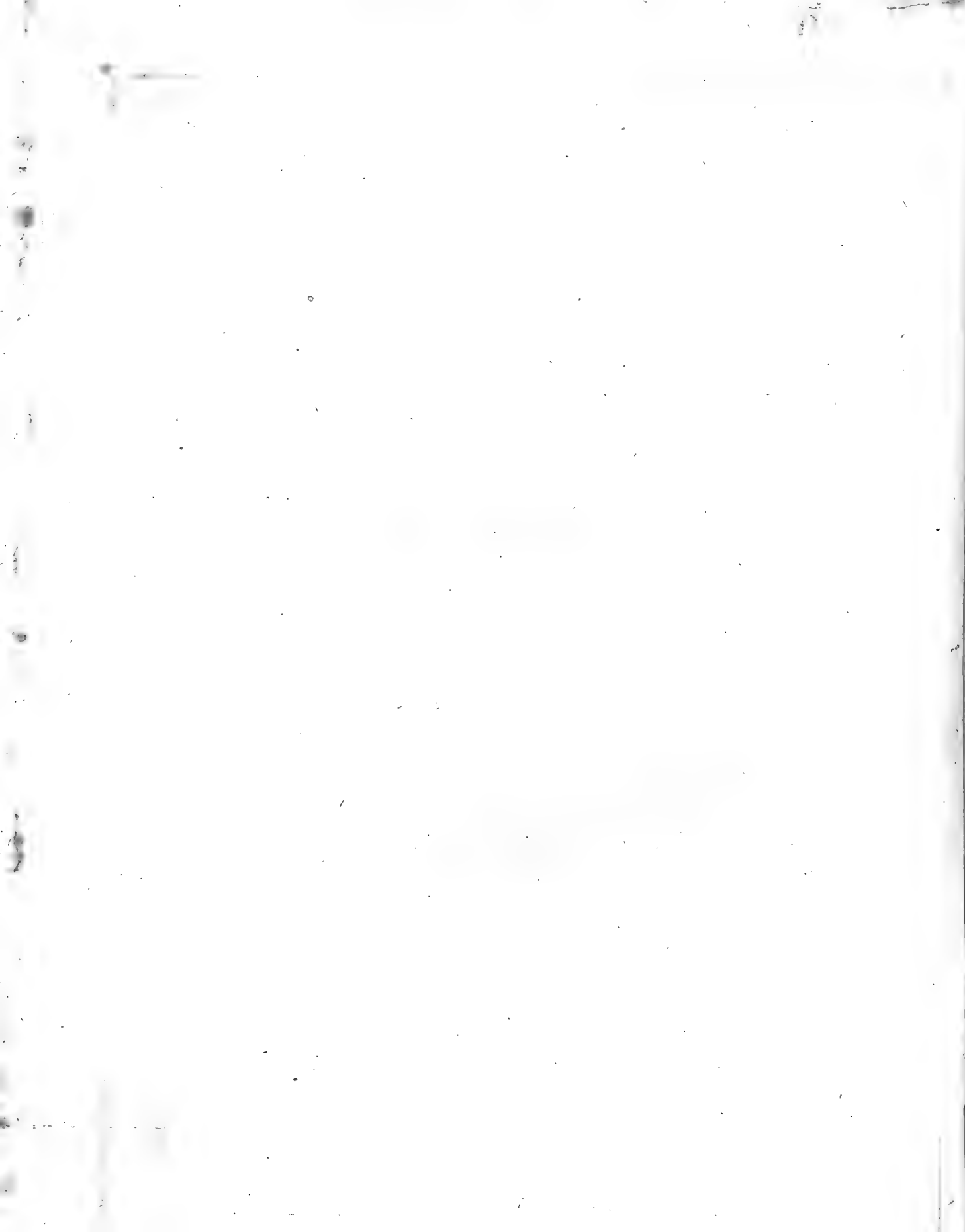


Strecke des  
wüsten und wenig  
bekannten Landes



**VERFOLG**  
**VON BRASILIEN**  
von der aller Heiligen  
bis nach St Paul  
Zur allgemeinen Historie der Reisen  
Aus des Hrn Dürvill Karte  
von America.

Westliche Länge von der Pariser Mittages Linie



fünfzehn oder sechzehn Hand hoch Wasser hat. Er wird durch eine portugiesische Schanze vertheidiget, die auf einem hohen und sehr schwer zu ersteigenden Hügel liegt. In dessen führeten doch die Holländer aus Olinda, um ihren Feinden diese Bequemlichkeit zu benehmen, an dem Eingange des Canales selbst, eine andere Schanze auf, die sie Orange nannten, und zwangen sie zu der einzigen Fahrt, welche an der Nordseite übrig ist: welche aber nur neun oder zehn Hand hoch Wasser hat, und also nur sehr kleine Schiffe einnehmen kann. Sie wird *Caruaina* genannt.

Beschreib:  
v. Brasilien.

Die Insel *Zamaraca* und das Stück von dem festen Lande, welches seinen Namen führet, gehören den Grafen von *Monfanto*, die jährlich drehtausend Ducaten Einkünfte aus den Zuckermühlen ziehen, welche sie besonders auf dem Flusse *Goiana* oder *Govana* und in den Gegenden *Aracipe* und *Paratibe* haben.

Eine Seemeile weit von der Insel kömmt aus dem festen Lande der kleine Fluß *Masarandu*, auf welchem man mit kleinen Fahrzeugen hinauf gehen kann; und von der Insel selbst gegen Westen sind zweien andere eben so kleine Flüsse, welche *Aripe* und *Ambor* heißen. Sechs Seemeilen von der Insel gegen Norden findet man den Fluß *Govana*, welcher nicht über neun oder zehn Hände hoch Wasser an seiner Mündung hat, dessen Bette aber weiter im Lande selbst viel tiefer ist. Sieben oder acht Meilen von der See liegt an seinen Ufern ein kleiner Flecken, bis an welchen die kleinen Fahrzeuge hinauf gehen können, um Zucker aus vielen Mühlen zu laden. Zwei Meilen vom *Govana* gegen Norden liegt der Franzosenhafen oder *Porto dos Franceses*. Er ist durch zweene Felsen verschlossen, hinter denen man sehr sicher liegen kann, es wohnen aber heutiges Tages nur einige Fischer dafelbst.

Flüsse an der  
Küste.

Bevor man zu der folgenden Hauptmannschaft geht, läßt man uns hier wieder zurück kehren, damit wir uns eine richtigere Vorstellung von der Küste machen mögen.

Von *Britioga*, dem nördlichen Hafen der folgenden Hauptmannschaft *St. Vincent*, nach der Insel *St. Sebastian* rechnet man neun oder zehn Seemeilen. Dieses Eyland liegt, nach den Beobachtungen der Holländer im vier und zwanzigsten Grade der Südbreite. Sein Ufer bringt eine Art von sehr giftigen Erbsen hervor. Man rechnet vier Seemeilen von *St. Sebastian* bis nach der *Schweininselfel*. Der Ankergrund ist sehr bequem zwischen diesen Inseln und dem festen Lande. Dasselbst findet sich die *Bay Ubatuba*. Von der *Schweininselfel* bis nach der großen Insel rechnen einige sieben, andere mehr Meilen: alle zusammen aber stellen die große Insel als ein hohes Land voller Holzungen und Felsen vor, welches einen Ueberfluß von frischen Wasserquellen und viele bequeme Häfen hat, Wasser und Holz einzunehmen.

Besichtigung  
der ganzen  
Küste.

Zwei Meilen von dieser Insel gegen Westen findet man das Vorgebirge *Carussi* und gegen Norden *Angra dos Reyes*. Sie hat an der Ostseite *Norembaya*, von da man vier Meilen bis nach dem Flusse *Garatuba*, und von diesem Flusse auch viere bis nach dem Flusse *Toyugua* rechnet. Diese beyden Flüsse nehmen nur kleine Fahrzeuge auf. Zwei Meilen von *Toyugua* ist ein sehr hoher Felsen, wie ein Zuckerhut gemacht, aber mit einer flachen Spitze, welcher *Gavea* heißt; und noch zwei Seemeilen weiter kömmt man zu dem Flusse *Janeiro*. Dieser Fluß ist also beynabe zwölf Seemeilen von der großen Insel. Von *Rio Janeiro* rechnet man achtzehn bis nach dem Vorgebirge *Frio*, welches im drey und zwanzigsten Grade liegt, bis hieher geht die Küste gegen Osten.



Beschreib.  
v. Brasilien.

Von dem Vorgebirge Frio bis nach der San Salvadorsbay ist die Entfernung neun Seemeilen; und die Küste wendet sich hier gegen Norden. Von eben dem Vorgebirge bis nach der Insel St. Anna, welche gegen das feste Land zu sieht, sind zwey Seemeilen; und dieser Raum bildet ein sehr bequemes Stilllager für die Schiffe. Die Insel selbst ist angenehm, und mit Bäumen bekleidet, unter welchen man eine Art von Kirschbäumen findet, deren Frucht einen sehr rauhen Kern in sich schließt, und doch nichts destoweniger von einem süßen Geschmacke ist. Das süße Wasser aber fehlet daselbst. Von der Insel St. Anna rechnet man acht Seemeilen bis nach dem Vorgebirge St. Thomas, dessen Lage in zwey und zwanzig Grad ist; und von diesem Vorgebirge noch acht bis zu dem Flusse Paraiwa. Von Paraiwa nach Manage fünf Seemeilen; eben so viel von Manage nach Itapemeris. Die Holländer setzen den Fluß Dolce, an welchem Portugiesen wohnen, in ein und zwanzig Grad; und noch zehn Minuten weiter die Insel St. Clara, welche eine halbe Meile von dem festen Lande entfernt, mit Palmbäumen bedeckt, und mit süßem Wasser wohl versehen ist. Vier oder fünf Seemeilen von Itapemeris nach Gleretebe, welches im zwanzigsten Grade, fünf und vierzig Minuten ist; sieben von Gleretebe nach Guarrapare, welches die Portugiesen Sierra de Guariparis nennen. Von Guarrapare nach der Stadt Spiritu Santo, acht Seemeilen. Von der Bay dieser Stadt sechs Seemeilen bis an den Fluß der heil. drey Könige, welcher in neunzehn Grad, vierzig Minuten ist; und von da acht bis nach dem Flusse Dolce; sieben von diesem Flusse bis Criquare; zehn von Criquare nach Maranepe oder Mucuripe, im achtzehnten Grade, funfzehn Minuten gelegen. Von Maranepe bis Paranepe oder Pestripe rechnet man fünf; und von Paranepe bis nach las Caravelas drey; darauf bis Barreiras Vermeilhas sechs und noch weiter bis Corebado, welches in siebenzehn und einem halben Grade der Linie ist, zwey Seemeilen. Von Corebado nach Porto seguro zählet man achtzehn.

Es sind nur drey Seemeilen von Porto seguro nach Santa Cruz, wo die Portugiesen anländeten, als sie dieses feste Land entdeckten; und neun oder zehn von Santa Cruz bis Rio grande. In diesem Raume trifft man die berühmten Klippen an, welche Bairos de San Antonio genannt werden. Achtzehn Seemeilen von Rio grande nach Ilheos; und man findet zwischen beyden sehr hohe Gebirge, welche das Ufer unter dem Namen Sierra de Hymures besetzen.

Von Ilheos nach dem Flusse das Contas sind acht oder neun Seemeilen; von da bis nach Camamu sechs, und drey von Camamu nach Guepena; darauf vier bis an den Fluß Finchares, welcher mit einem großen Gebirge, Morro de St. Pablo genannt, besetzt ist. Von diesem Flusse nach der Bay aller Heiligen, sind nur noch zwölf übrig. Darauf zählet man sechs und zwanzig bis zu dem königlichen Flusse, welcher im elften Grade dreyßig Minuten ist: siebenzehn von diesem Flusse bis nach dem Flusse St. Franciscus; funfzehn von dem Flusse St. Franciscus bis nach der Spitze, die man Guira nennt; sechs von dieser Spitze nach dem Felsen Cameraguiba; fünf von Cameraguiba nach dem Steinflusse; und von da zwölf bis nach dem Vorgebirge St. Augustin. Das Eyländ St. Alexis ist fünf Meilen weit von diesem Vorgebirge gegen Süden im achten Grad fünf und vierzig Minuten, und es fehlet ihm an keinen Bequemlichkeiten, Holz und Wasser einzunehmen. Vom Vorgebirge St. Augustin bis Fernambuc sind acht; von Fernambuc

buc nach Tamarica vier oder fünf; funfzehn von Tamarica nach Paraiba, wo man uns durch diese lange Herrechnung hat hinführen wollen. Beschreib.  
v. Brasilien.

Die Hauptmannschaft Paraiba hat ihren Ursprung den Franzosen zu danken. Die Portugiesen baueten daselbst, nachdem sie solche im 1584sten Jahre daraus verjaget hatten, eine Stadt und einige Flecken, deren Einwohner sich nur auf den Zuckerbau legen. Man giebt vor, sie sammelten jährlich ungefähr hundert und funfzig Aroben. Hauptmann-  
schaft Para-  
iba.

Wenn man der Küste gegen Norden folget von Porto dos Franceses: so trifft man anfänglich das weiße Vorgebirge in sechs Grad fünf und vierzig Minuten an; von da man nur zwei Seemeilen bis an den Fluß Paraiba rechnet, welcher der Hauptmannschaft seinen Namen giebt. Dieser Fluß fällt, durch eine ziemliche große Mündung, in das Meer gegen Osten, indem er ein wenig gegen Süden abweicht. Er enthält eine längliche Insel, die auf ihrer mittäglichen Spitze ganz mit Bäumen bedeckt ist. Die Franzosen hatten eine kleine Schanze gebauet, welche die Portugiesen vergrößert haben, vornehmlich, nachdem sich die Holländer Olinda bemeistert. Der Fluß, welcher von Westen in seinem Laufe herunter kömmt, ist so voller Klippen und Sand, daß ihn nur erfahrene Lootsleute hinauf fahren können. An seinem mittäglichen Ufer liegt die Stadt Paraiba, welche auch Philippca genannt wird, in einer Art von Bucht drey Seemeilen vom Meere, wohin die Rauffahrtschiffe gleichwohl nur mit einiger Schwierigkeit kommen. Diese Stadt, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nur von vier oder funfhundert Portugiesen bewohnt worden, ist seit der Einnahme der Stadt Olinda von den Holländern, weit mächtiger geworden. Sie war offen: die Nachbarschaft des Feindes aber hat gemacht, daß man sie mit einer Mauer und einigen andern Festungswerken umgeben hat. Stadt glet-  
ches Namens.

Diese Hauptmannschaft hat an der Nordseite ein anderes Vorgebirge, Namens Punta de Lucena, woselbst man einen sehr guten Ankergrund hinter einigen Felsen findet, welche ins Meer gehen. Einige geben dem Flusse Paraiba den Namen San Domingo. Zwei Seemeilen von seiner Mündung findet man einen andern Fluß, welcher Mangiape heißt, und welcher vor seiner Mündung eine mit Mangalebäumen bedeckete Insel hat, von welchen Bäumen er auch seinen Namen hat. Seine Ufer werden von einigen Portugiesen bewohnt, welche daselbst viel Vieh halten.

Der ganze Boden in dieser Hauptmannschaft ist überaus fruchtbar, und nicht ohne Annehmlichkeiten. Man findet daselbst an vielen Orten Färbeholz, und so gar einige Silberbergwerke, vornehmlich in einer Gegend, welche die Indianer Cayuba nennen. Diejenigen, welche diesen Theil des festen Landes bewohnen, heißen Petivarer. Sie lebeten in einer genauen Verbindung mit den Franzosen, und ihre Treue zeigt sich gegen die Portugiesen eben so. Sie haben aber barbarische Völker zu Nachbarn, die Signarer genannt, mit denen sie beständig Krieg führen.

Vor dieser Küste liegt, nach der Rechnung der Portugiesen, funfzig Seemeilen weit, und nach der Holländer ihrer siebenzig, die Insel Fernand de Toronha, von welcher man schon einige Nachrichten, nebst ihrer wahren Lage gegeben hat <sup>f)</sup>. Sie ist ungefähr zwei Meilen lang und eine breit. Diejenigen, welche ihre Gestalt sorgfältig beobachtet haben, vergleichen sie mit einem Lorberblatte. Sie ist in ihrem größten Theile flach, einige zerstreute Berge ausgenommen, wovon sich einige in Gestalt eines Thurmes erheben, und mit einem andern Insel Fer-  
nand de To-  
ronha.

f) Im XIV Bande dieser Sammlung.

**Beschreib.**  
**v. Brasilien.** andern flachern begleitet sind, welche sehr gut eine Kirche mit ihrem Glockenthurme vorstel-  
len g). Man glaubt vor, das Erdreich sey so salpetricht, daß die Quellen, die daselbst in  
großer Anzahl sind, und die Ströme selbst, die man von den Bergen zu der Regenzeit her-  
unter schießen sieht, nach Salpeter schmecken. Es ist dennoch sehr fruchtbar. Verschiede-  
ne Arten von Hülsenfrüchten wachsen daselbst von Natur. Der P. Claudius von Abbeville  
sah daselbst, bey seiner Fahrt mit den Franzosen, welche nach der Insel Marignan gieng-  
en, Bäume von einer so caustischen Beschaffenheit, daß diejenigen, welche deren Blätter  
angerührt hatten, und darauf die Hand an das Gesicht brachten, scharfe Schmerzen emp-  
fanden, und des Gesichtes auf einige Stunden beraubt wurden. Es findet sich daselbst  
aber auch ein anderer Baum, dessen Blätter gleich zum Hülfsmittel dienen.

Die Küsten der Insel sind fast durchgängig sehr steil, vornehmlich an der Nordseite,  
wo die See ordentlicher Weise so stark geht, daß es den Schaluppen schwer fällt, daselbst  
anzulanden. An der Ostspitze sieht man einige andere kleine Inseln, oder vielmehr einige  
Felsen, die durch sandichte Canäle davon abgesondert sind. Die Westseite hat zwei ziemlich  
bequeme Rheden; die eine dicht bey der Ostspitze der Insel, wo ein Bach hineinfällt, der  
zum Wasser einnehmen bequem fällt; die andere unter demjenigen Berge, welcher die Ge-  
stalt einer Kirche hat. An der Ostseite und fast mitten in der Insel findet man eine kleine  
Bay in Gestalt eines halben Mondes. Der angeführte Reisende redet von einer andern  
Insel, die von dieser nicht weit entfernt, aber viel kleiner ist, welche er die Feuerinsel nen-  
net, und worinnen man eine sonderbare Menge Vögel findet.

Küste von  
Mongianga-  
pe bis Rio  
grande.

Ein Winkel, welchen das feste Land an dem Ende der Hauptmannschaft Paraiiba ma-  
chet, ist der letzte Ort, wo die brasilianische Küste gegen Osten geht. Sie wendet sich hier  
gegen Westen, und zeigt sich fast gerade gegen Norden. Dieses hat ihr von den Hollän-  
dern den Namen des nördlichen Brasiliens geben lassen. Da diese Küste bis an Rio gran-  
de wenig bekannt ist: so ist man hier verbunden, diejenigen Nachrichten zu sammeln, wel-  
che in der portugiesischen Reisebeschreibung des Figueredo, in den holländischen Nachrichten,  
und in einigen französischen Reisebeschreibungen hin und wieder zerstreuet sind.

Von dem Flusse Mongiangape bis nach der Verrätheren-Bay, Bahia de Trepa-  
cicao, rechnet man eine Seemeile. Diese Bay ist nach den Holländern sieben Meilen von  
Paraiiba in sechs Grad zwanzig Minuten Südbreite. Sie wird gegen Osten durch eine nie-  
drige Spitze verschlossen, von welcher eine Sandbank abgeht, die sich beym Abgange der  
Fluth zeigt, und einen großen Theil der Bay bedeckt, wodurch sie denn einen sichern und  
bequemen Ankergrund für zwölf oder funfzehn Schiffe hinter sich läßt. Das feste Land ze-  
get hier sehr dicke Gehölze, zwischen welchen und dem Ufer man eine Art von Teiche findet,  
eine Viertelmeile breit, wo man durchwaden kann, ausgenommen in der Regenzeit. Wel-  
ter hin haben die Portugiesen eine Kirche und einige Meyerhöfe, wo sie Vieh halten. Ein  
Theil von der Völkerschaft der Figuarer, welche diese Orte bewohnete, ist den andern Bra-  
silianern weder in der Sprache, noch in den Sitten ähnlich. Sie hegete so großen Haß  
wider die Portugiesen, daß sie sich nicht sehr bitten ließ, sich wider sie für die holländischen  
Truppen zu erklären. Nach deren Abzuge aber sah sie sich der Rache derjenigen ausgesetzt,  
die sie verrathen hatte. Sie erschlugen einen Theil derselben, und trieben den andern in die  
Flucht. Einige von den Flüchtigen begaben sich nach der Seite von Olinda, von da die Hol-  
länder

g) Die Holländer haben sie auch die Insel Kerke, das ist Kirche genannt.

länder viele mit nach Europa nahmen, sie ihre Sprache lehrten und nützliche Erläuterungen wegen des Landes von ihnen erhielten, welches sie bewohnet hatten.

Von der Verräthereybay bis nach dem kleinen Flusse Cromataym ist die Entfernung eine Seemeile. Figueredo giebt diesem Flusse den Namen Camaratuba und endiget an seinem Ufer die Hauptmannschaft Paraiba. Man kann ihn nur in Barken hinauf fahren. Die Figuarer haben vier Seemeilen von dem Ufer einen großen Flecken, Namens Tabusfüra, dessen Cacique Nayuari hieß. Vier Seemeilen von eben dem Flusse findet man nach dem Figueredo, eine Landspitze, hinter welcher sich eine Bay öffnet, welche die Portugiesen Bahia formosa nennen, woraus gegen Osten ein kleiner Fluß geht, welchen eben der Schriftsteller Rio Zuagau und die Holländer Congaycu nennen. Er trägt vier oder fünf Meilen weit Fahrzeuge von mittelmäßiger Größe bis an den Ort, wo die Portugiesen einen Flecken und Zuckermühlen haben. Die Bay hat den Namen Quartapicaba unter den Indianern. Man findet daselbst eine Menge Farbeholz, welches die Franzosen ehemals fälleten. Von Bahia formosa rechnet man nur eine Seemeile bis an den Hafen Cirumatau, welcher eben so sicher, als bequem ist. Eine halbe Seemeile weiter kommt man an den Fluß, welchen Figueredo Rio Subauma nennet; und ein wenig weiter darüber hinaus trifft man eine Erdspitze, Punta de Pipa genannt, an, hinter welcher die Schiffe eine Bedeckung finden. Darauf trifft man ein Ufer ohne Hafen, und mit Holze bedeckt an, welches Parananbuco heißt, in dessen festem Lande man nur einen See Guairara genannt, kennet. Die Figuarer rechneten vier Meilen von Cirumatau nach diesem See, und darauf noch drey bis an den Fluß Tareyrit, wo man, wie sie sagen, eine Art gelbes Holzes findet, welches sie Tatayuba nennen. Sie versicherten, dieses Theil des festen Landes habe Eisen oder Ira, welchen Namen sie diesem Metalle gaben. Auf ihr Zeugniß setzt man auch noch, eine Seemeile weiter hin, den Fluß Pirangue und den Hafen, welchen die Portugiesen dos Busios nennen, von welchem Figueredo drey Seemeilen bis nach Punta nigra rechnet. Die Schiffe finden hinter dieser Spitze einen bequemen Ankergrund; und von da sind nur noch zwo Seemeilen bis Rio grande übrig. Punta Pipa ist in sechs Grad. Nicht weit von dos Busios ist ein anderer Hafen, Turus genannt, in fünf Grad vierzig Minuten. Zwischen diesen beyden Hafen hat der Pirangue seine Mündung.

Vor dieser Küste zehn oder zwölf Seemeilen von dem festen Lande, trifft man die große und berühmte Klippe an, welche die Portugiesen los Bairos de San Rogue nennen. Sie erstrecket sich viele Seemeilen zwischen Osten und Westen, wobey sie sich dem festen Lande auf dieser letztern Seite nähert, so daß sie zuweilen nur vier oder fünf Meilen davon entfernt ist. Die Klugheit erlaubet nicht, anders als bey Tage hinan zu fahren, weil man alsdann durch die Weiße des Wassers vor der Gefahr gewarnet wird.

Der Fluß, welchen die Portugiesen Rio grande nennen, führet unter den Brasilianern den Namen Poreingi. Seine Mündung ist in fünf Grad, dreyßig Minuten Südbreite. Die Einfahrt in denselben ist schwer; weiter hinein aber ist er angenehm, und hat Wasser genug. Die Franzosen hatten es unternommen, sich daselbst zu setzen, nachdem sie Rio Janeiro verlassen hatten, und hatten sich daselbst durch eine Verbindung mit den Indianern des Landes befestiget, welche die Petivarer hießen. Der König in Spanien aber, welcher damals Portugall besaß, liess so gefährliche Nachbarn nicht lange daselbst. Feliciano Cuello de Carvalho, Statthalter zu Paraiba, erhielt Befehl, sie von da zu vertreiben; und er rühmete sich in einem Briefe von 1597, er hätte diejenigen zurück getrie-

Beschreib.  
v. Brasilien.

Hauptmann-  
schaft Rio  
grande.

Die Franzosen  
setzen sich an  
diesem Flusse.

**Beschreib.** **v. Brasilien.** ben, welche die Schanze **Capo delo** zu überrumpeln versuchet hätten, wobey er um Bey- stand ansuchete, sie von Rio grande zu verjagen, wo er seinem Bekennnisse nach sie anzugreifen, nicht im Stande wäre. Er setete hinzu, sie hätten an einem Orte des festen Landes, Namens **Capaoba**, viele Silberbergwerke entdeckt, woraus sie großen Reichthum gezogen hätten. Indessen scheint es doch nicht, daß sie gezwungen worden, ihren Sitz vor dem 1601sten Jahre zu verlassen. **Rnivet**, ein reisender Engländer, dessen Zeugniß man schon angeführet hat, erzählet, da er in diesem Jahre von Rio Janeiro abgegangen, so habe er sich nach **Fernambuc** begeben, von da der Statthalter **Emanuel de Mascarenhas** vierhundert Portugiesen und drehtausend Indianer dem **Seliciano Cuello** zu Hülfe geführt, welcher damals von einer Menge Wilden, der Franzosen Bundesgenossen, bedrängt worden, und welcher diese Feinde von Portugall, nachdem er sie geschlagen, den Frieden unter gewissen Bedingungen annehmen ließ; darauf habe er eine Schanze an dem Ufer des Flusses bauen lassen, und dieses Land sey eine neue portugiesische Statthalterschaft geworden, welche heutiges Tages die zehnte Hauptmannschaft in Brasilien ist.

Die Holländer, welche 1631 von **Fernambuc** mit einer Flotte abgiengen, um sich der Schanze **Rio grande** zu bemächtigern, bezeugeten, daß sie zur Linken der Mündung des Flusses auf einem Felsen lag, der durch einen sehr schmalen Canal von dem festen Lande abgesondert war; sie wäre mit einer steinernen Mauer, und verschiedenen Festungswerken umgeben, die in den Fluß hinein giengen, und mit vielem Geschütze versehen; so daß ihre Lage und ihre Bertheidigungen den Schiffen die Annäherung sehr schwer machten; endlich so könnte sie nur durch Hunger oder Mangel an süßem Wasser gezwungen werden, welches sich die Einwohner aus einem kleinen benachbarten Flusse müßten bringen lassen.

Diese Hauptmannschaft enthält keine große Anzahl Portugiesen. Sie besteht aus sechzig oder achtzig Mann, welche die Besatzung der Schanze ausmachen, und einigen andern, die ein benachbartes Dorf bewohnen, um Zuckerröhre zu bauen, und Vieh zu halten. Die Indianer sind daselbst sehr selten. Die meisten sind von den Portugiesen aufgerieben worden, und die übrigen haben sich zu den **Tapuyraern** begeben.

Rüste von Rio grande.

Unterschied unter **Figueredo** und den Holländern.

**Figueredo**, welcher die Beschreibung dieser Küste unternimmt, versichert, es sey zwei Seemeilen von dem großen Flusse nach dem Vorgebirge **Siara**, hinter welchem er einen Fluß gleiches Namens hervor kommen läßt. Die Holländer setzen in diesen Raum, noch keine Meile von **Rio grande**, eine kleine sehr bequeme Bay, welche die Indianer **Jenipabu** nennen. **Figueredo** rechnet noch ferner von dem Vorgebirge **Siara** bis nach der Bay **Petitigua**, welche sehr groß ist, und wider alle Arten von Winden geschützt wird, neun oder zehn Seemeilen: die Holländer rechnen zwei Seemeilen vom Vorgebirge **Siara** bis nach dem Flusse **Morunjape**, und sechs von diesem Flusse bis nach einer Landspitze, die sie **Pequetinga** nennen.

Von der Bay **Petitigua** erstreckt sich die Küste, nach dem **Figueredo**, noch ferner gegen Westen, und ist bald hoch, bald niedrig, und an verschiedenen Orten bis nach **Omerco**, welches nur fünf und zwanzig Seemeilen davon entfernt ist, mit Holzungen bedeckt. Es scheint, saget eben der Geschichtschreiber, dieser Ort habe ehemals die Portugiesen von den Castilianern abgesondert. Die Holländer rechnen sechs Seemeilen von **Pequetinga** nach der Spitze **Chugasu** oder **Ugassumba**, und bemerken, daß sich die Klippen **St. Roch** bey dieser Spitze endigen. Es folget eine andere Spitze auf sie, heißt es, welche sie **Ubanduba** nennen.

Figueredo



Figueredo rechnet von Omarco nach Guamaræ funfzehn Seemeilen von einer niedrigen Küste, die mit einigen Sandhügeln untermischt ist, hinter welchen man sehr weit in dem festen Lande hohe Gebirge entdeckt, welche die Indianer *Bururuna* nennen. Die Holländer sehen Guamaræ in vier Grad fünf und vierzig Minuten Südbreite.

Nicht weit von Guamaræ entzieht sich die Küste, nach dem Figueredo, um eine Bay zu bilden, deren Ufer sehr sumpfsicht und mit Manglebäumen bedeckt sind. Dasselbst sind die berühmten Salzquellen, welche den Namen von Guamaræ führen, und woraus man im Ueberflusse Salz von einer ungeweinen Weise zieht, welches sich daselbst von Natur bildet. Die Holländer bemerken, daß es ein Fluß ist, welcher *Caru Bretuma* oder *Rio de Salinas* heißt, und daß er drey Meilen von Guamaræ gegen Westen fließt. Figueredo rechnet zwey Seemeilen von den Salzquellen nach *Maretuba*, einer sehr geraumen Bay, welche das Meer durch vier Eingänge einläßt, und wo die Küste sich bis an die Spitze zu erheben anfängt, die er *Punta do mel* nennet, vor welcher ein Strom, Namens *Guararahu*, heraus geht. Die andern melden, daß man sich auf zwey Seemeilen von der Küste entfernen müsse, um eine Menge Felsen und Sandbänke zu vermeiden, und daß aus dieser Küste vier Flüsse herausgehen, jeder eine halbe Meile von einander, welche *Guaperuba*, *Manetuba*, *Gararassu* und *Persin* heißen, und mit einer Menge Indianer bevölkert sind, obgleich ihre Mündungen von vielen Felsen beschwerlich zu befahren gemacht werden. Sie sehen hinzu, *Punta do mel* heiße unter den Indianern *Cucaracutuba*; zwey Seemeilen von *Guararahu* gehe der Fluß *Uquiaguara* und acht Seemeilen weiter der Fluß *Supantima* heraus; die Küste fange hier wieder an, niedrig zu werden bis nach gewissen röhlichen Hügeln, worauf die Bay *Ubarana* folget, von da sie acht Seemeilen bis *Jaguaribe* zählen, welches im vierten Grade liegt.

Jenseits *Jaguaribe* wird die Küste höher, und ist in einem Raume von zwanzig Seemeilen, bis nach *Iguape* beständig mit Bäumen bekleidet. *Iguape* ist eine sehr offene Bay, wo man aber kein süßes Wasser findet.

Von *Iguape* bis *Mocuripa* rechnet man acht Seemeilen an einer sehr hohen Küste, hinter welcher große Berge stehen, welche die Indianer *Camume* oder *Aquimume* nennen. Fünf Seemeilen von *Iguape* geht der Fluß *Xpocara* heraus, welcher ohne Hafen und ohne Rhebe ist; und zwey Seemeilen weiter *Rio Coco*. Die Bay *Mocuripa* ist im dritten Grade vierzig Minuten. Man findet darauf nicht weit davon das Land *Siara*, wo sich die Portugiesen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts niederzulassen anfangen, und welches *Oliveira* unter die brasilianischen Hauptmannschaften rechnet.

Die Indianer *Figuarer*, von denen die Holländer Nachrichten einzogen, machten ihnen von dieser Küste eine etwas unterschiedene Beschreibung von dem Vorgebirge *Siara*. Sie rechneten eine Seemeile bis nach dem kleinen Flusse *Piracabuba*; und von da zwey Seemeilen bis nach *Pecutinga*; darauf sechs bis nach dem kleinen Flusse *Uguasu*; achtzehn von *Uguasu* bis *Kaalsa*; zwey von *Kaalsa* bis *Guamaræ*; und eine von *Guamaræ* bis *Caruarachama*, wo man schöne Salzquellen in den trockenen Zeiten findet; eine halbe Meile von den Salzquellen bis nach dem kleinen Flusse *Barituba*, und von da eine Seemeile weiter bis nach dem Flusse *Guararahu*. Ueber diesem Flusse wohnen die *Tapuyaer*, der Portugiesen Todtfeinde, und hinter ihnen noch eine andere barbarische Völkerschaft, welche die *Jandaver* heißt. Von *Guararahu* bis *Jandupatissa* zwey Tagereisen; und von da eine halbe Tagereise bis nach dem Strome *Wupanama*, von da man sechs

**Beschreib.** Seemeilen bis nach dem Flusse Avarance hat; von da sind noch sechs Seemeilen bis nach dem Flusse Yguarich; eine halbe Seemeile darauf bis nach dem Flusse Pariporie, und eine Seemeile bis Guatapugui. Diese Flüsse werden von einer Linie der Tapuyar, die Tapovatonen genannt, bewohnt, welche große Feinde der Portugiesen sind. Sechs Seemeilen weiter kömmt der kleine Fluß Wichoro heraus, dessen Mündung nicht bewohnt ist, im Lande aber findet man die Völkerschaft der Sytarrayner, welche auch von den Tapuyaern herstammt. Figuerebo rath den Portugiesen, alle diese Wilden sorgfältig zu vermeiden. Zwo Tagereisen vom Ufer sieht man hier noch die Gebirge Wichoro, woselbst der Salpeter in so großem Ueberflusse ist, daß er aus den Steinen tröpfelt. Von Wichoro rechneten die Figuarer sechs Seemeilen bis Iguaguasi, darauf eilffe nach Mucuru, und von da noch eine bis Tiara.

**Hauptmannschaft** Tiara und übrige Küste bis nach Maragnan.

Ehe man zu der Hauptmannschaft Tiara geht, machen unsere Führer noch einige Anmerkungen wegen Mucuru. Die Holländer sind wegen der Lage dieses Ortes nicht einig, welchen einige in drey Grad zwanzig Minuten setzen, und ihn für die Day halten, welche die Franzosen die drey Schildkröten nennen; da hingegen andere sie in drey Grad zwey und funfzig Minuten setzen. Es scheint, daß sie also zweyen verschiedenen Bayen, die zwölf Meilen von einander sind, einerley Namen geben. Der Verfasser einer holländischen Reisebeschreibung, welcher im Windmonate 1601 in einer Bay, die er Mucuru nennet, vor Anker lag, erzählt, es wären viele Indianer an Bord gekommen, die ihm gemeldet, dieser Ort wäre nicht weit von einem Berge, wo man eine Menge Smaragden fände; als er darauf mit ihnen ans Land gestiegen, habe er die Nacht in einem sehr bevölkerten Flecken zugebracht, und von da sey er an den Fuß eines sehr hohen Gebirges geführt worden, aus welchem ein sehr harter und sehr weißer Felsen hervorgieng, welcher Smaragden von dem schönsten Grüne in sich zu enthalten schien: aus Mangel eiserner Werkzeuge aber konnte er diese Nuthmaßung nicht bestätigen. Eben die Indianer sageten zu ihm, sie hätten zuweilen Franzosen an ihrer Küste gesehen.

Wir wollen nun in Tiara hinein gehen, welches Oliveira, wie wir gesaget haben, unter die portugiesischen Hauptmannschaften rechnet. Sie hat aber doch nur wenig portugiesische Einwohner. Sie haben daselbst eine Schanze an dem Fuße eines Berges zur Rechten des Hafens gebauet, welcher keine große Schiffe einnehmen kann. Ein kleiner Fluß, welcher da hinein fällt, ist der einzige, den man in einem Raume von drey Meilen antrifft. Unter dem Fort haben die Portugiesen ein Duzend Häuser, unter welchen man des Statthalters seines erkennt. Man giebt dieser kleinen Provinz nicht über zehn oder zwölf Seemeilen im Umfange. Zwey oder drey Fahrzeuge, welche alle Jahre daselbst anlanden, hohlen verschiedene Waaren von da, als Hanf, Crystall, einige andere kostbare Steine und vielerley Holz. Die Zuckerröhre wachsen hieselbst von freyen Stücken: zu der Zeit aber, wovon hier die Rede ist, hatten die Portugiesen wenig Zuckermühlen daselbst, und waren so gar nicht einmal im Stande, sich zu vertheidigen. Das innere Land wird von Barbaren bewohnt, die ihnen nicht gut sind, und deren Oberhaupt dem Vorgeben nach viele andere kleine Könige unter sich haben soll. Man versichert auch, zwo Tagereisen von der See finde sich ein sehr wohl eingerichteter Staat, dessen Einwohner die Tapovatonen hießen. Vier Seemeilen von Mucuru findet man den Flecken Capirug, der von einer Linie der Völkerschaft der Figuarer bewohnt wird; und sechs Seemeilen jenseits

jenſeits Tapirüg trifft man ein Gebirge an, Boraguaba genannt, wovon man glaubet, daß es viel Silberadern habe.

Beschreib.  
v. Brasilien.

Figueredo ſetzt ſechs Seemeilen von Ciara an eben der Küſte eine Bay, die er Paramiri nennet, nach dem Namen eines ſehr ſchönen Fluſſes, welchen ſie einnimmt, deſſen Waſſer ſehr ſüß, und deſſen Ufer mit Acajouen bedeckt ſind. Die Holländer ſetzen nach Ciara einen See mit ſüßem Waſſer, den ſie Upezes nennet. Von dem weſtlichen Winkel dieſes Sees oder dieſer Bay bis an die Spitze, welche die Indianer Trajuba oder Titajuba nennet, rechnet man acht Seemeilen; und in dieſem Zwischenraume geht der Fluß Tiraiua heraus. Von Titajuba bis an den Fluß Mondahüg ſind vier Seemeilen. Man trifft darauf den Fluß Sarahuba und die Bay Jeruquacuara an, wo der Platz zum Waſſer einzunehmen, ſehr bequem iſt. Man muß ſich aber vor den Tapuyacern und Tabaparen ſehr in Acht nehmen, als welche Indianer die Portugieſen verabſcheuen. Gleichwohl ſah man im 163ten Jahre einen portugieſiſchen Flecken, unter dem Namen Neſtra Senhora de Roſario daſelbſt entſtehen: er wurde aber das Jahr darauf an den Maranjon verleget.

Von hier nach dem Fluſſe Camuſi oder Camocipe rechnet man acht Seemeilen; fünfe von dieſem Fluſſe nach dem Fluſſe Guasipuita, und drey darauf nach Joſara; von da geht man weiter nach einer breiten und tiefen Bay, welche den großen Fluß Para einnimmt, deſſen Mündung ſehr ſandicht iſt. Ein anderer portugieſiſcher Lootsmann rechnet dreyßig Seemeilen von Camocipe nach dem Fluſſe, den er Para Ovaſa nennet, und zween Grad dreyßig Minuten Süderbreite ſetzt. Es ſind noch von da bis an den Maranjon fünf und zwanzig Seemeilen von einer niedrigen Küſte ohne Bäume, vornehmlich an dem Orte, wo ſie ſich öffnet, um die Mündung des Fluſſes Maripe zu machen, über welcher hinaus ſie mit Manglebäumen ſechs Seemeilen weit bedeckt iſt. Das Ufer iſt ſehr ſandicht bis an den ſchönen Fluß Perca, deſſen Mündung nicht über eine Seemeile breit iſt, und die öſtliche Einfahrt der Bay Maragnan gegen die Stadt oder das Fort St. Jacob machet, welcher Siß im 164ten Jahre von den Portugieſen angefangen worden. Andere Lootsleute von eben der Nation rechnen ſechzehn Seemeilen von dem Fluſſe Para Ovaſa bis an das Ufer eines andern Fluſſes, welchen ſie Rio das Preguiſas nennet; und neune von dieſem bis nach dem Fluſſe Mario, von da noch ſechſe bis nach Perca übrig ſind. Figueredo redet an einem andern Orte von einer großen Bay, welche viele kleine Eylande enthält und die er Orotoy nennet, zwanzig Seemeilen von dem Maranjon gegen Oſten, im zweyten Grad vierzig Minuten Süderbreite.

Die Holländer, welche dieſe Küſte ſorgfältig beſichtigt haben, ſetzen ein Vorgebirge, welches die Portugieſen Cabo blanco nennet, in zween Grad acht und dreyßig Minuten, obgleich andere es faſt auf drey Grad ſetzen, und rechnen ſechs oder ſieben Seemeilen von da bis an den Fluß Camuſi oder Camocipe, den ſie auch Campocip nennet. Sie reden von einem Fluſſe, Namens Rio de Cruz, zehn Meilen von dem Camuſi: die Portugieſen aber erinnern, Camuſi oder Camocipe ſey in einigen hydrographiſchen Karten Rio de Cruz genannt worden, und ſey zween Grad vierzig Minuten von der Linie. Von dieſem Fluſſe bis Rio grande rechnen ſie neun Seemeilen. Die holländiſchen Figuarer ſetzten den kleinen Fluß Upezes fünf Seemeilen von Ciara auf der einen Seite, und auf der andern eben ſo weit von dem Fluſſe Para. In dem Raume dazwiſchen merketen ſie Curü, Tarequy, Tatayug, Purafag, Aracatihüg, Paratihüg, Tirihöhüg, Jiria

Beschreib. **Juriáqueto, Upeba und Camosipe an, bey welchem sich ihrer Versicherung nach Sil-**  
v. Brasilien. **berbergwerke und Crystall finden.**

Ein holländischer Lootsmann, welcher im 1600ten Jahre diese Küste besuhr, sah drey Grad gegen Süden von der Linie eine Bay, die er Arrekeytos nennet; und noch näher einen Grad fünf und vierzig Minuten einen Fluß, den er Rio de Lies heißt, dessen Einwohner sehr lang sind, ein ungestalktes Gesicht, lange Haare, durchbohrte und bis auf die Schultern herabhängende Ohren, eine schwarzgefärbte Haut, außer von den Augen bis an den Mund, eine so wie die Ohren durchbohrte Unterlippe und Naselöcher, nebst kleinen Steinen und kleinen Knochen zum Zierrathe darinnen haben.

### Der V Abschnitt.

#### Beschreibung der Insel Maragnan, der Provinz Guayra und anderer Völkerschaften in Brasilien.

Große Ungewißheit wegen des Maranjons. Eigenschaften dieser Insel. Die Franzosen lassen sich daselbst nieder. Sie verlassen solche wieder. Das Innere von Brasilien. Stadt Santos von Correal beschrieben. Republik St. Paul. Dessen Geseze und Gebräuche. Zeugniß der Missionarien. Ursprung der Mamelüen in dem mittäglichen America. Sie verkleiden sich wie Jesuiten. Wie die Missionarien Erlaubniß erhalten die Indianer zu bewaffnen. Beschreibung der Provinz Guayra. See der Caracaraer. Gebirge Tape. Verschiedene Völkerschaften in Brasilien. Ihre gemeinste Sprache. Petiguarer. Mataner. Tupinaben. Caetaer. Tupinaquen. Tummimiver. Tamviaer. Carroer. Tapuyaer. Petivarer und ihre Gebräuche. Maroquiten. Tomomymier. Ovaitaguafer. Uaiyanasser, Porier. Motayer.

Große Ungewißheit wegen des Maranjons.

Es ist erstaunlich, daß noch so viel Ungewißheit von einer so fleißig besuchten Küste übrig ist. Laet schreibt solches fast auf gleiche Art den ersten Karten und den ersten spanischen und portugiesischen Geschichtschreibern zu, „welche die Namen, saget er, so sehr vermengt haben, daß sie ohne Unterschied den Namen Maranjon denen drey großen Flüssen gegeben haben, welche aus dem mittäglichen America an dessen Nordküste kommen, „das ist dem Amazonenflusse, dem Drinoko und demjenigen, welchen man hier Maragnan „genannt hat, der aber nicht sowohl ein Fluß, als vielmehr eine große Bay, zu seyn scheint, „vor welcher eine Insel gleiches Namens liegt, und welche drey Flüsse einnimmt, die von Mittag gerade nach Norden hinter den portugiesischen Provinzen in Brasilien kommen. Uebrigens hindern diese Ungewißheiten eben den Schriftsteller doch so wenig, als den Oliveira, „die Insel und das Stück von der Küste zwischen den Provinzen des nördlichen Brasilien „zu setzen, und er hält sich, was die Kenntniß der Insel betrifft, an den Bericht des P. „Claudius von Abbeville h).

Alle Erdbeschreiber, saget er, nach diesem Missionar, haben in ihren Beschreibungen von Brasilien die Insel Maragnan vergessen. Die Bay, vor welcher dieses Eiland liegt, öffnet sich zwischen zween Spizen, und geht ungefähr fünf und zwanzig Meilen tief in das feste Land. Sie hat auf der andern Seite nicht weniger gegen den Grund zu. Auf der Ostseite wird sie erstlich durch eine kleine Insel verschlossen, welche die Indianer **Upaon**

h) Er würde zu Paris 1612 unter dem Titel *Plle de Maragnan* heraus gegeben. Man wird *Histoire de la Mission de Peres Capucins dans* bald sehen, bey was für Gelegenheit.

Upaonmici nannten, welchen Namen die Franzosen aber nachher in das **St. Annenins-** Beschreib.  
v. Brasilien.  
selchen, **Ilette Sainte Anne**, verändert haben. Einige Seemeilen weiter hin trifft man die große Insel **Maragnan** an, die nicht weniger, als ungefähr fünf und vierzig Meilen, im Umfange hat, und zween Grad dreyßig Minuten gegen Süden von der Linie liegt.

Aus dem Grunde der Bay kommen gegen diese Insel zu, drey schöne Flüsse heraus, welche sie auf allen Seiten umzingeln; so daß sie auf der einen Seite nur fünf oder sechs Meilen, von der andern zwe oder drey, und an allen andern mehr oder weniger von dem festen Lande entfernt ist. Der größte und ostlichste von diesen Flüssen heißt **Ninin**; und seine Breite an der Mündung ist eine Bierhelmeile. Er nimmt seinen Ursprung nicht über funfzig Meilen vom Ufer. Der zweyte oder der mittellste heißt **Tabucuru**, und kömmt über fünfhundert Meilen weit herunter gelaufen. Seine Mündung ist eine halbe Meile breit. Der dritte, welcher der westlichste ist, heißt **Miary**. Er ist an seiner Mündung fünf oder sechs Meilen breit; und die gemeinste Meynung ist, er entspringe unter dem **Wen-** bezirkel des Steinbockes. Dieses Land hat noch andere Flüsse, z. B. den **Pinare**, welcher erstlich den **Maracu** einnimmt, und hernach in den **Miary** fällt, sechzig oder achtzig Meilen von seiner Mündung; und der **Uaicu**, welcher aus Wäldern kömmt, um sich ebenfalls in den **Miary** zu ergießen, welches die Schnelligkeit dieses Flusses sehr vermehret. Der **Tabucuru** ist eben so schnell, vornehmlich gegen seine Mündung, nachdem er durch zween Felsen eingeschlossen wird. Die großen Wellen, welche durch diese beyden Flüsse verursacht werden, machen den Zugang zu der Insel **Maragnan** sehr schwer; ohne zu gedenken, daß sie von außen, das ist gegen das Meer zu, von Sandbänken und Klippen umgeben wird, welche den Lootsleuten viel Unruhe machen. Gleichwohl ist sie gleichsam der Schlüssel zu dieser ganzen Provinz, deren Küste gegen Osten sowohl, als Westert, von Untiefen und kleinen Sandbergen besetzt ist, die noch gefährlicher sind. Von dem **Schildkrötenvorgebirge** bis an das **Vorgebirge der dürrn Bäume**, welche Namen von den Franzosen herrühren, erstrecken sich diese Klippen vier oder fünf Meilen, und zuweilen noch weiter in die See. Eben die Abschilderung machet man von der ganzen Küste von dem **Vorgebirge Tapuytapere**, welche die Bay gegen Westen bildet, bis an den großen **Amazonenfluß**; das ist, sie wird durch unzählige Inselchen und Sandbänke bedeckt, und das Ufer selbst steht voller so dichten Manglebäume, daß es bey der Natur des Erdreiches, wo die Fußtapfen so gleich verschwinden, unmöglich ist, hinein zu dringen.

Da alle Gegenden um die Insel und Bay **Maragnan** herum so beschaffen sind, wie man sie vorstellet: so hat man nur zween Zugänge entdeckt; den einen zwischen dem **Vorgebirge der dürrn Bäume** und dem **St. Anneninselchen**, welcher nicht einmal ganz ohne Gefahr für diejenigen ist, die ihn am besten kennen. Die großen Schiffe können nicht über diese kleine Insel hinweg gehen; und die kleinen wagen sich nur bis an das große **Eyland**. Der zweyte Zugang ist von der andern Seite von **St. Annen**; er kann die größten Schiffe einnehmen. Weil solches aber nur zu gewissen Zeiten und niemals ohne einige Gefahr ist: so kann man bey der Wahl der Lootsen nicht Vorsicht genug brauchen.

Die **Indianer**, welche die große Insel **Maragnan** bewohnen, nennen ihre Wohnplätze **Oc** oder **Tave**. Sie bestehen aus vier langen Gebäuden, die ein Viereck mit einem großen Hofe in der Mitte machen. Eine jede Seite ist ordentlicher Weise zweyhundert Fuß lang; bey einigen aber hat sie wohl auf fünfhundert Fuß. Ihre Breite ist zwanzig oder Wohnplätze  
der Indianer.



**Beschreib.** oder dreyßig Fuß. Es sind große Baumstämme, deren Zwischenräume mit dazwischen gefloch-  
**v. Brasilien.** tenen Zweigen vollgefüllet sind; und vom Fuße an bis auf die Spitze ist alles mit Palm-  
 blättern bekleidet. Man sieht daselbst viel hundert Indianer, welche friedlich unter einem  
 Dache leben. Die Insel enthält sieben und zwanzig Flecken oder Dörfer von dieser Ge-  
 stalt; und aus der Schätzung der vornehmsten urtheilerten die Franzosen, es wären nicht  
 weniger als zehn oder zwölf tausend Einwohner darinnen.

**Eigenschaften**  
 dieser Insel.

Der Himmel ist gemeiniglich in dieser Insel heiter und rein. Man empfindet fast  
 gar keine Kälte daselbst. Die Dürre ist daselbst nicht übermäßig, so wie der Nebel nie-  
 mals daselbst dick, noch die Dünste der Gesundheit schädlich sind. Man weis daselbst we-  
 der von Ungewittern noch Stürmen. Es ist daselbst noch niemals weder Hagel noch  
 Schnee gefallen. Es donnert allda sehr selten, oder man höret es sonst niemals, als in  
 der Regenzeit donnern. Man sieht daselbst ziemlich oft Wetterleuchten gegen Abend, und  
 auch so gar des Morgens, wenn die Luft doch am allerheitersten ist. Wenn die Sonne  
 von dem Wendezirkel des Steinbockes nach dem Wendezirkel des Krebses zurück kehret: so  
 jaget sie in allen diesen Gegenden vierzig Tage eher, als sie in deren Zenith kömmt, Re-  
 gen vor sich her; darauf hat man, so bald als sie vorüber ist, zween oder drey Monate,  
 nach Beschaffenheit der Gegend, beständigen Regen. In der Insel Maragnan regnet  
 es vom Ende des Hornungs bis zum Anfange oder gegen die Mitte des Brachmonates.  
 Nach dem Sonnenstillstande im Sommer, wenn die Sonne wieder zurück nach dem Wen-  
 dezirkel des Steinbockes kömmt, fangen die Ostwinde an, sich zu erheben, welche man  
 Brises nennet, und verstärken sich nach dem Maasse, wie sie sich dem Zenith nähert; wie  
 sie auch eben so, wie sie sich davon entfernt, schwächer werden. Sie erheben sich gemein-  
 liglich nach der Morgendämmerung, das ist früh um sieben oder acht Uhr; und ihre Heft-  
 tigkeit nimmt zu so wie die Sonne über den Horizont steigt. Nach Mittage verlieren sie  
 unvermerkt ihre Stärke, und des Abends hören sie ganz auf zu wehen. In der Insel und  
 auf dem benachbarten festen Lande empfindet man keinen andern Wind, als den Ostwind,  
 welcher die Luft wunderbar erfrischet, und sie sehr gesund machet. In so weniger Entfer-  
 nung von der Linie sind die Tage und die Nächte gleich, die gemäßigte Art der Luft fast alle-  
 zeit einerley, und man würde Mühe haben, ein Land zu finden, dessen Himmelsgegend  
 angenehmer wäre.

Ob gleich die Insel mit dem Seewasser, oder mit solchem, das die Eigenschaften des  
 selben hat, umgeben ist: so hat sie dennoch viele Quellen von dem reinsten und gesünde-  
 sten süßen Wasser, woraus sich viele Bäche bilden, die sie wässern. Das Erdreich ist  
 daselbst auch so fruchtbar, daß es ohne Beystand und ohne Ruhe innerhalb drey Monaten  
 eine reiche Erndte von Malz, nebst allen Arten von Früchten, Gartengewächsen und Wur-  
 zeln nach Verhältnis bringt. Die Waaren, die es sonst liefern kann, sind Farbholz,  
 Saffran, Hanf, diejenige rothe Farbe, die man Rocu nennet, einige Arten von Laque,  
 Balsam, welchen der P. Claudius mit dem mexicanischen vergleicht, vortrefflichen Tabac,  
 und diejenige Art von Pfeffer, welche die Indianer Ari nennen. Diejenigen, welche auf  
 die Beschaffenheit des Erdreiches Acht gehabt haben, glauben, es sey geschickt, Zuckerroh-  
 re zu tragen. Man findet oftmals Ambragries auf den Küsten, und in den Kieselsteinen  
 eine Art von weißem und röthlichem Crystalle, die viel härter ist, als dasjenige, was man  
 Alenzoner Steine nennet. Die Insel ist nicht weniger ohne andere kostbare Steine; weil  
 die Einwohner diejenigen daraus hohlen, welche sie in den Lippen tragen, und die sie selbst  
 zu

zu poliren wissen. Sie sind auch mit Steinen zum Bauen sehr wohl versehen, ob sie sich gleich nicht des Thones, Ziegel zu machen, noch des Mörtels und Kalches bedienen. Da end- Beschreib.  
v. Brasilien.  
lich dieses Eysland weder gar zu hohe Berge, noch gar zu weite Ebenen hat, und sich überall reich an Holze und Wasser befindet: so kann es für eines der schönsten Länder in der Welt gehalten werden. Seine Thiere und Pflanzen sind wenig von den brasilianischen unterschieden, unter welchen man diejenigen mit beybringen wird, die eine besondere Beobachtung verdienen.

Gegen Westen von der Insel Maragnan findet man eine kleine Provinz, Tapuitapere genannt, welche nur durch eine Meerenge von drey oder vier Meilen davon abge-sondert ist. Sie machet ein Stück von dem festen Lande, ob sie gleich bey hohen Fluthen mit Wasser umgeben zu seyn scheint. Die niedrigen Felder, welche alsdann überschwemmt sind, bleiben bey der Ebbe trocken. Dieses Land wird wie die Insel von einer Colonie derjenigen tapfern Topinambuer bewohnt, welche ihr Vaterland freywillig verließen, um sich dem Joche der Portugiesen zu entziehen. Sie haben funfzehn oder zwanzig Wohnplätze, die so, wie der Eysländer ihre, gebauet sind; und ihr Land ist auch noch viel angenehmer, viel fruchtbarer und viel bevölkerter, als die Insel. Von dieser Provinz geht man in eine andere, welche ihren Namen von dem Flusse Comma hat, wovon ihre Gränzen bewässert werden, und welche auch die Insel Maragnan an Fruchtbarkeit übertrifft. Man rechnet daselbst sechzehn Flecken, deren Einwohner auch noch eine Colonie von Topinambuern sind. Zwischen der Provinz Comma, und der Provinz Cayete, die an Para stößt, von da die Insel Maragnan ungefähr achtzig Seemeilen entfernt ist, findet man andere von den Topinambuern bewohnte Länder, vornehmlich nach dem Meere zu. Die in Maragnan, in Tapuitapere und Comma leben in einer genauen Verbindung, verheirathen sich unter einander, und sind in einem beständigen Kriege mit der Völkerschaft der Tapuyaer. In den letztern Jahren des sechzehnten Jahrhunderts schicketen die Amsterdamer und Rotterdamer Kaufleute viele Schiffe hieher. Wir müssen aber nicht vergessen, nach dem P. Claudius von Abbeville allhier anzuführen, welches die Unternehmungen der Franzosen damals gewesen.

Ein französischer Hauptmann, Namens Riffaur, welchem ein Brasilianer, der Nyrapipe hieß, und in seiner Völkerschaft sehr angesehen war, heftig angelegen, er möchte doch mit Kaufmannswaren, und Mannschaft wieder kommen, rüstete im 1594sten Jahre einige Schiffe aus, um sein Glück in diesem Theile von America zu versuchen. Die Uneinigkeith aber, welche unter seinen Leuten entstand, und der Verlust eines Theiles von seinem Schiffvolke erlaubeten ihm nicht, sich lange in Brasilien aufzuhalten. Nichts desto weniger ließ er einige Soldaten unter der Anführung eines Edelmannes von Vaux da, welcher sich die Gewogenheit der Wilden dergestalt erwarb, daß sie eifrig wünschetem, in ihrem Lande eine französische Pflanzstadt errichtet zu sehen. Von Vaux, welcher wieder nach Frankreich gekehret war, stattete dem Könige von der Gesinnung der Brasilianer und den Eigenschaften des Landes Bericht ab; und dieser Herr bekam einen so hohen Begriff davon, daß er versprach, nichts zu schonen, damit man daselbst einen Sitz anlegen könnte, und entschloß sich, nur erst noch gewissere Nachrichten davon zu verschaffen. La Ravardiere wurde also mit dem von Vaux abgeschickt, um neue Belehrungen einzuziehen. Sie brachten sechs ganzer Monate in der Bay Maragnan zu. Bey ihrer Zurückkunft aber fanden sie Frankreich des besten Königes durch einen abscheulichen Meuchelmord beraubet; und ihr Unternehmen blieb also bis 1611 ausgefetzt. Unterdessen bedienete sich la Ravardiere, Wie sich die  
Franzosen in  
der Insel Ma-  
ragnan nie-  
derlassen.

Beschreib. welcher sich mit Kasilly und dem Barone Sansy verbunden hatte, dieser Zeit, neue An-  
v. Brasilien. schläge zu machen. Auf seine Beobachtungen erhielt er von der Königin Mutter vier Ca-  
 puciner, unter welchen man den Pater Claudius von Abbeville, den Verfasser des Be-  
 richtes, zählte; und da er sich nichts weniger, als eine für die Brasilianer vortheilhafte  
 Vertauschung ihres Goldes und Silbers gegen die Lehren des Glaubens versprach, so fuhr  
 er den 19ten März des 1612ten Jahres mit dreien Schiffen von Concale in Bretagne ab.

Ein Sturm, der ihn an die mittägliche Küste von England verschlug, nöthigte ihn,  
 sich fünf Wochen lang zu Plymouth aufzuhalten. Als er darauf wieder unter Segel ge-  
 gangen war: so fuhr er den 7ten May zwischen Fortaventura und der großen Canarienne-  
 sel hindurch; und vier Tage darnach hatte er Rio del Oro an der africanischen Küste im  
 Gesichte, an welcher er bis zu der Linie hinfuhr. Den 17ten des Brachmonates fand er  
 sich in vier Grad Süderbreite; von da er sich gegen Westen wandte, und den 23ten in der  
 Insel Fernandez de Noronha ankam. Er hielt sich daselbst bis den 8ten des Brach-  
 monates auf; und nachdem er sich von da innerhalb drey Tagen nach der Bay Mucuru  
 begeben, wo er den 11ten zu Mittage einfuhr, so folgte er der Küste bis nach dem Schil-  
 krötenvorgebirge durch zwey Grad zwanzig Minuten gegen Süden. Er brachte daselbst  
 zwölf Tage zu, und den 26ten fand er sich nahe bey dem St. Anneninseln, von da er  
 ohne Hinderniß nach der Insel Maragnan gieng.

Seine erste Sorgfalt war, an einem bequemen Orte daselbst ein Fort aufzuführen.  
 Er wählte dazu einen ziemlich hohen Hügel, welcher die Einfahrt des Haupthafens be-  
 strich, zwischen zweien Flüssen; die in die Meerenge fallen. Dieser Ort erhielt den  
 Namen Saint Louis, und wurde mit zwey und zwanzig Canonen versehen. Unterdes-  
 sen spahrte man nichts, ihn zu befestigen; die Capuciner ließen sich die Befehung der  
 Indianer angelegen seyn, wovon viele die Augen bey dem Lichte eröffneten. Da der Pater  
 Claudius Befehl erhalten hatte, wieder nach Frankreich zu kommen: so nahm er einige  
 mit, die zu Paris feyerlich getauft wurden.

Die Franzo-  
 sen verlassen  
 sie.

Es scheint gewiß zu seyn, daß die Franzosen nicht lange Meister von der Insel ge-  
 wesen sind: man weiß aber nicht, in welcher Zeit sie sich gezwungen gesehen, solche zu ver-  
 lassen. Laet urtheilet, es sey solches im 1614ten Jahre geschehen, da Hieronymus von Al-  
 buquerque mit einer mächtigen Flotte ausgesendet worden, diese Provinzen der Krone Por-  
 tugall zu unterwerfen. Er kam im Weinmonate in der Einfahrt des Flusses Perca an,  
 wo die Portugiesen, wie gesagt worden, seit kurzem eine kleine Colonie, Namens No-  
 stra Senhora del Rosario gebildet hatten. Man findet in keiner Nachricht, was un-  
 ter den Franzosen und ihm vorgegangen: es ist aber ausgemacht, daß sie gezwungen wor-  
 vardiere hatte mit den Indianern, welche das Gebirge Xballyahap bewohnten, ein Bünd-  
 niß gemacht, und diese Wilden wurden ebenfalls von den an der Zahl stärkern Feinden  
 verjaget. Dieses Gebirge, welches nicht weit von dem Flusse Camust liegt, ist so hoch,  
 daß man kaum in vier Stunden hinaufsteigen kann: seine Spitze aber machet eine schöne  
 und weite Ebene, welcher man vier und zwanzig französische Meilen in der Länge und zwanzig  
 in der Breite giebt; und sie ist eben so reich am Wasser, als an Bäumen und Früchten.  
 Man zählte damals über zweyhundert indianische Dörfer daselbst.

Nicht weit davon enthielt ein anderes Gebirge, Namens Cortova, welches aber lan-  
 ge nicht so groß war, sieben oder acht derselben.

Wir haben die nördliche Küste von Brasilien bis an den Fluß Perea beschrieben, Beschreib.  
v. Brasilien. welcher gleichsam den Eingang in die Provinz Maragnan von der Ostseite machet, und welchen man auf zween Grad funfzehn Minuten gegen Süden von der Linie sezet. Von der Mündung dieses Flusses nähert man sich dem St. Anneninselchen, welches nicht über eine große Seemeile im Umfange hat; und wenn man sich nach dem Fort Saint Louis begeben will, so erkennet man anfänglich das Vorgebirge Tapuitapere, von da man sich nach der großen Insel wendet, wo dasjenige Fort gelegen, welches die Portugiesen den Franzosen weggenommen haben. Darauf findet man ein anderes Fort, welches sie selbst unter dem Namen San Francisco erbauet haben. Saint Louis ist in zwey Grad, zwanzig Minuten.

Eine portugiesische Karte, welche laet für sehr richtig und genau hält, stellet die Größe der Hauptmannschaft Maragnan vor. Sie sezet an das linke Ufer des Flusses Perea, in einiger Entfernung von seiner Mündung, das portugiesische Fort St. Jacob, in einer kleinen Bucht, vor welcher viele Flüsse, die in den Fluß fallen, und eine Menge kleiner Inseln ihn sehr breit machen. Jenseits der Inseln findet man einen Canal, welcher aus der Bay Maragnan zwischen zween kleinen länglichen Inseln herausgeht, und in welchem man zur Linken ein anderes portugiesisches Fort, Namens St. Maria, sieht. Ein wenig weiter an eben der Küste trifft man die Mündung des Flusses Numin, darauf des Flusses Tapocorú seine, gegen den dritten Grad an, wovon die Küste, welche fast gerade gen Süden geht, einen Ellbogen gegen Westen bis an die Mündung des großen Flusses Meary machet. Von da fehret sie wieder nach Norden bis an das Vorgebirge Tapuitapere. Die Insel Maragnan, welche in der Mitte der Bay nach Norden und Süden in ihrer Länge ist, nimmt fast den ganzen Raum ein. Der Hafen oder die Bucht, welche das Fort Saint Louis vor ihrer Mündung, zwischen zweenen Flüssen, hat, die eine kleine Insel daraus machen, öffnet sich gegen Westen. Das Fort San Francisco ist am Ende dieser Bucht, und fast in der Mitte ihres Umfanges. Rund um der Insel, auf den Küsten der Bay findet man viele Wohnplätze, wovon die ansehnlichsten St. Andreas, fast an der Nordspitze der Insel, und St. Jacob an der mittäglichen Spitze sind.

Man liest auf eben der Karte, die Franzosen wären den Fluß Tapocorú in Barken hinaufgefahren, bis auf fünf Grad Süderbreite, wo dieser Fluß einen großen Fluß einnimmt, welcher von Osten herunter kömmt, und sie wären auch den Meary bis auf den achten Grad hinaufgefahren.

Wenn man von dem Vorgebirge Tapuitapere der Küste in einiger Entfernung vom Ufer, welches niedrig, und mit Sandbänken besezet ist, folget: so trifft man anfänglich von dem Vorgebirge den Hafen Lippe an, von da man zwe Meilen bis nach der Insel Camara, und noch zwe von dieser Insel bis nach dem Eylande Supat-ive rechnet; von da sind vier Seemeilen bis nach der weißen Insel oder St. Johann, die nur ein Grad zwölf Minuten gegen Süden von der Linie ist.

Auf der Karte, deren Richtigkeit laet rühmet, führen die Derter, die zwischen dem Vorgebirge Tapuitapere und der Spitze, die nach Süden geht, unter dem Namen Punta separata, liegen, ganz verschiedene Namen von denjenigen, die sich auf andern Karten befinden. Nach der Provinz Comma, wenn man der Küste gegen Westen ungefähr fünf und zwanzig Seemeilen weit folget, trifft man, nach dieser Karte, eine Bay an, die sich einige Meilen in das feste Land vertiefet, und Comma Vassu heißt. Von dieser

Beschreib.  
v. Brasilien.

Bay bis nach dem Flusse Comajamu setzet die Karte fünf Seemeilen; darauf funfzehn bis an den Fluß Joroque. Sie giebt allem Lande, das dazwischen ist, den Namen Costa Alagoada, weil sie voller Moräste und Sümpfe sind. Von dem Flusse Joroque, welcher von sehr weitem in dem festen Lande kömmt, bemerket sie ungefähr fünf und zwanzig Seemeilen bis an den Fluß Paraguacote; und das Land zwischen diesen beyden Flüssen führet den Namen Costa Baza. Auf den Paraguacote folget der Fluß Surinama, auf acht oder neun Seemeilen, und dieser Fluß ist von dem Flusse Surama fast eben so weit entfernt. Der Itata ist eils Meilen von diesem, und der Name vier oder fünf von dem Itata. Von Name endlich bis zu dem Vorgebirge, welches Punta separata heißt, bemerket die Karte ungefähr neun Meilen. Sie setzet vor diese Spitze eine kleine Insel, welche sie Isla de Arca nennet.

Nach Punta separata findet man anfänglich einen Fluß, do Sol genannt; darauf die längliche Insel das Banderas, und weiter eine Landdecke, die man Punta do mel nennet, von da man nach einem stumpfen Winkel geht, wo auf einem Arme von dem Amazonenflusse die Festung Para liegt, deren Land eine andere Hauptmannschaft in Brasilien machet i).

Inneres von  
Brasilien.

Wir wollen aber der Küste nicht weiter folgen, ohne dasjenige zusammen getragen zu haben, was man deutlicheres und gewisseres von dem Innern des Landes Brasilien findet, welches die Ordnung uns nicht erlaubet, hinter uns zu lassen. Wir wollen bey der ersten Hauptmannschaft wieder anfangen, welche St. Vincent ist. Correal, welcher sich fünf Jahre lang in den portugiesischen Ländern von 1684 bis 1690 aufgehalten, erzählt, als er zu Bahia, oder der Bay aller Heiligen gewesen, so sey er mit Ansehen auf einigen Barken gebrauchet worden, die man nach St. Vincent schickete, um daselbst Lebensmittel hinzubringen, welches ihm Gelegenheit gab, saget er, sich ganz besonders von dem Zustande dieser Provinz zu unterrichten k).

Stadt Santos von Correal beschriebenen.

Santos, welches die Hauptstadt davon ist, ist eine kleine Seestadt, die ihm sehr wohl gelegen zu seyn schien. In ganz Westindien ist kein Hafen, welcher besser könnte befestiget werden; noch welcher geschickter sey, große Schiffe einzunehmen. Die Pflanzstadt bestand damals aus drey oder vierhundert Portugiesen, Mestizen, die meistens mit bekehrten Indianerinnen verheirathet waren, und von Priestern oder Ordensleuten regieret wurden, welche allen Reichthum des Landes besäßen. Sie haben eine große Anzahl Sclaven und zinsbarer Indianer, die sie anhalten, ihnen eine gewisse Menge Silbers aus denen Bergwerken zu geben, welche zwischen Santos und St. Paul sind. Diese reichen Geistlichen denken wenig an den Unterricht ihrer Unterthanen. Correal hält die Einwohner in Santos für die dümmsten unter allen Indianern. „Einer von ihnen fragete ihn, ob es auch in Europa Indianer gäbe, und ob die Menschen daselbst eben so aussähen, als in Brasilien? Da das Gespräch auf die verschiedene Lage von Brasilien und Portugall gekommen, welche machet, daß in dem einen dieser Länder Sommer ist, wenn das andere Winter hat, und daß es hier Nacht ist, wenn es in Brasilien Tag ist: so konnte Correal niemand überreden, daß er solches im Ernste sagete. Er wurde noch viel verlegener, als er aus Unvorsichtigkeit von den Engländern redete, unter denen er gedienet hatte. Man fragete ihn

Unwissenheit ihrer Einwohner.

i) Laet im XVI Buche 20 und vorhergehenden Capitel.

k) Voyages de Franc. Correal Part. II. ch. 9.



ihn wohl zwanzig mal, ob er nicht ein Keger wäre; und diejenigen, welche ihn angehöret hatten, brachten Weihwasser, womit sie den Ort besprengeten, an welchem er sich mit ihnen befand.

Beschreib:  
v. Brasilien.

Er sah die Stadt St. Paul nicht, welche über zwölf Meilen von Santos im Lande ist, und auf allen Seiten von unzugänglichen Bergen, und von dem großen Walde Peracabiaba eingeschlossen wird. Er wurde aber von demjenigen bald unterrichtet, was er bisher nur aus ungewissen Zeugnissen gewußt hatte. „Sie ist eine Art von Republik, die bey ihrem Ursprunge aus einem Mischmasche von Einwohnern ohne Glauben und Gesetz bestanden, die aus Noth, sich zu erhalten, gezwungen worden, eine Regierungsform anzunehmen. Es finden sich daselbst Flüchtlinge von allen Ständen und Völkern, Priester, Ordensleute, Soldaten, Handwerksleute, Portugiesen, Spanier, Creolen, Negern, Caribocten, welches Indianer sind, die von einem Brasilianer, und einer Negerinn gezeuget worden, und Mulatten.„ Sie bestund anfänglich nur aus hundert Familien, die sich etwan auf drey oder vierhundert Personen belaufen mochten, die Slaven und einige Brasilianer aus den benachbarten Gegenden mit darunter begriffen. Innerhalb funfzehn oder zwanzig Jahren aber wuchs diese Anzahl zehn bis zwölfmal so stark. Die Paulisten, dieß ist der einzige Namen, den ihnen der Verfasser giebt, achten sich für ein freyes Volk, und geben kein anderes Merkmaal einer Abhängigkeit von Portugall, als einen jährlichen Tribut von dem Fünften des Goldes, welches sie aus ihrem eignen Lande ziehen. Man giebt vor, es belause sich solcher auf achthundert Mark. Die Tyraney der Statthalter hat zu dieser kleinen Gesellschaft Anlaß gegeben. Sie hält so eifrig über ihre Freyheit, daß sie den Fremden den Eintritt in ihr Land verschleßt, wenn sie sich nicht in der Absicht angeben, daß sie sich daselbst setzen wollen. Alsdann unterwirft man sie langen Prüfungen, so wohl um sich zu versichern, daß sie keine Rundschafter und Verräther sind, als auch um zu erfahren, wozu sie können gebraucht werden. Wenn man wegen ihrer Gesinnungen gesichert zu seyn glaubet: so läßt man sie beschwerliche Streifereyen thun, in denen sie jeder zween Indianer zu fangen verbunden sind, die sie zur Dienstbarkeit mitbringen müssen, und welche in den Bergwerken oder bey dem Ackerbau gebraucht werden. Wenn man die Prüfung nicht aushält, oder wenn man in den Verdacht einiger Treulosigkeit kömmt: so wird man ohne Barmherzigkeit getödtet. Die Erlaubniß, sich hinweg zu begeben, wird denjenigen auch nicht leichtlich zugestanden, welche dieses Zwanges müde sind. So oft sie hinschicken, ihren Tribut zu bezahlen, lassen sie die Erklärung thun, es habe die Schuldigkeit und Furcht keinen Antheil daran, und ihr einziger Bewegungsgrund sey eine alte Empfindung der Ehrfurcht gegen den König in Portugall. Man versichert, da sie eine Menge Gold und Silberbergwerke hätten, so sey dasjenige, was sie den königlichen Bedienten bezahlten, bey weitem nicht der Fünfte von dem, was sie ausbrächten. Die portugiesischen Statthalter sind davon überzeuget: allein, wie soll man eine Bande Räuber zwingen, die mit unzugänglichen Felsen umringt sind, und die unaufhörlich neue Befestigungen an denen Pässen hinzusetzen, von denen sie glauben, daß solche durch die Natur noch nicht befestiget genug sind? Sie marschiren nur haufenweise, mit Pfeilen und Schießgewehre bewaffnet. Man weiß nicht, ob sie die Kunst verstehen, Flinten zu machen: es ist aber gewiß, daß es ihnen niemals daran gefehlet hat. Correal hält dafür, weil sie die Reisenden, die sich entfernen, wenig achten, und eine Menge entlaufener Negern aufnehmen, so sammelten sie dadurch Feuergewehr genug. Sie unter-

Republik St. Paul.

Ihr Ursprung.

Ihre Gesetze und Gebräuche.

**Beschreib.** nehmen Streifereyen von vier oder fünfhundert Meilen weit in das Land hinein, zwischen  
**v. Brasilien.** den Flüssen de la Plata und der Amazonen. Zuweilen sind sie wohl gar so dreust, daß sie queer durch Brasilien gehen. Man hat vernommen, daß die Jesuiten aus Paraguay vielmals Mühe angewandt, sich in das Land der Paulisten einzuschleichen: allein, diese ungelehrigen Räuber haben sich entweder aus Mißtrauen gegen ihre Absichten oder aus Gleichgültigkeit gegen die Religion, denselben allezeit hartnäckig widersetzet <sup>h</sup>.

**Zeugniß der Missionarien.** Es ist ein Glück, daß Correals Zeugniß hier durch der Missionarien ihres bestätigt wird. Ob aber gleich ihre Erzählungen einander im Grunde ähnlich sind: so kann man dennoch aus den Beobachtungen des P. Lozano noch andere Nachrichten ziehen. Die Portugiesen, saget er, hatten, nachdem sie die Stadt St. Vincent an dem Ufer des Meeres gebauet hatten, einige Colonien weiter in das Land hinein geschickt. Sie legeten daselbst Städte an, wovon eine der berühmtesten St. Paul ist, welche in einer Gegend, Namens Piratininga von den Eingeborenen des Landes gebauet wurde; daher sie auch den Zunamen von Piratiningue erhalten. Nicht lange nach ihrer Erbauung verlegete der P. Emanuel von Nobrega, welcher von dem heil. Ignatius nach Brasilien geschickt worden, um daselbst der erste Superior Provincial seiner Gesellschaft zu seyn, das Collegium von St. Vincent dahin, weil er dafür hielt, daß diese kleine Stadt zu der Absicht vortheilhafter läge, die er hatte, daselbst eine zahlreiche Kirche von Brasilianern zu errichten, welche er allda viel gelehriger zu finden glaubete, als an dem Ufer des Meeres. Weil er an eben dem Tage, da man das Fest der Befehrung Pauli feyerte, in 1554<sup>ten</sup> Jahre, in dieser Stadt angekommen war: so weihte er die Kirche des neuen Collegii diesem Apostel, dessen Namen hernach der Stadt ihrer geworden ist.

**Ursprung der Mamelucken in Südamerika.** Ihre Einwohner erhielten sich einige Zeitlang in der Gottseligkeit; und die Indianer der dasigen Gegend, welche von den Jesuiten beschützet wurden, die ihnen leutselig begegneten ließen, nahmen das Christenthum um die Wette an. Allein, dieser Eifer dauerte nicht lange; und die portugiesische Pflanzstadt St. Paul von Piratiningue, wovon die Missionarien allerhand Beystand zu erhalten hoffeten, wurde bald ihr größtes Hinderniß. Die erste Quelle des Uebels war eine andere Pflanzstadt, nahe an St. Paul, wo das portugiesische Blut mit dem brasilianischen sehr vermischet war. Dieses Beyspiel war ansteckend für St. Paul; und nach und nach entstand aus der Vermischung beyderley Geschlechtes ein verkehrtes Geschlecht, dessen Unordnungen so weit getrieben wurden, daß sie diesen Mestizen den Namen der Mamelucken gaben; um vermuthlich ihre Ähnlichkeit mit den alten Räubern in Aegypten anzuzeigen.

Die Bemühungen der Statthalter, der Obrigkeiten, und der geistlichen Oberrn konnten nicht hindern, daß das ungebundene Leben nicht allgemein wurde, und die Mamelucken schüttelten endlich das Joch der göttlichen und menschlichen Geseze ab. Banditen aus verschiedenen Völkern, Portugiesen, Spanier, Italiener und Holländer, welche vor den Verfolgungen der Gerechtigkeit der Menschen flohen, und sich vor der Gerechtigkeit des Himmels nicht fürchteten, ließen sich zu St. Paul nieder. Das kürzeste, beobachtet dieser Schriftsteller, würde gewesen seyn, die Erde davon zu reinigen; und es war den beyden Kronen Spanien und Portugal, die damals auf einem Haupte vereinigt waren, auf gleiche Art daran gelegen. Allein, die Stadt, welche auf der Spitze eines Felsen lag,

konnt

<sup>h</sup> Correal am oben angef. Orte.

konnte nicht anders, als durch Hunger, überwältiget werden. Man brauchete zahlreiche Kriegesheere, welche Brasilien zu erhalten nicht im Stande war; ohne zu gedenken, daß eine kleine Anzahl herrhafter Leute die Zugänge dazu vertheidigen konnte, und daß man, um sie zu Paaren zu treiben, eine Uebereinstimmung beyder Nationen gebraucher hätte, die man niemals gefunden hat.

Es scheint erstaunlich zu seyn, und vielleicht hat auch solches verhindert, daß man nicht einige Maasregeln, wenigstens wider die Mamelucken, ergriffen hat, daß sie nicht nöthig hatten, aus ihrem Aufenthalte heraus zu gehen, um alle Bequemlichkeiten des Lebens zu genießen. Man zieht zu **St. Paul von Piratiningue** eine gesunde Luft unter einem beständigen heitern Himmel ein. Der Himmelsstrich liegt zwar in vier und zwanzig Grad Süderbreite: er ist aber doch sehr gemäßiget. Alle Felder sind fruchtbar und tragen sehr schönes Getreyde. Die Zuckerröhre wachsen daselbst im Ueberflusse; und die Weiden sind vortreflich allda. Man kann es also nur der Neigung zum Laster und zur Räuberey zuschreiben, daß sie so lange Zeit mit unglaublichen Beschwerden und beständiger Gefahr weit in wilde Gegenden wüthend durchstrichen, und sie von mehr als zwey Millionen Menschen entblößet haben *m*). Ueber dieses war nichts elender, als das Leben, welches sie auf diesen Zügen führten, die oftmals viele Jahre dauerten. Es kamen ihrer eine große Anzahl um. Andere fanden bey ihrer Zurückkunft ihre Weiber wieder verheirathet. Kurz, ihr eigenes Land würde bald ohne Einwohner gewesen seyn, wenn diejenigen, die nicht wieder zurück kamen, nicht durch die Gefangenen, die man von diesen langen Streifereyen mitbrachte, oder durch die Indianer, mit denen die Stadt in Gesellschaft stand, wären ersetzt worden.

Die Spanier in Paraguay haben nicht weniger von diesen öffentlichen Feinden erlitten, als die indianischen Völkerschaften, die sich ihren Streifereyen ausgesetzt fanden. Der Geschichtschreiber von Paraguay aber wirft ihnen vor, daß sie die Schuld davon nur sich selbst zuschreiben können. Sie durften, saget er, nur die Reductionen, das ist, die christlichen Flecken in Paraguay wider die Mamelucken unterstützen, welche diese Vormauern nicht würden haben über den Haufen werfen können. Der Eigennuß verblendete sie. Sie sahen an diesen neuen Kirchen nur einen Damm, der ihrer Habsucht entgegen gesetzt war; und sie haben den Vortheil niemals erkannt, den sie mit Recht davon ziehen konnten, als nach dem Umsturze dieser Vormauer. Weil indessen die Mamelucken doch mehr Widerstand von diesen neuen Christen fanden, als sie sichs vermuthet hatten, und sie sich selbst nicht dadurch schwächen wollten, daß sie solche mit Gewalt überwänden: so nahmen sie ihre Zuflucht zur List, und wandten vielerley Ränke an. Derjenige Rangk welcher ihnen am meisten glückete, wenigstens auf eine Zeitlang, war, daß sie in kleinen Haufen, deren Anführer wie Jesuiten gekleidet waren, nach denen Orten marschirten, wo sie wußten, daß diese eifrigen Glaubensboten Neubekehrte zu machen sucheten. Sie pflanzeten daselbst anfänglich Kreuze, macheten denen Indianern, die sie antrafen, kleine Geschenke, gaben den Kranken Arzeneyen; und da sie die Guaranie Sprache verstunden, welche die gemeinste in diesem Lande ist, so giengen sie gar so weit, daß sie in dieselben drangen, das Christenthum anzunehmen, wovon sie ihnen eine kurze Erklärung gaben. Da diese Kunstgriffe die Macht gehabt hatten, eine große Anzahl derselben zusammen zu

Beschreib.  
v. Brasilien.

Sie verkleiden  
sich als Jesu-  
iten.

brin-

*m*) Man sehe des P. le Charlevoix Histoire du Paraguay.

Beschreib.  
v. Brasilien.

bringen: so schlugen sie ihnen vor, sich an einem bequemen Orte niederzulassen, wo ihrem Glücke nichts abgehen sollte. Die meisten ließen sich durch diese Verräther führen, welche endlich die Maske abnahmen, und anfangen, ihnen die Hände zu binden. Sie erwürgten diejenigen, von denen sie befürchteten, daß sie einigen Widerstand thun möchten, und schleppeten die anderen in die Dienstbarkeit. Indessen entwischeten doch einige, welche Lärmen machten. Bevor aber diese höllische Treulosigkeit recht erkannt wurde, empfanden die Jesuiten auf ihren apostolischen Reisen durch die Gefahr, der sie ausgesetzt waren, und vornehmlich durch die Schwierigkeit, die sie lange Zeit antrafen, ehe ihnen die Indianer folgen wollten, traurige Wirkungen davon.

Die ganze neue Geschichte von Paraguay ist von den blutigen Unternehmungen der Mamelucken angefüllt; und bey der Gelegenheit eines Uebels, welches von Tage zu Tage zunahm, erhielten die Jesuiten endlich von dem Könige in Spanien die Erlaubniß, ihre Indianer zu bewaffnen. Man würde es mir nicht verzeihen, wenn ich hier einen so merkwürdigen Umstand wegließe.

Wie die Missionarien die Erlaubniß erhalten haben, die Indianer zu bewaffnen.

Es war nicht genug, saget der fromme Geschichtschreiber, daß man die neuen Christen in den Reductionen zusammen gebracht, und sie so gar auch vor einem Ueberfalle in Sicherheit gesetzt hatte. Ihre Häupter stellten dem Superior der Missionen vor, daß, so lange sie nicht gleiches Gewehr hätten, alle Vorsichtigkeit nicht würde hindern können, daß sie nicht den Mamelucken unterlägen. Die Missionarien waren davon eben so wohl überzenger, als sie. Man hatte sich aber in Spanien eine Staatsregel daraus gemacht, den Gebrauch des Schießgewehres unter den Indianern nicht einzuführen; und nichts war in der That klüger in Ansehung der unter der Boßmässigkeit stehenden Indianer, welche unter den Spaniern lebten, denen an ihrer Erhaltung gelegen war. Man konnte sich auf die Treue dieser Art Sklaven nicht verlassen, deren Unterthänigkeit nur in so weit erzwungen war, als sie sich nicht im Stande befanden, das Joch abzuschütteln. Welein, so war es nicht auch mit andern. Ihre Unterthänigkeit war freywillig, und die Vortheile, die sie dabey gefunden hatten, hatten ihnen den Werth derselben zu erkennen gegeben; daher sie auch nichts zur Empörung bewegen konnte, wenigstens so lange man nichts wider ihre Freyheit unternehmen würde, welche der Fürst ihnen zu erhalten sich anheischig gemacht hatte. Ueber dieses waren sie die einzigen, auf die man sich bey der Vertheilung der Provinzen Paraguay und Rio de la Plata, wider die Unternehmungen der Portugiesen und Indianer aus Brasilien, Rechnung machen konnte, welche nur erst die Städte Xeres, Villarica und Ciudad Real nachher zerstöret, die sich nur erst nachher einen Weg nach Peru durch Paraguay eröffnet, und sich nur erst nachher in den Besitz vieler schönen Goldbergwerke, als Montegrosso und Guaiaba, gesetzt haben, da man sie die Reductionen von Guayra zu Grunde richten lassen. Es war sehr zu verwundern, daß die spanischen Statthalter, denen man diese Vorstellung vielmals gemacht hatte, so wenig Acht darauf gehabt. Sie ließen sich durch verschiedene Personen einnehmen, diennur ihren Eigennuß vor Augen hatten, und die ihn doch sehr schlecht verstanden, indem sie das Beste des Staates und der Religion ihm aufopfereten.

n) Man sehe oben die Reisen auf dem Flusse de la Plata.

o) Wir lassen uns hier nicht in die letzte Streitigkeit ein, die von einer andern Natur ist, und Erläuterungen brauchet, die man nur von der Zukunft erwarten kann.

Es scheint gewiß zu seyn, daß die Reductionen die Waffen wider Spanien selbst bey Gelegenheit des Vergleiches beyder Höfe wegen dieser Colonie ergriffen haben, und daß die Indianer im 1756sten Jahre von den vereinigten span.

Ben den gegenwärtigen Umständen, wo diese falschen Vorstellungen wohl befestiget zu seyn schienen, würde auch der am besten gesinnte Statthalter es nicht haben über sich nehmen dürfen, den Gebrauch des Schießgewehres unter den neuen Christen zu bestätigen; und die Missionarien getraueten es sich noch weniger, solches vorzuschlagen. Als aber der P. von Montoya, einer von den vornehmsten n), nach Madrid reisen sollte: so unterließ man nicht, diesen Artikel mit in seine Anweisung zu setzen. Er eröffnete solchen dem königlichen Rathe von Indien. Weil er es schon vermuthet hatte, daß man ihm den Einwurf machen würde, wenn die einmal bewaffneten Neubefehrten sich wider die Spanier emporsetzten, so würde es unmöglich seyn, sie zu Paaren zu treiben, weil man sie nicht hätte unters Joch bringen können, da sie nur noch ihre Pfeile und ihre Macanas zu Waffen gehabt: so kam er diesem Einwurfe dadurch zuvor, daß er vorstellte, die Absicht der Missionarien wäre nicht, ihren Indianern das Gewehr nach Willkühr zu lassen, sondern sie gedächten solches selbst mit allem Pulver und Bleye zu verwahren, und es ihnen nicht eher in die Hände zu geben, als wenn sie mit einem Einfalle von Seiten ihrer Feinde bedrohet würden; sie wollten so gar in den Reductionen nur so viel verwahren, als nöthig seyn würde, sich vor einem Ueberfalle zu sichern, und alles übrige wollten sie in der spanischen Stadt Assoncion aufzuheben geben. Er setzte hinzu, dieses Gewehr sollte von denen Almosen gekauft werden, die sie erhalten würden; es sollte der königlichen Casse nicht einen Pfennig kosten; und damit die Indianer damit umgehen lernten, so wollte man von Chili einige Jesuitenbrüder kommen lassen, die unter den Soldaten geblenet hätten.

Beschreib.  
v. Brasilien.

Der Hof sah endlich diese Gründe ein, und war mit der Vorsichtigkeit zufrieden, womit man solche zu unterstützen bedacht gewesen. Es wurde alles im 1639ten Jahre zugestanden; und die besondern Statthalter so wohl, als der Unterkönig, erhielten Befehl, auf welchen die Vollziehung bald folgte. Einige Spanier schrien sehr wider diese Neuerung. Der königliche Rath von Indien aber ließ sich nicht bewegen; und die katholischen Könige haben nicht aufgehört, seine Entscheidung gut zu heißen. In diesen letzten Zeiten hat Philipp der V, welcher dafür hielt, daß den Missionarien mehr, als jemanden, daran gelegen sey, daß ihre Indianer ihres Gewehres nicht misbraucheten, nur durch eine Verordnung vom 28ten des Christmonates 1743, dem Superior der Reductionen empfohlen, alle Sorgfalt anzuwenden, damit dem Misbrauche gleich im Anfange gesteuert würde, und dem Rathe von den geringsten Unordnungen Nachricht zu geben. Weil aber niemals etwas geschehen ist, was das Mistrauen rechtfertigen könnte: so hat der spanische Hof erkannt, es sey kein Siß weislicher eingerichtet. Seit mehr als hundert Jahren haben die Mamelucken und ihre Bundesgenossen den christlichen Reductionen nichts anhaben, noch ungestraft in die Provinzen dringen können, wo sie errichtet sind: sondern es ist unter den Neubefehrten eine Miliz entstanden, welche die vornehmste Hülfe des Oberherrn in diesem Theile von Südamerica ausmachet, und deren Anwendung ihm nicht mehr kostet, als ihr Unterhalt. Man hat insbesondere Beispiele in den Streitigkeiten der Krone Spaniens mit Portugal wegen der berühmten Colonie St. Sacramento, gesehen o):

Im

spanischen und portugiesischen Truppen geschlagen worden. Was für eine Vorstellung man sich aber auch von diesem Kriege machen kann: so ist es nichts destoweniger wahr, daß seit hundert und zwanzig Jahren die Reductionen Spanien sehr

nützlich gewesen sind. Dieses bewegt einen zu glauben, daß sich der gegenwärtige Handel zu ihrem Vortheile aufklären wird. Wir haben schon angemerkt, daß die letzten Nachrichten der Auf- führung der Missionarien Ehre machen.



Beschreib.  
v. Brasilien.

Tapferkeit der  
Neubefehrten  
in Paraguay.

Im 1705ten Jahre, da sich die Portugiesen dieser Colonie bemächtigt hatten, berichtete der Sergent Major, Don Balthazar Garcia de Ros, welchem die Belagerung dem König, an den königlichen Rath von Indien, an den Unterkönig in Peru, an alle Tribunallen des spanischen America, und an die Officier der Truppen gerichteten Schrift, er hätte den Indianern aus den Reductionen von Parana und Uruguay alle Verbindlichkeit wegen des guten Erfolges; „sie hätten alle Beschwerlichkeiten über sich genommen, so gar, daß sie auch mit ihren Armen das Geschüs auf die Batterien getragen hätten; sie wären stets „an der Spitze des Angriffes gewesen; und hätten, mit der größten Unerfrohenheit, das Feuer „aus dem Plaze ausgehalten. Die Belagerten wären dadurch so in Schrecken gesetzt worden, daß, als sie solche zum Sturmlaufen anmarschiren sehen, sie sich auf viele Schiffe, „die mit einem Beystande angekommen, welcher nicht die Zeit gehabt, sich auszuschiffen, „gesetzt, und in dem Plaze alle ihr Geschüs und ihr Pulver und Bley gelassen hätten. Man setzet zur Ehre eben dieser Indianer hinzu, daß, als sie abgedanket worden, sie hundert und achtzig tausend Pfaster großmüthig ausgeschlagen, welche ihnen der Statthalter anboth, und welche sie für die Zeit ihres Dienstes haben sollten.

Wir wollen hier dem Leser eine andere Abbildung von diesem Siege nicht entziehen, die ihnen eben so rühmlich ist. „Da ein französisches Schiff in den Hafen Buenos Ayres „während der Zeit eingelaufen, als man die Zurüstungen zu diesem Zuge daselbst machte: „so vernahm der Hauptmann, daß die Spanier keinen Ingenieur hätten, und erboth sich, „ihnen zu dienen. Sein Anerbieten wurde angenommen. Man gab ihm den Grundriß „von dem Orte, den man angreifen wollte. Als er sich darauf erkundigte, was für Truppen dahin marschiren sollten: so erstaunete er sehr, daß der Statthalter, bey Herrechnung „derselben, sich sehr viel auf die Indianer aus den Missionen der Jesuiten zu verlassen schien, „welche ehester Tage ankommen sollten. Was wollen Sie denn, sagete er zu ihm, mit diesen Leuten machen? Warten Sie nur, antwortete der Statthalter, ehe Sie davon urtheilen, bis Sie solche gesehen haben. Wenig Tage darnach meldete man ihm, daß ihr erster Haufen erschien. Der Statthalter lud den französischen Hauptmann ein, mit ihm auszureiten. Sie wurden die tapfern Neubefehrten bald ansichtig, welche zweien und zweien „aus einem engen Wege heraus kamen, und sich auf der Ebene in Batallionen formirten, „ihr Gewehr in gutem Stande hatten, und einige Stücke hinter sich herführten. Die „Ordnung, das Stillschweigen und die Leichtigkeit ihrer Bewegungen verursacheten dem „Franzosen ein Erstaunen. Er wollte spanisch mit denen reden, welche im ersten Stiecke „stunden: sie antworteten ihm aber nicht anders, als mit den beyden Worten los Padres, „wobey sie ihm die Jesuiten zeigten, die ihnen folgten. Er gesellte sich zu einem von „den Missionarien, welcher zu ihm sagete, ihre Indianer redeten keine andere Sprache, als „die Ihrige, wenn man ihnen einen Befehl zu geben hätte, so wären er und die andern „Jesuiten da, ihnen zu Dolmetschern zu dienen, und man könnte sich auf eine richtige und „treuliche Vollziehung verlassen. Man wies ihnen den Posten an, welcher dem Feuer aus „dem Plaze ausgehset war. Sie beantworteten solches heftig, und verlangten bald Erlaubniß, solchen bestürmen zu dürfen. Man sagete zu ihnen, die Bresche wäre noch nicht groß „genug: sie antworteten, das wäre ihre Sache, und sie gedächten solchen doch wohl zu überwältigen. Man erlaubete ihnen, ihren Absichten zu folgen. Als sie anfangen, auf solchen loszumarschiren: so feuerte man mit dem groben Geschüße aus der Stadt auf sie, welches

thes sie aushielten, ohne ihre Glieder zu verlassen. Das Feuer aus dem kleinen Geschüße, welches ihnen auch viel Volk hinnahm, hatte nicht mehr Macht, sie aufzuhalten. Die Unerforschlichkeit endlich womit sie beständig anrücketen, erschreckete die Portugiesen, und machte, daß sie die Flucht nahmen. Der französische Hauptmann, nach dessen Berichte man dieses erzählt, bewunderte nicht weniger die Gelassenheit der Missionarien, welche nur ihr Breviar in der Hand hatten, und wenn sie einen von ihren Leuten fallen sahen, so gleich hinliefen, und sich dem heftigsten Feuer aussetzten, um ihn zu einem christlichen Tode zu vermehren. Sie schienen eben so wenig bewegt zu seyn, als wenn sie in der Kirche wären p).

Beschreib.  
v. Brasilien.

Die obgenannte Provinz Guayra stößt auf der Ostseite an Brasilien; gegen Norden ist sie durch ein bedecktes und sumpftichtes Land besetzt, welches man noch wenig kennt; gegen Mittag hat es Uruguay, und gegen Abend Paraguay; wiewohl sich dazwischen viel Völkerschaften finden, die noch meistens herum irren. Der Wendezirkel des Steinbockes geht in der Breite, und fast in der Mitte quer hindurch. Das Erdreich ist feucht, die Himmelsluft ungleich, und gemeinlich ungesund. Ihre Felder außer den Gebirgen sind sehr fruchtbar an Hülsenfrüchten, an Wurzeln und verschiedenen andern Pflanzen, welche wenig Wartung erfordern. Das Land ist voller Schlangen, Ottern und Kaymanen. Unter vielen Flüssen, die es bewässern, sind die ansehnlichsten nach dem Parana, der Paranapane, welcher viele andere einnimmt, und der Guibay, an welchem die spanische Stadt, die den Namen Villa rica führete, ziemlich nahe an dem Orte erbauet war, wo er in den Parana fällt, welchem alle Flüsse in dieser Provinz ihr Wasser zollen.

Beschreibung  
der Provinz  
Guayra.

Gegen Westen von der Hauptmannschaft St. Vincent, in acht und zwanzig oder neun und zwanzig Grad Südbreite, findet man einen See vierzig Seemeilen lang, aber von einer dem nicht gemäßen, und sehr ungleichen Breite. In den alten Karten führet er den Namen der Caracaraer, und in den neuern den Namen Ibera. Seine Gestalt ist unregelmäßig; er hat in seinem mittäglichen Theile zween Spitzen, welche in die See vorgehen, und woraus zween kleine Flüsse kommen, wovon sich der eine in den Rio de la Plata, und der andere in den Uruguay ergießt; der erste unter dem Namen Rio Mirinay, der zweyte unter dem Namen Rio Corrientes. Ein Missionarius saget, dieser See, oder wie er sich ausdrücket, der Sumpf der Caracaraer, hänge mit dem Parana zusammen. Man hat aber bey den Reisen auf dem Rio de la Plata angemerket, daß man diesem Flusse oftmals den Namen Parana, von seiner Vereinigung mit dem Parguan an, bis er das Wasser des Uruguay einnimmt, gebe. Der See der Caracaraer hat schwimmende Inseln, welche den Wilden von verschiedenen Völkerschaften zum Aufenthalte dienen.

See der Caracaraer.

Hinter den ersten Hauptmannschaften von Brasilien, aber funfzehn Tagereisen von dem Meere, geht wohl auf zweyhundert Seemeilen weit von Osten gegen Westen eine Reihe Gebirge, Tape genannt, welche acht Tagereisen, von dem Uruguay anfängt. Man findet daselbst fruchtbare Thäler, und sehr gute Weiden. Die Jesuiten von Paraguay hatten daselbst eine Menge Reductionen angeleget, wovon die meisten durch die Mamelucken zerstöret worden.

Gebirge Tape.

Man denkt hier nicht die Namen von allen denen Ländern und Völkern zu geben, welche Brasilien in einer so großen Strecke umringen, als diejenige ist, die man von Rio de la Plata bis an den Amazonenfluß vorgestellt hat. Außer dem, daß die meisten niemals

Verschiedene  
Völkerschaften  
in Brasilien.

**Beschreib.** recht bekannt gewesen, so haben auch die beständigen Wanderungen einer großen Anzahl wil-  
**v. Brasilien.** der Völkerschaften eine ungemeine Verwirrung in den Zeugnissen der Reisebeschreiber und  
 Geschichtschreiber gemacht. Wir müssen noch hinzu setzen, daß die christlichen Reductionen,  
 die ordentlicher Weise unter heutigen Namen gemacht werden, und oftmals von den Mamelucken  
 zerstört oder von einem Orte nach dem andern verlegt worden, um ihre Streifereyen zu vermei-  
 den, eine andere Quelle der Dunkelheit sind g). Es scheint, daß die Portugiesen nach Bra-  
 silien selbst mehr Sorgfalt gebracht haben, die ersten Einwohner kennen zu lernen, die sie  
 daselbst angetroffen haben. Ein Engländer, welcher auf seinen Reisen eben so neugierig  
 gewesen, die Menschen, als die Lage der Dörter, kennen zu lernen, hat sich auch viele Jahre  
 lang, bey seinem Aufenthalte in verschiedenen Theilen von Brasilien, beflissen, die verschie-  
 denen Geschlechter der Indianer zu bemerken. Dieses ist Knivet, den man bereits ange-  
 führet hat. Endlich hat auch Laet, welcher überzeuget ist, daß an dieser Kenntniß der ge-  
 wissen Namen viel gelegen ist, um den Ursprung derer Völkerschaften zu erkennen, welche man  
 noch immer in dem Innern des festen Landes entdeckt, sich die Mühe genommen, dasjenige  
 zu sammeln, was er in diesen beyden Quellen am deutlichsten erläutert gefunden hat. Wir  
 wollen aus seiner Nachricht einen kurzen Auszug machen.

**Ihre gemein-  
 ste Sprache.**

Er fängt mit der Beobachtung an, daß die Indianer in Brasilien nicht einerley Spra-  
 che reden; daß es indessen dennoch eine gebe, die man allgemeiner, als die andern, nennen  
 kann, weil sie die Sprache der zehn Völkerschaften ist, die das Gestade, und einige Theile  
 von dem Innern des Landes bewohnen. Die meisten Portugiesen verstehen sie. Sie ist  
 leicht, reich und auch so gar ziemlich angenehm. Die portugiesischen Kinder, welche im  
 Lande gebohren oder erzogen werden, verstehen sie eben so vollkommen, als die natürlichen  
 Einwohner des Landes, vornehmlich in der Hauptmannschaft St. Vincent; und die Jesu-  
 iten bedienen sich keiner andern bey diesen Völkern, welche über dieses die leutseligsten unter  
 allen Wilden sind. Mit ihrem Beystande haben die Portugiesen die andern Völkerschaften  
 unters Joch gebracht, und diejenigen, die ihnen widerstehen wollen, entweder verjagt oder  
 aufgerieben.

**Petiquarern.**

Unter allen Völkern in Brasilien giebt man den Petiquarern den ersten Rang. Sie  
 wohnen um den Fluß Paraiiba, ungefähr dreyßig Seemeilen weit von Fernambuc, und ha-  
 ben in ihrem Lande das kostbareste Farbholz. Eines Ungenannten Reisebeschreibung, die  
 für ein Werk eines portugiesischen Jesuiten gehalten wird, schreibt ihnen viel Neigung gegen  
 die Franzosen zu, mit denen sie sich so gar durch Verträge und Heirathen bis 1584 verban-  
 den, da sich die Portugiesen in der Hauptmannschaft Paraiiba, unter des Diego von Flo-  
 res und Fructuoso Barosa Anführung niederließen. Ein großer Theil von dieser Völ-  
 kerschaft erhält noch das Andenken seiner alten Bundesgenossen, welches machet, daß sie ih-  
 re löstern Herren verabscheuen, und sie sters geneigt sind, die Partey wider sie zu ergrei-  
 fen, wie es die Holländer erfahren haben.

**Viatanen.**

Sie hatten zu Nachbarn die Völkerschaft der Viatanen, die ehemals sehr zahlreich  
 war, igo aber fast ganz aufgerieben ist. Die Portugiesen, welche erkannt hatten, daß sie  
 mit den Petiquarern sehr genau verbunden waren, wandten List an, sie uneinig zu ma-  
 chen;

g) Daher kömmt es vielleicht, daß die neue Ge- als es wohl zu wünschen wäre. Diesen Vorwurf  
 schichte von Paraguay nicht so lehrreich in Anse- hat man ihr in dem Année litteraire gemacht.  
 hung der geographischen Kenntniß des Landes ist,

den; und als sie solche in einen Krieg mit einander gebracht hatten, so gaben sie ihren eigenen Bundesgenossen die Erlaubniß, die Viatanen zu fressen, von denen ein Theil grausamer Weise aufgestossen wurde. Darauf bemächtigten sie sich der übrigen leichtlich, welche sie zu Slaven verkauften, oder zwangen, ihnen selbst zu Fernambuc zu dienen, wo die meisten vor Elend umkamen.

Beschreib.  
v. Brasilien.

Von Rio Real bis an das Ende der Hauptmannschaft Ilheos findet man die große Völkerschaft der Tupinaben <sup>r)</sup>, welche sich in eine große Anzahl Zweige getheilt hat, unter denen wenig Vereinigung ist. Diejenigen, welche sich an der Bay aller Heiligen niedergelassen, sind mit denjenigen beständig im Kriege, die um Camanu wohnen.

Tupinaben.

Die Caetaer besaßen ehemals die Ufer des Flusses San Francisco, und hegeten einen tödtlichen Haß gegen die Indianer, welche Fernambuc am nächsten waren.

Caetaer.

Zwischen der Hauptmannschaft Ilheos und Spiritu Santo findet man die Tupinaquen, welche vor Zeiten aus den Gegenden um Fernambuc weggegangen, um sich an dieser Küste zu setzen, wo ihre Colonie sehr zahlreich wurde: sie ist aber heutiges Tages sehr vermindert. Von allen Wilden werden sie für die hartnäckigsten in ihren Irrthümern, und für die rachsüchtigsten gehalten, welche der Vielweiberey am stärksten ergeben sind. Indessen bleiben doch diejenigen, die das Christenthum annehmen, beständig dabey.

Tupinaquen.

Die Tupiquen, welche von den Tupinaquen herkommen, wohnen in dem Innern des Landes, von der Hauptmannschaft St. Vincent an bis an die Hauptmannschaft Fernambuc. Sie machten ehemals eine ansehnliche Völkerschaft aus; die Verfolgung der Portugiesen aber, welche sie zur Slaveren wegführten, hat gemacht, daß die größte Anzahl von ihnen einen andern Aufenthalt gesucht. Sie haben zu Nachbarn die Apigapitangaer, die Mariapigtangaer und die Guaracaer. Diese letzte Völkerschaft, welche auch die Pataer heißt, heget einen tödtlichen Haß gegen die Tupinaquen.

Tupiquen.

Die Tümmimiver bewohnen die Gegenden um die Stadt Spiritu Santo, und hassen die Tupinaquen eben so sehr: es ist aber heutiges Tages nur noch eine kleine Anzahl davon übrig.

Tümmimiver.

Die Ufer des Rio Janeiro waren ehemals von den Tamviaern bewohnt. Da sich aber die Portugiesen daselbst niedergelassen: so haben sie diese Völkerschaft fast gänzlich ausgerieben. Ihre Ueberbleibsel haben sich in das feste Land begeben, wo sie den Namen der Ararapaer führen.

Tamviaer.

Das ganze Ufer in einem Raume von ungefähr achtzig Seemeilen, zwischen der Hauptmannschaft St. Vincent und der Mündung Rio de la Plata wird von den Carocern, einer überaus zahlreichen Völkerschaft und Todtschenden der Tupinaquen, besessen.

Caroer.

Man findet auf allen Seiten eine Menge Zweige von einer Völkerschaft, die Tapuyäer genannt, welche verschiedene Namen bey ihren mannichfältigen Niederlassungen angenommen haben. Diejenige, welche sich die Guaymiräer nennet, ist der Tupinaquen Nachbar, sieben oder acht Seemeilen vom Meere, und hat sich sehr weit in das innere Land hinein erstreckt. Die Indianer von dieser Völkerschaft sind von langer Statur, unermüdet zur Arbeit und von einer erstaunlichen Behendigkeit. Sie haben schwarze und lange Haare.

Tapuyäer und ihre verschiedenen Linien.

<sup>r)</sup> Vermuthlich sind es diejenigen, welche Topinambuer genannt worden, und welche man wegen ihrer Zerstreung allenthalben antrifft.

Beschreib. v. Brasilien. Haare. Man kenne keine Dörfer, oder andere ordentliche Wohnplätze von ihnen. Sie führen ein herumschweifendes Leben, und verheeren alle Dörter, wo sie hinkommen können. Sie nähren sich von Wurzeln und rohen Früchten, oder dem Fleische derer Menschen, die ihnen in die Hände gerathen. Sie haben Bogen von einer sonderbaren Größe und Stärke, und Keulen mit Steinen bewaffnet, womit sie ihren Feinden den Kopf zerschmettern. Ihre Grausamkeit hat sie bey allen Einwohnern in Brasilien, die Portugiesen selbst nicht ausgenommen, furchtbar gemacht.

Man rechnet unter die Zweige der Tapüyaer alle folgende Völkerschaften; die Tucanucoer, welche die Ebenen von Caatinga um Rio grande, hinter der Hauptmannschaft Porto seguro bewohnen; die Tacioer, welche sich bey Aquitigpe geseset haben; weiter hin die Quigraubaer, und die Pahier, welche sich den Leib mit einem Rocco von Hanse ohne Aermel bedecken, und welche eine besondere Sprache haben; darauf die Aroer, die Aquitigbaer, und die Laratioer; auf eben der Linie die Mandevier, die Macutioer, und die Taporäer, welche den Ackerbau treiben; die Cuxaraer und die Nühincoer, welche die großen innern Ebenen bewohnen. Ziemlich nahe bey der Bay aller Heiligen findet man die Guayavaer, welche ihre eigene Sprache haben; und in eben der Gegend die Taicüvioer und die Corivioer, welche beständige Wohnungen haben. Diese drey Völker sind mit den Portugiesen durch alte Verträge verbunden. Die Pigrüwer haben auch ordentliche Wohnungen. Die Obacatiarer haben die Inseln des Flusses San Francisco inne. Die Anhelimer, die Aracütoer und die Caiviarer wohnen in Höhlen und unterirdischen Klüften. Die Canüciärer haben Zisen, die ihnen bis auf die Hüften hinunter hängen und sind genöthiget, sich solche bey ihrem Laufen zu binden s). Die Jobioräer, Apüyarer sind ein herumschweifendes Volk, welches nur unten am Ende gebrannte Knüttel zu seinen Waffen hat. Bey einer Menge von Menschenfressern sind die Cümpehaer fast die einzigen, die kein Menschenfleisch essen. Sie schneifen aber, wie die andern, herum und schneiden ihren Feinden den Kopf ab, den sie an ihre Seite hängen und tragen. Die Guayoer haben ihre Wohnungen. Sie sind wegen der Kunst, die sie besitzen, ihre Pfeile zu vergiften, furchtbar. Die Cincer, die Pahaiwer, die Jaicüwer, die Tüpioer, die Maracaguacoer, die Jaracüwer, die Tapechiver, die Anacüer, die Piracüer, die Taraguärgaer, die Pahacüwer, die Parapoter, die Caraciboinen, die Caracüwer, die Naimimier sind Bundesgenossen, oder Abkömmlinge von den Guanmüeren, ob sie gleich eine andere Sprache reden. Die Acüvaraer, die Cüigtaer, und die Güipaer wohnten ehemals in den Gegenden von Porto seguro. Die Brüigravibaer und die Augaravier waren nicht weit von dem Ufer zwischen Porto seguro und der Hauptmannschaft Spiritu Santo entfernt.

Die Amirocovoer und die Carajaer besitzen noch das innere Land gegen Norden von der Hauptmannschaft St. Vincent. Gegen Aquirigpe zu findet man die Aperiüpaer, die Caragüatayraer, die Aquigiraer und die Tapigüvier, ein so kleines, aber handfestes Volk, daß ihm die Portugiesen den Namen der Pygmäen geben; die Quincigüigier, welche vortreffliche Reiter sind; die Quajeraer und die Anagüigier.

Die Guaitacaer bewohnen die Küste der Hauptmannschaft Spiritu Santo und den Fluß Janeiro. Sie lieben die freye Luft, und fliehen die Gehölze. Man findet sie nie  
mols

s) Vermuthlich redet man hier nur von ihren Weibern.



mals in ihren Hütten, als zur Zeit, wenn sie schlafen. Die Jaghigranüpanier, welche mit den Guaimürern genau verbunden, und ihre ordentlichen Gesellschafter bey ihren Streifereyen sind, erregen ein Schrecken durch den Gebrauch, den sie haben, ein großes Geräusch mit Stöcken von klingendem Holze zu machen, welche sie an einander schlagen. Die Quirigüjaer, welche von den Topinambuern aus denen Dertern verjaget worden, die sie an der Bay aller Heiligen inne hatten, deren vornehmste Einwohner sie waren, und die von ihnen den Namen Quirimürern führten, haben ihre Zuflucht nach Süden genommen. Die Maribücoer wohnen bey dem Rio grande, die Catagüaer gegen Jequericare über zwischen den Hauptmannschaften Porto seguro und Spiritu Santo; die Tapüenquier und die Amacariier Feinde der Tupinaquer, gegen St. Vincent in dem Innern des Landes; in eben der Gegend die Noncaer, die Apüyer, die Panagüirier, die Bigrargier, die Pyrivier, die Ancüvier und die Guaracativier.

Beschreib.  
v. Brasilien.

Man rechnet also nicht weniger, als sechs und siebenzig Gesellschaften der Tapüyaer, wovon die meisten nicht einerley Sprache reden. Es sind wilde, unzählbare Völker, die mit allen andern in beständigem Kriege leben, außer mit einer kleinen Anzahl nicht, die an dem Flusse San Francisco wohnen, oder den portugiesischen Pflanzstädten nahe sind <sup>1)</sup>.

Knivet nennet einige andere Völkerschaften. Die Petivarer, welche er in einem sehr großen Lande in dem nördlichen Theile von Brasilien wohnen läßt, sind lange nicht so wild, saget er, als die andern Wilden dieser Provinzen. Sie nehmen die Fremden ziemlich höflich auf, und sind sehr tapfer im Kriege. Ihre Statur ist mittelmäßig. In der Kindheit durchbohret man ihnen die Lippen mit einer Spitze von einem Ziegenhorne; und wenn sie aus den Kinderjahren sind, so tragen sie kleine grüne Steine darinnen, womit sie sich so viel wissen, daß sie alle Völkerschaften verachten, welche nicht diesen Zierrath haben. Man weis nichts von ihrer Religion. Sie nehmen so viel Weiber, als sie ernähren können: den Weibern aber erlauben sie nur den Umgang mit einem einzigen Manne. Im Kriege tragen solche in Körben auf ihren Rücken den Vorrath von Lebensmitteln, welche Wurzeln, Wildprät und Flügelwerk sind, ihren Männern nach. Während ihrer Schwangerschaft tödtet der Mann kein Weibchen von den Thieren, in der Meynung, ihre Frucht möchte sich deswegen zu rächen suchen. Wenn sie entbunden sind: so leget er sich ins Bette, um die Glückwünsche von allen seinen Nachbarn anzunehmen. Bey ihren Streifereyen in wüste Länder, wo sie befürchten, einen Mangel an Lebensmitteln zu leiden, nehmen sie eine große Menge Toback mit, dessen Blätter sie zwischen das Zahnfleisch und den Backen stecken, und lassen ihren Speichel durch das Loch heraus tröpfeln, welches sie in den Lippen haben. Ihre Leutseligkeit gegen die Fremden hindert nicht, daß sie nicht ihre Feinde grausamer Weise schlachteten, um deren Fleisch zu verzehren. Sie wohnen in großen Flecken; und ein jeder hat sein besonderes Feld, welches er sorgfältig bauet.

Petivarer und  
ihre Gebräuche.

Eben derselbe setzet an die Küste des atlantischen Meeres zwischen Fernambuc und Bahia die Moriquiten, ein Geschlecht der Tapüyaer, deren Weiber zwar von einer angenehmen Gestalt, aber sehr kriegerisch, sind. Diese Völkerschaft bringt ihr Leben in Wäldern, wie die wilden Thiere, zu, und erstrecket sich bis an den Franciscusfluß. Sie greift selten ihre Feinde mit offener Gewalt an. Sie bedienet sich der Hinterhalte und list mit

Moriquiten.

<sup>1)</sup> Laet Descript. des Indes Occidentales Liv. XIV. ch. 3.

**Beschreib.** mit desto besserem Erfolge, weil sie überaus geschwind im laufen ist. Sie verzehret auch  
**v. Brasilien.** ihre Gefangenen.

Knivet bemerket von den Topinambuern, welche die Bay aller Heiligen bewohnen, daß sie eben solche Gebräuche, und eben solche Zierrathen, wie die Petivarer haben; daß sie eben die Sprache reden; und daß ihre Frauenspersonen für schön gehalten werden: daß sie aber von allen Indianern durch die Gewohheit, ihren Bart wachsen zu lassen, unterschieden sind.

**Tomomymier**  
und ihre  
Städte.

In der Hauptmannschaft Spiritu Santo, rechnet Knivet eine sehr wilde Völkerschaft, die er die Tomomymier nennet, und wider welche er oftmals in portugiesischen Diensten Krieg geführt. Er griff eine von ihren Städten, Morogeges genannt, an; denn er glaubet, er könne den Namen der Städte ihren Wohnplätzen geben, die in großer Anzahl an dem Flusse Paraiba sind. Sie sind von außen mit einer Ringmauer von großen Steinen, nach Art der Palissaden gesetzt, und hinter derselben mit einer Mauer von Kieseln umgeben. Die Dächer der Häuser sind von Baumrinden, und die Wände von einer Vermengung von Balken und Erde, worinnen sie einige Löcher lassen, ihre Pfeile durch zu schießen.

**Belagerung**  
von Morogeges.

„Herr, erzählt Knivet, bestund zu dieser Belagerung aus fünfhundert Portugiesen und dreitausend Indianern Bundesgenossen. Indessen thaten doch die Tomomymier so gewaltige Ausfälle, daß sie uns nöthigten, uns selbst zu verschanzen, und von Spiritu Santo Beystand zu verlangen. Diese Wilden zeigten sich kühnlich auf ihren Mauern, mit Federn gezieret, und den Leib roth gemahlet. Sie setzten auf den Kopf eine Art von einem kleinen verbrennlichen Kade, welches sie anzündeten; und indem sie solches in dieser Stellung sich umdrehen ließen, so riefen sie uns mit vollem Halse zu: *Lovae eyave pomtubana*; das ist, so sollet ihr auch verbrannt werden. Bey der Ankunft unserer Hülfsvölker aber singen sie an, sich heimlich hinweg zu begeben; und die Portugiesen wurden solches nicht so bald gewahr, so bedecketen sie sich mit Hürden von Röhren, wodurch kein Pfeil geht, und stürzten auf die Mauer zu, die sie nicht ohne Mühe umwarfen, und so in die Stadt drangen. Sie verloren dabey viel Soldaten. Da sie aber die Wilden niederhieben: so tödteten und singen sie ihrer etwan sechzehn tausend. Darauf machten sie sich von einigen andern nicht so großen Städten zu Meistern, deren Einwohner eben das Schicksal hatten, und das ganze Land wurde verheeret. Von da giengen wir auf dem Flusse Paraiba bis nach der Stadt Moru hinunter; und nachdem wir über das Gebirge gegangen, welches die Brasilianer Parapiaguena nennen, so kamen wir ins Gesicht von Tipa Boyera, nahe an dem Rio Janeiro, und von den Portugiesen Organa genannt, von da wir nur noch den Fluß Maccein, bis nach der Stadt St. Sebastian hinunter zu fahren hatten, wo das Heer abgedanket wurde.

**Ovaitaguaser.**

Die Ovaitaguaser bewohnen die Gegenden um das Vorgebirge Frio, welches den Namen Joco unter den Indianern führt. Das Land ist feucht und schlammicht. Diese Indianer, welche viel größer sind, als die Guaymürer lassen ihre Haare wachsen. Sie haben ihre Weiber gewöhnet, Krieg zu führen. Ihre Betten sind keine Hamacken, wie bey den andern Völkerschaften. Sie liegen auf der Erde auf einem wenig Moos vor ihrem Feuerherde. Sie leben mit niemanden in Friede, und ihre grausamsten Feinde sind ihre Nachbarn.

**Uaiyanasser.**

Die große Insel, oder Grande, welche achtzehn Seemeilen von der Mündung des Rio Janeiro liegt, wird von den Uaiyanassern bewohnt, die von sehr kurzem Wuchse sind, einen sehr

bilden

Bauch haben, und sich nichts aus der Stärke und Herzhaftigkeit machen. Ihre Weiber haben ein ziemlich hübsches Gesicht, der übrige Leib aber ist sehr ungestalt, was für Sorgfalt sie auch anwenden, solchen schön roth zu malen. Die beyden Geschlechter halten sehr viel auf ihr Haupthaar, welches sie sehr lang tragen, wobey sie sich doch gleichsam eine Krone auf dem Kopfe geschoren haben. Ihr vornehmster Wohnplatz heißt Jauaripipo.

Beschreib.  
v. Brasilien.

Kuivet bemerket von den Tupinaquern der Hauptmannschaft St. Vincent, daß sie ihre Gefangenen mit vieler Zurüstung erwürgeten, und daß sie drey Tage lang bey dieser barbarischen Ceremonie tanzeten.

Die Porier, welche ziemlich weit vom Meere wohnen, kommen den Uaiyanassen in der Statur, und den Gebräuchen sehr gleich: sie leben aber von Früchten. Die Mannspersonen bedecken sich den Leib, da hingegen die Weibspersonen nackend gehen, und sich mit vielerley Farben malen. Diese Völkerschaft lebet mit den Portugiesen in Frieden, und hat auch eine Abneigung vor dem Kriege mit ihren Nachbarn. Sie ißt kein Menschenfleisch, wenn sie etwas anders hat. Ihre Betten sind eine Art Hamacke von Baumrinden, die sie an die Bäume selbst hängen: und in denen sie sich vor den Ungemächlichkeiten der Luft durch kleine Dächer von unter einander geflochtenen Zweigen und Blättern verwahren. Sie haben keine andere Wohnung. Man glaubet, diese Gewohnheit komme von der Menge Löwen und Leoparden her, die sie in ihrem Lande haben, und die wider sie sich nicht anders vertheidigen können. Ihr einziger Reichthum ist ein Balsam, der aus ihren Bäumen fließt, und den sie den Portugiesen gegen Messer und Kämme vertauschen.

Porier.

Die Molopaquer haben ein weitläufiges Land jenseits des Flusses Paraíba inne. Man vergleicht sie, was die Gestalt betrifft, mit den Deutschen. Diese Völkerschaft ist von der kleinen Anzahl derjenigen, die ihren Bart wachsen lassen, und sich den Leib ziemlich wohlständig bedecken. Ihre Sitten haben nichts an sich, welches den natürlichen Wohlstand beleidiget. Sie haben Städte, die mit einer Mauer von Balken umgeben sind, deren Zwischenräume mit Erde ausgefüllt sind. Eine jede Familie wohnet in einer besondern Hütte. Sie erkennen die Gewalt eines Oberhauptes, welches sie Moroshova nennen, und welches außerdem nur durch das Vorrecht, sich mehr als eine Frau nehmen zu können, unterschieden ist. Ihr Land enthält Bergwerke, welche sie zu eröffnen, sich nicht die Mühe nehmen: sie sammeln aber nach dem Regen das Gold, welches sie in den Strömen und Bächen finden, vornehmlich an dem Fuße der Gebirge, unter welchen man den Reichthum desjenigen rühmet, welches sie Steperange nennen. Es fehlet diesem glücklichen Volke, nach dem Berichte des Verfassers, nichts, als die Erkenntniß der Religion. Sie tragen ihre Haare sehr lang, und haben sie eben so schön, als die europäischen Frauenspersonen, die am meisten dafür sorgen. Die ganze Völkerschaft hat ihre ordentlichen Stunden zum Essen. Sie liebet die Reinlichkeit. Kurz, ihre Sitten und Gebräuche haben nichts Wildes an sich, außer dem Geschmacke an Menschenfleisch, welchem die Molopaquer in ihren Kriegen noch nicht entsaget haben.

Molopaquer.

Die Motayer, welche ihre Nachbarn sind, haben eine kurze Gestalt und gehen nackend. Sie lassen ihre Haare nur bis an die Ohren hängen, und leiden kein Haar an allen andern Theilen des Leibes, ohne die Augenrahmen auszunehmen. Die Nachbarschaft der Molopaquer hindert nicht, daß sie nicht alle Wildheit der andern Wilden haben.

Motayer.

Weiter hin findet man die Lopier, welche die Portugiesen Bilvaros nennen, und welche in Gebirgen leben, wo sie sich mit Früchten nähren. Ihr Land ist sehr reich an Erz.

**Beschreib.** ten und Edelgesteinen: es ist aber schwer dazu zu kommen; und die Völkerschaft ist so zahl-  
**v. Brasilien.** reich und so wild, daß man noch nicht versucht hat, hinein zu dringen.

Man geht von da zu den **Nayanawassonern**, einfältigen und groben, wohlgebildeten Leuten von einer angenehmen Gestalt, aber so faul, daß sie den ganzen Tag mit Schlafen in ihren Hütten zubringen, unterdessen, daß sich ihre Weiber bestreuen, ihnen Lebensmittel zu verschaffen.

Knivet fährt fort, die Namen verschiedener andern Völker anzuführen, die aber von Brasilien so weit entfernt sind, daß sie zu keiner von ihren Provinzen gehören können.

## Der VI Abschnitt.

### Gemüthsart, Sitten und Gebräuche der Brasilianer.

<p><b>Ihre Religion.</b> Ihre Heirathen. Perys Beobachtungen von ihnen. Gute Leibesbeschaffenheit. Ihr Pug; vornehmlich bey den Weibspersonen. Speisen. Ihre Kriege. Begegnung gegen ihre Gefangenen. Ihre Begierde nach Menschenfleisch. Beobachtung wegen der brasilianischen Menschenfresser. Anmerkung über ihre Religion. Zeugniß von der Güte der</p>	<p><b>Brasilianer.</b> Mündliche Sage, das Christenthum betreffend. Treue bey den brasilianischen Ehen. Erziehung der Kinder. Beschäftigungen der Weiber. Keuseligkeit der Brasilianer gegen die Fremden. Ihre Krankheiten und Hülfsmittel. Beispiele von der brasilianischen Sprache. Brasilianisches Gespräch.</p>
---	--

**Ihre Religion.**

**M**an hat aus dem Vorhergehenden schon bemerken können, daß die Religion wenig Antheil an den Begriffen der Brasilianer hat. Sie kennen keine Art von Gottheit; sie betheuen nichts an, und ihre Sprache hat so gar nicht einmal ein Wort, welches den Namen Gottes ausdrückt. In ihren Sabeln findet man nichts, welches sich im geringsten auf ihren Ursprung oder auf die Schöpfung der Welt bezieht. Sie haben nur einige verwirrte Geschichten von einer großen Wasserfluth, wodurch das ganze menschliche Geschlecht umgekommen, einen Bruder und eine Schwester ausgenommen, welche die Welt zu bevölkern anfangen. Indessen verbinden sie doch einige Vorstellung von Macht mit dem Donner, welchen sie **Tupan** nennen; weil sie sich nicht allein vor ihm fürchten, sondern auch glauben, daß sie den Ackerbau von ihm gelernt haben. Es kömmt ihnen nicht in den Sinn, daß auf dieses Leben ein anderes folgen könne; und folglich haben sie auch eben so wenig einen Namen, den Himmel, als die Hölle, zu bezeichnen. Sie glauben aber doch, daß nach ihrem Tode etwas von ihnen übrig bleibe, weil man sie sagen höret, viele von ihnen wären in Geister verwandelt worden, und machten sich eine Lust, beständig auf angenehmen und mit allerhand Bäumen bepflanzeten Gefilden zu tanzen.

Sie haben Wahrsager, an welche sie sich nur wenden, um bey ihren Krankheiten die Gesundheit zu erhalten. Indessen finden doch diese Betrüger Mittel und Wege, sie durch Blendwerke, oder vielmehr durch außerordentliche Bewegungen und Gebertungen zu hintergehen. Sie fügen Versprechungen und Vorhersagungen hinzu, welche zuweilen gewaltige Veränderungen bey einer Völkerschaft durch die bloße Wirkung der Hoffnung oder Furcht verursachen. Bey diesen Gelegenheiten aber maquet der Wahrsager viel; denn wenn man den Betrug wahrnimmt: so wird er von denjenigen umgebracht, die er hat hintergehen wollen.

Ueberhaupt nehmen die Brasilianer viel Weiber, und verlassen sie eben so leicht wieder, als sie solche nehmen. Indessen dürfen sich doch die Mannspersonen nicht eher verheirathen, als bis sie einen Feind ihrer Völkerschaft gefangen oder erleget haben; und die Mägdechen müssen die ersten Merkmale ihres mannbaren Zustandes abwarten. Bis dahin dürfen sie kein starkes Getränk trinken.

Beschreib.  
v. Brasilien.  
Ihre Heirathen.

Lery, welcher sich unter allen Reisebeschreibern am meisten bey der Gemüthsart und den Sitten der Brasilianer aufgehalten, hat es zum Unglücke mit so vieler Verwirrung gethan, daß es bey dem Mischmasch von Beyspielen, Betrachtungen, Vergleichen, und Anführungen fremder Stellen, womit er seine Erzählung nicht so wohl schmücket, als verdunkelt, nicht leicht ist, dem Faden der Materie zu folgen, noch ihn zu der Methode zu bringen, welche man sich bey den Auszügen dieser Art vorgesetzt hat. Indessen muß man doch aus dieser schlammichten Quelle dasjenige nehmen, was man bey andern nicht findet, oder was andere selbst von ihm genommen haben.

Erstlich nennet er bey der Untereintheilung, die er von allen natürlichen Einwohnern Brasiliens macht, nur die Margacaer, die Ueracaer, die Maguher, die Tapüter und die Tupinambuer, welche er Tonupinambaulier nennet. Man weiß aber gar wohl, wie sehr alle indianische Namen durch die verschiedenen europäischen Aussprachen verändert worden. Ueberhaupt essen, nach Lerys Berichte <sup>u)</sup>, alle Brasilianer die Feinde, die sie im Kriege bekommen. Sie gehen nackend, und reiben sich den Leib mit einem schwarzen Säfte. Die Mannspersonen tragen ihre Haare, wie die Pfaffen, mit einer Krone, und durchbohren sich die Unterlippe, in die sie einen Stein stecken, der eine Art von grünem Jaspis ist. Dieses macht sie so ungestalt, daß sie zwey Mäuler zu haben scheinen. Die Weibspersonen lassen ihre Haare wachsen, und durchbohren sich die Lippen nicht: sie haben aber in den Ohren eine Oeffnung, wodurch man einen Finger stecken könnte, und welche dienet, einen Mischmasch von weißen Knöchelchen und Steinen zu tragen, der ihnen bis auf die Schultern hängt.

Lerys Beobachtungen von den Brasilianern.

Die Ueracaer sind ohne Aufhören mit ihren Nachbarn im Kriege, und nehmen auch nicht einmal die Fremden auf, mit ihnen zu handeln. Wenn sie sich nicht für stärker halten: so fliehen sie mit einer Schnelligkeit, welche der Verfasser mit der Geschwindigkeit der Hirsche vergleicht. Ihr schmutziges und ekelhaftes Ansehen, ihr wilder Blick, und ihre bestialische Gesichtsbildung machen sie zu einer der verhaßtesten Völkerschaften auf der Welt. Ueber dieses sind sie von andern Brasilianern durch ihr Haupthaar unterschieden, welches sie bis mitten auf den Rücken hinunter hängen lassen, und wovon sie nur einen kleinen Kreis auf der Stirne abschneiden. Ihre Sprache ist auch ihrer nächsten Nachbarn ihrer nicht ähnlich. Die überaus große Wildheit dieser Indianer hat es noch nicht erlaubt, sie zu einer ordentlichen Handlung zu vermögen. Man handelt mit ihnen nur von weitem, und stets mit Feuergewehre in der Hand, um durch die Furcht eine unordentliche Begierde zu unterdrücken, die bey Erblickung des weißen Fleisches der Europäer in ihnen aufwachet. Der Tausch geschieht in einer Weite von hundert Schritten; das ist, man bringt auf beyden Seiten an einen gleich weit entfernten Ort die Waaren, welche den Gegenstand der Handlung ausmachen. Man zeigt sie einander vom weiten, ohne ein Wort zu sagen, und ein jeder läßt oder nimmt dasjenige, was ihm ansteht. Es geht dabey redlich genug zu.

H h 2

Es

<sup>u)</sup> Histoire d'un Voyage etc. ch. VIII.



Beschreib.  
v. Brasilien.

Digmäen.

Gute Leibes-  
beschaffenheit.

Ihr Puß.

Es scheint aber, daß das Mistrauen gegenseitig ist, und daß, wenn die Portugiesen be-  
fürchten, gefressen zu werden, die Uetacaer sich eben so sehr vor der Slavery scheuen.

Außer einigen nicht sehr zahlreichen Volkerschaften, die man wegen ihrer Kleine Dig-  
mäen genannt, ohne daß man eine Ursache von dieser sonderbaren Eigenschaft in einerley  
Himmelsgegend finden könne, kömmt die ordentliche Gestalt der Brasilianer der unserigen  
gleich: sie sind aber viel dauerhafter, und den Krankheiten nicht so unterworfen, als die  
Europäer. Man sieht keine Sichtsbrüchige, keine lahme, keine Blinde, noch sonst einige  
an ihren Gliedern verstümmelte unter ihnen. Es ist nicht selten, daß man sie auf hun-  
dert Jahre leben sieht. Ihre Haare werden fast niemals grau. Sie sind stets lustig,  
wie ihre Gesilde stets grün sind. Die Farbe ihres Leibes ist bey ihrer beständigen Blöße  
nicht schwarz, und auch so gar nicht einmal brauner, als der Spanier ihre. Indessen  
sind doch, außer an ihren Festen oder Freudentagen, Männer, Weiber und Kinder stets  
der größten Sonnenhitze ausgesetzt. Sie haben nur erst seit der Niederlassung der Portu-  
giesen angefangen, sich in der Mitte des Leibes zu gürteln, und an ihren Festen von dem  
Gürtel bis unten ein blaues oder gestreiftes Tuch zu tragen, woran sie kleine Knochen oder  
Schellen hängen, wenn sie welche im Tausche bekommen können. Die Häupter hängen  
alsdann so gar eine Art von Mantel über die Schulter: man nimmt aber wahr, daß ih-  
nen dieser Schmuck zum Zwange ist, und daß ihr größtes Vergnügen ist, nackt zu gehen.

Sie können kein Haar an irgend einem andern Theile des Leibes leiden, als auf dem  
Kopfe. Die Scheeren und Zangen, welche ihnen dienen, sich solche hinweg zu schaffen,  
sind einer von den größten Gegenständen der Handlung. Was man von der Gewohnheit  
gesaget hat, die sie haben, sich die Unterlippe zu durchbohren, ist gleich von ihrer Kind-  
heit an wahr: in diesem zarten Alter aber tragen sie nur einen kleinen Knochen, so weiß  
wie Elfenbein, darinnen. In dem männlichen Alter stecken sie einen Stein hinein, der  
oftmals eines Fingers lang ist; und den sie ohne das geringste Band darinnen fest zu hal-  
ten wissen. Einige stecken sich auch so gar welche in die Backen. Sie sehen es für eine  
andere Art von Schönheit an, eine platte Nase zu haben; und die erste Sorgfalt der Vä-  
ter bey der Geburt der Kinder ist, daß sie ihnen diesen wichtigen Dienst leisten. Die  
schwarze Farbe, womit sie sich den ganzen Leib malen, außer dem Gesichte, hindert nicht,  
daß sie nicht an einigen Orten auch noch Flecken von verschiedenen Farben aufschmierem.  
Ihre Beine und ihre Schenkel aber behalten stets einerley Schwärze, welches machet, daß  
sie in einiger Entfernung wie schwarze Hosen aussehen, die auf die Fersen hinunter hängen.  
Am Halse tragen sie Halsbänder von Knochen von einer schimmernden Weiße, und von  
Gestalt eines halben Mondes, welche oben an ein baumwollenes Band angeheftet sind:  
zur Abwechselung aber hängen sie zuweilen kleine Kügelchen von einem sehr glänzenden  
schwarzen Holze darunter, wovon sie eine andere Art von Halsbänder machen. Weil sie ei-  
ne Menge Hühner haben, die sie zuerst aus Europa bekommen: so suchen sie die weißesten  
darunter aus, und rupfen ihnen die Pflaumfedern ab, welche sie roth färben, und sich mit  
einem sehr klebrichten Gummi auf den Leib streuen. In ihren Kriegen und an ihren ho-  
hen

x) Verv glaubet, in diesen wilden Gebräuchen  
den Ursprung einiger französischen Moden seiner  
Zeit zu finden. „Außer der Krone vorn auf dem  
„Kopfe, und den hinten hinunter hangenden Haa-

ren, binden und ordnen sie auch Federn von Vo-  
„gelflügel zusammen, woraus sie sich Stirnbinden  
„machen, welche der Gestalt nach den wahren oder  
„falschen Haarzierathen ziemlich ähnlich sind, we-  
„che

hen Festtagen kleben sie sich mit Wachse auf die Stirne, und auf die Backen kleine Federn von einem schwarzen Vogel, den sie Tucan nennen x). Zu den Schmausereyen von Menschenfleische, welche ihre größten Lustbarkeiten sind, machen sie sich Aermeln von grünen, rothen und gelben Federn, die mit so vieler Kunst unter einander gewebet sind, daß man sie für einen Sammet von allen diesen Farben ansehen sollte. Ihre Keulen, die von dem harten und rothen Holze sind, welches wir Brasilienholz nennen, sind auch mit diesen Federn überzogen. Auf ihre Schultern nehmen sie Straußfedern, „welche sie, sa- get Lern, so zu rechte machen, daß alle Kiele auf der einen Seite dicht zusammen stehen, und das Uebrige sich in der Runde wie ein kleiner Pavillon oder eine Rose aussperret. Dieses bildet einen großen Federbusch, welchen sie Araroya nennen, den sie auf ihren Hüften mit einem baumwollenen Stricke nach dem Leibe zu enge und auswärts breit binden, so daß man sagen sollte, sie trügen einen Hühnerkorb“. Wenn sie tanzen wollen: so nehmen sie Früchte, die sie Ahuai nennen, von der Größe der Castanien. Sie höhlen solche aus, füllen sie voll kleine Steine, und heften sich solche an die Beine. In den Händen haben sie hohle und auch mit Steinen angefüllte Calabassen oder einen Stock eines Fußes lang, woran sie diese Calabassen heften.

Beschreib.  
v. Brasilien.

Was die Frauenspersonen betrifft, so muß man sich aus den Worten des Reisenden einen richtigen Begriff von ihrem Puge machen. Man muß doch sehen, saget er, ob ihre Weiber und Mägdchen, welche sie Quoniam nennen, und seitdem die Portugiesen oft dahin gekommen sind, an einigen Orten Macia heißen, besser geschmücket und gepuſet sind. Zuerst haben sie, außerdem daß sie gedachtermaßen wie die Mannspersonen ganz nackt gehen, noch das mit ihnen gemein, daß sie sich alles Haar, was bey ihnen wächst, bis auf die Augenrahmen und Augenlieder ausreißen. Es ist wahr, daß sie es ihnen, was das Haar auf dem Kopfe betrifft, nicht nachmachen; denn sie scheeren es nicht so, wie sie, vorn ab und spizen es hinten ab, sondern lassen es dafür vielmehr nicht allein lang werden, sondern kämmen und waschen es auch, wie die Weiber an andern Orten, sehr sorgfältig, scheiden es in zween gleiche Theile, binden sie zuweilen mit einem rothgefärbten baumwollenen Bande auf, und lassen sie über die Schultern hängen, wie es die in Neuschatel und an einigen andern Orten in der Schweiz thun, die ich gesehen habe. Gemeinlich aber gehen sie mit fliegenden Haaren. Ueber dieses lassen sie sich auch nicht die Lippen und Backen durchstechen, und tragen folglich keine Steine im Gesichte. Was aber die Ohren betrifft, so sind ihnen solche entsetzlich weit durchstochen, und die Ohrenringe, welche sie hinein machen, sind von großen Seemuscheln, Vignolen genannt. Sie sind weiß, rund und eben so lang, als ein mittelmäßiges Talglicht; und da ihnen solche auf die Schultern, ja so gar über die Brust hängen, so läßt es, wenn man sie ein wenig von fern sieht, nicht anders, als wenn es die Ohrenlappen von einem Spüßhunde wären, die ihnen auf beyden Seiten herabhängen. Was das Gesicht betrifft, so sehe man hier, wie sie solches aufpugen. Nachdem die Nachbarinn oder Gespielinn mit einem kleinen Pinsel in der Hand, einen kleinen Kreis gerade mitten auf der Backe derjenigen angefangen hat, die sich malen

Vornehmlich  
bey den Wei-  
bespersonen.

Hh 3

läßt,

„che man Raquettes oder Katepenades nennet, womit sich die Frauen und Junafrauen in Frankreich und andern Ländern seit einiger Zeit so schön gepuſet haben; und man sollte sagen, sie hätten

„diese Erfindung von den Wilden genommen, welche solches Rampenambe nennen. Am angef. Orte a. d. 116 S.

Beschreib.  
v. Brasilien.

läßt, indem sie solchen rund herum wie eine Rolle und Schneckengestalt drehet, so wird sie nicht allein fortfahren, bis sie ihr mit blauer, gelber und rother Farbe das ganze Gesicht verstelllet hat, sondern machet auch noch an der Stelle der Augenlieder und ausgerissenen Augenrahmen den Hauptstrich mit dem Pinsel. Uebrigens machen sie große Armbänder von vielen Stücken weißer Knochen, die wie große Fischschuppen zerschnitten sind, welche sie sowohl zusammen zu passen und mit unter einander gemischtem Wachs und Gummi an einander zu fügen wissen, daß es besser nicht möglich ist. Sie sind ungefähr anderthalb Fuß lang, und können nicht besser, als mit denen Armschienen, verglichen werden, die man bey dem Ballenschlagen anleget. Sie tragen auch von denen weißen Halsbändern, die man in ihrer Sprache *Bure* nennet, nicht zwar um den Hals, wie die Mannspersonen, sondern um die Arme gewunden; und hieraus sieht man, zu was für einem Gebrauche sie die kleinen gelben, blauen, grünen und andern farbichten Glasknöpfe so artig finden, die man ihnen angereihet zum Vertauschen bringt. Wir mochten entweder in ihre Dörfer gehen, oder sie mochten in unsere Schanze kommen, so wollten sie dergleichen von uns haben, und boten uns Früchte oder andere Sachen ihres Landes mit schmeichelhaften Worten an, deren sie sich gemeiniglich bedienen, wobey sie uns den Kopf fast wüste machten; und sie waren unaufhörlich hinter uns her, und sageten: *Mair, deagatorem amabe marubi*, das ist: „Franzose, du bist gut, gieb mir von deinen Glasknöpfen.“ Sie thaten dergleichen, um Kämme, welche sie *Guap* oder *Kuap* nennen, Spiegel, die sie *Arua* heißen, und alles, wozu sie Lust hatten, von uns zu erhalten.

Unter den zwiefach seltsamen und wahrhaftig wunderbaren Sachen aber, die ich an diesen Frauenspersonen beobachtet habe, ist, daß, ob sie sich gleich nicht so oft den Leib, die Arme, die Schenkel und die Beine malen, als die Mannspersonen, ob sie sich auch gleich weder mit Federwerke, noch andern Sachen bedecken: so hat es dennoch, wenn wir ihnen gleich Friesröcke und Hemden geben wollten, nicht in unserer Macht gestanden, sie solche anziehen zu lassen. Es ist wahr, sie führten uns zum Vorwande ihre Gewohnheiten an, daß sie bey allen klaren Brunnen und Flüssen, die sie anträfen, am Ufer niederkauerten, oder hineinstiegen und sich mit beyden Händen Wasser über den Kopf gössen und sich wuschen, und also den ganzen Leib wie Rohr untertauchten, da es ihnen denn, wie sie sageten, beschwerlich seyn würde, sich so oft auszuziehen; und ob wir gleich die Kriegesgefangenen, die wir gekauft hatten, und die wir als Sklaven hielten, in der Schanze zu arbeiten, mit Gewalt anhielten, sich zu bedecken, so zogen sie doch allezeit, so bald die Nacht angebrochen war, heimlich ihre Hemden und andere Lumpen aus, die man ihnen gab, und sie mußten zu ihrem Vergnügen und ehe sie sich niederlegeten, ganz nackend unter unserer Insel spazieren gehen. Kurz, wenn es in ihrer Wahl gestanden, und man sie nicht mit vielem Geißeln gezwungen hätte, sich zu bekleiden: so würden sie lieber der Sonnen

y) Am angeführten Orte.

z) Die erste Art heißt *Uzpu* und die andere *Uzantan*.

a) Diese Verfertigung ist sehr ekelhaft. Sie ist den Weibern überlassen, welche zuerst die Wurzel abschneiden und sie in großen irdenen Gefäßen im Wasser kochen lassen. Man nimmet sie vom Feuer, wenn sie weich sind und läßt sie ein wenig

„verkästen. Darauf kauern viele Weiber um die Gefäße herum, nehmen die Wurzeln heraus und kauern sie. Nach diesem thun sie solche so gekaut wieder in andere irdene Gefäße, die auf dem Feuer bereit stehen, und lassen sie zum zweytenmale kochen, ohne weitere Mühe dabey, als daß man sie mit einem Etocke umrühret. Es ist alsdann nichts weiter übrig, als daß man sie in größere irdene

Sonnen Brand und Hitze ausgestanden, und sich auch die Arme und Schultern durch das Beschreib. v. Brasilien.  
Erde und Steine tragen geschunden haben, als etwas auf sich leiden wollen.

Was die Kinder betrifft, die sie Conomi-Miri nennen: so war es uns ein großes Vergnügen, die großen unter drey oder vier Jahren zu sehen, welche dickarschichter und viel fetter sind, als die bey uns, und mit ihren Psriemen von weißen Knochen in ihren gespaltenen Lippen, den nach ihrer Mode geschorenen Haaren, und zuweilen gemaleten Leibern niemals unterließen, haufenweise uns entgegen zu kommen und vor uns her zu tanzen, wenn sie uns in ihre Dörfer kommen sahen. Lery versichert, zum Beschlusse dieses Gemäldes, „daß die Blöße der Brasilianerinnen, ob sie gleich an Schönheit, wie er saget, andern Frauenspersonen nichts nachgeben, die Mannspersonen weniger reizt, als der Aufpuß, die Schminke, die falschen Haarlocken, die gekräuselten Haare, die großen gefälschten Ueberschläge, die Wüste, Röcke über Röcke und die andern unzähligen Kleinigkeiten, womit sich die Weiber und Mägden in unsern Landen schmiegeln, und woran sie niemals genug haben y).

Die Brasilianer nähren sich ordentlicher Weise mit zweyerley Art Wurzeln, der *Maniocy* und *Manioc*. Diese Pflanzen werden gebauet, und brauchen nicht über drey Monate in der Erde zu seyn, da sie einen halben Fuß hoch und so dick wie ein Arm werden. Man läßt sie am Feuer auf Hurden trocknen; und indem man sie mit scharfen Steinen schaber, so machet man Mehl daraus, dessen Geruch fast wie das Stärkmehl ist. Dieses Mehl wird in großen Töpfen gekochet, und man muß es sorgfältig so lang umrühren, bis es dick geworden. Wenn es verkaltet ist, und eine gewisse Festigkeit und Dichte hat: so schmecket es beynah wie weiß Brodt. Dasjenige, wovon man einen Vorrath auf Streifereyen und in den Krieg mitnimmt, wird so lange gekochet, bis es hart wird. Sie sind alle beyde sehr nahrhaft z), und man machet sowohl von dem einen, als andern, wenn man sie mit Fleischbrühe zurechet, ein Gericht, welches dem gekochten Reife nahe kömmt. Eben die Wurzeln geben, wenn sie frisch gestoßen werden, einen Saft so weiß, wie Milch, welcher nur darf an die Sonne gesehet werden, so wird er so dick, wie Käse, und machet darauf ein gutes Gericht, wenn er nur ein wenig am Feuer gekochet wird. Weil man ihn nur in eine irdene Pfanne thut, um ihn zu kochen: so vergleiche Lery das Gericht davon mit unsern Eyerfuchen.

Diese Wurzeln dienen auch zur Verfertigung des Getränkes a), und man wird über ihren Ueberfluß in einem Lande nicht erstaunen, woselbst sich so fruchtbare Gegenden finden, daß ein junger Mensch in weniger, als vier und zwanzig Stunden, Land genug bauen kann, ein ganzes Jahr lang davon zu leben. Ueber dieses fehlet es den Indianern in Brasilien nicht an Mais, welchem sie den Namen *Avari* geben.

Wenn

irdene Gefäße gießt, wo sie solche ein wenig schäumen und aufstoßen lassen; und diese Gefäße, welche an der Mündung eng sind, bleiben bedeckt. Sie gleichen den großen irdenen Kufen, welche an einigen Orten im Bourbonnischen und in Auvergne zum Lauge machen dienen. Die Brasilianerinnen lassen auch die *Avari*förner kochen und kauen sie eben so, um eine andere Art von Getränk daraus zu machen. Der Verfasser wiederhohlet, daß es die Weiber thun; denn die Männer meynen, wenn Jungfern die Wurzeln und den *Avari* kauen, so würde das Getränk davon nicht so gut werden. Sie würden es auch als eine Unanständigkeit für ihr eigenes Geschlecht ansehen, wenn sie Hand an dieses Werk legten. Am angef. Orte a. d. 142 S.

Beschreib.  
v. Brasilien.

Wenn sie sich zu einem Schmause versammeln, wozu die Hinrichtung eines Gefangenen, dessen Fleisch sie essen wollen, die gewöhnlichste Veranlassung ist: so zünden die Weiber bey denen Gefäßen, welche den Trank enthalten, ein Feuer an. Sie öffnen eines davon, woraus sie eine Kürbischale voll eingießen, welche die Männer einer nach dem andern im Tansen nehmen und in einem Zuge ausleeren. Sie kommen nach der Reihe wieder mit eben den Ceremonien bis das ganze Gefäß ausgeleeret ist. Es werden viele Toge mit eben der Freude zugebracht; oder, wenn die Lust unterbrochen wird, so geschieht es nur durch die Rede eines Tapfern, welcher die andern ermahnet, es nicht an Herzhaftigkeit wider die Feinde der Völkerschaft ermangeln zu lassen.

Es ist eine besondere Gewohnheit der Indianer in Brasilien, daß sie zu verschiedenen Stunden essen und trinken; das ist, daß sie nicht essen, wenn sie trinken, und nicht trinken, wenn sie essen. Zu eben der Zeit lassen sie auch alle ihre Sorge und Geschäfte liegen, ohne so gar ihren Haß und ihre Rache auszunehmen, welche sie stets so lange verschieben, bis sie sich gesättiget haben. Alsdann reden sie mit Hitze davon, wie sie ihre Feinde angreifen, sie fangen, sie mästen, sie feyerlich hinrichten und sie verzehren wollen.

Ihre Kriege.

Die Brasilianer führen niemals aus Eigennutze oder Ehrsucht Krieg. Sie sind nur bedacht, den Tod ihrer Anverwandten oder Freunde zu rächen, die von andern Wilden verzehret worden. Lery versichert, man würde ins Unendliche hinaufsteigen, ohne einen andern Ursprung ihrer blutigsten Einfälle zu finden. Die Rache ist eine so lebhafteste Leidenschaft bey allen diesen Völkern, daß sie einander niemals Quartier geben. Diejenigen, welche einige Verbindungen mit den Europäern haben, kommen nach und nach von dieser Wildheit zurück. Sie schlagen die Augen mit einer Art von Beschämung nieder, wenn man ihnen deswegen einen Vorwurf machet.

Es sind wenig Förmlichkeiten bey ihren Kriegen. Sie haben weder Könige noch Fürsten; sie kennen keinen Unterschied des Standes. Sie ehren aber ihre Alten, und ziehen sie zu Rathe, weil das Alter, wie sie sagen, ihnen Erfahrung giebt; und da sie selbst nicht mehr im Stande sind, Hand anzulegen, so sind sie doch vermögend, junge Krieger durch ihren Rath zu stärken. Ein jeder Aldeja, welchen Namen sie vier oder fünf Cabanen geben, die in einem und eben demselben Bezirke liegen, hat zu Führern vielmehr, als zu Oberhäuptern, eine gewisse Anzahl von diesen Alten, die zugleich Redner der Gesellschaft sind, vornehmlich wenn es darauf ankommt, die jungen Leute zu ermahnen, daß sie die Waffen ergreifen. Sie geben das Zeichen zum Ausbruche, und hören bey ihrem Marsche nicht auf, die Ausdrückungen des Hasses und der Rache erschallen zu lassen. Auf dieses Geschrey schlagen die Wilden in die Hände, schmeißen sich auf ihre Schultern und bitten, und versprechen, ihr Leben nicht zu schonen. Zuweilen halten sie stille, um gewisse Reden zu hören, welche zu ganzen Stunden dauern *b*). Darauf bewaffnet sich jeder mit seinem Tacape *c*), welches eine Art von Keule aus Brasilienholze oder einer Art von schwarzem Ebenholze, sehr schwer, an dem äußersten Ende rund, und an den Rändern schneidend ist. Sie hat sechs Fuß in der Länge, einen in der Breite, und einen Zoll in der Dicke. Sie haben Bogen von eben dem Holze, deren sie sich mit einer ungemeinen Geschicklichkeit bedienen. Sie nennen solche Orapaten. Die Sehnen sind von Grass-

Ihre Waffen.

fäden

*b*) Lery versichert, sie dauerten zuweilen wohl sechs Stunden. A. d. 232 S.

*c*) Diese Keulen gleichen denen in Nordamerica, welche Macasnae heißen.



fäden, und so stark, wiewohl sehr dünne, daß ein Pferd daran ziehen könnte, saget der Beschreib. v. Brasilien. Verfasser. Er setzt hinzu, ihre Pfeile sind eine Klafter lang, und bestehen aus dreyen Stücken; das Mittelste ist von Schilfe, und die beyden andern von schwarzem Holze; und diese Stücken sind sehr gut in einander gefüget, und mit kleinen Baumrinden verbunden. Sie haben nur zwey Federn, die mit baumwollenen Fäden sehr sauber angebunden sind. An das Ende derselben stecken sie bey einigen spize Knochen, bey andern einen halben Fuß lang, dünne und harte Röhre, nach Art der Lanzette und eben so spiz: und zuweilen auch die Spitze eines Hochenschwanzes, der sehr giftig ist. Sie haben auch, seitdem die Franzosen und Portugiesen dieses Land besuchet haben, nach ihrer Art angefangen, wo nicht ein Pfeileisen, doch wenigstens eine Nagelspize, daran zu stecken d). Ihre Schilder sind von Haut, breit, flach und rund. Mit dieser Rüstung und mit Federn geschmücket, ziehen sie fünf oder sechs tausend an der Zahl, die aus vielen Aldejaen gebildet worden, nebst einigen Weibern, welche ihren Vorrath an Lebensmitteln tragen, zu Felde. Die Heerführer werden von denjenigen erwählet, welche die meisten Feinde gefangen oder getödtet haben. Sie haben zu ihren Kriegeslosungen eine Art von Horne, welches sie Inubia nennen, und Pfeifen von Knochen, welche gemeinlich von den Gebeinen ihrer Schlachtopfer sind. Zuweilen geschehen ihre Kriegeszüge zur See: ihre Canote aber, welche von Baumrinde sind, können der Stärke der Wellen nicht widerstehen; und daher entfernen sie sich auch nicht weit vom Ufer. Wenn sie in das Land kommen, welches sie verheeren wollen: so halten sich die nicht so Muthigen bey den Weibern auf, da unterdessen die Krieger durch die Gehölze dringen. Ihr erster Angriff geschieht niemals offenbar. Sie verbergen sich in einiger Entfernung von den feindlichen Wohnplätzen, um Gelegenheit zu suchen, sie zu überfallen. Sie warten bis es dunkel ist; sie legen Feuer an, und machen sich der Verwirrung zu Nuze. Sie üben alle Arten der Grausamkeit aus. Ihr vornehmster Gegenstand aber ist stets, Gefangene zu machen. Diejenigen, die sie ergreifen, und bey dieser Gelegenheit wegführen können, werden sorgfältig verwahret; damit sie nach dem Kriege können gebraten und verzehret werden.

Wenn sie es nicht Umgang haben können, sich im freyen Felde zu schlagen: so wird ihr Zorn, welcher durch die Stärke der Gefahr verdoppelt ist, eine wahre Wuth. „Da ich selbst davon ein Zuschauer gewesen bin, saget Lery e): so kann ich mit Wahrheit davon reden. Ein anderer Franzose und ich hatten einesmahlen, ob wir gleich in Gefahr stunden, von den Margajaern gefressen zu werden, wenn sie uns gefangen oder getödtet hätten, dennoch die Neugier, unsere Wilden, ungefähr vier tausend an der Zahl, in ein Scharmägel zu begleiten, welches an dem Ufer des Meeres geschah; und wir sahen diese Barbaren mit solcher Wuth fechten, daß es rasende und unsinnige Leute nicht ärger hätten machen können. Zuerst, als die Unserigen den Feind ungefähr eine Viertelmeile gewahr wurden, sungen sie dergestalt an zu heulen, daß, wenn es am Himmel gedönnert hätte, wir es nicht würden haben hören können. So, wie sie sich näherten, verdoppelten sie ihr Geschrey, bliesen ihre Hörner, strecketen die Arme aus, droheten einander, und zeigten einander die Knochen von denen Gefangenen, die sie gefressen hatten, und so gar die angereiheten Zähne, wovon viele über zwey Klafter an ihrem Halse hängen hatten. Es war etwas entsetzliches, ihr Bezeugen zu sehen. Es war aber noch viel ärger, als sie sich

„ein-

d) Ebendaf.

e) A. d. 240 u. f. S.

Beschreib. v. Brasilien. „einander näherten. Denn da sie zwey oder dreyhundert Schritte von einander waren: so  
 „grüßeten sie einander mit vielen abgeschossenen Pfeilen; und gleich nach dem ersten male  
 „Abschießen sah man die Luft ganz damit angefüllt. Diejeniger, welche davon getroffen  
 „wurden, rissen sie mit einer wunderbaren Herzhaftigkeit aus ihrem Leibe heraus, zerbra-  
 „chen sie, zerbissen sie mit ihren Zähnen, und unterließen nicht, ungeachtet ihrer Wunden,  
 „ihnen die Spitze zu biethen; wobey man beobachten muß, daß diese Indianer so hitzig in  
 „ihren Kriegen sind, daß, so lange sie nur Arm und Bein regen können, sie nicht aufhö-  
 „ren zu fechten, und auch nicht zurück weichen, noch dem Feinde den Rücken zuwenden.  
 „Als sie zum Handgemenge gekommen waren: so ließen sie die hölzernen Keulen mit bey-  
 „den Händen spielen, und schlugen einander grimmig, so daß derjenige, welcher seinen  
 „Feind an den Kopf traf, ihn nicht allein zur Erde stürzte, sondern auch todt schlug, wie  
 „unsere Fleischer die Ochsen. Man wird mich fragen, was ich und mein Gefährte bey  
 „diesem rauhen Scharmügel gemacht haben? Ich antworte, um nichts zu verhehlen,  
 „daß wir uns begnügten, die erste Thorheit begangen zu haben, welche darinnen bestand,  
 „daß wir uns mit diesen Barbaren gewaget hatten, und da wir uns bey dem Nachzuge  
 „aufhielten, nur allein beschäftigt waren, von den geführten Streichen zu urtheilen. Al-  
 „lein, ob ich gleich in Frankreich die Gendarmierie zu Fuße und zu Pferde gesehen habe: so  
 „muß ich doch sagen, daß die vergoldeten Pickelhauben und die blisenden Waffen unserer  
 „Franzosen mir nicht so viel Vergnügen gemacht haben, als ich gehabt, die Wilden fecht-  
 „ten zu sehen. Außer ihren Sprüngen, ihren Pfeisen, und ihren hurtigen Wendungen  
 „war es ein wunderbares Schauspiel, so viele Pfeile mit ihren großen Befiederungen von  
 „rothen, blauen, grünen, fleischfarbenen und andern farbichten Federn unter den Stralen  
 „der Sonne, die sie gleichsam funkeln ließen, in der Luft fliegen, und auch so viele Mü-  
 „hen, Armbänder und andere Dinge von eben diesen natürlichen Federn schimmern zu se-  
 „hen, womit sich die Streiter bekleidet hatten.

„Nachdem der Streit ungefähr drey Stunden gedauert hatte, und auf beyden Seiten  
 „eine gute Anzahl Todte und Verwundete waren: so machten unsere Topinambuer,  
 „welche endlich den Sieg davon getragen, über dreyßig Margajaer, Männer und Weib-  
 „er, zu Gefangenen, die sie in ihr Land führten; und ob wir beyden Franzosen gleich  
 „nichts anders gethan, als daß wir unsere bloßen Degen in der Hand gehabt, und einige  
 „Pistolenschüsse in die Luft gethan hatten, um unsere Leute anzufrischen: so erkannten wir  
 „doch, daß man ihnen kein größeres Vergnügen erweisen konnte, als wenn man mit ihnen  
 „in den Krieg zöge; denn sie schätzeten uns nach der Zeit dergestalt hoch, daß uns die Al-  
 „ten in denen Dörfern, die wir besuchten, allezeit mehr Freundschaft deswegen erwiesen.

„Nachdem die Gefangenen mitten in den siegreichen Haufen gebracht, gebunden und  
 „geräthelt worden, um sich ihrer desto besser zu versichern: so kehrten wir nach unserm Fluß  
 „se Janeiro zurück, in dessen Gegenden diese Wilden wohnten. Weil wir auf zwölf bis  
 „funfzehn Seemeilen weit gegangen waren: so darf man nicht fragen, ob uns unsere  
 „Bundesgenossen, da wir durch ihre Dörfer gegangen, entgegen gekommen. Sie tanz-  
 „ten

f) Der Verfasser nimmt hierbey Gelegenheit, zu erzählen, daß bey unsern bürgerlichen Kriegen zu Saint Jean d'Angely unter den französischen Truppen zween brasilianische Soldaten von einer

außerordentlichen Herzhaftigkeit und Tapferkeit gewesen, die sich die Bewunderung, und das Lob ihrer Officier zugezogen. A. d. 241 S.

seten, hüpfeten, klopfeten in die Hände, um uns zu lieblosen, und zu preisen. Die armen Gefangenen mußten, nach der Gewohnheit unter ihnen, als sie nahe bey den Häusern waren, singen, und zu den Weibern sagen: sehet da die Speise, die ihr so sehr liebet, sie nähert sich euch. Zum Beschlusse, als wir vor unserer Insel angekommen waren, so ließen wir, mein Gefährte und ich, uns in eine Barke setzen, und hinüber fahren, und die Wilden giengen auch ein jeder nach seiner Wohnung. Einige Tage darnach kamen einige von denjenigen, welche Gefangene hatten, uns in unserer Schanze zu besuchen; und da sie von unsern Dolmetschern ersuchet wurden, einen Theil davon dem Villegagnon zu verkaufen: so willigten sie darein, um uns einen Gefallen zu erweisen. Ich kaufete eine Frau und ihren kleinen Jungen, der noch nicht zwey Jahre alt war, die mir ungefähr drey französische livres an Waaren kosteten. Allein, es geschah solches sehr wider Willen der Herren; denn wir wissen nicht, sagete derjenige, welcher mir solche verkaufete, was geschehen wird. Seitdem Paycolas, so nannten sie Villegagnon, in unser Land gekommen ist, essen wir nicht die Hälfte von unsern Feinden. Ich dachte zwar wohl, den kleinen Jungen für mich zu behalten: allein, Villegagnon, der mir meine Waaren wieder geben ließ, wollte ihn für sich haben. Als ich auch zu der Mutter sagte, ich wollte ihn mit nach Frankreich nehmen: so antwortete sie mir: weil sie also keine Hoffnung hätte, daß, wenn er groß geworden, er davon laufen und sich zu den Marajaern begeben könnte, um sie zu rächen, so hätte sie lieber gesehen, daß er von den Topinambuern gefressen, als bey ihr gelassen worden. So sehr ist die Rache bey dieser Völkerschaft in ihrem Herzen eingewurzelt.

Beschreib.  
v. Brasilien.

Man versichert, die meisten Brasilianer mästen ihre Gefangenen, um ihr Fleisch schmachhaster zu machen, und unter der Zeit, daß sie solche leben lassen, geben sie den Mannspersonen Weiber, den Weibern aber geben sie keine Mannspersonen. Der Stockmeister, saget man, machet keine Schwierigkeit, ihnen seine Tochter oder seine Schwester zu überlassen. Dieses Weib leistet ihm übrigens allerley Dienste; bis zu dem Tage, da er soll geschlachtet und gegessen werden. Inzwischen bringt er seine Zeit mit Jagen und Fischen zu. Der Tag des Todes ist niemals fest gesetzt; er kömmt darauf an, wenn der Gefangene wohl bey Leibe ist. Wenn der Tag gekommen ist: so werden alle Indianer aus der Aldeja zu dem Feste eingeladen. Sie bringen anfänglich einige Stunden mit Trinken und Tanzen zu; und der Gefangene ist nicht allein mit unter der Anzahl der Gäste; sondern wenn er auch gleichweis, daß sein Tod nahe ist, so beleihtiget er sich doch, am allerlustigsten zu seyn. Nach dem Tanze bemächtigen sich zweyen handfeste Leute seiner, ohne daß er einigen Widerstand thut, oder die geringste Furcht blicken läßt. Sie binden ihn mit einem großen Stricke mitten um den Leib; und in diesem Zustande führen sie ihn gleichsam im Triumphe in die benachbarten Aldejaen. Er ist darüber gar nicht niedergeschlagen, sondern sieht vielmehr diejenigen, die ihm unterwegs vorkommen, mit einem trotzigem Gesichte an. Er erzählet dreust, was er für Thaten gethan, und vornehmlich wie er oftmals die Feinde seines Volkes gebunden habe, wie er sie gebraten und gegessen habe; er saget es ihnen voraus, sein Tod werde nicht ohne Rache bleiben und sie werden dereinst eben so, wie er, gegessen werden. Wenn er einige Zeit zum Schauspieler gedienet, und die Schmachreden angehört hat, die man ihm giebt: so treten seine beyden Wächter zurück, der eine zur Rechten, der andere zur Linken, auf acht oder zehn Fuß weit, und ziehen den Strick, womit sie ihn gebunden hatten, auf gleiche Art an, so daß er nicht einen

Begegnung  
gegen ihre Ge-  
fangene.

**Beschreib.** Schritt aus ihrer Mitte thun kann. Man leget ihm einen Haufen Steine zu seinen Fü-  
**v. Brasilien.** sen; die Wächter, welche sich mit ihren Schildern bedecken, melden ihm, man lasse ihm  
 noch vor seinem Tode die Macht, sich zu rächen. Darauf ergrimmet er, ergreift die Stei-  
 ne, und wirft sie nach denjenigen, die um ihn stehen. So sorgfältig sie sich auch zurück  
 begeben, so werden dennoch ihrer eine große Anzahl verwundet.

Ihre Begier-  
 de nach Men-  
 schenfleische.

Sobald er alle seine Steine verschmissen hat: so nähert sich derjenige, von welchem er  
 den Tod empfangen soll, und der sich bisher noch nicht gezeigt hat, mit dem Tacape in  
 der Hand, und mit seinen schönsten Federn geschmücket. Er redet etwas mit dem Gefan-  
 genen, und diese kurze Unterredung enthält die Anklage und das Urtheil. Er fraget ihn,  
 ob es nicht wahr sey, daß er viele von ihren Gefährten getödtet und gegessen habe? Der an-  
 dere machet sich eine Ehre aus einem hurtigen Geständnisse, und fordert so gar seinen Hen-  
 ker, durch eine in der Landessprache nachdrückliche Redensart heraus: „laß mich frey, saget  
 „er, ich will dich und die Deinigen auch fressen.“ Nun wohl, erwidert der Henker,  
 „wir wollen dir schon zuvor kommen; ich werde dich todtschlagen, und du sollst noch heute  
 „gefressen werden.“ Der Schlag folget so gleich auf die Drohung. Die Weibesperson,  
 die mit dem Todten gelebet hat, läuft geschwind herzu, und fällt auf den Leichnam, ihn  
 einen Augenblick zu beweinen. Das ist nur eine Ceremonie, die sie nicht hindert, ihr  
 Theil von dem Unglückseligen zu essen, den sie zu mästen Sorge getragen. Darauf brin-  
 gen andre Weiber warmes Wasser, womit sie den Leichnam waschen. Andere kommen  
 und schneiden ihn mit einer ungemeinen Hurtigkeit in Stücke, und reiben die Kinder mit  
 seinem Blute, um sie bey guter Zeit zur Grausamkeit zu gewöhnen. Vor der Europäer  
 Ankunft wurden die Körper mit scharfen Steinen zerschnitten. Heutiges Tages haben die  
 Brasilianer Messer in großer Anzahl. Es ist nichts weiter übrig, als daß die Stücke  
 von dem Leibe, und die Eingeweide, die man sorgfältig reiniget, noch gebraten werden.  
 Dieß ist das Amt der alten Weiber; so wie das Amt der alten Männer bey Verzebrung  
 dieser abscheulichen Speise ist, die jungen Leute zu ermahnen, gute Krieger zur Ehre ihres  
 Volkes zu werden, und sich oft dergleichen Schmaus zu verschaffen g).

Der gemeine Gebrauch der Brasilianer ist, daß sie in ihren Dörfern Stücke von den  
 Köpfen der Todten aufheben, und wenn sie von einem Fremden besucht werden, so unter-  
 lassen sie nicht, ihm solche als ein Siegeszeichen ihrer Tapferkeit und derer Vortheile zu zeig-  
 en, die sie über ihre Feinde erhalten haben. Sie verwahren auch die stärksten Knochen  
 der Schenkel und Arme sorgfältig, um verschiedene Arten von Pfeifen daraus zu machen,  
 und alle Zähne, die sie wie Rosenkränze anreihen, und sich um den Hals hängen. Da  
 diejenigen, welche viele Gefangene gemacht haben, ihre Ehre wohlgegründet zu seyn glau-  
 ben: so lassen sie sich an eben dem Tage zur Verewigung des Andenkens ihrer Thaten, die  
 Brust, die Arme, die Schenkel, das dicke Fleisch und andere Theile des Leibes einschnei-  
 den.

g) Lery am angef. Orte 15 Cap. Er erzählt,  
 als er einmahl unvermuthet in ein Dorf gekom-  
 men, Namens Piravi iu: so habe er gefunden,  
 daß man mit diesen Förmlichkeiten daselbst eine ge-  
 fangene Frau tödten wollte. „Da ich mich ihr nä-  
 „herte, saget er, und um mich nach ihrer Sprache  
 „zu richten, zu ihr sagete, sie sollte sich dem Tü-  
 „pan empfehlen, obgleich dieses Wort bey ihnen

„nicht Gott, sondern nur den Donner bedeutet;  
 „und ich wolle sie zu ihm bethen lehren, so warf sie  
 „statt aller Antwort den Kopf in die Höhe, hielt  
 „sich nur über mich auf, und sagete: was willst  
 „du mir geben? so will ich das thun, was du sag-  
 „gest. Ich antwortete ihr: armes Mensch, du  
 „wirfst bald nichts mehr in dieser Welt nöthig ha-  
 „ben; denk an das, wie es deiner Seele nach det-  
 „nem

den. Lery trug Sorge, die Gestalt eines Brasilianers mit allen diesen Merkmaalen der Beschreib. v. Brasilien. Ehre zeichnen zu lassen. Wenn es sich endlich ereignet, daß die Gefangenen ein Kind mit denen Weibern gezeuget, welche sie zu mästen Sorge getragen: so werden diese unglücklichen Früchte, entweder gleich bey der Geburt, oder wenn sie ein wenig Stärke bekommen haben, verzehret.

„Sie setzten uns oftmals, saget Lery, Menschenfleisch zu essen vor, und es verdroß sie, wenn wir solches ausschlugen, als wenn wir ihnen Ursache gegeben hätten, unserm Bündnisse nicht zu trauen. Ich muß hierbey zu meiner großen Betrübniß erzählen, daß einige normannische Dolmetscher, welche acht oder neun Jahre in dem Lande zugebracht, wo sie ein recht artheistisches Leben geführet, sich nicht allein durch allerhand Unordnungen mit den Weibern beflecketen, sondern sich auch rühmeten, daß sie Gefangene getödtet, und gefressen hätten. Eines Tages, als ich mit vier oder fünf Franzosen in einem Dorfe der großen Insel war, wo man einen jungen Menschen in Fesseln hielt, welchen unsere Wilden einigen Europäern entführet hatten: so fanden wir Gelegenheit, uns ihm zu nähern. Er sagete uns im sehr guten Portugiesischen, er wäre ein Christ, und da er nach Portugal gebracht worden, unter dem Namen Antonio daselbst getaufet worden. Ob er gleich ein Margajaer, und entschlossen war, den Tod herzhast zu leiden: so gab er uns doch zu verstehen, daß er nicht verdrüsslich seyn würde, wenn er uns das Leben zu danken hätte. Wir hatten Mitleiden mit ihm. Einer von den Unserigen, ein Schloßer seines Handwerkes, welcher spanisch genug verstund, um etwas im Portugiesischen zu verstehen, sprach ihm eine Feile, seine Eisen zu zerfeilen, und verabredete mit ihm, er sollte sich seinen Hüttern entziehen, unterdessen daß wir uns bemühen würden, sie aufzuhalten, und er sollte unser in einem kleinen benachbarten Walde erwarten, wo wir ihn würden mitnehmen können, wenn wir wieder nach unserer Insel giengen. Diese Hoffnung hatte ihn vor Freuden ganz entzückt gemacht. Allein, obgleich die Wilden nicht verstanden hatten, was man ihm angeborthen: so schöpferen sie doch einigen Verdacht aus unserer Unterredung. Kaum waren wir zum Dorfe hinaus, so riefen sie ihre Nachbarn zusammen, dem Tode des Gefangenen beizuwohnen, und richteten ihn hin. Den andern Morgen, als wir wieder mit einer Feile und andern Hilfsmitteln zu ihnen kamen, unter dem Vorwande, Lebensmittel bey ihnen zu suchen, so führten sie uns an einen Ort, wo wir die Stücke von dem Leibe des Antonio auf dem Roste liegen sahen. Sie wußten sich viel damit, daß sie uns hintergangen hatten, und wiesen uns zuletzt mit hellem Gelächter den Kopf. An einem andern Tage ließen sich zween Portugiesen von unsern Wilden in einem kleinen Hause von Erde, ziemlich nahe bey einem ihrer Schanzen, die Moripione hieß, überrumpeln. Ob sie sich gleich mit vieler Herzhastigkeit vom Morgen bis an den Abend vertheidigten; und nachdem sie allen ihren Vorrath an Pulver verschossen hatten, ein je-

der  
Ji 3

dem Tode ergeben wird. Sie lachete von neuem, wurde todgeschlagen, und starb auf solche Art. Abend. a. d. 252 S. Uebrigens beschuldiget der Verfasser diejenigen eines Irckumes, welche geschrieben haben, die Brasilianer steckten die Stücke des Leibes an einen Spieß, um sie zu braten. Sie haben große und hohe hölzerne Flechten, zwischen welchen sie dieselben mit einer Vermischung

von Feuer und Rauche braten; welches demjenigen nahe kömmt, was die Slibustier Bucanieren genannt haben. Die alten Weiber, setzet Lery hinzu, welche das Menschenfleisch sehr lieben, sammeln das Fett, welches an dem Roste herunter tropfelt, und lecken es mit den Fingern ab. Dieß habe er selbst gesehen, saget er. Am angef. Orte, a. d. 257 S.



**Beschreib.** „der mit einem zweyschneidigen Degen in der Hand, womit sie ein großes Blutbad anrich-  
**v. Brasilien.** „teten, einen Ausfall thaten: so hatten sie dennoch einer Menge Feinde nicht widerstehen kön-  
 „nen, die hartnäckig dabey blieben, sie zu fangen. Sie hatten das Unglück, in ihre Hän-  
 „de zu gerathen. Ich kaufete noch des einen Raub, welcher in einigen Kleidern von Baf-  
 „selshaut bestund. Einer von unsern Dolmetschern bekam für zwey Messer eine große sil-  
 „berne Schüssel, die man in ihrem Hause gefunden hatte. Wir vernahmen von den Wil-  
 „den selbst, sie hätten ihnen zu erst, nachdem sie solche in ihren Wohnplatz geführt, den Bart  
 „ausgerissen; darauf hätten sie dieselben getödtet, und grausamer Weise gefressen; und an-  
 „statt, daß sie sich durch ihre Klagen hätten sollen erweichen lassen, hätten sie ihnen vielmehr  
 „vorgeworfen, sie wüßten nicht mit Ehren zu sterben.

Endlich, weil doch alles bey einem aufrichtigen Reisebeschreiber kostbar ist, wenn er nur  
 dasjenige erzählt, was vor seinen Augen vorgegangen ist, setzet Lery hinzu: „eines Tages,  
 „da die Topinambuer Bundesgenossen der Franzosen einer gar zu langen Ruhe müde ge-  
 „worden, wobey sie den Geschmack am Menschenfleische verloren, so erinnerten sie sich, daß  
 „sie in ihrer Nachbarschaft einen Wohnplatz von Margajaern hätten, die sich ihrer Völker-  
 „schaft seit zwanzig Jahren ergeben, und die sie in Frieden hatten leben lassen. Unter dem  
 „Vorwande aber, daß sie von ihren ärgsten Todtfeinden herstammten, fasseten sie den Ent-  
 „schluß, solche aufzureiben. Es wurde die Nacht dazu genommen. Sie richteten ein sol-  
 „ches Blutbad an, daß man das Geschrey der Sterbenden sehr weit hören konnte. Viele  
 „Franzosen, die in der Mitternacht davon Nachricht bekamen, fuhren wohlbewaffnet in ei-  
 „ner großen Barke ab, um sich nach diesem Dorfe zu begeben, welches nicht weit von dem  
 „Fort lag. Ehe sie aber dahin kommen konnten, hatten die grimmbigen Topinambuer die  
 „Häuser in Brand gesteckt, und die Einwohner niedergemacht, welche heraus liefen, „ Lery  
 war nicht mit unter der abgegangenen französischen Mannschaft: er vernahm aber von an-  
 dern, sie hätten viele Stücke von Männern und Weibern auf den Kosten liegen, und Kin-  
 der ganz gebraten gesehen. Gleichwohl hatten sich einige im Finstern zur See gerettet, und  
 kamen nach der französischen Schanze, daselbst eine Zuflucht zu suchen. Sie wurden sehr  
 leutselig aufgenommen. Die Topinambuer aber, welche solches bald erfuhren, beschwore-  
 ten sich sehr heftig darüber, und wollten sie durchaus nicht unter dem Schutze der Franzosen  
 lassen, als bis sie durch Geschenke deswegen waren besänftiget worden.

**Beobachtun-** Man glaubet, aus allen diesen Erzählungen schließen zu können, daß die Brasilianer  
**gen wegen der** bey einer so heftigen Begierde nach Menschenfleische, nicht allein nur bloß ihre Feinde freß-  
**brasilianischen** sen, sondern daß sie auch bey ihren Kriegen selbst nur diejenigen verzehren, die ihnen leben-  
**Menschen-** dig in die Hände gerathen, und sie mit gewissen Formlichkeiten tödten. Man bemerket nicht  
**freßer.** ein einziges mal, daß sie nach einem Gefechte, worinnen sie den Vortheil erhalten haben,  
 und bey welchem sie Meister vom Felde geblieben sind, sich damit aufgehaltten, daß sie die  
 Leichen der Ueberwundenen verzehret; und alle ihre Bemühungen scheinen nur dahin zu ge-  
 hen, daß sie Gefangene machen, die sie in ihren Dörfern erwürgen.

**Anmerkung** Correal, welcher ein großes Theil seiner Nachrichten vom Lery entlehnet zu haben scheint,  
**wegen ihrer** füget doch zuweilen noch seine eigenen Beobachtungen hinzu. Da er zum Beyspiele erkent-  
**Religion.** net, daß die Brasilianer keine Art von Tempel oder Merkmaale eines Gottesdienstes haben,  
 und daß sie nicht den geringsten Begriff vom Ursprunge der Welt besitzen: so behauptet er doch,  
 daß sie nicht ganz und gar von einer Gottheit nichts wüßten, sondern daß sie ihr auch selbst  
 eine

eine Art von Verehrung erwiesen, indem sie oftmals ihre Hände gegen die Sonne und den Mond mit Merkmaalen der Bewunderung aufhoben, die sie durch sehr lebhaftere Ausrufungen ausdrücketen. Er versichert auch, daß sie die Unsterblichkeit der Seele und Strafen für die Verbrechen so wie Belohnungen für die Tugend glauben. Man hat auch in der That, nach Lerys Berichte, gesehen, daß sie die frommen Leute nach ihrem Tode hinter hohe Gebirge an sehr angenehme Orte gehen lassen, wo sie denselben keine andere Beschäftigung geben, als daß sie tanzen und lachen. Böse Geister, welche sie Nymanen nennen, und von denen sie oftmals, wie sie sich beklagen, schon in diesem Leben geplaget werden, sind die Hengen, welche sie in der andern Welt bestimmt zu seyn glauben, die Bösen zu martern. Ein anderer Beweis, daß man ihnen einiges Licht von der Religion zuschreiben kann, ist, daß sie überzeuget zu seyn scheinen, ihre Wahrsager hätten einen Umgang mit unsichtbaren Mächten, von denen sie die Gewalt erhielten, den Kriegesleuten Muth und Stärke einzufößen, und die Pflanzen und Früchte wachsen zu lassen. Endlich so lassen auch ihre Feste Correal keinen Zweifel, daß sie nicht eine Kenntniß von einem höhern Wesen, als das menschliche Geschlecht, hätten *h*). Man erzählt, saget er, daß sie sich an gewissen Tagen versammelten. Ihre Wahrsager, welche diesen Versammlungen vorstehen, stimmen Lieder an, und erheben einen sehr lebhaften Tanz, wobey sie ihre Maracac, das ist die mit hohlen Früchten und kleinen Steinen versehenen Stäbe, die sie in der Hand tragen, schütteln. In dieser Bewegung, und ohne daß sie aufhören, zu singen, ergreifen sie alle diejenigen, welche dem Feste beywohnen, welche so wie sie zu singen und zu tanzen anfangen, und alle ihre Geberdungen und Stellungen genau nachmacher. Die Weiber bewegen sich so stark, daß ihnen der Schaum vor dem Maule steht. Die Männer und Kinder schlagen sich auf die Brust, und machen ein unglaubliches Geräusch. Nach diesem ersten Austritte ruhet man ein wenig aus, oder nimmt wenigstens ein stilleres Wesen an, und der Ton des Liedes wird weit sanfter. Allein, solches dauert nicht lange. Man fängt wieder an zu tanzen, nur mit dem Unterschied, daß man sich in die Runde stellet, einander bey der Hand nimmt, und den Leib etwas beuget. Der Tanz hält in dieser Ordnung und Stellung länger an. Wenn jedermann von der starken Bewegung müde ist: so theilet man sich in drey Kreise, deren jedem ein Wahrsager seine Maraca reicht, von welcher er versichert, daß der Geist mit ihnen rede. Er nimmt darauf lange Schilfröhre, die er mit angezündetem Tobacke anfüllet; und indem er sich rund herum drehet, um den Rauch davon auf die Tänzer zu blasen, so meldet er ihnen, daß der Geist ihnen Stärke und Muth eingebe. Diese Ceremonie dauert wenigstens sechs bis sieben Stunden. „Es ist gewiß, schließt Correal, daß sie einige Kenntniß von einem höchsten Wesen voraus seze, wofern man nicht vermuthen will, daß alles, was er bey dieser Gelegenheit saget, nur eine von allem Verstande leere Formel sey, wie ich es von einem portugiesischen Missionar habe behaupten hören. Ich für mein Theil bin überzeuget, daß überall, wo man einigen Schein von Vernunft antrifft, es auch einige entweder wahre oder falsche Vorstellung von einer Macht über uns gebe; und daß, wenn die Einsichten davon nicht lebhaft genug sind, diese Kenntniß aufzuklären, sich dennoch sters einige grobe Spuren davon erhalten, welche auch die allerviehschsten Menschen nach ihrer Art ein-  
kleiden, *i*).

Beschreib.  
v. Brasilien.

Lery,

*h*) Voyages de Franç. Correal. II Part. ch. 7.

*i*) Correal, ebendaf. a. d. 228 S.

Beschreib.  
v. Brasilien.

Lery, welcher sich gemeinlich für einen Augenzeugen ausgiebt, machet eine weit merkwürdigere Abschilderung von diesen Versammlungen. Eines Tages, saget er, nach seiner ungezwungenen Art, da ich mit einem andern Franzosen, Namens Jacob Rousseau, und einem Dolmetscher durch das Land gieng, schliefen wir in einem Dorfe, welches Coriva hieß. Den andern Morgen sehr früh, da wir uns zu unserer Abreise anschicketen, sahen wir von allen Seiten die Wilden aus den benachbarten Orten ankommen, zu denen sich die aus dem Dorfe auf einem großen Plage gesellten; und ihre Anzahl war bald fünf bis sechshundert stark. Die Neugier hielt uns auf. Wir sahen, daß sie sich alle zusammen in drey Haufen theilten. Die Männer waren in einem Hause, die Weiber in einem andern, und die Kinder in einem dritten. Wir befanden uns in demjenigen, wo die Weiber hinein kamen; und weil wir noch frühstücketen, so drang man uns eben nicht, daß wir hinaus gehen sollten, sondern man empfahl uns nur, wir möchten uns darinnen ruhig und still halten. Der Männer ihres war nur dreyßig Schritte davon. Anfänglich hörten wir nur ein dumpfliches Geräusch, so wie der Priester ihres, wenn sie ihr Brevier bethen. So gleich stunden die Weiber, deren ungefähr zweyhundert an der Zahl waren, auf, hielten ihre Ohren hin, und fügten sich sehr dicht in einen Haufen zusammen. Darauf erhoben die Männer nach und nach ihre Stimme; und wir hörten sie sehr deutlich zusammen, nach zweyen sehr einfachen Noten, die Sylbe *He, He, He* singen, welche sie zu wiederholten nicht aufhörten. Auf einmal wurden wir sehr erstaunet, daß die Weiber, welche anfangen, ihnen mit einer zitternden Stimme zu antworten, eben diese Sylbe wiederholten, und über eine Viertelstunde so stark zu schreyen anhuben, daß wir wegen unsers Ruhig haltens sehr verlegen waren, da wir sie ansahen. Sie heuleten nicht allein aus allen ihren Leibeskräften, sondern sprangen auch mit vieler Hefigkeit, ließen ihre Brüste baumeln, schäumeten mit dem Maule, und einige fielen so gar ohnmächtig nieder. Ich kann nicht anders glauben, als der Teufel sey ihnen lebendig in den Leib gefahren. Auf einer andern Seite hörten wir in einem absonderten Hause, welches nicht weit von uns war, die Kinder eben so sehr schreyen und lärmen. Es ist wahr, daß ich damals, ob ich gleich schon über ein halbes Jahr mit den Wilden umgegangen, und ihrer Art und Weise gewohnt war, in einiger Furcht stand, und gewünschet hätte, wieder in der Schanze zu seyn. Endlich machten die Männer nach diesem verwirrten Gelärme und Geheule, eine kleine Pause; und die Weiber blieben so, wie die Kinder, in einer tiefen Stille. Bald darauf hörten wir die Männer wieder anfangen zu singen, allein mit so vieler Lieblichkeit und Harmonie, daß ich durch so angenehme Töne wiederum ein wenig aufgemuntert wurde, und hinaus gehen wollte, sie in der Nähe anzuhören. Die Weiber wollten mich zurück halten; und der Dolmetscher sagete zu mir, er habe sich in den sechs oder sieben Jahren, die er in dem Lande gewesen, noch niemals unterstanden, sich bey diesem Feste sehen zu lassen. Ich blieb ein wenig in Zweifel. Da ich aber erwog, daß er mir keine Ursache von seiner Furcht angab, und ich mich auf die Freundschaft einiger Alten in dem Dorfe verließ, wohin ich schon vielmals gekommen war: so gab ich ihm kein Gehör, und entzog mich dem Orte, wo ich war. Die Häuser der Wilden sind sehr lang, wie unsere Alleen, mit Bitterwerke gedecket, und bis auf die Erde mit Gras überkleidet. Als ich mich dem Hause genähert hatte, worinnen ich noch immer singen hörte: so machte ich mit der Hand eine kleine Oeffnung in der Wand, bloß in der Absicht, frey hinein zu sehen. Als ich nun sah, daß man sich über meine Drußigkeit nicht beschwerete: so winkete ich den beyden andern Franzosen, die auf mich Acht hatten. Sie folgten meinem

nem Beispiele. Als wir endlich versichert waren, daß es den Wilden nicht zuwider war, <sup>Beschreib.</sup> uns zu sehen, sondern sie vielmehr ihr Singen und Tanzen lustig fortsetzten: so giengen <sup>v. Brasilien.</sup> wir in das Haus hinein, wo wir uns in einen Winkel stellten, um es mit anzusehen.

Wir können die Beschreibung ihres Tanzes nicht übergehen. „Die Wendungen, die Gebarden, die Stellungen die sie machten, saget er, waren diese. Sie stunden alle zusammen dicht an einander, ohne daß sie sich bey den Händen hielten, und ohne daß sie sich von der Stelle rücketen. So in die Runde gestellet, vorwärts gekrümmt hoben und wogen sie den Leib ein wenig, und bewegeten nur das rechte Bein und den Fuß. Ein jeder hatte auch die rechte Hand auf den Willen liegen, und den linken Arm und die Hand hinter hängen, und auf diese Art sangen und tanzeten sie. Ueber dieses waren wegen der Menge drey Kreise, und mitten in einem jeden drey oder vier von den Wahrsagern, welche mit Rößen, Mügen, Armbändern von schönen natürlichen und bunten Federn gemacht, reich gepuget waren, und übrighens in einer jeden Hand ein Maraca, das ist Klappern von etlicher viel größern Frucht, als ein Straußey, hatten, damit der Geist, wie sie sageten, redete, und die sie allen andern vorklappern ließen. Ich bemerkete, daß sie oft ein hölzernes Rohr, vier bis fünf Fuß lang zeigten, an dessen Ende trockenes und angezündetes Petunkraut war, womit sie sich herum dreheten, und den Rauch davon auf die andern Wilden umher bliesen, wobey sie zu ihnen sageten: damit ihr eure Feinde überwältiget, so empfanget alle den Geist der Stärke; und dieses thaten sie zu vielen malen. Bey diesen Ceremonien nun, welche über zwey Stunden gedauert hatten, war eine solche Melodie, daß diejenigen, welche sie gehört haben, es niemals glauben würden, daß sie so wohl zusammen stimmten, vornehmlich, was die Cadanz, und den Rundgesang des großen Tanzliedes betraf, wo sie bey jedem Absage ihre Stimme schleifeten, „ Der Verfasser bringt die Worte von diesem Rundgesange bey, welche hießen *Ze, hurauré, heura, heurauré, heura, heura,* und die Noten, die er auf *sol fa mi, la la la, sol fa mi, fa mi fa re mi* bringt <sup>k)</sup>.

Wir müssen noch anmerken, daß Correal's Erzählung hier in einem wichtigen Punkte bestärket wird, nämlich der Voraussetzung einer unsichtbaren Macht, oder eines Geistes der Stärke, welcher durch die Wahrsager eingegeben wird. Zum Beschlusse stampfeten sie mit dem rechten Fuße viel stärker, als vorher. Sie spucketen ein jeder vor sich aus, und sangen alle zusammen, drey oder viermal chorweise, aber nach einerley Note, das ist ohne Veränderung des Tones *Ze, he, hua; Ze, hua, hua, hua.* Weil ich ihre Sprache noch nicht vollkommen verstund: so sagete der Dolmetscher zu mir, sie hätten in dem großen Tanzliede zu erst ihre tapfern Vorfahren bebauert; darauf hätten sie sich durch die Versicherung getröstet, sie würden nach dem Tode wieder zu ihnen kommen, und sich hinter den großen Bergen mit ihnen lustig machen; sie hätten ihren Feinden gedrohet, sie wollten sie fangen und fressen; endlich so hätten sie von einer alten Ueberschwemmung des Wassers gesungen, welche alle Menschen ersäufet hätte, außer den Urhebern ihres Geschlechtes.

Man hat geglaubet, man müsse sich in diese umständliche Nachricht von denen Völkern einlassen, welche mit Recht für die barbarischsten in America gehalten werden, und durch ihr Beispiel einigen Begriff von allen andern Völkerschaften machen, die man genannt hat, ohne daß man sie auf andere Art und Weise hat bekannt machen können. Indessen muß man sich doch auf so widrige Abschilderungen nicht einbilden, daß es den Brasilianern an <sup>Zeugniß zum Besten der Brasilianer.</sup> Ver-

k) Am angef. Orte a. d. 321 und 322 S.

Beschreib.  
v. Brasilien.

Vernunft und Güte fehlen. Eben der Reisebeschreiber, welchen man willig anführet, weil er von demjenigen redet, was er gesehen hat, machet eine andere Erzählung, welche auch noch angeführet zu werden verdienet. Ein andermal, saget er, da ich mich mit einigen Franzosen in einem Dorfe, Okarentin, zwey Meilen von Coriva, befand, und mitten auf einem Plage speisete, wo sich die Einwohner versammelt hatten, um uns zu bewundern; denn wenn sie einen Ehre erweisen wollen, so speisen sie nicht mit ihm: so hatten wir sie um uns, als so viele Wachten stehen, und war ein jeder mit einer Fischgräte, zwey bis drey Fuß lang, und wie eine Säge ausgezacket, bewaffnet, nicht so wohl um jemand anzugreifen, oder sich zu vertheidigen, als vielmehr die Kinder wegzujagen, zu denen sie in ihrer Sprache sageten: Fort, du kleines Pack; ihr seyd nicht werth, diesen Fremden vor die Augen zu kommen! Nachdem sie uns ruhig hatten essen lassen, ohne uns durch ein einziges Wort zu stören: so sagete ein Alter, welcher bemerkt hatte, daß wir vor und nach dem Essen unser Gebeth verrichtet hatten, in einem sehr bescheidenen Tone zu uns: „Was bedeutet das, was ich euch habe thun sehen, daß ihr eure Hüte abgenommen, ohne den Mund zu eröffnen, unterdessen, daß einer von euch allein redete? Mit wem sprach er? Mit euch selbst, die ihr gegenwärtig seyd, oder mit einem andern, dessen Unwissenheit ihr bedauert?“ Ich ergriff diese Gelegenheit, ihnen einigen Begriff von dem Christenthume bezubringen. Er sprach mit Gott, sagete ich zu ihm, an den wir unser Gebeth verrichteten; und obgleich der große Gott nicht sichtbar war, so hatte er uns doch gehört, und wußte auch, was wir im Grunde unsers Herzens dachten. Hierbey fing ich an, ihnen mit Hülfe unsers Dolmetschers einen Theil unserer Religion zu erklären, und wandte über zwey Stunden dazu an. Sie hörten mir mit großer Verwunderung zu. Endlich sagete ein anderer Alter zu uns: „Ihr lehret uns viele hübsche Sachen, wovon wir niemals etwas gehört haben: indessen erinnern mich doch eure Reden an das, was uns unsere Väter oftmals erzählt haben. Lange Zeit vor ihnen, und schon so lange, daß sie es nicht mehr an Monden herrechnen konnten, kam ein alter und so härtiger Fremdling, wie ihr, in dieses Land, welcher eben das sagete, was ihr da saget, er überredete aber keinen Menschen. Darauf kam ein anderer, der uns seinen Fluch nebst einer Tacape gab, deren wir uns zu bedienen nicht aufgehört haben, einander nieder zu machen: gegenwärtig ist es eine unter uns eingeführte Gewohnheit: wollten wir sie verlassen, so würden wir allen unsern Nachbarn zum Gelächter werden.“ Ich erwiederte mit aller möglichen Stärke, das Licht der Wahrheit sollte sie das Urtheil einer Menge Blinden verachten lassen, und der wahre Gott, welchen ich ihnen verkündigte, würde sie alle ihre Feinde überwinden lassen. Sie wurden bewegt, so daß sie auch versprachen, sie wollten der Lehre folgen, die sie gehört hätten, und kein Menschenfleisch mehr essen. Sie fielen auf die Knie, um nach unserm Beispiele zu stehen, und ließen sich solches erklären, nachdem sie mit vieler Aufmerksamkeit zugehört hatten. Den Abend aber, da wir uns in unsere Hamacken schlafen gelegt, und uns wegen ihrer Veränderung glücklich priesen, hörten wir sie weit heftiger, als jemals singen, sie wollten sich an ihren Feinden rächen, ihrer eine große Anzahl fangen, und sie auffressen. Dieß ist die Unbeständigkeit ihres Naturelles.

Wie Lery sol-  
che aufkläret.

Uebrigens findet Lery bey dem Geschichtschreiber Nicephorus die Sage dieser Wilden ziemlich aufgekläret. „Man liest ausdrücklich, saget er, daß der heil. Matthäus das Evangelium Völkern geprediget habe, welche die Menschen aßen.“ 1).

1) Niceph. L. II. c. 41.



Obgleich die Brasilianer keine andere Gesetze haben, als ihre Gebräuche, wovon Beschreib.  
v. Brasilien. einige offenbar den Grundfäßen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit zuwider sind: so merket man dennoch bey diesem seltsamen Verderben einige Spuren von einer bessern Ordnung, die sie eben so treulich erhalten, als ihre barbarischsten Uebungen. Der Ehebruch ist bey allen diesen Völkerschaften ein Gräuel; das ist, ungeachtet ihrer Freyheit, viele Weiber zu nehmen und sie wieder zu verstossen, darf doch keine Mannsperson eine andere erkennen, als diejenigen, die er unter diesem Titel nimmt; und die Weiber müssen ihren Männern treu seyn. Vor der Heirath überlassen sich die Mägdechen nicht allein ohne Schande den ledigen Mannspersonen, sondern ihre Anverwandten biethen sie auch dem ersten dem besten an, und lieblosen ihre Liebhaber sehr; so daß, nach Lerys Aussprüche wohl nicht eine einzige, als Jungfer, in den Ehestand tritt. Allein, wenn sie sich einmal durch Versprechungen an jemand ergeben, welche die einzige Förmlichkeit sind, die sie bindet: so suchet man nichts weiter von ihr. Sie hören auch selbst auf, dem Ansuchen anderer Gehör zu geben; und diejenigen, welche ohne Gutheissen ihres Mannes ihre Versprechung übertreten, werden ohne Barmherzigkeit umgebracht. Eine schwangere Frau ist von der gemeinschaftlichen Arbeit nicht befreuet, weil man sie zum glücklichen Fortgange ihrer Entbindung für nöthig hält; denn es ist nicht an dem, sagt Lery, daß die Brasilianerinnen ohne Schmerzen nieder kommen. Er erzählet die Umstände von einer Niederkunft, wovon er selbst Zeuge gewesen.

„Man sehe hier, schreibt er, was ich davon sagen kann, weil ich es selbst gesehen habe. Ein anderer Franzose und ich, schliefen in einem Dorfe, als wir ungefähr um Mitternacht ein Weib schreyen hörten, daß wir dachten, es wäre ein wildes Thier, Januare genannt, da, welches sie verschlingen wollte. Als wir nun plötzlich hinzugeeilet waren: so fanden wir, daß es das nicht war; sondern daß die Arbeit, worinnen sie sich befand, ein Kind zur Welt zu bringen, sie also schreyen ließ. Ich sah also dergestalt selbst, daß der Vater, nachdem er das Kind in seine Arme genommen, ihm erstlich die Nabelschnur band, und sie darauf mit seinen Zähnen abbiß. Zum andern so drückete er mit dem Daumen, da er stets die Hebammenstelle vertrat, seinem Sohne die Nase ein, welches bey allen andern Kindern geschieht. Nach diesem malet er es mit rother und schwarzer Farbe, und legete es, ohne es einzuwindeln, in ein kleines baumwollenes Bette, welches in der Luft hing; er machete ihm einen kleinen hölzernen Degen, einen kleinen Bogen und kleine Pfeile mit Papegeyensehern gesiedert, legete solches alles zu dem Kinde, und sagete, da er es mit einem lächelnden Gesichte küßete: mein Sohn, wenn du groß werden wirst, so sey geübt in Waffen, stark, tapfer, und recht abgehärtet, damit du dich an deinen Feinden rächen könnest. Was die Namen anbetriefft, so nannte der Vater dessen, den ich gebohrten werden sah, ihn Oropacom, das ist Bogen und Sehne; und so machen sie es bey allen andern m).

Die erste Nahrung der Kinder ist nicht allein die Muttermilch, sondern auch ein wenig gekauetes Mehl. Man hat bereits angemerket, daß sich der Mann geruhig ins Bette leget, um die Glückwünsche seiner Nachbarn wegen der Vermehrung seiner Familie anzunehmen. Die Frau bleibt nur ein oder ein Paar Tage im Bette; sie trägt ihr Kind am Halse hangend in einer dazu gemachten baumwollenen Binde, und nimmt auch gleich ihre Haus-

**Beschreib.** Hausarbeit wieder vor. Das einzige, wozu man die Kinder erzieht, ist die Jagd, die **v. Brasilien-** scherrey und der Krieg. Lery aber erzürnet sich wider diejenigen, welche geschrieben haben, die Brasilianer kennten weder Scham noch Ehrbarkeit, und sie machten sich kein Bedenken, die Rechte des Ehestandes öffentlich auszuüben. Er stellet sie dagegen vielmehr sehr eifrig auf den natürlichen Wohlstand vor, ohne daß ihre Blöße jemals eine Gelegenheit gebe, es daran ermangeln zu lassen; und was die Weibesperonen anbetrifft, so meldet er uns eine so sonderbare Merkwürdigkeit, daß sie in einer Note Platz finden muß n).

Alle Wildheit der Brasilianer gegen ihre Feinde hindert nicht, daß sie nicht sehr ruhig unter sich selbst lebten. Lery sah in einer Frist von einem Jahre nur zwey besondere Zänkereyen. Indessen bringt man doch diejenigen, die sich mit einander schlagen wollen, nicht aus einander, sondern man läßt ihnen die Freyheit, solches zu thun. Wenn aber einer von den Schlägern verwundet wird: so bringen seine Anverwandten dem andern eben die Wunde bey, oder tödten ihn, wenn er seinen Gegner getödtet hat. Das Recht der Wiedervergeltung wird stets mit der äußersten Schärfe ausgeübet.

**Beschäfti-**  
**gungen der**  
**Weiber.**

Die Beschäftigung der Weiber nach denen andern Besorgungen, die man angeführt hat, ist, daß sie Baumwolle spinnen, um Hamacken und Seile daraus zu machen. Lery lehret uns ihre Art zu spinnen und zu weben. „Wenn sie die Baumwolle, saget er, aus denen Büschen, woran sie wächst, gezupfet haben: so breiten sie solche mit den Fingern aus einander, ohne sie auf andere Art weiter zu kämmen, und halten sie in kleinen Haufen bey sich. Ihre Spindel ist ein runder Stock, wie ein Finger dick, und einen Fuß lang, welcher gerade mitten durch ein kleines rundes Brett geht. Sie heften die Baumwolle an das längste Ende dieses Stockes, drehen sie auf ihren Hüften, und ziehen sie mit der Hand. Die Rolle läuft also an der Seite herum.

„Sie haben hölzerne Weberstühle, die vor ihnen stehen, so wie unserer Tapetenwirker ihre, auf welchen sie anzetteln, und ihre Gewebe von unten anfangen; die einen wie Tischerneße, und die andern viel dichter, wie grober Canevas. Die Hamacken, welche unter den Brasilianern Inis heißen, sind meistens fünf bis sechs Fuß lang, und eine Klafter breit, mehr oder weniger. Sie haben alle an beyden Enden zwey Dehre, die auch von Baumwolle gemacht sind, woran man zween Stricke bindet, damit man sie an ein Stück Holz aufhängen könne, welches ausdrücklich dazu queer durch die Häuser geht. Bey ihren Streifereyen hängen sie solche zwischen zween Bäume. Wenn die Inis schmutzig sind: so saubert man sie mit dem Schaume einer Art von Kürbissen, welcher statt der Seife dienet, o).

Sie machen auch irdene Gefäße, die zu ihren Getränken und Speisen dienen. Ob sie gleich von außen rauh und grob sind: so ist dennoch das Inwendige nicht allein glatt, sondern auch mit einem weißen Saft überzogen, welcher bey dem Trocknen hart wird. Sie haben

n) „Es ist noch mehr, daß wir in einer Zeit von einem Jahre, die wir in dem Lande blieben, und unter ihnen herum giengen, niemals gesehen haben, daß die Weiber ihre ordentliche Bluhme gehabt, ob sie gleich beständig nackend giengen. Es ist wahr, ich habe die Meynung, daß sie solche abwenden, und daß sie eine andere Art haben, sich zu reinigen, welche diejenigen in unserm Lan-

den nicht haben. Denn ich habe junge Mädchen von zwölf oder vierzehn Jahren gesehen, welche die Mütter oder ihre Anverwandtinnen gerade aufgerichtet, mit zusammen gefügten Beinen auf einem Sandsteine stehen ließen, und ihnen auf einem Thierzahne, der so scharf war, wie ein Messer, unten von den Achseln an die ganze eine Seite lang hinunter, und den Schenkel bis ans Knie,

ben über dieses grauliche Farben, womit sie auf den weißen Boden verschiedene Figuren mit dem Pinsel machen, vornehmlich in dem Gefäße, worinnen man die Speisen austrägt; welches ihrem Tischgeräthe ein sehr angenehmes Ansehen giebt. Der Verfasser beobachtet aber: da sie keine Regel von der Malerey hätten, und nur ihrer Einbildung folgeten, so machten sie niemals einerley Figuren zweymal; und diese Mannichfaltigkeit selbst wäre überaus angenehm. Ob auch gleich die großen Cabanen, deren Gestalt man vorgestellt hat, viele Familien in sich halten: so hat dennoch eine jede ihre Abtheilungen, welche besondere Wohnungen ausmachen.

Beschreib.  
v. Brasilien.

Nimmt man einige Völkerschaften aus, deren Wildheit von der Thiere ihrer wenig unterschieden ist: so nehmen die meisten Brasilianer die Fremden leutselig auf. Man erstaunet so gar, daß man bey ihrer Bewirthung eine Aehnlichkeit von einem Dorfe zum andern findet, welches von einem gesellschaftlichen Leben herzurühren scheint. Lery bemerket zu erst, daß, wenn man mehr, als einmal, in ein und eben dasselbe Dorf gehen muß, so muß man sich den *Mussacat*, das ist den Hausvater, aussuchen, bey dem man beständig einkehren will; weil derjenige, bey dem man zu erst gewesen, sich sehr beleidiget halten würde, wenn man ihn verliesse, und einen andern nähme. Bey der Ankunft des Reisenden, welcher sich an seiner Thüre zeigt, nöthiget er ihn, sich in ein baumwollenes Bette zu setzen, welches in der Luft hängt, wo er ihn einige Zeitlang läßt, ohne ihm ein Wort zu sagen. Dieß geschieht, damit er Zeit habe, seine Weiber zu versammeln, die sich auf die Erde um sein Bette herum niederkauern, und beyde Hände vor ihr Gesicht halten. Bald darauf vergießen sie Freudenthränen, und sagen ihrem Gaste, ohne daß sie aufhören zu weinen, tausenderley Schmeicheleyen. „Du bist doch recht gut! Du hast dir die Mühe gegeben, und bist hieher gekommen! Du bist recht hübsch! Du bist tapfer! Was für Verbindlichkeit haben wir dir nicht! Was für Vergnügen machest du uns doch! u. d. g. „ Will der Fremde eine gute Meynung von sich geben: so muß er sich dadurch gerühret zeigen. Lery versichert, er habe Franzosen gesehen, welchen wirklich das Herz dadurch so weich geworden, daß sie auch wie die Kälber geweinet hätten. Er rathet aber denjenigen, die kein so zärtliches Herz haben, daß sie wenigstens einige Seufzer ausstießen. Nach dieser ersten Begrüßung kömmt der *Mussacat*, welcher sich unterdessen in einen Winkel der Cabane begeben, und sich stellet, als ob er einen Pfeil oder sonst etwas machte, und nicht wüßte, was vorgienge, wiederum zurück zu dem Bette, und fraget den Fremden, wie er sich befände? und höret seine Antwort an; fraget ihn auch weiter, was für eine Ursache ihn herbrächte. Man muß ihm auf alle seine Fragen antworten. Darauf läßt er, wenn man zu Fuße gekommen ist, Wasser bringen, womit seine Weiber dem *Mair*, (dieß ist der Namen, den sie den Europäern geben) die Füße und Beine waschen. Darauf erkundiget er sich, ob man zu trinken oder zu essen nöthig habe. Antwortet man, daß man eines oder das andere

Leutseligkeit  
gegen die  
Fremden.

R f 3

wün-

„Ante, bis aufs Blut aufrißeten; so daß diese Mädchen, die vor großen Schmerzen die Zähne zusammen bissen, dergestalt eine Zeitlang bluteten; und ich denke, wie ich gesaget habe, daß sie sich im Anfange gleich dieses Hülfsmittels bedienen, um dadurch vorzubeugen, daß man ihre Armseligkeiten nicht sehen möge. Fraget man,

„wie sie denn können so fruchtbar seyn, angesehen die Weiber, wenn solche bey ihnen aufhören, keine Kinder bekommen können? so antworthe ich, „meine Materie verbinde mich nicht, diese Frage „aufzulösen.“ Ebd. a. d. 357 S.

o) Ebd. a. d. 364 u. f. S.

Beschreib. wünschete: so läßt er gleich alles, was er vom Wildpräte, Flügelwerke, Fischen und andern  
v. Brasilien. Speisen im Hause hat, und auch eben so reichlich das Landesgetränk, auftragen.

Will man die Nacht an eben dem Orte zubringen: so läßt der Nussacat nicht allein ein schönes weißes Tuis aufhängen; sondern er nimmt auch, ob es gleich in Brasilien sehr wenig friert, von der Feuchtigkeit der Nacht einen Vorwand, um das Bette herum drey oder vier kleine Feuer anzumachen zu lassen, welche unter währendem Schlafe des Nair mit einer Art von kleinen Fächern Tatapecum genannt, die unsern Feuerschirmen sehr ähnlich sind, unterhalten werden. Den Abend, sezet Lery hinzu, welcher noch von sich selbst redet, ließ er, damit nichts unsere Ruhe stöhren möchte, alle Kinder wegbringen. Endlich kam er, als wir aufwachten, zu uns, und sagete: Atur Assaps, das ist, vollkommene Bundesgenossen, habet ihr gut geschlafen? Wir antworteten ihm mit einem zufriedenen Gesichte. Es thut nichts, erwiederte er, ruhet noch ein wenig, meine Kinder; denn ich habe gestern Abend wohl gesehen, daß ihr überaus müde waret. Weil es bey diesen Gelegenheiten der Gebrauch ist, daß man ihnen einige Geschenke machet, und wir niemals ausgiengen, ohne daß ein jeder seinen ledernen Sack voller kleinen Waare hatte, die uns statt der Gold- und Silbermünzen dienten: so waren wir bey unserer Abreise frengedig, das ist, wir gaben dem Alten Messer, Scheeren und Zangen, den Weibern Kämme, Spiegel, Armbänder und Glasknöpfe; und den Kindern Fischangeln. Dieses war ein königliches Geschenk für diese Wilden. „Ich muß doch hier, fährt Lery fort, anzeigen, wie hoch sie diese Kleinigkeiten schätzen. Da mich in einem andern Wohnplaze mein Nussacat gebethen, ich möchte ihm doch alles weisen, was ich in meinem Carameno, das ist, ledernen Sacke, hätte: so ließ er eine schöne und große irdene Schüssel bringen, in welcher ich meinen ganzen Kram auslegete. Er erstaunete über das, was er sah, rief so gleich die andern Wilden, und sagete zu ihnen: ich bitte euch, meine lieben Freunde, kommet einmal und sehet, was ich für eine Person in meinem Hause habe; denn weil er solchen Reichthum hat, muß er da wohl nicht ein rechter großer Herr seyn? Indessen war doch alles, was ihm so kostbar vorkam, überhaupt fünf oder sechs Messer mit verschiedenen Handgriffen, eben so viel Kämme, zween oder drey Spiegel und andere Kleinigkeiten, welche zu Paris nicht würden zween Heller werth gewesen seyn „ p).

Der Verfasser läßt sich hier fragen, ob er, ungeachtet aller dieser Anscheinungen von Aufrichtigkeit und Güte, sich ohne Gefahr unter Barbaren zu seyn geglaubet hat, deren Grausamkeit er aus andern Proben kannte. Er antwortet: „er habe wegen seines Lebens ganz und gar nichts besorget; sondern unter ihnen geruhig geschlafen: wenn sie gleich ihre Feinde verabscheuen, solche umbringen und fressen, so hegen sie doch eine überaus große Neigung gegen ihre Freunde und Bundesgenossen; sie würden sich, um sie vor allem Missethungen zu verwahren, in Stücke zerhacken lassen; kurz, er glaubete, daß er bey den Menschenfressern in Brasilien weniger in Gefahr wäre, als man damals in Frankreich war, wo die Zwistigkeiten der Religion die Treulosigkeit und den Mord zu berechtigten schienen, „ Bey

p) Ebd. a. d. 378 Seite.

q) Diese Seuche verkehret sich in Blattern, die breiter sind, als der Daumen, welche sich über den ganzen Leib bis ins Gesicht erstrecken. Diejenigen, welche davon angegriffen werden, tragen

„die Flecken davon, ihr ganzes Lebenlang. Man sieht junge Kinder, die vermuthlich von damit behafteten Aeltern erzeugt sind, ganz damit bedeckt; und ich habe in Frankreich einen aus Rouen gebürtigen Dolmetscher gesehen, welcher sich

Bei ihren Krankheiten warten die Brasilianer einander mit solcher zärtlichen Achtung, daß, wenn einer eine Wunde hat, sich so gleich ein Nachbar angelebt, sie ihm auszusaugen; und alle Freundschaftsdienste werden mit gleichem Eifer geleistet. Außer den verschiedenen Arten von Fiebern, und den mit andern Indianern des südlichen America gemeinen Krankheiten, wovon man gleichwohl bemerkt hat, daß ihre Lebensart oder ihre Himmelsgegend sie mehr davor verwahret, haben sie eine Krankheit, die für unheilbar gehalten wird, und die Lery nur dem Umgange mit Weibesperonen zuschreibt. Er versichert, daß sie solche *Pian* nennen, ohne zu erklären, woher sie diesen Namen erhalten, welcher eben derjenige ist, den dieses Uebel in andern Theilen von America und den Inseln führet. Die Beschreibung, die er davon machet, und dessen klägliche Mittheilung *q)* geben dem Ursprunge der Venusseuche in Europa ein neues Licht.

Beschreib.  
v. Brasilien.  
Ihre Krank-  
heiten und Ar-  
zeneymittel.

Nebst den Kräutern in ihren Wäldern und auf ihren Gebirgen haben die Brasilianer keine andere Arzeneymittel, als Fasten. Sie geben den Kranken ganz und gar nichts zu essen. Ihre Leichenbegängnisse bestehen weniger in Ceremonien, als Thränen und Klageliedern, welche das Lob des Verstorbenen enthalten. Sie begraben sie aufgerichtet in einer runden Grube, welche Lery einer Sonne vergleicht; die Arme und die Beine werden in ihren natürlichen Gelenken gebogen, und mit dem Leibe zusammen gebunden. Wenn es ein Haupt der Familie ist: so begräbt man seine Federn, seine Halsbänder, sein Iris und seine Waffen mit ihm. Wenn die Wohnplätze den Ort verändern, welches zuweilen ohne andere Ursache geschieht, als die Luft zu verändern: so wirft jede Familie auf die Gruben seiner Todten, die es am meisten verehret hat, einige mit einem großen Kraute bedeckte Steine, welches Kraut *Pindo* heißt, und sich lange Zeit trocken erhält. Die Wilden nähern sich diesen Denkmaalen niemals, ohne ein großes Geschrey zu erheben.

Man muß es an einem Reisenden, als ein besonderes Verdienst ansehen, wenn er einige Achtbarkeit auf die fremden Sprachen, vornehmlich auf der wildesten Völker ihre, gehabt hat, welche als das bloße Werk der Natur können angesehen werden. Lery hat sich durch diese Sorgfalt hervorgethan. Er hatte nicht allein die Sprache der Topinambuer gelernet; sondern da er sich noch nicht auf eines ganzen Jahres Erlernung derselben verließ, so bediente er sich des Beystandes eines Dolmetschers, welcher sieben bis acht Jahre bey diesen Leuten zugebracht, um diejenigen Beobachtungen zu sammeln, die er uns hinterlassen hat; und Laet bestätiget die Richtigkeit derselben, durch die Vergleichung, die er sich mit eines Holländers seinen gemacht zu haben rühmet *r)*, welcher lange Zeit in verschiedenen Theilen von Brasilien gelebet hatte. Die meisten Völkerschaften in diesem großen Lande, haben zwar ihre eigene Sprache: man hat aber bereits angemerkt, daß der Topinambuer ihre die herrschende ist. Laet findet etwas erstaunliches darinnen, welches sich durch die wunderfame Anzahl dieser Indianer, und durch ihre häufigen Zerstreungen erklärt.

Beispiele von  
ihrer Sprache.

Die selbständigen oder persönlichen Fürwörter sind *che*, ich, *te*, du; *abe*, er; *or*, wir; *pee*, ihr; *aurabe*, sie; bey der dritten Person. in der einzelnen Zahl ist *abe* das männliche Ge-

Ge-

„sich mit den wilden Weibesperonen in allerhand  
„Lüderlichkeiten herum gewälzet, und seinen Lohn  
„dafür so gut bekommen hatte, daß sein Leib und  
„sein Gesicht eben so verstellert waren, als wenn er  
„wahrhaftig häßlich gewesen wäre. Es hatten

„sich die Narben bergestalt eingedrückt, daß es  
„ihm unmöglich war, sie jemals zu vertilgen. Auch  
„ist diese Krankheit in Brasilien gefährlicher, als  
„anderwärts. Ebendaf. XX Cap. 391 S.

*r)* Am angef. Orte XVI Buch 1 Cap.



Beschreib. v. Brasilien. Geschlecht; und das weibliche und ungewisse ist, *ae* ohne Hauchlaut. In der mehrern Zahl ist *aurabe* für beyde Geschlechter.

Was die Sprachlehrer ein Zeitwort nennen, heißt in der brasilianischen Sprache *Guengave*.

Der Verfasser giebt uns ein Stück von der Abwandlung des selbständigen Zeitwortes *Aico*, ich bin; *Freico*, du bist; *Oico*, er ist; *Oroico*, wir sind; *Peico*, ihr seyd; *Aurabeico*, sie sind.

Die unvollkommene oder jüngstvergangene Zeit, das ist diejenige, die noch nicht ganz vorbei ist, weil man dasjenige noch seyn kann, was man damals war, wird durch *Aquoeme* ausgedrückt, welches heißt, zu der Zeit da. *Aico aquoeme*, ich war damals; *Freico aquoeme*, du warest damals; *Oico aquoeme*, er war damals. *Oroico aquoeme*, wir waren damals; *Peico aquoeme*, ihr waret damals; *Aurabeico aquoeme*, sie waren damals.

Die völlig vergangene Zeit. Man nimmt das Zeitwort *Oico* wieder, und füget das Zuwort *Aquoemene*, welches Zeit vor diesem, ganz vollbrachte Zeit heißt, hinzu. Ein Beispiel von einem andern Zeitworte: *Assa vussu gatu aquoemene*, ich habe ihn zu der Zeit da geliebet.

Die künftige Zeit von *Aico*, ich bin, ist *Aico iren*, ich werde seyn. *Iren*, seiget also das Zukünftige an; und man wiederholet es nur bey jeder Person des Zeitwortes in der einzelnen und mehrern Zahl.

Die gebietheude Art *Oico*, sey du; *Toico*, sey er; *Oroico*, wir sollen seyn; *Tapico*, seyd ihr; *Aurabe toico*, sie sollen seyn. Wenn man auf die gegenwärtige Zeit befehlet: so sezet man *Taugo* hinzu, welches heißt, so gleich.

Die wünschende Art: *Aico momen*, ich wäre gern, und so weiter, da man nur immer das Wünschwort *momen* hinzu sezet.

Das Mittelwort: *Re corure*, seyend; es kann aber nicht allein verstanden werden. Man sezet die Fürwörter in der einzelnen und mehrern Zahl hinzu.

Die unbestimmte Zeit machet den sogenannten *Infinitivus*.

Ein anderes Zeitwort *Aiut*, ich komme, oder ich bin gekommen; *Freiut*, du kömmtst oder bist gekommen; *Oit*, er kömmt, oder ist gekommen; *Oroiut*, wir kommen oder sind gekommen; *Peiut*, ihr kommet oder seyd gekommen; *Aurabe iut*, sie kommen oder sind gekommen; *Aiut aquoeme*, ich kam damals. *Aiut aquoemene*, ich bin zu der Zeit gekommen; *Aiut iren*, ich werde kommen. Mit einem Worte, es wird kein Zeitwort abgewandelt, ohne ein Zuwort, welches die Zeit anzeigt. *Eori* oder *Piot*, komm; *Eimo ut*, laß ihn kommen. In der mehrern Zahl *Peori* oder *Peior*, kommet. Die Wörter *Piot* und *Peior* haben einerley Bedeutung: *Piot* aber ist unter den Menschen höflicher; und *Peior* wird nur bey den Thieren gebrauchet. *Ta iut*, daß ich doch käme. *Teu üme*, kommend.

Nennwörter für die vornehmsten Theile des Leibes. Man bemerke, daß *Che*, welches ich heißt, auch das zueignende Fürwort mein ist. *Che Ucan*, mein Kopf; *Che Ave*, meine Haare; *Che Viva*, mein Gesicht; *Che Nembu*, meine Ohren; *Che Ssbua*, meine Stirne; *Che Kessa*, meine Augen; *Che Tin*, meine Nase. *Juru*, der Mund. *Res tupeve*, die Backen. *Redmiva*, das Kinn. *Redmiva Ave*, der Bart. *Apecu*, die Zunge. *Ram*, die Zähne. *Aiure*, der Hals. *Assoc*, die Kehle. *Poca*, die Brust.

Brust. Rocape, der Vorderleib überhaupt. Atucupe, der Hinterleib. Pui affoo, der Rückgrad. Kusbony, die Nieren. Revire, die Willen. Inlianponi, die Schultern. Inua, die Arme. Papyon, die Faust. Po, die Hand. Poncu, die Finger. Puyac, der Magen oder die Leber. Requite, der Bauch. Puru assen, der Nabel. Cam, die Rißen. Upy, die Schenkel. Roduiponam, die Knie. Poraca, die Ellbogen. Retemen, die Beine. Puy, die Füße. Puffempe, die Nägel an den Füßen. Ponampe, die Nägel an den Händen. Cuy, das Herz. Eneg, die Lunge. Eneg, die Seele oder der Gedanken. Eneguwe, die Seele, wenn sie von dem Leibe geschieden. Rencovam, der Hinter. Die Schamglieder, Rementieu, Rapupit.

Die zueignenden Fürwörter bey den Nennwörtern sind che Acan, mein Kopf; te Acan, dein Kopf; X Acan, sein Kopf; Oro Acan, unser Kopf; Pe Acan, euer Kopf; Awabe Acan, ihr Kopf.

Sey setzet viele gewöhnliche Lebensarten hinzu. Emiredü tata, zünde das Feuer an. Emo goap tata, lösch das Feuer aus. Erut che tata emi-rem. Bring etwas Feuer anzumachen. Emogi pira, laß den Fisch backen. Essessü, brat ihn; Emui, laß ihn kochen; Sa veçu uy amo, mach Mehl. Emogip cauinamo; mach Cauin; dieß ist der Namen ihres Getränkes. Cocin üpe, geh nach dem Brunnen. Erut ti ichesüe, bring mir Wasser. Quere me che remiu racoap, gieb mir zu essen. Taie poe, damit ich meine Hände wasche. Taie iuru, damit ich den Mund wasche. Che embuassü. Mich hungert. Nam che iuru, ich habe keine Lust zu essen. Che üsse, mich dürstet. Che raic, mir ist heiß, ich schwitze. Che ru, mich friert. Che racup, ich habe das Fieber. Che carocü asti; ich bin betrübt. Man bemerkt, Carocü heiße eigentlich der Abend, die Dunkelheit. Nico teve, ich bin unruhig, verlegen. Che pura ussup, ich bin schlecht oder armselig bewirtheet worden. Che rocup, ich bin freudig. Nico memovoh, ich bin zum Gespötte. Nico gatu, ich bin in einem angenehmen Zustande. Che remiac ussu, mein Slav. Che remiboie, mein Diener. Che roiac, mein Unterer. Che Puracassare, mein Fischer, der Fische für mich fängt. Che mac, mein Gut, meine Waare, was mir gehört. Che remimo güem, ich habe es gemacht, es ist mein Werk. Rerecuare, eine Wache. Rubichac, Haupt, Oberer. Mussacat, Hausvater, der die Durchreisenden aufnimmt. Querre mübau, tapfer, furchtbar im Kriege. Teuten, Großpraler. Rup, Vater. Requeyt, ältester Bruder. Rebüre, jüngster Bruder. Renadire, Schwester. Rüre, Schwestersohn. Tipet, Schwestertochter oder Nichte. Niche, Ruhme. Ni, meine Mutter, wenn man zu ihr redet; che Si, meine Mutter, wenn man von ihr redet. Che Ravit, meine Tochter. Che Rememynu, meine Kindesfinder. Der Oheim heißt Rup wie der Vater, und der Vater nennet seine Neffen und Nichten, Söhne und Töchter. Mac, der Himmel. Cuarassü, die Sonne. Jafce, der Mond. Jassi tata ussu, der Schäferstern. Jassi tata nuri, alle kleine Sterne. Ubuy, die Erde. Paranan, das Meer. Ubeta, süß Wasser. Ubeen, Salzwasser. Ubeen büho, etwas salzliches Wasser. Ita, Stein, Erz und alles, was zum Grunde der Gebäude dienet. Nosa ita, Pfeiler eines Hauses. Rapus ita, Giebel eines Hauses. Türaita, Querbalken. Igu- ra huy bairah, allerhand Holz. Arapat, ein Vogen. Arre, die Luft. Arraip, böse Luft. Amen, Regen. Amen poitu, Regenwetter. Tupen, Donner. Tupen verap, Blig. Ibeco- itin, Wolken oder Nebel. Ibucture, Gebirge. Güum, Allgem. Reisebeschr. XVI Band. 11 Gefilde

**Beschreib.** Gefilde oder flach Land. **Cave**, Dorf. **Uoh**, Haus. **Ohecuap**, Fluß oder Wasser-  
**v. Brasilien.** strom. **Uhpaoon**, Enland. **Raa**, Gehölze oder Wald. **Kaapan**, Holz mitten auf  
 einem Felde. **Raa-onan**, Einwohner der Gehölze. **Igar**, Canot oder Fahrzeug  
 von Baumrinde, welches dreißig oder vierzig Mann enthält. **Agüeruffu**, Schiff. **Pü-  
 issa-uassu**, Fischerneß. **Inguica**, großer Fischerkahn. **Inquici**, Fahrzeug bey den  
 Ueberschwemmungen. **Mocap**, allerhand Feueergewehr. **Mocap-cui**, Schießpulver.  
**Ura**, Vogel. **Pira**, Fisch.

Die Brasilianer haben nur fünf Zahlwörter: **Augepe**, eins; **Mocucin**, zwey;  
**Mossapüt**, drey; **Oiucudic**, vier; **Leoinbo**, fünf. Haben sie mehr, als fünfe, zu  
 zählen: so weisen sie ihre Finger und der Umstehenden ihre, bis es so viel sind, als sie her-  
 rechnen wollen.

Von vielen Gesprächen, welche Lerys Dolmetscher aufzuschreiben sorgfältig war, wird  
 man nur diejenigen anführen, worinnen ihre Art zu reden leicht zu entdecken ist. Denn die  
 Uebersetzung ist stets buchstäblich. Lery zeigt sich das erstemal bey einem Wilden, und der  
 Dolmetscher redet für ihn.

Brasiliani-  
 sches Gespräch

**Indianer.** Ere inbe, bist du angekommen? **Dolmetscher:** Pa, aiut, ja, ich bin  
 angekommen. **Indianer:** The! auge ni po, nun! das ist gut gethan. **Mara pe  
 derera**, wie heißt du? **Dolmetscher:** Lery-Ussu, eine große Auster. Man muß hier  
 bey anmerken, daß die Topinambuer keinen Namen behalten, wenn er ihnen nicht einen  
 Begriff machet, der ihnen bekannt ist. Die Europäer, welche mit ihnen umgehen wol-  
 len, sind verbunden, den Namen von etwas, das im Lande ist, anzunehmen; und es  
 traf sich von ungefähr, daß in der Landessprache Lery, wenn es zu Ussu gesetzt wird, eine  
 große Auster hieß.

**Indianer.** Ere iacasso preneg? Hast du dein Land verlassen, um hier zu wohn-  
 en? **Dolmetscher:** Pa, ja. **Indianer:** Pori deretani ovam repiaci, komm denn  
 den Ort zu besuchen, wo du wohnen willst. **Ir ende repiac! Ait ir ende repiac aui!**  
**che raire the! Uerete kevoji Lery-Ussu, Ameen!** Sehet nur, er ist von dort ange-  
 kommen, sehet nur, er ist gekommen, der uns in seinem Gedächtnisse getragen hat, der liebe  
 Sohn große Auster, ach! **Erevute Carameno?** Hast du deinen Beutel mitgebracht? **Dol-  
 metscher:** Pa, arut, ja, ich habe ihn mitgebracht. **Indianer:** Mae pererut te Cara-  
 meno puope? Was hast du in deinem Beutel mitgebracht? **Dolmetscher:** A caub,  
 Kleider. **Indianer:** Mara vae? von was für Farbe? **Dolmetscher:** Sobui ete, blau;  
 pivent, roth; jup, gelb; son, schwarz; Sobui massu, grün, pivent, vielfarbig,  
 bunt; tin, weiß. Durch weiß oder tin, versteht man auch Leinenzeug und Hemden.  
**Indianer:** Mae pamo, was noch mehr? **Dolmetscher:** A cang auberupe, Hüte.  
**Indianer:** Seta-pe? viel? **Dolmetscher:** Itacupere, so viel, daß man sie nicht zählen  
 kann. **Indianer:** Apoglio? Ist das alles? **Dolmetscher:** Erimen, nein. **In-  
 dianer:** E, se non bat; nenne denn alles. **Dolmetscher:** Coromo, ein wenig  
 Geduld.

Man nannte alles, was der Wilde kannte, und er seiner Seits erzählte auch alles  
 her, was er anbieten konnte. Darauf wandte er sich zu den Indianern, die ihn begleit-  
 teten, und hielt ihnen geruhig diese Rede: **Ty ierobah apo u ari;** wir müssen uns mit der  
 Welt viel wissen, die uns suchet. **Apoau ae mae gerre iendesue;** es ist die Welt, die  
 uns ihre Güter giebt. **Ty reco gatu iendesue,** man muß ihr so begegnen, daß sie we-  
 gen

gen ihrer Güter zufrieden ist. *Iporeng etc am reco iendesue*; das sind schöne Güter, die uns angeboten werden. *Ty mara gatu apoan ape*, lasset uns diesem Volke zugehan seyn. *Ty momuru me mae gerre iendesue*; lasset uns denen nichts zu leiden thun, die uns ihre Güter geben. *Ty poih apoare iendesue*, lasset uns ihnen Güter geben zu leben. *Typorraca apoare*, lasset uns bemühen, ihnen etwas zu bringen. *Aporraca*, bedeutet insbesondere etwas Fischerey. *Tyrrut mae tyronam ani ape*, lasset uns ihnen alles bringen, was wir finden können. *Tyre comremoich me i ende mae recussave*, lasset uns denen nicht übel begegnen, die uns das Ihrige bringen. *Pe porroinc accü mecharaire ueh*, seyd nicht böse, meine Kinder; *Ta pere eo ihmae*, damit ihr Güter bekommet; *To erecoih poaete amo*, und eure Kinder welche haben. *Niracoih iendera muen ma e puaire*. Wir haben keine Güter von unsern Großvätern. *Opap cheramuen mae puaire aih*; ich habe alles weggeworfen, was mir mein Großvater gelassen hat. *Apocu mae ry oi jerobiab*, da ich mich mit denen viel weis, die uns die Welt bringt; *jenderamuin resuic pyec potategue aven aire*, die unsere Großväter gern hätten sehen mögen, und doch nicht gesehen haben. *Teh! oip otarhete jenderamuin reco hiare te iendesue*; o! welch ein Glück für uns, daß größere Güter zu uns gekommen sind, als unserer Großväter ihre. *Jende porrau ussu vocare*; das sehet uns außer aller Traurigkeit; *iende co uassu gerre*, das läßt uns große Gärten haben. *En sassi piram lendere memy non ape*; es thut unsern kleinen Kindern nicht mehr Uebels, wenn man sie beschiet. *Tyre coih aponau ienderova gere ari*, lasset uns diese Fremden mit uns wider unsere Feinde nehmen. *Toere coih mocap o mae ae*; sie mögen Flinten haben, die ihr Eigenthum sind, das mit ihnen gekommen. *Maramo senten gatu merin ame*; warum sollten sie nicht tapfer seyn? *Me me tae moretobiarem*; es ist eine Völkerschaft, die sich vor nichts fürchtet. *Ty senanc apuau mar am iende iron*, wir wollen ihre Stärke versuchen, wenn sie bey uns seyn werden. *Mauve tae moretoar rupiare*, sie sind diejenigen, welche die Ueberwinder überwinden. *Agne ueh*. Was ich gesagt habe, ist wahr.

Nach dieser Rede fährt das Gespräch fort. **Indianer**: *Emurben deret anüchesüe*, rede mit mir von deinem Lande und deiner Wohnung. **Dolmetscher**: *Augebe, derenque escurendub*. **Gut**; thu nur erst Fragen an mich. **Indianer**: *Jach, marape deretani rere?* Wie heißt dein Land und deine Wohnung? **Dolmetscher**: *Kouen*. **Indianer**: *Tau uscu pe uim?* Ist es ein groß Dorf? **Dolmetscher**: *Pa, ja*. **Indianer**: *Mobui pe rerupicha gatu?* Wie viel Herren habet ihr? **Dolmetscher**: *Augepe*, einen. **Indianer**: *Marape sere?* Wie heißt er? **Dolmetscher**: *König Heinrich*. **Indianer**: *Tere potene*, das ist ein schöner Namen. **Mara pe peru pichau eta ciim?** Warum habet ihr nicht mehr Herren? **Dolmetscher**: *Moroere chihgue*, wir haben ihrer nicht mehr; *ore ramuin are*, seit unserer Großväter Zeiten. **Indianer**: *Mara piche pee?* wie befindet ihr euch dabey? **Dolmetscher**: *Gracogüe*; zufrieden; *oree mac gerre*; wir haben Güter. **Indianer**: *Epe noere coih perupicha mac?* Hat euer Fürst viel Güter? **Dolmetscher**: *Jere coih*; er hat sehr viel; *oree mae gerre, a hepe*; alles, was wir haben, ist zu seinem Befehle. **Indianer**: *Gravi pe oge pe*; zieht er in den Krieg? **Dolmetscher**: *Pa, ja*. **Indianer**: *Mobuitave pe inca ni mac?* Wie viel Dörfer habet ihr? **Dolmetscher**: *Seta gatu*; mehr, als ich sagen kann. **Indianer**: *Nirosee nuith icho pette?* Willst du mit

Beschreib. sie nicht nennen? Dolmetscher: Ipoē copoi; es würde zu lange werden. **Indianer**: Iporrene pe paratani? Ist der Ort, wo du her bist, schön? Dolmetscher: Iportota gatu; er ist sehr schön. **Indianer**: Eugaia pe per ance? Sind eure Häuser so, wie hier? Dolmetscher: Vicoe gatu; sie sind sehr unterschieden. **Indianer**: Maovae? wie sind sie denn? Dolmetscher: Ita gape; ganz von Steinen. **Indianer**: Jurussu pe; sind sie groß? Dolmetscher: Jurussu gatu; sehr groß. **Indianer**: Vate gatu pe; sind sie sehr hoch? Dolmetscher: Mahmo; wunderbar. **Indianer**: Eugaia pe per ancimim? ist das Inwendig so wie hier? Dolmetscher: Krimen; keinesweges. **Indianer**: Psoe nonde rete renondan era ichesue; nenne mir die Dinge, die zum Leibe gehören. Hier nennet man im Französischen alle die Theile, wovon man im Topinambuischen die Namen gegeben; und Lery bemerkt mit Verwunderung, daß der Dolmetscher, welcher gut griechisch verstand, viele Wörter aus dieser Sprache in der brasilianischen gefunden habe s).

## Der VII Abschnitt.

### Naturgeschichte von Brasilien.

#### 1) Thiere und Schlangen.

Tapirussu.	Seo assu.	Ta: jassu.	P'Aguti.	Le	Biaracata.	Tonu.	Giboya.	Girauplagata
Capiti.	Waldratten.	Pag.	Luchs.	Sari-	Caninana.	Boytiopua.	Saytiepua.	Boyuna.
goy oder Carigue.	Tatu.	Tamandua.	Igel.	Bom.	Boyucpecanga.	Bicerley	Jarataca.	Jocare.
Januare.	Hirara.	Affen.	Coati.	Curucucu.	Boiciniga.	Ibiracua.	Ibiboca.	Wilde Raben.
Wilde Hunde.	Jaguacin.	Abscheuliche Menge Schlangen in Brasilien.						

Wenn man aus der Lage dieses weitläufigen Landes urtheilen muß, daß man darinnen alle Thiere aus denen Gegenden findet, die es umgeben: so begreift man auch leicht, daß, weil es in vielen großen Theilen wüste, und vornehmlich sehr bergicht ist, es einige Thiere enthalten muß, die ihm eigen sind. Dieses wird man nicht sowohl dem Unterschiede der Himmelsgegend, wenn man will, als vielmehr der Gewohnheit, die sie in gewissen Gränzen erhält, oder auch wohl dem Triebe der Natur selbst zuschreiben, welcher sie in ruhigen Orten hält, wo nichts sie zu ihrer Unterhaltung beunruhiget. Thevet, dessen Zeugniß in diesem Stücke niemand verwirft, Lery, Knivet und der ungenannte Portugiese, den man schon vielfach angeführt hat, haben hiervon dasjenige gesammelt, was man anderwärts nur wiederhohlet findet.

s) Am angef. Orte a. d. 400 u. f. S.

t) Am angef. Orte a. d. 152 S.

u) Der portugiesische Schriftsteller nennet es Tapyrete und Thevet Tapihice.

x) „Sie stecken, sagt er, vier Holzgabeln, so dick wie ein Arm, ungefähr drey Fuß weit von einander in Viereck, ziemlich tief in die Erde, doch daß sie noch dritthalb Fuß in die Höhe stehen. Auf solche legen sie Stäbe quer über einen Zoll, oder zween Finger breit von einander, wel-

ches gleichsam einen großen hölzernen Koff macht. Wenn sie nun also viele dergleichen in ihren Häusern errichtet haben: so legen diejenigen, welche Fleisch haben, solches Stückweise darauf, und machen mit sehr trockenem Holze, welches nicht vielen Rauch giebt, ein kleines langsames Feuer darunter, wechey sie es alle halbe Viertelstunde umwenden, und es also backen lassen, so lang es ihnen beliebt. Und weil sie ihr Fleisch nicht einsalzen, um es zu verwahren: so haben sie kein anderes „Mittel



Lery thut anfänglich ohne Ausnahme die Erklärung: man sehe in ganz Brasilien Naturgesch.  
v. Brasilien. nicht ein einziges Thier, welches eine völlige Aehnlichkeit mit den unserigen habe t). Er setzt hinzu; es fänden sich unter den Thieren des Landes sehr wenige, welche die Einwohner zu ernähren beliebten; und daß folglich kein Unterschied unter den wilden und zahmen Thieren zu machen sey.

Das erste und gemeinste ist dasjenige, welches Tapirussu heißt u). Es hat ziem- Tapirussu. lich langes und röthliches Haar. Seine Größe und Gestalt kommen bey nahe einer Kuh ihrer gleich. Es hat aber keine Hörner; einen kürzern Hals, längere und hängende Ohren, dünne Beine, einen Fuß ohne das geringste Ansehen einer Spalte, und einem Eselsfuße sehr gleich. Man giebt auch vor, es habe von dem Esel und der Kuh etwas an sich: es ist aber auch noch von beyden durch den Schwanz unterschieden, den es sehr kurz hat, und durch die Zähne, die es viel schärfer und spiziger hat, ohne daß es solche zu seiner Vertheidigung brauchen kann. Es weis sich nicht anders zu helfen als durch die Flucht. Die Indianer erlegen es mit Pfeilen, oder fangen es mit Fallstricken, die sie ihm listig genug legen. Sie machen überaus viel aus seiner Haut, woraus sie das Rückleder rund heraus schneiden, um Schilder von der Größe eines Fassbodens daraus zu machen. Wenn es recht trocken geworden, so ist es so hart, daß der Verfasser glaubet, der stärkste Pfeil könne nicht durchdringen. Er nahm zwey davon mit nach Frankreich: in der äußersten Hungersnoth aber, worein das Schiffsvolk gerieth, wurden sie alle beyde, so wie alles andere Leder auf dem Schiffe geröstet und gegessen. Das Fleisch des Tapirussu gleicht dem Rindfleische an Geschmack; und die Brasilianer bucaniren oder dörren es. Lery ergreift diese Gelegen- heit, uns zu belehren, wie sie es machen x).

Das größte Thier in Brasilien nach dem Tapirussu, welchen Lery Kuhesel zu nen- Eco: assu. nen, keine Schwierigkeit machet, ist eine Art von Hirsche, welche die Brasilianer Sco- assu nennen. Er ist nicht so groß, als unser Hirsch. Sein Geweih ist viel kürzer, und sein Haar eben so lang, als unserer Ziegen ihres. Man findet keine große Hirsche in Brasilien, als in der Hauptmannschaft St. Vincent.

Der Eber des Landes, welchen die Wilden Tajassu nennen, hat auf dem Rücken, Der Tajassu. wie die in den andern Gegenden des mittäglichen America, eine natürliche Oeffnung, wodurch er hauchet, und welche zum Athemhohlen dienet. Allein, ob er gleich einen solchen Leib, einen solchen Kopf, solche Ohren, solche Beine, und solche Füße, wie der unserige und auch eben solche Zähne, das ist, hakichte, spizige, und folglich sehr gefährliche hat: so ist er dennoch durch sein Geschrey, welches fürchterlich ist, wie auch durch das Loch, welches er auf dem Rücken hat, davon unterschieden.

113

Der

„Mittel es zu erhalten, als daß sie es so backen las-  
„sen. Wenn sie also in einem Tage dreyßig Stück  
„Roßwildprät gefangen hätten: so würden sie un-  
„verzüglich stückweise auf den Bucan oder diesen  
„hölzernen Kest gelegt werden, damit sie nicht  
„stinkend würden. Sie bleiben zuweilen über vier  
„und zwanzig Stunden darauf, bis sie in der Mit-  
„te eben so gebacken sind, als außen. So machen  
„sie es auch mit den Fischen, von welchen sie auch,  
„wenn sie ihrer eine große Menge haben, Mehl

„machen. Da ihnen diese Bucane zu Einsatz-  
„fässern, Fleischhaken und Speisekammern dienen:  
„so wird man niemals in ihre Dörfer kommen, daß  
„man nicht solche nicht allein mit Wildprät oder  
„Fischen, sondern auch sehr oftmals mit Scheiteln,  
„Armen, Beinen und andern Stücken Menschen-  
„fleisch von ihren Kriegsgefangenen vrhl versehen,  
„erblicken sollte. Uebrigens beschuldiget Lery The-  
„veten eines Irthumes, wenn er versichert, die Bra-  
„silianer äßen niemals gefochtes Fleisch. A. d. 155 E.

- Naturgesch.**  
**v. Brasilien.** Der **Aguti** in Brasilien ist ein rothbraunes Thier von der Größe eines Spanferfels von einem Monate. Es hat einen gespaltenen Fuß, einen sehr kurzen Schwanz, eine Hasenschmauze und Hasenohren. Sein Fleisch ist eine sehr gute Speise. Man hat von diesem Thiere noch eine andere Art, welche **Tapiti** heißt.
- Capiti.**  
**Holzratten.** Die Gehölze sind mit einer Art Ratten angefüllt, von der Größe eines Eichhörnchens und von röthlichem Haare, deren Fleisch auch überaus zart ist.
- Pag.** Der **Pag** ist ein Thier von der Größe eines mittelmäßigen Hundes. Er hat einen wunderbar gestalteten Kopf: sein Fleisch aber schmecket wie Kalbfleisch; und seine Haut, welche weiß, grau und schwarz gefleckt ist, würde in Europa ein sehr hochgeschätztes Pelzwerk seyn.
- Luchs.** Der portugiesische Schriftsteller versichert, man finde in Brasilien, vornehmlich in der Hauptmannschaft **St. Vincent**, eine Menge Luchse, und zwar von verschiedenen Arten, deren einige roth, andere auf eine angenehme Art gefleckt, alle aber so grimmig sind, daß ihren Klauen nichts widerstehen kann. Er setzet hinzu, es sey ein gleicher Ruhm für die Brasilianer, ob sie einen Luchs auf der Jagd oder einen Feind im Kriege getödtet haben.
- Sarigoy oder Carigue.** Der **Sarigoy**, nach dem **Lery**, oder **Carigue**, nach dem portugiesischen Schriftsteller, ist eine Art von Wiesel, dessen Haare graulich sind, und wovon die Brasilianer wegen seines Gestankes einen Abscheu haben. Da **Lery** und andere Franzosen aber einen abgegorren hatten: so bemerketen sie, daß er diesen garstigen Geruch nur von dem Fette auf dem Nieren hätte. Nachdem sie solches weggenommen: so fanden sie sein Fleisch sehr gut.
- Tatu.** Der **Tatu** in Brasilien ist eben das Thier, welches die Spanier in den andern Theilen von **America** **Armadillo**, und die Portugiesen **Encubertado** genannt haben. Man hat seine Beschreibung bereits mitgetheilet. **Lery** aber belehret uns, daß die Brasilianer, welche in diesem Stücke viel geschickter sind, als die andern Indianer, aus seiner Haut kleine Ruffer machen, die von einer undurchdringlichen Härte sind. **Laet** erzählet, auf des **Ximenes** Zeugniß, daß die Schuppen dieses Thieres, wenn sie zu Pulver gestoßen und ein Drachma davon in einem Tranke von Salbey eingenommen würden, einen so heilsamen Schweiß trieben, daß die venerischen Krankheiten dadurch gehoben würden. Dieses ist nicht seine einzige Kraft. Er zieht auch aus allen Theilen des Leibes die Dornen aus; und nach des **Monardes** Berichte heben die kleinen Knöchelchen des Schwanzes dieses Thieres die Taubheit y).
- Tamandua,**  
ein sonderbares Thier. Der **Tamandua** ist ein vortreffliches Thier. Er ist so groß wie ein Hund. Sein Leib ist dicker, als er lang ist, und sein Schwanz, welcher wenigstens drey mal länger ist, als sein Leib, machet einen so großen Busch Haare, daß er, um sich vor der Raubigkeit der Luft und Witterung zu verwahren, sich ganz damit bedeckt. Er hat einen kleinen Kopf, eine überaus lange Schnauze, einen runden Rachen und eine sehr lange Zunge. Sie dienet ihm, wie des Ameisensängers feine, die Ameisen zu bekriegen. Er ist aber eben so fürchterlich für die Menschen und für die allerwildesten Thiere, welche er angreift, wenn er sie überraschen kann. Sein Fleisch nützet zu nichts.
- Igeln und das besondere ihrer Stacheln.** Unter vielen Arten von Igeln haben die Brasilianer auch eine sehr kleine, deren Stacheln gelblicht, und an den Spitzen schwarz sind. Man versichert, daß sie von selbst, wenn sie dem Thiere abgenommen worden, in das Menschenfleisch dringen, so bald man sie solches nur ein wenig berühren läßt.

y) Im XV Buche, a. d. 552 S.

Die Brasilianer haben eine sehr kleine Art Kaymane, die sie Jacare nennen, und deren Fleisch sie begierig essen. Sie sind nicht über einen Schenkel dick, und haben eine darnach gemäße Länge. Sie sind auch gar nicht schädlich, man fängt sie lebendig, und die Kinder spielen damit. Lery hat solches vielmals mit angesehen. Dieses hindert aber nicht, daß die großen Kaymane in Brasilien nicht eben so fürchterlich seyn sollten, als in den andern Theilen von America. Die Jacaren haben einen sehr weit gespaltenen Rachen, hohe Schenkel, einen weder runden noch spitzigen, sondern platten, und am Ende dünnen Schwanz.

Naturgesch.  
v. Brasilien.  
Jacare.

Der Januare ist ein gefräßiges Thier, welches wegen seiner hohen und dünnen Beine, wie ein Windspiel, überaus schnell laufen kann. Es ist so groß, wie ein Hund, und hat lange Haare um das Kinn, und eine schöne tigerhafte Haut, wiewohl es sonst dem Tiger nicht ähnlich ist. Es fristt allerhand, die Menschen selbst nicht ausgenommen. Die Brasilianer zittern auch vor ihm, und ihr Widerwille gegen ihn geht so weit, daß, wenn sie einen in ihren Fallstricken fangen, sie ihm erst allerhand Marter anthun, ehe sie ihn todtzuschlagen.

Januare.

Der Sirara gleicht der Hyana, die wir heutiges Tages die Zibethkaze nennen: man versichert aber, es sey solches nicht eben das Thier. Es finden sich schwarze, rothe und auch weiße. Sie leben nur vom Houige, und sie haben eine überaus große Geschicklichkeit, solchen zu entdecken. Wenn sie mit eben der Verschlagenheit den Eingang zu dem Schage eröffnen haben: so führen sie ihre Jungen dahin, und fangen nicht eher an zu fressen, als bis sie solchen Zeit gelassen, sich zu sättigen.

Sirara.

Es ist kein Ort in der Welt, wo die Affen in größerem Ueberflusse und von so mancherley Art sind. Es findet sich darunter eine, welche die Brasilianer Aquiqui nennen, die viel größer ist, als alle die andern, und mit einem langen schwarzen Barte unter dem Kinn gezieret ist. Es kömmt von solcher ein Männchen von einer röthlichen Farbe, welches in diesem Lande für den Affenkönig gehalten wird. Es hat ein ziemlich weißes Gesicht und so ordentlich gestellte Haare von einem Ohre zum andern, daß es geschoren zu seyn scheint. Man erzählet, es steige zuweilen auf einen Baum, und lasse sich daselbst mit gewissen Tönen hören, die man für eine Rede halten sollte. Die Natur hat ihm dazu ein hohles Werkzeug oder Gliedmaß gegeben, welches aus einem starken Häutchen besteht, und von der Größe eines Eies ist, welches sich unter dem Gaumen leicht aufbläst. Man setzt hinzu, er gebe bey diesen Bewegungen, die er sich macht, vielen Schaum von sich; und ein anderer Affe, von welchem man urtheilet, daß er bestimmt sey, ihm zu folgen; trockne ihn sehr sorgfältig ab. Knivet versichert, die Petiguarer nennen diese Art Affen Mariva.

Affen.

Man hat noch andere, welche Cay heißen, klein, schwarz und von einer so angenehmen Gestalt sind, daß man sie mit gleicher Lust höret und sieht. Sie halten sich auf Bäumen auf, welche Hülsenfrüchte tragen, woselbst sie ihre Nahrung finden, und nicht aufhören, vornehmlich, wenn es schlimm Wetter werden will, die Luft von einer seltsamen Melodie erschallen zu lassen. Diejenigen, welche die Indianer Sagoinen nennen, sind nicht größer, als ein Eichhörnchen. Sie haben auch rothes Haar: Lery aber giebt ihnen eine Schnauze, einen Hals, einen Vordertheil, und so gar einen Stolz, wie der Löwe hat. „Es ist das artigste Thier, sagt er, welches er in Brasilien gesehen hat; und wenn man es eben so leicht über See führen könnte, als die Meerkaze, so würde es weit höher

Naturgesch. v. Brasilien. „höher geachtet werden. Allein, außer seiner Zartheit, die ihm nicht erlaubt, die Bewegung eines Schiffes auszustehen, ist es so hochmüthig, daß es vor Verdrusse stirbt, wenn man es nur ein wenig kränket z)“.

Der **Lay** ist ein ungestaltetes Thier, von der Größe eines Dodelhundes, und dessen Gesicht auch etwas von einem menschlichen an sich hat. Es hat aber einen hängenden Bauch, wie eine trachtige Sau, ein rauchgraues Haar, wie die schwarze Schafwolle, einen sehr kurzen Schwanz, eben so behaarte Beine, wie der Bär, und sehr lange Klauen. In den Gehölzen ist es überaus wild: es wird aber leicht zahm, wenn es gefangen ist a).

Coati.

Der **Coati** ist, nach dem portugiesischen Schriftsteller, ein Thier von brauner Farbe, den portugiesischen Fibriscastoren ziemlich gleich. Es klettert auf die Bäume, wie die Affen; und man kann es zuweilen zahm machen. Es ist aber boshaft und gefräßig, welches mißfällt. Lery machet eine merkwürdigere Beschreibung davon, die in einer Note angeführt zu werden verdienet b).

Wilde Katzen.

Die wilden Katzen sind hier so mannichfaltig, als häufig. Man sieht schwarze, weiße und rothe, alle von einer erstaunlichen Behendigkeit, und nicht allein den Vögeln, sondern auch den Indianern selbst sehr schädlich. Die Nutzbarkeit ihrer Felle machet, daß man sie suchet.

Jagoarüch.

Der **Jagoarüch** ist eine Art von wildem Hunde; oder wenigstens kömmt sein Schrey dem Gebelle der Haushunde gleich. Die Farbe dieses Thieres ist braun, mit Weiß gemischt. Es hat sehr dickes Haar am Schwanz, und läuft überaus leicht. Es lebet vom Raube oder von Früchten, wenn es kein Fleisch hat. Sein Biß ist fürchterlich.

Jaguacin.

Man vergleicht den **Jaguacin** mit dem portugiesischen Fuchse an der Größe. Er ist auch an der Farbe nicht sehr davon unterschieden: er lebet aber von Muscheln und Zuckerrohre. Sonst ist es ein unschuldig Thier, und bringt einen Theil seiner Zeit mit Schlafen zu; daher man es denn leicht fangen kann.

z) Indessen bringt man doch zuweilen einige mit nach Europa.

a) „Es ist wahr, daß unsere Tupinambuer, bey denen sie sind, wegen seiner scharfen Klauen, kein großes Vergnügen haben, mit ihm zu spielen. Bey meinem Aufenthalte daselbst habe ich nicht allein von Wilden, sondern auch von Dolmetschern, die sich lange in dem Lande aufgehalten, gehört, es habe noch kein Mensch dieses Thier, weder auf dem Felde, noch in den Häusern fressen gesehen; so daß einige daher dafür halten, es lebe von der Luft“ Lery a. d. 169 S. L'hevet nennet es *Kait* oder *Kaiti*; und ob er gleich auf eben die Art davon redet, wie Lery, so glaubet er doch, daß es von Baumblättern lebe.

b) „Das Thier, saget er, welches die Wilden *Coati* nennen, ist von der Höhe eines großen Hasen, hat kurzes, glattes und geflecktes Haar, kleine, gerade und spitzige Ohren. Was aber den Kopf anbetrifft, so hat solcher außer dem, daß er nicht gar groß ist, von den Augen an einen Nüß-

fel, der über einen Fuß lang, so rund, wie ein Stock ist, und sich auf einmal eng zusammen zieht, ohne daß er oben dicker, als bey dem Munde, ist, welcher auch so klein ist, daß man kaum die Spitze des kleinen Fingers hinein stecken kann, und gleicht solche Schnauze der großen Bapstseife an einem Dodelsacke. Es ist nicht möglich, eine wildere und von einer ungestalteteren Art zu sehn. Wenn dieses Thier gefangen wird: so hält es die vier Füße dicht zusammen; und dadurch wanket es stets von einer Seite zur andern, oder es fällt ganz platt nieder, und man kann es nicht aufrecht stehend erhalten; und es wird auch nicht fressen, als einige Ameisen, wovon es ordentlich Weise in den Gehölzen zu leben pflegt. Uns geführ acht Tage nachher, da wir in der Insel angekommen waren, wo Villegagnon sich aufhielt, brachten uns die Wilden einen *Coati*, welcher von jedermann, weil es was neues war, bewundert wurde. Da er sehr ungestalt war: so habe ich oftmals einen aus unserer Compagnie, Namens Johann Gardien, der in der Zeichnungskunst er-

Der

„sah“

Der *Biaracata* ist von der Größe einer Kasse, und der Gestalt eines Eichhörnchens. *Naturgesch.*  
 Auf dem Rücken hat es ein sehr ordentliches weißes Kreuz. Die Vögel und ihre Eyer sind *v. Brasilien.*  
 seine gewöhnliche Nahrung: es hat aber so viel Neigung zum Ambra, daß es die Nacht *Biaracata.*  
 an dem Ufer des Meeres zubringt, diese Beute zu suchen.

Der *Perico ligero* oder das Faulthier, welches man schon beschrieben hat, ist in *Perico ligero.*  
 Brasilien gemein.

Die Brasilianer essen nicht allein verschiedene Arten von Eidechsen und Schlangen, *Tonu.*  
 sondern auch große Kröten, welche mit der Haut und dem Eingeweide bucaniret werden.  
 Der *Tonu* ist eine graue Eidechse, die eine sehr glatte Haut hat, vier oder fünf Fuß lang,  
 und von einer gemäßen Dicke. Ihre Gestalt ist häßlich: sie ist aber nicht viel gefährli-  
 cher, als die Frösche, unter welchen sie an den Ufern der Flüsse und in den Sümpfen le-  
 bet. *Lery*, welcher oft davon gegessen, saget, wenn sie abgezogen, sorgfältig gereinigt,  
 und gut gebacken worden, so hätten sie ein eben so weißes, eben so zartes, und eben so wohl-  
 schmeckendes Fleisch, als die Brust von einem Kapaune. „Es ist eines von denen guten  
 Gerichten, schreibt er, die er in America gegessen. Er sah anfänglich mit Erstaunen,  
 daß die Wilden rothe und schwarze Schlangen, so dick, wie ein Arm, und eine Elle lang,  
 brachten oder schleppeten, und sie mitten in ihre Häuser unter ihre Weiber und Kinder  
 hinwarfen. Da er sie aber mit solchen ohne die geringste Furcht handhieren sah: so ge-  
 wöhnete er sich bald zu diesem Anblicke. Indessen, sehet er hinzu, hat doch Brasilien  
 noch einige andere Arten, deren Biß sehr giftig ist; und das Beyspiel, welches er davon  
 giebt, ist entsetzlich c).

*Ruivet* und der portugiesische Schriftsteller aber nennen ihrer viele, welche *Lery* nicht *Siboya.*  
 gekannt hat. Das *Siboya* oder *Jaboya*, ein vierfüßiges Thier, welches unter die  
 Schlangen gerechnet wird, und zuweilen ungefähr zwanzig Fuß lang ist, ist so groß, daß  
 man es einen ganzen Hirsch hat verschlingen sehen. Wenn es sich eines Stückes Roth-

„fahren war, gebethen, er möchte dieses Thier so  
 „wohl, als viele andere überaus seltene, abzeichnen:  
 „er hat es aber zu meinem Leidwesen niemals thun  
 „wollen. A. d. 169 u. f. S.

c) Eines males begiengen zween andere Fran-  
 zosen und ich den Fehler, daß wir uns auf den Weg  
 machten, das Land zu besehen, ohne daß wir Wil-  
 de zu Begewisern hatten. Da wir uns in den  
 Gehölzen verirret hatten, und eben durch ein tie-  
 fes Thal giengen: so hörten wir das Geräusch und  
 den Gang von einem Thiere, welches auf uns zu-  
 kam; und da wir dachten, es wäre einiges Wild-  
 präat, so machten wir uns nichts weiter daraus.  
 Unverzüglich darauf aber sahen wir zur rechten, un-  
 gefähr dreyßig Schritte von uns, auf dem Abhange  
 des Gebirges eine Schlange, die viel dicker war, als  
 ein Mensch im Leibe ist, und sechs bis sieben Fuß  
 in der Länge hatte. Sie schien mit weißlichen, rau-  
 hen und höckerichten Schuppen, wie Auster-scha-  
 len, bedeckt zu seyn, und blieb mit einem von den  
 Vorderfüßen aufgehoben, in die Höhe gerichteten  
 Allgem. Reisebesch. XVI Band.

Kopfe, und funkelnden Augen auf einmal stehen,  
 um uns zu betrachten. Als wir solches sahen, und  
 damals kein einziger von uns eine Flinte oder Wis-  
 stole bey sich hatte, sondern bloß unsere Degen, und  
 jeder seinen Bogen, nach Art der Wilden, bey sich  
 führte, die uns wider dieses grimmige Thier nicht  
 viel helfen konnten; gleichwohl aber befürchteten, es  
 möchte, wenn wir liefen, noch stärker laufen, als  
 wir, und uns verschlingen: so blieben wir sehr er-  
 staunet, wobey wir einander ansahen, an einem Or-  
 te ganz still stehen. Nachdem nun diese ungeheure  
 Schlange, welche wegen der großen Hitze den Nas-  
 chen aufsperrte, und so stark schnaubete, daß wir  
 es leicht hörten, uns fast eine Viertelstunde an-  
 gesehen hatte: so kehrte sie auf einmal um, und  
 floss den Berg hinan, wobey sie ein großer Geräusch  
 machte, und die Blätter und Zweige, wodurch sie  
 gieng, stärker zerknickete, als ein Hirsch thun wür-  
 de, welcher in einem Walde läuft. Wir giengen wei-  
 ter, und lobeten Gott, daß er uns von dieser Ge-  
 fahr befreyet hatte. Am angef. Orte, a. d.  
 162 S.



- Naturgesch. v. Brasilien.** wildprätes bemächtigt hat: so umwickelt es solches mit so vieler Stärke, daß es ihm alle Knochen zerdrückt. Darauf lecket es solches mit seiner Zunge, und setzet es in den Stand, daß es leicht kann verschlungen werden. Ueber dieses hat es nicht das geringste Gift, und seine Zähne kommen mit der Größe des Körpers nicht überein.
- Giraupiagara.** Der Giraupiagara, welcher Namen so viel, als Eyerfresser heißt, ist schwarz, ziemlich lang, unter dem Bauche gelblich, und steigt eben so leicht auf die Bäume, als ein Fisch im Wasser schwimmt. Er führet daselbst wider alle Arten von Vögeleyern Krieg.
- Caninana.** Die Caninana ist von grüner Farbe, und hat lauter angenehmes in ihrer Gestalt. Sie nähret sich auch von Eyern.
- Boytiopua.** Die Boytiopua, eine runde und ziemlich lange Schlange, lebet einzig und allein von Fröschen. Sie muß sehr gemein seyn, weil die Wilden die Seiten der unfruchtbaren Weiber damit reiben, um sie fruchtbar zu machen.
- Gaytiepua.** Die Gaytiepua findet sich nur in dem Lande der Karim. Sie ist von einer außerordentlichen Dicke, und stinkt so sehr, daß die Wilden selbst ihren Geruch nicht vertragen können.
- Boyuna.** Die Boyuna ist eine schwarze, lange und dünne Schlange, die auch einen sehr unangenehmen Geruch von sich giebt.
- Bom.** Bom, welches Geräusch heißt, ist der Namen einer großen Schlange, welche eine Art von Geschrey machet, wodurch man von ihrer Annäherung Nachricht erhält, wiewohl sie nichts schädliches an sich hat.
- Boycupecanga.** Die Boycupecanga ist sehr groß, und die Flecken, womit der Rücken gezeichnet ist, lassen urtheilen, daß sie eine von den giftigsten sey.
- Viererley Jararaca.** Unter dem Namen Jararaca begreift man viererley Arten von kriechendem Gewürme. Das größte, welches Jararacucu heißt, ist zehn Hände breit lang. Es hat lange Zähne, welche zum Beißen vorzugehen scheinen, als wenn es so viel Finger wären, oder vielmehr es zeigt solche alsdann, indem es die Lippen zurückzieht. Diese Zähne geben eine so gefährliche Feuchtigkeit von sich, daß sie die Menschen innerhalb vier und zwanzig Stunden tödtet. Eine andere Art Jararacoappitinga genannt, ist eben so giftig, als die spanische Otter, und ist der Gestalt und Farbe nach nicht sehr davon unterschieden. Die dritte Art heißt Jararaepeba. Sie hat einen rothen Strich auf dem Rücken, und der übrige Leib ist aschfarben. Die kleinsten endlich unter diesen fürchterlichen Schlangen sind nicht über einen Fuß lang, und erdfarben mit einigen Adern auf dem Kopfe, wie die Ottern, deren Geziße sie auch nachahmen.
- Curucucu.** Die Curucucu ist eine gräuliche und fürchterliche Schlange, welche zuweilen bis auf funfzehn Hände breit lang ist. Ihr Gift ist eins von den subtilsten: man hat aber erkannt, daß sie solches nur in dem Kopfe habe. Die Brasilianer schneiden ihr diesen Theil ab, und verscharren ihn sorgfältig.
- Boicinga, u. Briciningpeba.** Außer der großen Klapperschlange, welche in Brasilien den Namen Boicinga führet, und so geschwind kriecht, daß sie zu fliegen scheint, findet sich auch noch eine kleinere, Briciningpeba genannt, welche eben die Eigenschaften hat. Sie ist von schwarzer Farbe, und das Gift überaus subtil.
- Ibiracua.** Die Ibiracua schießt ein so gewaltiges Gift, daß man denjenigen, die sie gebissen hat, fast den Augenblick das Blut aus den Augen, Ohren, Nasenlöchern, dem Halse und den

den untern Theilen des Leibes dringen sieht. Ihr Biß ist auch tödtlich, wenn man nicht gleich auf der Stelle Hilfe dawider brauchet. Naturgesch.  
v. Brasilien.

Die Ibiboca ist auch eine von den gefährlichsten Schlangen in Brasilien, obgleich von einer wunderfamen Schönheit wegen der Ordnung der rothen, schwarzen und weißen Flecke und Striche, womit der Kopf und der ganze Leib gezeichnet sind. Ihre Bewegungen sind außerordentlich langsam. Ibiboca.

Die Reisenden, von denen man diesen Artikel entlehnet, machen eine abscheuliche Ab- Gräul Men-  
ge Schlangen. silderung von denen Martern, denen man in Brasilien durch den Biß dieser fürchterlichen Thiere ausgesetzt ist, und von der großen Anzahl der Unglückseligen, welche solchem nicht entgehen können. Es finden sich Schlangen bey einem jeden Schritte auf den Feldern, in den Gehölzen, inwendig in den Häusern, und so gar in den Betten oder Hamacken. Man wird des Nachts, wie des Tages, gestochen; und wenn man nicht so gleich durch Ueberlassen, durch Erweiterung der Wunde, und durch die kräftigsten Gegengifte dawider zu Hilfe kömmt, so hat man den Tod in den grausamsten Schmerzen zu erwarten. Einige Arten, vornehmlich die Jararacae, geben einen Bisamgeruch von sich, welches sehr viel hilft, daß man nicht von ihnen überraschet wird. Die Scorpionen sind auch sehr gemein: ihr Biß aber ist selten tödtlich, obgleich vier und zwanzig Stunden lang sehr schmerzhaft.

Anderer Insecten, als die Tigua, welche hier Ton heißt, die Mosquiten, die hier Petin genannt werden, und die gefräßigen Schmetterlinge, Aravers genannt, sind mit denen in den andern Theilen des mittäglichen America einerley, und verursachen eben dieselben Unordnungen.

## 2. Vögel und Fische.

Zahmes Federvieh. Dreyerley Arten Fasanen. Fünferley Nebhühner. Der Arat und Canide. Pa-  
vegeven und ihre schönsten Arten. Der Suran-  
he-Engera. Der Tangara. Der Quereiva. Tu-  
can. Curapanga. Andugoacus. Paru und Qui-  
anpian. Der Klagevogel. Acaropap. Acara-Bu-  
ten. Rochen in Rio Janeiro. Bey upira. Bao-

pes. Comarupi. Piraambu. Fische dienen wi-  
der das Fieber. Amapaen und dessen drey Ar-  
ten. Puraque. Caramaru. Amoreati. Amacu-  
rüb. Icrepomonga. Ypupiapra. Muscheln. See-  
vögel. Flußfische. Thiere, die nach Brasilien ge-  
bracht worden.

Ein Land, welches mit Holzungen so bedeckt ist, als Brasilien, ist der natürliche Auf- Zahmes Feder-  
vieh. zuchtort unzähliger allerliebster Vögel. Lery zählet nur dreyerley Arten von zahmem Federvieh, welches die Brasilianer aufziehen, nicht so wohl solches zu essen, als vielmehr die Federn, sonderlich die weißen, davon zu nehmen, welche sie roth färben, und womit sie sich vornehmlich puzen. Die beyden erstern sind indianische Hühner d), die in ihrem Lande erzeugt worden, von da sie auch, wie er versichert, nach Europa gekommen sind; und die gemeinen Hühner e), die sie von den Portugiesen bekommen haben. Sie essen nicht einmal die Eyer davon; und der größte Vorwurf, den sie den Europäern machen, ist die übermäßige Gefräßigkeit, welche sie bey jedem Eyer, das sie verschlingen, ein Huhn verzehren läßt. Sie nutzen die indianischen Enten f) fast eben nicht mehr, die sie auch in

M m 2

ihren

d) In Brasilien Arignan-ussu genannt.

e) Arignan-miri genannt.

f) Upac genannt.

**Naturgesch.** ihren Wohnungen aufziehen; und die Ursache, die sie davon anführen, ist, weil dieses  
**v. Brasilien.** Thier sehr langsam geht, so befürchten sie, eine Speise von der Art möchte sie schwerfällig zum Laufen machen. Aus eben dem Grunde verwerfen sie auch das Fleisch von allen denen Thieren, deren Gang langsam ist, und so gar gewisse Fische, die nicht so geschwind schwimmen, als die andern.

**Dreyerley Fasanen.**

Unter denen wilden Vögeln, die gegessen werden, giebt Lery den Jacutinen, Jacupenen und Jacuanassuen, dreyerley Arten von einer Gattung Fasanen, den ersten Rang, welche alle schwarze und graue Federn haben, und nur an Größe unterschieden sind. Er versichert, die ganze Welt habe nichts leckerhafteres. An ihrem Geschmacke, saget er, habe er sie für Fasanen erkannt. Die Nutonen sind andere Vögel von einer vorzüglichen Eigenschaft, aber viel seltener. Sie sind so groß wie ein Pfau, und haben auch fast solche Federn.

**Fünferley Rebhühner.**

Die Macacuaen und Inanbu-uassuen sind zwei Arten von Rebhühnern von der Größe, wie unsere Gänse. Man kann die Manburien, die Pegassuen und die Pecaen als drey andere Arten davon ansehen, wiewohl sie von ungleicher Größe sind. Die ersten haben die Größe der gemeinen Rebhühner; die zweyten der Holztauben, und die dritten der Turkeltauben ihre.

**Arat und Canide.**

Wir wollen aber das verlassen, was nur Vogelwildprät ist, dessen Ueberfluß Lery uns gemein rühmet. Er eilet zu zweyen Vögeln, die er für Wunder der Welt ausgiebt, und welche ihn, wie er saget, zu Bewunderung des Schöpfers erwecket haben. Der eine heißt Arat, und der andere Canide. „Sie sind von der Größe eines Rabens. Es sind keine Papegeyen, weil sie ihnen nicht an den Federn ähnlich sind. Indessen könnte man sie doch, weil sie krumme Füße und einen krummen Schnabel haben, unter diese Anzahl setzen, wenn nicht fast alle Vögel in America diese beyden Eigenschaften hätten.“ Die Beschreibung ihrer Vollkommenheiten aber muß in den eigenen Ausdrücken des Verfassers bleiben g).

**Papegeye, und ihre Arten.**

Da die brasilianischen Papegeyen die berühmtesten aus beyden Indien sind: so läßt man sich angelegen seyn, uns die schönsten Arten derselben bekannt zu machen. Der erste Rang scheint den Araxaen und Macaen zu gehören, welche in den Landschaften an der See ziemlich selten sind. Sie haben so wohl wegen ihrer Größe, als ihrer Schönheit, einen Vorzug. Ihre Federn auf der Brust sind von einer sehr schönen Purpurfarbe; gegen den Schwanz zu sind sie von einem Gelb oder einem Grüne, oder einem Blaue, welches nicht weniger Glanz hat, und an dem ganzen übrigen Leibe von einer wunderbaren Vermischung dieser drey Farben, die bald mehr oder weniger heller oder dunkler ist. Sie

g) Der Arat hat die Federn in den Flügeln und die in dem Schwanz, welcher bey ihm anderthalb Fuß lang ist, die Hälfte so roth wie Scharlach, und die andere Hälfte himmelfarben, eben so glänzend, als der feinste Scharlach, den man nur sehen kann: Der Kiel ist stets in der Mitte einer jeden Feder, und theilet, die auf beyden Seiten einander entgegen stehenden Farben. Uebrigens ist der ganze übrige Leib lasurfarben. Wenn dieser Vogel in der Sonne steht, worinnen er sich denn gemeiniglich auf-

hält: so kann kein Auge müde werden, ihn zu betrachten.

Der Canide hat alle Federn unter dem Bauche und um den Hals so gelb, als feines Gold; die oben auf dem Rücken, die Flügel und der Schwanz sind von einem solchen natürlichen Blau, daß nichts darüber ist; und da man in Gedanken steht, er sey mit einem Goldstücke unten bekleidet, und habe einen violettblauen damastenen Mantel darüber, so ist man über solche Schönheit ganz entzückt. Die Wild-

haben einen ziemlich langen Schwanz. Man sieht sie niemals mehr, als zwey Eyer, le- Naturgesch.  
v. Brasilien.  
gen; und der Ort, wo sie solche hinlegen, ist gemeinlich ein Loch in dem Stamme eines Baumes oder in einem Felsen. Sie werden leicht zahm, und lernen auch eben so geschwind reden.

Die zweyte Art heißt *Anapura*. Ihre Farben sind von einer schönen Mischung des Rothens, Grünen, Gelben, Schwarzen, Blauen und Braunen, welche mit einer erstaunlichen Mannichfaltigkeit vertheilet sind. Man zieht diese Gattung allen andern vor, weil sie sehr leicht zahm wird, und reden lernet, und außerdem die einzige ist, welche ihre Eyer inwendig in Gebäuden leget, und ausbrütet.

Der *Araruna* oder *Nachao* verdienet den dritten Rang. Der Grund seiner Federn ist zwar schwarz, allein so schön mit Grün gemischt, daß er bey dem Sonnenlichte einen wunderfamen Glanz von sich giebt. Er hat gelbe Füße, einen rothen Schnabel und rothe Augen. Man sieht ihn nirgend, als in dem Innern des Landes Eyer legen.

Die vierte Art ist diejenige, welche die Brasilianer *Ajurucuros* nennen. Sie ist von einer reizenden Schönheit. Der größte Theil des Leibes ist von grüner Farbe; der Hals und der Kamm sind gelb. Einige Federn, die er auf dem Schnabel hat, sind blau, und die in den Flügeln schön roth. Der Schwanz ist roth und gelb, mit einer Vermischung von Grün.

Die kleinste Art ist diejenige, welche *Tuin* heißt, grün oder von mancherley schönen Farben. Sie wird wegen ihrer Gelehrigkeit sehr gesucht. Die Papegeyen, welche *Guarubae*, das ist, gelbe Vögel, heißen, schwätzen nicht, und sind von Natur traurig und einsam: sie sind aber dennoch in Brasilien in Achtung, weil sie aus dem Innern des festen Landes kommen, und nur in den Wohnungen gefunden werden. Man machet eben so viel daraus, als unser Adel ehemals aus den Sperbern und Falken machte. Endlich, so kömmt der Papegey, welcher *Papu* heißt, und der Aelster, wegen seiner Schwärze, etwas ähnlich ist, die durch einen weißen Schwanz erhoben wird. Er hat über dieses drey kleine Federn auf dem Kopfe, die sich wie Hörner erheben; die Augen sind blau, und der Schnabel ist gelb. Es ist ein sehr schöner Vogel. Wenn er aber zornig ist: so giebt er einen sehr unangenehmen Geruch von sich. Seine beständige Beschäftigung ist, daß er alles kleine Ungeziefer in einem Hause aufsuchet, sich davon zu ernähren. Es ist stets gefährlich, ihn auf der Hand zu tragen, weil er oftmals in die Augen hacket.

Lery hat in Brasilien nur drey Arten von Papegeyen gekannt; die *Ajurue*, welche er für die größte Art hält, die *Marganae*, wovon man eine große Anzahl nach Frankreich bringt, wie er saget, und den *Tuir*, welchen die französischen Matrosen *Moifons* nennen.

Mm 3

Bon

den gedenken dieses letztern oftmals in ihren Liedern, und singen und wiederholen in ihrer Musik: *Canis de juve, Canide juve heira neh*: das heißt, gelber Vogel, gelber Vogel, du bist schön! Obgleich diese beyden Vögel nicht zahm sind, und in den Häusern gehalten werden: so sind sie doch gleichwohl gewöhnlicher Weise mehr auf den großen Bäumen mitten in den Dörfern, als in den Gehölzen, da denn unsere *Tupinambuer* sie drey oder viermal des Jahres rupfen, und sehr saubere Röcke,

Mützen, Armbänder, und andere Sachen aus diesen schönen Federn machen, womit sie sich schmücken. Ich hatte viele solche Federbüsche mit nach Frankreich gebracht, und vornehmlich von denen großen Schwänzen, die von Roth und Himmelfarben so schön bunt sind. Da ich aber bey meiner Rückkehr durch Paris gieng: so ließ ein gewisser Herr bey dem Könige nicht eher mit seinem gestümmten Anhalten nach, als bis er sie von mir bekommen hatte. Am angef. Orte, a. d. 173 u. 174 S.

Naturgesch.  
v. Brasilien.  
Güaranhe-En-  
gera.

Tangara.

Quereiva.

Tucan.

Guirapanga.

Andugoacue.

Colibri.

Von andern Arten Vögeln rühmet man den **Güaranhe Engera** sehr, welcher von der Größe eines Finken ist. Er hat blaue Flügel, und einen blauen Rücken; die Brust und der Bauch sind gelb, und auf dem Kopfe hat er einen schönen Busch, von eben der Farbe. Sein Waldgesang ist nicht nur sehr verändert; sondern er ahmet auch der meisten andern Vögel ihrem nach. Man hat ihrer vielerley Arten.

Der **Tangara** ist nicht größer, als ein Sperling. Er hat einen schwarzen Leib, und gelben Kopf. Sein Waldgesang ist nicht so wohl ein Singen, als vielmehr ein bloßes Murmeln. Man erzählt, die Vögel dieses Namens hielten eine Art von Tanze unter sich, in welchem einer hinfällt, und sich stellet, als wenn er todt wäre, und alle andere lassen alsdann ihr Klaggeschrey hören, so lang, bis sie sehen, daß er sich wieder aufrichtet, da sie denn insgesammt davon fliegen. Weil man hinzusetzt, der **Tangara** sey der fallenden Sucht unterworfen: so hat man einige Wahrscheinlichkeit, daß dasjenige, was man für einen verstellten Tod ansieht, ein Anfall von diesem Uebel ist.

Die Brasilianer machen viel Wesens aus dem **Quereiva**, wegen der besondern Schönheit seiner Federn. Die Brust ist schön roth, die Flügel sind schwarz, und der ganze übrige Leib blau.

Nach dem Berichte des portugiesischen Schriftstellers, ist der **Tucan** in Brasilien nur von der Größe einer Aelster, ob er gleich einen eben so langen Schnabel hat, als man ihn in andern Theilen des südlichen America vorgestellt, das ist, wenigstens von einer Hand breit. Er wird auf einem Hofe leicht zahm, so, daß er auch seine Jungen, wie eine Gluckhenne führet. Die Farbe seines Schnabels ist außen gelb, und inwendig roth. Auf der Brust hat er gelbe Federn, und an dem übrigen Leibe schwarze. Man setzet hinzu, um es begreiflich zu machen, wie ein so kleiner Vogel einen so großen und so langen Schnabel tragen könne, daß solcher sehr zart und sehr leicht sey.

Der **Guirapanga** ist über und über weiß, und von einer mittelmäßigen Größe. Er hat eine so starke Stimme, daß man ihn fast eine halbe Meile, wie den Klang einer Glocke, hören kann.

In den innern brasilianischen Provinzen findet man viele Strauße, welche die Einwohner des Landes **Andugoacue** nennen. Sie sind von denen in andern Gegenden nicht unterschieden: man versichert aber, daß die Art von Horne, welches sie auf dem Schnabel haben, denjenigen, welchen es schwer fällt, zu reden, einen freyen Gebrauch der Zunge giebt, wenn man es am Halse trägt.

Die Adler, die Sperber, die Geyer und andere Raubvögel, deren es hier eine große Anzahl giebt, sind von einer solchen Wildheit, daß man noch niemals einen einzigen davon zahm machen können.

Man saget hier nichts von dem **Colibri**, welcher in Brasilien sehr gemein ist, und wegen dessen Beschreibung man auf *Clusii Exotica* verweist. Man muß aber anmerken, daß ihm Thevet und Lery einen sehr angenehmen Gesang in Brasilien zuschreiben, so gar, daß sie solchen mit der Nachtigall ihrem vergleichen, obgleich alle andere Reisende davon nur als von einem sehr gemeinen Summen reden. Lery läßt ihn von den Brasilianern **Guomanbüch** nennen; und der portugiesische Schriftsteller nennet ihn nach denselben **Guaminibique**. Er unterscheidet ihrer auch zweyerley Arten unter den Namen **Güaraciga** und **Güaracicaba**. Man weiß, daß in den französischen Eylanden dieser kleine Vogel **Kene** genannt wird; weil er sechs Monate im Jahre schläft, und von neuem geböhren



zu werden scheint, indem er aufwachet. Die Spanier nennen ihn **Tominejos**, weil er sammt seinem Neste nur zwey spanische Tominen, das ist vier und zwanzig Gran wiegt. Naturgesch.  
v. Brasilien.

Der **Panu** ist ein schwarzer Vogel von der Größe einer Amsel. Seine ganze Schönheit besteht in seinen Federn auf der Brust, deren Farbe wie Kinderblut ist. Der **Qui-  
anpian**, welcher nicht viel größer ist, hat alle Federn von einer schönen Scharlachfarbe. Panu u. Qui-  
anpian.

Die **Fledermäuse** sind viel größer, und eben so blutbegierig, als die in **Guayaquil**. Der Klagevo-  
gel.

Die **Bienen** daselbst sind unsern schwarzen Sommerfliegen ähnlich, und machen nicht we- niger lieblichen Honig. Das **Wachs** aber ist fast eben so schwarz, als **Pech**. Endlich re- det **Lery** auch noch von einem Vogel, welcher aschgraue Federn hat, und von der Größe ei- ner Taube ist, den die Brasilianer sehr verehren, weil sie sich einbilden, daß er mit ihnen im Namen der Verstorbenen rede, indem er sich nur des Nachts hören läßt, und das trau- rigste Klaggeschrey hat, das man sich nur einbilden kann. „Eines mals, saget er, da er des Nachts durch ein Dorf, Namens **Upec** gieng, mußte er sich von den Einwohnern beschimpfen lassen, weil er über ihre andächtige Aufmerksamkeit lachete, womit sie diesen Vogel anhörten. Halt das Maul, sagete ein Alter auf eine sehr grobe Art zu ihm, und hindere uns nicht, die Zeitungen anzuhören, die uns unsere Großväter ankündigen lassen h).“

Unter den Fischen ist der **Manate** oder **Lamantini** von einer besondern Güte in Bra- silien. **Lery** befehret uns, **Pira** sey der allgemeine Namen, den die Brasilianer allen Fi- schen geben; und die größten nenneten sie **Camuru Uassu**; welches aber doch nicht hin- dert, daß sie nicht auch besondere Namen für eine jede Art hätten. Man wird sich aber nur bey denjenigen aufhalten, welche den Seeküsten und den Flüssen des Landes eigen zu seyn scheinen.

Der **Acarapep** ist ein großer platter Fisch, dessen Fleisch von einer wundersamen Güte, nach **Lerys** Meynung, ist. Er giebt auf dem Feuer ein gelbes Fett, welches ihm zur Brühe dienet. Acarapep.

Der **Acara-Buten** ist ein anderer platter schleimichter Fisch von röthlicher Farbe. Acara-Buten.

Die **Kochen** des Flusses **Janeiro** und **Marevescona**, welche **Thevet Inevuca** nen- net, sind viel größer, als unsere. Sie haben zwey ziemlich lange Hörner auf dem Kopfe, und fünf bis sechs Spalten unter dem Bauche, die man durch Kunst gemacht zu seyn glau- ben sollte. Ihr Schwanz ist nicht allein lang und zart, sondern auch so giftig, daß von dem geringsten Striche desselben, die verwundeten Theile mit einer Entzündung auf- schwellen. Das Fleisch des Leibes und so gar das Eingeweide sind nichts destoweniger gut. Inevuca, oder  
Kochen des  
Janeiro.

Der **Beyupira**, welchen der portugiesische Schriftsteller mit dem **Störe** vergleicht, wird von den Brasilianern sehr hochgeschätzt. Man fängt ihn mit Angeln auf der hohen See. Er ist sechs bis sieben Hände breit lang, und in dieser Länge rund, unter dem Bauche weiß, und auf dem Rücken schwarz. Man findet ihn allezeit fett, und von vor- trefflichem Geschmacke. Beyupira.

Die **Daopen**, welchen die Portugiesen diesen Namen geben, weil ihre Augen den Ochsenaugen ähnlich sind, ist an Größe und Gestalt von dem Thonfische nicht sehr unter- schieden, aber nicht von eben dem Geschmacke, ohne zu gedenken, daß er auch viel fetter ist. Aus seinem Fette machet man eine Art von Oele oder Butter. Daopen.

Der

h) Am angef. Orte, a. d. 182 S.

- Naturgesch.**  
**v. Brasilien.** Der **Camaripi**, dessen Güte man sehr rühmet, ist ein großer Fisch, über und über voller Stacheln, welcher auf dem Rücken eine Art von einem allezeit aufgerichteten Kamme hat. Er muß sehr groß seyn, weil man versichert, daß ihn kaum zween Menschen aufheben können. Man fängt ihn mit Harpunen, und zieht viel Thran daraus.
- Camaripi.**
- Piraembü.** Der **Piraembü** ist wenig von demjenigen Fische unterschieden, den man in einer andern Beschreibung den Schnauber oder Schnarcher genannt hat, und machet auch eine Art von Schnarchen: er ist aber von besserem Geschmacke, und acht bis neun Hände breit lang. Er hat in dem Rachen zween Steine einer Hand breit, welche ihm dienen, die Muscheln zu zermalmen, wovon er sich nähret.
- Piraembü.**
- Fische dienen wider das Fieber.** Der portugiesische Schriftsteller versichert, alles Fischwerk an den brasilianischen Küsten sey so gesund, daß man es die Febricitanten einnehmen läßt, oder daß es ihnen wenigstens nichts schadet. Er nimmet aber doch die Requinen aus, deren in diesem Meere eine unendliche Anzahl ist, und die so gar in die Flüsse gehen. Er setzet hinzu, ihre Zähne seynd giftig, und viele wilde Völkerschaften bedienen sich derselben, ihre Pfeile zu bewaffnen.
- Fische dienen wider das Fieber.**
- Amayaen und seine drey Arten.** Der **Amayaen**, eine Art von Seefrosche, ist ein kurzer Fisch von mancherley Farben, welcher schöne Augen hat, und eine Art von Roachsen machet, wenn er aus dem Wasser kömmt. Er bläst sich auch auf, wie der Frosch. Sein Fleisch ist sehr gut: allein nicht eher, als bis man es sorgfältig von der Haut abgefondert hat, unter welcher er eine Art von Gifte verbirgt. Man unterscheidet noch eine andere Art, die mit Spizen, wie ein Igel bewaffnet, und noch viel giftiger ist, als die erste. Indessen ist man doch auch das Fleisch davon, wenn man die Haut abgezogen hat. Es wird für ein Hülfsmittel wider den Durchfall angesehen. Endlich ist noch eine dritte Art, welche die Brasilianer **Itaeca** nennet, von dreneckiger Gestalt, und scheint blaue Augen zu haben. Sie hat nicht allein in der Haut, sondern auch in der Leber, und den Gedärmen Gift; welches sie aber doch nicht gefährlich machet, wenn man nur alle diese Theile davon nimmet.
- Amayaen und seine drey Arten.**
- Püraque.** Der **Püraque** an den brasilianischen Küsten ist eine Art von Krampffische, dessen Gestalt der Roche ziemlich nahe kömmt. Laet glaubet, ihm diese Gestalt nach einer in Brasilien gemachten Zeichnung geben zu können. Der Zeichner aber nennet ihn **Arava Uapebbe**. Vielleicht hat er den Namen **Püraque** von den Portugiesen bekommen. Er betäubet, wie der Krampffisch, das Glied desjenigen, der ihn, auch nur mittelst eines Stiches, anrühret.
- Püraque.**
- Caramari.** Die **Caramarien** haben viel Aehnlichkeit mit denen Meerschlangen, die sich an den portugiesischen Küsten befinden. Ihre Länge ist zehn bis funfzehn Hände breit. Sie sind so fett, daß sie auf dem Roste einen Geruch von Schweinefleische von sich geben. Ihr Gift haben sie um die Zähne herum, die bey ihnen ungeheuer groß sind, und deren Biß den verwundeten Theil zur Fäulung bringt. Sie sind über dieses mit vielen Stacheln bewaffnet. Die Brasilianer versichern, man sähe sie oft mit den Landschlangen sich begatten.
- Caramari.**
- Amorcati.** Der **Amorcati**, eine Art von Seefrosche, ist voller Stacheln und verbirgt sich unter dem Sande des Ufers, wo die geringste Wunde, die er an dem Fuße des Vorübergehenden machet, sehr gefährlich ist, wenn man nicht schleunig etwas dawider brauchet.
- Amorcati.**
- Amacurüb.** Der **Amacurüb**, ein sehr schwielichter Fisch, gleicht demjenigen, welchen die Portugiesen **Bugallo** nennet, und ist wegen der außerordentlichen Stärke seines Giftes fürchterlich.
- Amacurüb.**

Die *Trepomonga* ist eine Seeschlange, die sich gemeiniglich unter den Flüssen un- <sup>Naturgesch.</sup>  
beweglich erhält. Man schreibt ihr eine sehr sonderbare Eigenschaft zu, ob sie gleich nicht <sup>v. Brasilien.</sup>  
sonderbarer ist, als des *Piraque* und des Krampffisches ihre. Alle Thiere, die ihr zu <sup>Trepomonga.</sup>  
nahe kommen, saget man, kleben sich so fest an ihren Körper, daß es schwer ist, sie davon  
los zu reißen. Sie machet sie zu seiner Nahrung. Dasjenige aber, was am wenigsten  
wahrscheinlich zu seyn scheint, ist, daß man hinzu sezet, sie komme zuweilen ans Ufer, und  
ziehe sich dergestalt zusammen, daß sie sehr klein zu seyn scheint: wenn nun alsdann jemand sie  
mit der Hand anrühret, so klebet solche so gleich an; greift man nun mit der andern dar-  
nach, so klebet solche ebenfalls an; und alsdann nimmt die Schlange wieder ihre ganze  
Größe an, und zieht ihren Raub in die See, wo sie solchen auffriszt.

Vermuthlich redet auch der portugiesische Verfasser auf das bloße Zeugniß der Brasi- <sup>Ypupiapa.</sup>  
lianer von dem, was er *Eritonen* und *Nereiden* nennet. „Diese Meerwunder führen in  
„Brasilien den Namen *Ypupiapa*. Sie sind daselbst so schrecklich, daß die Wilden zu-  
„weilen über ihren bloßen Anblick vor Schrecken sterben. Ihr Gesicht kömmt dem Menschen-  
„antlige ziemlich gleich, ausgenommen die Augen, die ihnen viel tiefer in dem Kopfe liegen.  
„Die Weibchen haben lange Haare auf dem Kopfe, und scheinen nicht weniger durch ange-  
„nehmere Gesichtszüge unterschieden zu seyn. Man findet sie gemeiniglich an der Mündung  
„der Flüsse, vornehmlich bey dem Eingange in den *Jagoaripe*, welcher nur sieben bis acht  
„Meilen von der Bay aller Heiligen ist; und *Porto Seguro* gegen über, wo sie eine gros-  
„se Anzahl Indianer getödtet haben, wie man versichert. Ihre Art sie zu tödten ist, daß  
„sie solche mit so vieler Inbrunst umarmen, daß sie dieselben ersticken. Denn es hat nicht  
„das Ansehen, daß sie den Vorsatz haben, ihnen das Leben zu nehmen; und diese seltsamen  
„Klebkosungen scheinen vielmehr aus Zuneigung herzukommen. Sie seufzen so gar, wenn  
„sie solche ersticket haben. Sie entziehen sich und rühren die Leichen nicht an, ausgenommen  
„die Augen, die Nase, die Fingerspißen und die Schamglieder, die sie ihnen wegnehmen.  
„Zum Beweise davon führet man an, daß die von diesen Meerwundern getödteten Indianer  
„also verstümmelt sind, wenn sie von den Wellen an das Ufer geworfen werden... Man  
hat sich bey dieser Fabel nur aufgehhalten, damit man beobachten möge, wie erstaunlich es  
sey, daß ein so vernünftiger Schriftsteller, als *Laet*, sie ohne das geringste Merkmaal eines  
Zweifels abgeschrieben habe i).

Ein junger holländischer Maler, welcher einige Zeit in Brasilien zugebracht hatte, gab  
ihm, wie er saget, die Abbildungen von drey andern Fischen, welche in diesem Meere sehr  
gemein sind. Der eine, Namens *Ubitre*, hat nichts außerordentliches, als den Schwanz.  
Er ist über die Hälfte des Körpers lang, rund wie ein Ruchschwanz, und erhebt sich auch  
so. Nach dem übrigen Körper kömmt der *Ubitre* dem Hechte sehr ähnlich. Der an-  
dere, Namens *Miua* oder *Jahuakatto*, ist von der Größe der Tellerfische (*poissons or-  
biculaires*): der Kopf aber, welcher dem Gesichte eines Ochsen ähnlich ist, nimmt die Häl-  
te des Körpers ein. Der Schwanz ist gespalten. Der *Pira-Utoah*, welcher der dritte  
ist, hat eine ganz ungeheure Gestalt, und scheint auch von der Gattung der Rundfische zu  
seyn. Außer zweyen knochichten und nach hinten zu gekrümmten Hörnern ist sein Schwanz,  
wie eine Spadel gemacht: seine Lippen sind sehr dick, und sein Rachen öffnet sich mit einer  
sehr häßlichen Verdrehung.

Unter

**Naturgesch.**  
**v. Brasilien.**  
**Muscheln.** Unter den brasilianischen Muscheln ist die *Upula*, welche dem Stücke von einem Rohre gleicht, welches zwischen zweenen Knoten ist, nicht allein eine sehr gesunde Speise, sondern wird auch für ein Hülfsmittel wider die Milzbeschwerden gehalten, wenn sie zu Pulver gestoßen ist.

**Ura.** Der *Ura* ist ein Seekrebs, welcher sich in dem Lehme längst dem Ufer in so großer Menge findet, daß nicht allein die an der See wohnenden Brasilianer, sondern auch die Negern, die von den Portugiesen gebraucht werden, ihre ordentliche Speise daraus machen. Das Fleisch ist von gutem Geschmacke und sehr gesund, wenn man frisch Wasser darauf trinkt, nachdem man solches gegessen hat.

**Guainümü.** Der *Guainümü* ist eine andere Art von Krebsen, aber viel größer, und hat einen so weiten Rachen, daß er einen Menschenfuß fassen kann. Er ist nicht so wohl ein Wasserthier, als vielmehr ein Landthier. Denn man findet ihn nur in den Löchern derer Felsen, die an das Meer stoßen. Wenn es donnert, so geht er aus diesem Aufenthalte heraus, und machet selbst ein anderes Geräusch, welches den Wilden Schrecken verursacht. Man sezet hinzu, um es zu erklären, er lasse sie glauben, der Feind sey bereit, sie anzufallen.

**Aratu.** Der *Aratu* hält sich in den hohlen Bäumen an der See auf: er geht aber heraus, um sich von Austern und Muscheln zu ernähren, wobey er den Kunstgriff brauchet, den man den Affen zuschreibt, daß er, wenn sie sich öffnen, einen Stein hinein wirft, der sie hindert, sich wieder zuzuschließen.

Man läßt es nur bey denjenigen Arten bewenden, welche diesen Küsten besonders eigen zu seyn scheinen; denn man findet außerdem daselbst fast alle Arten von Muschelwerken; und die Austern allda enthalten zuweilen sehr schöne Perlen. Vor Alters fischeten die Wilden daraus gegessen hatten; und an vielen Orten des Ufers findet man noch große Haufen davon, welche durch die Zeit mit Gras und Gesträuchen bewachsen sind. Die Portugiesen bedienen sich derselben, einen vortreflichen Kalk daraus zu machen, den sie statt des Mörtels zu ihren Gebäuden brauchen, und das Regenwasser sehr schwarz macht.

**Seevögel.** Unter den Seevögeln unterscheidet man besonders, als eigen in Brasilien, den *Guirantinga*, welcher von der Größe eines Kraniches ist, aber weiße Federn, einen sehr langen und spitzigen Schnabel von blauer Farbe, wie auch sehr lange Beine von einem Rothe hat, das in das Gelbliche fällt. Sein Hals ist ganz lang hinunter mit kleinen Federchen überkleidet, welche an Schönheit mit des Straußes feinen streiten.

**Caripira.** Der *Caripira* ist ein großer Vogel, welcher einen gespaltenen Schwanz hat, und dessen Federn von den Brasilianern sehr gesucht werden. Sie brauchen sie zu ihren Pfeilen, nachdem man beobachtet, daß sie sehr lange dauern. Man redet hier nur davon, um diese Eigenschaft zu erkennen zu geben; denn es scheint, daß der *Caripira* eben der Vogel sey, den die Spanier *Rabo forcado* genannt haben, und der in beyden Indien sehr gemein ist. Wir wollen noch hinzu setzen, daß nach des Linnæus Berichte sein Fett die sonderbare Kraft hat, die Narben im Gesichte zu vertreiben. Allein, ob er sich gleich überall findet: so ist er doch nicht leicht zu fangen, außer in den wüsten Inseln, wo er seine Eyer leget. Eben derselbe Schriftsteller hatte einen gesehen, dessen ausgebreitete Flügel einen Raum einnahmen, welchen der größte Mensch mit beyden Armen nicht ausmessen konnte.

**Guiratonteon.** Der *Guiratonteon* hat seinen Namen von der fallenden Sucht, welcher er unterworfen ist, und man hat durch dieses zusammengesetzte Wort ausdrücken wollen, daß er oft stirbt.

stirbt und wieder auflebet. Sonst ist er wegen seiner Gestalt, und der überaus schönen Weiße seiner Federn von einer seltenen Schönheit. Naturgesch. v. Brasilien.

Der **Calcamar** ist von der Größe einer Taube. Seine Flügel dienen ihm nicht zum Fliegen, sondern sehr leicht zu schwimmen. Er verläßt die Fluthen nicht; und die Brasilianer versichern, er lege darinnen so gar seine Eyer: sie erklären aber nicht, wie er solche daselbst ausbrüten könne. Calcamar.

Der **Ayaca** ist von einer sonderbaren Geschicklichkeit, die kleinen Fische zu fangen. Man sieht ihn niemals vergebens auf das Wasser schießen. Seine Größe ist wie einer Aelster ihre. Er hat weiße mit rothen Flecken gezeichnete Federn, und einen Schnabel, der wie ein Löffel gemacht ist. Ayaca.

Der **Caracura** ist aschfarben, und verbirgt einen kleinen Körper unter einem sehr dicken Gefieder. Er hat schöne Augen, vornehmlich einen schönen Stern, der von einem sehr lebhaften Rothe ist; und die Stimme ist so stark, daß man glauben sollte, sie käme aus einem sehr großen Werkzeuge. Sie läßt sich vor Aufgange der Sonne und gegen Abend hören. Caracura.

Der **Guara** ist nicht größer, als eine Aelster. Er hat aber einen länglichen und gekrümmten Schnabel, dicke Schenkel und lange Füße. Seine ersten Federn sind schwärzlich, darauf kommen die aschfarbenen. Wenn er anfängt zu fliegen: so sind sie ganz weiß; darauf werden sie unvermerkt roth, bis sie scharlachfarben werden, welche Farbe sie denn beständig behalten. Obgleich dieser Vogel gefräßig ist, und nicht allein von Fischen, sondern auch von allem andern Fleische lebet, welches er ins Wasser tauchet: so nistet und leget er dennoch seine Eyer auf den Dächern. Er fliegt oft truppweise, welches einen sehr schönen Anblick unter den Stralen der Sonne machet. Die Wilden brauchen seine Federn zu ihrem Kopfspege. Guara.

Die Flüsse in Brasilien haben einen Ueberfluß an Fischen von allerhand Größe. Die ne von denjenigen zu reden, die ihnen mit den andern Theilen von Südamerica gemein sind, so nennet man den **Tamovata** oder **Tamutiata**, welcher eine Spanne lang ist, und den man mit dem Heringe vergleichen würde, wenn er nicht einen sehr dicken Kopf, sehr scharfe Zähne, und vom Kopfe bis an das Ende des Schwanzes so harte Schuppen hätte, daß kaum das Eisen durchdringen kann. Sein Fleisch ist von einem sehr angenehmen Geschmacke. Flusssische in Brasilien.

Der **Panapana** ist von mittelmäßiger Länge; er hat eine harte und unebene Haut, wie der Seehund. Uebrigens ist er der **Zygone** ganz gleich, die zu Marseille **Cagnole** genannt wird; das ist, er hat einen platten, ungestalteten und gleichsam in zwey Hörner getheilten Kopf, an deren äußersten Enden zwey Augen stehen, die sich also weit von einander befinden. Der Schwanz endiget sich mit zweyen ungleichen Flossfedern, welche auch ihre gegen einander stehende Richtung haben. Die Abbildungen, welche **Thevet**, **Bellon**, **Rondelet** und **Aldrovandus** von diesem Fische gegeben haben, stimmen nicht mit einander überein. Panapana.

Der portugiesische Schriftsteller giebt die **Cüriryüba** für die größte und schönste unter allen Wasserschlangen in Brasilien aus. Es finden sich einige, saget er, die nicht weniger, als fünf und zwanzig oder dreyßig Fuß in der Länge haben. Es geht ihnen eine Art von Kette wellenförmig mit verschiedenen Farben von dem Kopfe bis an das Ende des Schwanzes. Sie hat Hundeszähne. Ihre Gefräßigkeit machet sie auch sehr gefährlich. Sie greift Menschen und Thiere an, welche sie wiederum fressen, wenn sie sie ertappen können. Cüriryüba.



**Naturgesch. v. Brasilien.** Die Brasilianer legen ihr so wenig wahrscheinliche Eigenschaften bey, daß ihr Zeugniß solches nicht wahrscheinlich machen kann.

**Matiima.**

Die Matiima ist eine andere Schlange von ungeheurer Größe, die aber niemals aus dem Flusse kömmt. Ihre Farben sind so schön, daß die Wilden sich eine Ehre daraus machen, wenn sie ihren Leib nach ihrem Muster malen können; und sie erkennen, daß sie ihr den Gebrauch dieser seltsamen Malereyen zu danken haben.

**Atacape.**

Das Atacape ist ein Thier, welches im Wasser und auf dem Lande lebet, nicht so groß, als ein Wolf, aber viel grimziger. Es führet Krieg wider die Menschen, und läuft so schnell, daß alle ihre Vorsichtigkeit es nicht hindert, sie zu erhaschen.

**Saziguemeju.**

Das Saziguemeju, ein anderes Flußthier in Brasilien, wird wegen seiner Haut sehr gesucht, welche der Verfasser rühmet, ohne eine Beschreibung davon zu geben.

**Nach Brasilien gebrachte Thiere.**

Die europäischen Pferde, welche in verschiedene Hauptmannschaften von Brasilien gebracht worden, haben sich darinnen so sehr vermehret, daß man jährlich eine große Anzahl davon nach Africa überführet. Eben so verhält es sich auch mit den Stieren und Kühen, wovon viele Portugiesen große Heerden halten. Obgleich überhaupt die Weiden nicht von der größten Schönheit sind, und besonders in der Hauptmannschaft Porto Seguro ein Kraut wächst, welches dem Viehe schädlich ist: so finden sich dennoch Gegenden, wo nichts an ihrer Weide mangelt; dergleichen sind die Gefilde Piratininga. Die Mastung, die man daraus hohlet, sind für alle Arten von Viehe vortreflich. Auch vermehret es sich daselbst wunderfam, sonderlich das Schweinvieh, wovon das Fleisch über dieses so lieblich und gesund ist, daß man solches den Kranken zu essen vorschreibt. An den Ufern des Flusses Janeiro sind die Schöpfe zwar im Ueberflusse, und so fett, daß sie zuweilen vor übermäßigem Fette sterben: sie sind aber nicht so leckerhaft, als die in Europa. Die Ziegen hatten sich nicht so glücklich vermehret: zu der Zeit aber, da der Verfasser diese Beobachtungen machte, fing man an, die Hindernisse zu überwinden.

Die europäischen Hühner schicken sich sehr gut in die brasilianische Witterung. In dessen verlieren sie doch etwas von ihrem Geschmacke, indem sie größer und stärker werden, als die in Europa. Die Enten und Gänse hingegen bekommen einen zärtern Geschmack.

Die Indianer in Brasilien haben eine große Neigung zu unsern Hunden bekommen, wovon nicht allein die Mannspersonen eine Menge zur Jagd aufziehen, sondern auch die Weiber haben ein Vergnügen, sich von ihnen begleiten zu lassen; sie tragen sie auf ihren Armen und ernähren sie oftmals mit ihrer eigenen Milch.

### 3. Bäume und Pflanzen.

Mangaba. Mürheige. Araca. Ombú. James. Arabutan. Mancherley Farbholz. Quacapiha. Araticá. Pequea und seine beyden Arten. Gabúeriba. Cocosbäume und zwanzigerley Palmen. Cúpayba. Ambayba. Ambaigtinga. Ighúcamici. Juciega. Cúrupicaiba. Caaroba. Gabúrandiba. Unda. Múratibira. Mjabútipita. Janipaba. Fequitinguacú. Wunderfame Eigenschaft eines Baumes. Arabutan. Mancherley Farbholz. Quacapiha. Choyno. Sabauca. Poccoaire. Webehasu. Mamoera. NypiManana. Mürheica. Zajaoba. Jambig. Jertjeucú. Igpecaya. Cayapia. Tyroqui. Embeguaca. Caobetinga. Cabauru. Gúraqumyia. Camara Catimba. Nipo. Caraguata. Limbo. Blumen und Köhre. Wurzeln und Hülsenfrüchre. Manobi. Pfeffer.

Allen denen Bäumen in Südamerica, wovon man bereits die Beschreibung gegeben, fügen der portugiesische Schriftsteller und andere Beobachter noch folgende bey, als solche, die Brasilien eigen sind.

Der Mangaba, ein sehr großer Baum, welcher sich nirgend, als um der Bay *Co-* Naturgesch.  
*Santos* oder aller Heiligen, findet. Er hat eine Rinde, wie eine Buche, und Laub, v. Brasilien.  
 wie eine Esche. Er verliert solches niemals, und seine Blätter sind allezeit grün. Er trägt Mangaba.  
 zweymal des Jahres Früchte, anfänglich in Knospen, die wie eine Frucht gegessen werden,  
 und welche bey ihrer Oeffnung eine Blüthe hervor bringen, die dem Jasmine ziemlich ähnlich,  
 aber von einem viel stärkern Geruche, und doch gleichwohl noch lieblich ist. Die Frucht, welche  
 darauf folget, ist nicht viel stärker, als die erste. Außen ist sie gelb, mit kleinen schwarzen  
 Fäpfelchen gefleckt. Sie enthält einige Kerne, die mit der Schale gegessen werden. Auf-  
 ser dem lieblichen Geschmacke ist sie auch gesund, und so leicht, daß man nicht befürchten  
 darf, man werde zu viel essen. Sie fällt ab, ehe sie völlig reif ist; daher man sie lange  
 verwahren muß, damit sie Zeit habe, süß zu werden. Die Brasilianer machen eine Art  
 von Weine daraus. Aus den Blättern und Früchten, ehe sie reif sind, zieht man eine Art  
 von bitterer und klebrichter Milch.

Der *Mirucüge*, ein großer Baum, welcher eine Frucht gleiches Namens trägt, ist *Mirucüge.*  
 dem wilden Birnbaume ähnlich. Seine Frucht hängt an einem langen Stiele. Man  
 bricht sie grün ab, bey'm Reifen aber wird sie von besserem Geschmacke, und leicht zu ver-  
 dauern. Der Stamm giebt, wenn man hinein schneidet, einen milchichten Saft, welcher  
 gerinnt, und statt des Wachses zu den Schreibtäfelchen dienet. Man bedauert, daß dieser  
 Baum so selten ist, weil die Brasilianer die Gewohnheit haben, ihn umzuhauen, damit sie  
 nur seine Frucht bekommen.

Der *Araca* ist eine andere Art von Birnbaume, welcher zu allen Jahreszeiten Früch- *Araca.*  
 te im Ueberflusse trägt. Man unterscheidet ihrer vielerley Arten, deren Früchte roth, grün  
 oder gelb, alle zusammen aber überaus lieblich sind.

Der *Ombú*, ein dicker Baum, aber sehr niedrig, trägt eine runde und gelbliche *Ombú.*  
 Frucht, welche unsern weißen Pflaumen sehr ähnlich kömmt. Sie ist den Zähnen so schäd-  
 lich, daß die Wilden, welche viel davon essen, sie fast alle verlieren. Sie essen auch die  
 Wurzeln des Baumes, und finden sie eben so süß, als das Zuckerrohr. Sie sind über die-  
 ses sehr gesund und so erfrischend, daß die portugiesischen Aerzte Tränke in hitzigen Fiebern,  
 und andern solchen Krankheiten daraus machen.

Der *Jacapiya* wird für einen der größten Bäume in Brasilien gehalten. Er trägt *Jacapiya.*  
 eine Frucht, die man für ein Becherchen mit seinem Deckel ansehen würde, und welche ei-  
 nige Castanien enthält, die den *Mirobolanen* ziemlich gleichen. Der Deckel öffnet sich von  
 selbst, wenn die Früchte reif sind, und läßt sie heraus fallen, wenn sie nicht abgebrochen  
 werden. Man versichert, wenn sie roh etwas übermäßig gegessen würden, so verursacheten  
 sie, daß einem am ganzen Leibe die Haare ausfielen: gebraten aber sind sie niemals schäd-  
 lich. Das Holz ist sehr hart, und verdirbt nicht leicht; daher es denn sehr geschickt ist, Ach-  
 sen in den Zuckermühlen daraus zu machen.

Der *Araticú*, ein Baum von der Größe des Orangenbaumes, hat Citronenblätter, *Araticú.*  
 und trägt eine Frucht von einem eben so lieblichen Geschmacke, als Geruche, dessen Größe  
 nicht größer ist, als eine große Nuß. Man unterscheidet ihrer vielerley Arten, worunter  
 diejenige, welche *Araticupanama* heißt, eine Frucht von so kalter Beschaffenheit giebt,  
 daß ein wenig zu viel davon gegessen ein Gift wird. Sein Holz ist von der Eigenschaft des  
*Gorkes*, und dienet auch zu eben dem Gebrauche.

Naturgesch.  
v. Brasilien.

Pequea und  
seine zwei Ar-  
ten.

Jacatiba.

Sabüeriba.

Cocosbäume  
und zwanzig-  
erley Pal-  
men.

Cupayba.

Ambayba.

Ambaigtinga.

Der Pequea hat zwei Arten; die eine, deren Frucht den Drangen gleicht, aber eine dickere Schale hat, und einen honigartigen Saft enthält, deren Süßigkeit mit dem Zucker streitet. Sie ist mit einigen Kernen vermischt. Der zweyte Pequea wird für das härteste Holz in Brasilien gehalten. Man glaubet, es verderbe nicht. Die Portugiesen nennen es Seris.

Der Jacatiba trägt eine Frucht von der Größe einer Limonie, und einem sehr scharfen Geschmacke. Seine Rinde hat von der Spitze der Zweige an bis an das Ende der Wurzeln eben die Eigenschaft. Dieser Baum ist selten, und wird nur in der Hauptmannschaft St. Vincent gefunden.

Der Sabüeriba ist ein sehr großer Baum, welcher einen vortrefflichen Balsam träufelt, und daher von den Brasilianern in großen Ehren gehalten wird. Sie reizen die Rinde ein wenig auf, und stecken etwas Baumwolle hinein, die sich in kleiner Menge von einem Saft voll zieht, welchen die Portugiesen Balsam genannt haben, weil er bey dem Geruche, welcher wirklich des Balsams seinem nahe kömmt, die Kraft hat, die frischen Wunden sehr geschwind zu heilen. Die Orter, wo dieser Baum wächst, geben sich durch die überaus große Lieblichkeit der Luft zu erkennen. Man rechnet sein Holz in Ansehung des Gewichtes, und der Härte, welche es besonders geschickt zu den Gebäuden machet, mitunter das beste. Die Thiere so gar reiben sich an seiner Rinde, vermuthlich einigen Venenstand bey ihren Uebeln davon zu erlangen. Er ist in der Hauptmannschaft St. Vincent ziemlich gemein, und anderswo sehr selten.

Es fehlet Brasilien nicht an Cocosbäumen: sie werden aber nur um die beständigen Wohnplätze herum, und in den Baumgärten gezogen. In den Gehölzen und an einöden Orten sieht man keine. Der portugiesische Schriftsteller zählet über zwanzigerley Arten Palmen; und Lery beschreibet ihrer viere oder fünfe, wovon die gemeinsten der Gerai und der Ari heißen. In den innern Theilen, jenseits St. Vincent und gegen Paraguay trifft man ganze Wälder von Fichten an, welche Früchte tragen, wie die europäischen, nur etwas runder, stärker und gesünder.

Der Cupayba, welcher an Gestalt einem Feigenbaume gleicht, aber viel höher, viel gerader und viel dicker ist, enthält eine sonderbare Menge Oehl, welches eben so hell ist, als das von Oliven, und man brauchet ihn nur ein wenig einzuschneiden, um sehr viel davon zu bekommen. Es dienet nicht allein zu Heilung der Wunden, sondern nimmet auch so gar die Narben weg. Man unterscheidet es durch den Namen Copal Qua, welcher diese Eigenschaft ausdrücket. Der Ueberfluß davon ist so groß, daß man es in den Lampen brauchet. Das Holz des Baumes aber kann zu nichts gebraucht werden.

Der Ambayba gleicht ebenfalls dem Feigenbaume, und findet sich unter den Dornsträuchen auf denen Feldern, die man aufgehört hat, zu bauen. Man versichert, das innere Häutchen seiner Rinde heile die Wunden, wenn es darauf geleyet wird, eben so geschwind, als der beste Balsam. Seine Blätter sind so rauh, daß man sie brauchet, verschiedne Arten Holz damit zu glätten: der Splint aber nützet zu nichts.

Man rühmet die Kräfte des Ambaigtinga, eines andern Baumes von eben der Art, sehr, welcher sich in den Fichtenwäldern findet. Er giebt einen ölichten Saft, dessen brasilianischer Namen, wie Monardes vorgiebt, Abjegua heißt. Er giebt folgende Beschreibung von diesem Baume. Er ist weder eine Fichte, noch eine Cypresse; er ist viel höher, als die erste, und viel gerader, als die andere. Er trägt auf dem Gipfel eine Art kleiner

Bläs-

Bläschen, welche einen vortrefflichen Saft tröpfeln, wenn sie zerplagen. Die Indianer sind Naturgesch.  
v. Brasilien. sorgfältig, solchen in Muschelschalen zu sammeln: sie brauchen aber viele Tage, um nur eine kleine Menge zu sammeln. Er dienet zu allem, wozu der Balsam gebraucht wird, vornehmlich die Wunden zu verharschen, die kalten Feuchtigkeiten zu verjagen, und die Magenbeschwerden zu heben. Zu diesem letztern nimmt man ihn mit einem wenig Weine ein. Der portugiesische Schriftsteller rühmet die Kraft der Blätter wider das Erbrechen, und er rath für die Schwäche des Magens, man solle sich äußerlich mit dem Oele reiben. Er behauptet auch, die Rinde und die Blätter, wenn sie gestoßen und in etwas Wasser gekochet würden, gäben ein ölichtes Wesen, welches eben die Kraft hätte, als das Oel selbst, und welches man leicht oben abschöpfen könne.

Die Hauptmannschaft St. Vincent trägt im Ueberflusse einen Baum, *Ighücamici* Ighücamici. genannt, dessen Frucht der Quitte ziemlich ähnlich, aber voller Körner, und ein kräftiges Hülfsmittel wider den Durchfall ist.

Der *Igciega* bringt eine Art Mastic von vortrefflichem Geruche hervor. Aus seiner Rinde kömmt, wenn sie gestoßen wird, ein weißer Saft, der sich wie Weihrauch verdickt, an dessen Statt er auch dienet, und welcher nützlich bey denen Theilen gebraucht wird, die von kalten Feuchtigkeiten angegriffen sind. Man hat noch eine andere Art, *Igtaigica*, das ist Steinmastic, genannt, wovon das Harz so hart und so durchsichtig ist, daß man es für Glas halten würde. Die Brasilianer bedienen sich desselben, ihr irdenes Geschirre damit zu überziehen. Igciega.

Der *Cürupicaiba* ist ein Baum, dessen Blätter den Pfirsichblättern gleichen, und einen weißlichen Saft geben, die ein vortreffliches Hülfsmittel für Wunden und Blasen sind. Seine Rinde giebt, wenn sie aufgerisset wird, eine Art von Leime, den die Brasilianer brauchen, Vögel zu fangen. Cürupicaiba.

Der *Caaroba* ist ein sehr gemeiner Baum in allen brasilianischen Hauptmannschaften. Seine Blätter ein wenig gekaut, werden auf die venerischen Blasen gelegt, und zertheilen sie glücklich. Man eignet dem Holze die Kräfte des *Gayac* wider diese Krankheiten zu; und aus den Blüthen machet man ein Conserve zu eben dem Gebrauche. Man muß diesen Baum nicht mit einem andern von eben der Art vermengen, welcher *Caorob-macorandiba* heißt, dessen Holz aschfarben, und das Mark sehr hart ist. Caaroba.

Der *Jabürandiba*, welchen die Brasilianer auch *Betele* nennen, liebet die Ufer der Flüsse. Seine Blätter sind ein Mittel wider alle Krankheiten der Leber, und die Erfahrung ist bewährt. Eine andere Art von *Betele* mit runden Blättern, und nicht so groß, als die erste, hat die Kraft in seinen Wurzeln, welche die brennende Hitze des Ingwers haben. Wenn sie auf das Zahnfleisch gelegt werden: so zertheilen sie alle innere Uebel dieses Theiles. Jabürandiba,  
oder Betele.

Der *Anda* ist ein großer Baum von sehr schöner Gestalt, dessen Holz zu verschiedenem Gebrauche dienlich ist: die Indianer aber ziehen aus seinen Blättern ein Oel, womit sie sich den Leib reiben; und der Rinde bedienen sie sich zum Fischen. Das Wasser, worinnen man es einige Tage liegen läßt, erlangt die Kraft, alle Arten von Thieren zu betäuben. Anda.

Der *Ajuratibira* ist nur eine Stauden: er trägt aber eine rothe Frucht, woraus die Brasilianer ein Oel von eben der Farbe machen, welches auch zu ihren Salben dienet. Der *Ajabütipita*, eine andere Stauden, giebt durch ihre Frucht, welche eine Art von schwarzer Mandel ist, ein Oel, welches nicht weißer ist, und nur zum Salben der Kranken dienet. Ajuratibira.  
Ajabütipita.

Naturgesch.  
v. Brasilien.

Janipaba.

Brasilien hat wenig so schöne Bäume, als der Janipaba ist. Sein Grün ist vortrefflich, und wird alle Monate erneuert. Seine Früchte sehen wie Drangen aus, schmecken wie Quitten und werden für vortrefflich wider den Durchfall gehalten. Ihr Saft, welcher anfänglich ziemlich weiß ist, wird bald so schwarz, daß er den Wilden zur Dinte dienet, sich Figuren von dieser Farbe auf die Haut damit zu malen. Sie dauern neun Tage, worauf man nichts weiter davon sieht. Man merket an, daß nur der Saft der grünen Frucht diese Eigenschaft hat.

Jequitinguacu.

Die Frucht Jequitinguacu gleicht unsern großen Erdbeeren: an statt des Kernes aber hat sie eine Art von sehr harter, runder, schwarzer und wie Achat glänzender Erbsen, deren Schale überaus bitter ist. Man zerstoßt sie, um sie zur Seife zu brauchen.

Wunderfame  
Eigenschaft ei-  
nes Baumes.

In dem Innern des Landes, der Bay aller Heiligen gegen über, findet man an trocken Dertern einen sehr großen und sehr dicken Baum, dessen Zweige alle zusammen von Natur mit tiefen Löchern durchbohret sind, worinnen sich im Sommer so wohl, als im Winter, eine wässerichte Feuchtigkeit sammelt, welche niemals überläuft, und was noch wunderfamer ist, auch niemals weniger wird, wie viel man auch daraus nehmen mag. Ein jeder Zweig ist also gleichsam eine unerschöpfliche Quelle; und da der Baum so groß ist, daß er bis auf fünfhundert Mann in dem Umfange seiner Zweige fassen kann, so ist er eine vortreffliche Zuflucht, wo man allezeit Wasser hat, zu trinken und sich zu waschen.

Arabutan oder  
Brasilienholz.

Der berühmteste Baum in Brasilien, und von welchem, wie man glaubet, das Land seinen Namen hat, führet unter den Einwohnern den Namen Arabutan, nach dem Lery, und Arabutan nach Thevets Anzeige. Er ist so hoch, als unsere Eichen, und treibt eben so viel Zweige. Man findet ihrer, die so groß sind, daß drey Menschen Mühe haben würden, sie zu umklastern. Seine Blätter gleichen des Buchsbaumes seinen, und er trägt nicht die geringste Frucht. Das Holz desselben ist roth und von Natur so trocken, daß es wenig Rauch machet, wenn man es verbrennet. Seine Kraft zum Färben ist so stark, daß, nach Lerys Erfahrung, so gar seine Asche, wenn sie zu einer Lauge gemacht wird, dem Leinen eine Farbe giebt, die es niemals verliert k).

k) Am angef. Orte a. d. 203. S. Er berichtet, wie man es zu seiner Zeit geladen. Wegen der Schwierigkeit, dieses Holz zu fällen, saget er, und weil man daselbst weder Pferde noch Esel hatte, es fortzubringen und man also nothwendig Menschen dazu brauchen mußte, wenn man sich nicht von den Wilden helfen ließ, würde man nicht ein mittelmäßiges Schiff in einem Jahre damit haben beladen können. Vermittelst einiger Friesstöcke, leinwandenen Hemden, Hüte, Messer und anderer Waaren also, fällten diese Indianer bloß mit den Aerten, eisernen Keilen und andern Eisenwerke, das man ihnen ließ, dieses Holz, sägeten es, spalteten es, machten Scheite daraus und richteten es sonst gehörig zu; ja, sie trugen es auch auf ihren Schultern ganz nackend, oftmals eine oder zwei starke Weilen weit durch Gebirge und andere verdrießliche Dertter bis an das Ufer des Meeres. a. d. 201 S.

Lery sehet einige Reden eines Brasilianers hin, welche den natürlichen Verstand dieser Wilden auf eine wunderfame Weise abschildern. „Einesmahl that einer von ihren Greisen, welcher sich sehr wunderte, daß er die Franzosen und andere aus weit entlegenen Ländern sich so viel Mühe geben sah, ihr Arabutan zu hohlen, diese Frage an mich: Was heißt das, daß ihr Mairen und Peroer, d. i. Franzosen und Portugiesen, von so weit herkommt, Holz zu suchen, um euch zu wärmen? Ist denn keines in eurem Lande? Als ich ihm darauf geantwortet hatte: ja, und zwar in großer Menge, aber nicht von solcher Art, als ihres, welches wir auch nicht verbrennen, wie er dächte, sondern so, wie sie selbst sich dessen bedieneten, ihre Schüre und Federn zu färben, führten es auch die Unserigen zur Färberey mit sich fort: so antwortete er mir: nun, brauchet ihr denn aber so viel? Ja, sagete ich zu ihm; denn





Naturgesch.  
v. Brasilien.

Whebehafu  
und Pono-  
absu.

Namoera.

dem gemeinen Platane in America. Thevet nennet ihn Paquovere; und Lery versichert, seine Blätter wären nicht weniger, als sechs Fuß lang und zween Fuß breit, aber so dünn, daß ein etwas starker Wind sie zerreißt. Es bleiben nur die Rippen davon übrig, welche machen, daß sie von fern wie die großen Straußfedern aussehen.

Thevet redet von einem Baume, dessen Abbildung er giebt, und den er Whebehafu nennet, dessen Blätter dem Kohle ähnlich sind. Seine Frucht ist länglicht und von einer Süßigkeit, welche machet, daß die Bienen sie eifrig lieben. Sie lassen ihr nicht die Zeit bis sie reif wird. Der Pono-absu, welcher von eben demselben beschrieben worden, trägt eine Frucht, so rund wie ein Ball, von der Größe eines starken Apfels, welcher sechs platte Kerne enthält, deren Mandeln in Brasilien für ein wundersames Heilmittel gehalten werden.

Clusius hat in seiner nachgelassenen Sammlung, nach des Johann Van Uffele Beobachtungen, die Gestalt und Beschreibung von zweenen brasilianischen Bäumen gegeben, welche eine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Sie haben alle beyde von den Portugiesen den Namen Namoera erhalten, weil sie von einerley Art sind. Ihr Geschlecht aber ist unterschieden. Der eine, welcher das Männchen ist, trägt keine Frucht, sondern nur Blumen, die an langen Stengeln hängen und zusammen eine Art von Trauben ausmachen, fast wie der Holunder. Ihre Farbe ist gelblich. Sie haben keinen Geruch, und man weiß auch nicht, daß sie sonst eine Kraft haben. Das Weibchen hingegen trägt nur Frucht, ohne einige Blüthe. Sie müssen bey einander stehen; denn sonst höret das Weibchen auf, Früchte zu tragen. Die ordentliche Dicke seines Stammes ist ungefähre zween Fuß. Er erhebt sich neun Fuß hoch, ehe er Früchte trägt; darauf wird der ganze Gipfel damit in dem größten Ueberflusse bedeckt. Diese Frucht ist rund, von der Größe einer kleinen Melone von solcher Gestalt. Sie hat ein gelbliches Fleisch und die Indianer essen sie, um den Verrichtungen des Bauches zu Hülfe zu kommen. Sie enthält viele Körner von der Größe einer Erbse, welche schwarz, glänzend, aber zu nichts nütze sind. Die Blätter, welche des Ahorns feinen ähnlich sind, kommen auf langen Stengeln zwischen den Früchten hervor. Sie haben keinen Unterschied, so wenig als der Stamm bey beyden Geschlechtern des Baumes. Der Beobachter wußte den Namen nicht, den sie unter den Indianern führen: er setzete aber hinzu, die Frucht heiße Namaon, „vermuthlich, bemerket Clusius, um ihre Aehnlichkeit mit den Züßen anzuzeigen, welche die Spanier Namas und Tetas nennen.“ Diese beyden Bäume wachsen in dem Theile von Brasilien, welcher die Bay aller Heiligen enthält.

Aypi, eine besondere Art Manioc.

Unter den Pflanzen hält man sich bey dem Manioc, der in fast ganz America gemein ist, nur deswegen allhier auf, um eine besondere Art in Brasilien anzumerken, welche darselbst Aypi heißt und ohne die geringste Gefahr roh kann gegessen werden. Die Brasilianer machen einen Trank für die Leberkrankheiten daraus, wider die es ein gewisses Hülfsmittel ist. Einige Völkerschaften von dem Geschlechte der Tapuyac er essen auch den gemeinen Manioc roh, welcher vor allen andern ein Gift ist, und empfinden doch nichts Uebels davon, saget Laet m), weil sie von Kindheit an dazu gewöhnet sind. Lery vergleicht die Blätter des Manioc mit den Pöonienblättern und Thevet mit dem Löwenklaues Blättern. Die Brasilianer machen von dem Mehle dieser Pflanze zweyerley Speisen. Die eine ist hart

m) Am angef. Orte XV. Buch. 16. Cap.

hart und sehr gekocht, welche sie *Nienta* nennen; die andere ist weicher, das ist nicht so sehr gekocht, die sie *Unipu* heißen.

Man sagt auch nichts von der *Anana*, die so gar in Europa wächst. *Brasilien* aber kann ihr eigentliches Vaterland heißen. Sie ist daselbst in so großem Ueberflusse, daß die Wilden ihre Schweine damit mästen. Man bemerkt dreyerley Eigenschaften daran: 1. ist die Schale der Frucht daselbst so hart, daß sie die Spitze des Eisens stumpf macht; 2. ist der Saft eine vortreffliche Seife, die Flecken aus den Kleidern zu machen; 3. ist die brasilianische *Anana* ein Verwahrungsmittel wider die Seekrankheiten.

Die *Mürucica* ist eine Pflanze von seltener Schönheit, vornehmlich wenn sie blühet. Sie erhebt sich wie der Epheu und läuft an den Bäumen und Wänden hinauf. Ihre Frucht ist rund, zuweilen länglich von mancherley Farbe, gelb, braun, schwarz oder vermischt. Sie enthält viele Kerne, die mit einer Art Schleime von angenehmem Geschmacke, der aber etwas ins Säuerliche fällt, überzogen sind. Die Blätter haben, wenn sie mit einem wenig Vitriole gestoßen werden, eine wundersame Kraft für die bösen Geschwüre.

Die Pflanze *Tajaoba* genannt, ist von unserm schlechten Kohle wenig unterschieden: man schreibt ihm aber abführende Eigenschaften zu.

Das *Jambig* ist ein sehr heilsames Kraut für die Leber und für den Stein.

Die *Tetijencü* kömmt der *Nichoacans* Wurzel viel ähnlich; wovon man in den Beschreibungen von *Mexico* geredet hat. Ihre Länge ist wie einer gemeinen Rübe ihre, aber viel dicker. Man setzet sie unter die Zahl der abführenden Mittel. Nimmt man sie aber gestoßen im Weine mit einem gekochten Hühne ein: so hebt sie das Fieber. Die Portugiesen pflegen sie auch in Zucker einzumachen. Man wirft ihr nur einen Fehler vor, daß sie nämlich den Durst verursacht, ohne welchen sie eine von den heilsamsten Pflanzen in *Brasilien* ist.

Die *Igpecaya* oder *Pigaya* wird für den Durchfall gerühmet. Der Körper der Pflanze ist eine halbe Elle lang und ihre Wurzel hat eben die Länge. Sie bringt höchstens nur vier oder fünf Blätter von einem starken und nicht sehr angenehmen Geruche hervor. Ihre Wurzel gestoßen und in einem Franke eingenommen, stopfet den Bauchfluß durch eine gelinde Abführung.

Man hat vor kurzem, bemerkt der portugiesische Schriftsteller, ein Kraut, Namens *Cayapia*, entdeckt, welches ein Hülfsmittel von einer fast einzigen Kraft wider allerhand Gifte, sonderlich der Schlangen, ist; daher man ihm auch den Namen Schlangenkraut gegeben. Man eignet der Wurzel oder vielmehr dem Knoten, welcher sie theilet, diese Beschaffenheit zu. Man zerstoßt diesen Knoten und verschlucket ihn im Wasser. Er ist auch ein Mittel wider die Wunde von vergifteten Pfeilen. Die Blätter geben einen Geruch, welcher des Feigenbaumes seinen gleicht.

Die *Tyroqui* oder *Tareroqui* ist eine Pflanze, welche Wickenblätter und eine in viele Lappen getheilte Wurzel nebst zarten Sproßchen und rothen Blumen hat, die am Ende der Stengel heraus kommen. Sie wächst überall im Ueberflusse. Man sieht sie fast so gleich, da sie abgeschnitten wird, gelb werden, und nach und nach nimmt sie ein wenig Weiße an. Ihre vornehmste Tugend ist wider den Durchfall. Die *Brasilianer* lassen sich bey allen ihren Krankheiten den Dampf von diesem Kraute zublafen. Man sieht sie auch als ein vortreffliches Mittel wider die Würmer an, welches ein gemeines Uebel dieser Gegend ist. Sie verwelfet nach der Sonnen Untergange; und das Licht des Tages giebt ihr alle ihre Munterkeit wieder.

Naturgesch.  
v. Brasilien.

Brasilianische  
Anana.

Mürucica.

Tajaoba.

Jambig.

Tetijencü.

Igpecaya.

Cayapia.

Tyroqui.

- Naturgesch.** Man bewundert die Wurzeln der Embeguaca, welche zuweilen ihrer dreßsig an  
**v. Brasilien.** der Zahl und viele Ellen lang sind. Die Rinde derselben ist so hart, daß die Brasilianer  
**Embeguaca.** Seile davon machen, die im Wasser stärker werden. Ihr Dampf auf glühenden Kohlen  
 stopfet den Blutfluß, sonderlich bey Weibespersonen.
- Caobetinga.** Caoberinga ist der Namen eines kleinen Krautes, welches wenig Blätter treibt, und  
 das selbst aus seiner Wurzel, die unten weißlich und oben grün sind. Es trägt eine klei-  
 ne Bluhme, der Haselnuß ihrer gleich; ihre Wurzeln und ihre Blätter zusammen gestof-  
 fen befestigen das Fleisch in den Wunden. Die Blätter ganz auf eine Wunde gelegt,  
 bleiben so lange darauf, bis solche heil ist.
- Cobaura.** Das Kraut, Cobaura genannt, darf nur zu Asche gemacht und auf die ältesten  
 Schäden gestreuet werden, um die Fäulniß zu vertreiben, und eine neue Haut wachsen zu  
 lassen. Auch selbst die grünen Blätter gestoßen, sind vortreflich wider die Krankheiten  
 der Haut.
- Guaraquimya.** Das Guaraquimya gleicht der Myrthe in Portugall. Unter vielen Tugenden hat  
 es auch die Kraft, die Würmer aus dem Leibe zu verjagen, ohne andere Zubereitung, als  
 daß man nur die besten Blätter einnimmt.
- Camara-Catimba.** Das Camara-Catimba trägt eine sehr schöne Bluhme, die einen Muscusgeruch  
 giebt, und der Nelke gleicht. Das Wasser, worinnen man sie kochen läßt, ist ein Hülfes-  
 mittel, so wohl wider die Geschwüre und Beulen, als auch wider die frischen Wunden.
- Nipo.** Das Nipo ist eine Petersilie, die man mit der portugiesischen für einerley hält, obet  
 die wenigstens einerley Kräfte mit ihr hat. Sie wird nur in den brasilischen Seeprovinz  
 zen und nahe am Meere, vornehmlich in der Hauptmannschaft St. Vincent und Rio Ja-  
 neiro, gefunden. Indessen ist sie doch viel schärfer, als die europäischen Petersilien, wel-  
 ches man nur der Nachbarschaft der See zuschreiben kann.
- Caraguata.** Die Pappel des Landes, welche man daselbst als sehr gemein vorstellet, trägt sehr  
 schöne rothe Bluhmen, die man für Rosen halten sollte.
- Caraguata.** Das Caraguata ist eine Art Disteln, welche eine gelbe Frucht trägt. Diese Frucht  
 roh, schadet durch ihre Spitzen, wenn sie eines Fingers lang ist: geröstet oder gekocht aber  
 hat sie keine böse Beschaffenheit. Indessen versichert man doch, daß sie verursache, daß es  
 den Weibern unrichtig gehe. Man hat noch eine andere Art, deren Frucht der Anana  
 gleicht, nur mit diesem gewaltigen Unterschiede, daß nichts unschmackhafter ist. Die Blät-  
 ter davon geröstet und gebrochen, geben eine Art von sehr zähem Flachse, woraus die Bra-  
 silianer Fischergarne machen.
- Timbo.** Das Timbo ist eine vortreffliche Pflanze, die sich wie eine Schnur bis auf den Gip-  
 pfel der größten Bäume erhebt, und sie, wie der Epheu, umschlingt. Ob sie gleich zuwei-  
 len so dick ist, als ein Schenkel, so ist sie dennoch dabey stets so geschmeidig und so stark, daß,  
 auf was für einer Seite sie auch gebogen wird, sie niemals zerreißt. Ihre Rinde ist ein  
 tödtliches Gift, welches die Indianer zum Fischen brauchen. Sie werfen solche nur ins  
 Wasser, wo sich ihr Gift auf allen Seiten umher ausbreitet, und die Fische bald tödtet.

Man

n) Am angef. Orte, a. d. 224 S.

o) Er vergleicht ihre Farbe des weißen Wein-  
 stockes seiner. Uebrigens, sehet er hinzu, weil sie

keine Samenkörner tragen: so thun die Weiber der  
 Wilden, welche möglichst sorgfältig sind, sie zu vermehren,  
 nichts anders, als, welches ein wunder-  
 sa-

Man findet hier eine Menge vortrefflicher Arzeneykräuter, welche alle Arzeneywissen-  
 schaft der Einwohner ausmachen, und vornehmlich eine große Anzahl wohlriechender Kräu-  
 ter. Die Münze ist in der Landschaft Piratininga sehr gemein. Der Wohlgemuth und  
 andere Pflanzen von dieser Art wachsen bey jedem Schritte: ihr Geruch aber ist nicht so  
 angenehm, als in Spanien; welches vermuthlich von der Feuchtigkeit des Bodens oder  
 vielleicht auch von der übermäßigen Hitze der Sonne herkömmt. Die Blumen sind in  
 Brasilien von einer großen Mannichfaltigkeit: man redet aber von ihrer Schönheit nicht  
 mit Bewunderung. Die Röhre und Schilse sind auch daselbst mancherley. Insbeson-  
 dere nennet man das Tucuará, welches von der Dicke eines Schenkels ist. Andere wach-  
 sen in die Höhe, vornehmlich in den Gehölzen, wo die Feuchtigkeit sie ernähret, da sie sich  
 denn über die größten Bäume erheben. Man sieht ganze Striche davon voll. Die Bra-  
 silianer aber geben den mittelmäßigen Schilfröhren den Vorzug, weil sie ihre Pfeile dar-  
 aus machen. Es ist kein Land in der Welt, wo es eine größere Anzahl verschiedener Ar-  
 ten essbarer Wurzeln und Hülsenfrüchte giebt. Die Bohnen sind daselbst viel gesünder,  
 als in Portugall. Man findet daselbst viele Arten von Erbsen, welche Laet beschreibet.  
 Eine von den merkwürdigsten hat eine Schote zehn Zoll lang, und zween Zoll breit. Die  
 Knorpelhafte Haut, welche sie bedeckt, ist mit vier Nerven besetzt, die sich von einem En-  
 de bis an das andere nach der Länge erstrecken. Das Inwendige ist braun; und das Aus-  
 wendige weißlich aschfarben. Die Erbsen, deren zehn an der Zahl sind, haben einen Zoll  
 in der Länge, und einen halben Zoll in der Breite, und sind durch ein sehr dünnes Häut-  
 chen von einander abgefondert. Ihre Farbe ist schön roth, welche dem Scharlache in  
 nichts nachgiebt.

Naturgesch.  
v. Brasilien.

Kräuter,  
Blumen und  
Röhre.

Wurzeln und  
Hülsenfrüchte.

Leyvet beschreibet eine Art Bohnen, die viel größer und länger sind, als unsere, sich  
 aber darinnen, daß sie keinen Nabel haben, noch mehr davon unterscheiden. Was die  
 Wurzeln und Rüben betrifft: so finden sich ihrer gemeinlich, welche zwey Fäuste dick, und  
 achtzehn bis zwanzig Zoll lang sind. Lery beobachtet n), wenn man sie außer der Erde sä-  
 he, so sollte man glauben, daß sie alle von einerley Art wären. Wenn man sie aber kö-  
 chet: so werden einige violett, die andern gelb, und noch andere weißlich. Weil er nur  
 diese dreyerley Farben gesehen hat: so glaubet er, sie könnten auf dreyerley Arten gebracht  
 werden. Unter der Asche gekocht schienen sie ihm von eben so gutem Geschmacke zu seyn,  
 als unsere besten Birnen; vornehmlich diejenigen, welche gelb werden, die sich auch durch  
 das Feuer nicht zerkothen lassen, sondern eben so fest erhalten, als die Quittenbirne. Ih-  
 re Blätter laufen an der Erde, wie die Gudelreben, und gleichen den Gurkenblättern, nur  
 daß sie nicht so grün sind o).

Der portugiesische Schriftsteller saget nichts von einer Erdfrucht, welche Lery beschreibet, Manobi, eine  
 und Laet so merkwürdig fand, daß er sich eine Schuldigkeit daraus machte, die in Kupfer merkwürdige  
 gestochene Vorstellung davon heraus zu geben, nachdem er Gelegenheit gehabt, eine da- Frucht.  
 von zu bekommen p). Die Brasilianer nennen sie Manobi. Sie ist eine Art von Nüssen,  
 die in der Erde wachsen, durch zarte Hädchen an einander geheftet sind; und deren Farbe  
 graulich ist. Sie sind von der Größe und dem Geschmacke der Franknüsse (noisettes fran-  
 ches).

No 3

James Werk beym Ackerbau ist, daß sie solche in  
 kleine Stücke zerschneiden: und da sie solche auf die  
 Felder säen, so haben sie nach Verlaufe einiger Zeit

eben so viele große Wurzeln, als sie kleine Stück-  
 chen gesät haben. Ebendas.

p) Descript. Ind. Occident. Lib. XV. cap. XI.



**Naturgesch.** ches). Ihre Schale ist nicht härter, als die Erbsischote. Da Lery sie sehr gut muß be-  
**v. Brasilien.** funden haben, weil er sich rühmet, daß er viel davon gegessen hat: so kann man kaum  
 begreifen, warum er nicht anmerket, ob der Manobi Blätter und Samenkörner hat? Die Gestalt einer jeden Frucht, so, wie sie Laet giebt, sieht eher einer Eichel, als einer Nuß, ähnlich. Lery nennet die brasilianischen Bohnen **Commanda Uassu**, und die Erbsen **Commanda Miri**. Man hat bereits angemerket, daß **Uassu** groß, dick, und **Miri** klein, dünn heißt.

**Pfeffer.** Clusius rechnet auf zwölf Arten brasilianischen Pfeffer. Es scheint, Lery habe nur eine gesehen: er giebt aber eine merkwürdige Beschreibung davon <sup>r)</sup>, welche ein wenig von der Beschreibung des **Uxi** oder **Chille** unterschieden ist.

Wir wollen, wie er, mit einer Beobachtung beschließen, welche allen Artikeln von dieser Art zukömmt; nämlich daß in einer Sammlung von natürlichen Seltenheiten der Verfasser oder der Reisende stets sehr weit entfernt ist, alles dasjenige beygebracht zu haben, was seinem Titel gemäß ist. Wer will sich unterfangen, ruft Lery mit Davids Worten aus, alle Wunder des Schöpfers vorzustellen? Er sezet aber überhaupt hinzu <sup>r)</sup>: „wie Brasilien keine Thiere hat, welche den europäischen ganz und gar gleich sind, so hat er auch sorgfältig beobachtet, daß sich da kein Baum, keine Pflanzen, keine Früchte finden, die nicht von den unserigen unterschieden sind; die **Portulacke**, das **Basilicum** und **Farenkraut** gleichwohl ausgenommen, welche daselbst, saget er, an einigen Orten mit eben den Eigenschaften, und in eben der Gestalt wachsen... Fast alles dasjenige aber, was man aus Portugall dahin gebracht hat, ist sehr glücklich daselbst fortgekomen <sup>t)</sup>).

#### 4. Was die Insel Maragnan von Natur hervorbringt.

**Agutitreva.** **Araticu.** **Caup.** **Morgoya.** Vier sonderbare Arten **Palmen.** **Pacury.** **Amiju.** **Araticigalle.** **Wunderbare Erzeugung von Fischen.**  
**sa.** **Karuata.** **Paramacaru.** **Uyra,** ungeheurer **Raubvogel.** **Salian.** **Aru-mara.** **Uru.** **Nach-**

**D**ie Beschreibung, welche man von diesem Eylande gegeben hat, erlaubet nicht, daß wir die Anmerkungen des P. Claudius von Abbeville von demjenigen vergessen, was es hauptsächlich hervorbringt, das ist von dem, was ihm mit dem festen Lande von Brasilien nicht gemein zu seyn scheint.

**Agutitreva.** Unter den Bäumen rühmet der P. Claudius den **Agutitreva**, welcher bey einer übermäßigen Größe, **Orangenblätter**, aber viel breiter, und die Frucht eines **Granatbaumes**, aber viel dicker, nebst einer grünen Schale hat.

**Araticu.** Der **Araticu**, welcher von dem vorhergehenden, was die Blätter und Blumen betrifft, nicht sehr unterschieden ist: seine Frucht aber ist noch viel größer, von besserem Geschmacke, und einem vortreflichen Geruche.

g) Am angef. Orte a. d. 225 S.

r) Es findet sich in Brasilien, saget er, eine Men-  
 „ge Pfeffer, der nicht, wie ich ihn anfangs unrecht ge-  
 „nannt habe, lang, sondern gehörnet ist. Seine Pflanz-  
 „ze bringt Blätter hervor, wie die Morelle, aber  
 „viel breiter und länger. Der Stengel ist eine El-  
 „le hoch, und höher, grün, zweizicht und knoticht.  
 „Die Blumen sind weiß, aus welchen Futterale,  
 „wie kleine Hörnerchen kommen, die zuerst grün

„sind, bald darauf roth, und glänzend wie Corallen,  
 „werden, sehr scharf im Geschmacke sind, und allen  
 „Pfeffer mit ihrer Schärfe übertreffen. Das Sa-  
 „menkorn inwendig ist weißlich, wie denn auch ei-  
 „nige Hörnerchen so bleiben, und nicht roth wer-  
 „den; dünn, wie eine kleine Linse, und ebenfalls  
 „von sehr starkem Geschmacke, dabey auch so freß-  
 „send, daß, wenn jemand, vornehmlich ehe diese  
 „Frucht trocken ist, sie anrühret, und darauf die  
 „Hand ins Gesicht oder an einen andern Theil des  
 „Lei-

Der *Caup* hat die Blätter eines Apfelbaumes, und trägt eine Frucht, die man dem Geruche und der Gestalt nach für eine Orange halten sollte: sie ist aber voller Kerne. Naturgesch.  
v. Brasilien.

Der *Morgoya* ist eine Staude, die sich sehr hoch erhebt, wenn sie einen Baum antrifft, der ihr zur Stütze dienet. Er trägt eine von den angenehmsten Blumen in der Welt. Sie hat die Gestalt eines Sternes, ausgezackete Blätter, und eine schöne Purpurfarbe. Die Frucht ist so groß, wie ein Ey, aber viel runder, und voller Samentörner. Sie hat eine grüne mit Weiß vermischte Haut. Der Geschmack derselben ist fein, wenn sie gekocht ist. Man machet sie auch viel mit Zucker ein. Caup.  
Morgoya.

Der *Uacuri*, der *Neurütziwe*, der *Inaia* und der *Carana-we*, sind vier Arten Palmen, wovon der erste der wahre indianische Palmbaum ist: der zweyte trägt eine röhliche Frucht, von der Größe eines Eys, die mit Schwarz gefleckt ist, und eine Art rother Nuß von sehr gutem Geschmacke enthält; der dritte trägt seine Früchte in Trauben, die zuweilen ihrer dreihundert von der Größe einer Olive enthalten. Der vierte ist nur wegen seiner Blätter merkwürdig, welche die Gestalt eines Fächers haben. Seine Frucht ist eine Art kleiner Pflaume, wie die Damascener Pflaume. Vier sonderbare Arten Palmen.

Der *P. Claudius* nennet noch zwanzig andere Bäume, deren Früchte den Pflaumen ähnlich sind.

Der *Pacury*, ein starker und großer Baum, hat Blätter wie der Apfelbaum, und eine weiße Bluhme. Er trägt eine Frucht zwei Fäuste dick, die wegen ihrer Güte berühmt ist, wenn sie in Zucker eingemacht worden. Pacury.

Der *Amiju* hat Blätter eines Birnbaumes, aber viel länger, und trägt eine runde Frucht, die wie Pfirschen schmecket. Dieß ist das einzige Beyspiel von einer Art Pfirschen, welche in dem südlichen America von Natur wächst. Amiju.

Der *Arasa* trägt einen kleinen Apfel, welchen der *P. Claudius* unter den besten Früchten oben an sezet, wenn er vollkommen reif ist. Arasa.

Man übergehet eine Menge anderer Bäume, aus deren Beschreibung man urtheilen kann, daß sie mit denen in Brasilien einetley sind, ob sie gleich verschiedene Namen allhier führen.

Unter denen Pflanzen, trägt der *Karuata*, welche eine von den hochgeschägstesten ist, zwischen Blättern einer Elle lang, und zween Zoll breit, einen Stengel, woraus zwei Hände breit von der Erde über funfzig Früchte eines Fingers lang, inwendig und auswendig roth, und von vortreflichem Geschmacke, kommen. Laet, welcher davon redet <sup>u)</sup>, versichert, es fände sich solche auch in der Insel Tabago, und er habe sich solche angeschaffet. Er giebt so gar die Abbildung davon, nebst der Früchte ihrer. Die Holländer, saget er, nennen sie *Slyptongen* und die Franzosen *Cypreccville*. Sie sind mit einer schwammich- Karuata.

Leibes bringt, so gleich eine Blase auffährt, wie ich es aus der Erfahrung gesehen habe. Unsere Kaufleute bedienen sich desselben auch nur zum Färben. Die Wilden aber zerstoßen ihn mit Salze, welches sie ausdrücklich dazu aus dem Seewasser in Gruben behalten, und es also zu machen wissen. Diese Vermischung nennen sie *Jonquet*, und bedienen sich desselben, wie wir des Salzes auf dem Fische: wiewohl doch nicht vollkommen eben so, wie wir. Denn sie nehmen den Dissen

„zuerst und besonders, darauf nehmen sie mit den beyden Fingern jedesmal ein wenig *Jonquet*, und verschlucken es, um demjenigen, was sie essen, einen Geschmack zu geben. A. d. 227 S.

s) Ebendas. a. d. 228 S.

t) Omnes paene hortenses herbae, flores, radicesque huc translatae tantopere adoleverunt, ut domesticae jam videri possint. Laet l. c. cap. XV.

u) Am angef. Orte, XVI Buch 12 Cap.

**Naturgesch.** michten Materie, und vielen kleinen Körnern angefüllt. Er sezet hinzu, ihr Saft sey  
**v. Brasilien.** überaus angenehm: wenn man aber viel davon esse, so ziehe er Blut aus der Zunge und  
 dem Zahnfleische; daher sie von den Holländern Slyprongen genannt worden. Endlich  
 eignet er ihnen nützliche Eigenschaften wider den Scorbut zu.

**Paramacari.** Die Paramacari ist eine vortreffliche und fast ungeheure Pflanze, die sich zehn oder  
 zwölf Spannen hoch, von der Dicke eines Schenkels, erhebt, und drey oder vier Zweige  
 von eben der Höhe, aber so zart treibt, daß man mit einem Messer, so stumpf es auch ist,  
 viele auf einmal abschneiden kann. Die Rinde derselben ist grün, und das Mark sehr  
 weiß. Sie bringt keine Art von Blättern hervor: sie trägt aber zwischen Stacheln eines  
 Fingers lang eine blaue Blüthe, worauf eine Frucht, wie eine Faust groß, außen sehr  
 schön roth, inwendig weiß, voller kleinen Körner, von einem sehr angenehmen Geschmacke  
 folget, der von der europäischen Erdbeeren ihrem nicht unterschieden ist.

**Uyra, ein un-** Unter den Vögeln ist der Uyra x), welcher in dem Eylande Maragnon gemein ist,  
**geheurer Raub-** fast zweymal größer, als der Adler. Sein Gefieder, welches man sehr rühmet, macht  
**vogel.** ihn von dem Condor sehr unterschieden: er gleicht ihm aber an Stärke und Wildheit. Er  
 führet ein Schaf fort, und zerreißt es; er greift so gar Menschen und Hirsche an. Laet  
 glaubet, er habe eine Feder von seinen Flügeln gesehen, welche über eine Elle lang war,  
 saget er, und auf eine angenehme Art mit runden Flecken, wie der Pintaden ihre, gezeich-  
 net war y). Der Uyra thut sich auch durch die Stärke seines Schnabels, und seiner  
 Klauen hervor, deren Nägel überaus spizig sind. Man beobachtet, daß alle Raubvögel  
 dieser Insel sonderbar schöne Federn haben.

**Salian.** Der Salian ist ein Vogel von der Größe eines calecutischen Hahnes, welcher einen  
 Storchschnabel und Storchsbeine hat, und sich seiner Flügel nicht besser, als der Strauß,  
 bedienet. Er ist aber so schnell im Laufen, daß er den Jagdhunden entgeht, und man ihn  
 nur mit Fallstricken fängt.

**Uru-mara.** Der Uru-mara ist eine Art von Taube, wenigstens der Größe und Gestalt nach.  
 Die Zierlichkeit und Mannichfaltigkeit seiner Federn machen einen bewundernswürdigen  
 Vogel daraus.

**Uru.** Der Uru ist einer von der Größe eines Rebhuhnes, welcher einen Kamm auf dem  
 Kopfe hat, wie unsere Haushähne. Seine Federn sind von Roth, Schwarz und Weiß  
 allerliebft gemischt.

**Nachtigallen.** Die Nachtigallen sind in der Insel Maragnan nicht allein sehr gemein, sondern man  
 unterscheidet ihrer auch vielerley Arten, welche auch sehr mannichfaltige Federn haben.

**Wunderbare** In diesem Eylande bildet die Regenzeit eine große Anzahl Teiche, bey denen man  
**Erzeugung der** bemerkt, daß darinnen ohne Gemeinschaft mit andern Gewässern eine Menge kleiner Fi-  
**Fische.** sche erzeugt wird, welche die Indianer begierig wegsangen. In der schönen Jahreszeit  
 bleibt keiner davon übrig; und man sieht leicht ein, daß die Hitze, welche das Erdreich  
 austrocknet, sie zernichtet. Indessen wachsen doch ihrer eben so viele alle Jahre wieder,  
 welches der P. Claudius als ein jährliches Wunderwerk der Natur ansieht.

x) Uyra heißt in der Landessprache, Vogel: derjenige also, welchen man hier beschreibet, führet die-  
 sen Namen Vorzugsweise.

y) Am angef. Orte, XVI Buch, 13 Cap.

## Der VIII Abschnitt.

Insecten in  
Surinam.

## Insecten und Pflanzen in Surinam.

Kaberlaque. Uyl, Nachtschmetterling. Maccairaupe. Jasminraupe. Baumwollenbaum, und dessen Raupe. Palissadenbaum. Pflaumenbaum. Raupe auf der Wassermelone. Caschüpfel, und deren Raupe. Limonienraupe. Guaiave. Ungehaltene Spinnen. Ameisen. Guaiaveraupe. Baum, der Sommergutte giebt. Artiges Raupennest. Der kleine Atlas. Banilleraupe. Sodomsapfel. Zwey seltene Insecten. Pompehmus. Caribbenrosen. Der Schläfer. Weinreben und Trauben. Sonderbare Pflanzen und Raupen. Andere Verwandlungen. Schönheit der Nicinsraupe.

Baum mit Marmeladenbüchsen. Pfauenblume. Aufenthalt der Schlangen und Eidechsen. Tabruba, und deren Wirkungen. Palmwürm. Käfer und Fliegen von seltener Art. Laternen träger. Uke-Bockje. Große Orangenbäume. Wespennest. Wasserscorpion. Frösche, die Ohren haben. Giftige Raupen. Kröten, die ihre Jungen auf dem Rücken tragen. Der große Atlas. Schöne Raupenfeide. Wanderndes Blatt. Natur dieses Insectes. Waldratten. Verwandlung der Frösche in Fische. Salvogarde. Aumerkung von den Fröschen in Asia und Africa.

Man hat bis zu dem letzten Abschnitte dieses Capitels einen kurzen Auszug aus der Sammlung von den Insecten in Surinam versparet, welche mit einer außerordentlichen Zierlichkeit von einem jungen deutschen Frauenzimmer <sup>2)</sup> gezeichnet worden, welches ausdrücklich deswegen 1699 eine Reise nach dieser holländischen Colonie that. Es wurde solche in zwey und siebenzig Kupferplatten an das Licht gestellt <sup>a)</sup>, wovon man 180 keine Abdrücke mehr, als nur in den Cabinettern der Liebhaber und Naturforscher, findet.

Das Kaberlaken, welches die erste Stelle in dieser kostbaren Sammlung hat, ist ein Insect, welches die Zeuge und Wolle zerfrisst, und sich auch an allerhand Speisen machet. Insbesondere liebet es die Anana. Dieses Thierchen legt seinen Samen auf einen Haufen, und umhüllet ihn mit einem feinen Fellehen, wie einige von unsern Spinnen thun. Wenn seine Eyer zu ihrer Reife gekommen sind: so fressen die Jungen diese Art von Hülse oder Bälglein durch, gehen mit einer überaus großen Eilfertigkeit heraus; und da sie nicht größer sind, als die Ameisen, so kriechen sie leichtlich durch die Ritzen, Spalten und Schlüßellocher, in die Kuffer und Kleiderschränke, wo sie alles verderben. Sie werden endlich von der in der Abbildung vorgestellten Größe, und ihre Farbe ist braungraulich. Alsdann spaltet sich ihre Haut auf dem Rücken, und es geht ein geflügeltes, weiches und weißes Kaberlaken heraus, und der Balg bleibt leer.

Kaberlaken.

Auf der andern Seite der Frucht sieht man eine andere Art Kaberlaken, welches seine Eyer unter dem Bauche in einem braunen Säckchen trägt. Nühret man aber das Thier an: so verläßt es dieses Säckchen, um sich desto geschwinder zu flüchten. Die Verwandlungen der Jungen, welche daraus kommen, sind von der andern ihren nicht unterschieden.

Die Merianini fand auf der Anana eine artige Raupe, die sich nach Verlaufe von zehn Tagen in eine Bohne, und acht Tage darnach in einen schönen Schmetterling verwandelte, wovon sie die Abbildung giebt. Sie fand auf der Krone eben derselben Frucht einen kleinen rothen Wurm, welcher ein sehr dünnes Bälglein spinnt, in welchem eine klei-

ne

<sup>2)</sup> Maria Sibylla Merianini, aus Frankfurth am Mayn.

<sup>a)</sup> Zu Haag 1726, bey Peter Goffe.

Insecten in  
Surinam.

Nyl, oder  
Nachtschmet-  
terling.

ne Bohne eingehüllet ist. Es ist eben das Würmchen, welches die Cochenille frisst, und verdauet, und sich alle Tage in derjenigen findet, die man nach Europa verführet.

Man findet auf einer kleinen Frucht, die in Surinam Zursack *b)* heißt, außen gelb und voller schwarzen Kerne ist, die ein weißes Mark haben, und welche auf einer zweiglichten Pflanze wächst, eine schöne grüne Raupe, die sich in eine braune Bohne verwandelt, woraus ein schwarz und weißer Schmetterling kömmt, den man den Nachtschmetterling heißt *c)*. Die Schmetterlinge von dieser Art haben einen doppelten Rüssel, den sie dergestalt stellen, um das Honig aus den Blumen zu saugen, daß er nur eine einzige Röhre zu seyn scheint. Nachdem sie ihre Nahrung daraus gezogen haben: so falten sie diesen Rüssel wieder zusammen, und verbergen ihn unter die Haare ihres Kopfes, so daß man ihn schwerlich entdeckt. Sie fliegen nur des Nachts, sind munter und leben lange. Wenn man sie mit einem Vergrößerungsglase betrachtet: so bildet der zarte Staub, welcher ihre Flügel bedeckt, daselbst Federn, wie eines tigerflechten Huhnes feine. Der Leib ist rauh wie ein Bär. Sie haben so gar unter den Augen Haare. Der Rüssel gleicht einem Entenhalse, oder einem Gänsehalse; die Füße und die Hörner sind von einer großen Schönheit.

Die Maniocpflanze, aus deren Wurzel man eine Art Brodt machet, Cassave genannt, ernähret auf ihren Blättern eine braune Raupe, die sich in eine Bohne verwandelt, und hernach ein schwarz und weißgefleckter Schmetterling wird. Die Felder, auf welchen man diese Pflanze bauet, sind gemeinlich davon voll. Man findet auch daselbst einen Nachtschmetterling, welcher viel Schaden thut, und vortreflich schwarz, weiß und orangefarben gefleckt ist. Es schlingt sich oftmals eine eben so gefleckete Schlange um den Stengel dieser Pflanzen.

Maccaisraupen.

Auf der Distel, Maccai genannt, wovon Menschen und Thiere die Frucht essen, welche gelb und roth ist, bildet sich eine Raupe, die ein schöner Nachtschmetterling wird. Eben die Pflanze ist der Sitz einer andern Art Raupen, welche Bewunderung verdienen. Sie versammeln sich in großer Anzahl: die eine hängt den Kopf an den Schwanz der andern, und so machen sie einen großen Kreis. Wenn man den Kreis unterbricht, indem man einige daraus wegreißt: so vereinigen sie sich so gleich wieder. Es werden auch Nachtschmetterlinge daraus. Wenn man diese beyden Arten mit dem Vergrößerungsglase ansieht: so scheint ihre Haut eines hungarischen Bären seiner ähnlich zu seyn. So schön aber ihre Gestalt ist, so häßlich wird sie. Alle ihre Haare scheinen Gerstenähren zu seyn. Die Frau Merianinn beobachtete, daß alle Nachtschmetterlinge Haare haben, daß die andern Federn haben, und daß alle durchscheinende Schmetterlinge Schuppen haben.

Die Kirschchen in diesem Theile von America sind zwar mit unsern, was den Geschmack betrifft, nicht zu vergleichen: ihre Blumen aber, welche weiß und roth sind, nähren zwey gelbe Raupen. Die eine, deren Verwandlung die Merianinn gesehen, verändert sich erstlich in eine grüne Bohne, und wird darauf ein großer und schöner Schmetterling.

*b)* Man findet vielerley Gattungen Zursack unter dem Namen Annona in dem Prodromus Paradisi Batavi und dem Horus Malabaricus. Die Holländer bauen in ihren Gärten zu Amsterdam dreyerley Arten.

*c)* Die Holländer geben ihm den Namen Nyl,

Euse. Er ist die Phalana der Griechen und Latiner.

*d)* Dieser Baum ist eben derselbe, welchen man in Mexico Quauthlepatli nennet. Hernandez beschreibet ihn Hist. Mexic. c. 33. unter diesem Namen und unter Arbor ignea. In dem Hortus Amstel-

Der



Der indische Jasmin *d*) ernähret auf seinen Blättern eine gekrönte Raupe, die ein Insecten in  
schöner geflammter Schmetterling wird. Er hat außen sechs wohlgeordnete weiße Flecken Surinam.  
auf seinen Flügeln, welche roth, und unten schwarz sind. Wenn man dieses Insect durch Indische Jas-  
ein Vergrößerungsglas betrachtet: so ist es von einer so großen Schönheit, daß es der minraupe.  
Verfasserinn unmöglich vorkam, eine vollständige Beschreibung davon zu geben.

Der Baumwollenbaum in Surinam wächst so geschwind, daß er sechs Monate dar- Baumwollen-  
nach, wenn er gesäet worden, ein Baum von der Größe des europäischen Quittenbaumes baum in Suri-  
ist. Seine grünen Blätter sind vortreflich wider die Wunden. Er trägt zweyerley Blüh- nam.  
men e); die einen sind roth, die andern safrangelb. Die erstern bringen keine Frucht:

von den gelben aber kömmt die Baumwolle. Auf die Blume folget eine Knospe, welche  
dick wird, und welche bey ihrer Reife eine braune Farbe hat, sich spaltet, und dasjenige  
zeitiget, was sie enthält. Es ist eine schöne weiße Baumwolle, die aus dreyen Theilen be-  
steht, wovon ein jeder einen schwarzen Samen enthält, woran sie hängt. Man spinnt sie, Dessen Rau-  
um Zeuge daraus zu machen. Dieser Baum nähret zweyerley Raupen; die eine ist schwarz, pen.  
woraus gleichwohl ein Schmetterling von der Farbe der Baumwolle wird; die andere ist  
weiß, welche einen mit braunen und silberfarbenen Flecken bedeckten Nachtschmetterling  
bildet. Die Hörner des erstern haben das Ansehen zweer weiß und schwarz gefleckter  
Schlangen. Die andere hat den Rücken ganz mit Federn bedeckt. Unter seinen Flügeln  
sieht man kleine Beulchen, deren Farben vortreflich sind. Es sind kleine Büsche von ro-  
then, blauen, gold- und silberfarbenen Federn. Die äußersten Enden der Flügel erheben  
sich gegen den Schwanz, wie andere kleine Büschel von schönen Federn. Seine Hörner  
scheinen zweo kleine schwarze Schlangen zu seyn.

Ein Baum in Surinam, der Palissadenbaum genannt, welcher zur Erbauung Palissaden-  
der indianischen Hütten dienet, trägt gelbe, so dicke und so schwere Blumen, daß der baum.  
der ihrer Last gekrümmte Zweig sich erhebt, wenn sie abgefallen sind. Die Hülsen, welche  
den Samen enthalten, bilden gleichsam einen Rehrbesen, und dienen auch wirklich zum  
Ausfegen. Sie sind mit einem Korne angefüllet, welches der Gestalt und Größe nach dem  
Hirsekorne ähnlich ist. Auf diesem Baume sieht man drey mal des Jahres eine Art von  
gelben, schwarzgestreiften Raupen, die gleichsam mit sechs Spizen bewaffnet sind. Wenn  
sie auf das Dritthel ihrer natürlichen Größe gekommen sind: so verlassen sie ihre erste Haut,  
um eine orangenfarbene mit einem schwarzen und runden Flecke auf jeder Abtheilung dafür  
anzunehmen. Diese Veränderung aber hindert nicht, daß sie nicht ihre Spizen behalten: eini-  
ge Tage darnach aber nehmen sie noch eine neue Haut an; und wenn alsdann ihre Spizen ver-  
schwinden: so verwandeln sie sich in Bohnen, woraus sehr schöne Nachtschmetterlinge werden.

Auf der Banana, welche den Indianern statt des Apfels ist, findet man eine hellgrü-  
ne Raupe, welche einen sehr schönen Schmetterling hervorbringt, und sich nicht eher in  
eine Bohne verwandelt, als bis sie sich gehäutet hat.

Pp 2

Der

Melodamensis heißt er Apocynum Americanum  
frutescens, longissimo folio albo odorato.

hat gemacht, daß man von ihm, als von zweenen  
verschiedenen Bäumen geredet hat, und Tournefort  
ist demselben in seinen Anweisungen zur Botanik  
gefolget. Das Zeugniß der Frau Merianinn aber  
beweist, daß es einerley Baum sey, welcher zwey-  
erley Blumen trage.

e) Herman ist der erste, welcher in seinem Hor-  
tus Lugdunensis beobachtet hat, daß der Baum-  
wollenbaum zweyerley Blumen trage. Dieses

Insecten in  
Surinam.  
Pflaumen-  
baum.

Der Pflaumenbaum in Surinam wird eben so hoch, als der Nußbaum in Europa ordentlicher Weise ist, und von einer gemäßen Dicke. Seine Blätter und Blumen kommen des Holunders seinen sehr ähnlich. Die Frucht hängt traubenweise. Man bemerkt es, als eine ziemlich sonderbare Wirkung, daß er einen Schweiß treibt, dessen Farbe in das Röthliche fällt, welches auch seine Farbe ist. Indessen sind doch die Raupen, die man darauf findet, grün. Sie sind über dieses ganz mit Spizen versehen, sehr träge, und so gefräßig, daß sie ohne Aufhören fressen. Es kommen blaue Schmetterlinge davon.

Kraupe der  
Wassermelone.

Die Wassermelone, deren Fleisch in Surinam wie Zucker glänzt, und im Munde zergeht, indem es daselbst einen angenehmen und gesunden Saft ausbreitet, ist der Sitz einer großen viereckichten Raupe, die vorn und hinten blau, und in der Mitten grün ist. Ihre Pfoten sind mit einer klebrichten Haut bedeckt, wie der Schnecken ihre. Die Frau Merianium erwartete etwas außerordentliches davon: sie wurde aber in ihrer Hoffnung hintergangen. Es kam ein häßlicher Nachtschmetterling heraus. Sie hat oftmals, saget sie, die schönsten Raupen sich in sehr häßliche Schmetterlinge verwandeln sehen, da sie hingegen einen vortrefflichen Schmetterling aus der häßlichsten Raupe kommen sah.

Apfel und  
Kraupe des  
Caschu.

Der Baum Caschu genannt *f*), bringt einen Apfel gleiches Namens hervor. Man hat ihrer zweyerley Arten; die eine, deren Bluhme weiß und die Frucht gelb ist; die andere, deren Blumen und Früchte roth sind: ihre Blätter aber sind grün und einander gleich. Obgleich die Äpfel sauer und zusammenziehend sind: so sind sie dennoch nicht übel zu kochen. Man zieht in einigen Gegenden von America einen Saft heraus, welcher gleich berauschet, wenn man nur ein wenig zu viel davon trinkt. Ein Auswuchs, den sie in Gestalt der Niere haben, ist eigentlich dasjenige, was man Caschu nennet. Er ist von einer so belfsenden Schärfe, daß er zum Brennmittel dienen kann. Indessen brauchet man ihn doch geröstet wider den Durchlauf und zur Vertreibung der Würmer des menschlichen Körpers. Die Frucht schmecket wie Castanien. Die Blumen wachsen, wie eine Krone um den Zweig herum. Von den zweyerley Raupen, die sich von den Blättern dieses Baumes ernähren, sah die Merianium einen schönen durchsichtigen Schmetterling, und einen holzfarbenen Nachtschmetterling.

Kriegerische  
Raupen der  
Limonienbäume.

Nichts ist so merkwürdig, als die braunen Raupen mit weißen Flecken, die auf den Limonienbäumen in Surinam gefunden werden. Diese Bäume wachsen in den Wäldern von der Höhe eines großen Apfelbaumes, und geben eine Menge kleiner Limonien, die mit allerhand Gerichten gegessen werden. Die Blätter haben an Größe nur die Hälfte von den ordentlichen Citronenbäumen ihren; und die Blumen, die nach Verhältniß klein sind, geben ein kostbares Del. Man sieht aber mit Erstaunen die braunen und weißen Raupen, die sich haufenweise auf die Blätter setzen, aus ihrem Kopfe zwei gelbe Hörner hervor stoßen, womit sie sich vertheidigen, und diejenigen so gar angreifen, welche sie beleidigen. Nachdem sie sich in braune Bohnen verwandelt haben: so werden sie schwärzliche, weiß und rothgefleckete Schmetterlinge.

Kleine weiße Insecten, welche auch in großer Anzahl auf den Limonienbäumen gefunden werden, verwandeln sich in weiße oder schwarze Käfer.

*f*) Es ist vermuthlich derjenige, den man anderwärts *Acaju* heisset, und welchen Herman *Anacardium occidentale* nennet.

Die Guaiavepflanze ist ein gemeines Behältniß für die Raupen, Spinnen, Ameisen, und für eine Art kleiner Vögel, welche die Holländer Colobritgens genannt haben. Ehemals dienten diese Vögel zur Speise der Priester des Landes, welche so gar nicht einmal die Freiheit hatten, etwas anders zu essen. Die Beschreibung, die man davon giebt, scheint nur dem Colibri zuzukommen. „Sie legen vier Eyer, wie die andern Vögel, und bebrüten sie; sie fliegen hurtig; sie saugen das Honig aus den Blumen, indem sie ihre Flügel darüber ausbreiten; sie halten sich in der Luft, ohne die geringste Bewegung; sie sind mit viel schönern Federn geschmückt, als der Pfau,“

Insecten in Surinam.

Guaiave. Thiere, die sich darauf befinden.

Die Merianinn fand auf der Guaiave viele dicke schwarze Spinnen, welche ihre Behausung in den Bälglein der Raupen hatten. Sie sind mit Haaren bedeckt, und mit spitzen Zähnen bewaffnet, deren Biß mit einer gewissen Feuchtigkeit begleitet wird, welche ihn sehr gefährlich macht. Sie überfallen die Colobritgens in ihren Nestern, tödten sie und saugen ihnen das Blut aus. Sie ernähren sich von Ameisen, welche sie auf den Bäumen leicht erhaschen; weil es den Ameisen unmöglich ist, ihnen zu entgehen, da sie acht Augen haben, wovon zwey nach unten, zwey nach oben, zwey nach der einen und zwey nach der andern Seite sehen. Sie häuten sich, wie die Raupen: indessen hat doch die Frau Merianinn keine geflügelte gesehen. Eine andere Art von Spinnen, die viel kleiner ist, trägt ihre Eyer unter dem Bauche in einer Art von Rinde, worinnen sie ihre Jungen aushecken. Sie haben ebenfalls acht Augen: sie stehen aber nicht so ordentlich, als der großen ihre.

Ungeheure Spinnen.

Es finden sich in Surinam geflügelte Ameisen von einer außerordentlichen Größe, welche in einer einzigen Nacht die Bäume aller ihrer Blätter berauben können. Sie sind mit kurzen Zähnen bewaffnet, welche wie Scheeren über einander gehen, und deren sie sich bedienen, die Blätter abzubeißen, daß sie auf die Erde fallen müssen. Alsdann fallen Legionen andere Ameisen über diese Blätter her, und tragen sie in ihre Nester, nicht zu ihrer Nahrung, sondern für ihre Jungen, welche nur kleine Würmerchen sind. Denn die geflügelten Ameisen legen ihren Samen, wie die Schnaken. Es kommt eine Art Würmer oder Fliegen heraus, wovon man zweyerley Arten unterscheidet. Die eine hüllet sich in ein Bälglein, und die andern, deren eine größere Anzahl ist, verändern sich in kleine Bohnen. Einige unwissende Leute, bemerkt die Verfasserinn, nennen diese kleinen Bohnen Ameiseneyer: sie irren sich aber; die Eyer sind viel kleiner. Man füttert in Surinam die Hühner mit diesen Bohnen, wovon sie viel fetter werden, als von der Gerste oder dem Haber. Die Ameisen kommen aus diesen Bohnen; sie häuten sich; es wachsen ihnen Flügel; und von eben diesen Ameisen kommen die Eyer, woraus die Würmer kriechen, die sie mit so vieler Sorgfalt ernähren. In einer so heißen Gegend sind sie nicht verbunden, sich einen Vorrath auf den Winter einzutragen: sie machen aber in der Erde Höhlen, die zuweilen über acht Fuß hoch sind, und die menschliche Kunst nicht besser machen würde. Wenn sie nach einem Orte wollen, wohin sich kein Weg findet: so wissen sie sich Brücken zu machen. Die erste stellet sich an den Rand auf ein kleines Stückchen Holz, welches sie mit ihren Zähnen fest hält; eine zweyte hängt sich an die erstere, eine dritte an die zweyte, eine vierte an die dritte, und so weiter. In diesem Zustande lassen sie sich von dem Winde fortführen, bis die letzte an die andere Seite getrieben wird, woselbst sie auch ein Mittel findet, sich anzuhängen. Alsdann dienet diese Kette allen andern zur Brücke. Diese Ameisen sind beständig mit den Spinnen und andern Insecten des Landes im Kriege. Sie gehen einmal des Jahres aus ihren Höhlen in

Ameisen und ihre Eigenschaften.

Insecten in  
Surinam.

unzähligen Schwärmen heraus, welche in die Häuser kommen, alle Zimmer derselben durchstreichen, alle andere Insecten tödten und sie aussaugen. Wenn sie eine große Spinne antreffen, so machen sie sich in so großer Anzahl über sie her, daß sie solche in einem Augenblicke auffressen. So gar die Einwohner in einem Hause sehen sich gezwungen, die Flucht zu nehmen, vermuthlich aus keinem andern Grunde, als der Unbequemlichkeit wegen; denn man saget nicht, daß sie die Menschen angreifen. Wenn sie ein Gebäude gereinigt haben: so besuchen sie alle die andern auf eben die Art, und begeben sich darauf wieder in ihre Höhlen.

Guaiava-  
raupen.

Die Guaiavaraupen sind von verschiedenen Farben. Die Merianinn fand eine, welche weiß, schwarzgestreift war, und auf jeder Seite fünfzig Körner von einer Art rother und glänzender Corallen hatte. Sie bemerkete nicht, daß es Augen waren, ob gleich Leeuwenhoek in seinem hundert und sechs und vierzigsten Briefe davon überzeuget zu seyn scheint. Diese Raupe wurde, nachdem sie sehr geschwind ein großes Bälglein gesponnen, welches sie an einen Zweig hing, in eine Bohne verwandelt, woraus ein schwarz und weißgestreifter Nachtschmetterling kömmt. Aus den Bohnen einer grünen Raupe kommen durchsichtige schwarzgefleckte Schmetterlinge. Andere Raupen von eben der Pflanze bringen durch eine außerordentliche Verwandlung, weiße Myten hervor, die sich innerhalb zehn Tagen in schöne grüne Fliegen verwandeln.

Baum, der  
Gommegutte  
giebt.

Auf einer Plantage des Herrn von Sommelshuyck, la Providence genannt, fand die Merianinn einen Gommeguttebaum, welcher den europäischen Birken ähnlich ist, und woraus man das Gummi durch einen Einschnitt in die Rinde bekömmet. Eine große grüne und schwarz gestreifete Raupe, die sie von einem Zweige nahm, brachte einen von den schönsten Schmetterlingen hervor, die sie jemals gesehen hatte. Ehe die Raupe in eine Bohne verwandelt wurde, hatte sich das Grün in Roth verändert, so bald sie ihre rechte Größe erlangt hatte.

Artiges Nest  
einer Raupe.

Eine grüne Raupe, welche auf der Marquias, einer Pflanze, welche wie die Campanella läuft, deren Frucht gelb und deren Blumen, die so genannten Passionsblumen sind, war gefunden worden, hatte sich in der Blume selbst eine kleine sehr artige Behausung gemacht, die aus vielen kleinen Röhrchen bestand, welche auf kleinen hohlen Stückchen Holz zusammen gebracht waren. Das Insect, welches diese kleine Hütte durchlief, die in viele Gemächerchen abgetheilet war, kuckete bald durch eines von seinen Röhrchen, bald durch das andere, nach dem was draußen vorgleng. Nachdem es sich in eine Bohne verwandelt hat: so wird ein kleines geflügeltes, roth und braun geflecktes Thierchen daraus. Von einer andern Raupe kömmt ein kleiner Schmetterling, und noch von einer andern eine sprengliche Fliege, welche sehr gespaltene und sehr zarte Füßchen hatte.

Man findet auf dem Blatte einer rothen Lillie, welche ungebauet wächst, eine Raupe, die mit eben so harten Haaren bedeckt ist, als das Eisen. Sie hat einen rothen Kopf und rothe Pfoten. Der Leib ist mit blauen Flecken gezeichnet, um die ein gelber Kreis geht; und die grünen Blätter der Lillie, sind ihre Nahrung. Das Bälglein, welches sie sich spinnet, ist wie ein Ey gestaltet. Sie schließt sich darinnen ein, und wird zu einer braunen orangefarbene Flügel mit schwarzen untermischten Flecken hat. Eine andere, welche in den Kräutern bey eben der Lillie gefunden wurde, war roth, grün und weiß gestreift, und es wurde eine weiße und schwarze Fliege daraus.

Die

Die **Baccove**, eine Art **Banana**, deren Fleisch viel zarter, als der andern ihres, ist, hat Raupen, deren Rücken mit vier Spizen bewaffnet ist. Ihr Kopf scheint mit einer Krone umgeben zu seyn. Sie verwandeln sich in holzfarbene Bohnen, die auf jeder Seite zween silberfarbene Flecken haben. Es kommen sehr schöne Schmetterlinge heraus, deren beyde obern Flügel unten hell ockerfarben, und die beyden andern schön blau sind. Oben sind sie gelb, braun, weiß und schwarz gestreift. Man nennet sie im Holländischen der kleine Atlas.

Insecten in  
Surinam.  
Der kleine  
Atlas.

Unter der Wurzel einer dornichten **Diestel**, welche auf den surinamischen Feldern wächst, und eine gelbe Blüthe trägt, fand die **Merianinn** kleine orangefarbene Würmerchen, deren Kopf und Schwanz schwarz waren, und die sich von dieser Wurzel nähreten. Nach und nach verwandelten sie sich in gelb gesprengelte Käfer. In eben dem Märzmonate fand die **Merianinn** eine Art von Würmern in dem verfaulten Holze, die sich auch nach und nach und sichtbarlich in Käfer verwandelten, unter dem Bauche aber etwas vom Wurme behielten. Sie beobachtete, daß die Zähne dieser Würmer, welche wachsen und sich ausstrecken, endlich die Hörner des Käfers bilden, daß die Flügel, welche den Körper bedecken, anfänglich ockerfarben sind, und stufenweise schwarz werden. Diese Käfer legen Eyer, und daraus erwachsen die Würmer, von denen sie entstehen.

Käfer.

Die Raupen der **Banille** und auf dem **Cacaobaume** sind sehr mannichfältig. Die **Banille** hat oft braune, gelb gestreifete, welche sehr schöne rothe, braune und safranfarbene Schmetterlinge mit silberfarbenen Flecken bilden. Des **Cacao** seine sind schwarz, roth gestreift, und mit kleinen weißen Pünctchen gesprengt. Es werden weiße, schwarz gestreifete und gesprengte **Nachtschmetterlinge** daraus.

Banillerau-  
pen.

Der so genannte **Sodomsapfel** wächst auf einem anderthalb oder zwei Ellen hohen Baume voller Dornen, wovon auch die Blätter nicht frey sind, die über dieses sehr süß sind. Es ist eine sehr giftige Frucht. Die Raupe, welche sich auf dieser Pflanze findet, ist braun, roth gestreift, und bringt einen braungefleckten **Nachtschmetterling** hervor. Man findet auf dem Stengel orangefarbene Würmer, wovon schöne **Heuschrecken** kommen. Die **Merianinn** giebt diese Verwandlung nur auf eines andern Zeugniß, weil sie den Verdruß hatte, ihren Wurm sterben zu sehen, als er sich in eine braune Bohne verwandelt hatte.

Sodoms-  
apfel.

Auf den großen **Citronenbäumen** der Ebenen in **Surinam**, findet man ein sehr seltenes Thier, welches von den Raupen ganz unterschieden ist. Es nährt sich von Baumblättern, worauf es sich wie eine Schnecke vermittelt seiner Pfoten klettert, die mit einer Haut bedeckt sind. Dieses Gewürme ist so giftig, daß die Glieder, welche es berührt, starr werden und sich entzünden. Nachdem es sich gehäutet hat: so spinnt es ein Bälglein, woraus ein schöner **Nachtschmetterling** kömmt. Man findet auf der Frucht zuweilen eine Art von schwärzlichem roth und gelb gesprengten Käfer, dessen Ursprung die **Merianinn** nicht weiß, und den sie auch für ein sehr seltenes Insect hält.

Zwey sehr sel-  
tene Insecten.

Der Baum, welcher die Frucht, Namens **Pompelmus** trägt, welches eine Art von **Apfel** ist, die nicht so süß, als die **Orangen**, und nicht so sauer, als die **Citronen** ist, hat grüne Raupen mit blauen Köpfen, deren Leib mit so harten Haaren, als **Eisendraht** bedeckt ist. Aus ihren Bohnen kommen schöne schwarze, grüne, blaue und weiße, wie **Silber** und **Gold** glänzende Schmetterlinge hervor, deren Flug so schnell und hoch ist, daß man keinen bekommen kann, wosern man nicht Sorge trägt, solchen aus den Raupen zu erziehen.

Pompelmus.

Man



Insecten in  
Surinam.

Man bewundert an denen schwarzen und gelbsprengelichten Raupen, die sich auf der Palma Christi befinden, die Eigenschaft, die sie haben, sich wie die Indianer in eine Art von Hamak zu hüllen, woraus sie fast niemals ganz kommen. Wenn sie den Ort verändern, um ihre Nahrung zu suchen: so tragen sie, wie die Schnecken, diese kleinen Hütten mit sich, welche dünne Blätter sind; und sie wissen solche überaus geschickt an die Zweige zu heften, wo sie sich aufhalten wollen. Sie verwandeln sich in garstige und wilde Nachtschmetterlinge.

Rose der  
Caraißen.

Eine Rose, die aus dem Lande der Caraißen nach Surinam gebracht worden, wo sie sehr gut fortkömmt, hat die sonderbare Eigenschaft, daß sie des Morgens, wenn sie sich öffnet, weiß und des Nachmittages roth ist. Sie hat weiße braunfleckichte Raupen, welche zweyerley Schmetterlinge hervor bringen; wovon der eine schwarz und gelb; der andere unten braungrün und oben gelb, blau und roth gefleckt ist.

DerSchläfer.

Es geschieht nicht so wohl wegen der Raupen des Slapertjes oder Schläfers, als vielmehr wegen der sonderbaren Eigenschaft dieser Pflanze, daß man sich aufhält, sie zu beschreiben. Sie hat ihren Namen von der Art und Weise, wie ihre Blätter die Nacht zubringen. Nach der Sonnen Untergange fügen sie sich zwey und zwey dergestalt über einander, daß sie nur ein einziges in einer Art von Schlafe auszumachen scheinen. Die Merianin, welche Sorge trug, sie zu warten, erkannte an ihr auch die Kräfte eines guten Wundkrautes. Ihr Stengel ist sehr hart, und wächst sechs Fuß hoch. Sie trägt kleine gelbe Blumen, woraus lange und schmale Schoten voller kleinen Körner wachsen. Ihre Wurzel ist weiß und voller Fasern. Die Raupe des Schläfers ist grün, rosenfarbicht gestreift, mit zweyen Hörnerchen versehen; und ihre Schmetterlinge sind von einem mit Gelb gezielten Braune.

Weintrauben,  
und Feigen.

Die Feigen und Trauben in Surinam sind mit den europäischen einerley. Die rothe, weiße und blaue Weintraube wächst daselbst so gern, daß eine abgeschnittene und in die Erde gelegte Rebe sechs Monate darnach reife Weintrauben trägt; und wenn man sie also alle Monate pflanzete, so würde man das ganze Jahr Weintrauben haben. Wenn man nur ein wenig Fleiß auf den Weinbau wenden wollte: so würde man gar nicht nöthig haben, Wein nach dieser Colonie zu bringen, sondern sie würde Holland damit versehen können.

Eigenschaften  
ihrer Raupen.

Die Raupen der Feigenbäume verändern die Farbe vor ihrer Verwandlung. Aus grünlich gelbgestreiften werden sie orangefarben mit rothen Streifen; der Kopf und der Schwanz schwarz. Ihre Bohne ist von der Farbe verwelkter Rosen. Es kömmt ein brauner Nachtschmetterling, aber von der größten Schönheit, heraus. Auf den Weinreben sind die Raupen braun, auf eine angenehme Art weiß gefleckt. Sie kriechen sehr geschwind, freffen viel, und werfen eine Menge Unrath aus. Ihr letztes Gelenk ist mit einem schwarzen Flecke gezeichnet, in dessen Mitte ein weißes Häutchen, wie Crystall ist, welches sich erhebt und erniedriget, wenn das Insect Athem hohlet. Seine Verwandlung in eine Bohne geschieht in einem wundersamer Weise zusammengefalteten Weinblatte. Es kömmt ein grüner Nachtschmetterling heraus, dessen Spitzen an den Flügeln roth und blau sind.

Sehr sonder-  
bare Pflanzen  
und Raupen.

Eine außerordentliche Pflanze g), deren Blumen der Pfirsichblüthe an Farbe gleichen, und welche grüne und runde Früchte trägt, die wie die Knöpfchen eines Rosenkranzes ihrer

g) Herr Commelin, welcher einige Anmerkungen zu der Sammlung der Merianin gemacht hat, bemerkt hier, daß er diese Pflanze noch nicht

beschrieben oder abgezeichnet gesehen, und glaubet, er könne sie Coronillam Americanam arborescentem floribus dilute rubescentibus nennen.

ihrer sieben oder acht an der Zahl, an einander hängen, ernähret eine Art Raupen, die ebenfalls sonderbar ist. Sie ist roth, mit braunen Flecken; und die Merianinn traf diese Farbe hier zum erstenmale an; indessen fand sie solche doch auch nachher auf den Palmbäumen, welche den Coco tragen. Diese Raupen spinnen einen gelben, dicken und starken Sack, eine halbe Elle lang, welcher mit Raupen und ihren Bälgen angefüllet ist. Die Merianinn nahm einen mit sich, um diese Menge Insecten zu untersuchen. Sie beobachtete, daß solche des Tages in dem Sacke blieben, und des Nachts heraus kröchen, ihre Nahrung zu suchen. Die Schmetterlinge, welche sie hervor brachten, waren gelb, braun gefleckt.

Insecten in Surinam.

Auf einer andern eben so wenig bekannten Pflanze, als die vorhergehende, welche eine Blüthe, wie die Tuberosa, trägt, findet man nebst schönen, schwarz und weiß gefleckten Raupen kleine weiße Thierchen, die ihre Haut ablegen, solche nach sich schleppen, wenn sie sie abgelegt haben, und sich von gewissen grünen Läusen ernähren. Sie machen sich aus dieser Haut ein Bälglein, woraus die holsfarbenen Fliegen kommen. Die Raupen bringen braune und weiße Schmetterlinge hervor, welche auf den hintern Flügeln vier orangefarbene Flecke haben.

Anderer Verwandlungen.

Die *Althea*, welche in Surinam *Ockerum* heißt, wird daselbst höher, als *Manneshoch*, und trägt zweyerley Blüthen, wovon die einen blasgelb, die andern rosenfarben sind; und giebt eine Frucht, welche die Indianer essen. Ihre Raupen bringen röthliche Schmetterlinge hervor. Man findet auf ihren Blättern ein kleines weißes, schwarz geflecktes Thierchen, welches sich in ein geflügeltes Thierchen verwandelt, aber nichts anders thut, als daß es hüpfet, damit man es nur nicht anrühret.

Eine Art von *Ricin*, welche acht Fuß hoch wächst, deren Blüthen dunkelroth, die Blätter grün mit einer Art von Franse besetzt sind, deren jede sich mit einem kleinen Knoten endiget, ernähret eine sehr besondere Raupe. Sie ist munter; und ob sie gleich frist, so wirft sie doch wenig Unrath von sich: wenn man sie aber anrühret, so stößt sie mit Gewalt zurück. Wenn sie ihre Haut abgelegt hat: so ist sie einen ganzen Tag roth, und den andern Morgen gleich ist sie in eine Bohne von der Farbe verwelkter Rosen verwandelt, wobey sie noch einen Rüssel behält. Das Neueste dabey aber ist, daß diese Bohne, die bey andern unbeweglich liegt, sich Bewegungen giebt, die zuweilen wohl eine Viertelstunde dauern. Nach sechs Tagen endlich kömmt ein großer Nachtschmetterling heraus, dessen Leib mit sechs runden orangefarbenen Flecken, vier Flügeln und sechs Füßen gezieret ist. Er ist schwarz und wunderbar gefleckt. Sein Rüssel daselbst besteht aus zweyen Röhren, die er zusammen zu fügen weis, um nur eines daraus zu machen, womit er das Honig aus den Blüthen sauget. Darauf rollet er ihn zusammen, und verbirgt ihn unter seinen Kopf zwischen seinen beyden Augen so gut, daß man ihn fast nicht entdeckt. Er ist so frisch und munter, daß man Mühe hat, ihn zu tödten. Die Eyer, die er leget, sind weiß, und in sehr großer Anzahl.

Munterkeit und Schönheit der Raupen einer Art *Ricin*.

Weil es sehr langwierig fallen würde, der Frau Merianinn in allen ihren Beschreibungen zu folgen: so hält man sich nur bey denjenigen auf, welche außerordentliche Pflanzen oder Verwandlungen betreffen. Auf einem Baume, den die Holländer in ihrer Sprache den *Marmeladenbüchsenbaum* nennen, weil seine Frucht zwar rauh und mit Haaren bedeckt ist, aber doch ein marktichtes Wesen von dem Geschmacke der Mispeln enthält, und die Schale wie eine Büchse aussieht, findet man eine schwarze Raupe, deren Leib ganz

Baum mit Marmeladenbüchsen.

**Insecten in Surinam.** mit Spizen bedeckt ist, an deren Ende eine Art von kleinem Sterne hängt. Es kömmt ein allerliebster Schmetterling heraus, welcher den Namen des Pagen der Königin empfangen hat. Man beobachtet, daß die Zweige des Baumes kleine, harte, mit runden Hörnerchen bedeckete Auswüchse haben, die man bey Lungenkrankheiten brauchet.

Schmetterling, Page der Königin.

Man kann die Farbe derer Raupen nicht ohne Neugier betrachten, die sich auf dem Baume befinden, wovon die Indianer ihre berühmteste Malerey nehmen. Es ist der Rocu, ein großer Baum, welcher hellrothe Blumen trägt, wie die europäischen Apfelbäume. Wenn sie abfallen, so machen sie langen und runden mit Spizen, wie die Castanienschalen, bedecketen Schoten Platz. Diese Schoten enthalten schönrothe Körner, die man im Wasser einweicht. Die Farbe zieht sich davon heraus, und sinkt zu Boden. Man gießt das Wasser sacht ab, und nimmt die Farbe, welche davon abgesondert bleibt, und läßt sie trocken werden. Die Indianer brauchen sie, sich allerhand Figuren damit auf die Haut zu malen. Die Raupen haben nur bloß von den Blättern ihre Nahrung. Sie sind braun, gelbgestreift und mit rothen Haaren bedeckt. Die Verwandlungsbohnen sind hart und haaricht. Es kommen Nachtschmetterlinge von einem ins Braune fallenden Grüne heraus.

Pfauenblume, welche die Geburt befördert.

Die Pflanze, welche man Pfauenblume oder Pfauenkamm genannt hat, ist wegen der Tugend berühmt, die man ihrem Samenkerne zueignet, die Geburt der in Kindesnöthen liegenden Weiber sogleich zu befördern. Die Merianin verichert so gar, die Indianerinnen, welchen als Sclavinnen der Holländer sehr hart in Surinam begegnet würde, bedieneten sich derselben zur Abtreibung der Kinder, in der bloßen Absicht, damit solche nicht eben so unglücklich seyn möchten, als sie. Die Raupe dieser Pflanze *h)* ist grün, die Bohne braun, und der Schmetterling aschfarben.

Aufenthalt der Schlangen und Eidechsen.

Eine Art von Jasmin von vortrefflichem Geruche, welcher überall auf den surinamischen Gefilden strauchweise wächst, ist der ordentliche Aufenthalt der Schlangen und Eidechsen, vornehmlich der Iguana. Es ist etwas wunderbares, wie sich dieses letzte Gewürme an dem Fuße dieser Pflanze in einander schlingt, und seinen Kopf mitten in allen seinen Falten verbirgt. Die Raupen, welche sich von deren Blättern nähren, sind grün; ihre Bohne ist braun und schwarz gestreift. Ihr Schmetterling, welcher ein Nachtschmetterling ist, hat unten gelbe Flügel, und alles Uebrige ist aschfarben.

Tabruba und deren Wirkungen.

Die Indianer in Surinam haben eine grüne Frucht, Tabruba genannt, welche auf einem großen Baume gleiches Namens wächst, deren Blätter von einem grünlischen Weiß sind, und den Affen zur Nahrung dienen. Wenn die Blätter abfallen: so bleibt ein Knäuel, woraus die Frucht unvermerkt wächst. Sie enthält eine Menge weißer Körner, fast wie die Feigen. Man drücket den Saft aus, welcher schwarz wird, wenn man ihn an die Sonne sezet. Er ist alsdann eine Farbe, deren sich die Indianer bedienen, um sich verschiedene Theile des Körpers seltsam damit zu bemalen, und sie vergeht nicht eher, als nach Verlaufe von neun Tagen. Wenn sie einen Zweig von diesem Baume abschneiden: so läuft ein milchichter Saft heraus, womit sie sich den Kopf reiben. Weil sie mit solchem bloß gehen: so legen verschiedene kleine fliegende Insecten ihren Samen darauf, woraus sehr beschwerliche Würmerchen erwachsen, welche dieser Saft tödtet. Die Raupe der Tabruba

*h)* Man findet sie in dem Hortus Malabaricus daru beschrieben. Sie hat noch andere Namen abgezeichnet, und unter dem Namen Tsjetti Man: bekommen, welche Herr Commelin in seiner malabar. barts

ba ist gelb und schwarz mit Haaren in kleinen Büschelchen abgefondert, wie eine Bürste, bedeckt. Insecten in Surinam.

Der Palmwurm, welcher so genannt wird, weil er sich auf diesem Baume ernähret, wächst in dem Stamme, dessen Mark er frisst. Er ist anfänglich nicht größer, als eine Käsemyte: er wird aber einen Zoll lang und noch größer. Man ist ihn geröstet; und die Merianinn verwirft den Geschmack derjenigen nicht, welche ihn als eine sehr leckerhafte Speise ansehen. Aus diesem Wurme wird ein schwarzer Käfer, welchen die Holländer in ihrer Sprache die Palmwurmesmutter nennen. Palmwurm, den man ist.

Der folgende Artikel verdienet in den eigenen Ausdrückungen der Merianinn angeführt zu werden. „Auf einem Granatbaume, saget sie, welcher aller Orten in Surinam wächst, habe ich eine Art Käfer gefunden, die von Natur langsam und träge und folglich sehr leicht zu fangen sind. Sie haben vorn unter dem Kopfe einen langen Rüssel, welchen sie auf die Blumen zu richten wissen, um das Honig heraus zu ziehen. Den 20sten May hielt sie sich ruhig; und da sich ihre Haut auf dem Rücken gespalten hatte, so kamen grüne Fliegen heraus, deren Flügel durchsichtig waren. Man findet ihrer viele in diesem Lande, deren Flug so leicht ist, daß man ihnen lang nachläuft, ehe man einen fängt. Diese Art von Fliegen machet ein Gesumme, welches dem Klange einer Leier ähnlich ist, und sich weit hören läßt. Die Holländer haben ihnen auch den Namen Lierman oder Leiermann gegeben. Sie hatten den Rüssel des Käfers behalten; ihre Pfoten, ihre Augen, mit einem Worte, ihr ganzer Leib war durch den Rücken heraus gegangen, als sie ihren Balg verlassen hatten, den man für das wahre Insect würde genommen haben, welches er in sich geschlossen gehabt. Die Indianer haben mich bereden wollen, von diesen Fliegen kämen die Lantakendragers, oder Laternenträger. Diese sind andere Fliegen des Landes, wovon ich das Männchen und Weibchen abgezeichnet habe, wie sie fliegen und in Ruhe sitzen. Ihr Kopf, oder besser zu sagen, eine lange Kappe, welche ihn endiget, glänzet im Finstern. Bey Tage ist sie durchsichtig, wie eine Blase, und roth und grün gestreift. Der Schein, welcher bey Nacht daraus kömmt, ist dem aus einer Laterne so ähnlich, daß man leichtlich dabey würde lesen können. Ich habe noch eine von diesen Fliegen, die auf dem Puncte steht, sich zu verwandeln. Sie hat noch ihre ganze Fliegengestalt, ohne die Flügel ausgenommen: die Blase aber fängt an, ihr an dem Ende des Kopfes zu wachsen. Die Indianer nennen diese Fliege Laternenträgermutter, wie sie den Käfer die Mutter dieser Fliegen nennen. Ich habe einen Leiermann abgezeichnet, welcher nach und nach die Gestalt eines Laternenträgers annimmt. Uebrigens giebt man ihnen diese Namen nur, um ihre Gestalt zu unterscheiden; denn sie machen alle beyde einen Klang, wie eine Leier, vermuthlich mit dem Rüssel, der ihnen gemein ist, und den sie in allen ihren Verwandlungen nicht verlieren. Da mir eines Tages einige Indianer eine große Anzahl Laternenträger gebracht hatten: so that ich sie zusammen in eine Schachtel, und wußte damals noch nicht, daß sie ein solches Licht von sich gaben. In der Nacht hörte ich ein Geräusch; ich sprang aus dem Bette, und ließ mir Licht bringen. Ich fand gar bald, daß das Geräusch aus meiner Schachtel kam, und machete sie geschwind auf. Ich erschrock aber, als ich eine Flamme oder vielmehr so viele Flammen daraus kommen sah, als Insecten darin. Käfer und Fliegen von sonderbarer Art. Laternen-träger.

Dq 2

,nen

barischen Flora gesammelt hat. Da Tournefort gesehen werden: so hat er ihr eine neue Benennung geurtheilt, sie könne unter keine bekannte Classe geschmiedet, nämlich Poinciana flore pulcherrim.

Insecten in  
Surinam.

Uise = Bofje.

Außerordent-  
liche Größe  
der Orangen-  
bäume in Su-  
rinam.

„nen waren, und ließ die Schachtel aus den Händen fallen. Da ich mich aber von mei-  
nem Schrecken wieder erhohlet: so fiel es mir nicht schwer, die Insecten wieder zu sam-  
meln, an denen ich eine so sonderbare Eigenschaft erkannt hatte.

Es ernähren sich weiße Raupen, welche schwarze Pfoten haben, und deren Rücken mit Spitzen bewaffnet ist, auf einem Baume, der von den Indianern Uise = Bofje ge-  
nannt wird. Seine Blumme hat lange weiße Fasern. Die Capseln, welche den Samen tragen, machen eine lange und gekrümmte Schote, welche schwarze, mit einem weißen Lei-  
me bedeckete Bohnen enthält, und so angenehm ist, daß man sie mit Luft aussauget.  
Die Holländer nennen diese Hülsenfrucht süße Bohnen, ohne deren Gebrauch weiter zu  
wissen. Die Schönheit der Raupen hatte die Merianin bewogen, ihrer viele zu sam-  
meln: zu ihrem Leidwesen aber starben sie ihr alle, weil die Blätter, die sie zugleich gesam-  
melt hatte, sie zu füttern, so gleich vertrocknen, wenn sie von dem Baume abgeplücket sind.  
Eine einzige, die sich schon in eine Bohne verwandelt hatte, wurde nach vierzehn Tagen  
einer der schönsten Schmetterlinge von der Welt.

Surinam hat keine größere und fettere Raupen, als die auf dem Orangenbaume,  
welcher daselbst eben so hoch wächst, als der größte Apfelbaum in Europa. Sie sind grün  
mit einem gelben Streife über den ganzen Körper, und ein jedes Gelenk zeigt viel Körner  
von einer Art orangefarbenen Koralle, die mit kleinen sehr zarten Härchen umgeben sind.  
Dieses Bälglein, welches sie sich spinnen, ist ockerfarben. Es kommen schöne Nachtschmet-  
terlinge heraus, deren jeder Flügel mit einem Flecke gezieret ist, welchen man für Talfal-  
ten sollte. Sie fliegen überaus geschwind. Der Faden ihres Bälgleins ist so stark, daß  
die Merianin, welche überzeuget war, man könnte sehr schöne Seide daraus machen, viele  
davon mit nach Holland brachte, wo man eben die Meynung davon hatte.

Eines Tages, sagete sie, da ich einen wüsten Ort durchstrich, fand ich unter vielen  
Bäumen eine Art von Mispeln, welchen die Leute dieses Landes den Namen geben, ob-  
gleich seine Frucht einen weißen Körper von der Gestalt eines Herzens und mit schwarzen  
Samen bedeckt enthält. Sie hat außerdem zwey dicke blutfarbene Blätter unter sich, und  
unter diesen fünf andere grünliche Blätter, welches zusammen einen sehr angenehmen An-  
blick machet. Auf diesem Baume fand ich eine gelbe Raupe, deren Körper nach der Länge  
rosenfarben gestreift war. Die Pfoten waren von eben der Farbe, der Kopf braun  
und ein jedes Gelenk mit vier schwarzen Spitzen bewaffnet. Kaum hatte ich sie nach Haut-  
se tragen lassen, so verwandelte sie sich in eine helle holzfarbene Bohne. Vierzehn Tage  
darnach bewunderte ich den Schmetterling, welcher heraus kam. Er schien von geglätteter  
tem Silber zu seyn, wodurch das Grün, das Blau und der Purpur schimmerten; mit ei-  
nem Worte, er war von einer solchen Schönheit, welche die Federn der Pinsel selbst nicht  
vorstellen können. Ein jeder von seinen Flügeln hatte drey runde Flecke von einem orange-  
farbenen Gelb mit einem schwarzen Kreise umgeben. Dieser Kreis war mit einem andern  
umringt, welcher grün war. Das Aeußerste der Flügel war orangefarben mit schwarzen  
und weißen Streifen.

Wespennest.

Im Monate April, fährt die Merianin fort, fand ich an meinem Fenster einen  
Dreckklumpen, welcher die Gestalt eines Eyes hatte. Ich eröffnete ihn. Er enthielt in  
vier Abtheilungen weiße Würmer, welche ihren Balg bey sich hatten. Ich zeichnete zweyen  
davon ab. Den dritten May kamen wilde Wespen heraus: Diese Insecten fielen mit  
zu Surinam sehr beschwerlich. Sie hörten nicht auf, mir vor den Augen herum zu fliegen  
und



und die Ohren voll zu summen, indem ich sie abzeichnete. Ich sah sie neben mir in meiner Farbensachtel ihr Nest von Thone so vollkommen rund machen, als wenn es auf einem Töpferrade gedrehet worden. Es stund auf einer Art von einem kleinen Fuße, welchen die Wespen mit einer Decke von Thone umgaben, damit nichts hinein käme. Sie hatten gegen oben zu eine runde Oeffnung gelassen, welche ihnen dienete, hinein und heraus zu kriechen. Ich bemerkete, daß sie alle Tage kleine Raupen dahin trugen, womit sie ihre Jungen, nach meinem Urtheile, ernährten. Da mir endlich ihre Gesellschaft sehr beschwerlich fiel: so zerbrach ich ihre Wohnung und jagete sie alle fort, worauf ich ihren Bau mit Müße betrachtete.

Insecten in  
Suriham.

In einem Teiche, wo solche Blumen, wie die blaue Crocus auf einem Stengel einer Elle hoch ohne andere Blätter, als ein einziges blaues und gelb gesprengeltes unter jeder Bluhme wuchsen, fand die Merianinn Insecten, welche die Einwohner des Landes Wasser-Scorpionen nennen. Sie fing ihrer viele den 10ten May 1701; und den 22ten kam ein sehr häßliches fliegendes Insect heraus, welches sie abzeichnete. Sie erklärt dessen Natur nicht weiter. In eben dem Teiche fand sie viele Frösche, grün und braun gefärbt, welche zwei Ohren und eine kleine Kugel an der Spitze der Zehen einer jeden Pfole hatten. Diese zweyte Eigenschaft schien ihr ein sehr sonderbares Geschenk der Natur zu seyn, um ihnen nicht allein schwimmen, sondern auch im Schlamme gehen zu helfen. Diese Frösche werfen ihren Samen an den Rand der Teiche. Um die Verwandlungen zu beobachten, that sie diesen Samen auf einen Rasen in einem mit Wasser angefüllten Gefäße. Der Samen ist nur ein kleines schwarzes Korn mit einer Art von einem weißen Schleime umhüllet, welcher dem Korne so lange zur Nahrung zu dienen scheint, bis es die Gewalt erhalten hat, sich zu bewegen. Innerhalb acht Tagen bekommt es einen Schwanz. Alsdann schwimmt es im Wasser. Einige Tage darnach bekommt es Augen; darauf kommen die Hinterpfoten und acht Tage darnach die Vorderpfoten, welche aus der Haut zu gehen scheinen. So bald das Thier seine vier Pfole hat: so fällt der Schwanz ab; und da es nun ein vollkommener Frosch ist, so geht es aus dem Wasser heraus und spazieret auf dem Lande herum. Dieser Versuch erfordert, daß das Wasser und der Rasen von Zeit zu Zeit erneuert werden, und daß man Brodtkrümelchen in das Wasser werfe, so bald man ein wenig Bewegung an dem Korne merket <sup>2</sup>).

Wasser-Scor-  
pion.

Frösche mit  
Ohren.

Auf einem Baume, welchen Commelin in seiner Anmerkung für den im dritten Theile des Hortus Malabaricus beschriebenen Malakka Pela hält, findet man eine grüne Raupe, welche sechs weiße Streifen auf jeder Seite hat, nebst einem schwarzen und runden Flecke auf jedem Gelenke, und auf dem letztern ein rothes Horn. In zwanzig Tagen kommt aus seiner Bohne ein Nachtschmetterling, dessen Flügel aschfarben, schwarz und weiß gemarmelt sind. Er hat auf dem Leibe zehn orangefarbene Flecke. Sein Kopf ist mit einem langen rothen Rüssel versehen, dessen er sich bedienet, die Blumen auszusaugen. So sonderbar dieses Insect auch ist, so sah die Frau Merianinn doch mit mehrern Erstaunen auf eben dem Baume andere mit weißem oder gelbem Haare ganz bedeckte Raupen, die eine Haut vollkommen wie Menschenhaut hatten. Sie sind so giftig, daß, wenn man sie nur ein wenig anrühret, die Hand mit großen Schmerzen aufläuft. Ob sie gleich vier Beine haben:

Sehr giftige  
Raupen.

2 q 3

<sup>2</sup>) Læwenhoek hat eben die Beobachtung in seinem Briefe vom 15ten des Herbstmonates 1699 a. d. 113 u. f. f. S. gegeben.

Insecten in  
Surinam.

haben: so ruhen sie doch auf ihren Gelenken, wenn sie kriechen. Das Bälglein, worinnen sie sich einschließen, besteht aus ihren Haaren. Es kommen nur schlechte kleine Fliegen heraus; und diese seltsame Verwandlung ist um so viel gewisser, weil die Frau Merian sie an vielen dergleichen Raupen für wahr befand. Eine andere, die auf dem Baume der süßen Bohnen gefunden wird, ist eben den Geseßen unterworfen. Sie hat gelbe Haare auf dem Leibe und schwarze um den Kopf, deren sie sich beraubet, um sich ein aschfarbnes Bälglein von der Gestalt eines Eies daraus zu machen. Wenn sie darinnen eingeschlossen ist: so verwandelt sie sich anfänglich in eine Bohne und drey Tage darnach in eine Fliege. Viele andere von eben der Art, welche eben die Veränderungen gelitten hatten, wurden Fliegen, deren Flügel braun und der Leib roth, grün, gold- und silberfarben gefleckt war.

Kröten, die ihre  
Jungen auf  
dem Rücken  
tragen.

Bey einer Wasserpflanze, die eine Art von blasfrother Kresse ist, und gut zum Salat schmecket, fand die Merianinn eine Art von Kröten, deren Weibchen ihre Jungen auf dem Rücken tragen. Sie hat die Bärmutter selbst längst dem Rücken, und darinnen werden ihre Jungen empfangen. Wenn sie darauf das Leben erhalten haben: so öffnen sie sich einen Ausgang durch die Haut und kriechen eines nach dem andern heraus. Die Merianinn wollte sich in den Stand setzen, die Wahrheit einer so sonderbaren Eigenschaft für Europa zu bestätigen. Sie warf daher eine solche Mutter mit ihren Jungen, wovon einige schon mit dem Kopfe und andere mit halbem Leibe aus der Bärmutter waren, in Weingeist. Sie setzet hinzu, die Negeren in der Colonie essen diese Kröten, und finden sie vortreflich. Sie sind schwarzbraun. Ihre Vorderpfoten gleichen der Frösche ihren und ihre Hinterpfoten der Enten ihren.

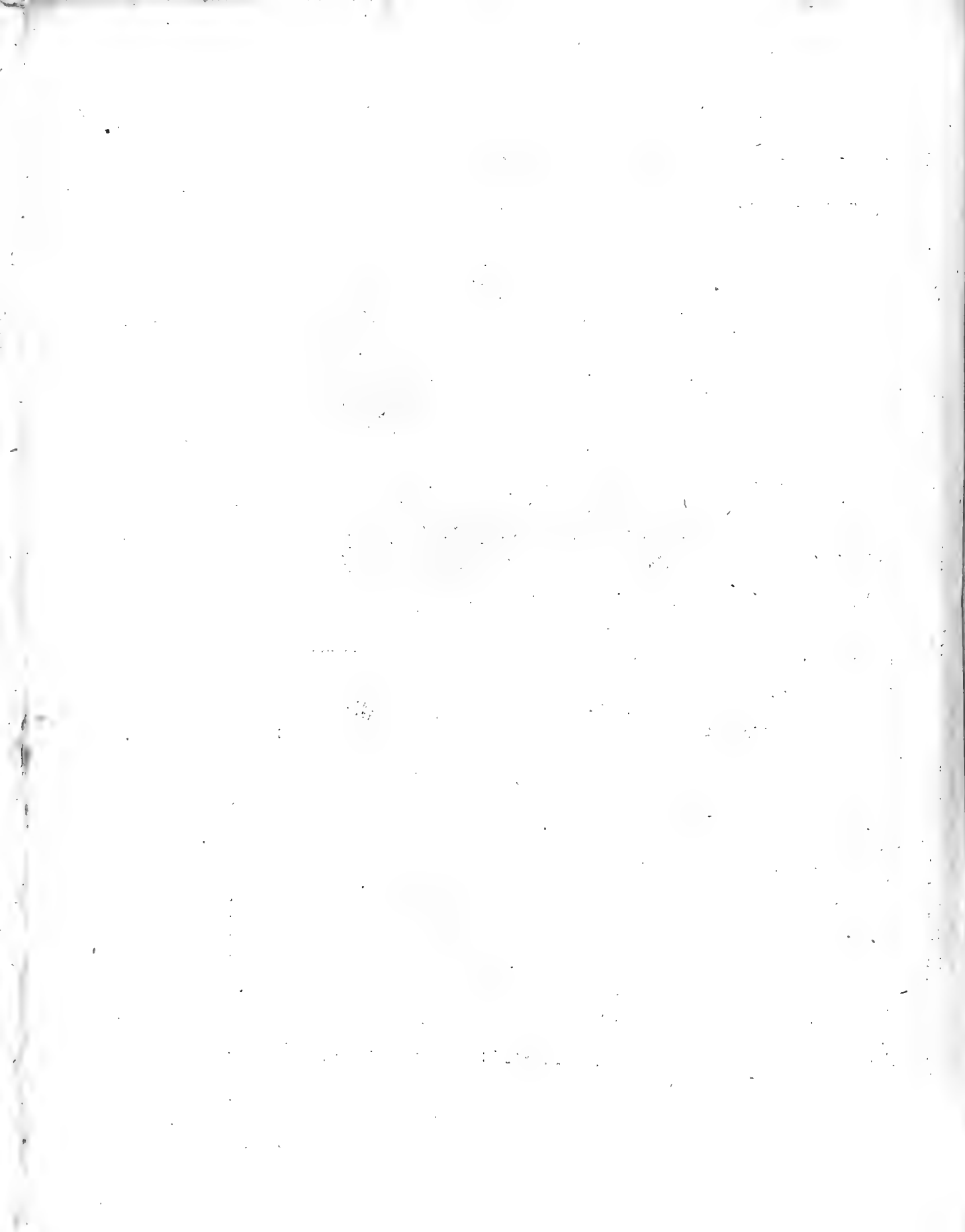
Der große Atlas und seine  
Schönheit.

Im Jenner 1701 fand die Merianinn in einem Gehölze bey Surinam auf einer schönen rothen Bluhme von einem Baume, dessen Namen und Beschaffenheit ihr die Einwohner nicht sagen konnten, eine große Raupe von eben der Farbe, welche auf jedem Gelenke drey Körner wie blaue Korallen hatte, aus deren jedem eine schwarze Feder gieng. Sie schloß sich bald in ihr Bälglein ein und verwandelte sich in eine ganz seltene Bohne. Es kam ein vortreflicher Schmetterling heraus. Die Hinterflügel waren unten schön blau und oben weiß und blau gestreift, und mit braun untermischt. Die andern hatten drey schwarze, gelbe und braune Zirkel, die gleichsam vortreflich geschmelzet waren. Die Holländer haben diesen schönen Schmetterling den großen Atlas genannt.

Die Merianinn wird von  
einer Raupe  
vergiftet.

Eine von den größten Raupen ist diejenige, die man auf dem Cacaobaume findet. Die Merianinn nahm eine von einem gelblichen Grüne, die ganz mit spitzigen, unten grünen und gegen die Spitze zu gelben Haaren bedeckt war. Aus ihrer Bohne kam ein großer rosenfarbener Nachtschmetterling, dessen Flügel unten zween große schwarz eingefasste weiße Flecken mit dreyen schwarzen Flecken in der Mitte hatten. Diese Art ist sehr giftig und die Finger der Frau Merianinn, womit sie solche angefasst hatte, wurden ihr braun und blau, schmerzten heftig, welcher Schmerz sich bald in die Hand und bis an den Ellenbogen hinauf zog. Sie brauchete Scorpionöl, welches für ein gewisses Hülfsmittel wider die Stiche der meisten Insecten gehalten wird, und in weniger als einer halben Stunde war sie völlig geheilet. Eine andere Raupe, welche das Gras an dem Fuße eben der Pflanze fraß und von verschiedenen Farben mit schwarzen Streifen und Zirkeln war, gab eine sehr schöne graue und schön meergrüne Fliege, die mit silbernen Flecken gezieret, noch merkwürdiger aber wegen der Schwänze und dritten Flügel war, die sie an ihren Unterflügeln hatte.





Unter denen Raupen, die man auf den Citronenbäumen findet, bedauert die Merianin sehr, daß die Art derjenigen, welche einen gelben Rücken, rothen Bauch und auf dem Schwanz einen doppelten Streif haben, welcher eine Flamme machet, nicht gemeiner sey. Der Faden ihres Bälgleins ist eine Seide, die viel glänzender und dicker ist, als der Seidenwürmer ihre. Es hat viel Ansehen, daß, wenn man ein Mittel fände, sie leicht zu erziehen, man vielen Gewinnst davon bekommen würde. Ihr Schmetterling ist sehr groß, goldfarben und roth, mit weißen Streifen über alle Flügel, deren jeder mit einem hellen und durchsichtigen Flecke wie das Glas gezieret, mit zweenen Zirkeln, einem weißen und einem schwarzen, umgeben ist. Weil dieser Fleck einem eingefassten Spiegel sehr ähnlich ist: so haben die Holländer dieses Insect Spiegeldrager genannt.

Insecten in Surinam.

Die Merianin beobachtet, daß viele Reisebeschreiber in einen groben Irrthum gerathen sind, wenn sie geglaubet und so gar versichert haben, daß das Thier, welchem die Holländer in ihrer Sprache den Namen des wandelnden Blattes gegeben, auf einem Baume wüchse, wovon es als eine Frucht bey seiner Reife abfiel, damit es gleich anfangen zu gehen oder zu fliegen. Sie versichert, es komme aus einem Eye, wie die andern Insecten, deren Erzeugung sie in zweyen Worten erklärt. „Sie geschicht, saget sie, durch die natürlichen Begattungen. Das Weibchen leget seine Eyer an solche Derter, wo die Jungen, welche daraus erwachsen sollen, ihre Nahrung finden können. Anfänglich sind es Würmer oder Raupen, welche das Gras oder die Blätter fressen und davon wachsen. Wenn sie ihre gehörige Größe haben: so spinnen sie und verwandeln sich in Bohnen, welche mehr oder weniger Zeit brauchen, um die ihnen zukommende Lebhaftigkeit zu erhalten. Das Insect, welches aus diesen Bohnen heraus kömmt, ist feucht und in einander geschlungen; und nachdem es sich über eine halbe Stunde beweget hat, so fangen erst seine Flügel, die nunmehr trocken geworden, an, sich auszubreiten und lassen einen vollkommenen Schmetterling sehen, der oftmals zehnmal größer ist, als die Bohne, aus welcher er hervor gekommen.“

Irrthum wegen des wandelnden Blattes.

Das wandelnde Blatt ist nur eine Heuschrecke, welche eben so wächst. Diese Erkenntniß hat die Merianin ihren Beobachtungen zu danken. Eines Tages überreichte ihr ihr Neger, welcher Befehl hatte, ihr alle die Würmer, die Raupen, und die andern Insecten zu bringen, die er in den Gehölzen fände, ein zusammen gelegetes Blatt. Sie öffnete es sehr geschickt, um in ihrer natürlichen Lage einige meergrüne Eyer von der Größe eines Corianderfornes darinnen zu finden. Wenig Tage darnach kamen kleine schwarze Ungeziefer, wie Ameisen, heraus. Als sie wuchsen, so nahmen sie fast die Gestalt der Seekrebse an; und da sie ihre natürliche Größe erhalten hatten, so bekamen sie Flügel, ohne daß sie sich in Bohnen verwandelt hatten, wie die Schmetterlinge. Diese Flügel waren einem grünen Blatte ähnlich, und man sah eben die Fasern darauf, bey einigen sind sie hellgrün, bey andern dunkelgrün. Es finden sich so gar gemarmelte, graue und welche, die wie trockene Blätter aussehen. Wenn das Insect die Gestalt in seinem Neste angenommen hat, welches an einem Baumzweige hängt, so bedeckt es sich daselbst ein wenig mit einer Art von Gewebe; darauf beweget es sich heftig, so lange bis seine Flügel frey werden. Alsdann fehlet ihm nichts mehr an seiner Lebhaftigkeit; es zerreißt sein Gewebe und fällt oder fliegt von dem Baume. Weil seine Flügel grün sind und die Gestalt eines Blattes haben: so haben sich die unwissenden Reisebeschreiber eingebildet, es sey von dem Baume hervorgebracht, von welchem sie es haben herunter fallen oder fliegen sehen.

Natur dieses Insectes.

Die



Insecten in  
Surinam.  
Waldratten,  
die ihre Jun-  
gen tragen.

Die Merianinn sah und zeichnete eine von denen großen Waldratten sorgfältig ab, welche ihre Jungen auf dem Rücken tragen. Sie bringen gemeinlich fünf oder sechs bey einem Wurf. Ihre Farbe ist gelblich braun, außer dem Bauche, der bey ihnen weiß ist. Wenn sie herausgehen, um ihre Nahrung zu suchen: so folgen ihnen ihre Jungen. Bey ihrer Rückkehr aber oder wenn sie durch ein Geräusch erschreckt werden: so springen die Jungen auf den Rücken der Mutter, hängen sich mit ihrem Schwanze an ihren und werden also bis nach ihrem Aufenthalte getragen.

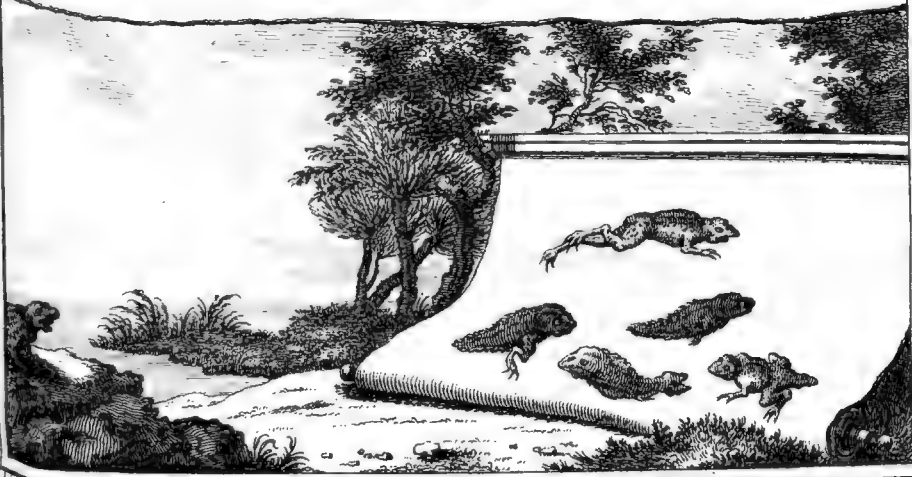
Verwandlung  
der Frösche in  
Fische,

Endlich endiget die Merianinn ihre Sammlung mit besonders merkwürdigen Zeichnungen und noch merkwürdigern Erklärungen aller Verwandlungen der Frösche in dem mittäglichen America. Sie zeigt anfänglich einen vollkommenen Frosch von einem grünlichen Gelb, welches etwas ins Braune fällt, auf dem Rücken und an den Seiten gefleckt ist. Die Farbe des Bauches ist ein wenig blaß. Die Hinterpfoten sind der Enten ihren ähnlich, und die Vorderpfoten wie der ordentlichen Frösche ihre. Es finden sich viele in dem Flusse Surinam, vornehmlich in den Buchten Cornacciana und Pirica. Wenn sie zu ihrer natürlichen Größe gelangt sind: so fangen sie ihre Verwandlungen an. Es wächst ihnen unvermerkt ein kleiner Schwanz auf Unkosten ihrer Vorderpfoten, die nach und nach abnehmen, bis sie endlich ganz verschwinden. Eben das geschieht auch den Hinterpfoten, worauf sie kein Ansehen mehr von einem Frosche haben, welcher sich in einen Fisch verwandelt hat, wovon die Merianinn die Abbildung mit allen den Stücken dieser seltsamen Verwandlung giebt. Die Landeseingeborenen und die daselbst wohnenden Europäer nennen diesen Fisch Tarkjes, und finden ihn so leckerhaft, daß sie ihn mit der Lamprete vergleichen, deren Geschmack er auch, ihrem Vorgeben nach, haben soll. Alle ihre Gräten, ohne die Rückgräte auszunehmen, sind zart, knorpelhaft und durch gemäße Gelenke abgetheilet. Seine Haut ist sanft und mit kleinen Schuppen bedeckt. Kleine sehr zarte Flossfedern, die ihm statt der Pfoten dienen, welche er verloren hat, erstrecken sich hinten vom Kopfe an bis an den Schwanz und von da bis mitten an den Bauch. Es verändert sich auch seine Farbe, und was dunkelbraun war, wird grau.

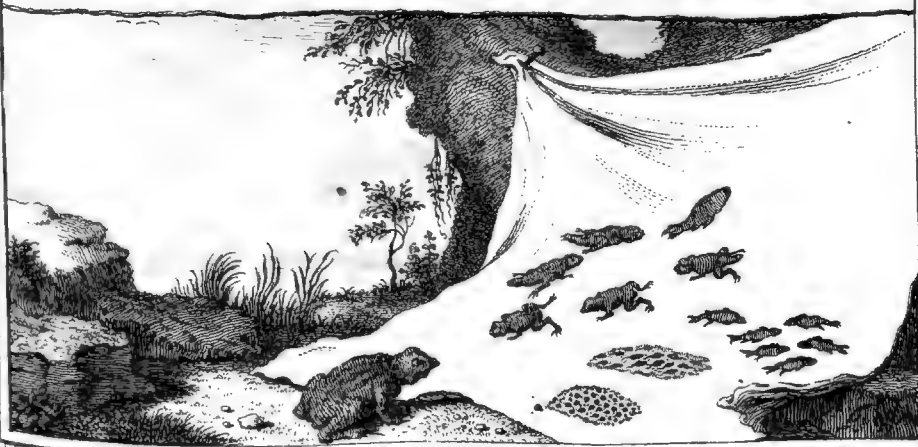
ist der europäi-  
schen Frösche  
ihrer entgegen.

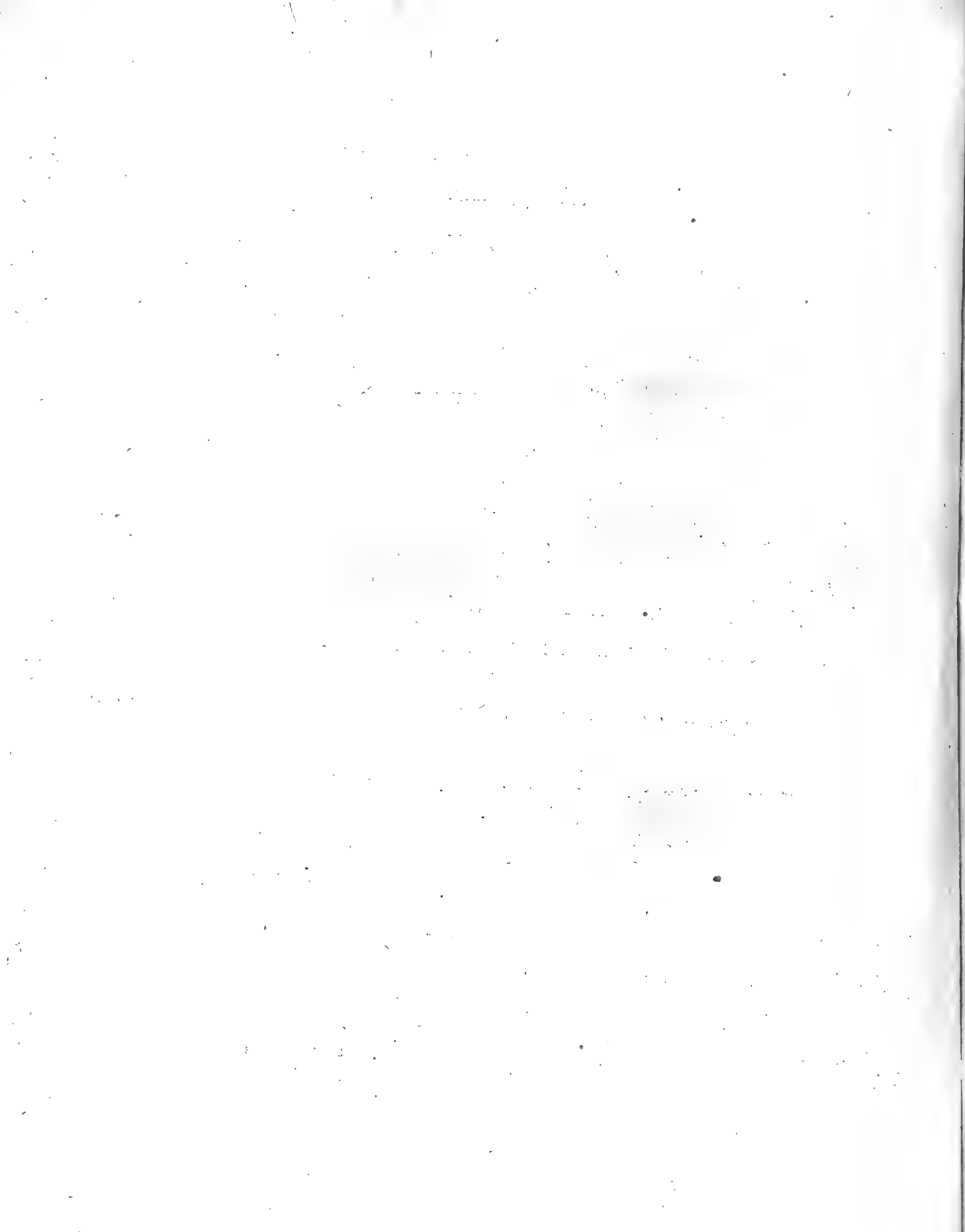
Diese Verwandlung bemerkt die Frau Merianinn ist der Frösche in Europa ihrer zuwider, welche sie auch auf eben der Platte vorstellet. Sie setzt die Zeit derselben in dem März- und Aprilmonate fest, wenn der Frühling anfängt, der Luft mehr Wärme zu geben. Alsdann suchen die Frösche von beyderley Geschlechtern einander und begatten sich in den Teichen und Morästen. Wenn sie ihren Samen ausgeworfen haben, so koachzen und hauchen sie darüber, bis sie ihn erwärmen. Diese klebrichte Materie verdickt sich, und man sieht darinnen auf allen Seiten Augen erscheinen. Sie bekömmt von der Sonne das Leben. Bald erlanget jedes schwarze Auge eine Art von Bewegung und scheint gleichsam ein kleiner sehr schwarzer Fisch zu seyn, welcher von Tage zu Tage größer wird. Er bekömmt hinten zwo Pfoten. Acht oder zehn Tage darnach würde man ihn für einen kleinen Fisch halten, welchem die Natur zwo Pfoten gegeben hätte. Darauf kömmt eine Vorderpfote heraus, und man sieht, daß die andere auch heraus kommen will, indem sie nur durch eine sehr dünne Haut so lang zurück gehalten wird, bis sie Stärke genug hat, durchzubrechen. Wenn sich die vier Pfoten zeigen, so sieht man den Kopf und die wahre Gestalt eines Frosches. Der Schwanz verschwindet gleichwohl nur erst stufenweise. Endlich bleibt nur noch eine sehr kleine Spitze davon, welche einen vollkommenen Frosch sehen läßt, wenn sie abge-

*Verwandlungen der americanischen Frösche*



*Verwandlungen der europæischen Frösche*





abgefallen ist. Die Zeit läßt ihn nach eben dem Verhältnisse wachsen; und nach und nach <sup>Insecten in</sup> nimmt er auch endlich die natürliche Gestalt seiner Art an. <sup>Surinam.</sup>

Uebrigens gesteht die Frau Merianinn, daß sie diese Anmerkungen, vornehmlich die <sup>Salvegarde</sup> Salvegarde <sup>eine Art von</sup> einer Art von <sup>Schlangen.</sup> Schlangen, beruht, dem Herrn Seba zu danken habe. Es scheint, daß sie sich nicht getrauet habe, sich mehr auf ihre Erkenntniß von einer Gattung Schlangen zu verlassen, die sich in den surinamischen Wäldern finden und welche die Holländer Salvegarden nennen. Sie unterscheidet sie nicht allein von der Eidechse, weil sie weit größer ist; sondern auch von der Iguana, deren Größe sie nicht hat, und von dem Kaymane, dem sie nicht an Gefräßigkeit gleicht. Ihre Schuppen sind dünn und glatt. Sie kömmt aus einem Eyer, wie alle Eidechsen, und ihr Trieb treibt sie, die Eyer der Vögel zu verzehren. Die Frau Merianinn erschraack mehr als einmal, daß sie eine Salvegarde an diesem Raube in ihrem Hofe hängen fand. Allein, ob sie sich gleich auch von Nase nähren: so thun sie doch den Menschen nichts. In ihrer Jugend klettert sie auf die Bäume, um daselbst Eyer in den Nestern zu suchen. Die Art und Weise, wie sie ihre leget, gleicht der Kaymanen ihrer, das ist, sie gräbt sie in den Sand am Ufer eines Flusses und läßt sie von der Sonne ausbrüten. Sie sind von der Größe eines Gansseyes, aber etwas länger; und die Indianer machen keine Schwierigkeit, sie zu essen. Nach dieser Erklärung aber, welche in zweyen Abbildungen wiederholt worden, meldet die Frau Merianinn, daß ihr die Erfahrung und die Erkenntnisse fehlen, um die Natur des Thieres selbst zu erklären.

Sie redet mit mehr Vertrauen von den Fröschen in Asia und Africa, ob sie gleich niemals die Reise nach diesen beyden großen Ländern gethan hat. Man würde wünschen, daß sie wenigstens ihre Gewährleute angeführet hätte. Da aber das Stillschweigen davon ihre gute Treue und Glauben bey der Welt nicht verdächtig gemacht hat: so glaubet man, hinzusetzen zu dürfen, der Unterschied unter den europäischen und asiatischen und africanischen Fröschen bestehe nur in der Farbe und der Größe; das ist, so viel man aus ihrer Erzählung urtheilen kann, die unserigen sind nicht so groß und nicht so braun. Sonst sind ihre Erzeugung und ihr Wachsthum einerley. Die asiatischen und africanischen bekommen Hinterpfoten, da sie alsdann den europäischen Fröschen ähnlich sehen. Darauf kömmt die linke Vorderpfote heraus. Die andere fängt nur erst an: sie bricht aber bald die Haut durch und zeigt sich auch ihrer Seite. Der Schwanz verkürzet sich nach und nach und verschwindet endlich ganz. Die Frau Merianinn ist nur wegen eines einzigen Punctes verlegen, wovon sie hat vorher sehen müssen, daß es alle ihre Leser eben so wie sie es seyn würden; nämlich, daß man gern wissen möchte, ob die Frösche in Asia und Africa wieder Fische würden, so wie die Frösche in dem mittäglichen America.



Kaleigh  
1595.

## Das X Capitel.

Reisen auf dem Orinoko und weiter an den Küsten von  
Südamerica.

## Einleitung.

**W**ir kommen hier wieder in den natürlichen Lauf dieses Werkes, in dem wir zu den Berichten von Guiana schreiten, nachdem wir mit unsern Reisenden alle südlichen Gegenden durchstrichen sind. Wenn diejenige, wohin wir gehen wollen, uns keine große Niederlassungen darbeut: so machen die Verlassung selbst, worinnen sie geblieben ist, und die Schwierigkeiten, welche den ersten Eifer der Europäer erkaltet haben, eine um so viel wichtigere Materie daraus, da man noch nicht begreift, was doch diejenigen, die sich mit der größten Hoffnung daselbst niederzulassen unternommen haben, auf einmal in die Gleichgültigkeit und Unthätigkeit gestürzt hat. Das Innere von Guiana wird heutiges Tages nicht häufiger besucht, und ist vielleicht noch nicht besser bekannt, als es vor zweyhundert Jahren war. Einige Missionarien haben ihre evangelischen Botschaften dargethrieben; allein, mit so weniger Ordnung bey ihrem Wege und bey ihren Beobachtungen, daß man fast keine Erläuterung aus ihren Tagebüchern erhalten kann. Sie nennen Orter, deren Lage sie nicht bemerken, sie gehen auf gut Glück weiter, ohne die Augen um sich herum zu werfen. Man leget mit dem P. Grillet und dem P. Bechameil <sup>k)</sup> zweyhundert Meilen zurück, und man hat nichts weiter davon, als die Beschwerlichkeit, daß man ihnen gefolget ist. Andere, von denen man einige sehr kurze Berichte in der Sammlung der erbaulichen Briefe findet, halten sich nur bey der Erzählung von ihren Missionen auf, und glauben, es sey schon genug, wenn sie einige Kirchen nennen, die sie in diesen Ländern angelegt haben, ohne daß sie uns ihre Lage melden. Mit einem Worte, man erkennet an ihnen die rühmliche Neugierde nicht, die sie in andern Ländern mit den Pflichten ihrer Botschaften zu verbinden wissen, und welche gemacht hat, daß sie den menschlichen Wissenschaften eben so viele Dienste geleistet haben, als der Religion.

Um die Unfruchtbarkeit der heutigen Kenntnisse von dem Innern von Guiana zu erkennen, will man, ungeachtet des Gesetzes, das man sich aufgeleget hat, die meisten Reisebeschreibungen in dem Texte zusammen zu bringen, dennoch zwey davon ausnehmen, wovon die erste einen angesehenen Namen führet. Der Ritter Walter Kaleigh ist wegen seiner Verdienste, seiner Unternehmungen und seines unglücklichen Endes auf gleiche Art berühmt. Er hatte sich vorgesetzt, durch neue Entdeckungen einen Theil von dem Ruhme der Krone Spaniens auf sein Vaterland zu bringen; und man wird seine Absichten bald von einer andern Seite mit mehrerm Erfolge erfüllet sehen. Doch man muß ihn selbst die Erklärung davon thun lassen.

<sup>k)</sup> Ihr Bericht findet sich hinter dem Berichte des Acunja von den Amazonenflusse in Combervil-  
les französischen Uebersetzung.



Der I Abschnitt.

Sir Walthor Raleighs Reise auf der Guiana.

Raleigh  
1595.

Raleigh begiebt sich nach der Dreyeinigkeitsinsel. Deren Eigenschaften. Die Spanier sind wegen seiner Ankunft unruhig. Doppelte Absicht seiner Reise. Er wird verstärkt; verläßt die Dreyeinigkeitsinsel. Berro Nachricht von Guiana. Raleigh eröffnet ihm seine Absichten. Seine Maasregeln, dahin zu gelangen. Er läßt eine Galeasse bauen; Mündung des Orinoko. Großes Bette desselben. Schwierigkeit ihn hinaufzufahren. Wilde an demselben. Raleighs Weisheit sie zu lenken. Lauf des Orinoko. Fernere Schifffahrt der Engländer. Ebenen Saymas. Gebirge Arvami und Rio: Nachrichten, die Raleigh erhält. Die Engländer kommen an

den Fluß Caroli. Sie gehen zurück nach Osten. Raleigh unterredet sich mit dem Cacique Topiariri. Haß desselben wider die Spanier. Topiariri machet einen Vergleich mit Raleigh, der ihm zweyen Engländer da läßt, und ein goldfarbnes Gebirge besucht. Was er darinnen wahrnimmt. Flüsse des Landes. Raleigh fährt den Orinoko weiter hinunter. Seine Anmerkungen wegen der Yncas an der Guiana. Sein Urtheil von diesem Lande. Zeugnisse davon. Domingo de Vera nimmt Besitz von der Guiana; seine großen Hoffnungen schlagen fehl. Einleitung zur folgenden Reisebeschreibung. Gedicht zu Raleighs Ehren.

Dieser berühmte Reisende gieng den 6ten des Hornungs 1595 aus England ab N. Er giebt nicht die geringste Kenntniß von der Anzahl seiner Schiffe, ob man gleich aus der Folge urtheilen kann, er sey nicht allein unter Segel gegangen. Eine Fregatte von Plymouth, der Hauptmann Preston und die andern, saget er, verließen ihn oder wurden ver schlagen und ließen vergebens auf sich warten. Er hatte zur ganzen Gesellschaft nur eine Barke, welche der Hauptmann Crosses führte.

Wir wollen aber alles das fahren lassen, was nicht so wichtig zu seyn scheint, als seine Unternehmung. Den 23ten März kam er an der Dreyeinigkeitsinsel an. Er warf da selbst Anker an der Spitze Curiapan, welche die Spanier Punta del Gallo nennen, und deren Lage acht Grad Norderbreite ist. Nachdem er daselbst vierzig Tage ohne einige Verbindung mit den Spaniern und den Indianern des Eylandes zugebracht, die von den ersten gefürchtet wurden; so wie sie bey den Indianern gefürchtet genug waren, daß sie ihnen alle Gemeinschaft mit ihm untersagen konnten: so gieng er weiter nach einem Orte der Küste, den er nur durch den indianischen Namen Parico zu erkennen giebt, und welcher ihm wüßte zu seyn schien. Von da begab er sich nach einem Orte, den die Indianer Piche und die Spanier Tierra de Bray nennen. Er fand daselbst viele Bäche süßes Wassers, welche in ein salzichtes Wasser fielen, das er für einen Fluß hielt, der mit Bäumen besetzt war, deren Aeste so niedrig waren, daß sich die Austeren daran hängen, und daß man sie als eine Art Früchte davon abnehmen kann. Tierra de Bray bringt ein vortreffliches Theer hervor; welches die Engländer versuchten und für unvergleichlich besser achteten, als das nordische. Es schmelzt an der Sonne nicht, welches ein überaus großer Vortheil für die mittäglichen Länder ist. Raleigh legete sich darauf unter Anna Perima vor Anker, von da er nach Rio Carone gieng, in der Absicht, unvermerkt bis nach Puerto de los Hispaniolas zu kommen.

Raleigh begiebt sich nach der Dreyeinigkeitsinsel.

Unterschiedene Theile der Insel.

Die Gestalt der Dreyeinigkeitsinsel schien ihm wie die Gestalt eines Hirtenstabes zu seyn. Dieses Eyland ist an der Nordseite erhaben. Das Erdreich desselben ist sehr gut, und Eigenschaften,

R r 2

1) Seine Nachricht nimmt in Hackluyts Sammlung 33 Folioseiten ein, das Schreiben und den Bericht an den Leser mit begriffen. a. d. 62 S.

Kaleigh.  
1595.

und geschickt, Zucker, Ingwer, Toback und dergleichen darauf zu pflanzen. Es hat verschiedene Arten von Thieren, vornehmlich eine Menge wilder Schweine. Fische, Vögel und Früchte sind daselbst in großem Ueberflusse, und die Spanier gestunden Kaleighen, es fände sich Gold in den Flüssen. Der alte Namen der Insel ist Cairi: die indischen Einwohner ihrer verschiedenen Theile aber waren damals durch verschiedene Namen von einander unterschieden. Die bey Parico hießen Jaiocer; die bey Carao, Arvacaer; die zwischen Carao und Curiadan Salvojoer; die zwischen Carao und Punta Galera Nepojoer u. s. w.

Unruhe der  
Spanier bey  
Kaleighs An-  
kunft.

Da die Engländer bey Puerto de los Hispaniolos vor Anker legeten: so nahmen sie einen Haufen Spanier wahr, die an der Küste Wache hielten, und sie anfänglich einzuluden, sich zu nähern. Kaleigh schickete ihnen den Hauptmann Whidon, gegen den sie eine große Begierde bezeugeten, mit ihnen zu handeln, und aufrichtig dabey zu verfahren. Diese scheinbare Freundschaft aber kam nur von dem Mistrauen auf ihre Kräfte her. Am eben dem Tage gaben zween Indianer, welche in einem sehr kleinen Canote an Bord kamen, den Engländern von dem Zustande der Insel und der Entfernung des Hauptortes der Spanier, welcher St. Joseph hieß, Nachricht. Darauf kamen einige Kaufleute der Pflanzstadt, unter dem Vorwande Zeuge und andere Waaren zu kaufen, und beobachteten, wie stark die Engländer wären. Ihnen wurde höflich begegnet: Kaleigh aber hatte

Seine Verstellung.

auch andere Absichten. „Ich wollte, saget er, von ihnen selbst Nachrichten von dem Theile des festen Landes einziehen, welches nach der Insel zu sieht; und ungeachtet ihrer Verstellung schien es doch, daß sie mir alles sageten, was sie davon wissen konnten; weil ich ihnen reichlich Wein einschenken ließ, den sie lange nicht getrunken hatten. Mitunter unter dieser Freude rühmeten sie nicht allein die Guiana und ihren Reichthum, sondern sie machten auch keine Schwierigkeit, mir die besten Wege dahin zu berichten. Ich für mein Theil aber sagete ihnen meinen Vorfaß gar nicht, sondern stellte mich, als ob meine Schiffahrt eine ganz andere Absicht hätte; und ich gab ihnen zu verstehen, ich hätte bey der Dreyeinigkeit nur angeleget, um Erfrischungen einzunehmen...“

Doppelte  
Absicht seiner  
Reise.

Indessen wurde Kaleigh nur durch zween Gründe aufgehalten, worunter der vornehmste derjenige war, den er so sorgfältig verhehlte; und der andere war die Hoffnung, sich an dem Statthalter zu St. Joseph, Don Anton Berreo, zu rächen, welcher das Jahr vorher dem Hauptmanne Whidon acht Mann entführte hatte. Er wußte, daß Berreo eine Reise auf dem Drinoko gethan, daß er die Eroberung von Guiana versucht hatte, und daß er sich vorsehete, sein Unternehmen zu erneuern, da es ihm das erstemal fehl geschlagen war. Er vernahm gar bald von einem Caciquen der nördlichen Theile der Insel, daß dieser Feind der Engländer wirklich in dem Fort St. Joseph wäre, daß er zu Margarethens und an der Küste von Cumana Soldaten werben ließ, um sie zu überfallen; daß er den Indianern des Eylandes bey Lebensstrafe verboten, den geringsten Umgang mit ihnen zu haben; daß er, um diese unglücklichen Indianer unter dem Joche zu erhalten, viele alte Caciquen gefangen nehmen, und in Bande legen lassen; daß er von Zeit zu Zeit brennendes Speck auf ihre Haut träufeln ließ. Diese letztern Nachrichten und was Kaleigh schon vorher von dem Zustande der Insel erfahren hatte, bewogen ihn, seine Rache nicht zu verschieben. Gleich in der folgenden Nacht, ließ er den Hauptmann Calfield mit sechzig Soldaten abgehen. Er folgete ihm selbst an der Spitze eines andern Haufens, und sie griffen den Platz so heftig an, daß er sich noch vor Tage ergab. Sie fanden

Berreo, span.  
Statthalter  
der Insel, und  
Feind der En-  
gländer.

den fünf halb todtē Caciquen in Banden, und unter der Marter, denen sie die Freyheit gaben; und alle Einwohner erfuhren eben die Gelindigkeit. Berreo aber wurde mit seinen Leuten gefangen genommen und an Bord geföhret.

Raleigh.  
1595.

wird gefangen  
genommen.

Raleigh wird  
verstärket.

Den Tag nach dieser Unternehmung kamen zwey englische Schiffe, welche von den Hauptleuten Gifford und Keymis geföhret wurden, zu Puerto de los Hispaniolo an. Es wurde ein großer Rath unter den Befehlshabern wegen Raleighs Vorhaben gehalten, und darauf alle Caciquen, die den Spaniern feind waren, zusammen berufen; denn es fanden sich einige darunter, die dem Berreo ergeben waren, und viel beygetragen hatten, daß er sich in der Insel setzen können. Diejenigen, welche sich nicht weigerten, an Bord zu kommen, wurden mit Achtung angesehen. „Ich meldete ihnen, saget Raleigh, durch meinen Dolmetscher, ich wäre der Unterthan einer höchstmächtigen Königin, die mehr Caciquen unter ihrer Herrschaft hätte, als man Bäume in der Insel sähe. Diese große Prinzessin, setzete ich hinzu, ist eine Feindinn der Spanier, wegen ihrer Tyraney. Sie hat alle an ihre Staaten gränzende Völker und die nordlichen Theile der Welt davon befreyet. Sie schicket mich auch her, euch von diesem Joche los zu machen, und euer Vaterland wider die unrechtmäßigen Besitznehmungen zu vertheidigen. Darauf überreichte ich ihnen das Bildniß der Königin Elisabeth. Sie bewunderten es, und küßten es. Ich hatte viel Mühe, sie abzuhalten, daß sie es nicht anbetheten. In der Folge wandte ich eben das Mittel bey denen Völkern an, wo ich durchgieng; und diese Methode m) gelang mir so gut, daß sie die Königin noch unter dem Namen *Erabeta Cassipuna aquereruna*, das ist, Elisabeth, unumschränkte und allermächtigste Caciquinn, kennen.

Verbindet sich  
mit den In-  
dianern.

Die Engländer verließen darauf Puerto de los Hispaniolo, und kehrten mit ihren Gefangenen nach Curiapan zurück. Berreo, den sie eifrig befrageten, gab ihnen Antworten, welchen sie nicht recht traueten. Indessen änderten sie doch ihre Gesinnung gegen ihn, da sie erkannt hatten, daß er ein Edelmann aus einem guten Hause wäre, welcher seinem Könige in den italienischen und niederländischen Kriegen lange Zeit gedienet hatte. Raleigh fand, daß er viele Verdienste besaß; und da er ihm nur seine Grausamkeit vorzuwerfen hatte, so begegnete er ihm als einem Edelmann, saget er. Er hatte sich mit des Gonzales Kimnes von Casada Tochter vermählet, welcher vor ihm, aber mit eben so wenigem Erfolge, versuchet hatte, in Guiana zu dringen, und welcher in den letzten Augenblicken seines Lebens ihn mit einem Etde hatte versprechen lassen, er wollte bis an sein Ende das Vorhaben dieser Unternehmung fortsetzen. Berreo schwur es den Engländern zu, es kostete ihm schon dreyhundert tausend Ducaten, und machte ihnen eine Erzählung davon, welche Raleigh hurtig aufschrieb.

Er verläßt  
die Dreyeinig-  
keitsinsel.

Berreo hatte anfänglich den Fluß Cassanar gesucht, welcher sich in den Fluß Paro ergießt, so wie dieser in den Meta und der Meta in den Orinoko fällt, welcher bis dahin Baraquan heißt. Er hatte über fünf hundert Seemeilen zurück gelegt, ohne einen Weg zu finden, wodurch man hinein kommen könnte; und da er mehr verdrießlich, als ermüdet war, so hatte er seinen Weg durch das neue Königreich Grenada genommen, worinnen seiner Frauen Güter lagen. Als er zu seinem Unternehmen abgieng: so bestund sein

Nachricht des  
Berreo von sei-  
ner Entde-  
ckung der Gu-  
iana.

R r 3

Ge-

m) Er hatte nicht die Ehre, solche erfunden zu haben. Man hat im XI Bande dieser Sammlung gesehen, daß Drake eben das gethan, nachdem er Neu Albion entdeckte atte.

Kaleigh.  
1595.

Gefolge aus siebenhundert Pferden, und einer großen Anzahl indianischer Sklaven bey-  
derley Geschlechtes n).

Nach Kaleighs Nachrichten hat der Fluß Cassanar seine Quelle in den an Tunita liegenden Gebirgen, woraus auch der Pato entspringt. Der Meta, welcher sie beyde ein-  
nimmt, kömmt aus den an Pampelune liegenden Gebirgen. Der Meta und die Quaita-  
re kommen aus den Gebirgen Timanga, verlieren beyde ihren Namen in Baraquan,  
welcher nicht lange darnach anfängt, den Namen Orinoko zu führen. Der Rio grande  
nimmt seinen Lauf von der andern Seite der Gebirge Timana, und vereinigt sich bey St.  
Martha mit dem Meere. Als Berreo über den Cassanar gegangen war: so kam er an  
das Ufer des Meta; und da er seine Leute längst demselben hingehen ließ, so führte er sie  
nach dem Baraquan: Die Geschwindigkeit dieses Flusses aber, sein Sand und die Felsen,  
womit er durchschnitten ist, machten, daß ein Theil von seinen Barken scheiterte, und  
viele Menschen umkamen. Er schweifete ein ganzes Jahr umher, ohne daß er den Weg  
nach Guiana finden konnte. Endlich begab er sich an das Ende des Amapeia, über  
welchen er nicht ohne Schwierigkeit gieng, und der Fluß Karl begränzte seinen Lauf.

Die Indianer von Amapeia hatten ihm Guiana sehr gerühmet. Die Provinz,  
welche er Amapeia nennet, ist an dem Orinoko. Er verlor daselbst sechzig von seinen be-  
sten Soldaten, und fast alle seine Pferde. Nachdem er daselbst drey Monate zugebracht  
hatte, ohne diese Völkerschaft zu Paaren treiben zu können: so machte er mit ihnen eine  
Art von Stillestande, wodurch er von den Caciquen fünf Bilder von reinem Golde, und  
verschiedene sehr artige Werke erhielt. Die Geschicklichkeit dieser Völker, ohne das geringe-  
ste eiserne Werkzeug, in Gold zu arbeiten, wobey sie den Beystand nicht haben, welcher  
unsern Goldschmieden diese Arbeit erleichtert, verdienet viel Bewunderung. Die India-  
ner aus Amapeia, von denen Berreo dieses Geschenk empfing, nennen sich Anabaer, und  
sind zwölf englische Meilen von dem Orinoko entfernt. Von ihren Wohnungen sind nicht  
weniger, als achthundert, bis an die Mündung dieses Flusses. Diese Provinz ist niedrig  
und sumpfticht. Ihre Moräste, welche durch die Austretzungen des Flusses gebildet wer-  
den, enthalten tödliche und ungesunde Wasser voller Würmer, Schlangen und andere Un-  
geziefer. Sie verursacheten den Spaniern verdrößliche Dysenterien, deren Gefahr sie  
nicht kannten. Ihre meisten Pferde wurden anfänglich vergiftet; und da die Menschen  
nicht besser widerstehen konnten, so sahen sie sich von siebenhundert auf sechs und zwanzig  
gebracht. Die Indianer, welche die übeln Eigenschaften ihrer Gewässer wohl kennen, be-  
dienen sich derselben dennoch beständig. Sie haben aus der Erfahrung gelernt, daß sie  
die Mittagsstunde wählen müssen, wenn sie welches schöpfen wollen. Die Hitze der Son-  
ne machet es alsdann trinkbar: es verändert sich aber darauf; und es ist niemals schädli-  
cher, als um Mitternacht. Die Flüsse des Landes empfinden auch eben die Veränderung.  
Berreo gieng im Anfange des Sommers aus Amapeia ab, um einen Eingang in  
Guiana durch die mittäglichen Gränzen zu suchen. Seine Bemühungen waren vergebens.

n) Kaleigh versprach in der Nachricht, die er zu  
Londen ausgehen ließ, eine Karte von dem Lande,  
welche den Lauf aller Flüsse, den Weg des Casada,  
des Berreo und seinen eigenen enthalten sollte.  
Man weis nicht, ob er sie herausgegeben hat. Er  
setzet hinzu, die Franzosen hätten sich auch schon

bemühet, die Länder zu entdecken, aber vergebens,  
weil sie nicht den guten Weg nähmen. Sie suchen  
ihn, sagt er, durch den Amazonenfluß, wohin sie  
häufige Reisen thun, Gold zu hohlen. Sie wer-  
den ihn von dieser Seite niemals finden. Kaleigh  
redet bey dieser Gelegenheit von den Amazonen, und  
glau-

Unersteigliche Gebirge, die sich von Osten des Drinoko bis nach Quito erstrecken, verschlossen ihm den Weg. Ueber dieses hatten seine Leute, die viel Beschwerlichkeit und Elend ausgestanden, unaufhörlich mit wilden Völkern zu streiten, welche geschworene Feinde der Spanier waren. Er versicherte die Engländer, er wäre wohl über hundert große Flüsse gegangen, welche in den Drinoko fallen: er wußte aber deren Namen und Lauf nicht, weil er seine Dolmetscher verloren hatte, und nichts von den Sprachen des Landes verstund; und es ihm über dieses an Wissenschaft und Kenntnissen fehlte, so daß er nicht einmal Osten von Westen unterscheiden konnte. Raleigh, welcher sich dieses Beyspieles zu Nutze machte, verschaffete sich einen aus Guiana gebürtigen Dolmetscher, welcher einige von den verschiedenen Sprachen dieser Völker kannte, und ihm wichtige Dienste leistete. Er ließ die ältesten Indianer auffuchen, welche in denen Streifereyen am geübtesten waren, die in allen diesen Ländern gewöhnlich sind. Seine beständigen Fragen machten, daß er eine ziemlich weitläufige Erkenntniß von den Flüssen und Provinzen, von dem Nordmeere an bis an die Gränzen von Peru, und von dem Drinoko bis an den Amazonasfluß erlangete. Er lernete auch ihre Regierungsform und ihre Gebräuche kennen, welche Erkenntniß, sagt er, unumgänglich ist, weil diese Völker unaufhörlich mit einander im Kriege liegen, und man ihre Freunde und Feinde wohl unterscheiden muß, um sich ihrer Zuneigungen und ihres Hasses zu Nutze zu machen; wie Ferdinand Cortez und Franz Pizarro, welche dieser List ihre Eroberungen zu danken hatten.

So verdrießliche Hindernisse machten, daß Berreo alle Hoffnung fahren ließ, in seiner Unternehmung glücklich zu seyn. Indessen hatte er dennoch das Herz, bis in die Provinz Emeria gegen die Mündung des Flusses zu dringen, woselbst er Völker von einer sanften Gemüthsart und Lebensmittel im Ueberflusse fand. Ihr vornehmster Cacique hieß Carapana, ein weiser Greis, von einem muntern und gesunden Wesen, und einer langen Erfahrung. Dieser indianische Herr, welcher nicht weniger, als hundert Jahre hatte, war in seiner Jugend auf der Dreieinigkeitsinsel gewesen, wo ihn die Handlung der Spanier den Unterschied der Nationen und der Menschen kennen gelehret hatte. Er liebete den Frieden, welches mehr beytrug, als die Fruchtbarkeit der Felder, daß in seinem Lande durch die Handlung, die er mit seinen Nachbarn unterhielt, der Ueberfluß herrschete. Berreo brachte über fünf Wochen in den Wohnungen des Carapana zu, nicht so wohl, um sich zu erquicken, als vielmehr neue Hoffnung zu fassen, welcher er nicht entsagen konnte. Es blieben ihm aber nur so wenig Leute übrig, daß er endlich seinen Vorsatz bis auf das folgende Jahr verschob, in der Absicht, richtigere Maafregeln zu fassen, und eine Verstärkung aus Spanien zu erwarten.

Er schiffete sich auf einem Canote an der Mündung des Drinoko ein, um nach der Dreieinigkeitsinsel zu gehen. Von da gieng er, nachdem er sich nach der Küste von Paria begeben hatte, nach Margarethen, wo er seine Entdeckungen dem Statthalter dieser Insel, Don Juan Sarmiento, erzählte. Sarmiento, welcher von dem Reichtume des Landes

Gui-

glaubet, daß sie wirklich da sind. Ein Cacique versicherte ihn, diese kriegerischen Weiber wohneten gegen Süden des Drinoko, in der Provinz Copango; ihre vornehmste Stärke wäre in diesen Eylanden; sie sähen keine Mannspersonen, als nur einmal des Jahres, und solches zwar einen Monat

lang. Das sind nicht die Berge, wo sie nach allen denen Zeugnissen, wovon man in dem Auszuge aus des Herrn de la Condamine Nachricht geredet, ihren Aufenthalt haben sollen, wie er zu glauben scheint.



Raleigh.  
1595.

Guiana gerühret war, gab ihm funfzig Mann, und ließ ihn versprechen, er wollte so gleich wieder zu dem Carapana zurück zu gehen, um daselbst neue Eröffnungen zu suchen. Berreo aber, welcher sich nicht für stark genug hielt, begnügte sich nur, wieder nach der Dreyeinigkeitsinsel zurück zu gehen, von da er seinen Lieutenant und einige Soldaten nach dem Cacique schickete, mit dem Befehle, allen ihren Fleiß anzuwenden, sich die entferntesten Indianer zu Freunden zu machen. Carapana empfing die Abgeordneten wohl, und ließ sie zu einem andern Caciquen, Namens Morquito, führen, nachdem er sie versichert hatte, es wäre niemand fähiger, ihnen wegen Guiana gute Nachrichten zu geben. In der That hatte auch Morquito, einer von den mächtigsten Caciquen des Landes, große Handlungsbekantschaften. Da er aber zu den Spaniern nach Cumana gereist war: so hatte er sich mit dem Statthalter dieser Provinz, Vides, in Freundschaft eingelassen, welcher auf des Caciquen Erzählungen nach Spanien geschickt, und um die Erlaubniß und nöthigen Beystand ansuchen lassen, die Eroberung von Guiana zu versuchen. Vides wußte damals von des Berreo Unternehmung noch nichts. Er hatte sie aber kaum erfahren: so wandte er alles an, sie zu hintertreiben; und diese beyden spanischen Befehlshaber fasseten einen tödtlichen Haß wider einander. Man weiß nicht, was für Antheil Vides an des Morquito Aufführung gehabt hat. Dieser Cacique aber, welcher des Berreo Soldaten erst gütig aufnahm, ließ sie alle umbringen, einen ausgenommen, welcher das Glück hatte, sich zu flüchten, indem er über einen Fluß schwamm. Berreo unternahm so gleich, den Tod seiner Leute zu rächen. Er ließ alles dasjenige, was er von Truppen zusammen bringen konnte, in die Provinz Aromaja, welche des Morquito seine war, marschieren. Der Cacique, welcher über den Drinoko und durch die Länder der Sammaer und Utkirier gieng, begab sich geschwind nach Cumana, wo er sich unter des Vides Schutze in Sicherheit zu seyn glaubete. Berreo ließ ihn im Namen des Königes, als einen treulosen Mörder, abfordern, welcher bey den Spaniern ein Abscheu seyn mußte; und da sich Vides nicht getrauet hatte, es abzuschlagen, ihn in seine Hände zu liefern: so ließ er ihn hinrichten.

Die Truppen des Berreo verheereten nichts destoweniger die Provinz Aromaja, und machten eine Menge Gefangene, worunter sich Topiavari, des Morquito Oheim, befand. Dieses war ein Greis, der weit über hundert Jahre alt war. Er wurde mit Ketten belegt, und lange Zeit in diesem Zustande fortgeschleppt, um den Spaniern zum Wegweiser zu dienen. Endlich kaufete er sich durch hundert Goldplatten los. Die Strafe des Morquito hatte die Indianer sehr erbittert. Sie brachte den Berreo um die Verbindungen, die er mit dem Carapana angefangen hatte. Da aber der glückliche Erfolg seiner Truppen und das Gold des Topiavari nur die Leidenschaft vermehrte, die er hatte, nach Guiana zu gehen: so entschloß er sich, nichts zu sparen, um sich in den Stand zu setzen, seine Waffen mit gutem Glücke dahin zu bringen. Aller Reichthum, welchen er durch Plünderung oder durch Auslösung erworben hatte, wurde nach Spanien geschickt, in der Hoffnung, so viel Gold würde die Begierde seiner Landesleute anflammen, und er würde zur Ausführung seiner großen Absichten, Soldaten genug bekommen. Er schickete so gar dem Könige verschiedene Geschenke von Menschen, Thieren, Vögeln, und Fischen von gediegenem Golde. Seine Anforderungen waren um so viel scheinbarer, weil die Schätze, die er versprach, und wovon er gleichsam eine Probe schickete, wenig Mühe kosteten, zu sammeln; da es hingegen in den andern americanischen Ländern unermessliche Arbeiten, und einen

einen unendlichen Aufwand kostete, das Gold aus den Bergwerken zu ziehen. Zu gleicher Zeit gab er seinem Sohne, den er in Neugrenada gelassen hatte, Befehl, ihm Verstärkung zu schicken, deren Marsch er einzurichten nicht vergaß. Sie sollte in die Provinz Emeria gehen, und den Ufern des Orinoko folgen. Dieses waren seine Absichten und Hoffnung, als er in die Hände der Engländer gerieth.

Kaleigh.  
1595.

Nachdem Kaleigh diese Nachrichten von ihm erhalten hatte: so meldete er ihm, er hätte eben den Vorsatz gefasset, das ist, er war entschlossen, nach Guiana zu gehen, und nur in dieser Absicht nach der Dreineinigkeitsinsel gekommen. „Er mußte mich für aufrichtig halten, weil ich das Jahr vorher, und eben zu der Zeit, da er sich große Bewegungen machte, einen von meinen Befehlshabern abgeschicket, sich zu erkundigen, wie es stünde, und er bey dieser Gelegenheit dem Hauptmanne Whidon zehn Engländer entführet hatte. Indessen schien doch meine Erklärung ihm einen heftigen Unwillen zu verursachen.

Kaleigh eröffnet ihm seine Absicht.

„Darauf verabsäumete er nichts, mich von meinem Unternehmen abzuziehen. Er stellte mir die Gefährlichkeiten und Beschwerden vor, in welche ich mich einlassen würde; meine Schiffe könnten nicht in den Fluß einlaufen, oder würden durch die Sandbänke und Untiefen aufgehalten werden, wovon seine Canote ein gewisses Zeugniß waren, weil sie oftmals auf den Grund gestossen, da sie doch kaum zwölf Zoll tief im Wasser gegangen; die Indianer würden sich hüten, mir entgegen zu kommen, und sich tiefer in das Land begeben; und wenn ich sie verfolgen ließe, so würden sie ihre Wohnungen abbrennen. Er setzte hinzu, da sich der Winter näherte, so fingen die Ueberschwemmungen an; man konnte sich der Ebbe und Fluth nicht zu Nuße machen; man dürfte vermittlest der kleinen Barken nicht genugsamen Vorrath zu erhalten hoffen; kurz, es würden alle Caciquen der Gränzen von Guiana sich weigern, mit mir in Handlung zu treten, weil sie nach dem Beispiele so vieler andern Völker glauben würden, die Christen droheten ihnen ihre gänzliche Verheerung: welches er denn für das kräftigste hielt, mich abzuschrecken. Ich fand seine Gründe nicht ohne Stärke. Außer dem Mißtrauen aber, welches ich natürlicher Weise gegen den Rath eines Spaniers haben mußte, wurde ich auch noch von den kräftigen Vorstellungen unterstützt, womit ich angefüllet war.

Einwürfe des Spaniers dagegen.

Er erklärt sie: erstlich, so war er überhaupt überredet, da dieses Land mit Peru bey nahe unter einerley Himmelsstriche liegt, so mußte das Gold daselbst nicht weniger gemein seyn; und die Reichthümer der Yncas, wovon er in allen spanischen Reisebeschreibungen ein solches Aufhebens gemacht gesehen, hatten sich seiner Einbildungskraft dergestalt bemächtiget, daß er es ohne Seufzen nicht ansehen konnte, wie sie den König in Spanien zu einem der größten Monarchen in der Welt, aus dem armen kleinen Könige in Castilien gemacht hatten, der er vorher war. Zwentens hatte er erzählen hören, daß Huayna Capac, Kaiser in Peru, nur drey Söhne hinterlassen hatte; und daß nach dem Tode der beyden erstern, Huascar und Atahualpa, der dritte den Grausamkeiten der Spanier entgangen war; daß er mit allem seinem Reichthume und einigen tausend Menschen, welche durch die Vereinigung mit einer Menge anderer Indianer, Orejonen genannt, angewachsen waren, aus Peru gegangen; daß er sich in derjenigen Strecke Landes, welche zwischen dem Amazonenflusse und dem Orinoko ist, geseßet hätte; daß er daselbst weit blühendere Städte angeleget, als die peruanischen bey dem größten Wohlstande der Yncas gewesen; und daß man daselbst ihrer Regierungsform und ihren Geseßen folgete. Wir müssen anmerken, daß Kaleigh wenig Wahrscheinlichkeit bey dieser Erzählung würde gefunden

Gründe, welche Kaleighen unterstützen.

Raleigh.  
1595.

den haben, wenn er gewußt hätte, daß Manco Inca, Huascars und Atahualpas Brüder, in Peru nach der Eroberung ermordet worden; daß Paulu Inca, ein anderer von ihren Brüdern den Spaniern treulich dienete, und daß alle die andern Prinzen von eben dem Geblüte, das klägliche Ende gehabt hätten, welches wir in dem vorhergehenden Bande angeführet haben. Drittens, so hatte man ihm auch wundersame Dinge von der vorgegebenen Stadt Manoa erzählt, die bey den Spaniern unter dem Namen El Dorado bekannt ist, und von einigen Reisenden dieser Nation besucht worden p). Er wußte, daß Juan Martinez, Stückmeister zu Ordaco, zuerst die Hauptstadt des neuen Reiches der Inca entdeckt hatte; daß man in der Kanzelley zu Portoric sah, was für einen Erfolg sein Unternehmen gehabt hatte; daß er sieben Monate in dieser Stadt zugebracht, wo er für einen Spanier erkannt worden; daß man ihn indessen doch gut gehalten, dabey aber ihm nicht erlaubt habe, irgendwo ohne Wache und ohne verbundene Augen hinzugehen; daß, nachdem er endlich die Freyheit erhalten, mit vielem Golde abzureisen, er von den Indianern an der Mündung des Drinoko bestohlen worden, und nur zwey mit Golde angefüllte Flaschen gerettet, welche die Indianer mit Getränke angefüllt zu seyn geglaubet; daß er sich darauf noch Portoric begeben, und daselbst gestorben sey; daß er sich auf seinem Sterbebette sein Gold und seine Reisebeschreibung habe bringen lassen, daß er das Gold der Kirche zu Stiftung einiger Seelmessen, und seine Reisebeschreibung der Kanzelley gegeben q). Viertens waren Raleighen die Reisen des Pedro d'Orsua, Hieronymus d'Ortal, Pedro Hernandez von Serpa und Gonzales Jimenes von Casada nicht unbekannt, welche unternommen waren, die Entdeckung des Martinez zu bestätigen. Er wurde durch die Ueberredung des Berreo in eben den Gedanken bestärket. Aus diesen Gründen war er aus England abgegangen; und er versichert, derjenige, welcher Guiana erobern wird, werde mehr Gold besitzen, und über mehr Völker regieren, als der König in Spanien, und der türkische Kaiser. Er wiederhohlet vielmals, dasjenige, was er unter Guiana verstehe, sey der Raum zwischen dem Amazonenflusse und dem Drinoko auf dreyhundert Seemeilen oder sechshundert andere Meilen von den Küsten des Nordmeeres.

Seine Maasregeln dahin zu kommen.

Alle diese Gründe, sie mochten nun wahr oder erdichtet seyn, machten den Engländer bey den Einwürfen des Berreo so taub, daß er eilte, seinen Viceadmiral, Gifford und den Hauptmann Calfield abgehen zu lassen, um die Mündung des Flusses Capuri zu erforschen. Es waren vorher schon Whidon und Douglas dahin geschickt worden, welche nicht weniger, als neun Fuß Wasser daselbst gefunden hatten: allein, das war bey der Fluth; und da es geebbet hatte, bevor sie von den Untiefen weggekommen, so hatten sie ihr Unternehmen aufgegeben. Ein anderer Befehlshaber, welchem aufgetragen worden, die Bay Guanipa oder Amana zu erforschen, damit man Mittel finden möchte, mit den Fahrzeugen darüber zu gehen, fand es nicht leichter; und er getraute sich nicht weit in die Bay hinein, weil er von seinem indianischen Begleiter vernahm, dieser Ort würde unaufhörlich von Cannibalen beunruhiget, welche nicht unterlassen würden, ihn mit ihren vergifteten Pfeilen anzufallen.

Er läßt eine Galeasse bauen.

Da Gifford und Calfield in dem Flusse Capuri fünf Fuß Wasser nach der Ebbe gefunden hatten: so ließ Raleigh Bänke zum Rudern machen; und da er anfang, Kings wegen besorget zu seyn, den er nach Guanipa geschickt hatte, so mußte ihm Douglas nebst einem

p) Man sehe oben des Herrn de la Condamine Reise auf dem Amazonenflusse.

q) Dieses war in der That die Meynung, die sich ausgebreitet hatte.

einem alten Caciquen aus der Dreieinigkeitsinsel folgen, welcher ihm zum Lootsmanne diente. Sie erkannten endlich, daß man durch vier gleich bequeme Orte in Capuri einfahren könnte. Die Galeasse wurde mit drey Schaluppen ausgerüstet, welche Vorrath auf einen Monat führten. Raleigh und einige Befehlshaber schifften sich mit hundert Mann ein. Ihr Lootsmann, Namens Aruacan, war ein Indianer von dem Flusse Baienua, gegen Süden des Drinoko zwischen diesem Flusse und dem Amazonasflusse gelegen. Er hatte versprochen, sie nach dem Drinoko zu führen. Wofern sie aber keinen andern Beystand gehabt hätten: so würden sie ohne Ende in diesen Flüssen, als in einem Labyrinth, herum geirret seyn. Raleigh zweifelt, ob an einem Orte in der Welt eine solche Menge Gewässer zu finden sind, welche so in einander und durch einander fließen. Als er den Weg, mittelst des Compasses und der Höhe der Sonne, gefunden zu haben glaubete: so gieng er nur um eine Menge kleiner Inseln herum, welche insgesammt mit so hohen und so buschichten Bäumen angefüllt waren, daß sie auf gleiche Art das Gesicht und die Schiffahrt verwirreten. Er nannte einen von diesen Flüssen oder Canälen Red-cross, das ist Rothkreuz, weil er dafür hielt, es wäre vor ihm noch kein Christ dahinein gefahren. Dasselbst entdeckete er ein kleines Canot, welches einige Indianer führte, und die Galeasse kam zu ihnen, bevor sie sich in den Krümmen entziehen konnten. Andere Indianer, die sich am Ufer sehen ließen, schienen das Betragen der Engländer zu beobachten; und da sie kein Zeichen der Gewaltthätigkeit sahen, so kamen sie bis an den Rand des Wassers, und verlangten zu handeln. Raleigh ließ so gleich nach ihnen zu steuern. Unterdessen aber, daß er ihnen dasjenige anbot, was sie verlangten hatten, traf sein indianischer Lootsmann, der sich ein wenig entfernt hatte, um das Land kennen zu lernen, einen Cacique an, welcher ihn umbringen wollte, weil er Fremde in ihr Land gebracht hätte; und es kostete ihm nicht wenig Mühe, sich noch durch die Flucht zu retten. Die Indianer, welche diese Inseln bewohnen, sind die Tinitiver, wovon man zweyerley Arten unterscheidet, die Ciuarier und die Uaruarier.

Der Drinoko theilet sich bey seiner Mündung in sechzehn Arme. Neune laufen gegen Norden und sieben gegen Süden. Die letztern bilden ansehnliche Inseln. Von dem nordlichsten Arme bis zu dem südlichsten zählt Raleigh nicht weniger, als hundert Meilen. Die Mündung dieses Flusses übertrifft also, schließt er, des Amazonasflusses seine an Größe. Die Tinitiver haben ihre Wohnungen in denen Inseln, die durch diese Menge Arme gemacht werden. Diese Indianer, welche in zwey Völker getheilet sind, haben jedes seinen Caciquen, welche beständig mit einander im Kriege sind. Im Sommer haben sie ihre Wohnungen auf der Erde: den Winter über aber wohnen sie auf Bäumen, wo ihre kleinen Hütten, die mit wunderbarer Geschicklichkeit angebracht sind, sie vor den großen Ueberschwemmungen des Drinoko schützen, welcher vom May bis in den Herbstmonat, ungefähr zwanzig Fuß hoch über die Felder steigt. Diese Unbequemlichkeit erlaubt ihnen gar nicht zu säen. Sie machen aus dem Marke des Palmbaumes Brodt, nebst welchem sie Fische, Vögel, Wild und verschiedene Früchte von ihren Bäumen essen. Die Cuparier und Macureder, zwey Völkerschaften, welche die Ufer des Drinoko bewohnen, sind wegen ihrer Geschicklichkeit und Herzhaftigkeit nicht weniger berühmt. Vor der Spanier Ankunft führten sie beständig Krieg wider ihre Nachbarn: das gemeinschaftliche Beste aber vereinigte alle diese Völker wider ihre gefährlichern Feinde. Raleigh wurde von einem ihrer Gebräuche sehr gerühret. Bey dem Tode ihrer Caciquen fangen sie die Trauer mit großem Wehklagen an: sie begraben aber ihre Leichname nicht, sondern lassen sie verwesen; und wenn das

Raleigh:  
1595.

Weg, der sie  
nach dem Drinoko  
führt.

Mündung  
dieses Flusses:

Indianer, die  
auf Bäumen  
wohnen.

Sonderbares  
Merkmaal

Fleisch

Kaleigh.  
1595.  
der Ehrerbietung für die Todten.

Großes Vette des Drinoko.

Schwierigkeit ihn hinauf zu fahren.

Wie sich die Engländer Lebensmittel verschaffen.

Fleisch ganz verweset ist, so nehmen sie das Gerippe, welches sie mit seinen kostbarsten Kleidern, mit Federn von verschiedenen Farben an den Armen und Beinen schmücken, und es in seiner Hütte also aufgehangen, verwahren. Die Aruacaer, welche das mittägliche Ufer des Drinoko bewohnen, verbrennen das Gerippe ihrer todten Anverwandten zu Pulver, mischen diese Asche in ein Getränk und verschlingen sie also.

Als Kaleigh die Ciauarier verließ: so gerieth er in das große Vette des Drinoko, welchen er hinauf gehen wollte. Nach einer viertägigen Schifffahrt aber strandete er gegen Abend an einem so gefährlichen Orte, daß es nicht viel gefehlet hätte, so wären sechzig Mann daselbst verloren gegangen, indem man sich bestrebete, die Galeasse von ihrem Ballaste zu erleichtern. Nachdem man sie endlich wieder flott gemacht: so setzte er seinen Lauf drey Tage lang glücklicher fort; und den vierten ließ ihn sein indianischer Lootsmann in einen großen Fluß einlaufen, Amara genannt, dessen Wasser ohne den geringsten Umschweif ganz ruhig herunter zu kommen schien: der Lauf desselben aber war so stark, daß man ihn nur mit starken Rudern hinauffahren konnte. Die Matrosen hatten die lebhaftesten Ermahnungen ihres Oberhauptes nöthig, um eine so beständige Arbeit auszuhalten. Die Hitze war überaus groß; und die Zweige der Bäume, welche die beyden Ufer besetzten, verursacheten den Rudernern eine andere Beschwerlichkeit. Diese Hinderniß dauerte so lang, bis die Lebensmittel anfangen zu mangeln, da es Kaleighen sehr schwer fiel, seine Leute im Zaume zu halten. Indessen stellte er ihnen doch vor, der Lootsmann verspräche in wenig Tagen eine leichtere Fahrt und überflüssigen Vorrath; es wäre nicht so viel Gefahr dabey, ihre Schifffahrt fortzusetzen, als wieder umzukehren. Ueber dieses fehlte es an den Ufern des Flusses ja nicht an Früchten, noch an Fischen und Wildpräte, ohne zu gedenken, daß die Blüthen und Pflanzen, womit die Felder bedeckt wären, alle Versprechungen des Lootsmannes zu bestätigen schienen.

Dieser Indianer, auf dessen Gesichte Kaleigh oftmals Unruhe zu bemerken glaubete, schlug ihm vor, die Canote zur Rechten in einen Fluß laufen zu lassen, welcher sie eiligst nach einigen Wohnungen der Aruacaer bringen würde, wo man allerhand Erfrischungen finden könnte, und die Galeasse vor Anker liegen zu lassen, wobey er versicherte, man könnte vor Abends wieder zurück seyn. Es war Mittag. Diese Eröffnung wurde so gut aufgenommen, daß Kaleigh selbst die Führung der Canote besorgete, und nicht den geringsten Vorrath von Lebensmitteln mit sich nahm, in dem Vertrauen, der Beystand könnte nicht weit entfernt seyn. Indessen vermehrte sich doch sein Mistrauen, nachdem man drey Stunden gerudert hatte, ohne einigen Anschein von einer Wohnung zu sehen. Man ruderte noch drey andere Stunden mit eben so wenigem Erfolge; und das Mistrauen und der Argwohn wurden so lebhaft, daß alle Engländer in den Canoten, welche sich verrathen zu seyn glaubeten, schon von Rache redeten. Endlich bemühetete sich Kaleigh, es ihnen begreiflich zu machen, daß die Bestrafung eines Verräthers nichts in ihrem Zustande veränderte, sondern ihn nur noch elender machte. Der Zorn und Hunger ließen sie nur das gegenwärtige Uebel empfinden; als endlich ein Licht, welches sie wahrnahmen, und einiges Geräusch, welches sie zu hören glaubeten, sie zu gemäßigtern Empfindungen zurück riefen. Es war in der That eine Wohnung der Aruacaer, wo sie indessen nur erst nach Mitternacht ankamen. Sie fanden daselbst wenig Leute, weil der Cacique des Fleckens nach der Mündung des Drinoko mit einer großen Anzahl seiner Indianer gegangen war: die Cabanen aber waren mit allerhand Vorrathe angefüllet, womit die Engländer ihre Canote beluden.

Sie



Sie kehrten ohne Mühe zu ihrer Galeasse wieder zurück. Die Ufer des Flusses, deren Annehmlichkeiten ihnen ihre Noth entzogen zu haben schien, kamen ihnen nunmehr recht wunderbar schön vor. Sie entdeckten ein allerliebstes Thal, ungefähr zwanzig Meilen lang, und voller verschiedenen Arten von Thieren. Das Wildprät war daselbst nicht weniger überflüssig, und der Fluß gab ihnen noch immer vortreffliche Fische. Sie hielten sich nunmehr vor dem Hunger in einer so schönen Gegend gesichert. Es fanden sich aber ungeheure Schlangen darinnen. Ein junger Neger, welcher an eines von den Ufern schwimmen wollte, wurde bey seiner Ankunft daselbst aufgefressen.

Kaleigh.  
1595.

An eben dem Tage sahen die Engländer vier Canote zum Vorscheine kommen, welche den Fluß hinunter fuhren, in den sie eingelaufen waren. Kaleigh ließ auf sie zu rudern. Zwen nahmen gegen das Ufer zu die Flucht, wovon diejenigen, welche da ausstiegen, in die Gehölze flohen; und die beyden andern folgten dem Laufe des Wassers so schnell, daß es unmöglich war, sie zu erreichen. Kaleigh aber bemächtigte sich nicht nur der beyden erstern Canote und des Vorrathes, welchen er darinnen fand, sondern ließ auch die Flüchtigen aufsuchen. Man fing einige nicht weit davon. Es waren Aruacaer, welche dreyen Spaniern, unter welchen sich ein Goldscheider befand, und die glücklicher entronnen waren, zu Loosfen gedienet hatten. Kaleigh setzte vergebens einen Theil seiner Leute ans Land, ihren Spuhren zu folgen. Er behielt aber einen von den Loosfen bey sich, dessen Einsicht und Treue ihm sehr nützlich wurden. Unter vielen Nachrichten lernete er auch von ihm diejenigen verschiedenen Derter kennen, wohin die Spanier kämen, Gold zu suchen. Es dienete ihm aber wenig, weil die Uberschwemmung ihm nicht erlaubete, einen Versuch zu machen. Er sagte auch nicht einmal seinen Leuten etwas davon, aus Furcht, der Verdruß darüber, daß sie eine so schöne Gelegenheit, sich zu bereichern, müßten aus den Händen gehen lassen, möchte ihren Muth ganz erkälten. Die Wasser wuchsen so schnell, und mit solcher Hestigkeit in dieser Landschaft an, daß sie den Abend Mannes hoch an denen Dertern sind, wo man den Morgen fast ganz trocken gieng; und diese Austretungen sind allen denen Flüssen, die in den Drinoko fallen, sehr gemein.

Sie treffen  
Wilde an.

Sie können  
sich der Gold-  
bergwerke  
nicht zu Nutze  
machen.

Der Aruaca, welchen Kaleigh zum Loosmanne behalten hatte, schien zu befürchten, er möchte das Schicksal haben, lebendig gefressen zu werden. „Denn diese Vorstellung, sagt Kaleigh, macheten die Spanier allen diesen Völkern von meiner Nation. Er kam aber bald aus seinem Irrthume, wie alle die andern Indianer, mit denen wir zu thun hatten, da er nur erst unsere Gemüthsart, und unsere Gebräuche hatte kennen gelernet. Die Wirkung dieses Betruges fiel auf unsere Feinde zurück, deren Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten unsere Leutseligkeit ihn mehr, als einmal, empfinden ließ. Keiner von meinen Leuten rührte jemals die Weibespersonen des Landes nur mit einem Finger an. Was die Waaren und Lebensmittel anbetraf, so nahm man nichts davon, wofern man nicht diejenigen vergnügt hatte, die sie brachten. Kurz, damit ich mir nichts vorzuwerfen hätte, so verließ ich niemals einen Wohnplatz, ohne die Indianer vorher zu befragen, ob sie einige Klage wider meine Leute zu führen hätten. Ich befriedigte sie vor meiner Abreise, und ließ den Strafbaren züchtigen. So gar die beyden Canote, welche ich den Aruacaern weggenommen hatte, wurden ihnen wieder gegeben; und der Loosmann wurde nicht anders mitgenommen, als nachdem er freywillig eingewilliget hatte, mir zu folgen. Die Spanier hatten ihm den Namen Martin gegeben.

Kaleighs  
Weisheit sie  
zu lenken.

Kaleigh.  
1595.

Cacique von  
Toparimaca.

Sie bekom-  
men einen gu-  
ten Führer.

Lauf des Ori-  
noko.

Unter seiner Führung setzten die Engländer ihren Weg fort. Sie ruderten vierzehn Tage lang, in welcher Zeit sie keiner andern Gefahr, als von Sandbänken, ausgeföhret waren, im Gesichte des Orinoko fort. Kaleigh giebt vielen Flüssen keine Namen, in welche er hintereinander eingelaufen, und hält auch keine bessere Rechnung von den Höhen. An dem Orte aber, wo er sich jetzt vorstellt, war er gegen Osten von der Landschaft Carapana, welche die Spanier damals inne hatten. Die Indianer aus den dreyen Canoten, welche er zu seinem Glücke angetroffen hatte, kamen zu ihm ohne Furcht hinan, nachdem sie erkannt hatten, daß er nicht von dieser verhaßten Nation war; und da sie ihn Anker werfen sahen, so versprachen sie ihm, sie wollten morgen mit ihrem Cacique wiederkommen. Es fanden sich an diesem Orte eine unendliche Menge Schildkröteneyer, welche eine sehr angenehme Erfrischung für die Engländer waren. Den folgenden Tag sahen sie den Cacique, wovon man ihnen gesaget hatte, mit einem Gefolge von vierzig Indianern ankommen. Sein Flecken, welcher nicht weit davon war, hieß Toparimaca. Er brachte den Engländern verschiedene Arten von Vorrathe, wofür sie ihn spanischen Wein trinken ließen, dessen Geschmack er nicht aufhörete zu bewundern. Da ihn Kaleigh um einen kurzen und sichern Weg nach Guiana befraget hatte: so erboth er sich gegen die Engländer, er wollte sie nach seinem Flecken führen mit dem Versprechen, ihnen einen Beystand zu geben, welchen das Glück nur für sie aufgehoben hätte. Bey ihrer Ankunft daseselbst ließ er ihnen ein so starkes Getränk reichen, daß sie fast alle davon berauschet wurden. Es wird aus americanischem Pfeffer, saget Kaleigh, und aus dem Saft vieler Kräuter gemacht, den man in großen Gefäßen sich abklären und hell werden läßt. Der Cacique und die Indianer berauscheteten sich auch.

Nach diesem Feste ließ der Cacique den gerühmten Beystand vor den Engländern erscheinen. Es war ein sehr alter Indianer, von dem sie sich eben keine große Meynung wegen seiner Gestalt machten, der aber alle Theile des Orinoko vollkommen kannte, und ohne welchen sie sich in der That vor denen Sandbänken, Felsen und Inselchen, die man ohne Unterlaß antrifft, nicht würden zu sichern gewußt haben. Kaleigh nahm ihn als ein Geschenk des Himmels an.

Gleich den folgenden Tag erfuhren die Engländer die Geschicklichkeit dieses neuen Führers, da er ihnen den Rath gab, sich eines Ostwindes zu Nuzze zu machen, welcher sie der Mühe des Ruderns überhob. Der Orinoko ist, nach Kaleighs Anzeige, ziemlich genau Ost und West, von seiner Mündung an, bis an die Gegenden seines Ursprunges. Die Engländer hätten, da sie seinem Laufe von Toparimaca folgten, an vielen Orten in Popayan und Neugrenada kommen können. Den ersten Tag über folgten sie einem Arme des Flusses, Namens Juana, der auch sehr groß, und an eben der Seite von dem Lande durch einen andern Arm abgefondert ist, welcher Arrarropana hieß. Alle diese Wasser sind für große Schiffe schiffbar; und der Orinoko, wenn man die Inseln mit dazu nimmt, ist an diesem Orte wenigstens dreyßig Seemeilen breit. Ueber Assapana, ein wenig weiter gegen Westen findet man einen andern Fluß, Namens Uropa, welcher sich von Norden in den Orinoko ergießt. Die Engländer legten sich jenseits desselben, und an eben der Seite, bey einer Insel, Namens Occaneta, sechs Meilen lang und zwey breit, vor Anker. Kaleigh setzete hier an das Ufer des Flusses zweyen Indianer von Guiana aus, die er nebst seinem neuen Lootsmanne zu Toparimaca genommen hatte, mit dem Befehle, sie sollten voraus gehen, und seine Ankunft dem Cacique von Putimac, einem Vasallen des Topiarari, anmelden, welcher dem Morquito in der Landschaft Arromaja gefolget war. Da aber

aber Putima ziemlich weit davon lag: so war es diesen beyden Indianern unmöglich, an eben dem Tage wieder zurück zu kommen; und die Galeasse war genöthiget, den Abend bey Putapayma, einer andern Insel von eben der Größe, wie die vorige, vor Anker zu legen. Diesem Eylande gegen über zeiget die Küste des Flusses ein großes Gebirge, welches Occopa heißt. Die Engländer mochten sich gern bey den Inseln vor Anker legen, weil sich daselbst viele Schildkröteneyer fanden, und man viel bequemer fischen kann, als an der Küste, wo die Felsen nicht erlaubeten, das Segegarn auszuwerfen. Die meisten von denjenigen, die den Fluß besetzen, sind von bläulicher Farbe, und scheinen Eisen zu enthalten, wie alle die Steine, die auf den benachbarten Gebirgen gefunden werden.

Den Morgen des folgenden Tages, fährt Raleigh fort, gieng unser Lauf gerade nach Westen mit weniger Mühe dem Strome zu widerstehen. Das Land öffnete sich an beyden Seiten, und die Ufer waren von einem sehr lebhaften Rothe. Ich schickete einige Leute in Canoten ab, das Land zu verkundschaften. Sie berichteten mir, sie hätten in der ganzen Strecke, so weit sie sehen können, und auch von den höchsten Bäumen, auf welche sie gestiegen, um sich umzuschauen, nur Ebenen entdeckt, ohne die geringste Ansehung von einer Höhe. „Mein Lootsmann von Toparimaca sagete, diese schönen Gefilde hießen die Ebenen Saymas; sie erstrecketen sich bis an das Land Cumana, und der Carracaer, und würden von vier mächtigen Völkerschaften bewohnet, den Saymaern, den Assa-

matiern, den Aroraern und den Wikiriern, welche den Hernando von Serpa schlugen, als er von Cumana nach dem Orinoko mit drehundert Pferden kam, Guiana zu erobern. Die Aroraer haben eine fast eben so schwarze Haut, als die Negern. Sie sind handfest und von sonderbarer Tapferkeit. Das Gift ihrer Pfeile ist so subtil, daß ich mich auf die Erzählung meiner Indianer mit den besten Gegengiften versah, um meine Leute davor zu verwahren. Außer dem daß es beständig tödtlich ist, verursacht es abscheuliche Schmerzen, und stürzet die Verwundeten in eine Art von Raserey. Die Eingeweide gehen ihnen aus dem Leibe; sie werden schwarz, und der Gestank, den sie austünsten, ist unerträglich. Raleigh verwundert sich sehr, daß die Spanier, denen die vergifteten Pfeile dieser Wil-

den so schädlich gewesen, niemals ein Hülfsmittel wider ihre Wunden erfunden haben. Die Indianer, saget er, wissen auch wirklich selbst keines dawider; und wenn sie von einem Pfeile verwundet worden, so kaufen sie zu ihren Pfaffen, die ihnen statt der Aerzte dienen, und ein großes Geheimniß aus denen Hülfsmitteln machen, die sie anwenden. Das ordentliche Gegengift der Indianer ist der Saft von einer Wurzel Tupara genannt, welche auch allerhand Fieber hebt, und die innerlichen Blutflüsse stillt. Raleigh vernahm vom Berreo, es hätten einige Spanier den Knoblauchsfaß mit gutem Erfolge gebraucht. Bey den überaus subtilen Giften aber, als der Aroraer ihres, rath er, nicht zu trinken; weil alles, was man flüssiges hinunter schlucket, nur zur Fortpflanzung des Giftes dienet; und wenn man trinkt, vornehmlich bald darnach, wenn man verwundet worden, der Tod alsdann unvermeidlich ist.

Den dritten Tag nach ihrer Schifffahrt legeten die Engländer an dem linken Ufer des Flusses, zwischen zweyen Gebirgen, wovon das eine Arvami und das andere Nio heißt, vor Anker. Nachdem sie sich bis um Mitternacht daselbst aufgehalten: so giengen sie vor einer großen Insel, Manoripano genannt, vorbey, von welcher ihnen ein mit einigen Indianern besetztes Canot folgete, welche sie einluden, sich in ihren Wohnungen auszuweilen. Da sie aber solches höflich ausge schlagen: so kamen sie den fünften Tag in die Land-

Raleigh.

1595.

Fernere Schifffahrt der Engländer.

Ebenen Saymas.

Subtiles Gift.

Schwerigkeit solches zu heben.

Gebirge Arvami und Nio.

- Kaleigh.** 1595. schaft *Aromaja*, wo sie sich gegen Westen von einer Insel, Namens *Murrecoermo*, welche zehn Meilen lang, und fünf Meilen breit ist, vor Anker legeten. Den andern Morgen kamen sie nach dem Hafen *Morquito*, wo sie sich aufzuhalten entschlossen waren, um neuen Vorrath einzunehmen. Einer von ihren Indianern wurde an den Cacique *Tapiuari* geschickt, welcher den folgenden Tag kam, sie in seinem Hafen zu bewillkommen. Es war ein Greis von hundert und zehn Jahren, und noch so stark, daß er vierzehn Meilen zu Fuß gekommen war, seine Gäste zu sehen, und noch an eben dem Tage nach seinem Flecken wieder zurück kehrte. Die Erfrischungen, die er ihnen brachte, waren eine große Menge Wildprät, Wurzeln und Früchte.
- Alter Cacique *Tapiuari*. Nachrichten, die er Kaleighen giebt. Kaleigh that verschiedene Fragen an diesen alten Cacique, wegen des Todes seines Neffen, und den Unternehmungen der Spanier. „Ich meldete ihm, saget er, von was für einer Nation ich wäre, und daß ich die Absicht hätte, die Indianer von der Tyranny der Spanier zu befreien. Darauf redete ich von *Guiana* mit ihm, und bath ihn, mir einige Anweisungen zu geben, wie man dahin kommen könnte. Er antwortete mir, das Land, wo ich wäre, und alles, was den Fluß bis an die Provinz *Emeric* besetzte, *Carapana* mit darunter begriffen, machte einen Theil von *Guiana* aus; überhaupt hießen die Völkerschaften aller dieser Länder *Orinocoponi*, weil sie an den *Orinoko* stießen; diejenigen, welche zwischen diesem Flusse und den Gebirgen *Macarimar* wohnten, wären mit unter diesem Namen begriffen: und auf der andern Seite dieser Gebirge wäre ein großes Thal, *Amariocopana* genannt, welches auch von alten Völkern aus *Guiana* bewohnt würde. Ich fragete ihn, wer denn diejenigen wären, welche jenseits dieses Thales hinter den Gebirgen wohnten, die es an dieser Seite begränzeten? Er sagete mir darauf mit Seufzen, es wäre in seiner Jugend und bey Lebzeiten seines Vaters, welcher sehr alt gestorben, ein unzähliges Volk, welches große Röcke und rothe Mützen trüge, aus denen Dörtern, wo die Sonne unterginge, in dieses große Thal von *Guiana* gekommen; es bestünde aus zweyen Nationen, die *Orejonen* und *Pporemerioer* genannt; nachdem die alten Einwohner des Landes verjaget worden, so hätten sie sich ihrer Länder bis an den Fluß der Gebirge bemächtigt, der *Trauaquarier* und *Cassipagotoer* ihre ausgenommen; sein ältester Sohn, welcher nachher in der Folge des Krieges erwählet worden, den *Trauaquariern* Hülfe zuzuführen, wäre mit allen seinen Leuten in einem Treffen wider die unrechtmäßigen Besiznehmer umgekommen; und er hätte nur noch einen Sohn. Er seßete hinzu, die *Pporemerioer* hätten an dem Fuße des Gebirges bey dem Eingange in das Thal eine große Stadt gebauet, deren Gebäude sehr hoch wären; der Kaiser dieser beyden fremden Völkerschaften ließe die Wege beständig durch zahlreiche Truppen bewachen, welche lange Zeit nicht aufgehöret hätten, ihre Nachbarn zu verheeren und zu plündern. Seit dem aber die Spanier sich ihres Landes zu bemächtigen sucheten: so wäre der Friede unter den Indianern gemacht worden, welche alle zusammen darinnen übereinstimmeten, daß sie solche als ihre ärgsten Todfeinde ansähen.“ r).
- Die Engländer kommen an den Fluß *Caroli*. Kaleigh, welcher mit dem alten Cacique sehr zufrieden war, bey dem er nur Weisheit und Ehre angetroffen, fuhr den Fluß gerade gegen Westen weiter hinauf, und legete den Abend bey einer Insel, Namens *Catuma*, deren Länge fünf oder sechs Meilen ist, vor Anker. Den andern Morgen, zu Ende des Tages, traf er die Mündung des Flusses *Caroli* an. Dieser

r) Kaleigh sehet dieses Land zwischen den vierten und fünften Grad Norderbreite.

ser Fluß machet, ohne so breit zu seyn, als die Themse bey Woolwich, einen so beträchtlichen Wasserfall, daß sie nicht allein von dem Hasen Morquito an das Geräusch desselben gehört hatten, sondern auch durch die Heftigkeit des Wassers zurück gehalten wurden und viel Mühe hatten, hinan zu kommen. Nachdem sie alle ihre Ruder angewandt, welches sie doch in einer Zeit von einer Stunde nicht einen Steinwurf weit vortrücken ließ: so ergriffen sie die Partey, sich bey einem Flusse vor Anker zu legen, und einen Indianer an den Caciquen des Landes zu schicken, um ihm zu melden, daß sie geschworene Feinde der Spanier wären. An diesem Orte hatte Morquito ihrer zehen hinrichten lassen. Der Cacique, Namens Wanuretona, kam mit einer großen Anzahl seiner Leute bis an das Ufer des Flusses und brachte den Engländern reichliche Erfrischungen. Raleigh wiederholte es ihm, er wäre gekommen, die Spanier zu bekriegen, und bekam von ihm neuen Unterricht wegen Guiana.

Die Indianer des Flusses Caroli haben einen gleichen Haß gegen die Spanier und Eporemerioer. Ihr Land ist reich an Golde. Raleigh vernahm von dem Cacique, die Länder würden gegen die Quelle des Flusses von drey mächtigen Völkern bewohnt, welche die Cassipagatoer, die Pparagotoer und die Arzuragotoer hießen; der Caroli komme aus einem großen See; alle Völker des Landes würden sich gern zu dem schlagen, welche sie von den Spaniern befreien wollten; endlich wenn er über die Gebirge Curca gegangen wäre, so würde er viel Gold und Edelgesteine finden. Einer von den spanischen Officieren, den er mit dem Berreo gefangen genommen hatte, rühmete sich, auf seinen Reisen ein sehr reichhaltiges Silberbergwerk nicht weit von dem Flusse entdeckt zu haben: der Drinoko und alle benachbarte Flüsse aber waren um fünf Fuß hoch ange- laufen, ohne der Schwierigkeiten zu gedenken, den Caroli-Fluß hinauf zu fahren. Raleigh schickete nur einige von seinen Leuten zu Lande nach einem Flecken, Annatapoi genannt, der zwanzig Meilen weit davon entfernt war. Sie fanden daselbst Führer, die sie weiter in eine große Stadt brachten, welche Capurepana hieß und an dem Fuße der Gebirge unter der Herrschaft eines Cacique lag, welcher ein naher Anverwandter des Topitauri war. Indessen wurde doch dem Hauptmanne Whidon aufgetragen, mit einigen Soldaten dem Ufer des Flusses so viel möglich nachzugehen und Acht zu haben, ob sich einiger Schein von einem Bergwerke fände.

Zu gleicher Zeit stieg Raleigh in Begleitung der Hauptleute Gifford und Casfield auf die benachbarten Höhen, von da er den ganzen Fluß Caroli entdeckete, welcher sich zwanzig Meilen von Drinoko in drey Arme theilte. Er bemerkete zehn oder zwölf Sprünge dieses Flusses; und alle zusammen von einer so großen Höhe, daß die Wassertheilchen, die in ihrem Falle von einander gefondert wurden, gleichsam eine Dampfwolke machten. Als er sich darauf den Thälern genähert hatte: so bewunderte er das schönste Land, welches er jemals gesehen hatte. Das Gras ist daselbst allerliebste grün, der Boden ist fest, das Wildprät im Überflusse; und die Vögel, deren Anzahl und Mannichfaltigkeit unendlich sind, machet daselbst das angenehmste Concert. „Wir bemerketen, saget Raleigh, in den Steinern Gold- und Silberfäden. Da wir aber nur unsere Hände und unsere Degen hatten: so konnten wir die Natur derselben nicht vollkommen ergründen. Indessen nahmen wir doch einige davon mit, die ich nachher untersuchen ließ. Ein Spanier von Caracas nannte mir sie in seiner Sprache Madre del oro oder Goldmutter, und versicherte mich, es müßte sich eine Goldader darunter finden. Man wird mich nicht in dem Verdachte hal-

Raleigh.  
1595.

Warum sie da  
still liegen  
müssen.

Verschiedene  
Völkern  
an diesem  
Flusse.

Raleighs Be-  
obachtungen  
wegen des  
Landes.



Kaleigh.

1595.

„ten, als ob ich durch falsche Einbildungen mich selbst betrogen, oder mein Vaterland be-  
 „trügen wollte. Was für ein Bewegungsgrund würde mich haben antreiben können, eine  
 „so beschwerliche Reise zu thun, wenn ich nicht versichert gewesen, es fände sich kein Land  
 „unter der Sonne so reich an Golde, als Guiana? Whidon und Milechap, unser  
 „Wundarzt, brachten mir als eine Frucht ihrer Nachforschungen einige Steine, die dem  
 „Sapphire sehr gleich waren. Ich zeigte sie verschiedenen Orinocoponiern, welche mit  
 „ein Gebirge rühmeten, wo sich dergleichen im Ueberflusse fänden. Ich weis deren Na-  
 „tur und Werth nicht: ich kann aber nur eine hohe Meynung davon haben; und ich bin  
 „wenigstens versichert, daß diese Gegend denjenigen gleicht, aus welchen man die köstlich-  
 „sten Steine hohlet, und daß sie beynah in eben der Höhe ist.“

Zur linken des Flusses findet man die Trauaquarier, unverföhnliche Feinde der  
 Eporemerioer. Der See, woraus er entspringt, heißt Cassipa. Er ist so groß, daß  
 man kaum in einem Tage mit einem Canote hinüber gehen kann. Es fallen viele Flüsse hin-  
 ein; und der Sand, welchen man den Sommer über darinnen findet, ist gemeinlich mit  
 Goldkörnern vermischt. Jenseits des Caroli trifft man den Fluß Arvi an, welcher längst  
 dem See gegen Westen hingehet, und sich auch in den Orinoko ergießt. Diese beyden Flüsse  
 bilden zwischen sich eine Art von Insel, deren Fruchtbarkeit und Annehmlichkeit Kaleigh  
 rühmet. Er scheint aber hier sehr verlegen zu seyn, dasjenige, was er nur auf das Zeugniß  
 eines andern weis, allhier anzuführen, und wovon er gleichwohl gesteht, daß er nicht den ge-  
 ringsten Zweifel deswegen hege. „Der Fluß Arvi, saget er, hat noch zween andere ziem-  
 „lich nahe bey sich, welche Atoica und Caora heißen. An den Ufern des zweyten findet  
 „man eine Völkerschaft von Indianern, welche den Kopf mit den Schultern ganz aus der  
 „nem Stücke haben, welches misgeburtsmäßig aussehen muß, und welches ich dennoch für  
 „gewiß glaube s). Diese außerordentlichen Indianer heißen die Guaipanomaer. Man  
 „sieht vor, sie hätten die Augen auf ihren Schultern, den Mund in der Brust, und die  
 „Haare auf dem Rücken. Der Sohn des Topianari, welchen ich mit nach Eng-  
 „land nahm, versicherte mich, es sey die fürchterlichste Völkerschaft dieser Gegend, und ih-  
 „re Waffen, welche Bogen und Pfeile sind, haben drey mal die Größe von der Orinoco-  
 „ponier ihren. Mein Indianer, welcher nicht völlig auf einmal von seiner Erzählung  
 „überzeuget worden, betheuerte es mir, es hätten die Trauaquarier vor kurzem eines von  
 „diesen Misgeburten gefangen genommen, und sie wäre von dem ganzen Lande Aromala  
 „gesehen worden. Kaleigh sehet hinzu, wenn er alle diese Umstände vor seiner Abreise er-  
 „fahren hätte, so würde er auch das Unmögliche versucht haben, einen von diesen seltsamen  
 „Indianern zu entführen, und mit nach Europa zu bringen. Als er wieder an die Küste  
 „von Cumana zurück gekommen war: so fragete ihn ein Spanier, ein vernünftiger und  
 „erfahrener Mann, da er vernahm, daß er in Guiana bis an den Fluß Caroli gekommen  
 „wäre, ob er Guaipanomaer angetroffen hätte, und versicherte ihn, er hätte viele von die-  
 „sen Ohnköpfen gesehen. Kaleigh ruft hierüber Kaufleute, die in der ganzen Stadt London  
 „bekannt waren//), zu Zeugen an.

Ungeheure  
Völkerschaft.

s) Man hat sich nicht enthalten können, diese  
 Erzählung aus einem solchen Reisebeschreiber, als  
 der Ritter Kaleigh ist, anzuführen: es wird aber  
 ein Theil von diesem Wunderbaren verschwinden,

wenn man voraussetzet, daß diese Völkerschaft die  
 Gewohnheit hat, ihren Kindern einen sehr kurzen  
 Hals zu machen, indem sie eben so etwas thun,  
 als was andere Völker in America zu thun pflegen,  
 die

Der

Der Casnero ist ein vierter Fluß, welcher in den Drinoko, oberhalb Caroli gegen Westen, aber von der Seite von Amapeia, fällt. Seine Größe übertrifft der größten Flüsse in Europa ihre. Er nimmt seinen Ursprung gegen Mittag von Guiana in denen Gebirgen, welche dieses Land von den Ländern des Amazonasflusses absondern. Die Engländer würden solchen hinaufgefahren seyn, wenn die Annäherung des Winters sie nicht in Furcht gesetzt, sie möchten daselbst ihren Untergang finden; nicht weil der Winter diesen Namen eigentlich in einem Lande verdienet, wo die Bäume beständig mit Blättern und Früchten versehen sind; sondern weil er von gewaltigen Regen vergesellschaftet wird, welche entsetzliche Ueberschwemmungen verursachen. Alle Gefilde werden unter Wasser gesetzt; und der Donner ist dabey so erschrecklich, daß er der Natur ihren Untergang zu drohen scheint. Raleigh hat bey seiner Rückkehr eine traurige Erfahrung davon gehabt.

Raleigh.  
1595.  
Fluß Casnero.

An der Nordseite ist der Cari der erste Fluß, der in den Drinoko fällt, und man trifft im Hinaufgehen diesen großen Fluß an. Darauf findet man den Fluß Limo. Die Felser an beyden werden von den Auacariern, einer Art von Cannibalen, bewohnet, welche einen Markt halten, wo sie für Aerte ihre Weiber und Töchter ihren Nachbarn verkaufen, die sie wieder an die Spanier verhandeln. Gegen Westen von dem Flusse Limo findet man den Fluß Dao; darauf den Cauti, hernach den Vocari und den Capuri, welcher von dem Flusse Meta kömmt, durch welchen Berreo von Neugrenada gekommen war. Die Landschaft Amapaia ist gegen Westen von dem Capuri; und da hat das Wasser, als Berreo den Winter daselbst mit seinen Leuten zugebracht, eine große Anzahl derselben hingerichtet. Ueber Amapala, wenn man nach Neugrenada zugeht, fallen der Pato und der Cassanar in den Meta. Gegen Westen von diesen Flüssen hat man die Länder der Aschaquen und der Catuploer und die Flüsse Beta, Dauney und Ibarra. An den Gränzen von Peru findet man die Landschaften Tomebamba und Caxamalca, und wenn man nach Quito und Popayan zugeht, gegen Norden von Peru, die Flüsse Guayara und Guayacuro. Jenseits der Gebirge von Popayan trifft man den Pampamena oder Payanano an, welcher von dem Amazonasflusse herunter kömmt, durch das Land der Moteyonen hindurch geht, wo Pedro d' Orsua das Unglück hatte, umzukommen. Zwischen dem Dauney und Beta ist die große Insel Baraquan. Der Drinoko ist unter diesem Namen jenseits des Beta unbekannt; er heißt daselbst Achüle; und weiter hin wird er von großen Wasserfällen unterbrochen, die den Schiffen nicht erlauben, darauf zu fahren. Raleigh, dem man in dieser Beschreibung Wort für Wort folget, versichert, die Schiffahrt sey auf diesem Flusse für diejenigen Fahrzeuge, die er Lastschiffe nennet, ungefähr tausend englische Meilen weit, und für Canote zweymal so weit sicher und frey; sein Wasser führe entweder durch sich selbst oder durch die Flüsse, die hineinfallen, nach Popayan, nach Neugrenada und Peru; durch andere Flüsse könne man sich in die neuen Staaten der Incae, welche von den peruanischen, wie er beständig saget, herkommen, zu den Amapaiaern und Annabaern begeben; endlich so nähmen auch einige von denen Flüssen, die man die Arme des Drinoko nennen könne, ihren Ursprung in denen Thälern, welche Guiana von den ostlichen Provinzen von Peru absondern.

Verschiedene Flüsse.

Der Drinoko verändert seinen Namen.

die ihren Kindern den Kopf mit beständig darauf gelegten und zusammengezogenen Brettern platt machen. Ueber dieses kann man die Indianer aus Guiana und die Spanier aus Cumana in dem Ver-

Et 2 Da dachte haben, daß sie die Sache ein wenig übertrieben.  
N Die Herren Moucheron.

Kaleigh.

1595.

Ursachen, warum die Engländer nach Osten zurück gehen.

Kaleigh besucht den Topianari wieder.

Seine Unterredung mit ihm.

Da die Gewässer von Tage zu Tage immer mehr und mehr austraten: so machten tausend Gefährlichkeiten, wovon die Engländer bedrohet zu werden glaubeten, daß sie ihre Rückkehr wünschet. Raleigh widerstund ihrem Anhalten auch nicht. Er hatte glückliche Kenntnisse erlangt. Die Uberschwemmungen aber ließen ihm keine Hoffnung, die Früchte davon zu sammeln. Ueber dieses waren seine Leute ohne Kleidungen; und die Kleider, die sie noch hatten, wurden ihnen wohl zehnmal des Tages vom Regen durchweicht. Sie hatten so gar nicht einmal Zeit, solche zu trocknen. Er entschloß sich also, wieder nach Osten zurück zu gehen, in der Absicht, alle Theile des Flusses besser kennen zu lernen; welches eine wichtige Beobachtung war, die er verabsäumet zu haben, sich verwarf.

Als er die Mündung des Caroli verließ, so legete er den ersten Tag an dem Hafen Morquito vor Anker, welchen er als einen sichern Aufenthalt ansah, dem er trauen dürfte, weil er auf die Gemüthsart des Topianari ein Vertrauen gesetzt hatte. Dieser alte Cacique, dem er seine Ankunft melden ließ, ellete, ihn zu besuchen, und hatte einen großen Vorrath von Lebensmitteln bey sich. Nach sehr zärtlichen Liebfosungen ließ Raleigh, welcher ein kleines Lager auf einer Anhöhe an dem Ufer des Flusses geschlagen, jedermann aus seinem Zelte hinausgehen, um sich mit diesem weisen Alten allein zu unterreden. Man muß sich aber doch gleichwohl vorstellen, daß diese Unterredung nicht ohne einen Dolmetscher geschehen. Man muß Erklärungen von solcher Wichtigkeit aus dem Munde des Verfassers selbst vernehmen.

Ich sagete anfänglich zu ihm: da ich wüßte, daß er einen gleichen Haß gegen die Spanier und gegen die Eporemierioer hätte, so erwartete ich von ihm, daß er mir den Weg nach der kaiserlichen Stadt der Yncas melden würde. Er antwortete mir: er hätte sich nicht vorgestellt, daß mein Vorsatz wäre, diesen Weg zu nehmen, nicht allein, weil ihn die Jahreszeit mir nicht erlaubete, sondern auch noch vielmehr, weil er glaubete, daß ich zu einer so gefährlichen Unternehmung nicht Leute genug hätte; wenn ich aber ja darauf bestünde, es mit so weniger Macht zu versuchen, so versicherte er, ich würde meinen Unterfang dabey finden; die Macht des Kaisers von Manoa<sup>2)</sup> wäre furchtbar, und noch drey mal so viel Leute, als ich hätte, würden nicht zureichen, ihm Unruhe zu verursachen. Er sehet hinzu, ich dürfte mir niemals die Hoffnung machen, daß ich in Guiana ohne den Beystand der Feinde dieses großen Staates würde dringen können, ich möchte nun Beystand an Leuten von ihnen nehmen, oder Erfrischungen und Vorrath an Lebensmitteln von ihnen bekommen, welchen die Länge des Weges und die übermäßige Hitze auf gleiche Art nöthig machten: drehundert Spanier, welche eben dergleichen unternommen hätten, wären in dem Thale Macçureguary geblieben, ohne daß ihre Feinde weiter etwas gethan, als daß sie dieselben von allen Seiten berennet und das Gras in Brand gesetzt, da denn der Rauch und die Flamme sie ersticket hätten. Von hier, fuhr er fort, rechet man bis nach Macçureguary vier große Tagereisen. „Die Völker dieses Thales sind die ersten Indianer von den Gränzen der Yncas; sie sind ihre Unterthanen; und ihre Stadt ist überaus reich. Alle Einwohner tragen Kleider. Von Macçureguary kommen

<sup>2)</sup> Man siehet, daß in Kaleighs Einbildung nicht allein die Wanderung der Yncas sondern auch das Daseyn der Stadt Manoa noch immer als ausgemacht gewiß ist. Wie sind doch Sachen von der Art ohne

Erläuterung geblieben? Wir hören nicht auf, unsere Leser zu der Stelle des Herrn de la Condamine auf dem Amazonenflusse zu verweisen.

„alle

alle die Goldplatten, die man bey den Indianern an der Küste sieht; zu Maccureguary werden sie gemacht. Weiter hin aber ist die Arbeit noch unvergleichlich schöner. Man machet daselbst Bilder von Menschen und Thieren aus Gold.

Raleigh.  
1595.

Ich fragete ihn, wie viel Menschen er wohl glaubete, daß ich brauchete, die Stadt wegzunehmen? Seine Antwort war ungewiß. Ich fragete ihn auch noch, ob er wenigstens glaubete, daß ich mich auf den Beystand seiner Indianer verlassen könnte. Er versicherte mich, es würden sich alle Völker der benachbarten Länder in diesem Kriege zu mir gesellen: doch sezet er voraus, daß aus Mangel der Canote für so viele Leute der Fluß alsdann an einigen Orten Fuhrten hätte, und wenn ich ihm nur funfzig Soldaten liesse, die er mir, bis zu meiner Zurückkunft, zu unterhalten verspärche. Ich antwortete ihm, ich hätte nur mit meinen Matrosen und Arbeitsleuten zusammen diese Anzahl; und da ich ihnen über dieses fein Pulver und anderen Kriegesvorrath lassen könnte, so würden sie in Gefahr seyn, durch die Hände der Spanier umzukommen, welche sich wegen des Uebels zu rächen suchen würden, das ich ihnen auf der Dreyeinigkeitsinsel zugefüget hätte. Indessen schienen doch die Hauptleute Calsfield, Grenville, Gilbert und einige andere geneigt zu seyn, da zu bleiben: ich bin aber versichert, sie würden insgesammt umgekommen seyn. Berreo erwartete Beystand aus Neugrenada. Ich vernahm so gar nachher, daß er schon zweyhundert Pferde zu Caracas bereit hatte.

Topiauari sagete darauf zu mir, es würde also alles auf das Zukünftige und auf die Macht ankommen, womit ich wieder in seine Länder zurück kommen würde: er bathe mich aber, ihn für dieses mal zu verschonen, daß er mir keinen Beystand von seinen Indianern geben dürfte, weil nach meiner Abreise die Eporemerioer nicht unterlassen würden, ihre Rache auf ihn fallen zu lassen. Er sezete hinzu, die Spanier sucheten auch die Gelegenheit, ihm so, wie seinem Neffen zu begegnen, den sie durch eine schändliche Strafe hingerichtet hätten; er hätte es noch nicht vergessen, mit was für Strenge sie ihn in Banden gehalten, und wie einen Hund herum geschleppt hätten, bis er ihnen hundert Goldplatten für sein Lösegeld bezahlet hätte; seitdem er Cacique gewesen, hätten sie sich vielmal bemühet, ihn zu überfallen, sie würden ihm aber das Bündniß niemals verzeihen, das ich ihm vorschlug. Er sagete auch noch zu mir: „Nachdem sie alles angewandt haben, meine Leute wider mich aufzuwiegeln, so haben sie einen meiner Neffen, Namens Aparacana, entführer, den sie unter dem Namen Don Juan haben taufen lassen: sie haben ihn auf spanisch bewaffnet und gekleidet; und ich weis, daß sie ihn, durch die Hoffnung, mir zu folgen, aufheßen, mir den Krieg anzukündigen.“ Endlich bath mich Topiauari, meine Entschlüssen bis auf das folgende Jahr aufzuschieben, und versprach mir, er wollte indessen die Gemüther für mich gewinnen. Unter verschiedenen Ursachen, weswegen er die Eporemerioer verabscheuete, erzählete er mir, sie hätten in dem letzten Kriege alle Weibspersonen des Landes entführer oder geschändet. Wir verlangen nur unsere Weiber wieder, fuhr er fort; denn wir fragen nichts nach ihrem Golde. Er sezete mit thränenden Augen hinzu: ehemals hatten wir zehn oder zwölf Weiber; und igo sind wir bis auf drey oder vier herunter gekommen; da unsere Feinde dafür ihrer funfzig, ja wohl hundert haben. In der That besteht der Ehrgeiz dieser Leute darinnen, daß sie viel Kinder hinterlassen, um ihre Familien durch eine zahlreiche Nachkommenschaft mächtig zu machen.

Daß des Caciquen wider die Spanier.

Ich wurde durch die Gründe des Caciquen überredet, daß es mir unmöglich wäre, Seine Verabredungen mit Raleigh.  
in diesem Jahre etwas wider die Yncas zu unternehmen. Wir mußten unsere Begierde nach

Kaleigh.  
1595.

nach dem Golde unterdrücken, die uns, wie den Spaniern, den Haß und die Verachtung dieser Indianer würde zugezogen haben. Wer weis so gar, ob sie sich nicht, wenn sie erkannt hätten, daß wir sie ebenfalls zu plündern dächten, zu ihnen würden geschlagen haben, um uns den Eingang in ihr Land zu versperrern? Das hieße denen Engländern, die sich nach uns eben den Weg werden eröffnen können, neue Schwierigkeiten zuzubereiten; da hingegen diese Völker, aller Wahrscheinlichkeit nach, wenn sie schon mit uns vertrauet sind, unsere Nachbarschaft der Spanier ihre vorziehen werden, welche ihren Nachbarn stets mit der äußersten Grausamkeit begegnet sind. Der Cacique, den ich um einen von seinen Indianern bath, welchen ich mit nach England nehmen und ihn unsere Sprache lernen lassen wollte, vertraute mir seinen eigenen Sohn an. Ich ließ ihm zween junge Engländer, die keine Abneigung bezeugeten, in einem Lande zu bleiben, wo wir lauter Zeugnisse der Aufrichtigkeit und Leufeligkeit erhalten hatten.

Er lehret ihn die Verfertigung der Goldplatten.

Ich fragete den Topiauari, wie die Goldplatten gemacht würden, und wie man es anfinde, um sie aus dem Gesteine oder den Bergwerken zu bringen. Er antwortete mir: „Das meiste von dem Golde, woraus man die Platten und die Figuren machet, wird aus dem See Manoa, und aus vielen Flüssen genommen, wo man es in Körnern, und zuweilen in kleinen Klumpen findet. Die Eporemerioer setzen ein Theil Kupfer dazu, damit sie es verarbeiten können. Ihre Art und Weise ist, daß sie ein großes irdenes Gefäß voller Löcher nehmen, worinnen die Goldkörner und das Kupfer zusammen vermischt sind. Sie setzen das Gefäß auf ein brennendes Feuer, und versehen die Löcher mit irdenen Röhren oder Pfeifen. Sie blasen so lange, bis daß die beyden Metalle geschmolzen sind. Darauf gießen sie solche in irdene oder steinerne Formen... Ich habe von diesen goldenen Figuren mitgebracht, nicht so wohl wegen ihres Werthes, als vielmehr die Gestalt derselben allhier bekannt zu machen. Denn da ich mich stellte, als ob ich die Reichthümer der Eporemerioer verachtete: so gab ich dem Cacique einige Medaillen von eben dem Metalle dafür, worauf das Bildniß der Königin war. Ich habe auch Sorge getragen, etwas von dem Golde mitzubringen, welches in dieser Gegend nicht selten ist, und welches ich für eben so gut halte, als irgend eines auf der Welt. Aus Mangel der Arbeitsleute und Werkzeuge aber, das Gold abzusondern, ist es mir unmöglich gewesen, eine große Menge mitzunehmen.

Kaleigh läßt zween Engländer in Guiana.

Kaleigh vergaß nicht, denen beyden Engländern, die er zu Topiauari ließ, sich einige Nachricht zu verschaffen, wie man nach Macclureguari handeln könnte, und sich sorgfältig nach dem Wege und den umliegenden Dörtern dieser Stadt zu erkundigen. In dieser Absicht hinterließ er ihnen einige Waaren mit dem Befehle, bis nach Manoa zu gehen, wenn es möglich wäre. Darauf fuhr er den Fluß in Begleitung des Cacique von Partima, eines Oberhauptes der Provinz Warrapana, noch ferner hinab, welcher sich bey dem Topiauari befand, und die Engländer gebethen hatte, nach seinem Lande zu kommen. Sie vernahmen von ihm selbst, er hätte die Spanier zu Berreo hingerichtet; und sein Vertrauen schien gegen die Feinde einer Nation, die er beleidiget hatte, überaus groß zu seyn. Er erboth sich, sie bis an den Fuß eines Berges zu führen, wo der Felsen goldfarben zu seyn schien.

Er besucht ein goldfarbnes Gebirge.

Kaleigh verließ sich auf niemand wegen einer Beobachtung von solcher Wichtigkeit. Er reisete selbst mit seinen vornehmsten Leuten ab, um ein so reiches Gebirge zu besuchen. Man ließ ihn anfänglich dem Ufer eines Flusses, mit Namen Mana, nachgehen, wobey er



er zur Rechten ein indianisches Dorf ließ, welches er Tutevitona nennen hörte, und welches zu der Landschaft Taraco gehörte. Weiter jenseits desselben gegen Süden, kam er in das Thal Amariocapana, worinnen ein Dorf gleiches Namens liegt, und welches ihm eines von den schönsten Ländern der Welt zu seyn scheint. Es erstreckt sich von Osten gegen Westen, wenigstens sechzig Meilen weit. Man muß aber den Reisenden selbst bey diesen Erzählungen hören.

Von dem Ufer des Mana giengen wir nach dem Ufer des Viana, eines andern Flusses, welcher durch das Thal geht; und wir hielten uns an dem Rande eines Sees auf, welchen dieser Fluß von seinem eigenen Wasser machet. Weil wir sehr durchnäßet waren: so machete einer von unsern Wegweisern Feuer, indem er zween Stöcke wider einander rieb; und wir zündeten ein ziemlich großes Feuer an, um dabey unsere Kleider zu trocknen. Indem wir aber damit beschäftigt waren: so verursachete uns die plöbliche Erscheinung einiger Manaten von der Größe einer Sonne, die sich in dem See sehen ließen, eben so viel Schrecken, als Erstaunen. Wir setzten unsern Weg nicht ohne Mühe fort. Wir hatten noch eine halbe Tagereise bis zu dem Gebirge zu thun. Ich ergriff die Partey, den Hauptmann Keymis wieder an Bord zu schicken, weil ich aus den Nachrichten des Cacique schloß, ich könnte mich bey meiner Rückkehr dem Drinoko durch einen kürzern Weg, wieder nähern. Keymis überbrachte der Galeasse den Befehl, nach der Mündung des Cumana hinunter zu fahren, wo ich versprach, ihrer zu erwarten, damit ich der Mühe überhoben wäre, wieder nach Putima zurück zu gehen.

An eben dem Tage kam ich an den Fuß eines Gebirges, dessen verschiedene Felsen Er trifft einen Goldfarben waren, wie diejenigen, wovon man mir gesaget hatte. Ich konnte es aber nicht für gewiß ausfindig machen, ob sie wirklich von diesem kostbaren Metalle waren. Man zeigte mir zur Linken ein anderes Gebirge, welches verschiedene Arten von Mineralien zu enthalten schien. Ich hatte also nur die Freude, einen glänzenden Anblick zu haben. Von da begab ich mich durch einen sehr kurzen Weg nach dem Dorfe Ariacoa; wo sich der Drinoko in drey Canäle theilet. Die Galeasse war schon bis Cumana hinunter gefahren, aber ohne Keymis, welcher nicht die Zeit gehabt hatte, ihr meine Befehle zu überbringen. Ich ließ zu Cumana zwey von meinen Leuten auf sie warten; und da ich mir vornahm, wieder dahin zu den Canoten zu kommen, so ließ ich die Hauptleute, Thyn und Grenville, mit der Galeasse abgehen. Darauf begab ich mich nach dem Gebirge des Cacique auf die Reise, indem ich meinen Weg nach Emeriac nahm, welches nicht weit von dem Flusse ist. Man mußte über den Fluß Cararopana gehen, welcher sich in den Drinoko ergießt, und auf welchem viele kleine Enlande die Aussicht sehr angenehm machen. Gegen Abend kamen wir an das Ufer eines andern Flusses, Winicapara genannt, welcher sich auch mit dem Drinoko vereiniget.

In einiger Entfernung von diesem Orte zeigte man mir endlich das berühmte Gebirge, welches ich suchete. Die Uberschwemmung aber war wider Verhoffen des Cacique schon in dieser Gegend so groß, daß es uns unmöglich war, hinan zu kommen. Ich mußte also das Gebirge nur bloß ziemlich weit von fern betrachten. Es schien mir sehr hoch zu seyn, von der Gestalt eines Thurmes, und vielmehr von weißer, als gelber Farbe, welches ich nur der Entfernung zuschreiben konnte. Ein heftiger Strom, welcher sich von dem Gipfel herunter stürzete, und vermuthlich von dem beständigen Regen der Jahreszeit war gemacht worden, machete ein Geräusch, welches wir seit einigen Stunden gehört hatten, und

Was er bey dem angekün- digten sieht.

Kaleigh.

1595.

und welches uns in der Entfernung, wo wir waren, fast taub machte. Ich urtheilte aus dem Namen des Landes und aus andern Umständen, daß dieses Gebirge eben das wäre, wovon mir Berreo verschiedene Wunderdinge erzählt hatte, als z. E. der Schimmer der Diamanten und anderer Edelgesteine ist, welche es in allen seinen Theilen enthält. Ich verbinde niemand, daß er mir glauben soll: es ist aber doch gewiß, daß ich eine überaus große Weiße hervor blißen sah. Indessen muß ich doch auch hinzusetzen, daß Berreo nicht selbst da gewesen ist, weil außer der Ueberschwemmung, die ihn aufgehalten hatte, die Landeseinwohner Todtfeinde der Spanier sind. Nachdem wir an dem Ufer des Winicapara ein wenig ausgeruhet hatten: so giengen wir demselben nach bis an das Dorf gleiches Namens, von da mich der Cacique, wie er versprach, durch große Umwege nach dem Gebirge führen wollte. Die Länge und Beschwernlichkeiten des Weges aber, vornehmlich bey einem Unternehmen, wo ich nur meine Neugier stillen konnte, erschrecketen mich.

Flüsse des Landes.

Ich kehrte darauf wieder nach der Mündung des Cumana zurück, woselbst mir alle benachbarte Caciquen allerhand Sachen aus ihren Ländern anbotzen. Diese waren Getränke, Hühner, und Wildprät nebst einigen von denen kostbaren Steinen, welche die Spanier Piedras Luadas nennen. Bey meiner Zurückkunft von Winicapara hatte ich gegen Osten vier Flüsse gelassen, welche von den Gebirgen Emeria herunter kommen, und sich in den Drinoko ergießen. Andere, welche aus eben dem Gebirge kommen, laufen gegen das Nordmeer, als der Aratiri, der Umacuma, der Batima, der Wana, der Maroaca, der Paroma. Die Nacht war finster und stürmisch gewesen. Den Morgen kam ich an die Mündung des Cumana, wo ich den Laques und Porter gelassen hatte, daß sie auf den Hauptmann Keymis warten sollten, welcher zu Lande zurück kam. Sie hatten noch keine Nachrichten von ihm gehabt: er kam aber den folgenden Tag an.

Kaleigh fährt den Drinoko weiter hinab.

Nachdem Kaleigh von den Caciquen, welche ihn mit thranenden Augen verließen, wie er saget, Abschied genommen hatte: so setzte er sich wieder in seine Canote, und legte den Abend bey der Insel Assipana an. Den Morgen fand er seine Galeasse bey Taparimaca vor Anker. Er legte beim Hinunterfahren hundert englische Meilen den Tag zurück: er konnte aber nicht durch den Weg wieder zurück kehren, den er bey der Einfahrt in den Fluß genommen hatte, weil die Kühlung und der Strom aus der See nach Amaná trieben. Die Nothwendigkeit machte, daß er dem Laufe des Capuri folgte, welcher ein Arm von dem Drinoko ist, wodurch er ins Meer fällt. Er glaubete, daß nunmehr alle Gefahr vorbei wäre. Indessen nöthigte ihn doch die folgende Nacht, da er bey der Mündung des Capuri, welcher nur eine Seemeile breit ist, angeleget hatte, die Heftigkeit des Stromes, daß er sich mit seinen Leuten unter der Küste in Sicherheit setzen mußte; und obgleich die Galeasse so dicht an das Land gezogen wurde, als es nur möglich war, so hatte man doch viel Mühe, sie vor dem Scheitern zu bewahren. Um Mitternacht änderte sich das Wetter zu gutem Glücke; und gegen neun Uhr des Morgens hatten die Engländer die Dreyeinigkeitsinsel vor Augen, wo sie wieder zu ihren Schiffen stießen, welche zu Curiapana auf sie gewartet hatten.

Man findet darauf in Kaleighs Nachricht eine ziemlich unnütze Wiederholung aller der Länder, die er besucht hatte: seine Anmerkungen über einige von ihren Völkern aber und sein Schluß verdienen aus Hakluyts finsterner Sammlung ans Licht zu kommen.

Man

Man versicherte ihn, saget er, die Eporemerioer beobachteten die Religion der Incae aus Peru, das ist, sie glaubeten die Unsterblichkeit der Seele, sie verehreten die Sonne u. s. w. Es wird niemand leugnen, daß dieser Punct, wenn er recht fest gesetzt wäre, der Wanderung der Peruaner nicht viel Wahrscheinlichkeit gäbe: es würde aber doch noch zu Beweisen übrig bleiben, daß sich solche Wanderung seit den Zeiten der Eroberung zuge- tragen. Man versicherte Raleighen auch, der Inca, welcher in Guiana herrschete, hätte daselbst eben einen solchen Pallast erbauen lassen, dergleichen seine Vorfahren in Peru gehabt. „Jedermann weiß, saget er bey dieser Gelegenheit, was für eine Menge Gold die spanischen Eroberer aus diesem weitläufigen Reiche gezogen haben: ich bin aber überzeugt, daß der Prinz, welcher zu Manoa herrschet, dessen mehr besitzt, als in ganz West- indien ist.

Raleigh.  
1595.  
Seine Anmerkungen über die Incae in Guiana.

„Iho, saget er, will ich von dem reden, was ich selbst gesehen habe. Diejenigen, welche die Entdeckungen lieben, können sich Rechnung darauf machen, daß sie etwas zu Befriedigung ihrer Neugier finden werden, wenn sie den Orinoko hinauf gehen, in welchen eine so große Menge Flüsse fallen, die in eine so große Strecke Landes führen, der sich von Osten gegen Westen über zweytausend, und von Norden gegen Süden über acht Hundert englische Meilen gebe. Alle diese Länder sind reichhaltig an Golde und an Waaren, die zur Handlung dienlich sind. Man findet daselbst die schönsten Thäler von der Welt. Ueberhaupt verspricht das Land denjenigen viel, die es zu bauen unternehmen werden. Die Luft ist daselbst so rein, daß man allenthalben Greise von hundert Jahren antrifft. Wir brachten ganze Nächte daselbst unter freyem Himmel zu, ohne andere Bedeckung; und auf meiner ganzen Reise darinnen habe ich keinen einzigen franken Engländer gehabt. Gegen Süden des Flusses giebt es Färbehholz, welches, meiner Einsicht nach, das in dem übrigen America übertrifft. Man findet daselbst auch viel Baumwolle, Seidengras, Balsam und Pfeffer, verschiedene Arten von Gummi, Ingwer und eine Menge andere Sachen, die bloß von der Natur hervorgebracht werden.

„Die Ueberfahrt ist weder gar zu langwierig noch gar zu gefährlich. Sie kann in sechs oder sieben Wochen geschehen; und man hat vor keinen bösen Fahrten vorbey zu segeln, dergleichen der Canal von Bahama, das stürmische Meer der Bermuden, das Vorgebirge der guten Hoffnung und andere sind. Die zu diesen Reisen gehörige Zeit ist der Heumonath, damit man zu Anfange des Sommers in dem Lande ankomme, welcher beynähe bis auf den Märzmonath dauert. Die Zeit der Rückkehr ist der May oder Brachmonath.

„Guiana kann als ein Land angesehen werden, das noch eine Jungfer ist, und das noch keine Europäer berührt haben. Denn die schwachen Sitze, welche sie an den Küsten des Nordmeeres haben, verdienen den Namen der Eroberungen nicht. Derjenige aber, welcher nur zwey Schanzen an dem Eingange in das Land bauen wollte, würde nicht zu befürchten haben, daß ihm dieses große Land würde streitig gemacht werden. Man würde den Fluß nicht hinauf fahren können, ohne das Feuer aus den beyden Schanzen auszustehen. Ueber dieses so könnten die Lastschiffe daselbst nur an einem einzigen Orte leichtlich anlanden; und man kann sich so gar nicht einmal der Küste nähern, als nur mit kleinsten Fahrzeugen und Canoten. Man trifft an den Ufern des Flusses sehr dicke Gehölze an, welche zweyhundert englische Meilen lang sind. Der Weg zu Lande ist eben so schwer. Man hat auf allen Seiten eine große Anzahl hoher Gebirge; und wenn man nicht mit

- Kaleigh.** „den Eingebornen des Landes recht gut steht, so sind die Lebensmittel daselbst schwer an-  
1595. „zutreffen. Dieses haben die Spanier stets mit Schaden erfahren, ob sie gleich oftmals  
„versuchet haben, dieses große Land zu erobern.
- Schluß aus** „Endlich, schließt der weise Kaleigh, bin ich versichert, die Eroberung von Guiana  
**seinen Einsich-** „werde den Prinzen auf eine wundernswürdige Weise größer machen, welchem dieses Glück  
**ten.** „vorbehalten ist, und welcher daraus so viel Reichthum und Macht wird ziehen können,  
„daß er der Krone Spanien ihrer das Gleichgewicht halten kann. Wenn der Himmel ein  
„so schönes Loos der Krone England bestimmet hat: so zweifele ich nicht, es werde die  
„Commerciencammer, welche zu London für Guiana wird errichtet werden, gar bald  
„der Contratacion gleichen, welche die Spanier zu Sevilla für alle ihre westlichen Er-  
„oberungen haben,„.
- Zeuanisse we-** Hackluyt füget diesem Berichte noch eine beglaubigte Abschrift vieler Briefe bey <sup>u)</sup>  
**gen Guiana.** welche um eben die Zeit von einem englischen Hauptmanne, Namens Georg Popham,  
in einem spanischen Schiffe aufgefangen, und dem Staatsrathe in England überreicht  
worden. Es wird genug seyn, einige Stellen daraus anzuführen, um die Meinung zu  
rechtfertigen, welche die Spanier damals von dem Innern des Landes Guiana hegeten.
- Aufgefangene** Don Alonso schrieb von der großen Canariensinsel an einige Handelsleute zu San  
**Briefe.** Lúcar, er hätte keine andere Neuigkeit zu berichten, als die Zeitung von der Entdeckung ei-  
ner Stadt, Namens Manoa ober el Dorado, und von einem Lande, wo das Gold in  
einem ungeheuern Ueberflusse wäre. Er setete hinzu, er wäre von verschiedenen Personen  
davon benachrichtiget, welche die Reise dahin gethan hätten, und er wäre selbst entschlossen,  
solche zu unternehmen. Endlich fügete er noch folgenden Auszug von einer Nachricht bey,  
welche nicht verdächtig seyn konnte, weil sie an den König in Spanien sollte ge-  
schickt werden.

An dem Flusse Paro, den 23sten April, 1593.

- Wie Domingo** In Gegenwart meiner, Rodriguez von Coranza, Secretärs des Seewesens,  
**von Vera Be-** ließ Domingo von Vera, des Antonio von Berreo lieutenant, seine Soldaten zusam-  
**sitz von Guia-** men kommen; und nachdem er sie in Schlachtordnung gestellet hatte: so hielt er diese Rede  
**nahmt.** an sie: „Meine Freunde, ihr wisset alle zusammen, was für Mühe sich unser General,  
„Don Antonio von Berreo, gegeben, und was für Unkosten er seit elf Jahren aufge-  
„wandt, um den mächtigen Staat von Guiana und del Dorado zu entdecken. Euch sind  
„die außerordentlichen Beschwerlichkeiten nicht unbekannt, welche er bey dieser wichtigen  
„Unternehmung ausgestanden hat. Weil indessen der Abgang an Lebensmitteln, und der  
„schlechte Zustand seiner Leute seine Unkosten und Arbeiten unnütz gemacht haben: so trägt  
„er mir auf, heute neue Versuche zu machen. In dieser Absicht soll ich von Guiana im  
„Namen seiner Majestät, und unsers Generales, Besitz nehmen. Ich trage es euch,  
„Franz Carillo, also auf, dieses Kreuz, welches an der Erde liegt, aufzurichten, und  
„es darauf nach Osten zu drehen.
- Nachdem Carillo solches gethan hatte: so knieten der lieutenant, die andern Officier,  
und alle Soldaten vor dem Kreuze nieder, und verrichteten ihr Gebeth. Darauf nahm  
Domingo von Vera eine Schale Wasser, trank sie aus, nahm noch eine andere, und goß  
das

<sup>u)</sup> Richard Hackluyts Samml. a. d. 662 u. ff. S.

Raleigh.  
1595.

das Wasser auf die Erde, so weit er konnte; er zog seinen Degen aus, hieb das Gras und Kraut nieder, welches um ihn herum war, und darauf auch einige Baumzweige ab, wobey er sagte: „Ich nehme im Namen Gottes Besitz von diesem Lande für Seine Majestät, Don Philipp, unsern unumschränkten Herrn.“ Nach diesem fiel man wieder auf die Knie, und alle Umstehende, Befehlshaber und Soldaten, antworteten, sie wollten diese Besizung bis auf ihren letzten Blutstropfen vertheidigen. Darauf befaß mir Domingo von Vera mit dem bloßen Degen in der Hand, ich sollte ihm eine Urkunde von dieser Besiznehmung ausfertigen, und dabey melden, daß alle diejenigen, die sich hier gegenwärtig befinden, Zeugen davon sind.

Darauf drang der Lieutenant noch zwei Meilen weiter in das Land bis an das erste Dorf, woselbst er dem Caciquen durch unsern Dolmetscher, Anton Bizanze, melden ließ, man hätte sich im Namen seiner Majestät in den Besitz des Landes gesetzt. Der Cacique antwortete, er wollte ein Christ werden, und erlaubete es, daß das Kreuz in seinen Landen aufgerichtet würde. Den 1sten May kamen wir nach Carapana, von da wir nach Toraco giengen, welches fünf Seemeilen weiter ist. Der Dolmetscher, welcher dem Cacique dieses Dorfes eben die Erklärung gethan, erhielt auch die Erlaubniß, das Kreuz aufzurichten.

Den 4ten kamen wir in ein sehr bevölkertes Land. Der Cacique kam uns entgegen und führte uns in sein Haus, wo er uns mit vieler Freundschaft begegnete, und uns eine Menge Gold schenkte. Der Dolmetscher fragete ihn, wo er dieses Metall herbekäme? Er antwortete, aus einem Lande, welches nur eine Tagereise weit von ihm sey. Er setzte hinzu, die Indianer des Landes hätten so viel, als nur in das Thal gehen könnte, worinnen wir wären. Die Einwohner dieser Provinz haben den Gebrauch, daß sie sich die Haut mit dem Saft gewisser Kräuter reiben, und darauf den ganzen Leib mit Goldpulver bestreuen. Der Cacique erbot sich, er wollte uns bis zu ihren ersten Wohnplätzen führen: er meldete uns aber zugleich dabey, ihre Völkerschaft wäre sehr zahlreich, und vermögend, uns alle, ohne Barmherzigkeit umzubringen. Wir frageten ihn, wie es diese Leute machten, daß sie das Gold fänden? Er antwortete uns, sie gruben in einer gewissen Gegend ihres Landes in die Erde, nähmen das Gras mit sammt der Wurzel heraus, thäten das Gras und die Erde in große Gefäße, wo sie denn alles wuschen, und daraus eine Menge Gold zögen.

Den 8ten giengen wir noch sechs Meilen bis an den Fuß eines Gebirges, wo wir einen Caciquen, in Begleitung von ungefähr drey tausend Indianern beyderley Geschlechtes, welche mit Hühnern und andern Lebensmitteln beladen waren, antrafen. Sie boten sie uns an, und drangen in uns, wir möchten doch bis nach ihrem Dorfe gehen, welches aus fünfshundert Häusern bestand. Der Cacique sagte zu uns, er hätte diese Menge von Lebensmitteln von einem weitläufigen Gebirge, wovon wir die Seite nicht weit von seiner Wohnung wahrnahmen; es wäre solches überaus sehr bevölkert, alle seine Einwohner trügen goldene Platten auf der Brust, und Ohrenringe von eben dem Metalle; kurz, sie wären ganz mit Golde bedeckt. Er setzte hinzu, wenn wir ihm einige Kerze geben wollten, so wollte er uns Goldplatten dafür bringen. Man ließ ihm nur eine geben, damit wir ihm nicht gar zu viel Habgier bezeugeten, sondern vielmehr glauben ließen, wir machten uns mehr aus dem Eisen, als aus dem Golde. Er brachte uns bald eine Goldstange, fünf und zwanzig Pfund schwer. Der Lieutenant unterdrückete seine Freude darüber; und indem er uns dieses Stück mit einem ernsthaften Gesichte wies, so schmiß er es mit Fleiße auf die Erde, und

Sein Versuch  
hineinzudrin-  
gen.

Sehr reiche  
Provinz an  
Gold.

Vera schö-  
pft große Hoff-  
nung.



Kaleigh.  
1595.

Anderer Zeug-  
nisse wegen el  
Dorado.

Einleitung zur  
folgenden Drei-  
sehbefchreibung.

Gedicht, Ka-  
leighen zu Eh-  
ren.

und ließ es ohne die geringste Bezeugung eines Eifers wieder wegnehmen. Wir waren in den aller angenehmsten Hoffnungen ruhig, als uns ein Indianer mitten in der Nacht meldete, die Leute vom Gebirge wären in Bewegung, um uns anzugreifen. Vera ließ uns so gleich mit den Waffen in der Hand, und in der besten Ordnung aufbrechen.

Da das Uebrige von diesem Berichte unterdrückt worden: so hat es viel Wahrscheinlichkeit, daß Vera durch den Widerstand der Indianer sey aufgehalten worden. Man liest aber in dem Auszuge eines andern Briefes, die Spanier hätten sich damals zu Carthagena nur mit der Entdeckung von el Dorado in ihren Gesprächen unterhalten; und es wäre seit kurzem eine Fregatte angekommen, welche ein ungeheures großes Bild von gediegenem Golde, sieben und vierzig Zentner schwer, am Borde gehabt. Es war solches, wie man sagete, die Gottheit einer großen Landschaft, deren Einwohner den Entschluß gefasset hatten, das Christenthum anzunehmen; und alle Spanier auf der Fregatte versicherten, das Land del Dorado hielte unermessliche Reichthümer in sich. Ein anderes Schreiben von Rio de la Sacha enthielt, des Martinez Nuevo Dorado wäre kein Hirngespinnst; man hätte das Glück gehabt, es wieder zu finden, und es enthielt wirklich eine unermessliche Menge Goldes. Endlich findet man unter andern Zeugnissen, die man nicht in dem Verdachte einer Verabredung mit einander, noch einer Falschheit halten kann, auch eines Franz von Cherburg, Boutillier genannt, seines, welcher ein spanisches Schiff angetroffen, das mit zween Millionen in Golde beladen gewesen, und dessen Hauptmann, mit dem er viele Unterredungen gehabt, ihm gestanden, er käme von Nuevo Dorado, wo dieses Metall in einem ungemeinen Ueberflusse wäre.

Nichts aber giebt der Meynung, die sich davon fest gesetzt, mehr Wahrscheinlichkeit, als zwei andere Reisen der Engländer, welche Kaleighs seiner unmittelbar folgten. Die eine wurde gleich im folgenden Jahre von dem Hauptmanne Keymis, welcher die erste Seefahrt mit gethan hatte; und die andere im 1597sten Jahre, auf Kaleighs Kosten selbst unternommen x), welchen seine Erhebung y) noch nicht in seinem Vorsatze erkaltet hatte, sich in Guiana niederzulassen. Des Hauptmannes Keymis Bericht ist um so viel merkwürdiger, weil er nebst neuen Erläuterungen wegen dieses Landes, den Versuch von des Verres Unternehmungen und die Ursachen enthält, welche die Hoffnungen der Engländer und Spanier auf gleiche Art haben fehl schlagen lassen. Er wurde Kaleighen unter seinen neuen Tatheln zugeschrieben; und damit er seines Namens würdiger wäre: so fügete Keymis, welcher gelehrter gewesen zu seyn scheint, als man es sich von einem Schiffsfahrer wohl einbilden sollte, ein Heldengedicht in seiner Sprache, nebst einigen lateinischen Versen bey, die uns erhalten hat z).

x) Der Titel läßt es gleichwohl in Zweifel, ob er nicht wirklich die Anführung selbst übernommen habe. Ueber dieses wird das Tagebuch einem freywilligen Officier auf dem Schiffe Thomas Masham, zugeschrieben. Hackluyts Sammlung a. d. 692 S.

y) Er wird nicht allein würdiger Ritter, sondern auch Lord Warden of the Stanneries, Hauptmann der Garde Seiner Majestät, und Generalleutenant der Graffschaft Cornwallien in einem an Lord Howard geschriebenen Briefe genannt, wovon man bald reden wird.

z) Sie verdienen, daß man ihnen hier eine

Stelle einräumet. Wir müssen noch anmerken, daß die Engländer den Orinoko Kaleana oder Kaleighs Fluß genannt hatten, indem sie ihm wiewohl unrecht die Ehre zuschrieben, solchen entdeckt zu haben.

Montibus est Regio, quasi muris obsita multis,  
Circumsepit aquis quos Kaleana suis.  
Intus habet largos Guaiana recessus,  
Hostili gestans libera colla jugo,  
Hispanus clivis illis sudavit, & alit,  
Septem annos novies; nec tamen invaluit.  
Numen & omen inest numeris. Fatale sit illi!  
Et nobis virtus sit recidiva precor!

Gual.

Der II Abschnitt.

Reise des Lorenz Keymis nach Guiana.

Keymis.  
1596.

Desen Abreise. Er nennet ein Vorgebirge Cecile. Seine Beobachtungen. Er besuchet die Indianer. Inseln Oneario und Guater. Fruchtbarkeit des Landes. Spaltung der Spanier. Er läuft in den Orinoko ein. Fragen und Nachrichten von den Caciquen. Bestätigung des Daseyns einer Völkerschaft ohne Köpfe. Er beunruhiget Verreo. Desen Rindschaffer. Nachricht, die Keymis von ihm erhält. Er verzweifelt, die Spanier zu überwältigen. Schöne Hoffnung, die man ihm macht. Warum er

solcher entsaget. Er nimmit drey Abgesandte von Verreo. Nachrichten von einem derselben. Er zieht sich ferner zurück. Seine Ankunft zu Carapana. Er bekömmt einen Abgeordneten von dem Cacique; bewundert dessen Staatsflugheit; kann den Cacique nicht zu sprechen bekommen. Wozu ihn die Noth zwingt. Er fährt aus dem Flusse hinaus; und verbrennet seine Pinasse. Seine Rückkunft. Dritte Reise der Engländer nach Guiana. Tabelle von den Flüssen und Völkerschaften.

Keymis gieng als ein Abentheurer zu Schiffe, der sich auf den Beystand des Glückes verließ, und mehr von seiner Aufführung und seinem Muthe, als von seiner Stärke erwartete. Er gieng von Portland zu einer Unternehmung, welche eine zahlreiche Flotte erforderte, mit einem einzigen Schiffe, der Herzgeliebte von London (le Cheri de Londres) genannt, und einer Pinasse ab, die er gar bald auf dem Meere verlor. Seine übrige Schifffahrt war glücklich bis an das feste Land von America, woselbst er an der Mündung des schönen und großen Flusses Agruaria, den er in ein Grad vierzig Minuten südlich setzet, Anker warf. Er saget, er sey deswegen so weit gegen Süden gegangen, damit er Raleighs Rathe folgen möchte.

Desen Abreise.

Er fand keine Einwohner an der Küste; und nachdem er derselben bis an die Nordspitze der Bay nachgegangen war, die er das Vorgebirge Cecile nannte: so sah er zwey hohe Gebirge, die sich wie zwey Inseln zeigten, ob sie gleich an das feste Land stoßen. Es fallen viele Flüsse in das Meer gegen Norden und gegen Nordwest, längst der Küste. Keymis legete bey den zweyen Gebirgen an, um sich daselbst mit Wasser zu versorgen. Darauf ließ er sein Schiff vor Anker, stieg mit acht oder neun Mann von seinen Leuten, und seinem indianischen Dolmetscher, in die Schaluppe, um von den Flüssen Erkundigung einzuziehen, und einige Verbindungen mit den Einwohnern des Landes einzugehen.

Er nennet ein Vorgebirge Cecile.

Zwanzig oder dreyßig Cabanen, die er an dem Flusse Niapoco entdeckete, machten, daß er an das Ufer fuhr; und da er solche leer gefunden hatte, so fassete er, in Hoffnung die Einwohner derselben wieder zurück zu locken, den Entschluß, die Nacht daselbst zu bringen.

Seine Beobachtungen.

Uu 3

Gualtero patefacta via est duce & auspice Raleigh  
Mense uno: o! factum hoc, nomine quo celebrem?  
Nocte dieque, datis velis, remisque laborans,  
Exegit summa dexteritatis opus.  
Scilicet expensis magnis non ille pepercit,  
Communi natus consuluisse bono.  
Providus exhibuit, simili discrimine, Joseph.  
Sic Fratres Fratrem deseruere suum.  
Fama coloratam designet si bona vestem:  
Vestis scissa malis sic fuit illa modis.

Mira leges. Aures animumque tuum arrige: Tellus  
Hæc aurum & gemmas, graminis instar, habet.  
Ver ibi perpetuum est; ibi prodiga terra quotannis  
Luxuriat, sola fertilitate nocens.  
Anglia nostra, licet dives sit & undique felix,  
Anglia, si confers, indiga frugis erit.  
Expertes capitum, volucres, piscesque, ferasque  
Prætereo: haud profunt quæ novitate placent.  
Est ibi, vel nusquam, quod quærimus. Ergo  
petamus  
Det Deus hanc Canaam possideamus. Amen.

Keymis.  
1596.

bringen. Allein, es kam auch an dem Tage selbst niemand dahin zurück. Von da gieng er vor dem Manari vorbei, ohne daselbst anzulegen, weil der Grund bey der Einfahrt ein Felsen ist, und sehr wenig Tiefe hat. Er fuhr vierzig Meilen auf dem Flusse Caperuaca, ohne einen Indianer wahrzunehmen: er fand daselbst aber auf der andern Seite eines Gebirges Färbeholz, womit er seine Schaluppe belud; und unter einer Menge anderer Bäume, erkannte er auch eine Art von Zimmbäumen, wovon er gleichfalls eine Probe mitnahm. Von dem Flusse Caperuaca lief er in den Fluß Cauo ein, und sah endlich daselbst ein mit Indianern besetztes Canot, welche anfänglich nur auf ihre Flucht bedacht waren, in der Meynung, er wäre ein Spanier. Als sie aber von dem Dolmetscher den Namen seiner Nation und seinen Haß gegen die Spanier vernommen hatten: so kamen sie zu ihm, und erbotben sich, sie wollten ihn in ihren Wohnplatz führen.

Er besuchet die  
Indianer.

Die Engländer wurden daselbst sehr leutselig aufgenommen. Der Cacique melbete ihnen, er wäre mit allen seinen Unterthanen, durch die Spanier von Moruga, einem benachbarten Flusse des Orinoko, aus seinem Lande verjaget worden; er wäre von der Völkerschaft der Jaocer, einer von den mächtigsten an der Küste. Da er aber den Schmerz gehabt hätte, seinen Flecken abbrennen und seine Länder den Arruacaern geben zu sehen: so hätte er sich entschlossen, sein Vaterland zu verlassen, und sich gegen den Amazonenfluß zu an Dertern zu setzen, die ihn vor der Gewaltthätigkeit der Spanier sichern könnten. Darauf gab er den Engländern freywillig einen Lootsmann, um sie nach dem Orinoko zu führen. Diese Vorsicht aber schüzete sie nicht vor einem Sturme, welcher sie zwang, ihr Färbeholz auszuwerfen, bevor sie ihr Schiff erreichen konnten.

Inseln Oneario und Guater.

Die Stürme sind bey der Insel Oneario, welche sechs Seemeilen von dem Flusse Caperuaca ist, sehr häufig, und die Schiffahrt ist daselbst nicht weniger schlimm, als in dem Canale la Manche bey dem Winterstillstande der Sonne. Der Nordwind herrschet daselbst am meisten auf dieser Küste: er drehet sich aber ein wenig nach Osten. Weiter gegen Westen findet man das Eyland Guater, welches von den Sebaidern bewohnet wird; und an eben der Seite biethet die Bay sehr gute Rheden unter verschiedenen kleinen Eylanden dar.

Fruchtbarkeit  
des Landes.

Jenseits der Gebirge bringt das Land von Natur viel Pfeffer, Baumwolle, und Sengras hervor, einer Wurzel, Uiapassa genannt, nicht zu gedenken, deren Geschmack dem Ingwer nahe kömmt, und welche für ein Mittel wider das Kopfweh und den Durchlauf gehalten wird. Alle Flüsse dieser Küste, und in den umliegenden Gegenden des Orinoko, kommen aus den Thälern von Guiana. Indessen gehen die Indianer doch nicht über Berbice hinaus, um zu handeln. Man sammelt auf dem Ciritini viel Honig. Die Spanier waren noch nicht über den Fluß Essequibe hinaus gegangen, welchen die natürlichen Landesfinder des Orinoko Schwester nennen, weil er auch sehr groß ist, und an seiner Mündung viele Inseln machet. Sie gehen ihn zwanzig Tage lang hinauf; darauf nehmen sie ihre Canote und ihren Vorrath an Lebensmitteln auf den Rücken, und begeben sich in einer Tagereise zu Fuße an das Ufer eines Sees, welchen die Jaocer Roponcuini, und andere Indianer Parime nennen, der von einer solchen Größe ist, daß sie ihn mit dem Meere vergleichen. Sie stellen ihn mit einer unendlichen Anzahl Canote bedeckt vor; woraus Keymis geurtheilet, dieß müßte der See seyn, an welchem die Stadt Manoa läge.

Bermeyntliche See Parime.

Spaltung der Spanier.

Einige Spanier dachten damals, eine Stadt an dem Flusse Essequibe zu erbauen: sie waren aber nicht von der Zahl der Anhänger des Don Berreo. Sie nahmen sich gegen-

gentheils vielmehr vor, da sie sich aus Margaretha und Caracas unter einem Anführer, Namens Sant Jago, zusammen gezogen hatten, sie wollten des Don Berreo Versuchen Einhalt thun; und dieses Unternehmen kostete ihrem Oberhaupte die Freyheit. Keymis liefert die Geschichte davon, weil er sich bald mit darinnen verwickelt sah. Nach den letztern Umständen des Berreo a) hatten die beyden Statthalter zu Caracas und Margaretha, welche es verdroß, daß er nichts mehr auf ihr Gutachten und ihren Rath gab, sich es fest vorgenommen, sie wollten ihn bey dem Könige in Spanien um sein Ansehen bringen, und für sich selbst den Auftrag erhalten, Guiana zu entdecken. Sie hatten ein jeder einen Abgeordneten nach Hofe geschickt, mit dem Befehle, unter der Hand zu verstehen zu geben, Berreo wäre zu alt, ein so großes Vorhaben auszuführen; er gedächte nur bloß seines Reichthumes in einem weichlichen Leben zu genießen, und ein Unternehmen von dieser Art verlangete einen Menschen, der noch den Kopf und die Hände gebrauchen könnte. Sie hatten nicht unterlassen, es dem Könige zu berichten, daß die Engländer unter Kaleighs Anführung schon einen furchtbaren Fortgang in dem Lande gehabt hatten; und nachdem sie den Reichthum von Guiana hätten kennen lernen, so wäre es sehr wahrscheinlich, daß sie bald mit mehrer Macht wieder erscheinen würden.

Keymis.  
1596.

Man will  
Berreo am  
spanischen Hofe  
stürzen.

Berreo, welcher sich dieser Verrätheren nicht versah, und keinen Argwohn darauf hatte, war in Gefahr, sich aus dem Sattel gehoben zu sehen, wenn sein Lieutenant, Domingo von Vera, nicht bey diesen Umständen mit allem dem Golde, welches er auf seinem Streife gesammelt hatte, in Spanien angekommen wäre. Er brachte nicht allein sein Oberhaupt bey dem Könige und der Nation wiederum in Ansehen, sondern erhielt auch für ihn zehn Schiffe und allen zu seinen Absichten nöthigen Vorrath; und der Hof, welcher geneigt war, bey einem so wichtigen Gegenstande nichts zu verabsäumen, befahl, es sollten achtzehn andere Segel um die Dreieinigkeitsinsel kreuzen. Die Statthalter zu Curcacas und Margaretha hatten sich auf den glücklichen Erfolg ihrer List gar zu viel Rechnung gemacht, als daß sie die Rückkunft ihrer Abgeordneten erwarten wollten. Sie hatten den Don Berreo verdringen wollen, welcher sich nach dem Flusse Caroli begeben hatte, in der Hoffnung, daselbst einigen Bestand aus Neu-Grenada zu erhalten. Da aber die Ankunft der Schiffe aus Spanien alle Maafregeln seiner Feinde zernichtet hatte: so sah sich Sant Jago, welcher angerücktet war, ihn zu suchen, auf seinen Befehl gefangen genommen, und die Truppen der beyden Statthalter wurden bald zerstreuet.

Er sieget über  
seine Feinde.

Keymis hatte sich schon an der Mündung des Orinoko vor Anker geleeget, als er diese Nachrichten von einem Indianer erhielt, welcher dem Don Berreo gedienet hatte. Er vernahm zu gleicher Zeit, Sant Jago hätte in den Landen des Cacique Topiauari den Sparrow, einen von denen Engländern, aufgehoben, welche Raleigh daselbst gelassen hatte. Er wurde aber dadurch nicht niedergeschlagen, sondern versprach sich vielmehr eben die Gewogenheit des Himmels, welche ihn den Spaniern hatte entzwischen lassen, indem er fast vor ihren Augen vorbehey gegangen; und den folgenden Tag lief er in den Orinoko ein, wo sich das Gerücht von seiner Ankunft bey a) en benachbarten Caciquen ausbreitete. Die meisten waren Feinde der Spanier, welche ihnen, wie er saget, viele von ihren Weibern entführtet hatten, und wovon einige sich kein Gewissen machten, deren zehn oder zwölf zu ihren Lüsten

Keymis läuft  
in den Orinoko  
ein.

a) Man sehe die vorhergehende Reise.

Keymis.  
1596.  
Fragen der  
Caciquen an  
ihn.

sten zu brauchen. Zween von den größten Todfeinden der Spanier, kamen den Engländern entgegen, und brachten ihren Vorrath von allerhand Lebensmitteln.

„Sie frageten mich, erzählt Keymis, ob ich Macht genug mitgebracht hätte, wovon sie ihre Befreyung hoffen könnten? Ich antwortete ihnen, da ich geglaubet hätte, daß ihr Land ruhig wäre, und ich nur gekommen wäre, Waaren umzutauschen, so hätte ich nur ein einziges Schiff mitgebracht: Bey meiner Rückkunft nach England aber würde eine zahlreiche Flotte unter Segel gehen; und ich wollte ihnen bis zu meiner Abreise mit aller meiner Macht beystehen. Darauf mußte ich einem von den Caciquen, zur Bestätigung des Bündnisses, welches er mit mir machte, in die rechte Hand spucken. Nach diesem ließ er einem Haufen Indianer, welche in ungefähr zwanzig Canoten noch weiter entfernt waren, melden, sie könnten sich ohne Mistrauen nähern. Ich sah sie bald um uns herum versammelt. Sie zündeten Feuer an; sie setzten sich in ihre Hamacken, wo sie sich unter einander die großen Thaten ihrer Vorfahren erzählten, wobey sie die Feinde ihrer Nation verfluchten, und ihre Freunde durch Lobsprüche und prächtige Titel erheben.

Nachrichten,  
die er be-  
kümmt.

Eben der Cacique, welcher verschiedene Reisen in das Innere des Landes gethan, ließ sich nicht lang bitten, den Engländern seine Einsichten mitzutheilen. Er belehrte sie, die Provinz, wo Maccuriguari läge, führete den Namen Mückikari, und diese Stadt würde für die vornehmste in Guiana gehalten; sie läge in einem schönen Thale, bey hohen Gebirgen, welche sich gen Nordwest erstrecketen; man rechnete sechs Seemeilen von Carapana nach dieser Stadt, und Manoa wäre noch sechs Tagereisen weiter hin; die Indianer nähmen den Weg der Trauaterier längst dem Flusse Amacur, als den bequemsten, ob er gleich nicht der kürzeste wäre: die Gebirge aber machten den von Carapana sehr beschwerlich. Die Cassanaren, ein Volk, welches Kleider trägt, lägen an denen Derttern herum, wo der Drinoko anfinge, diesen Namen zu führen; und da sie sich sehr weit in das Land hinein erstrecketen, so giengen ihre Gränzen bis an den See Parime; Manoa wäre zwanzig Tagereisen von der Mündung des Uiapoko, sechzehn von Barimo, dreyzehn von Amacur und zehn von Aratori; die Indianer, welche oben am Drinoko wohnten, kannten die andern Völkerschaften des Landes sehr wohl, und redeten eben die Sprache, welche der Dolmetscher der Engländer redete.

Bestätigung  
des Daseyns  
der Völker-  
schaft ohne  
Köpfe.

Keymis fragete den Cacique um neue Erläuterungen wegen der Ohnköpfe, wovon man die Beschreibung in Raleighs Tagebuche gesehen hat; und sie wurde nicht allein mit Umständen bestätigt, welche alle seine Zweifel vollends hoben; sondern der Cacique setzte auch hinzu, es hätte eine andere Völkerschaft der Caraißen die Kunst gefunden, den Kopf ihrer Kinder durch Drücken sehr lang, und fast einem Hundeskopfe gleich zu machen. Keymis that die Erklärung, er fordere nicht, daß ihm seine Leser wegen dergleichen Erzählungen glauben sollen; indessen bestätigte er doch mit seinen Augen die Wahrheit, daß viele von diesen Völkerschaften, um sich entweder von andern zu unterscheiden, oder sich bey ihren Nachbarn fürchterlich zu machen, sich befließigen, ihren Kopf zu verunstalten, und sich ihrer Häßlichkeit rühmen. Die Jaoer zum Exempel haben den Gebrauch, daß sie sich in die Backen seltsame Schmarren mit dem Zahne eines Thieres machen, den sie wie einen Grabstichel führen. Keymis war bey seinem Aufenthalte unter dieser Völkerschaft Zeuge davon. Der Cacique sagete ihm auch von einem Flusse Namens Cuiomo, welcher in den Aratori fällt, und ungeheure Fische hervor bringt. Er sagete zu ihm, die Gebirge Cucpyn, in deren Gegenden man die Wohnplätze der Carapanaer fände, wären unzugänglich; die



Amapagotoer hätten Silber von dichtem Golde von einer unglaublichen Größe, und eine Menge Pferde, von denen man glaubete, daß sie von spanischer Zucht, und von Caracas gekommen wären.

Keymis-  
1596.

Die Engländer, welche Indianern, die so viele Gewogenheit gegen sie bezeugeten, ihr Vertrauen nicht versagen konnten, fuhren mit der kleinen Flotte von Canoten gegen den Hafen von Carapana, von da einige Ausgeschickte, welche sie vor sich her dahin gehen lassen, zurück kamen, und ihnen meldeten, es wären seit kurzem zehn Spanier vorbeigegangen, die an dem Flusse Barimo Waaren umsetzen wollten, und dem Cacique zu Carapana die Ankunft zweier Barken von ihrer Nation durch den Fluß Amaná angekündigt hätten. Des Keymis Indianer hielt hierüber Rath, und entschlossen sich, wieder nach ihren Wohnplätzen zu gehen, aus Furcht, die Spanier, welche sie ohne Vertheidigung fänden, möchten ihnen ihre Weiber und ihren Vorrath wegnehmen. Sie ergriffen so gar den Entschluß, sie anzugreifen; und die Engländer vernahmen bey ihrer Rückkunft, sie hätten sie alle zusammen nieder gemacht. Indessen wurde doch Berreo benachrichtiget, es wäre ein engländisches Schiff in dem Drinoko eingelaufen; und er ließ so gleich von der Dreieinigkeitsinsel Beystand verlangen. Man wird bald sehen, wo er damals war, und wozu er die Macht brauchete, die er aus Spanien erhalten hatte.

Keymis beun-  
ruhiget Ber-  
reo.

Ein günstiger Wind ließ die Engländer in acht Tagen bis an den Hafen Topiauari hinauf fahren. In dieser ganzen Zeit aber sahen sie nicht einen einzigen von denen Indianern zum Vorschein kommen, welche sie das vergangene Jahr hatten kennen lernen. Ihre Unruhe wurde überaus groß, vornehmlich, als der Dolmetscher, welchem aufgetragen worden, Erkundigungen einzuziehen, ihnen berichtete, es hätten sich die Freunde, die sie sich in dieser Provinz gemacht hätten, da sie gesehen, daß die Zeit verstrichen wäre, in welcher Raleigh wieder zu kommen ihnen versprochen hatte, und sie verzweifelten, ihn jemals wieder zu sehen, in andere Länder zerstreuet. Er setzte hinzu, die Spanier hätten Oberherrschaft genug über die Ufer des Flusses gewonnen, da sie nicht weit davon einen Wohnplatz von zwanzig oder dreißig Häusern angeleget; und sie hätten noch höher hinauf eine kleine Schanze, der Mündung des Caroli gegen über, auf einer kleinen steinichten Insel erbauet, die ihnen zur Zuflucht dienete, wenn sie von einiger Gefahr bedrohet zu werden glaubeten. Da sie aber die Ankunft eines engländischen Schiffes vernommen: so hätten sie so wohl den Wohnplatz, als die Insel verlassen, um alle ihre Macht an der Mündung des Caroli zu vereinigen, wo sie viele Hinterhalte geleet, in welche sie ihre Feinde gerathen zu lassen hoffeten.

Die Spanier  
ziehen sich zu-  
rück und ver-  
stärken sich.

Keymis konnte es ohne schmerzlichen Verdruß nicht anhören, daß er allen seinen Hoffnungen entsagen, und seine Sicherheit, dem Ansehen nach, in der Flucht suchen sollte. Er sah gar bald mit seinen eigenen Augen die Häuser, welche die Spanier verlassen hatten. Er legete sich aber dennoch dicht am Ufer, hundert Schritte von diesem neuen Wohnsitze vor Anker. Indem er sich aber seinen traurigen Betrachtungen überließ: so kam ein Indianer zu ihm mit einem traurigen Wesen, welcher ihm berichtete, die Spanier wären in großer Anzahl an der Mündung des Caroli; sie hätten Berreo und seinen Sohn an ihrer Spitze, welcher letztere mit einigen Völkern von Neugrenada gekommen wäre; sie hätten nach der Dreieinigkeitsinsel geschickt, um andern Beystand daher zu hohlen; und sie erwarteten von Tage zu Tage zwei wohl bewaffnete Pinassen. Unter diesem Reden schien der Indianer die Beschaffenheit des engländischen Schiffes mit vieler Aufmerksamkeit zu betrachten. Endlich

Kundschafter  
von Berreo.

Keymis.  
1596.

Nachrichten,  
die Keymis  
von ihm er-  
hält.

fragete er den Hauptmann: ob er den Sohn des Cacique Topiauari wieder mitgebracht, wie es Raleigh versprochen hätte.

Die Neugier dieses Unbekannten, und andere Umstände machten ihn verdächtig bey den Engländern. Siebraucheten Drohungen, um die Wahrheit von ihm heraus zu bringen, und dieses Mittel gelang ihnen. Er war ein Rundschafter der Spanier. Er bekannte, Berreo hätte nicht über fünf und funfzig Mann von seiner Nation, nebst einigen Arruacaern, welche er an sich zu ziehen, Mittel gefunden hätte; er erwartete aber wirklich seinen Sohn aus Neugrenada, und seinen Lieutenant von der Dreyeinigkeitsinsel: da er aber geillet hätte, mit so weniger Macht vorzurücken, so würde er sich gewiß nicht unterstehen, sich von dem Orte zu entfernen, wo er sich gesetzt hätte. Der Cacique Topiauari wäre todt. Die Indianer aus dem Flecken hätten sich wirklich zerstreuet, außer einigen von den vornehmsten, deren sich Berreo unter dem Vorwande bemächtigt hätte, sie hätten an dem Tode der zehn Spanier Antheil, welche auf Befehl des Marquito umgebracht worden. Juiatanar, ein naher Verwandter des Topiauari, hätte den Titel eines Cacique angenommen, und regierete die Provinz seit einigen Monaten. Es wäre gewiß, daß die Spanier wirklich zehn Schiffe bey der Dreyeinigkeitsinsel hätten; und Berreo erwartete sechs Cannonen, welche in seine Schanze kommen sollten, damit er den Fluß bestreichen könnte. Endlich so glaubeten die Indianer, welche noch ihre Gewogenheit für die Engländer behielten hätten, Raleigh und alle seine Leute wären von den Spaniern gefangen oder mit ihrer Flotte aufgerieben worden. Dieses Gerücht hätte Berreo in Guiana ausbreiten lassen; und der Cacique von Putima, welcher darüber erschrocken, hätte sich mit den getreuesten Dienern des Topiauari in die benachbarten Gebirge Rio begeben.

Er verzweifelt, die Spanier zu überwältigen.

Da diese Erzählung dem Hauptmanne Keymis aufrichtig vorgekommen: so brachte er zween Tage zu, um sich zu berathschlagen, was er thun sollte. Die Vorstellung von der Mündung des Caroli war ihm gar zu gegenwärtig, als daß sie ihm Hoffnung ließ, er könnte den Berreo in diesem Posten schon überwältigen; und dieses war gleichwohl das einzige Mittel, sich einen Weg zu eröffnen, dessen natürliche Schwierigkeiten er kannte. Er ergriff die Partey, wieder zurück zu gehen, um den Cacique von Putima in den Gebirgen aufzusuchen. Der Anker wurde so gleich gelichtet, und innerhalb fünf Stunden legete er

Er steigt zu Putima aus.

zwanzig Meilen zurück, indem er sich dem Strome des Flusses überließ. Den folgenden Tag stieg er vor Putima aus, und gieng mit zehn Büchschüssen nach diesem Flecken zu. Wenn sich die Einwohner nicht für stark genug hielten, mit ihm die Spanier anzugreifen: so war seine Absicht, bey ihnen Beile und andere eiserne Werkzeuge gegen Goldkörner und diejenigen Edelgesteine umzusetzen, welche die Engländer im vorigen Jahre nur von weitem gesehen hatten, wohin sie aber einer von ihren indianischen Lootsen durch andere Wege zu bringen schmeichelte. Er fand nicht einen einzigen Einwohner in dem Flecken, ob er gleich aus verschiedenen Kennzeichen urtheilen konnte, daß er noch nicht lange verlassen war. Sein indianischer Lootsmann, welchen er Gilbert genannt hatte, erboth sich, ihn entweder zu dem Berge von dem goldfarbenen Gesteine, bey dem Flusse Gainacapara, oder zu dem andern Bergwerke zu führen, welches Raleigh mit dem Cacique von Putima hatte besuchen wollen.

Schöne Hoffnung, die man ihm macht.

b) Dieser Better, welchen Raleigh mit nach England genommen hatte, wird hier vielmals genannt. Keymis aber saget nirgends, daß er mit am Borden gewesen sey. Er konnte wohl zu London geblieben seyn,

„Ich

„Ich

Keymis.  
1596.

„Ich sah in der Entfernung, saget Keymis, das Gebirge, welches an dieses Bergwerk stößt; und da ich mich noch des Weges erinnerte, den wir im vorigen Jahre gethan hatten, so urtheilte ich, es könnte nicht über funfzehn Meilen weit von dem Orte seyn, wo wir vor Anker lagen. Ich erinnerte mich sehr deutlich, daß dieses eben der Berg wäre, welchen uns der Cacique mit so vieler Aufmerksamkeit hatte beobachten lassen. Wir hatten aber seine Zeichen übel verstanden. Die Ader ist unten; und wir hatten geurtheilet, er zeigte sie uns oben auf der Spitze, da er uns nur den Wasserfall hatte zeigen wollen, welchen der Fluß Curuara macht. Mein Lootsmann erklärte mir, wie man, ohne sich viel mit Ausgraben zu bemühen, das Gold aus dem Sande eines andern kleinen Flusses, mit Namen Macauini, jöge, welcher auch von einigen benachbarten Felsen herunter kömmt. Er sagete mir, er sey zu Putima gewesen, als Morquito von den Spaniern zum Tode verdammet worden, und die Caciquen des Landes hätten sich damals berathschlaget, ob sie wohl hoffen könnten, sein Leben dadurch zu erhalten, wenn sie dieses Bergwerk ihren Feinden entdecketen. Da sie aber deren Haß für unverföhnlich gehalten: so hätten sie sich eingebildet, diese Anerbietung wäre nur fähig, den Untergang ihres Landes zu verursachen, ohne daß sie deswegen für ihr Oberhaupt Gnade erhalten würden; sie hätten sich seitdem in dem Entschlusse verstärkt, das Bergwerk keinen Fremden bekannt zu machen; und damit sie auch die gemeinen Indianer davon zurück halten möchten, so hätten sie ausgesprengt, es fräße eine gräuliche Schlange alle diejenigen auf, welche das Unglück hätten, hinan zu kommen.“

„Ich würde, fährt Keymis fort, mit Gefahr meines Lebens gewünschet haben, we- Ursachen war- um er solcher entsetzet.  
nigstens die Wahrheit von dem Daseyn dieses Bergwerkes zu bestätigen. Meine Reise hatte keinen andern Bewegungsgrund; und wie viel Mühe hatte ich nicht wegen Dinge von weit geringerer Wichtigkeit gehabt? Da ich aber auf der andern Seite betrachtete, daß kein Indianer von unserer Bekanntschaft zu uns kam, daß Don Juan, des Topiavari Neffe, nachdem sich solcher wider die Spanier empöret hatte, dagegen ihre Religion angenommen und in diesem ganzen Lande den Titel eines Oberhauptes der Indianer jührete, welcher denn gegen uns nicht gut gesinnet seyn konnte, die er als Freunde und Beschützer seines Veters ansah b); daß Berreo ohne Zweifel auf uns Achtung geben ließ, und daß er entweder mein Schiff, wenn ich mit einem Theile meiner Leute davon entfernt wäre, oder mich selbst bey einer Arbeit, wozu eben diese Ursache mir nicht erlaubete, eine große Anzahl Leute zu gebrauchen, überfallen könnte; da ich auch gedachte, daß unsere Entdeckung nur von uns könnte erkannt werden, und daß, wenn wir das Unglück hätten, gefangen oder erschlagen zu werden, alle Früchte unserer Reise für unser Vaterland verloren wären; da ich endlich dafür hielt, daß, wenn wirklich etwas an dem Beystande wäre, welchen Berreo erhalten sollte, wir uns nicht aufhalten könnten, ohne uns der Gefahr auszusetzen, daß wir den Weg versperrt finden und uns vielleicht genöthiget sehen möchten, unser Schiff zu verlassen und eine Zuflucht in dem Lande zu suchen: so schloß ich, die Klugheit und Ehre ließen mir keine andere Partey übrig, als daß ich unsere Abreise beschleunigte, und uns vor so vielen Gefährlichkeiten, die uns droheten, in Sicherheit setzete.“

Er 2

Un-

seyn, wo er gewiß angekommen war, und ihn alle Christ geworden, und habe Raleighs Taufnamen Engländer gesehen hatten. Es scheint, er sey ein angenommen, welcher Walthar hieß.

Reymis.

1596.

Er fängt drey  
Ausgeschickte  
von Berreo.

Unterdessen daß Reymis einen Indianer an dem Gestade des Flusses suchen ließ, hielt seine Schaluppe ein Canot an, welches drey Mann führte, worunter einer in des Berreo Diensten, und die beyden andern Kaufleute von Cassave waren. Sie hatten einen Brief bey sich, den sie nach der Dreyeinigkeitsinsel schaffen sollten. Besonders aber war ihnen aufgetragen, an dem Flusse fünf Canote zu kaufen und Indianer zu dingen, welche nach Neugrenada gehen und des Berreo Sohn mit allen seinen Leuten abholen sollten. Das Schreiben, welches sie dem Hauptmanne Reymis zuzustellen, keine Schwierigkeiten machten, enthielt nur Klagen von der Verzögerung der beyden Pinassen und einige Erklärungen wegen des Vorhabens der Engländer, wovon Berreo vermuthete, daß sie schon mit ihrem Schiffe aus dem Flusse gegangen wären. Reymis urtheilte, daß, wenn fünf Canote hinlänglich wären, den Beystand an Menschen und Vorrathe überzuführen, welchen der Spanier von seinem Sohne erwartete, so müßte diese Verstärkung für die Feinde von Spanien eben nicht fürchterlich seyn.

Was er von  
einem derselben  
erfährt.

Außer dem Vertrauen, welches Berreo auf den Indianer gesetzt, welchen er brauchte, und woraus man schon vortheilhaft von ihm urtheilen konnte, fanden die Engländer auch mehr Einsicht und Geschicklichkeit bey ihm, als sie noch bey den meisten Landeseingeborenen erkannt hatten. Er erklärte ihnen wie die fünf Canote, welche er für Beile und Messer, die er in seinem hatte, einkaufen sollte, durch verschiedene Flüsse bis in die Länder einer Völkerschaft der Cassanaren hätten kommen können; und da er von den Absichten seines Herrn sehr wohl unterrichtet zu seyn schien, so setzte er hinzu, es würden diejenigen, die mit den Canoten abgegangen seyn würden, mit einigen Aemtern bey den Cassanaren seyn versehen worden, da inzwischen eine gleiche Anzahl Cassanaren ihre Stelle auf den Canoten würden eingenommen haben und mit den Spaniern aus Neugrenada zurück gekommen seyn, um auch einiges Amt in anderer ihrer Völkerschaft zu bekleiden, damit man mehrere Verbindung unter den Indianern errichtete, welche Freunde der Spanier wären. Ein anderer Vorsatz des Berreo war, aus der Dreyeinigkeitsinsel alle die Einwohner zu verjagen, die er unters Joch zu bringen Mühe haben würde, diejenigen zu nehmen, die sich regieren ließen, um sie in verschiedenen Theilen von Guiana auszubreiten, und in dieser Insel und an den Ufern des Orinoko einzig und allein die zahlreiche Völkerschaft der Arruacaer zu errichten, welche stets viel Ergebenheit gegen die Spanier bezeuget hatte. Er hatte schon eine sehr große Anzahl Neger zu der Arbeit in denen Bergwerken kaufen lassen, die er an den Ufern des Flusses kannte. Endlich hoffete er, durch diese Wanderungen sich entweder alle Indianer zu versöhnen und zu gewinnen, oder beständigen Haß und Krieg unter ihnen zu erhalten, welcher sie wenigstens abhalten würde, ihre Macht wider ihn zu vereinigen. Reymis vernahm auch von dem Vertrauten des Don Berreo: die Ankunft der Spanier wenig Monate nach Raleighs Abreise hätte verursacht, daß der Cacique Topiauari nebst Godwinen, einem von denen beyden Engländern, welche Raleigh da gelassen, eine Zuflucht in den Gebirgen gesucht hätte; seit dem hätte man ausgesprengt, der Cacique wäre gestorben, und Godwin von einem Tiger gestossen worden; die Spanier glaubeten aber diesem falschen Gerüchte; sie erwarteten die zehn Schiffe, welche sie bey der Dreyeinigkeitsinsel hätten, vor der Regenzeit nicht, wo die Menge Wasser den Fluß schiffbar machen würde; Berreo hätte seit seiner Ankunft in Guiana die Zeit nur angewandt, sich Lebensmittel zu verschaffen; nichts wäre so selten, weil die meisten Indianer ihre Wohnplätze verlassen hätten, und ein großer Theil Landes also unbebauet geblieben, so daß

daß es den Spaniern oftmals an Vorrathe mangelte, oder sie genöthiget wären, solchen sehr weit zu suchen.

Keymis.  
1596.

Von allen diesen Nachrichten war dem Hauptmanne Keymis nichts angenehmer, als die Verzögerung der Schiffe von der Dreyeinigkeitsinsel, welche ihn wenigstens von seiner stärksten Furcht befreiete. Ob er nun gleich noch die zwei Pinassen zu fürchten hatte: so schmeichelte er sich doch, daß es nur ein gleiches Treffen seyn würde, wenn er sie anträfe, weil sein Muth ihnen eine gleiche Gefahr zuthellen würde, wenn er gleich, im Falle er geschlagen würde, nicht einerley Zuflucht mit seinen Feinden hätte. Er folgte dem Flusse bis nach dem Hafen Toperimaka: der Arm aber, wodurch er hinunter gegangen, hatte so wenig Wasser bey diesem Hafen, daß er genöthiget war, ihn lange Zeit wieder hinauf zu fahren, um den großen Canal an der Südseite zu erreichen.

Er fährt fort sich zurück zu ziehen.

Er sah in einiger Entfernung von dem Hafen von Carapana fünf oder sechs Canoten erscheinen, welche ihm ohne das geringste Zeichen einiger Furcht entgegen zu kommen schienen. Er legete an, um sie zu empfangen. Es waren einige Abgeordnete von dem Cacique dieses Hafens, welcher ihn bitten ließ, er möchte nicht vor seinem Flecken aussteigen, wogegen er aber versprach, er wolle zu ihm an Bord kommen. Es vergiengen viel Tage, da er auf ihn wartete. Endlich kam ein sehr alter Indianer, welcher ihm in seinem Namen meldete, er wäre alt, schwach und krank, und die Wege wären gar zu schlecht, als daß sie ihm erlaubeten, sich an das Ufer des Flusses zu begeben. Dieser Vertraute des Cacique verheesete es den Engländern nicht, daß sein Herr, in der Hoffnung, sie würden wieder kommen, die Zeit über, da sie abwesend gewesen, in unzugänglichen Gebirgen zugebracht; die Spanier, welche über die abschlägige Antwort böse geworden, die er ihnen ertheilet, ihnen Lebensmittel zu geben, hätten ihm einen Theil seiner Weiber entführet; Don Juan, welcher sich noch Sparacamo nennen ließe, hätte die Regierung des Landes übernommen und ihm nur eine kleine Anzahl Menschen übrig gelassen, die ihn in seiner Einsamkeit nicht hätten verlassen wollen; da er sich mit Schmerzen alles dessen erinnerte, was er seit der Zeit ausgestanden, da er Fremden den Eingang in seine Provinz eröffnet hätte, so hätte er oftmals den Vorfaß gefasset, einen Sitz in sehr entferneten Dörtern zu suchen; er machte zwar einen großen Unterschied unter den Engländern, deren Mäßigung er erkannt hatte, und den Spaniern, die nicht aufgehört hätten, seinen Leuten mit der äußersten Grausamkeit zu begegnen. Allein, da er den Beystand, welchen man ihm aus England versprochen hätte, nicht zum Vorscheine kommen sähe: so mußte er urtheilen, die boshaftesten wären die stärksten, vornehmlich weil er nur von des Verreo Kriegesrüstung hörte, die zu Trinitas oder auf der Dreyeinigkeitsinsel geschähe. Die Veränderungen, welche in seinem Lande geschehen wären, hätten nicht allein die Ruhe daraus verbannet, sondern auch die Menschlichkeit und gute Treu und Glauben, und an deren Stelle das Mistrauen, die Verräthereyen und die seltsamsten Wildheiten eingeführet; die Freundschaft wäre daselbst nicht mehr bekannt; niemand schließe mehr in Ruhe, und man sähe keine Mittel wider so viele Uebel. Da er endlich die Hoffnung verlore, daß ihm die Engländer beystehen würden, und er sich nicht entschließen könnte, bey den Spaniern zu leben: so hätte er den Entschluß gefasset, den Umgang mit allen beyden zu vermeiden, und wäre gesonnen, das Unglück, welches er nicht verhindern könnte, das ist, seinen und seines Vaterlandes Untergang geduldig zu ertragen.

Seine Ankunft zu Carapana.

Er bestimmt eine Botschaft von den Caciquen.



Keymis.  
1596.

Er bewundert  
dessen Staats-  
flugheit.

Keymis war überaus sehr erstaunet, als er so vernünftige Klagen aus dem Munde eines Indianers hörte. Sein Erstaunen vermehrte sich, als der Greis von freyen Stücken anfang, ihm zu melden, welches diejenigen Gegenden wären, die das meiste Gold hätten, wie man es daselbst sammelte, und durch was für Wege man dahin kommen könnte. Er zweifelte nicht, daß diese Erklärung nicht die Wirkung einer tiefen Staatsklugheit wäre, um die Engländer zu vermögen, daß sie mit einer den Spaniern überlegenen Macht wieder kämen, und daß der Zweifel an ihrer Macht nicht eine andere List wäre, sie mit der Ehre zu reizen. Der Indianer setzte hinzu, und wahrscheinlicher Weise in eben der Absicht, bey allem dem hätten die Spanier nur die Arruakaer, auf deren Ergebenheit sie sich Rechnung machen könnten; die Cariben von Guanipa, die Cievanaer, die Sebadoer, die Umapagotoer, die Cassipagotoer, die Purpagotoer, die Samipagotoer, die Seruoer, die Traiguinacuer und eine Menge anderer Völkerschaften, welche er her erzählte, wären allezeit bereit, sich wider sie zu rüsten; des mächtigen Reiches der Orejonnen und Eporemerioer nicht zu gedenken, in welchen sie einen unüberwindlichen Widerstand finden würden; die Völkerschaft der Pariagotoer, durch deren Land sie gehen müßten, wäre durch ihre Tapferkeit und Anzahl allein vermögend, sie aufzuhalten, die Juarcuakarier hätten seit dreyen Jahren alles Gras wachsen lassen, um es in Brand zu stecken, wenn die Feinde in ihr Land gekommen seyn würden; kurz, alle Indianer des Landes wären entschlossen, den Spaniern nicht entgegen zu gehen, weil sie sich zwar vor ihren Stücken und ihren Flinten fürchteten, jedoch insgesammt bey der Vertheidigung ihrer Provinzen umkommen wollten; und unter der Zeit würden sie nicht unterlassen, alle diejenigen zu erschlagen, welche sie zerstreuet fänden, damit sie deren Anzahl unvermerkt verminderten.

Er fand den Cacique nicht zu sprechen bekommen.

Der Ort dieser ernsthaften Unterredung war nicht über eine Tagreise weit von Carapana. Keymis, welcher überaus neugierig war, mit dem Cacique selbst zu reden, schlug dem alten Indianer vor, er möchte doch mit den Leuten von seinem Gefolge am Borge bleiben, und ihm nur einen Führer geben, der ihn nach der Wohnung des Cacique führete. Man antwortete ihm: sein Vorschlag wäre nicht ohne Gefahr; die Spanier könnten in der Nachbarschaft Rundschafter haben; sie hätten es vielmals versuchet, sich mit dem Cacique zu versöhnen; seit einiger Zeit hätte er sie mit der Hoffnung hingehalten, und dabey mit gleicher Sorgfalt vermieden, ihnen weder Haß noch Freundschaft zu bezeugen. Wenn sie aber vernähmen, daß er ihre Feinde ingeheim gesprochen hätte: so würden sie keine Maassregeln mehr gegen einen Mann beobachten, von dessen hohem Alter sie nichts zu befürchten hätten; und im Grunde wäre dieses der einzige Bewegungsgrund, welcher ihn verhin- dert hätte, sich an Bord zu begeben.

Partey, die er aus Noth ergreifen muß.

Ich sah nunmehr ein, saget Keymis, daß es vergebens seyn würde, solche kluge Köpfe durch vieles Anhalten zu bewegen; und ich bath sie nur um Standhaftigkeit in ihrer Freundschaft, woben ich versprach, bald mit einer großen Anzahl Schiffe und Truppen wieder zu kommen. Ein Hauptmann von den Ciavanaern, welchem die Spanier zwanzig Mann getödtet hatten, weil sie ihnen einige goldene Bilder versaget hatten, kam an eben dem Orte mit funfzehn Canoten voller Indianer zu mir. Da ich aber von seinem Dienste keinen Nutzen haben konnte: so empfahl ich ihm nur, er möchte allen unsern Freunden das Ver- sprechen

c) Da der Verfasser nicht saget, von was für Größe sein Schiff gewesen: so könnte man urtheilen, es müsse sehr klein gewesen seyn, weil es in diesen Fahrten nicht aufgehalten worden. Er mel- det

sprechen hinterbringen, welches ich thäte, daß ich mit einem mächtigen Beystande bald wiederkommen wollte. Darauf ließ ich dem alten Abgeordneten ein Geschenk von Eisen für seinen Herrn und gieng wieder unter Segel.

Keymis.  
1596.

Die Engländer brauchten acht Tage, bis an die Mündung des Flusses hinunter zu fahren. Sie fanden an sehr vielen Orten bis auf zwanzig Faden Wasser: oftmals aber waren es auch nur drittehalb und zuweilen nur ein Faden c). Keymis, welcher sein Senkbley bey seiner Ankunft nicht gebraucht hatte, erstaunete, daß ein so großer Fluß so wenig Tiefe hatte, und fürchtete sich vor den Angriffen der Spanier wenig bis an das Ende des Canales. Er läßt sich sonst wegen der Vortheile des Drinoko nicht heraus, weil er befürchtet, wie er saget, er möchte nicht genug davon sagen können. Er nannte ihn Raleighs-Fluß oder Kaleana. Als er aus der Mündung hinaus fuhr: so wurde er auf eine angenehme Art erschreckt, da er seine Pinasse antraf, die er für verloren hielt. Sie war auf diese Küste ein wenig gegen Süden von dem Vorgebirge Cecile gerathen, von da sie immer am Lande unter verschiedenen Hindernissen hingefahren, welche ihr nicht erlaubt hatten, weit in die Flüsse hineinzugehen, noch an die Mündung des Drinoko zu kommen. Da sie aber Lebensmittel gefunden, und keine Spanier angetroffen hatte: so war sie im Stande, dem Keymis beizuspringen, welcher anfang, die Schwierigkeiten seiner Fahrt zu befürchten. Er ergriff auch die Partey, nicht allein den Vorrath, sondern auch die Menschen, das Gewehr, und Pulver und Bley heraus zu nehmen, um sich wider alle Zufälle zu verstärken. Endlich verbrannte er sie, weil er nur Hindernisse dabey sah, wenn er sie hinter sich nachschleppen würde.

Er geht aus dem Flusse.

Er verbrennet seine Pinasse.

Was für Gefahr er auch von Seiten der Spanier ausgesetzt seyn mochte: so war er doch entschlossen, sich der Dreieinigkeitsinsel zu nähern, um sich daselbst mit den Indianern der Insel zu unterreden, deren Gesinnungen zu erkennen, ihm von Wichtigkeit zu seyn schien. Er rückete sechzehn Seemeilen gegen Osten von der großen Mündung des Flusses fort, um sich von der Heftigkeit der Ströme zu befreien; und von da begab er sich in vier und zwanzig Stunden nach Punta de Galera, dem nordlichsten Theile von der Dreieinigkeitsinsel. Da sie aber die Insel Tabago im Gesichte hatten: so ließ sie die Hoffnung, eben die Erläuterungen mit weniger Gefahr daselbst einzuziehen, den Entschluß fassen, daselbst anzulegen. Er erstaunete aber überaus sehr, daß er eine Insel, deren Fruchtbarkeit man so rühmet, ohne Einwohner fand. Er schrieb ihre Flucht den Grausamkeiten der Cariben oder der Spanier zu; und da er nach Punta de Galera wieder zurückkehrte: so warf er fünf oder sechs Meilen gegen Norden von dieser Spitze Anker. Ein Canonenschuß, den er that, und seine Schaluppe selbst, die er an das Ufer schickete, verschaffeten ihm nicht, daß er eines einzigen Indianers ansichtig wurde. Aus Verdrusse, daß er nicht mehr Nutzen von seiner Kühnheit haben sollte, both er denjenigen von seinen Leuten, die sich getrauen würden, in das Land zu gehen, eine große Belohnung an. Weil sie sich aber wegen der Nähe der Spanier fürchteten, welche sie alle Augenblicke überfallen konnten: so gaben sie zur Entschuldigung an, dieser Theil der Insel wäre derjenige, welchen sie am wenigsten kenneten.

Die Insel Tabago ohne Einwohner.

Da alle die andern Mittel dem Hauptmanne Keymis versperrt waren: so dachte er nur, den Weg wieder nach seinem Vaterlande zu nehmen, und dem Ritter Raleigh Re-

Des Keymis Rückkehr.

den aber, der große Canal sey durchgängig von geringer Tiefe; daraus muß man also schließen, die Ergründung sey nur mit der Schaluppe an der Küste geschehen.

Keymis.  
1596.

Dritte Reise  
der Engländer.

chenschaft zu geben, was für Hindernisse und was für leichte Beförderungen er bey dieser zwoyten Fahrt gefunden hätte. Es war, saget er, eine Vermischung von Furcht und Hoffnung, welche, wenn man alles gegen einander stellte, ihm vermögender zu seyn schien, den Muth und das Vertrauen der Engländer zu erhizen, als zu erkälten.

Hackluyt hat uns auch in der That den Bericht von einer dritten Reise erhalten <sup>d</sup>), welche ebenfalls auf Raleighs Kosten und Anweisung, aber mit eben so wenigem Erfolge und wenigerer Geschicklichkeit, unternommen worden, als die beyden erstern. Man gedenket nicht, sie aus der Vergessenheit zu ziehen, die sie verdient. Nach diesem letztern Versuche aber kamen Raleigh und Keymis von ihrem Vorurtheile noch nicht zurück. Sie hielten nicht auf, dem Hofe anzuliegen und die Handlungsgesellschaften aufzumuntern. Der erste bertheuert in einem Schreiben an Mylord Carl Howard, welchen er den berühmtesten Admiral von England nennet, er wollte gern sein noch übriges Vermögen und Leben aufwenden; und in einer Schrift, die er zu London bekant machen ließ <sup>e</sup>), giebt er die Schätzung des Gewinnstes an, welchen man aus den Marcaffiten und andern Gesteinen von Guiana gezogen, die er der Neugier der Ungläubigen vorgestellt hatte. Diese Rechnung ist erstaunlich, wenn man sie nicht übertrieben hat. Man zog, saget er, bey einer Probe aus einer Lonne Steine den Werth von zwölf bis dreyzehn tausend Pfund Sterling aus einer andern Lonne noch einmal so viel, und acht Pfund sechs Unzen Gold aus einem Zentner Goldstaube. Er ruft jedermann zum Zeugen und nennet die Probirer. Man kann hierzu nichts weiter sagen, als daß die Franzosen, die Holländer, die Spanier und Portugiesen, welche heutiges Tages verschiedene Theile von Guiana besizen, großes Unrecht haben; die Quelle so vieler Reichthümer zu verabsäumen. Keymis, welcher viel eifriger war, als Raleigh, durch verdrießliche Erfahrungen aber die Schwierigkeiten hatte kennen lernen, erkannte, daß die Eroberung von Guiana andere Macht erforderte, als einer besondern Gesellschaft ihre, und brachte seine übrigen Lebensstage damit zu, daß er den Staatsbedienten anlag, die Macht des Staates dazu anzuwenden. Nichts ist so sonderbar, als seine Urtheile in dem Beschlusse, welcher seine Erzählung endiget. Diese Hirngespinnste aber würden hier nicht so nützlich seyn, als die beygefügte Tabelle von denen Flüssen und Völkerschäften, deren Entdeckung er sich zuschreibt. Sie kann zur Erläuterung des folgenden Artikels dienen <sup>f</sup>).

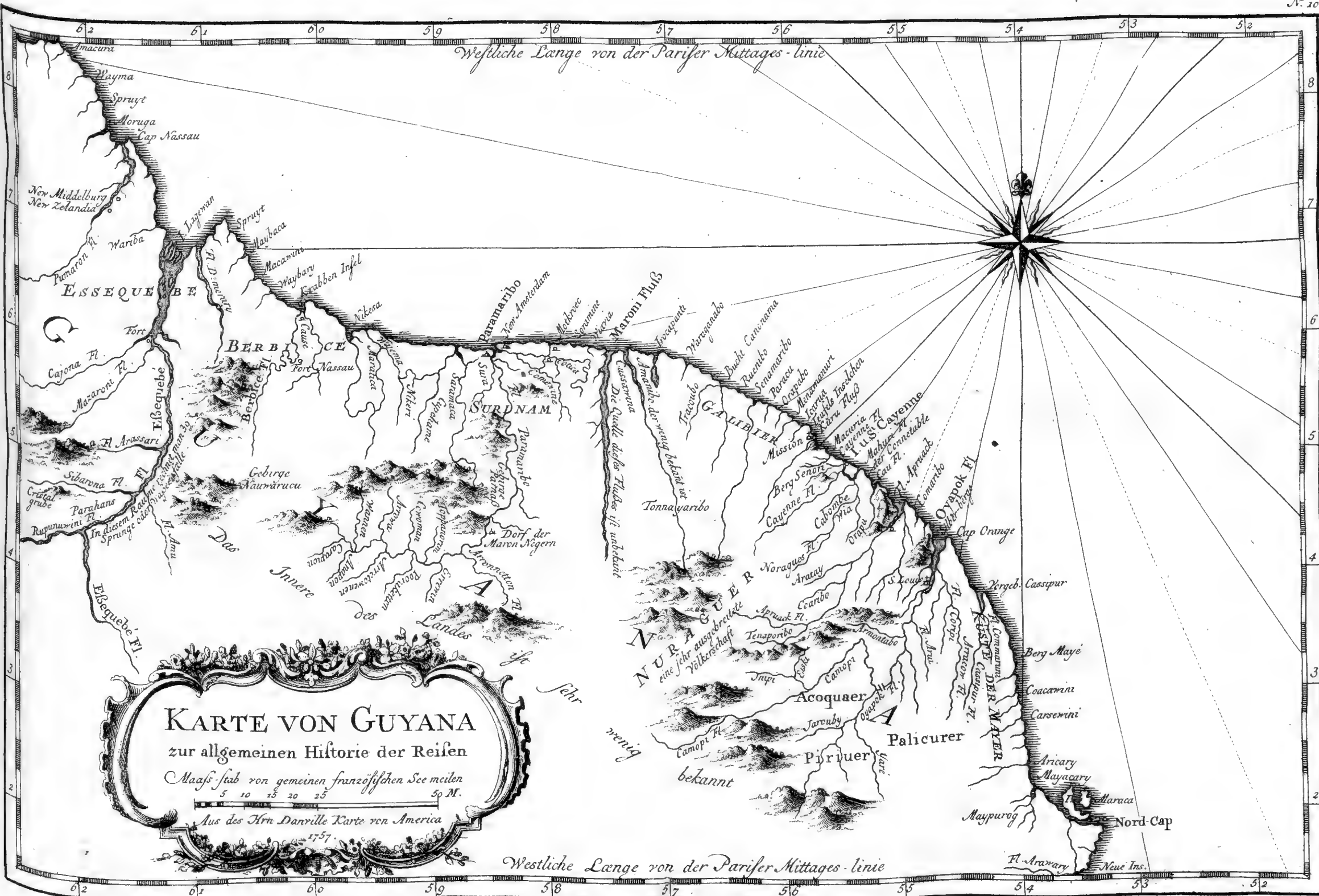
Flüsse.	Einwohner im Jahre 1596.	Flüsse.	Einwohner im Jahre 1596.
1 Arruari.	Arruaer. Pararrouaer. Cariben.	7 Uanari.	} Cariben.
2 Juaricopo.	Mapuromanaer. Ja- oer.	8 Capuruac. }	
3 Maipari.	Aricarier.	9 Cawo.	Jaer.
4 Canyurog.	Aricurrier.	10 Bia.	Mauriaer.
5 Arcoa.	Maruanaer.	11 Caiene.	Wiacaer.
6 Biacopo.	Cunorafoer. Waca- coaer. Waricaer.	12 Guateria. Insel.	Sebaioer.
		13 Macuria.	Piraoer.
		14 Caurora.	} Ipaioer.
		15 Mamanuri. }	

<sup>d</sup>) Geschrieben, wie man saget, von Thomas Masham, einem von den Abentheurern. Hackluyts Sammlung a. d. 692 u. f. S.

<sup>e</sup>) Diese beyden Schriften stehen auch bey Hackluyt.

<sup>f</sup>) Der französische Herausgeber steht für die Rechtschreibung des Engländers nicht, worinnen er bloß das W in Ou oder U geändert hat.

Flüsse



**KARTE VON GUYANA**  
 zur allgemeinen Historie der Reisen  
 Maafsstab von gemeinen französischen See meilen  
 5 10 15 20 25 30 M.  
 Aus des Hrn. Danville Karte von America  
 1757

*sehr wenig bekannt*

Westliche Länge von der Pariser Mittages - linie

及  
L

Dril  
berE



Flüsse.	Einwohner im Jahre 1596.	Flüsse.	Einwohner im Jahre 1596.	Französisch Guiana.
16 Curari.	} Sepaioer.	42 Verbee.	Arruacaer.	}
17 Curassimini.		43 Uapari.	Sebaioer und Arruacaer.	
18 Cumanama.		Jaoer und Arruacaer.	Panipier.	
19 Moraga.		Eben dieselben.	Arruacaer.	
20 Mawarpari.		Eben dieselben.	Uacavaioer.	
21 Amana.		Cariben.	Jaoer. Sebaioer.	
22 Capalepo.		Paracosthoer.	Cariben.	
23 Marawini.		Eben dieselben.	Maripier.	
24 Ueui.		Eben dieselben.	Uacavaioer.	
25 Waviami.		Eben dieselben.	Jrawaquerier.	
26 Aramatapo.	Eben dieselben.	Eben dieselben.		
27 Biapo.	Eben dieselben.	Jaoer.		
28 Macuruma.	Eben dieselben.	Panipier.		
29 Uracco.	Eben dieselben.	Eben dieselben.		
30 Carapi.	Eben dieselben.	Eben dieselben.		
31 Charimawimi.	Caripinier.	Jaoer.		
32 Eurowto.	Apotamoer.	Arruacaer.		
33 Paro.	Arruacaer.	Eben dieselben.		
34 Surinam.	Caribinen.	Cariben.		
35 Churama.	Eben dieselben.	Arruacaer.		
36 Cupana.	Arruacaer.	Eben dieselben.		
37 Bioma.	Nequerier.	Cariben.		
38 Ivana.	Eben dieselben.	Arruacaer.		
39 Cufwini.	Eben dieselben.	Eben dieselben.		
40 Curitimi.	Charibinier.			
41 Biniuari.	Arruacaer Parawinier.	66 Cavruma.		
		67 Drinoko, oder Kaleana.		

Der III Abschnitt.

Französisches Guiana.

Ursprung der französischen Niederlassung. Küste ihre Baumwolle und Pitte. Benachbarte Inseln von Cayenne. Fischerey des Schwerdtfisches, und der Schildkröten. Beobachtung wegen der Schwierigkeiten, nach Guiana zu kommen. Wirkliche Einwohner der Küste. Ihre Sprache, Zeugnisse der Holländer wegen der vererbaren Krankheiten; Makaque, Cayenner Burm. Caffee von dieser Colonie. Ihr Cacao,

Mit was für Sorgfalt man auch in einem andern Bande alle das abgehandelt hat, was die Insel Cayenne und die französische Pflanzstadt betrifft: so erwarteten doch verschiedene Nachrichten und Erläuterungen, die man bey Gelegenheit der benachbarten Gegenden

Französisch  
Guiana.

Ursprung der  
französischen  
Niederlassung.

genden zu sammeln nicht hat unterlassen können, noch einen Platz, welchen sie hier finden müssen, vornehmlich diejenigen, welche man aus dem Herrn *Barrere g)* und dem *P. Gummilla h)* gezogen.

Unmittelbar nach der großen Entdeckung von America gingen die Franzosen an, sich in Guiana zu setzen. Laet belehret uns, auf das Zeugniß verschiedener ausländischer Berichte, daß sie anfänglich dahin gegangen, Färbholz daselbst zu laden, und daß sie fortzuziehen, ohne Unterbrechung dahin zu reisen. Er sezet ihre erste Niederlassung nur in das 1624ste Jahr. Einige Kaufleute aus Rouen schicketen damals eine Colonie von sechs und zwanzig Mann an die Ufer des Flusses *Tinamary*, welcher in fünf und einem halben Grade Norderbreite in die See fällt. Zwey Jahre darnach setzten sich andere an dem Flusse *Conamrac*. Mit der Zeit schickete man Verstärkungen von Mannschaft und Kriegesvorrathe dahin, welche diese aufwachsenden Colonien unvermerkt vermehreten. Endlich machten viele Kaufleute von eben der Völkerschaft eine Gesellschaft mit offenen Briefen des Königes *Ludwigs des XIII*, welcher sie berechtigte, die Handlung in Guiana allein zu treiben, wovon sie die Gränzen durch den *Amazonenfluß* und *Drinoko* bezeichneten. Diese Gesellschaft bekam den Namen der Gesellschaft des *Nordcap*, welches dasjenige ist, das die Mündung des *Amazonenflusses* an der linken oder nördlichen Seite begränzet und dadurch berühmt wird, daß der Hof vielen Personen vom Stande erlaubete, daran Theil zu nehmen und ihnen dazu neue Privilegien ertheilte. Sie schicketen nach und nach fast auf achthundert Mann hin, sowohl um neue Länder zu entdecken, als die ersten Niederlassungen zu bestätigen. Nachdem endlich *Ludwig der XIV*, im 1669sten Jahre eine westindische Compagnie errichtet hatte: so gab er ihr durch neue offene Briefe das Eigenthum von allen denen Inseln und Ländern, welche von den Franzosen in dem mittäglichen America besessen wurden; und diese Gesellschaft nahm Besitz von *Cayenne* und den benachbarten Ländern dieser Insel.

Küste von  
Guiana.

*Barrere* giebt Guiana, oder vielmehr der ganzen Küste, fast dreyhundert Seemeilen in der Länge von dem Nordvorgebirge an bis an die Mündung des *Drinoko*. Er gesteht, daß, ungeachtet der Streifereyen der Spanier, der Engländer und einiger jesuitischen Missionarien, das Innere des Landes nur noch sehr unvollkommen bekannt ist. Es ist ein Land, das noch Jungfer ist, saget er mit *Kaleighs* Worten, welches bis 160 noch kein christlicher Prinz zu erobern ernstlich versuchet hat. Er stellet aber die ganze Küste als einen bewundernswürdigen Anblick, wegen ihres Grünes, vor. Es erstrecken sich nur dicke Wälder von vielerley Bäumen so weit in das Land hinein, daß man sie aus dem Gesichte verliert. Die fast beständigen Regen machen die Luft daselbst drey Viertelsjahre lang sehr gemäßiget. Die Kälte des Morgens ist daselbst so gar so heftig, daß man zuweilen gendühiget ist, Feuer anzumachen. An der Küste selbst sind die meisten Felser sehr niedrig, und werden von der hohen Fluth unter Wasser gesehet. So wie man sich aber von dem Ufer entfernt, so erheben sie sich oftmals selbst zu Gebirgen, wiewohl sie den Alpen und Pyrenäen an Höhe nicht sehr zu vergleichen sind. Unter den Gehölzen fin-

g) Sein Werk führet den Titel: *Nouvelle Relation de la France equinoxiale etc.* par *Pierre Barrere*, Correspondant de l'Academie des Sciences, Docteur et Professeur en Medecine dans

l'Université de *Perpignan* Medecin de l' *Hopital Militaire*, ci-devant Medecin Botanique du Roi dans l' *Isle de Cayenne*. A Paris 1743 in 12.

den sich platte und unbewachsene freye Gegenden und sumpfsichte Wiesen, die nur im Sommer austrocknen, und ein Aufenthalt einer großen Anzahl Kaymane sind, welche den Reisenden allezeit gefährlich werden. Diese Derter selbst aber würden nicht weniger fruchtbar seyn, wenn sie nur ein wenig gebauet würden. Die Sprünge, welche den Lauf der Flüsse unterbrechen, sind eine andere Hinderniß für diejenigen, welche in das Innere des Landes dringen wollen. Man giebt diesen Namen großen Felsen, welche ordentlicher Weise das ganze Bette desselben einnehmen, und da sie sich zuweilen über eine Viertelmeile weit erstrecken, einen nöthigen, die Canote zu verlassen, sie heraus zu ziehen, und bis dahin zu tragen. Das Wasser fällt mit einer Hefigkeit, welche nach der Höhe der Länder größere oder kleinere Wirbel machet. Die Indianer haben zuweilen, um sich die Mühe zu ersparen, daß sie ihre Canote und ihr Geräthe nicht heraus ziehen dürfen, die Kühnheit, über diese Wasserfälle hinweg zu fahren, deren Schnelligkeit einem ein Schrecken verursacht: es kostet aber zuweilen den Europäern das Leben, die es ihnen nachthun wollen.

Französisch  
Guiana.

Man kann es den Reisenden nicht genug anpreisen, sich nach der Ebbe und Fluth zu richten, wenn sie an der Küste hinfahren, vornehmlich an dem Amazonenflusse, wo man beständig wider die Barre zu streiten hat. Man nennet Barre die Fluth, welche eine Menge Schlamm zusammen führet, oder nach der Sprache der Franzosen des Landes, welche mit großem Schwellen ansteigt, und die stärksten Piroguen umwirft, die doch das einzige Fahrzeug sind, welches man brauchen kann. Sie halten die Stärke der Wellen bey den Voll- und Neumonden nicht aus.

Der Verfasser, welcher diese ganze Küste befahren, breitet durch seine Beobachtungen ein neues Licht über sie aus. Der größte Fluß, saget er, den man antrifft, wenn man im das Nordvorgebirge herumgefahren, ist der Cachipur i). Er kömmt von vielen weit im Lande gelegenen Bergen herunter, und ergießt sich in zween Grad Norderbreite, in das Weltmeer. Um seine Quellen wohnen Indianer, welche Palicurier und Moraguer heißen, wovon die letztern für die größten Menschenfresser gehalten werden. Jenseits des Cachipurs trifft man nur kleine Buchten an der Küste an. Darauf erkennet man das Cap Orange, ein ziemlich hohes Land, welches sehr wenig in die See hinaus geht. Nahe bey dem Vorgebirge ist ein kleiner Fluß, welchen die Indianer Cupiribo nennen.

Flüsse.

Cachipur.

Weiter hin, wenn man an der Küste von Osten gegen Westen fährt, kömmt man in die Mündung des Uyapock, des größten Flusses an dieser Küste. Barrere setet ihn in drey und einen halben Grad nordlich. Man sieht noch die Ueberbleibsel von einer Schanze, welche die Holländer 1576 auf einer Höhe zur Rechten der Einfahrt des Hafens baueten. Dieser Fluß hat, in seiner Mündung, nicht allein einen guten Ankergrund für große Schiffe, sondern auch verschiedene Derter, welche leicht können befestiget werden. Diese vortheilhafte Lage hatte die Holländer gereizet, sich daselbst niederzulassen; zumal da das ganze Land daselbst sehr gut ist. Nach ihrem Rückzuge machten auch die Franzosen den Anschlag, sich daselbst zu setzen. Allein, dieser Entwurf ist nur erst im 1726sten Jahre angefangen

Uyapock.

Ny 2

i) El Orinoco ilustrado y defendido, Historia Natural, Civil y Geographica etc. por el Padre Joseph Gumilla de la Compañia de Jesus etc. Madrid 1745, 2 Bände in 4t.

ii) Es ist der Cachipuri der Engländer, Man wird bey allen andern die verschiedene Rechtshreibung der beyden Nationen anmerken.

Französisch  
Guiana.

gefangen worden, durch die Erbauung einer neuen Schanze ins Werk gerichtet zu werden, wohin man einen Commandanten und eine Besatzung gesetzt hat. Im 1735ten Jahre haben die Missionarien viele indianische Völkerschaften, die sich an den Ufern des Uyapock ausgebreitet hatten, dahin vermocht, daß sie sich zusammen in einem Kreise vereinigen; und daraus ist eine Mission Namens St. Paul, einige Meilen von der Schanze, entstanden.

Wenn man den Uyapock hinauffährt: so trifft man vier Seemeilen weit von der Mündung eine große Barre von Felsen an, welche man seinen ersten Sprung nennet, und über den man viel leichter fahren kann, als über den zweyten, der einige Seemeilen weiter hin ist. Man findet darauf noch einen dritten. Die Verengerung des Flusses, welche die Geschwindigkeit des Gewässers bey diesen gefährlichen Fahrten ansehnlich vermehret, nebst den Regenbächen, machet die Schifffahrt daselbst fast unmöglich. Die Völkerschaften, welche die Ufer dieses Flusses bewohnen, sind die Pirivaer, die Maraoner, die Tarupier, die Uenen, die Maurionen, die Karamer und die Tokoyener. Es ist bey allen diesen Indianern der besondere Gebrauch, daß sie sich auf dem Gesichte Schmarren oder Linien graben, die von einem Ohre zum andern gehen. Sie nennen diesen seltsamen Zierrath Juparats, und die Franzosen einen Palicuri-Barr.

Camoppi.

Der Camoppi, welcher auf den Uyapock folget, ist ein ziemlich beträchtlicher Fluß, dessen Lauf vom Abend gegen Morgen geht. Seine gesammelten Gewässer machen ihn schiffbarer, wiewohl sich auch eine Menge Felsen und viele Sprünge darinnen befinden, die einen nöthigen, dasjenige daselbst zu thun, was man allda Portages, oder Ueberführten und Uebertragungen nennet. Seine indianischen Bewohner sind die Cussanier, die Wmagutuier, die Caiomerancoer, und besonders die Ucoquoer, welche sich Oeffnungen in die Backen machen, um daselbst Zierrathen von Federn hinein zu stecken. Dieser Fluß bewässert ein sehr schönes Land, und enthält ein Gebirge, welches man den Silberberg genannt hat, weil man daselbst vordem Andern von diesem Metalle entdeckt hat, an welchem die Holländer, vielen Ansehnungen nach, haben arbeiten lassen.

Aprua.

Achtzehn Seemeilen unter dem Uyapock trifft man einen Fluß an, welchen die Indianer Aprua nennen, der vor Alters von den Franzosen ist besucht worden. Die Nachbarschaft von Cayenne und die gute Gemüthsart der indianischen Völkerschaften des Landes ziehen daselbst noch die Kaufleute zum Umsetzen einiger Waaren hin, und um Lamantine und Schildkröten zu fangen. Es scheint, daß sich die Holländer daselbst gesetzt gehabt, nachdem sie die Güte der Felber allda erkannt: denn man sieht noch die Ueberbleibsel von einer Schanze ihrer Nation, welche an der Einfahrt des Flusses erbauet worden, um den Eingang desselben zu versperren. Er hat zwar auch seine Bänke und Sprünge, man fährt aber mit wenigerer Gefahr darüber. Sieben Seemeilen von Aprua, wenn man von Süden gegen Norden fährt, entdeckt man mitten in den Fluthen einen kahlen Felsen, der wie eine Kuppel aussieht, und den Namen des großen Constabels führet, damit man ihn von einem andern kleinern, der fast mit dem Wasser gleich ist, unterscheidet, welchen man den kleinen Constabel nennet. Dieser Felsen, welcher wenigstens eine Viertelmeile im Umfange hat, ist ein gewisser Punct, nach welchem alle Loosfen sehen, um ihre Schifffahrt in diesem Meere darnach zu richten. Die Ströme sind daselbst allezeit sehr heftig. Einige alte Einwohner in Cayenne versicherten den Verfasser, man finde auf dem Felsen selbst eine Art von süßem und mineralischem Wasser. Man könnte ihm, saget er, den

den Namen der Vogelinsel geben, weil er beständig mit Vögeln umringet oder bedeckt ist, als Goilanden, Nuetten, Fregatten und Gecken, die daselbst brüten.

Der Fluß **Cau**, welcher auf den **Apriak** folget, hatte ehemals an seinen Ufern einen französischen Sitz, wovon aber keine Spur mehr übrig ist. Heutiges Tages werden sie von einigen Indianern bewohnt, mit denen die aus Cayenne einen Fischhandel treiben. Nach dem Fluße **Cau** kömmt man bald in den **Oyak**, welcher die Insel Cayenne von dem festen Lande absondert, und eine von den Spizen des Eylandes an seiner Mündung hat. Man hat im 1724sten Jahre eine Pfarre, Namens **Kura**, an den Ufern des **Oyaks** zur Bequemlichkeit derer Einwohner von Cayenne angeleget, die längst diesem Fluße ihren Sitz haben. Wenn man von Westen hinunter fährt: so nimmt er acht Seemeilen von seiner Mündung die Flüsse **Gennes** und **Urapeu** auf. Gegen die Quelle des **Urapeu** zu, hatte man den berühmten Weg angefangen, welcher zu Lande bis an den Amazonenfluß führen sollte, um nicht allein die Portugiesen zu verjagen, welche sich in den Ländern der Statthalterschaft von Cayenne gesetzt hatten, sondern auch um die Entdeckung der Bergwerke, und den Handel mit einer unendlichen Anzahl indianischer Völkerschaften zu erleichtern, welche sich in diesem weitläufigen Lande ausgebreitet hatten.

Das ganze Land, welches von diesen beyden Flüssen gewässert wird, ist wenig gebauet. Es zeigt nur dicke Wälder, worinnen das Ebenholz, das Violetholz, das Rosenholz, das Eisenholz, das Messingholz und andere farbichte Hölzer in dem größten Ueberflusse wachsen. Die Vanille und die Copaubäume wachsen in allen diesen Feldern von Natur. Sie haben fast gar keine Gebirge, die nicht voller Eisenadern sind, welches man bey einem jeden Schritte wahrnimmt. Der Talk ist daselbst nicht selten. Man findet daselbst auch ein weißes und weiches Erdreich, welches man nur ins Wasser wirft, um damit die Häuser zu weißer; und diejenige Art von Bolus oder röthlicher Erde, welche die Slaven brauchen, ihre Pfeifen daraus zu machen. Die Portugiesen von Para machen vortreffliches Töpferzeug daraus, vornehmlich **Barbagues**, welches große Krüge sind, worinnen man das Wasser sich frisch halten läßt. **Barrere** verwundert sich, daß man sie zu Cayenne nicht eben dazu brauchet. Dieser ganze Theil des festen Landes, saget er, welcher dem in Brasilien gleich zu seyn scheint, ist so reich an Mineralien, daß er nicht zweifelt, man könne mit einem wenig Mühe einige kostbare Bergwerke daselbst entdecken, welche den zu dieser Auffuchung nöthigen Vorschuß reichlich vergüten würden. Außer dem Fluße **Oyak** enthält das Land noch viele kleinere, an deren Ufer die Franzosen verschiedene Wohnungen haben, und wo die Schiffe Wasser und Holz einnehmen. Sie ergießen sich in den **Montsenery**, welcher sich mit dem **Oyak** vereiniget, da sie alsdann denjenigen bilden, den man eigentlich den Fluß **Cayenne** nennet.

Wenn man fortfährt, der Küste zu folgen: so findet man sieben Seemeilen von Cayenne einen kleinen Fluß, Namens **Makuria**, wo die Ebbe und Fluth von sechs Stunden zu sechs Stunden einen sehr tiefen Schlamm lassen. Alle seine Ufer sind mit **Paletuwiern**, die in andern Reisebeschreibungen **Manglebäume** genannt werden, besetzt, an deren Zweige sich die Austern bey hoher See hängen. Man findet an dem Fuße eben der Bäume eine Menge Krabben, welche die gewöhnliche Speise der Slaven sind. Die Weiden sind in dieser Gegend vortrefflich. Es ist auch die ganze Küste mit französischen Meyerhöfen angefüllet, woselbst man Heerden Vieh hält. Die Bäume, welche wir **Rothholz** und die Indianer **Cumery** nennen, sind an der Seite des **Makuria** viel gemeiner, als gegen die andern Flü-

Französisch  
Guiana.

Cau.

Oyak.

Makuria



Frantzösisch  
Guiana.

se zu. Sie sind überaus harzicht, und breiten einen sehr angenehmen Geruch von weitem aus, welcher des Storax seinem gleich kömmt. Ihr Stamm träufelt einen rothen Saft, dessen Tugenden für allerhand Wunden Barrere rühmet. Er bedauert bey einem so schönen Lande, daß darinnen die Schlangen, vornehmlich diejenigen, welche man Klapperschlangen nennet, in so großer Anzahl sind.

Kuru.

Der Fluß Kuru folget in einer Entfernung von acht Seemeilen, auf den Naturia. Einige Sandbänke und andere Klippen, die sich bey niedrigem Wasser zeigen, machen seine Einfahrt sehr beschwerlich. Das Salzwasser, welches die Wellen daselbst über große ziemlich flache Felsen werfen, crystallisiret sich von selbst, so daß es zu Salze wird. Dieses geschieht aber nur bey der großen Hitze, vornehmlich, wenn der Nordwind bläst. Der Kuru nimmet in seinem Laufe einige kleine Flüsse auf, als den Karua, den Aussa, den Passira, und die Gewässer vieler fischreichen Buchten. Man sieht an seinen Ufern einen Wohnplatz von mehr, als fünfhundert Indianern, welcher im 1714ten Jahre von dem P. Croissant, einem Jesuiten und berühmten Missionar angeleget worden. Wenn man aus der Mündung dieses Flusses hinaus fährt: so geht man vor fünf oder sechs Klippen vorbei, welche auf vier Seemeilen weit in der hohen See sind, und insgemein Teufelsinseln genannt werden. Die Indianer fangen daselbst im Heumonate und Augustmonate eine Menge Schildkröten und Eidechsen ohne andere Mühe, als daß sie das Holz dieser kleinen Inseln anzünden, damit sie diese Thiere nöthigen, heraus zu gehen. Es finden sich über den Kuru hinaus keine frantzösische Wohnplätze mehr; und es ist eigentlich das Land der Galibier, einer zahlreichen Völkerschaft, welche diese ganze Küste bewohnet, und deren Gebräuche man in der besondern Beschreibung der Insel Cayenne angeführet hat.

Andere Flüsse.

Sinamary.

Die Flüsse, welche auf den Kuru bis an den Fluß Surinam folgen, sind der Sinamary, der Karua, der Canamana, der Iraku, der Organa, der Amana und der Marony. Der Sinamary ist größer, als der Kuru, wovon er nur zwölf Seemeilen entfernt ist; und Barrere belehret uns, daß die ersten frantzösischen Colonien an dieser Küste an seinen Ufern angefangen haben. Die Buchten, welche man zwischen diesen beyden Flüssen antrifft, werden zur Zeit des Schildkrötenfanges beständig besucht, welcher vom März bis in den Brachmonat geschieht, in welcher Zeit diese Thiere ihre Eyer in den Sand legen. Man findet in dem Sinamary eine Art Austern, Neypa genannt, deren Schale bis auf acht Zoll im Durchschnitte hat, aber bey weitem nicht so gut ist, als die kleinen Felsenastern, welche auch besser sind, als die von den Paletiviern.

Der Karua, welchen die Franzosen Karuabo nennen, ist einige Seemeilen von dem Sinamary, und hat nichts merkwürdiges, als die Karbeten einiger Galibier, die an seiner Mündung wohnen. Man geht von da nach dem Canamana, wo die Franzosen vor dem eine zahlreiche Niederlassung hatten. Man sieht aber gegenwärtig daselbst nichts, als Galibier, welche ihre Karbeten an seinen Ufern haben. Weiter hin kömmt man an den Iraku, einen Fluß, der von den Cayraern bewohnet wird, welchen Namen man hier denen Indianern giebt, die sich an den Mündungen der Flüsse gesetzt haben, um sie von denen zu unterscheiden, die man Muraner, das ist Bergbewohner, nennet. Auf den Iraku folget der Organa, insgemein Organabo genannt, welches große Bucht heißt. Es haben sich daselbst einige Indianer gesetzt. Der Amana, welchen man darauf findet, ist einer von den großen Flüssen des Landes. Man giebt seiner Mündung wenigstens eine halbe Seemeile. Die Länder, welche er bewässert, geben denen Indianern allerhand Vorrath, die

die seine Ufer bewohnen, und die Fischerey ist daselbst nicht weniger überflüssig. Der Marony, der letzte Fluß von der Statthaltertschaft Cayenne, scheidet die französischen Länderen von den holländischen. Barrere setzet seine Mündung auf sieben Grad Norderbreite. Sie ist von den Galibiern nicht übel bevölkert. Seine Ufer sind, wie der vorhergehenden Flüsse ihre, so niedrig, daß die nah gelegenen Felder vor den Uberschwemmungen bey hoher Fluth nicht können gesichert werden. Ueberhaupt ist diese ganze Küste sehr niedrig, und man findet so gar ziemlich weit im Innern des Landes nur Savannen oder Wiesen, welche im Winter eben so viel Moräste sind. Weil sie aber im Sommer austrocknen: so nimmt man alsdann diesen Weg, um zu Lande von Kuru nach Surinam zu gehen. Die französischen Ueberläufer, welche sich keine Canote verschaffen können, machen sich dieses Weges mit Hülfe der Indianer zu Nutze und finden sie stets geneigt, ihnen zu dienen.

Es fehlet an dieser Beschreibung der Küste von Guiana nichts, wiederholet Barrere. Diese große Provinz, in deren Besiz sich die Franzosen zu erst gesezet hatten, ist heutiges Tages gleichsam unter viele europäische Seemächten getheilet; und Frankreich hat wirklich nur den kleinsten Theil davon. Die Holländer machen ihm, ungeachtet die Gränzen durch den Fluß Marony bezeichnet sind, doch noch einige Länderen über demselben streitig. Die Portugiesen hören nicht auf, Streifereyen nach Cayenne zu thun, und bemächtigen sich desjenigen unvermerkt, was den Franzosen zugehöret. Sie hatten im 1723sten Jahre die Kühnheit, ein Verhau von Bäumen an dem Flusse Uyapok zu machen, und daselbst einen Pfahl mit dem Wapen des Königes in Portugall zu errichten. Man kann also, indem man die Untersuchung der Gerechtsamen denjenigen überläßt, welche sich solche zueignen, sagen, die Statthaltertschaft von Cayenne sey heutiges Tages zwischen dem Marony und Uyapok, das ist in einem Raume von ungefähr hundert Seemeilen eingeschlossen. Barrere machet keine Schwierigkeit, zu versichern, es könne dieser kleine Theil des festen Landes von großem Nutzen für die Franzosen von Cayenne seyn, vornehmlich da es unmöglich zu seyn scheint, in das Innere des Landes weiter hinein zu dringen. „Es finden sich, sagt er, so wenig freye Indianer zwischen diesen beyden Flüssen, daß man keinen Beystand zum Kriege daraus ziehen kann; und man hat keine Hoffnung mehr, sich daselbst Sklaven zum Ackerbaue zu verschaffen. Ueber dieses sind die Indianerinnen sehr geschickt zum Hauswesen, und die Mannspersonen sehr fertig zur Jagd und Fischerey. Die Franzosen sind also gänzlich eines Vortheiles beraubet, welcher ehemals den Reichthum dieser Pflanzstädte ausmachete; und welcher sehr beträchtlich war, um Rauffahrdeyschiffe dahin zu ziehen. Wie soll man hoffen, daß sie sich wieder erhohle, so lange man ihm nicht ein Land wieder geben wird, welches sie seit so langer Zeit besizt, und welches ihr ungerechter Weise ist genommen worden. Es würde wenigstens zu wünschen seyn, fährt eben der Reisebeschreiber fort, daß man hinsühro den neuen Unternehmungen der Portugiesen Einhalt thäte. Man begreift nicht, auf was für einen Grund sie sich unterfangen, auf Länder ihren Anspruch zu machen, welche sie nur erst nach den Franzosen haben kennen lernen, und deren Kenntniß ihnen zu entziehen, Philipp der V so viele Sorge getragen. Ihre Wohnplätze zu Corrupa und Destierro, die an dem nördlichen Ufer des Amazonenflusses über hundert Seemeilen von dem Nordvorgebirge liegen, sind später, als die Niederlassung der Franzosen in Guiana, angeleget, und können ihnen also kein Recht auf dieses Land, zum Nachtheile der ersten Besizer, geben. Frankreich würde bessern Grund haben,

Französisch  
Guiana.

Beobachtun-  
gen wegen der  
Insel und  
Stadt Cayen-  
ne

„in Brasilien das Land Janeiro, Tamarica, Rio Grande und die Insel Maragnan ihnen wieder abzufordern, wo es vor ihnen, wie man gesehen hat, Pflanzstädte gehabt,“ k). Die Beschreibung, welche man schon von der Insel Cayenne und ihrer Stadt mitgetheilt hat, wird einen neuen Glanz von des Herrn Barreire Beobachtungen erhalten, welche über vierzig Jahre später gemacht sind, und also den wirklichen Zustand dieser Colonie besser vorstellen. Die Stadt, welche er lieber den Flecken nennet, besteht aus ungefähr hundert und fünfzig Häusern, die meistens von Erde gebauet sind, wiewohl es doch einige darunter giebt, die vom Zimmerholze zwey Stockwerke hoch und mit Schindeln gedecket sind. Des Statthalters seines ist ziemlich bequem. Die Jesuiten wohnen auch sehr gut. Im 1736sten Jahre waren daselbst zehn Patres und drey Fratres, die nicht allein beschäftigt waren, die Pfarren auf der Insel und dem benachbarten festen Lande zu versehen, sondern auch unter die Wilden zu gehen, und ihnen das Evangelium zu predigen. Die Pfarrkirche zu Cayenne ist das schönste Gebäude im Lande: man würde aber Mühe haben, sich darin-  
nen zu regen, wenn alle Einwohner daselbst versammelt wären.

Die Ringmauer der Stadt ist sehr niedrig. Sie machet ein unregelmäßiges Sechseck mit fünf Bastionen, die mit vielen Stücken versehen sind. Die Gräben aber sind nicht sehr tief und werden schlecht unterhalten. Die Besatzung hat fast allezeit aus zweyhundert Mann ordentlicher Feldtruppen bestanden, welche vier von dem Seevolke abgesonderte Fähnlein ausmachten. Sie wurde im 1724sten Jahre um zwey Fähnlein vermehret. Außer dem Staatsmajor ist daselbst noch ein unumschränkter Rath, worinnen der Ordinarius-Commissar in Abwesenheit des Statthalters den Vorsitz hat. Die Nothwendigkeit, die Ländereyen einträglich zu machen, verbindet alle Einwohner, sich auf ihren Pflanzungen zu halten, welches die Stadt gemeinlich sehr leer machet. Oftmals siehet man daselbst keinen Menschen auf der Straße; und man könnte daselbst an hellem lichten Tage jemand ermeden, wie der Verfasser saget, ohne daß man Gefahr lief, gesehen zu werden. Nur an großen Festen oder zur Zeit der Musterungen ist sie am meisten bevölkert. Man siehet also dann die Einwohner in ihren Canoten, oder zuweilen in ihren Hamacken mit einem Gefolge von Negern und Negerinnen ankommen, welche Geflügelwerk, Cassave, Caffia l), Wurzeln und andern Vorrath tragen.

Die Einwohner in Cayenne sind sehr gesprächig und sehr freygebig. Sie nehmen die Fremden höflich auf. Ob sie gleich insgesammt die französische Sprache reden: so verstehen ihre Kinder doch kaum zwey Worte. Die Mundart auf der Insel hat viel von der Neger Sprache, vornehmlich in der Aussprache, an sich. Die Negerinnen, denen man die Erziehung der Kinder anvertrauen muß, haben unzählige africanische Wörter eingeführt. Indessen ist doch die creolische Sprache in Cayenne bey weitem nicht so lächerlich, als die in den andern französischen Eylanden. Die Weibspersonen sind daselbst auch besser gebildet. Sie haben keine solche gelbe oder blasse Gesichtsfarbe, als die zu Martinik oder San Domingo, und die meisten haben von Natur viel Wis. Die Keinlichkeit, welche ihnen nicht weniger von Natur angebohren ist, trägt viel zu der Gesundheit bey, der sie genießen: sie wird aber zuweilen in ihrem Puse zu weit getrieben. Zu Cayenne sind die Männer so, wie in den andern Inseln, genöthiget, zur Befriedigung der Eitelkeit ihrer Weiber, bey der Ankunft eines jeden Schiffes, einen außerordentlichen Aufwand zu machen, und ihre Sachen

k) Am angef. Orte a. d. 35 und vorherg. Seite.

l) Brandtwein von Zucker.

Sachen leiden darunter sehr. Ein Gesetz, welches die Verschwendung und den Pracht der besondern Privatfamilien aufhobe, würde die Pflanzstädte reich machen.

Fransösisch  
Guiana.

Verlust auf  
der Insel.

Verschiedene Veränderungen, die sich seit den ersten Niederlassungen auf der Insel Cayenne ereignet, hatten daselbst mancherley Schaden verursacht, von welcher sie sich zu erholen, viele Mühe gehabt hat. Barrere erzählt einige Umstände davon, die sich in den Zeitgeschichten nicht finden. Die Franzosen, saget er, hatten sich gleich vom Anfange beflissen, ihre Pflanzungen mit so vieler Geschicklichkeit, als Eifer, einträglich zu machen. Der Gewinnst, welchen ihre Kauffahrden schiffe daselbst von ihrem Handel zogen, erregete die Eifersucht der Holländer, welche seit langer Zeit im Besitze waren, ihre Waaren und Güter den französischen Pflanzstädten zu verkaufen. Sie schicketen im 1676sten Jahre eilf Schiffe ab, sich der Insel zu bemächtigen; und nachdem sie dieselbe überrumpelt hatten, so vermehreten sie nicht allein die Festungswerke der Stadt und das Geschütz, sondern sie setzten auch eine Besatzung von vierhundert Mann hinein. Die Niederlassungen, welche sie mit eben so wenigem Rechte an den Flüssen Uyapok und Apruak angefangen hatten, wurden auch verstärkt. Sie besaßen sie aber nicht lange. Den 20sten des Christmonates eben desselben Jahres gab ein Geschwader von sechs Schiffen, unter der Anführung des Marschalles von Etrees, den Franzosen Cayenne wieder, und ließ in den aufwachsenden Pflanzstädten an dem Uyapok und Apruak nur die Spuren von denen Schanzen, die man daselbst ausgeführt hatte. Darauf gedachten die Franzosen, sich in ihrer Insel, und dem benachbarten festen Lande fest zu setzen. Alles, was zum Handel nützlich seyn konnte, wurde mit einem ungemeinen Eifer getrieben. Man zog Kauffahrden schiffe an, um dasjenige, was in den Pflanzstädten gezeuget wurde, ins Geld zu setzen; und es ließen sich eine Menge neuer Familien daselbst nieder. Die Glibustier trugen zu ihrer Ausnahme nicht wenig bey; weil sie den Reichthum aus der Südsee dahin brachten, aus welcher diejenige, die am wenigsten glücklich gewesen, doch mit acht oder zehntausend Livres an Piastrn wieder zurück kamen. Endlich fand sich Cayenne wiederum ziemlich bevölkert, als Ducasse 1688 daselbst, in der Absicht Surinam zu überrumpeln, ankam, und durch die Hoffnung, gute Beute zu machen, den größten Theil der Einwohner vermochte, sich mit ihm zu Schiffe zu setzen. Das Unternehmen hatte so wenigen Erfolg, daß fast alle Freywilligen zu Gefangenen gemacht, und von da nach den französischen Eylanden gebracht wurden, wo andere Hoffnungen sie einluden, sich zu setzen.

Seit dieser Widerwärtigkeit hat die Insel Cayenne den Verlust ihrer Einwohner nicht wiederum ersetzen können. Zur Zeit des Herrn Barrere zählte man daselbst nicht über neunzig Franzosen, welche Verminderung sehr erstaunlich ist, wenn man diese Anzahl gegen die Anzahl der Indianer und Negerclaven rechnet. Bey einer allgemeinen Musterung, welche nur erst ganz kürzlich geschehen war, hatten sich hundert und fünf und zwanzig Indianer, Männer, Weiber und Kinder, und funfzehn hundert zur Arbeit tüchtige Neger befunden. Bey so wenigem Verhältnisse unter den Herren und Arbeitsleuten wird dennoch die Ordnung erhalten. Man sah sechzig Rucufabriken, neunzehn Zuckersiederereyen und vier Indigowerke auf gutem Fuße. Fast alle Claven unter sechzig und über vierzehn Jahren gaben der Krone achtehalb Livres Kopfgeld jährlich, welche von Landesgütern bezahlt wurden, und man damals auf sechs bis siebentaufend Livres rechnete.

Fast die ganze Insel ist ein sandiges, mit Gebirgen oder Hügeln erhöhtes Land, Ihr Handel. worauf man Zuckerröhre, den Rucu, Indigo, Cacao, Caffee, Baumwolle, den großen  
Allgem. Reisebeschr. XVI Band. 31 Hirse,

Frantzösisch  
Guiana.

Hirse, Maniok und andere Wurzeln pflanzet und bauet. Das übrige ist ein sehr niedriges, und an einigen Orten so sumpftiches Land, daß man zu Lande nicht von einem Ende der Insel zum andern gehen kann; welches die Einwohner denn nöthiget, große Umwege zu nehmen, wenn sie sich nach ihren Pflanzungen begeben wollen. Man sieht daselbst eine Menge Pferde, seitdem die Engländer aus Boston und Neu-York ordentlicher Weise zur Handlung dahin gekommen sind. Diese Thiere kosten wenig zu unterhalten. Man sperret sie nicht ein. Wenn man ihnen Sattel und Zaum abgenommen hat: so pflegt man sie gemeiniglich nach ihrem Belieben auf die Weide gehen zu lassen. Man hält daselbst auch Schafe, Ziegen und groß Vieh, und sorget dabey, im August und Herbstmonate die Savannen in Brand zu stecken, damit gute Weiden daraus werden. Diese Felder bringen vortreffliches Gras hervor, wenn sie vor der Regenzeit abgebrannt werden. Es ist auch das Schöpfenfleisch und Rindfleisch in Cayenne von besserem Geschmacke, als in den andern Inseln, wo das geschlachtete Fleisch abscheulich ist; welches einzig und allein von der Güte der Weiden herzurühren scheint. Die Nothwendigkeit, dieses Vieh sich erst vermehren zu lassen, erlaubet nicht, vieles davon zu schlachten, und man muß noch eine Erlaubniß von dem Statthalter dazu haben. Die größte Hinderniß bey ihrer Vermehrung sind die Tiger, vornehmlich diejenigen, die man in dem Lande rotthe Tiger nennet, und welche von dem festen Lande hinüber schwimmen, um ihren Raub zu suchen. Man ist oftmals verbunden, alle Negern und indianische Jäger zusammen kommen zu lassen, diese grimmigen Thiere zu jagen. Derjenige, welcher einen erlegete, bekam vordem eine von denjenigen großen Flinten zur Belohnung, welche man Boucanier nennet. Heutiges Tages ist es noch die Gewohnheit, daß er den Rinnbacken des Tigers in den Wohnplätzen herum zeiget, und ein jeder den Ueberwinder beschenkt.

Eigenschaften  
der Insel.

Ogleich Cayenne eine gebirgige Insel und voller Wälder ist: so fehlet es ihr doch an einigen Orten, vornehmlich an der Küste, an Holze, wo man genöthiget ist, in den Fabriken Bagassen zu brennen, das ist Zuckerröhre, die man zweymal in der Mühle gehabt hat, und woraus man nichts mehr ziehen kann. Der Aufenthalt in den Pflanzungen ist viel angenehmer, als der in der Stadt. Der Ueberfluß herrschet daselbst, vornehmlich bey Ankunft der Kauffahrdeyschiffe. Man lebet daselbst sehr gut. Es findet sich kein etwas wohlhabender Mann, welcher nicht einen Hof hat, auf welchem man eine Menge Federvieh erzieht, dessen Geschmack man rühmet, wenn es einige Zeitlang mit Hirse gefüttert worden. Das Feld giebt allerhand Waidwerk, welches auf dem festen Lande gefunden wird; und die Fische in den Flüssen und an der Küste sind vortrefflich. Eine jede Pflanzung hat ihren Garten. Die europäischen Frucht bäume kommen daselbst nicht recht fort: dagegen aber wachsen die Küchenkräuter desto besser. Man machet daselbst schöne Salate von Lactuke, Körbel, Pimpernelle, Cicorien und Celeri. Man bauet allda kleine Erbsen, Kürbisse, Pfifferlinge und vornehmlich Wassermelonen von einem lieblichen Geschmacke, die, bey der großen Hitze, auf eine wundersame Weise den Durst löschen. Alle Früchte des mittäglichen America kommen daselbst mit weniger Sorgfalt fort. Der Tayom ist eine Landpflanze, deren Blätter, wie der Spinat gegessen werden, und deren Wurzeln den Sclaven zur Speise dienen *m*). Man bereitet auch unter dem Namen Spinat, die Blätter von einer andern Pflanze, welche von der ordentlichen Phytolacca nur durch die Klein-

*m*) Barrere nennet sie Arum maximum, Aegyptiacum, quod vulgo Colocasia.



Kleinheit ihrer Frucht unterschieden ist. Der Verfasser hält dafür, es sey eben die Pflanze, welche nur durch die verschiedene Himmelsluft etwas verändert worden. Man ist zu Cayenne vortreffliche Feigen; und es wächst daselbst sehr schöner Wein. Man hat aber viel Mühe, die Trauben vor den Vögeln und vornehmlich vor den Ameisen, zu verwahren. Es ist leicht, zu allen Jahreszeiten welchen in seinem Garten zu haben. Man theilet das Weingeländer in zwey; man beschneidet es wechselsweise, das ist einen Monat um den andern, und die Trauben wachsen hinter einander auf dem einen und dem andern. Indessen verhindern doch die starken Regen im Winter, daß er nicht vollkommen reif wird, oder lassen ihn wenigstens einen etwas säuerlichen Geschmack bey seiner größten Reife behalten. Man hat es vielmals, und stets mit gutem Erfolge, versucht, Wein zum Trinken daraus zu machen; er ist gut und auch leicht zu verwahren, wenn man ihn nur sieben bis acht Tage vorher gähren läßt, ehe man ihn auf Bouteillen füllet.

Fransösisch  
Guiana.

Die Luft auf der Insel ist sehr regnigt, aber gesund. Man weiß daselbst nichts von dem Siameser Uebel, welches zu Martinik und San Domingo so viele Leute hinreißt. Die bössartigen Fieber und die Blattern sind daselbst selten. Man empfindet auch daselbst diejenige heftige Hitze nicht, welche die vornehmste Beschwerlichkeit der andern Inseln ausmachen. Ein Ostwind, welcher sich alle Tage um neun Uhr des Morgens erhebt, erfrischt daselbst die Luft. Die Trockenheit und die Feuchtigkeit aber sind allda übermäßig. Es regnet neun ganzer Monate lang; und diese Regenzeit nennet man den Winter. Diese Jahreszeit fängt an, sich durch Sprühen anzumelden, welches in dem Weinmonate häufig kömmt, und Ucaju-Regen genannt wird, weil diese Früchte alsdann reif werden, und darauf folgen bald so beständige und so starke Regen, daß man kein Geräthe in den Hütten erhalten kann. Das Vieh aber findet alsdann überall schöne Weide; da im Sommer hingegen die Felder zuweilen so dürr sind, daß, weil Wasser und Weide zugleich mangeln, ein Theil der Pferde und Kinder vor Hunger und Durst umfällt. Die Muskratten, die Maringoinen, die Naken, die Chiquen, die Tiquen, die Aguthyläuse, die Holzläuse, die Ameisen, die Kaverde oder Käfer, und die Kröten würden eine andere Geißel für die Insel wegen ihrer Anzahl und ihrer Gefräßigkeit seyn, wenn alle diese Ungeziefer nicht einander gegenseitig bekriegeten und sich dadurch aufrieben. Nichts ist wunderbarer, als eine wandernde Ameise, die nur auf eine Zeitlang da ist, welche man insgemein Ameisenläuferinn (Fourmi-courense) nennet. So bald sie in eine Gegend kömmt: so tödtet sie daselbst alles, Fliegen, Wespen, Kaverde, Spinnen, und so gar Natten, sie mögen so groß seyn, wie sie wollen, und machet vollkommene Gerippe daraus.

Bevor die Insel umgeackert worden, waren die Einwohner sehr verdrüßlichen Krankheiten unterworfen. Die meisten kleinen Negern starben fast alle in der Geburt an einer Krankheit, wovon man kein Mittel fand. Sie herrschet noch, wiewohl lange nicht so stark mehr. Barrere, welcher als ein Arzt von dieser merkwürdigen Krankheit redet, bemerkt, daß man ihr uneigentlicher Weise den Namen eines Catharres giebt. „Es ist eine allgemeine Verzückung, saget er, oder ein wahrer Tetanos. Ob sie gleich vornehmlich nur die kleinen Negerchen angreift: so schonet sie doch der Negern von höhern Jahren eben so wenig. Man hat aber noch niemals gesehen, daß Weiße davon befallen worden, oder wenigstens geschieht es höchst selten. Aus einer beständigen Beobachtung hat man erkannt, daß die Zeit, wo die Kinder solcher am meisten unterworfen sind, in-

Sonderbare  
Krankheit.

Fransösisch  
Guiana.

„nerhalb den neun Tagen nach ihrer Geburt ist. Wenn sie über den neunten Tag kommen, ohne einige Anscheinung von dieser Krankheit an sich zu zeigen: so glaubet man, daß sie außer Gefahr sind, und die Weiber fürchten sich nicht mehr, sie an die Luft zu bringen. Einige werden mit dieser Krankheit geböhren, und sterben so gleich. Die ersten Kennzeichen davon sind, daß es ihnen durch eine kleine Verzuckung des Kinnbackens schwer fällt, die Milch zu saugen, und sie ein ganz gezwungenes Geschrey machen. Darauf schließt sich der Kinnbacken noch ferner zusammen; die äußersten Glieder werden starr; und verzuckende Bewegungen, welche die Vorbothen des Todes sind, reißen den Kranken plötzlich hin..“

„Die Erwachsenen widerstehen länger. In diesem Alter offenbaret sich das Uebel durch einen Schmerz, den man am Halse empfindet, und welchen die Kranken mit der Wirkung eines Strickes vergleichen, womit ihnen der Hals zugezogen würde. Der Kinnbacken zieht sich zusammen, und läßt die Speise nicht mehr durch. Die Arme und Beine werden so starr, daß, wenn man den Kranken bey dem Kopfe oder den Beinen nimmt, man ihn wie ein Stück Holz hebt. Indessen bleiben doch die Glieder nicht beständig so starr und steif, daß nicht zuweilen ein Zucken wider Willen dazu kömmt. Diese Zufälle müssen die Kranken dergestalt, daß sie solche laut zu schreyen zwingen. Sie verlangen, man solle sie unterstützen; sie wollen, man solle ihnen den Kopf etwas in die Höhe halten, damit man ihnen das Athemböhlen erleichtere. Das sonderbarste bey dieser Krankheit aber ist ein so unersättlicher Hunger, daß man alle Augenblicke essen würde, wenn man es ihm verschlucken könnte. Es schlägt allezeit ein Fieber dazu. Man schwitzt häufig über den ganzen Leib; und da die Schmerzen immer zunehmen, so stirbt man mit entsetzlichen Verzuckungen..“

Der Verfasser sezet bey dieser Beschreibung die Hülfsmittel hinzu, die ihn eine glückliche Erfahrung hat entdecken lassen. Viele Slaven, sagt er, welche er in der Colonie zu curiren das Glück gehabt hat, müssen dem glücklichen Erfolge seiner Methode ein gutes Zeugniß geben. Er will, man solle die Kranken, um gleich Anfangs den Fortgang des Uebels aufzuhalten, vielmal des Tages mit dem allerfrischesten Wasser besprengen, das man nur finden kann, vornehmlich die Kinder, so bald man wahrnimmt, daß ihnen das Saugen beschwerlich fällt. Diese Besprengungen müssen so lange fortgesetzt werden, bis die Zufälle sich zertheilen, und die Theile des Leibes ihre natürliche Geschmeidigkeit wieder erlangen. Damit man den Kranken, vornehmlich in höhern Jahren bey Kräften erhalten, so muß man ihn Brühen zu sich nehmen lassen, und das wenig und oft, und dazwischen einige Löffel Wein. Man muß das versüßte Quecksilber oder Etiope mineral mit abführenden Mitteln, als Rheubarber, Scammoniensaft und Jalap vermengt, dabey brauchen. Der Extract von Aloe hat zuweilen gute Dienste gethan; und wenn der Kranke keine Latana und andern abführenden Mitteln nehmen. Nach diesen Vorschriften haben die Negerinnen nicht so bald die ersten Zufälle von dem Uebel an ihren Kindern bemerket, so baden sie solche ohne viele Vorbereitung und besprengen sie darauf mit großen Gefäßen voll Wasser.

Makaque oder  
Cayenner  
Wurm.

Man sagt nichts von dem Guineawurme, wovon man schon viele Beobachtungen gemacht hat. Hier ist aber die Gelegenheit, von dem Makaque zu reden, welcher zu Cayenne unter den Indianern, den Negern und Creolen sehr gemein ist, und welchen auch die

die Ausländer so gar bekommen, wenn sie sich lange daselbst aufhalten. Er ist von der Dicke eines Federkiels, einen Zoll lang, röthlich oder dunkelbraun, und an Gestalt fast einer Raupe gleich. Er wächst unter der Haut, gemeinlich an den Beinen, den Schenkeln, bey den Gelenken, vornehmlich am Knie. Anfänglich läßt er sich durch ein Jucken führen, worauf bald eine Geschwulst auf der Haut folget. Man schneidet sie auf, wenn man sie hat größer werden lassen. Das Thier findet sich daselbst im Blute schwimmend. Die Art und Weise, es heraus zu bringen, ist, daß man bloß die Haut drückt, und es mit einem kleinen gespaltenen Hölzchen fasset. Damit die Geschwulst desto eher zu ihrer Reife gelange, so beschmiert man sie mit dem Schmutz, der sich in den Tobackspfeifen sammelt. Wenn der Wurm heraus ist: so heilet die Wunde bald von selbst wieder zu.

Fransösisch  
Guiana.

Unter des Herrn Barrere Beobachtungen von der Handlung in Cayenne, findet man einige sehr merkwürdige von gewissen Pflanzen, welche diese Colonie gleichsam an Kindesstatt aufgenommen hat. Er belehret uns, daß man nur erst 1721 angefangen habe, daselbst Caffee zu bauen. Einige französische Ueberläufer, welche nach Surinam gegangen waren, schmeichelten sich, von dem Statthalter zu Cayenne ihre Verzeihung zu erhalten, wenn sie ihm einige Caffeebohnen mitbrächten, welche die Holländer schon in ihrer Pflanzstadt mit gutem Erfolge zu bauen angefangen hatten. Sie wurden in die Erde gesteckt. Drey Caffeestöcke, die bald aufgiengen, brachten eine gute Anzahl Bohnen, welche unter die Einwohner vertheilet wurden; und innerhalb wenig Jahren war die ganze Insel damit versehen, die Gestalt der Caffeebäume aber ist von denen in Arabien sehr unterschieden <sup>2)</sup>.

Caffee.

Der Caffee in Cayenne erhebt sich nur zehn Fuß hoch. Die Wurzel bringt einen geraden Stengel, unten zween Zoll dicke hervor, welcher gleich von seinem Ursprunge an zweigicht ist. Die Zweige, welche ins Kreuz und zween und zween einander gegen über stehen, erstrecken sich rund herum bis auf drey oder vier Fuß, und machen eine ziemlich buschichte Staude, fast von Pyramidenförmiger Gestalt. Die Blätter wachsen auch zween und zween, gleich des Franklorbeers (Laurier franc) feinen, aber viel größer. Ihre Länge ist gemeinlich einen halben Fuß, und ihre Breite drittelhalb Zoll. Sie sind oben dunkelgrün, und unten blaßgrün, und an dem Rande ein wenig flammicht. Zwischen ihnen wachsen Absatzweise viele Blumen heraus, die ziemlich dicht stehen, aber fast keinen Geruch haben. Eine jede ist ein kleines weißes Röhrchen, sechsthalb Linien lang, welches fast des kleinen Jasmines feinen ähnlich, und oben in fünf Theile getheilet ist. Der Griffel, welcher von unten herauf kömmt, ist anfangs nur ein sehr kleines flaches Knöpfchen, und hat oben ein gabelförmiges Fädchen, ungefähr sechs Linien lang. Er verändert sich in eine grüne Beere, welche die Kirschfarbe annimmt, wenn sie reif wird, und zwey Samenförner oder zwey Bohnen enthält, die auf der einen Seite bauchicht, und auf der andern flach sind, und deren jede in eine weißliche Capfel eingeschlossen ist.

Die Jahreszeit, worinnen die Bäume blühen und ihre Früchte bringen, ist vornehmlich die Regenzeit. Beym Anfange, da man sie pflanzete, zweifelte man, ob sie die Witterung würden vertragen können. Die überaus große Dürre machte, daß viele ausgiengen; und der übermäßige Regen im Winter hinderte, daß die Früchte nicht reif werden konnten, oder machte, daß auch selbst die Wurzeln verfauleten, so wie sie sich im Grunde

<sup>2)</sup> Man sehe die Reise nach dem glücklichen Arabien im XI Bande dieser Sammlung.

Fransösisch  
Guiana.

ausstrecketen. Ueber dieses hatte man unendliche Mühe, die neuen Pflanzen vor den Ameisen und anderm Ungeziefer zu verwahren, welche sie abfressen. Heutiges Tages wachsen die Bäume vollkommen; und wenn sie ihre natürliche Größe erreicht haben, so geben sie ordentlich jeder zwölf Pfund Bohnen. Barrere versichert, der Cayenner Caffee gebe, wenn er ein wenig alt ist, dem von Moka nichts nach. Man hält zwey Erndten mit ihm; die erste im Brachmonate und die andere um Weihnachten. Die Zweige, welche im Brachmonate blühen, bringen im Christmonate Frucht; und diejenigen, die um Weihnachten blühen, geben im Brachmonate Früchte. Der Baum kömmt auf einem erhabenen Lande besser fort, als in einem niedrigen; er wächst auch lieber in einem schwarzen und fetten Erdreiche, welches zum Unglücke in der Colonie ziemlich selten ist, als im sandichten Boden. Endlich so vermehret er sich lieber durch den Samen, als durch Reiser.

Cacao,  
Baumwolle  
und Pitte.

Seit 1735 hat man auch Cacao gepflanzt; und die Colonie machte sich von seinem guten Fortkommen gleich große Hoffnung. Man bauet daselbst auch Baumwolle, welche der Verfasser für feiner und schöner hält, als die auf den andern Inseln, ob sie gleich von eben der Art ist, das ist von der Classe derjenigen, die man Staudenbaumwolle nennet, weil ihre Pflanze zehn oder zwölf Fuß hoch wächst. Die Pitte, welche auf der Insel nicht verabsäumet wird, giebt einen sehr nützlichen Faden. Man versichert, der Faden davon sey viel stärker und feiner, als die Seide; und die Furcht, man möchte den Seidenfabriken schaden, ist die einzige Ursache, daß man sie nicht nach Europa verführet. Die Portugiesen machen Strümpfe daraus, die sie sehr hoch schätzen; und die Indianer scheelen diese Pflanze, wie den Hanf, um Stricke und Hamacken daraus zu machen.

Allein, ob gleich bey diesen neu angenommenen Pflanzen die Insel Cayenne von Natur vortreffliche Bäume hat, und eine sorgfältige Wartung alle ausländische Früchte, so gar den Zimmet und Pfeffer nicht ausgenommen, kann wachsen lassen: so ist doch ihr vornehmster Handel mit Zucker und Rocu, wovon Barrere die jährlichen Einkünfte, nebst denen von andern Waaren über hunderttausend Thaler steigen läßt. Die Schiffe, welche man dahin schicket, haben zu ihrer Ladung nur Wein, Mehl, Pöckelfleisch, grobe Leinwand, vornehmlich gemalte Leinwand, Eisenwerk, verschiedene Arten Zeuge und Kramwaaren, mit einem Worte die einfachesten, und zum menschlichen Leben notwendigsten Waaren. Und doch würde es unnütz oder schädlich seyn, wenn man gar zu viel dahin bringen wollte; weil man solche nicht leichtlich würde los werden können. Das Unglück der Insel ist, daß es ihr an Einwohnern, vornehmlich an Negern fehlet, noch vieles gutes Land an zu bauen, welches in einer so kleinen Strecke unbebauet liegen bleibt.

Benachbarte  
Inseln von  
Cayenne.

Vier Seemeilen von der Küste, demjenigen Theile gegen über, den man Remire nennet, findet man fünf kleine Inseln, welche nach der Sage der Wilden ehemals an Cayenne gehangen. Die beyden am weitesten entfernten, welche fast von einerley Größe sind, und sich wie Zitzenwärzchen zeigen, heißen die beyden Zitzen oder die Söhne; wie auch die Namen der drey andern ebenfalls von ihren Eigenschaften, oder ihrer Gestalt hergenommen sind, und der Vater, die Mutter und die Malingre heißen. Die größte hat nur ungefähr drey Viertelmeile im Umfange. Sie sind nicht so wohl Inseln, als vielmehr große Felsen, die mit einer unendlichen Anzahl Ameisenhaufen durchlöchert sind. In dessen sind sie doch mit Gehölzen bedeckt und mit Waidwerke besetzt. Man verwies vor Zeiten diejenigen dahin, welche diese Strafe in der Pflanzstadt verdienet hatten.

Heuti-

Heutiges Tages pflegen die Einwohner der Küste zwischen diesen Klippen den Schwerdtfisch und die großen Seeschildkröten zu fangen, die sich gemeiniglich nach den Felsen zu begeben, an welchen sich die Wellen brechen. Sie brauchen zu dieser Fischerey eine Art Garn, die Sole genannt. Dieses Netz ist funfzehn bis zwanzig Fuß breit und vierzig bis funfzig Fuß lang. Die Maschen sind einen Fuß weit im Vierecke und der Saum dazu nicht über anderthalb Linien dick. Man heftet von zwey zu zwey Maschen zwey Stöße einen halben Fuß lang, die von einem stachlichten Stengel gemacht werden, welchen die Indianer Mucu-mucu nennen und statt des Pantoffelholzes oder Gorkes dienen. Unten bindet man vier oder fünf große Steine vierzig bis funfzig Pfund schwer an, um das Netz recht straff ausgespannt zu halten. An die beyden Enden, welche mit dem Wasser gleich sind, bindet man andere große Stücke Mucu-mucu, welche zu Zeichen dienen, um den Ort zu bemerken, wo das Netz geworfen ist. Die Sollen werden ordentlicher Weise sehr nahe bey den Inselchen ausgeworfen, weil die männlichen Schildkröten, als die einzigen, die man bey dieser Fischerey fängt, eine Scepflanze oder vielmehr eine Art von Schwamm, abzufressen gehen, die nur auf den mit dem Wasser gleichen Felsen wächst. Die Fischer halten ordentlich ihr Quart; das ist, sie besuchen von Zeit zu Zeit die Netze. Wenn die Sole anfängt zu caliren, nach ihrer Sprache, das heißt, wenn das Netz auf der einen Seite mehr einsinkt, als auf der andern: so eilet man, es heraus zu ziehen. Die Schildkröten können sich aus dergleichen Netzen nicht leicht losmachen, weil die Wellen, welche bey den Inselchen ziemlich hoch sind, den beyden Enden eine beständige Bewegung geben, welche sie betäubet, oder sie verwickelt. Der Espadon oder Schwerdtfisch hängen bewegt sich zuweilen, wenn er gefangen ist, so heftig, daß er das Netz zerreißt und durchgeht; und man erkennet es an der Zerreißung der Maschen, ob einer von diesen Fischen durchgegangen. So wenig man es auch verschiebt, die Netze zu besuchen, wenn man einige Schildkröten gefangen hat: so findet man sie doch gemeiniglich erstickt und ganz todt darinnen.

Französisch  
Guiana.  
Fischerey des  
Schwerdtfi-  
sches und der  
Schildkröten.

Die ordentliche Zeit, um die Schildkröten zu fangen, ist von Jenner bis in den May: den Schwerdtfisch aber fangt man zu Anfange des Winters, vornehmlich wenn der Nordwind regieret. Im Christmonate, Jenner, Hornung, und März ist dieser Wind zuweilen so heftig, daß er die Pflanzen austrottet. Der Schwerdtfisch kömmt niemals so nahe an das Land, als die Schildkröte. Man wirft die Sollen auch ein wenig mehr auf der Höhe aus; und wenn dieser Fisch gefangen ist, so unterläßt man nicht, ihm mit einem Beile die Art von Schwert abzubauen, welche seine Vertheidigung ist, und das noch eher, als man ihn in das Canot nimmt, vornehmlich wenn er außerordentlich groß ist. Ohne diese Vorsicht würde er einen Fischer tödten oder gefährlich verwunden. Es finden sich welche von fünf und zwanzig und dreyßig Fuß lang. Da das Fleisch desselben nicht so gar gut ist, die Arbeit und Gefahr zu vergüten: so wird es den Indianern und Negern überlassen. Die Leber aber ist wegen der Menge Oeles, das man daraus zieht, und welches man in den Zuckerfiedereyen verbrennt, sehr nützlich. Die große Schildkröte hängen ist in diesem Meere vortreflich.

Man fängt auch zwischen den vier Inselchen, aber sehr selten, die schöne Art Schildkröte, welche man Carret nennet, und deren Schaale stets ein Grund zu einer reichen Handlung gewesen. Barrere glaubet, sie sey um Cayenne eben so gemein, als die andere, und



Fransösisch  
Guiana.

Beobachtun-  
gen wegen der  
Schwierigkei-  
ten in Guiana  
zu dringen.

Wirkliche Be-  
wohner der  
Küste.

und bedauret hier wieder, daß die kleine Anzahl von Einwohnern ihnen nicht erlaube, einen ordentlichen Jang derselben anzustellen o).

Die Sitten und Gebräuche der Indianer in Guiana sind in den beyden Beschreibungen, an welche man sich hier hält, eben so, wie in denen, die vorhergegangen sind; und diese Bestätigung muß denjenigen gefallen, welche die genaue Wahrheit in diesen Gemälden lieben. Barrere hat noch das besondere Verdienst, daß er allen den fernigen eine Erzählung der verschiedenen Völkerschaften beyfüget, welche den Franosen bekannt sind. „Man unterscheidet sie, saget er, in Indianer von den Küsten und Indianer aus dem Lande. Die Anzahl derjenigen, welche in dem Innern des Landes ausgebreitet sind, muß viel größer seyn: die Entfernung aber, worinnen sie von einander sind, und die Schwierigkeit in ein so weitläufiges Land, durch gräuliche Wüsten, Wälder von hundert Meilen und über solche Flüsse, als man vorgestellet hat, zu dringen, erlauben nicht, sich diejenigen Nachrichten zu verschaffen, die man wünschet, und erlauben noch weniger, eine Handlung dahin zu versuchen. Es würde nicht allein diese Schwierigkeit durch die Länge, und die bösen Beschaffenheiten des Weges, sondern auch noch durch die mancherley Sprachen, den unmäßigen und fast beständigen Regen, welcher es eben so gefährlich macht, über die Flüsse zu gehen, als sie von Natur hinauf zu fahren sind, und vornehmlich durch die Wildheit der Einwohner unübersteiglich seyn, als welche einen Reisenden, da sie noch niemals Europäer gesehen, eben so wohl aus Lust, um ihm seine Kleider zu nehmen, als auch aus Begierde, ihn zu essen, tödten würden; denn es ist gewiß, daß sie alle zusammen Menschenfresser sind p) . . .“

Was diejenigen betrifft, die man Indianer von den Küsten nennet, so hat man bereits angemerket, daß sich ihre Anzahl nicht über zwölf oder funfzehn tausend beläuft. Wenn man die Galibier ausnimmt, welche die einzigen sind, die der Krieg nicht aufgerieben hat, und die sich von der Insel Cayenne bis jenseits des Orinoko erstrecken: so sind alle die andern portugiesische Indianer, welche ihre besondere Gebräuche mit sich in verschiedene Kreise gebracht haben, aus welchen die Galibier sie nicht haben verjagen wollen. Seit mehr als hundert Jahren giebt man sich Mühe, ihnen Grundsätze der Menschlichkeit und Religion bezubringen. Die Jesuiten haben einen Theil derselben in ordentliche Wohnungen zusammen gebracht und hören nicht auf, ihren Eifer daselbst auszuüben q). Vermuthlich hat man durch dieses Mittel ihre meisten Namen erfahren. Wenn aber alle diese Indianer zusammen nicht über funfzehn tausend sind: so muß man urtheilen, daß bey einer so großen Mannichfaltigkeit von Völkerschaften jedes Karbet nicht sehr bevölkert seyn kann.

Die Galibier machen also die vornehmste und zahlreichste Völkerschaft aus. Barrere giebt den Cuffaniern und Maraonern den zweyten Rang. Die Aruaer, denen er den dritten giebt, sind kriegerisch und arbeitsam. Die Mission Kuru besteht aus einer großen Anzahl Indianer von diesen vier Völkerschaften.

Die Tairaer sind nicht so wohl eine besondere Völkerschaft, als vielmehr ein Mischmasch von verschiedenen Völkerschaften, welche an der Mündung der Flüsse wohnen. Die Karaner werden noch für Menschenfresser gehalten, ob sie gleich Nachbarn der Franzosen und

o) Man sehe oben den XIIten Band, in dem Abschnitte von der Naturgeschichte, wo man eine Menge merkwürdiger Beobachtungen von den Wan-

derungen, dem Eyerlegen und den verschiedenen Arten der Schildkröten gesammelt hat.

1. Palikour .

2. Akoquoua .



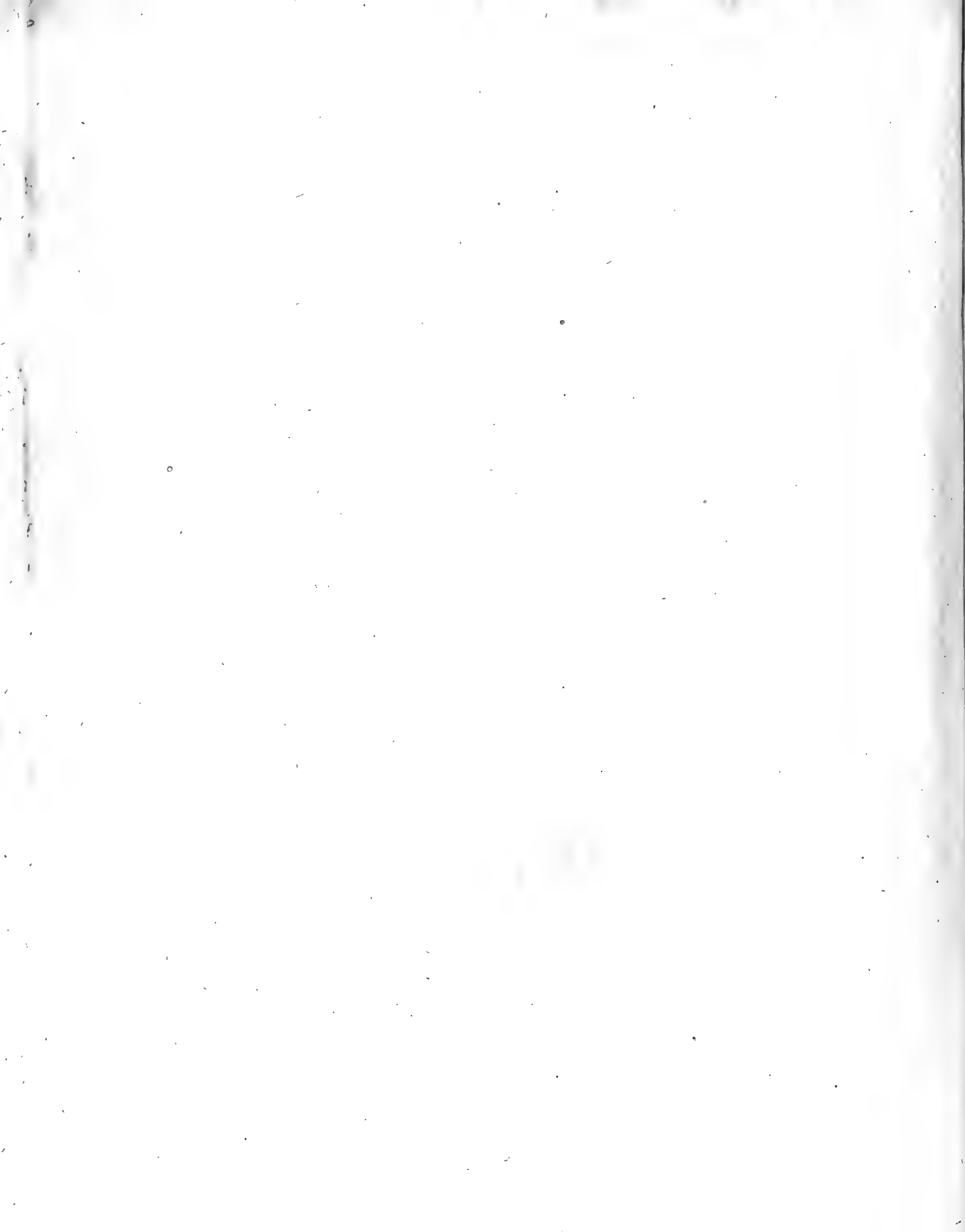
1



2

Indianer und Indianerin  
aus Guiana .





und Missionen sind. Die Nayaer, welche die Franzosen Uenen nennen, haben nichts merkwürdiges, als ihre Lust zur Handlung. Man hat von den Palicurtern geredet, die sich das Gesicht von einem Ohre zum andern durch eine Kreislinie zergraben, welche über das Kinn geht. Die Aramayonen, die Noraguer, die Piriner, die Macuanier, die Mauriner, die Tokoyenen, die Palanguer, die Careupier, die Armagutuer, die Napruaner sind zehn Völkerschaften, welche längst denen Criquen und Flüßen herflüßet sind, die sich in den Nyapok ergießen. Die Acuquaer, welche die Gewohnheit haben, sich die Backen zu durchstechen, damit sie Federn hinein stecken können, wohnen an den Ufern des Kamops. Man nennet nur die Mayeten, die Marakupier, die Maytaer und die Karanariuer, ohne ihre Kreise anzuzeigen. Die Arikareten sind die alten Einwohner der Insel Cayenne; ihre Völkerschaft ist fast ganz ausgegangen. Die Tututaner, welche in Maopar, Oyanpier, Ayuaniquer, Caucucianer und Machicucianer, welche in Maopar, Oyanpier, Ayuaniquer, Caucucianer und Machicucianer getheilet werden, bewohnen die Wälder; und das zeigt ihr gemeinschaftlicher Namen Tututaner an. Man nennet zehn Völkerschaften, die sich an der Mündung des Amazonenflusses gesetzt haben, als die Aruacaner, die Aruakaer, die Cumauter, die Mainkianer, die Amaciduer, die Urubaer, die Ameneyuer, die Apianaer und die Acuchienen. Die Farpuyranaer, welche man auch an eben die Seite zu setzen scheint, sind wilde Völker, welche eine sehr platte Stirn und eben solchen Hinterkopf haben. Gleich von der Geburt an geben die Mütter dem Kopfe ihrer Kinder diese Gestalt durch kleine Bretter, welche sie stark zusammen binden. Die Marupier, die Manauten, die Cerataner und die Aronkayuer sind andere Völkerschaften, die in dem Lande sich gesetzt haben. Die Calipuruer reden eine Sprache, die man mit eben dem Namen benennet, und welche sich in einem großen Theile des mittäglichen America ausgebreitet hat. Die Sakaquer, die Bacikurrer, die Maker oder die Anchionen, die Myer, die Paraxuarier, die Cayaer, die Saliner, die Supayer, und die Pacaxer scheinen aus verschiedenen Theilen von Brasilien gekommen zu seyn. Es ist kein Zweifel, daß die Tapuyaer nicht ein Zweig von der brasilianischen Völkerschaft eben dieses Namens seyn sollten. Sie bewohnen eine Gegend in Guiana, woraus man grüne Steine hohlet.

Uebrigens werden die meisten von diesen Völkerschaften auch bey dem Laet genannt, aber ohne die geringste Erläuterung wegen ihres Ursprunges. Er hat sich so gar beflissen, viele Wörter aus ihrer Sprache zu sammeln, vornehmlich saget er, aus der Yaoer ihre, welche die gemeinste in dieser Gegend ist und aus der Aruakaer und Chebaoer ihre. Er verleiht einige mit einander, damit man ihre Aehnlichkeit oder ihren Unterschied sehen möge. Dieses ist eine besondere Beobachtung, die wir niemals hindangesehet haben, wenn sie uns vorgekommen ist.

Ihre Sprache.

	Maoisch.	Aruakaisch.	Chebaoisch	
Vater	Pape	Pilplii	Zeja	
Mutter	Immes	Saecti	Zamma	
Kopf	Boppe	Uassiti	Uakewirri	
Ohr	Panna	Uadike	Uakenoely	
Auge	Voere	Uakosie	Noeyery	Nase

p) Am angef. Orte a. d. 234 u. f. S.  
q) Man sehe Les Lettres edifiantes et curieuses

ses und die Reisebeschreibung der PP. Grillet und Bechameil.

Fransösisch  
Guiana.

Nase	Soenaly	Uassieri	Uassibaly
Mund	Sopatally	Dalerofe	Darrimally
Zähne	Soicellii	Darii	Uadacoely
Beine	Pollellii	Dadane	Uatabaye
Füße	Poepe	Dackofie	Uafchirry
Bäume	Ueue	Sada	Uatly
Bogen	Soerappe	Lemarape	Soerapally
Pfeile	Mapoetoe	Symare	Sewerry.

Alle diese Indianer theilen die Zeiten nach den Monden ab. Die Yaocer nennen den Mond Nonna oder Noene; die Aruakaer Cattchi und die Chebaocer Kirritre. Die Sonne wird von den erstern Uejo genannt, welche dieses Wort auch brauchen, den Tag damit zu bezeichnen. Die zweyten nennen sie Adaly, und die Chebaocer Uccoelie.

Obgleich die gemeine Gewohnheit dieser Wilden ist, daß sie an ihren Fingern etwas abzählen und beyde Hände aufheben, wenn sie zehn andeuten wollen, und wenn sie zwanzig auszudrücken gedenken, auch zugleich die Zehen an ihren Füßen zeigen: so haben die Yaocer dennoch eigene Namen für jede Zahl: als 1 Terwyn; 2 Tage; 3 Terrewan; 4 Tagine; 5 Neparoen; 6 Terwyn Jeklikene; 7 Tage Jeklikene; 8 Terrewan Jeklikene; 9 Tagine Jeklikene; 10 Jemerale Neparoen. Darauf setzen sie noch ein anderes Wort zu den fünf erstern Zahlen und esse heißt Terwyn Abopene; 12 Tage Abopene u. s. w. 16 Terwyn Sabopopene; 21 Terwyn Demoene. Die folgenden Wörter sind auch aus der Yaocer Sprache.

Kehle, Icene,	Luft und Wind, Depeite.	Gans, Rapone
Hals, Boppomery.	Regen, Kenape.	Geyer, Uakare
Schulter, Soomotaly.	Donner, Tonimeru.	Papegey, Kurga.
Herz, Soppelabolle.	Erde, Soie.	Krebs, Coia.
Bauch, Holopotacy.	Meer, Parona.	Art, Uoe.
Brust, Pielapo.	Feuer, Uapoto.	Messer, Rapoie.
Zißen, Mannatii.	Stein, Tapu.	Ruder, Aguebüte
Arme, Tapelly.	Gold, Carecury.	Spaden, Masseta.
Knie, Soenaly.	Baum, Ueue.	Essen, Uewine.
Bruder, Suoroie.	Hirsch, Uffari.	Trinken, Uoenike.
Schwester, Uarie.	Eber, Pingo.	Schlafen, Uniguene.
Tochter, Corui.	Tiger, Arua.	Kommen, Tase.
Himmel, Capu.	Hund, Pero.	Weinen, Uamonci.
Stern, Chirika.	Caninichen, Acuri.	Schlagen, Pogue.

Sie machen eine Menge Zeitwörter, indem sie zu den Nennwörtern das Wort Ery hinzusetzen. Also heißt Amaca-Ery einen Hamak machen, oder die Kunst einen Hamak zu machen. Jafay heißt ja; uati nein; toporne weiß; cure gut; icone böse; topiorume schwarz, nomone groß; enchique klein r).

Zeugniß der  
Holländer von  
der Lage eini-  
ger Dertter.

Die Holländer, denen man diese Anmerkungen zu danken hat, und deren Zeugniß von der Lage einiger Dertter nicht verdächtig ist, wo sie sich gesetzt haben, wie man gesehen hat,

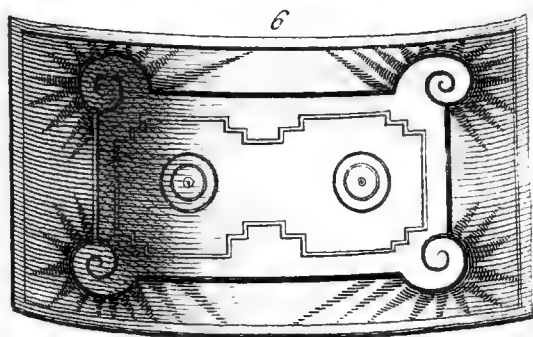
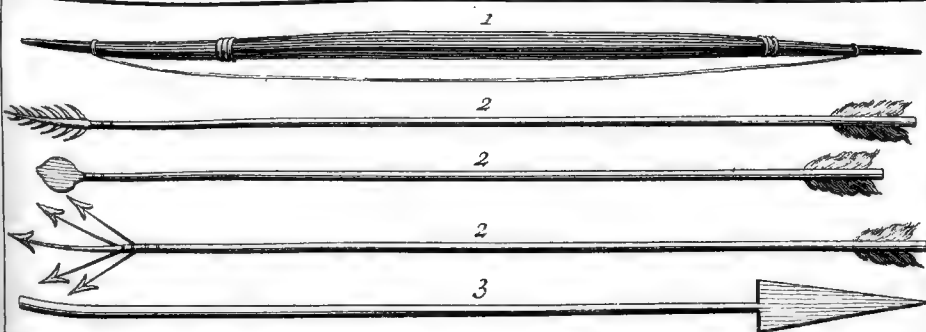
r) Laet Descript. Ind. Occid. Lib. XVII. cap. 12.

s) Ebendas. im 9 Cap.



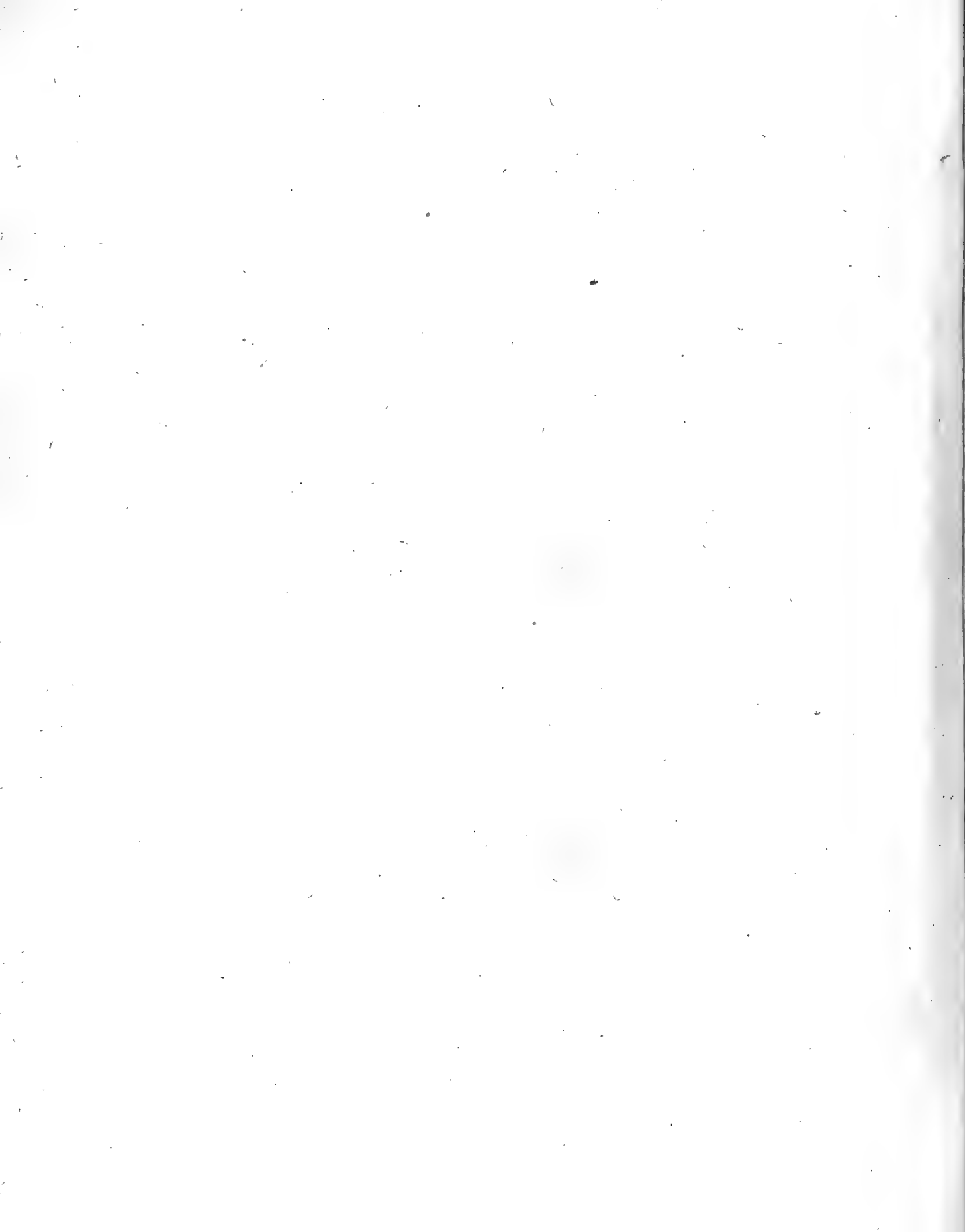
Waffen der guyanischen Indianer.

N<sup>o</sup>. 13.



1. Bogen.
2. Auf verschiedene Art bewaffnete Pfeile.
3. Hölzernes Spitze.
4. Knopf.
5. Steinerne Axt.
6. Schild.
7. Indianische Flinte.





hat, setzen den Fluß Oyac, welchen sie *Via* nennen, in vier Grad vierzig Minuten Norderbreite; sie lassen ihn von sehr weit aus dem festen Lande herkommen, rühmen die Fruchtbarkeit seiner Ufer, und lassen sie von der Völkerschaft der Chebaocer bewohnen. Sie setzen, wie *Reymis*, nicht weit von diesem Flusse eine vortreffliche Rhebe unter gewissen Inseln, die gegen das feste Land zu liegen, und wovon sie die größte *Guateri* nennen, welche ebenfalls von Chebaocern bewohnt ist, und allerhand Vorrath hat, wo man über dieses einen sehr guten Hafen findet. Sie zählen auch noch drey andere; die mehr außen liegen und ihren Namen, wie *Laet* saget *s)*, von ihrer Lage in Gestalt eines Dreyeckes haben. Endlich setzen sie zwischen die Flüsse Oyac und Cayenne eine Insel, Namens *Matoruy*, welche nichts anders, als die Insel Cayenne selbst seyn kann, weil sie ihr sechzehn Seemeilen im Umkreise geben. Andere, saget *Harcourt*, nennen sie *Mayeri* und geben dem hohen Theile des Eylandes, welcher nach dem Oyac zu sieht, den Namen *Mariori*, und die andern Höhen mitten in der Insel nennen sie *Matoruy*. Sie setzen hinzu, sie wären vor Alters von einer Völkerschaft *Carai* bewohnt worden, die aber sehr leutselig gewesen, und es wüchsen daselbst bey jedem Schritte, auf den Gefilden Stauden zween Spannen hoch, welche eine Art von purpurfarbenen Pflaumen trügen, die fast eben so schmecketen, wie die *Myrabolanen*. Endlich reden sie von vier kleinen Inseln, welche nicht weit von der großen sind gegen Osten, wovon sie die östlichste *Sannaum*, die westlichste *Speneri* und die beyden andern *Porcere gemera* nennen: sie gestehen aber: es wären dieses barbarische Namen, die wohl von verschiedenen Europäern könnten seyn geändert worden *t)*.

Eben der *Harcourt* versichert, die Insel Cayenne würde von ihren alten Einwohnern *Muccumbro* genannt; sie wären in der That *Carai*; und *Artaicary*, ihr vornehmstes Oberhaupt, wohnte nahe bey einem Berge *Cillicidemo* genannt, von dessen Gipfel man die ganze Insel übersehen könnte. Dieser Reisende, welcher sich rühmet, die folgende Küste sorgfältig beobachtet zu haben, rechnet nur zehn Seemeilen von dem Flusse *Amanna* bis zu dem Flusse *Marony*, und setzet den *Marony* in fünf Grad fünf und vierzig Minuten Norderbreite. Er gieng 1608 diesen Fluß hinauf. „Er ist bey seiner Mündung über eine deutsche Meile breit, saget er: ob er nun aber gleich auch ziemlich tief ist, so machen doch viele Sandbänke das Einlaufen schwer. Wenn man diese Hindernisse überwunden hat: so findet man gegen das linke Ufer zu, acht Fäden Wasser; und diese Tiefe fährt bis an drey kleine Inseln fort, über welche hinaus sie immer mehr und mehr abnimmt. Diese Inseln führen unter den Indianern den Namen *Curuapory* und können nicht bewohnt werden, weil sie zur Regenzeit unterm Wasser stehen. Von der See an bis zu diesem Orte nimmt der Fluß noch viele andere ein, unter welchen *Harcourt* den *Cusseuni* nennet, welcher zwey Meilen von der Mündung hinein fällt.

„Ueber den dreyen Inseln stieg er in einem Flecken, Namens *Moguman*, ans Land, welcher an dem linken Ufer lag, und dessen Einwohner, von der Völkerschaft der *Paragoten*, den ehrlichsten Mann von der Welt, mit Namen *Maperitaka*, zum Oberhaupte hatten. Den andern Morgen stieg er an dem rechten Ufer in einem andern Wohnplatze aus, dessen Oberhaupt *Minapa* hieß. Zwey Canote, die er von diesem Indianer erhielt, führten ihn über zwanzig Seemeilen von der Mündung zwischen viele Flecken, die

*t)* Ebendaf. im 9 Cap.

Fransösisch  
Guiana.

„sich an beyden Ufern zeigten. Er traf aber eine Menge Felsen an, von denen das Wasser mit vieler Heftigkeit herunter stürzte. Der Beystand der Indianer ließ ihn über diese Wasserfälle glücklich hinweg fahren, die immer zunahmen, so wie er hinanrückte. Endlich fand er sich nach einer sechstägigen Schiffahrt vierzig Seemeilen vom Meere; und da ihm die Hinderniß von den Felsen nicht erlaubete, weiter zu gehen, so entdeckte er von einem hohen Orte, Sapporu genannt, noch weit höhere Berge, welche seine indianischen Führer Matauere: Nupanana nannten. Sein Vetter Bocher, welcher sich eines Anlaufens des Wassers zu Nuße machte, gieng mit eben den Führern noch weiter hinauf, und kam an den Flecken Taupuramüne, welcher hundert Meilen von der Mündung ist. Von da begab er sich weiter nach dem Flecken Moreshago, vier Tagesreisen weiter, und vernahm daselbst, man fände sechs Tagereisen davon viel größere und stärkere Indianer, welche sich die Ohren, die Nase und die Unterlippe durchbohreten und deren Bogen und Pfeile außerordentlich groß wären. Auf einem so langen Wege sah er eine Menge Flüsse, welche in den Marony fallen, als der Arrene, der Toppanam, der Errewin, der Cowama, der Porakette, der Arrova, der Arretuere, der Uunne, der Anape, der Nunime und der Karapion. Man versicherte ihn, von dem Flecken Taupuramüne bis an die Quellen des Marony wären zwanzig Tagereisen.

Neu-Andalusien.

#### Der IV Abschnitt.

Niederlassungen in Neu-Andalusien von dem Orinoko bis an Rio de la Hacha.

Gränzen dieses Landes.	Cap Araya.	Außerordentliche Salzgrube.	Schanze Sant Jago.	Provinz Cumana.	Venezuela.	Anderer Provinzen.	Spanische Städte.	Carora.	Caravaleda.	Sant Jago von Leon.	Nova Valencia.	Nova Xeres.	Nova Segovi.	Eucuyo.	Erzfillo.	Laguna.	See Maracaibo.	Verschiedene indianische Völkerschaften.	Rüste von Neu-Andalusien.	Bergebirge Coquibocca und Bela.	Inseln an der Küste.	Blancortuga.	Orchilla.	Rocca.	Wes. Margarethha und Cubaga.	Coché.	Los Testigos.	Tabago.
------------------------	------------	-----------------------------	--------------------	-----------------	------------	--------------------	-------------------	---------	-------------	---------------------	----------------	-------------	--------------	---------	-----------	---------	----------------	--	---------------------------	---------------------------------	----------------------	--------------	-----------	--------	------------------------------	--------	---------------	---------

Gränzen dieses Landes.

Der ostliche Theil des festen Landes, welcher sich von dem Orinoko bis an Rio de la Hacha erstreckt, enthält verschiedene Provinzen, welche die Spanier lange Zeit unter dem Namen Neu-Andalusien begriffen haben. Allein, obgleich viele Schriftsteller solchen noch behalten: so findet man ihn doch in ihren neuen Eintheilungen auf die Länder Paria und Cumana eingeschränket, und das Uebrige wird durch den Namen Venezuela unterschieden. Nachdem wir die Entdeckung dieser Küste <sup>u)</sup> und die Anlegung der ersten Sitze darinnen erzählt haben <sup>x)</sup>: so gedenkt man hier solches nur bloß zu wiederholen, um einigen Begriff von seinem wirklichen Zustande zu geben, und damit wir vollends um das feste Land bis nach Tierra firma hinum kommen, womit man die Beschreibung des mittäglichen America angefangen hat.

Es ist sehr seltsam, daß dieses große Land, welches eines von den ersten ist, das die Spanier entdeckt haben, von ihren Schriftstellern am meisten verabsäumet und von den Reisenden am wenigsten besucht worden. Man kennet nicht eine einzige Reisebeschreibung, welche

<sup>u)</sup> Im XIII Bande dieser Samml. a. d. 89 S.

<sup>x)</sup> Im XV Bande dieser Samml. a. d. 51 S.

welche den Titel davon hat, noch eine besondere Beschreibung davon giebt: es fehlet aber **Neu Andalusien.** doch nicht an Nachrichten, welche bey den Reisebeschreibern hin und wieder zerstreuet sind, und an andern Hülfsmitteln, die man nur zusammentragen darf.

Wenn man aus dem Meerbusen von Paria durch das Drachemmaul oder Bocca **Cap de Sabel Drago** hinaus fährt, welches man zur Zeit seiner Entdeckung beschrieben hat: so findet man an der Ecke der Dreieinigkeitsinsel gegen Westen das Vorgebirge de Salinas, welches man auch das Vorgebirge Paria von dem Namen der Provinz, wozu es gehört, nennet. Man kann kaum begreifen, woher dieses Land, welches auf siebenzig Seemeilen an der Küste bis nach dem Vorgebirge Araya hat, so wenig bekannt, und vermuthlich so wenig bewohnt ist, daß auch in dem ganzen mittäglichen America wenig unbekanntere Theile sind. Außer einer kleinen Anzahl Spizen und Seebusen, die man gleichsam als von ungefähr auf die Karten gesetzt findet, als Tres Puntas, welches die meisten fast in die Mitte dieses Raumes setzen, findet man von der Provinz Paria sonst nichts, als ihren Namen.

Das Vorgebirge Araya, welches in diesem Meere sehr berühmt ist, geht fast in einen scharfen Winkel, der Westspitze von Margarethen gegen über, vor, und bildet gegen Osten einen Busen, welcher auf viele Seemeilen weit in das feste Land hinein geht. Die Spanier nennen ihn **Golfo de Cariaco**. Er ist hier sehr breit: er zieht sich aber gegen die Spitze der kleinen Stadt Cumana ein wenig enger zusammen. Die Gegenden des Vorgebirges sind, wie alles Erdreich des festen Landes, in einem Raume von einigen Meilen sehr niedrig und mit Dornen bedeckt. Hinter dem Vorgebirge hat die Natur eine Salzgrube gemacht, welche den Schifffahrern sehr nützlich seyn würde, wenn sie nicht so weit vom Ufer wäre.

In dem Innern des Meerbusens aber bildet das feste Land einen Ellbogen, bey welchem eine andere Salzgrube ist, die größte vielleicht, die man bisher noch gekannt hat. Sie ist nicht über dreyhundert Schritte vom Ufer, und man findet darinnen zu allen Jahreszeiten ein vortreffliches Salz, ob gleich nicht so viel zur Regenzeit. Die Meynungen von dem Ursprunge dieses Salzes sind verschieden. Einige glauben, die Meereswogen, welche von den Stürmen in den Teich getrieben werden, und daraus keinen Ausgang weiter haben, verdicken sich daselbst durch die Wirkung der Sonne, wie es in den durch Kunst angelegten Salzgruben, in Frankreich und Spanien geschieht. Andere, denen das Ufer gar zu bauchicht vorkömmt, als daß es die Wellen könnte hinüber gehen lassen, urtheilen, es komme das Salzwasser aus der See durch unterirdische Gänge dahin. Noch andere endlich schreiben dem Erdreiche selbst einige salzige Eigenschaft zu, welche es dem Regenwasser mittheile. Dieses Salz ist so hart, daß man es, ohne Eisen dabey zu gebrauchen, nicht heraus bringen kann. Man bedienet sich kleiner Barken, um es an das Ufer des Teiches zu bringen, von da es, auf kleinen Schleffen, an das Gestade des Meeres geführt wird. Obgleich die Salzgrube an einem sehr ebenen Orte ist: so ist sie doch an vielen Seiten mit hohen Gebirgen besetzt. Das ganze Land ist über dieses sehr dürr, ohne den geringsten Ansehn von Quellen oder Bächen. Dieses setzet die Arbeitsleute in die Nothwendigkeit, ihre Lebensmittel, und ihr Wasser von der andern Seite des Meerbusens zu hohlen, wo man drey Seemeilen weit im Lande einen kleinen Fluß, **Bardones** genannt, findet. Die Lebensmittel bekommen sie aus der Stadt Cumana selbst. Indessen ist doch diese Gegend sehr mit wilden Thieren besetzt, als Hirschen, Rehen, Hasen und Kaninichen, außer verschiedenen in Europa unbekanntem Thieren. Die Tiger und Schlangen sind daselbst in



Neu Andalusien.

großer Anzahl. Die Salzgrube selbst ist mit so spitzigen Disteln umgeben, daß man nicht dazu kommen kann, wofern man sich nicht erst mit vieler Mühe einen Weg dahin gemacht hat, welcher in kurzer Zeit wiederum verwächst; wenn man nicht mehr dahin geht. Die Holländer pflagen daselbst Salz zu hohlen. Nachdem sie im verwichenen Jahrhundert, von einigen spanischen Kriegeschiffen überfallen worden: so wurden sie aufgehoben, und ihnen mit vieler Strenge begegnet. Darauf ließ Spanien, um sich allein in einem ungetheilten Besitze zu erhalten, an diesem Orte eine Schanze erbauen, die mit gutem Geschütze und einer gemäßen Besatzung versehen war.

Schanze St. Jago.

Laet giebt die Beschreibung von dieser Schanze, so wie er sie von vielen Holländern gehört, welche diesen neuen Sitz gesehen hatten. Sie ist auf einem ziemlich erhabenen Felzen gebauet, ungefähr hundert Schritte von der See. Sie ist ein Viereck mit vier Basteyen an der Ostseite flankiret. Die Mauer ist von Feldsteinen, und ist wenigstens vierzig Spannen hoch. Die Seite, welche nach der See zu geht, ist die niedrigste. Man zählet daselbst nicht weniger, als drey und dreyßig Canonen, wovon die Hälfte metallene sind, und nicht weniger, als zweyhundert Mann Besatzung. Ihre einzige Schwäche ist, daß sie von einem Berge kann bestrichen werden, welcher nur durch ein ziemlich enges Thal davon abgefondert ist. Sie bekömmt zweymal die Woche ihren Vorrath aus Cumana, außer dem Weine, Oele und den Zeugen, die sie zur See bekömmt. Eine Warte, oder ein Wachthaus, welches auf dem benachbarten Gebirge steht, dienet beständig, die Schiffe zu entdecken, welche an die Küste kommen. Kurz, diese Schanze, welche die Spanier Sant Jago nennen, liegt zur Vertheidigung der Salzgruben so vortheilhaft, daß die kleinsten Stücke Geschütze die Schiffe und Barken in Grund bohren können, die sich ihnen nähern wollten.

Provinz Cumana.

Das Land, welches auf das Vorgebirge Araya folget, und von den vorhergehenden Ländern durch den Meerbusen Cariaco abgefondert wird, ist die Landschaft Cumana. Wenn man sich auf die Beschreibung der Spanier beziehen will: so geht sie ungefähr vierzig Seemeilen in das Land. Man hat an einem andern Orte die Gemüthsart und Gebräuche ihrer Einwohner <sup>g)</sup>, nebst den ersten Heereszügen der Spanier dahin, und der Stiftung einiger Städte mitgetheilet. Diejenige, welche den Namen Cumana führet, liegt zwö Seemeilen von der See zwischen Gehölzen, die sie vor denjenigen verbergen, welche an die Küste kommen, ausgenommen das Haus des Statthalters, welches man wegen seiner Lage auf einem Hügel in der Ferne wahrnimmt. Die Rheede ist überaus bequem wegen ihrer Tiefe, welche zwölf bis dreyzehn Faden auf einem sehr reinen Grunde ist, und wegen ihrer halbrunden Gestalt, wovon sie den Vortheil hat, daß sie vor vielen Winden bedeckt liegt, ohne zu gedenken, daß man daselbst nicht weit vom Ufer anlegen kann.

Venezuela.

Die Landschaft Venezuela, oder klein Venedig, wovon man den Ursprung des Namens anderwärts angezeigt hat <sup>z)</sup>, erstrecket sich heutiges Tages von den Gränzen von Neu Andalusien bis an die Gränzen der Statthalterschaft Rio de la Hacha. Man giebt dieser Strecke ungefähr eine Länge von hundert und dreyßig Seemeilen, und achtzig in seiner größten Breite bis an das neue Königreich Grenada. Die Länder sind daselbst so fruchtbar, daß man jährlich zweymal erndtet; man hält daselbst auf den Weiden, woran es einen Ueberfluß hat, eine große Anzahl Vieh; und diese beyden Vorthelle haben ihr

g) Man sehe oben den XV Band a. d. 9 S.

z) Im XIII Bande a. d. 89 S.

den Namen des Kornhauses, unter vielen andern Landschaften, erworben, welche sie mit Weizenmehle, mit Seezwiebacken, mit Käsen, mit Schmalze, mit Baumwolle und verschiedenen Arten von Zeugen versieht. Sie giebt auch eine Menge Leder und Salsparille, welche aus den Häfen Guayra und Caracas oder Caragues nach Europa versühret wird. Die Jagd und Fischeren sind daselbst sehr gut. Der Fluß Unare, welcher durchgeht, ist so fischreich, daß in dem letzten Jahrhunderte die Landeseingeborenen oftmals wegen des Rechtes, darinnen zu fischen, Krieg unter einander geführt haben. Es fehlet ihr auch nicht an Bergwerken, vornehmlich an Goldadern, worinnen man das Gold so gar für rein und lauter hält, und es auf zwey und zwanzig Carat und einen halben schätzt.

Neu Andalusien.

Diese Statthalterschaft enthält viele besondere Provinzen, die durch ihre eigenen Namen unterschieden werden, und an der Küste und in dem Innern des Landes liegen, als Curianam, Cuicas, Coracas, Bariquicemero, Tacuyo und einige andere. Weil man aber wegen ihrer Gränzen nichts gewisses findet: so ist es genug, daß man nur die vornehmsten genannt hat, deren Namen bey Gelegenheit, der heutiges Tages von den Spaniern bewohnten Städte wieder vorkommen können. Laet berichtet nach ihren Reisebeschreibern und Geschichtschreibern, alle diese Provinzen enthielten über hunderttausend Indianer, welche den Spaniern zinsbar wären, ohne diejenigen mit unter der Zahl zu begreifen, welche unter achtzehn und über fünfzig Jahren, und also durch einen besondern Befehl des indianischen Rathes von den Abgaben frey sind.

Andere Provinzen.

Die berufene Unternehmung der Welfer aus Deutschland hat an einem andern Orte den Inhalt eines wichtigen Abschnittes ausgemacht a). Man hatte seit 1550 aus Africa eine große Anzahl Neger in die Provinz Venezuela gebracht, worauf man die größte Hoffnung setzte. Kaum aber waren sie daselbst angelanget, so fingen sie an, sich zu empören; und da wurden alle Mannspersonen von ihren Herren niedergemacht.

Man zählet in dieser Statthalterschaft acht Städte oder große Flecken, die von Spaniern bewohnt sind, worunter die vornehmste ordentlicher Weise Coro heißt, wiewohl sie auch unter dem Namen Venezuela bekannt ist. Die Indianer nennen sie Corana. Ihre Lage ist gegen elf Grad Nordbreite in einer ziemlich gemäßigten Gegend, der es aber ganz und gar am Wasser fehlet. Ob sie gleich mitten auf einer Ebene liegt: so hat sie doch rund um sich herum Berge; welches vielleicht etwas beynträgt, ihre Gegend so gesund zu machen, daß man keine Krankheiten daselbst kennet, oder daß man keiner andern Arzneymittel brauchet, als Kräuter und Pflanzen, welche daselbst im Ueberflusse wachsen. Es sind daselbst eben solche See- und Landthiere, als in den andern Theilen des mittäglichen America. Man bemerket allein, daß die Löwen daselbst so furchtsam sind, daß ein Indianer sie mit einem Stabe in die Flucht jaget, da die Tiger hingegen von einer sonderbaren Wildheit sind. Die Stadt Coro hat zwey Häfen, einen gegen Westen, eine Meile weit davon in einer Bay, die hinter das Vorgebirge St. Romani hinein geht, wo das Meer niemals heftig ist, aber nicht über drey Faden Wasser hat; den andern gegen Norden zwö Semeilen von der Stadt, viel tiefer und stürmischer. Vor diesem Theile des festen Landes liegen die Inseln Aruba, Curacao, Bonaire, Aves oder Vögel, und einige andere, die sich von Osten gegen Westen fast unter einer Linie erstrecken. Die ganze Küste

Spanische Städte. Coro.

a) Man sehe vorher den XV Band dieser Samml. s. d. 52. u. f. S.

Neu Andalusien.

Rüste ist Winden ausgefeket, welche sie zum Anfern nicht gar sicher machen. Sie hat vor-  
treffliche Salzgruben, eine Meile weit im Lande.

Von der Stadt Coro an geht das feste Land auf zwölf Meilen in das Meer vor, und bildet eine Art von Halbinsel, welche die Indianer Paragoana nennen. Das äußerste Ende ihrer Spitze machet das Vorgebirge St. Roman aus. Man giebt dieser Halbinsel ungefähr fünf und zwanzig Seemeilen im Umfange. Der größte Theil derselben ist flach und mit wilden Thieren bevölkert. Dieses und der Mangel an süßem Wasser aber hindern doch nicht, daß sie nicht von einer guten Anzahl Indianer bewohnt werden, deren Sanftmuth man sehr rühmet. Coro ist der ordentliche Sitz des Statthalters der Provinz, eines Bischofes und Weihbischofes des Erzbisthumes San Domingo auf der Insel Hispaniola.

Ebene Carora.

In der Nachbarschaft eben dieser Stadt findet man die berufene Ebene, welche die Spanier los Llanos de Carora nennen. Sie ist sechzehn Meilen lang und sechs Meilen breit, und enthält in dieser Strecke alle Nothwendigkeiten und Vergnügungen des menschlichen Lebens in einem außerordentlichen Ueberflusse.

Von Coro nach der Provinz Bariquicemeto geht der Weg durch Gebirge Lizabaras genannt, welche ziemlich nahe bey der Stadt anfangen, und nicht so wohl wegen ihrer Höhe, als vielmehr wegen ihres rauhen Bodens, beschwerlich sind, und deren Bewohner, die man unter dem Namen der Azaguaer kennet, für Menschenfresser gehalten werden, welche die Spanier noch nicht haben bändigen können.

Caravaleda.

Die zweyte Stadt dieser Statthalterschaft heißt Nostra Señora de Caravaleda. Sie liegt in einer Provinz, deren Indianer sich Caracaer nennen, nicht weit von dem Nordmeere. Man rechnet ungefähr achtzig Seemeilen von Coro nach Caravaleda. Diese Stadt hat einen Hafen, der aber gefährlich ist, und nicht sehr besucht wird. Die Spanier haben nicht weit davon an dem Ufer selbst, eine Schanze erbauet, welche sie Caracas nennen. Das feste Land erhebt sich hier zu Bergen, deren Höhe man mit dem Pico von Tenerifa vergleicht. Das Meer, welches sie umgiebt, ist beständig so stürmisch, daß man, eine kleine Bucht ausgenommen, welche die Schanze enthält, keinen Ort daselbst hat, wo man mit den Schaluppen ohne Schwierigkeit hinan kommen könnte.

Sant Jago de Leon.

Sant Jago von Leon, die dritte Stadt der Statthalterschaft Venezuela liegt auch in der Provinz der Caracaer funfzehn oder sechzehn Seemeilen vom Meere, sieben und siebenzig von Coro gegen Osten, und, nach dem Herrera, drey oder vier von Caravaleda gegen Süden. Sie ist der Sitz des Statthalters. Es gehen zween Wege von dieser Stadt nach dem Meere; der eine ist ziemlich leicht, er kann aber von den benachbarten Indianern gesperrt und vertheidiget werden, vornehmlich gegen die Mitte des Weges, wo er durch Gebirge und unzugängliche Hölder zusammen gezogen wird, daß er nicht über zwanzig Fuß breit bleibt. Der andere ist sehr rauh, und geht über die Gebirge selbst und deren Abstürze. Wenn man von der See her hinüber ist: so steigt man hinunter in ein flaches Land, wo die Stadt liegt.

Nova Valencia.

Die vierte Stadt, Nova Valencia genannt, liegt fünf und zwanzig Meilen von Sant Jago de Leon, und sieben von einem Hafen, welcher Buirburata genannt wird, und sechzig von Coro, nach dem Herrera. Laet aber muthmaßet, er irre sich, und urtheilet aus der Vergleichung der Entfernungen, saget er, daß Coro nicht über fünf und vierzig Seemeilen von Nova Valencia entfernt seyn könne.

Nova

Nova Xeres, die fünfte Stadt, ist funfzehn Meilen davon entfernt, fast gerade gegen Süden, sechzig von Coro gegen Osten, und ein und zwanzig von Nova Segovia. Man weiß die Zeit ihrer Stiftung nicht: sie scheint aber ziemlich neu zu seyn, weil man ihren Namen nur erst seit kurzem in der Geschichte und bey den Reisebeschreibern findet.

Die sechste Stadt, welche den Namen Nova Segovia führet, wurde im 1522sten Jahre von Juan de Villegas erbauet, welcher in der Provinz, im Namen der Welser, die Regierung führte. Er war aus der Provinz Tucuyos mit einigen Truppen bis an den Fuß derer Gebirge vorgedrückt, welche heutiges Tages die St. Petersberge heißen, nahe bey einem Flusse, welchen die Indianer damals Buria nannten, und die Spanier St. Peter nennen, weil sie daselbst an dem Tage dieses Festes angekommen waren. Nachdem Villegas einige Aufzeichnungen von Goldadern in den benachbarten Gebirgen entdeckt hatte: so erwählte er diesen Ort, um daselbst eine Pflanzstadt anzulegen. Die ungesunde Luft aber bewog ihn nachher, solche an das Ufer des Flusses Bariquicemeto, unter dem Namen Neu Segovia zu verlegen. Dieser Fluß hat den indianischen Namen, den er noch immer fortführet, von der Farbe seines Wassers, welches aschgrau wird, wenn man es nur ein wenig bewegt. Das Land wird von verschiedenen barbarischen Völkerschaften bewohnt, welche nicht einerley Sprache reden. Es ist wenig, was die Himmelsluft betrifft, von den benachbarten Gegenden unterschieden. Die Hitze ist daselbst sehr lebhaft in den Ebenen: die Gebirge aber, womit es, als mit einer Mauer umgeben ist, theilen ihm den Abends eine frische Luft mit. Die Zeit des Sommers stimmt daselbst mit der Zeit des Winters in Spanien vollkommen überein. Die Einwohner, welche nur wenig Mais und anderes Korn haben, nähren sich von Pflanzen und Wurzeln. Es fehlt ihnen nicht an Fischen in den Flüssen Acarigua und Borante und einer Menge Bäche, welche durch die Felder gehen. Die Gebirge geben ihnen auch allerhand Wildprät, vornehmlich in den Sommermonaten. Weil es alsdann in die Ebenen kömmt: so zünden die Einwohner das dürre Gras und Kraut an, und stehen mit ihren Pfeilen und Bogen bereit, um eine Menge Eber, Hirsche und Damhirsche zu erlegen. Man behauptet, es begeben sich alle Flüsse dieses Landes und viele andere, welche von der mittäglichen Seite der Gebirge herunter kommen, durch einen langen Lauf in den Orinoko. Das gebirgichte Land, welches zur Linken von Neu Segovien ist, wird von Völkern bewohnt, welche man die Chicaer nennet, und wird für reich an Golde gehalten. Diese ganze Provinz war ehemals sehr bevölkert: die Krankheiten aber und, wenn man sich deswegen auf die Spanier verläßt, die Laster der Einwohner selbst, haben sie fast ganz wüste gemacht.

In einiger Entfernung von Neu Segovia sieht man einen kleinen Fluß fließen, welchen die Klarheit seines Gewässers Rio Claro hat nennen lassen, und welcher wieder in das Land ziemlich nahe zu seiner Quelle geht. Er ist sehr klein im Winter, und wächst wider die gemeinen Geseße im Sommer bergestalt an, daß die Einwohner alsdann Bäche davon ableiten, ihre Felder und ihre Aecker damit zu bewässern, welche ihnen dadurch eine sehr reichliche Erndte bringen. Da über dieses das Land fähig ist, verschiedene Arten von Viehe zu ernähren: so ziehen die Einwohner einen großen Gewinnst von dem, was sie in das neue Königreich Grenada bringen. Sie bringen auch baumwollene Zeuge dahin.

Nova Segovia oder Neu Segovien ist zwanzig Seemeilen von Nova Xeres, zehn von Tucuyo, und achtzig von Coro. Man geht von dieser Stadt nach Tucuyo, durch ein Thal von ungefähr zwölf Meilen lang.

Neu Andalusien.  
 Tucuyo.

Die siebente Stadt der Statthalterschaft Venezuela heißt Tucuyo von dem Namen des Thales, welches sich zwischen Norden und Süden erstreckt, und in einer so großen Länge nicht über eine halbe Meile breit ist. Ein Fluß, welcher mitten durchgeht, führet auch eben den Namen. Man rühmet die gute Luft, und den Ueberfluß dessen, was das Erdreich hervor bringt. Es fehlet daselbst nichts an den Bedürfnissen noch Vergnügungen der Einwohner. Die Stadt ist funfzig Seemeilen von dem Nordmeere, siebenzig von Sant Jago von Leon, elfe von Nova Segovia, vierzehn von dem, was man Portillo oder den kleinen Hafen von Carora nennet, fünf und achtzig von Coro und fünf und zwanzig von Truxillo. Die Zuckerrohre wachsen in dem Thale daselbst glücklich. Die Baumwolle, woraus die Indianer Zeuge machen, und anfangen, sich Kleider zu verfertigen, verschiedene Arten von Körne, Pflanzen und Hülsenfrüchten, die ausländischen Früchte selbst, welche in einem so guten Erdreiche wohl anschlagen, machen dieses Thal zu einem der fruchtbarsten von der Welt. Die benachbarten Gefilde und Wälder sind mit wilden Thieren angefüllet, vornehmlich mit Hirschen, wovon man zuweilen bis auf fünfhundert in kurzer Zeit erlegt hat. Zum Unglücke versammeln sich daselbst eine Menge Lieger, und andere den Menschen schädliche Thiere. Ob man gleich aus vielen Ansehnungen erkannt hat, daß das Land Goldadern hat: so hat der Mangel an Arbeitsleuten doch noch nicht erlaubt, solche zu eröffnen. Man bleibt nur bey dem Ackerbaue und der Viehzucht, vornehmlich aber der Pferdeucht.

Die Einwohner dieses Landes sind von der Völkerschaft der Caibac. Man unterscheidet viele Linien derselben, deren Sprachen auch sehr verschieden sind: sie sind aber insgesamt alle sehr kriegerisch. Ihre Waffen sind, nebst den Bogen und Pfeilen, Keule und Steine. Ein Theil von diesen Völkern hat das Joch der Spanier auf sich genommen, und fängt an, seine alte Wildheit zu verlieren. Man rechnet von Tucuyo nach dem neuen Königreiche Grenada hundert und funfzig Meilen, wovon hundert nur angenehme Ebenen darbiethen, die an allerhand Früchten fruchtbar sind, und wodurch sehr fischreiche Flüsse gehen. Hohe Gebirge und dicke Wälder machen den übrigen Weg beschwerlicher.

Truxillo.

Truxillo, die achte Stadt, welche auch Nostra Señora de la Paz heißt, liegt in einer Provinz, deren natürliche Eingeborene, durch den Namen der Cuicaer unterschieden werden. Sie ist ungefähr achtzig Meilen von Coro, gerade gegen Mittag, fünf und zwanzig von Tucuyo gegen Westen, und achtzehn von dem großen See Maracaibo, welcher an seinen Ufern einen Flecken hat, der zu dieser Stadt gehöret, wohin er verschiedenes zu Markte bringt, als Mehl, Seeswiebacke, Schweinefleisch u. d. g. welches man daselbst im May und Windmonate einschiffet, und es in verschiedene Provinzen des mittäglichen America verführet. Dieser Handel machet den Ort blühend.

Laguna.

Die Spanier haben in eben der Statthalterschaft eine andere Stadt, welche sie la Laguna nennen. Sie liegt an dem westlichen Ufer des Sees Maracaibo, vierzig Seemeilen von Coro. Dieser Theil des Sees aber, oder vielmehr die Bucht, welche die Stadt enthält, ist so voller Sand, daß sie nur sehr kleine Barken einnehmen kann. Der Handel wird daselbst auch so vernachlässiget, daß die benachbarten Gefilde unbebauet und öde liegen bleiben, ob sie gleich sehr eben sind. Man findet daselbst einen überaus großen Ueberfluß an allerhand Waldwerke, vornehmlich an Holztauben und Reibühnern, und in allen Baumstämmen Honig. Die Tiger sind daselbst in so großer Anzahl, und von einer solchen wilden Kühnheit, daß sie offenbaren Krieg wider die Einwohner führen.

Der



Der genannte große See Maracaibo hat von den Spaniern auch den Namen Lago de Nuestra Señora erhalten. Er ist eigentlich ein Meerbusen, weil er von dem Meere gebildet wird, von da er in das feste Land hineingeht, einige sagen vierzig, andere fünf und zwanzig Seemeilen. Seine größte Breite ist zehn Seemeilen; und sein ganzer Umfang nach der erstern Meinung ungefähr achtzig Seemeilen. Man giebt ihm bey seiner Mündung nicht über eine halbe Seemeile Breite. Er hat seine ordentliche Ebbe und Fluth; welches macht, daß, ungeachtet der Menge Flüsse und Bäche, die er einnimmt, sein Wasser doch stets etwas salzlichtes an sich hat. Ein ziemlich großer Fluß, welcher von dem neuen Königreiche Grenada herunter kömmt, dienet zur Unterhaltung eines sehr vortheilhaften Handels, zwischen diesem Königreiche und der Statthaltertschaft Venezuela.

Neu Andalusien.  
See Maracaibo.

Einige von denen indianischen Völkern, welche seine Ufer bewohnen, behalten noch die Gewohnheit, daß sie sich auf den Bäumen mitten in dem Wasser, wovon ihre Felder überschwemmet sind, Cabanen machen. Diese Völkerschaften sind mancherley. Den ersten Rang giebt man den Pocabuyern, welche viel Gold besitzen, wie man sagt. Die Ucoholader, welche man nach ihnen nennet, sind eben so reich: sie haben aber bey dem Ueberflusse an Golde auch noch eine Neigung zum Ackerbaue, welche macht, daß sie aus ihren Ländern allerhand Vorrath von Lebensmitteln ziehen. Man rühmet auch ihre Sanftmuth sehr, und die Pollicey, welche in ihren Wohnplätzen herrschet. Zwischen den Gebirgen und dem See, ist eine sehr ebene Gegend, Furnara genannt, die nicht weniger gebauet wird: die Gebirge aber, welche sie besetzen, werden von der wilden und kriegerischen Völkerschaft der Coromochier bewohnet. Am Ende des Sees, welchen die Spanier Culata nennen, wohnen die Bolaquer, andere Wilden, deren Land mit einem feuchten Schlamm angefüllet ist, welcher es sehr ungesund macht, und daselbst eine unglaubliche Menge Ungezieser hervor bringt.

Verschiedene indianische Völkerschaften.

Von Furnara bis Coro, das ist in einem Raume von ungefähr achtzig Seemeilen, findet man viele andere arme und barbarische indianische Völkerschaften, die von den Spaniern noch nicht unter das Joch gebracht worden.

Diese Statthaltertschaft hat fast gegen Osten den Hafen Maracapana zur Gränze, welcher für den vornehmsten dieser Küste gehalten wird. Zwischen den Gebirgen, deren einige sich auf zwei Seemeilen, andere auf sechs und zehn von diesem Hafen sich erstrecken, findet man eine Völkerschaft, Chuigotoer genannt, deren verschiedene Aeste sich schlecht unter einander vertragen, ob sie gleich einerley Sprache reden: sie kommen aber einander an Wildheit ihrer Gemüthsart, und vornehmlich in ihrem Hass gegen die Spanier gleich. Die Pflanzstadt der Insel Cubagua hatte ehemals an dieser Küste eine Schanze, worinnen sie eine ziemlich zahlreiche Besatzung unterhielt, unter dem Vorwande, auf die Vertheidigung der Provinz Acht zu haben, im Grunde aber, diese elenden Indianer zu entführen, und so viele Sklaven daraus zu machen, welche in andere Pflanzstädte gebracht wurden. Diese Gewaltthätigkeit hat viel beygetragen, eine so weitläufige Statthaltertschaft vom Volke zu entblößen. Zwischen Maracapana und der Provinz Bariquicemeto ist nur eine große Ebene von ungefähr hundert Seemeilen in der Länge, worinnen man heutiges Tages mehr Tiger, als Indianer antrifft, und es nicht sehr sicher zu reisen ist.

Laet hat Sorge getragen, alles dasjenige zu sammeln, was die Küsten von Neu Andalusien, das ist, den beyden Statthaltertschaften Cumana und Venezuela, betrifft.

Neu Andalusien.  
Rüsten von  
Neu Andalusien.

Von Cumana geht die Küste, saget er, gegen Norden. Sie öffnet sich anfänglich, um den Fluß durch zu lassen, welchen die Spanier Rio de Canoas nennen, und darauf auch für den Bardonesfluß. Man findet den Hafen Morina oder Morino, welchen seine Lage vor allen Bänden in Sicherheit sezet; und weiter hin die Bay Santa Fe. Darauf trifft man eine Klippe an, welche von den Holländern Borats genannt wird, und sehr gefährlich ist, wenn der Canal, welcher sie von dem festen Lande absondert, nicht ziemlich tief wäre, daß die größten Schiffe eine freye Fahrt darüber hätten. Nach diesem kömmt man an die Einfahrt einer andern Bay, Commenagos genannt, westwärts von Maracapana, die zur Schiffahrt gleich schön und bequem ist, und deren westlicher Theil einen kleinen Fluß einnimmt, wo man sehr leicht Wasser schöpfen kann. An den Ufern dieser Bay, und in dem Innern des Landes findet man Bäume, die wegen verschiedener Arten von Farbholze, vornehmlich gelb und roth, sehr hoch geschäzet werden. Von dieser schönen Gegend rechnet man nicht über vier Meilen bis an die kleinen Eylande Pivito; und ihre westliche Ecke steht der ostlichen Spitze dieser Inseln entgegen.

Die Eylande Pivito, deren zwey an der Zahl sind, sind nur eine Meile von einander entfernt, und in gleicher Weite von der Küste. Sie sind wüste, und so niedrig, daß sie mit dem Meere gleich zu seyn scheinen. Das feste Land öffnet sich ihnen gegen über durch einen Fluß, dessen Wasser auf drey Meilen weit ins Land hinein salzlicht ist. Er heißt Rio de Ermacito, und seine Ufer werden von der Völkerschaft der Cariboer bewohnet. Vor der westlichen Spitze der zweyten Insel Pivito, findet man in dem festen Lande eine Bay, Oychiero genannt, wo es nicht gar zu bequem ist, vor Anker zu legen.

Man trifft darauf ein merkwürdiges Gebirge an, welches die Spanier Morro de Correbicho nennen, vor welchem die Schildkröteninsel liegt, in elf Grad zwölf Minuten Norderbreite. Bald darnach gelanget man an das Vorgebirge Caldera oder Cordileira, welches eine ziemliche niedrige Spitze ist, wo aber das Land anfängt, sich so merklich zu erheben, daß, wenn man gegen Westen hinum gefahren ist, man in der Entfernung sehr hohe Gebirge entdecket, welche Caracas oder die Caraquen heißen. Figueredo sezet dieses Vorgebirge zehn Grad Norderbreite, und andere thun noch einige Minuten hinzuzunehm. Funfzehn Meilen von diesem Vorgebirge liegt die Schanze Caracas, und zwey Meilen weiter, findet man ein anderes Vorgebirge, welches die Spanier Blanco nennen, hinter welchem der Ankerplatz ziemlich bequem auf neun Faden Wasser ist. Dreyzehn Meilen von Blanco kömmt man an den Hafen Turiamé, dessen Küste mit sehr grünen Bäumen geschmücket ist, und sich durch einen kleinen Fluß mit süßem Wasser eröffnet. Zwo Meilen von diesem Hafen, welcher sehr sicher ist, und Salzgruben enthält, die sehr besuchet werden, entdecket man die Inseln Burburata.

Nach Turiamé trifft man eine Bay an, welche die Spanier Golfo triste genannt haben, vor welcher die holländische Insel Bonaire liegt. Weiter hin geht das feste Land durch eine Spitze vor, welche Punta seca heißt. Die folgenden Derter sind weniger bekannt, oder ohne Namen und Beschreibung bis an das Vorgebirge St. Roman geblieden, welches nach den holländischen Karten in zwölf Grad, sechs Minuten nördlich liegt. Es machet die letzte Spitze der Halbinsel aus, wovon man unter dem Namen Paragrana geredet hat, welche in allen ihren Theilen niedrig ist, und in der Entfernung nur ein einziges Gebirge, Namens St. Anna, zeiget.

Von dem Vorgebirge St. Roman wendet sich die Küste sieben oder acht Meilen weit gegen Westen; darauf zieht sie sich gegen Mittag, und geht gegen Coro vor, welches die Hauptstadt der Statthaltertschaft Venezuela ist, wo der See Maraiibo sein Wasser zu Ende der Bay ergießt; und von der Einfahrt dieser Bay geht sie wieder gegen Norden.

Neu Andalusien.

Die zur Schiffahrt bequemste Jahreszeit ist hier von dem Monate May bis in den Weinmonat; denn zwischen dem Windmonate und April wehen die Nordwinde heftig, und machen das Meer sehr gefährlich. Diese Straße, wie Laet sie nennet, weil sie von einer großen Anzahl kleiner Inseln besetzt ist, wird gegen Westen durch das Vorgebirge Coquibococa verschlossen, welches nach den Beobachtungen der Spanier, zwölf Grad Nordbreite, tief liegt, und mit einer sandigen Spitze in die See vorgeht. Das Innere des festen Landes zeigt an diesem Orte hohe und rauhe Gebirge, welche die Spanier Sierras de Azieyte nennen. Vor dem Vorgebirge sind die Eylande Mongas, nach welchen man ordentlicher Weise zusteuert, wenn man sich nach Carthagena begeben will. Es sind drey oder vier kleine Eylande, wovon die mittäglichste sehr hoch und vom Vogelmitze weiß ist. Diejenige, welche gegen Norden liegt, unterscheidet sich durch ein Gebirge, wie ein Sattel. Die andern sind nicht so wohl Inseln, als vielmehr Felsen.

Vorgebirge Coquibococa und Bela.

Von dem Vorgebirge Coquibococa bis zu dem berufenen Vorgebirge Vela, zählt Figueredo fünf und zwanzig Seemeilen. Das feste Land hat in diesem Raume viele Bayen. Diejenige, welche man Bahia honda nennet, ist sehr offen, sehr sandig, und an ihren Küsten durch eine Menge kleiner Buchten gleichsam ausgezacket. Die Indianer, welche an derselben wohnen, sind außerordentlich mager und blaß; sie gehen nackend, und sind wenig von den Thieren unterschieden. Man findet darauf noch eine andere Bay, welche el Portete heißt, vier Seemeilen von dem Vorgebirge Vela gegen Osten. Man glaubet, daß sie auch voller Sand und Klippen sey; wiewohl es ihr nach einigen Nachrichten in dem Innern nicht am Wasser fehlet, und die Gefahr nur an der Mündung ist.

Das Vorgebirge Vela, welches die Statthaltertschaft Venezuela von der Statthaltertschaft Rio de la Hacha absondert, ist an der Seeseite sehr erhaben; und weil es sich nach und nach gegen das feste Land zu erniedriget, so nimmt man es für eine Insel, wenn man von der Seite der Küste hinzu kömmt. Sein Boden ist so unfruchtbar, daß man kaum ein wenig Gras darauf wachsen sieht.

Zu den obbenannten Inseln, welche gegen die Küsten von Venezuela zu liegen, wollen wir noch die Inseln Blanca, Orquilla, Rocca und Aves oder Vögelinseln hinzufügen. Die drey letztern liegen auf einer gleichen Linie, zwischen Tortuga und Vonaire; die erste weiter vor in der See gegen Nordost. Diese, das ist die Insel Blanca, ist nach einiger Meinung in zwölf Grad Nordbreite, und nach andern elf Grad acht und vierzig Minuten. Sie ist nur vierzig Seemeilen gegen Südwest von Grenada, und sechzehn gegen Nordwest von Margarethen entfernt. Sie hat ungefähr sechzehn Meilen im Umfange. Man kennet keinen andern Hafen daseibst, als an der Westseite, in einer sehr sandigen Bay. Sie hat wenig Berge und Bäume in diesem Theile; die ganze Ostseite aber ist mit Gehölzen bedeckt; und unter den meisten Bäumen sieht man auch eine Art von Salbey, deren Geruch die Luft erfüllet. Sonst ist der Boden so steinig und trocken, daß man ihn nicht bauen kann. Man findet daseibst keine Quellen, noch anderes Wasser, als vom Regen, welches sich in verschiedenen Teichen sammelt. Unter den wohlriechenden Kräutern

Inseln an der Küste.

Blanca.

**Neu Andalusien.** tern sind die Wälder daselbst voller Pflanzen, die mit spitzigen Stacheln bewaffnet sind, welche so weit in das Fleisch dringen, daß man sie nur mit vieler Mühe heraus reißen kann. Die Felder und Ebenen zeigen nur hohes Gras, welches bis an die Knie geht. Man muß auf dieser Insel keine andere Thiere suchen, als Böcke und Ziegen. Man weiß ihren Ursprung daselbst nicht: sie haben sich aber dergestalt vermehret, daß man sie zu tausenden antrifft; und obgleich diese Insel stets wüste gewesen, so zieht doch diese Jagd oftmals die Spanier und Holländer dahin. Man findet daselbst auch einige Salzquellen, aber in einer sehr unbequemen Lage.

**Tortuga.** Die Insel Tortuga, welche auf die Insel Blanca folget, ist in elf Grad, zwölf Minuten, und nur ungefähr vierzehn Meilen von Margarethen, wie sie nur funfzehn oder sechzehn von Blanca ist. Ihre Länge ist drey oder vier Meilen von Osten gegen Westen, und ihre Breite eine halbe Meile. Ihr ganzer westlicher Theil ist mit einem sehr dicken Gehölze bedeckt. Sie hat nichts merkwürdiges, als eine Salzgrube, welche hinter ihrer ostlichen Spitze liegt, wo man im Herbstmonate, Weinmonate und Wintermonate Salz genug zu Beladung dreier oder vier Schiffe findet. Allein, es läßt sich daselbst nicht recht bequem vor Anker legen; und die ganze Insel hat nur einen ganz guten Platz an der Nordspitze, die durch einen sehr engen Hals vorgeht, hinter welchem die Schiffe bedeckt liegen.

**Orchilla.** Orchilla ist funfzehn Meilen von Tortuga gegen Nordwest. Diese Insel besteht aus vielen Theilen, wovon der größte sehr wohl einen halben Mond vorstellet, und von den andern nur durch sehr sandige Canäle abgefondert ist. Diese liegen nach Norden zu. Die große ist ein niedriges Land, welches nur an seiner Ost- und Westspitze einige Ansehnung von Gebirgen hat, wo man eine Menge Ziegen antrifft. Die mittägliche Seite und die Abendseite sind sehr steil. Man findet nur in den südlichen und nordlichen Theilen Bäume. Weil aber der Boden von einer überaus großen Dürre, ohne Quelle und ohne die geringste Art süßes Wassers ist: so sind selbst die Bäume allda dürr und ungestalt. Eben die Ursache machet, daß man fast gar keine Vögel, noch andere Ungeziefer, als Eidechsen, daselbst sieht.

**Rocca.** Rocca, welches darauf folget, ist sechs Meilen von Orchilla gegen Westen, wenn man ein wenig gegen Süden abweicht. Seine Breite ist, nach den Beobachtungen der Holländer, zwölf Grad vier Minuten. Es ist nicht so wohl ein Eyland, als vielmehr eine ziemlich lange Reihe von Felsen, wovon einige gleichwohl mit einer großen Anzahl Bäume bekleidet sind. Man giebt ihr fünf Meilen in die Länge zwischen Osten und Westen, und ungefähr drey in die Breite. Von allen Theilen der Insel Rocca, entdeckt man das feste Land des mittäglichen America. Der nordliche Theil unterscheidet sich durch ein hohes Gebirge, welches man wegen seiner Weiße sehr weit von fern sieht. Die mittägliche Seite aller dieser kleiner Inseln ist steil, und das Meer daselbst so tief, daß man mit dem Senkbleie keinen Grund findet; da man hingegen an der westlichen Seite eine Menge Sand hat. Es ist sehr zu bewundern, daß man in einem steinichten Erdreiche, welches nicht fähig ist, ein einziges Thier zu ernähren, und dessen Bäume selbst fast keine einzige Art von Vögeln an sich ziehen, man dennoch diejenigen daselbst findet, welche die Spanier Flamingos nennen, welche sich, wie man weiß, durch die Schönheit ihrer Federn, durch ihre Beine, die fast eben so lang sind, als des Storches seine, und durch die außerordentliche Gestalt ihres Schnabels unterscheiden, welcher so wohl lang als krumm ist.

Die Insel *Aves* oder *Vögelinsel* besteht auch nur aus vielen kleinen Inseln, wovon die östlichste, welche die größte ist, eine dreyeckichte Gestalt hat, fast mit dem Meere gleich, und mit Bäumen besetzt ist, obgleich der Boden auch sehr steinicht ist. Sie ist zehn Meilen von *Rocca*, gegen Westen, wenn man ein wenig gegen Norden abweicht. Die Holländer setzen sie in zwölf Grad Norderbreite. Acht oder neun kleine Eylande, welche das große umringen, sind durch sandichte Canäle einer Meile breit, davon abgesondert.

Neu Andalusien.  
Aves.

Man saget hier nichts von *Margarethen* und *Cubaga*, welche gegen die Küste von *Cumana* zu sehen, weil man die Beschreibung davon schon an einem andern Orte gegeben hat. Diese Küste von dem *Drachenmaule* an, bis an die Spitze *Araya*, hat vormalen Namen der *Perlenküste* geführt, welcher auch so gar bis an das Vorgebirge *Bela* zu der Zeit ausgedehnet wurde, als die Perlen daselbst im Ueberflusse waren, und die Spanier unermessliche Reichthümer aus dieser kostbaren Fischerey zogen.

Margaretha und Cubaga.

*Coche* ist eine andere Insel, aber viel kleiner, als die beyden vorhergehenden, vierzig Meilen von *Cubaga* gegen Osten, und das feste Land. Man giebt ihr drey Meilen im Umfange. Ihr Erdreich ist so niedrig, daß es sich kaum über die Wellen erhebt. Die Perlen waren daselbst auch sehr gemein; und wenn man den Geschichtschreibern von der Entdeckung glaubet: so hat man ihrer bis auf zwölf, ja wohl funfzehnhundert in einem Tage gefischt. Da das Meer aufgehöret hat, welche zu geben, indem es vermuthlich durch den unermüdeten Eifer der Fischer erschöpft worden: so hat man schon seit mehr als hundert Jahren unterlassen, noch ferner nach zu suchen. Einige Reisende aber muthmaßen, es hätten die Perlenmuscheln bey einer so langen Ruhe schon Zeit gehabt, sich zu bilden, größer zu werden, und sich zu vermehren; daher man denn die Arbeit wohl wieder anfangen, und sich eben so viel Nutzen, als ehemals, davon versprechen könnte. Man versichert so gar, es sey mit gutem Erfolge versucht worden.

Coche.

Gegen Osten von *Margarethen* trifft man viele kleine Inseln an, welche den Namen *Los Testigos* führen. Die Holländer, welche sie besucht haben, versichern, es wären ihrer acht an der Zahl, und stellen sie, wie bloße Felsen vor. Sie setzen sie in eilf Grad fünf und dreyßig Minuten Norderbreite. Man vernimmt auch aus ihren Berichten, die beste Schanze, welche die Spanier in *Margarethen* gehabt, hieß *Nonpater*; ihre Schiffe legeten sich unter dem Geschütze dieses Platzes, vor Anker, welcher auf der Ostspitze der Insel gelegen, und nach und nach mit der Perlenfischerey eingegangen wäre. *Herrera* nennet zwey spanische Flecken; der eine nahe bey dem Flecken, heißt *Makanao*; der andere zwey Meilen von der See, welchen er *el Valle de Santa Luzia* nennet. Er giebt der Insel eine Länge von funfzehn Seemeilen, und eine Breite von sechs Seemeilen. *Dviedo* versichert, ihr ganzer Umfang sey nur fünf und dreyßig Seemeilen. Nach genauen Beobachtungen, saget *Laet*, liegt *Margaretha* in eilf Grad Norderbreite, welches man nur von dem Mittelpuncte der Insel verstehen muß.

Los Testigos.

Obgleich die Insel *Tabago*, welche die Holländer *Neu Walchern* genannt haben, nur sieben bis acht Meilen gegen Osten von der Dreyeinigkeitsinsel entfernt ist: so verschiebt man doch ihre Beschreibung unter die *Antillen*, unter deren Anzahl sie gerechnet wird.

Tabago.



Rio de la  
Hacha.

## Der V Abschnitt.

## Statthalterschaften Rio de la Hacha und St. Martha.

Stadt Rio de la Hacha. La Rancheria und zween andere Flecken. St. Martha, ihre Strecke und Eigenschaften. Ihre Städte, St. Martha; Tenerifa; Los Reyes; Ocanua; Ramada. Fluß des Landes. Magdalenenfluß.

Stadt Rio  
de la Hacha.

Nach dem Vorgebirge Bela kömmt man in die Statthalterschaft Rio de la Hacha, deren vornehmste Stadt, welche heutiges Tages eben den Namen führet, anfänglich von den Spaniern den Namen Nostra Señora de los Nieves, und nach der Zeit den Namen los Remedios erhielt. Sie liegt an dem Nordmeere dreyßig Seemeilen von der Stadt St. Martha gegen Osten, und sechzig von Coro gegen Abend, und gegen Mittag von dem Vorgebirge Bela. Ihre Lage ist auf einem Hügel, tausend Schritte vom Ufer, und ihr Hafen wird nicht wider die Nordwinde vertheidiget. Von dem Vorgebirge Bela bis an diese Stadt rechnet man achtzehn Seemeilen, und hat einen sehr niedrigen und ebenen Boden, wo man weder Wasser noch Steine antrifft. Die Gegend der Stadt erstreckt sich nur ungefähr acht Seemeilen in das feste Land: sie ist aber ungemein fruchtbar. Man findet daselbst alle spanische Früchte, Goldadern und verschiedene Arten von Edelsteinen, deren Tugenden man so wohl rühmet, als ihre Schönheiten, ohne der vortrefflichen Salzgruben zu gedenken. Dieses schöne Gefilde ist zum Unglücke mit einer großen Anzahl wilder Thiere, vornehmlich Tiger und Bären angefüllet, und seine Flüsse sind voller Kaimane. Die Stadt besteht aus hundert Häusern, die ehemals sehr reich waren, als die Perlen an allen benachbarten Orten überflüssig gefunden wurden.

Man hat hier wiederum den Verdruß, daß man von dem gegenwärtigen Zustande dieses Landes wenig Nachrichten antrifft. Cooke und andere Engländer versichern, Rio de la Hacha sey zwanzig Seemeilen von dem Vorgebirge Bela gegen Westen; die Stadt sey klein, es fehle ihrem Gebiete aber an keiner Annehmlichkeit; gegen Osten eine Seemeile von ihren Ringmauern, habe das Meer Sandbänke und Klippen, denen man sich nicht über eine Meile nähern muß, wenn man gegen den Hafen zu fährt; auf eben der Seite kömmt ein kleiner Fluß nicht weit von der Stadt herab, und seine Mündung ist von Sande fast verstopfet: wenn man aber mit kleinen Fahrzeugen hinein fährt, so kann man sieben bis acht Seemeilen weit frey hinauf gehen.

La Rancheria  
und zween an-  
dere Flecken.

Sechs Seemeilen von der Stadt, und stets gegen Osten, findet man einen Flecken, Namens la Rancheria, welcher vordem von denjenigen bevölkert worden, die sich auf die Perlfischerey legeten. Fünf Seemeilen gegen Westen, wenn man der Küste folget, findet man einen andern, Tapia genannt, der mit vielen spanischen Meyerhöfen umgeben ist; und weiter hin noch einen dritten, Namens Osalamanca, welchen man auch unter dem Namen Ramada angeführet findet.

Da die Engländer die Stadt und die Flecken zu der Zeit abgebrannt, als die Perlenfischerey noch daselbst blühet: so hat es wenig Ansehen, daß sie sich nach der Zeit, da diese Quelle des Reichthumes versiegen ist, von ihrem Verfall auf eine vortheilhafte Art wieder habe erhohlen können. Man unterläßt noch nicht, einige Indianer zu eben der Arbeit beständig zu brauchen: allein, der Nutzen davon muß nicht beträchtlich seyn, weil alle diese Dörter heutiges Tages so wenig besucht werden, und auch so wenig bekannt sind.

Die

Die Statthaltertschaft **St. Martha** ist zwar viel weitläufiger, in den neuern Reisebeschreibungen aber doch nicht vortheilhafter vorgestellt. Sie erstreckt sich von Osten gegen Westen ungefähr siebenzig Seemeilen weit von Rio de la Hacha bis an die Provinz Carthagena, mit dem Vortheile, daß sie keine geringere Breite von der See an bis nach dem neuen Königreiche Grenada hat, welches sie gegen Süden begränzet, und viele andere kleine Provinzen in dieser Strecke mit einschließt. Man nennet **Pozigueica**, **Betonia**, **Tairona**, **Chimila** und **Buritaca**, ohne einige schöne Thäler mitzurechnen, welche eben so viele besondere Kreise unter den ihnen eigenen Namen ausmachen.

In dem Theile dieser Gegend, welche nach dem Meere zugeht, ist die Hitze beschwerlich: die Nachbarschaft der Gebirge aber, welche bis auf zwanzig Seemeilen von der Hauptmannschaft gehen, machen die Luft in dem Innern des Landes, vornehmlich in der Provinz Tairona, nicht so heiß, wo die Höhe des Bodens machet, daß man zuweilen eine sehr lebhafte Kälte empfindet. An der Küste wird man durch Ost- und Nordwinde erfrischt, welche man **Brises** oder **Kühlungen** nennet. Den Herbstmonat und Weinmonat über, da diese trockenen Winde nicht blasen, regnet es sehr, und man empfindet alsdann einen Landwind, welchen die Spanier **Vandavals** nennen.

Zwischen der Stadt **St. Martha** und dem Fuße der Gebirge, in einem Raume von dreß Seemeilen, wenn man aus den Ringmauern herausgeht, ist das Erdreich sehr eben. So wie man aber gegen die Höhe zu geht, findet man es viel steinichter und unfruchtbarer, ohne Bäume, und eben so wenig geschickt, Vieh zu ernähren, als eine Art von Korne hervor zu bringen. Es wird gleichwohl durch eine Menge Bäche und kleiner Flüsse gewässert, welche von den Gebirgen herunter kommen. In den fruchtbarsten Gebirgen sieht man oftmals die Erndte durch Winde verbrannt oder verderbt, welche nichts schonen, und die Einwohner dem entsetzlichsten Hunger aussetzen. Man hohlet aber ordentlicher Weise allerhand Korn und Früchte daraus, ohne selbst die spanischen Früchte anzunehmen, welche hier sehr glücklich wachsen. Die europäischen Hühner und Tauben haben sich daselbst mit eben dem guten Erfolge vervielfältiget: das Land aber enthält eben so wohl, als de la Hacha, eine Menge Bären und Tiger.

In der Provinz **Buritaca** an dem Wege, welcher von **St. Martha** nach **Salamanca** führet, kennet man viele Goldadern. Die Provinz **Tairona** bringt Edelgesteine hervor, wovon einige kräftige Tugenden wider verschiedene Leibeschwachheiten haben, dergleichen die Nervenkrankheiten und der Blutfluß sind. Man findet daselbst auch **Jaspis**, **Porphyr**, und einige Goldadern. Eine halbe Meile wenigstens von **St. Martha** hat die Natur Salzgruben gebildet, woraus man vortreffliches Salz zieht, welches in die benachbarten Provinzen verführet wird.

Den Indianern dieser Statthaltertschaft fehlet es nicht an Behendigkeit, noch Fleiße: sie sind aber von einer schlechten Gemüthsart und einem anstößigen Hochmuth. Ihre Kreise werden von Oberhäuptern regieret. Sie vergiften ihre Pfeile zum Kriege und bedecken sich den Leib mit einer baumwollenen Casaque, die von verschiedenen Farben auf eine seltsame Art bunt gefärbet, und sehr dick gewebet ist, welche sie vor den Pfeilen eines andern verwahret. Es ist noch eine große Anzahl von diesen Wilden übrig, mit denen sich die Spanier niemals haben vergleichen können. Sie führen häufig Krieg mit einander; und viele blutige Versuche haben die Spanier noch nicht in den Besitz der reichen Provinz **Tairona** setzen können. Das Thal gleiches Namens ist sehr groß und überaus fruchtbar.

St. Martha. Es liegt sechs oder sieben Seemeilen von St. Martha <sup>b)</sup>, sechs von dem Meere, und nahe bey einem andern Thale, Mongay genannt, welches nicht weniger reich ist.

Buritaca ist dreyzehn Seemeilen von St. Martha gegen Salamanca, und Bonda viertelhalb Seemeilen. Pozigueica ist durch ein großes und schönes Thal, Namens Coto, von eben der Stadt abgefondert. Man saget hier nichts von Puparis, dessen Fruchtbarkeit man an einem andern Orte anführen wird. Die Provinz Chimila ist wegen der Stärke und des Muthes der Indianer, welche sie bewohnen, und wegen der Schönheit der Indianerinnen berühmt. In diesem Lande sieht man diejenige Kette der mit Schnee bedeckten Gebirge entstehen, welche die Spanier las Sierras nievadas genannt haben, und da sie durch eine Menge Landschaften gehen, sich endlich an der magellanischen Straßse endigen. Sie zeigen sich auf dreyßig Seemeilen weit in der See; und die Nachbarschaft des Thales Lairova machet, daß sie von den Matrosen die Berge von Lairova genannt werden. Es kommen zuweilen, wenn man es sich am wenigsten versteht, Winde von einer überausgroßen Heftigkeit herunter, welche ein Schrecken der Schiffahrt auf dieser Küste sind.

Ihre Städte. Man zählet heutiges Tages in der Statthalterschaft St. Martha nur fünf Städte, die etwas in Betrachtung kommen. Die erste, wovon sie den Namen hat, ist St. Martha,

St. Martha, welche Herrera in zehn Grad Norderbreite, Peter Martyr in elf, und einige Reisebeschreiber in zehn Grad, dreyßig Minuten setzen. Die Spanier setzen sie auf vier und siebenzig Grad der Länge westlich, von der Mittageslinie zu Toledo. Sie hat eine sehr gesunde Lage an dem nördlichen Oceane nebst einem weiten und sichern Hafen, welcher eben so bequem zum Anker, als zur Ausbesserung der Schiffe, ist. Er hat an der Seite der Stadt ein hohes Gebirge, welches ihn vor vielen Winden in Sicherheit setzet. Das Meer ist daselbst nicht sonderlich tief, es hat aber weder Sand noch Felsen; und es fehlet an seinen Ufern weder Holz noch Wasser. St. Martha war vordem eine sehr bevölkerte Stadt, und ist nur seit der Zeit leer geworden, da die spanischen Flotten aufgehört haben, daselbst anzulanden. Sie ist von Salamanca oder Namada ungefähr achtzig Seemeilen gegen Westen; und von Tenerifa, welches dicht an dem großen Magdalenenflusse liegt, vierzig Seemeilen gegen Norden entfernt. Der Statthalter der Provinz hat daselbst mit allen königlichen Beamten seinen Aufenthalt. Es ist ein bischöflicher Sitz, und der Bischof gehöret zu dem Erzbisthume Neu-Grenada. Laet führet einen Brief an, welchen der berühmte Ingenieur, Johann Baptista Antonelli an den König in Spanien im 1587sten Jahre, geschrieben, um ihm verschiedene Mittel zur Befestigung des Hafens vorzuschlagen, in der Meynung, man wolle die Flotten dahin gehen lassen, die man nach Neuspanien schickete. Er rieth ihm solches mit Beyfalle aller derjenigen, saget er, die sich auf das Seewesen verstanden; weil man sich von da mit ordentlichen Winden gerade nach dem Vorgebirge St. Anton in der Insel Cuba, und darauf auch leichtlich nach Vera Cruz begeben könnte; da hingegen die Erfahrung alle Tage lehrete, was man auf der Fahrt von der Insel Hispaniola zu befürchten hätte. Er setzete hinzu, es fänden sich Steine, Sand, Mörtel und Holz genug in der Nachbarschaft dieser Stadt. Man weis nicht, was der spanische Hof zu dieser Anerkiethung gedacht: es schrieb aber, nach dem Berichte eben dieses Geschichtschreibers, ein Statthalter von St. Martha, an den König, um die Mitte des letzten Jahres

b) Herrera saget achtzehn Seemeilen.

hundreds, „Die Küste erstreckt sich hier zwischen Ost und West. Die Öffnung St. Martha.  
 der Bay hat zwey Spitzen, welche wie ein halber Mond vorgehen. Die eine  
 heißt Taganga, und die andere Lipar. Die Mitte wird von einer sandigen Inselein-  
 genommen, welche el Moro heißt, und welche die Öffnung vor der Heftigkeit der Wel-  
 len vertheidiget. Auf der Spitze Taganga, welche die Ostspitze ist, steht eine kleine  
 Schanze, welche Tag und Nacht von drey oder vier Mann bewachet wird, deren Amt ist,  
 die Anzahl der Schiffe zu melden, welche sie herankommen sehen. Die Stadt liegt an  
 der Vertiefung der Bay an einem niedrigen und mit dem Wasser fast gleichen Orte. Sie  
 hat gegen Westen ein viereckichtes Schloß, auf jeder Seite hundert Schritte lang, deren  
 Mauer ungefähr dreyßig Spannen hoch, und mit vier Stücken besetzt sind. Die Besatzung  
 besteht ordentlicher Weise aus sieben oder acht Mann e)„

Unter den andern Städten giebt man der Stadt Tenerifa den ersten Rang, welche Tenerifa.  
 man auf acht Grad Norderbreite, zwey Seemeilen von dem Magdalenenflusse, und vierzig  
 von St. Martha gegen Süden setzt. Die Hitze ist in dieser Gegend überaus groß, weil  
 sie den Südwinden einen großen Theil des Jahres über, und zuweilen auch den ungesun-  
 den Westwinden ausgesetzt ist. Das Erdreich ist zwar hoch und steinicht; es beut aber  
 doch sehr ebene Weiden und dicke Gehölze, vornehmlich längst dem Flusse, dar, dessen Ueber-  
 schwemmungen viel fetteres Erdreich da lassen, und auch eine Menge Teiche machen. In  
 den trocknen Theilen dieser sumpfsichten Derter haben die Indianer ihre Cabanen. Sie le-  
 ben daselbst von ihrer Fischerey, deren Ueberfluß den Abgang anderer Speisen ersetzt. Denn  
 wenn man die Drangen und die Wurzeln, welche man Guayves nennet, ausnimmt: so  
 bringt das Land daselbst fast nichts hervor.

Die dritte Stadt ist los Reyes, oder Ciudad de los Reyes, an dem Thale Los Reyes.  
 Paris, funfzig Seemeilen von St. Martha gegen Osten, dreyßig von la Hacha, und  
 ein hundert und achtzig von der Hauptstadt des neuen Königreiches Grenada, an dem Ufer  
 eines breiten und schnellen Stromes gelegen, welcher Guatori heißt. Die Hitze ist in  
 diesen Gegenden nicht übermäßig, weil im Sommer, das ist hier im Christmonate, Jen-  
 ner, Hornung, März und April, die Ostwinde, welche beständig sind, die Luft erfrischen,  
 und im Winter die Nachbarschaft der Gebirge sehr große Regen dahin zieht: man ist aber  
 daselbst verschiedenen Krankheiten, als Flüßen und Fiebern, vornehmlich dem Quartan-  
 fieber, ausgesetzt. Das ganze Land ist von Norden gegen Süden durch Gebirge abgethei-  
 let, woraus von beyden Seiten eine große Anzahl Flüße und Ströme kommen. Die Län-  
 der haben vortreffliche Weiden, und bringen allerhand Früchte hervor. Die ganze Pro-  
 vinz ist von Indianern sehr bevölkert, welche meistentheils allen Lastern ergeben, aber so  
 kriegerisch und tapfer sind, daß die Spanier sie noch nicht haben zum Gehorsame bringen  
 können. Man bemerket, daß, wenn sie von einem giftigen Thiere gebissen worden, sie  
 kein anderes Hülfsmittel, als die Wurzel Scorsonere brauchen, welche sie roh essen, und  
 deren Blätter sie auf die Wunde legen. Wider die Flüße und das Kopfweh nehmen sie zu  
 Staubgeriebenen Toback durch die Nase, wie sie denn auch den grünen Saft davon ver-  
 schlucken, um sich einen offenen Leib zu verschaffen.

Man ist aus sehr starken Ansehnungen überzeuget, daß ihre Gebirge Erzgruben,  
 Bleigruben, und so gar Silberadern haben. Die Spanier aber sind noch niemals so stark  
 oder

Ccc 2

e) Descript. Ind. Occident. Lib. VIII. cap. 19.

St. Martha. oder so kühn gewesen, solche mitten unter so vielen kriegerischen Völkerschaften zu eröffnen. Sie beschäftigen sich nur mit der Viehzucht, und vornehmlich mit Pferden, die dafelbst vortreflich sind. Das Erdreich würde auch gut zum Wachstume der Zuckerröhre seyn, wenn die Einwohner dafelbst zu Fleiß und Arbeit fähig wären.

Ocanua. Ocanua, welches auch St. Anna genannt wird, ist die vierte Stadt in der Statthalterschaft St. Martha. Es ist ein kleiner Ort, an der Vertiefung einer Bay auf den Gränzen einer Provinz, Namens Tamalameque, gelegen.

Kamada. Die fünfte Stadt endlich ist Kamada oder Neu Salamanca, deren Lage man schon acht Seemeilen von der Stadt und dem Flusse la Hacha bemerkt hat. Sie liegt an dem Fuße des Schneegebirges oder la Sierra nievada, dicht an dem Thale Luparis, welches sie gegen Süden begränzet. Man findet dafelbst, nach des Herrera Ausdrucke, eben so viele Kupferadern, als Steine.

Flüsse des Landes. An der Seeküste dieser Statthalterschaft ist der erste Fluß, welcher in das Meer fällt, Bahia, nicht weit von Kamada entfernt; darauf kömmt der Fluß Piras, auf welchen der Palomini folget. Dieser letztere hat seinen Namen von einem spanischen Hauptmann, welcher das Unglück hatte, darinnen zu erlaufen, als er mit seinem Pferde hindurch sehn wollte. Man findet darauf den Fluß Didaci, welcher insgemein Don Diego genannt wird. Ein wenig weiter hin biethet die Küste viele Buchten dar, welche die Spanier Uncones von Buritaca nennen. Alle Reisende beobachten, daß, wenn man von der See kömmt, man hier sehr weit ein weißliches Ufer wahrnimmt, dergleichen man auf der ganzen Küste nicht findet; es ist an der Westseite der Buchten. Darüber hinaus zeigt sich das Vorgebirge Aquia, dessen Breite, welche von geschickten Lootsen beobachtet wird, zwölf Grad nördlich ist.

Dieser Strich ist Wirbelwinden unterworfen, welche häufige und gefährliche Stürme verursachen. Man schreibt solches der Beschaffenheit des festen Landes zu, welches sich zu hohen und abgeforderten Hügeln erhebt. Gegen Nordwest von dem Vorgebirge findet man eine kleine Insel, die wegen ihrer weißen Steine merkwürdig ist. Darauf entzieht sich die Küste gegen Westen, und man entdeckt drey Meilen von dem Vorgebirge auf dem Gipfel eines Felsen einen andern Felsen, dergleichen man Vigie zu nennen pflegt; darauf trifft man noch eine kleine Insel an, welche zwischen sich und dem festen Lande einen Canal machet, durch welchen man bis an die Bay St. Martha geht.

Nach dieser Bay, wenn man der Küste gegen Westen folget, ist der erste Fluß, der sich zeigt, der Gayra, welcher nach Peter Martyrs Beschreibung, groß genug ist, um Schiffe vom ersten Range einzunehmen. Er kömmt von einem sehr hohen Berge herunter, welcher stets mit Schnee bedeckt ist. Die Indianer geben vor, sein Wasser lasse sich nicht trinken: man findet aber bald einen andern Fluß, welcher vortrefliches Wasser hat, ob man gleich seinen Namen in keinem Tagebuche antrifft.

In dem Innern des Landes nennet man folgende Flüsse: Den Guatapori, an dessen Ufer Ciudad de los Reyes liegt, und welcher von Sierras nievadas herunter kömmt, da er denn ein so kaltes Wasser führet, daß man Catharre und Durchlauf davon bekömmet. Er fällt in einen andern Fluß, Namens Cesar, wenigstens eine Seemeile von los Reyes. Dieser Fluß Cesar läuft nach Süden, und führet unter den Indianern den Namen Pompatao, welcher Fürst der Flüsse heißt; weil er deren eine sehr große Anzahl einnimmt, vornehmlich den Badillo, von welchem man behauptet, er komme aus drey verschiedenen Seen.



Seen. Sein Gewässer ist grünlich, und sehr fischreich; daher er von den Indianern So- St Martha.  
 cuiqua genannt wird, welches überflüssig heißt. Der Ayumas ist ein anderer Fluß,  
 welcher sich in dem Cesar verliert. Er läuft also über siebenzig Seemeilen gegen Westen,  
 um sich endlich in den großen Magdalenenfluß zu ergießen. Das ganze Land, welches sei-  
 ne Ufer besetzt, ist angenehm und fruchtbar.

Ungefähr zwanzig Seemeilen weit von Los Reyes findet man zwischen den Felsen  
 drey große Brunnen, welche in einem Dreyeck liegen, wo sich, nach der Versicherung der  
 Indianer, eine Schlange von einer unermesslichen Größe aufhält, welche eine Menge Men-  
 schen aufgefressen hat. Die Spanier haben es vergebens versucht, sie zu entdecken: sie glau-  
 ben aber, einige Spuren davon gesehen zu haben. Die Furcht entfernt alle Wilden der  
 Provinz von diesem fürchterlichen Orte. Man kennet in eben der Gegend noch viele ande-  
 re Brunnen, die eine Art von so klebrichtem und so zähem Harze ausspeyen, daß er die größ-  
 ten Vögel aufhält. Die Indianer überziehen die Netze damit, welche ihnen zur Fi-  
 scherey dienen.

Obgleich der Magdalenenfluß, welcher die Statthalterschaft St. Martha von der Magdalenen-  
 Provinz Carthagena absondert, von Popayan herunter kömmt, wovon man bereits die Be- fluß.  
 schreibung gegeben hat: so ist doch hier der Ort, seine Eigenschaften gegen das Meer zu er-  
 kennen zu geben. Man findet ihn zuweilen Rio grande genannt, um seine Größe zu er-  
 heben; zuweilen heißt er auch der Magdalenenfluß, weil er an deren Lage entdeckt wor-  
 den; und zuweilen auch der St. Marthafuß, weil er an die Provinz St. Martha grän-  
 zet, und den vornehmsten Reichthum derselben ausmacht. Weil die Barken ungefähr  
 hundert Seemeilen weit auf ihm hinauffahren können: so brauchet man nur ungefähr zween  
 Monate, alle europäische Waaren, bald durch Rudern, bald durch Schleppung des Schif-  
 fes, so weit zu führen; und es können auch gegenseits alle Reichthümer des neuen König-  
 reiches Grenada durch diesen Weg innerhalb drey Wochen in das Meer hinunter fahren.  
 Er fällt durch eine weite Mündung, sechs und zwanzig Seemeilen von Carthagena und zehn  
 Meilen von der Stadt St. Martha, in das Weltmeer. Man bezeichnet seine Breite zwölf  
 Grad nördlich.

Acosta, welcher ihn besuchet hatte, bezeuget, daß man noch auf zehn Seemeilen weit  
 im Meere den Lauf seines Wassers unterscheidet, und daß seine Wirbel bey dem Streite, wel-  
 che sie den Wellen zu liefern scheinen, den Schiffen nicht erlauben, ohne Gefahr sich zu nä-  
 hern. In seiner Mündung findet sich eine Insel, fünf Seemeilen lang, und eine halbe  
 Seemeile breit. Sein größter Canal zur Einfahrt ist derjenige, welcher an die Pro-  
 vinz St. Martha stößt; und daher kömmt es vermuthlich, daß ihm die Spanier den  
 Namen geben.

Die Holländer, welche sich ihm oftmals genähert haben, geben ihm alle einstimmig  
 drey Mündungen, wovon die eine, welche sie als die nächste bey St. Martha vorstellen,  
 einen sehr niedrigen Theil des festen Landes zerschneidet, und die beyden andern werden durch  
 die Insel gemacht. Sie sagen aber nichts von dem Unterschiede seines Wassers, und auch  
 nichts von den Wirbeln. Sie beobachteten nur, daß man vor dieser Küste vornehmlich an  
 der Mündung des Flusses, gegen Abend und die Nacht über sehr kalte Nordwinde spühre,  
 weil sie von den Gebirgen kommen, und sie die Schiffe stets einiger Gefahr bloß stellen.

St. Martha. Der Donner, die Blize und der Regen sind andere Beschwerlichkeiten, die auf diesem Flusse sehr häufig vorkommen, vornehmlich von Mitternacht an bis zur Sonnen Aufgange. Zwischen dem Weinmonate, und April laufen seine Wasser gewaltig an, und treiben entsetzliche Wellen, wovon man keine andere Ursache weiß, als den beständigen Regen, welcher alsdann in den Gebirgen von Popayan fällt, wo er seinen Ursprung hat.

Neues Kö-  
nigreich Gre-  
nada.

## Der VI Abschnitt.

### Neues Königreich Grenada.

Sein gegenwärtiger Zustand. Indianer, die es bewohnen. Dasige Witterung und Himmels-  
Luft. Seine spanischen Städte. Santa Fe.  
St. Michel. Tocayma. Merkwürdige Brun-  
nen. Tudela. Trinidad. La Palma. Tunia.  
Pamplona. St. Christoph. Merida. Belez.  
Marequita. Ybague. Vittoria. Planis.

In dem Innern dieses großen Stückes von dem mittäglichen America ist nur noch von dem neuen Königreiche Grenada zu reden übrig, dessen Beschreibung man hieher verschoben hat, weil es eine besondere Statthalterschaft ausmachet <sup>a)</sup>, die mit denen von Peru und Terra firma nichts gemein hat, an welche es auf verschiedenen Seiten stößt. Es ist hier nicht von seiner Entdeckung die Rede, welche man zu anderer Zeit angeführet hat <sup>e)</sup>, noch auch von seiner Eroberung durch Gonsalvo Jimenes de Quesada, welcher daselbst Santa Fe von Bogota, die erste spanische Stadt in diesem Lande, anlegete <sup>f)</sup>. Man hält sich nur bey seinem gegenwärtigen Zustande auf.

Sein gegen-  
wärtiger Zu-  
stand.

Die Spanier geben diesem Lande hundert und dreyßig Seemeilen in der Länge; dreyßig in seiner größten Breite; und zwanzig oder etwas weniger in seinen schmälesten Theilen. Es hat zur Gränze gegen Osten die Provinz Venezuela, gegen Norden St. Martha, wovon es durch die weitläufigen Gebirge Opono abge sondert ist; gegen Westen Popayan, und gegen Süden weitläufige Gegenden, die noch nicht recht bekannt sind. Seine Entfernung von der Linie gegen Norden ist drey bis vier Grad und mehr. Es regnet daselbst viel. Die Wälder sind allda sehr groß und sehr dick. Man findet allda eine Menge indianischer Völkerschaften, welche noch einen tödtlichen Haß gegen die Spanier haben, und unzähliges Vieh, vornehmlich Pferde und Maulesel, wovon ein Theil in verschiedene Theile von Peru geht.

Indianer, die  
es bewohnen.

Die vornehmsten Provinzen, zur Zeit der Entdeckung, waren Bogota und Tunia, deren Einwohner die Moxoer hießen. Der größte Theil dieses Landes ist mit Indianern umgeben, welche Panchier heißen, deren Land sehr heiß ist, da hingegen Bogota kalt, oder doch wenigstens gemäßiget ist. Bey der Ankunft der Spanier wurden alle diese Barbaren durch kleine Könige oder Caciquen regieret. Das Gold und die Smaragden waren unter ihnen gemein. Ihre Häuser bestanden aus Brettern, die noch gut genug gesäget, und mit Stroh oder Blättern bedeckt waren. Sie ernährten sich von Mais, von Wurzeln und von dem Fleische wilder Thiere. Das Salz, welches sie im Ueberflusse hatten, machte ihnen einen ziemlich weitläufigen Handel mit den Einwohnern der Gebirge, und

<sup>a)</sup> Man sehe den XV Band dieser Samml. a. d. 254 S.

<sup>e)</sup> Im XIII Bande dieser Sammlung.  
<sup>f)</sup> Er war im 1536ten Jahre durch den Magdalenen

um Rio grande, welche solches für Federn, Edelgesteine und verschiedene Arten von Bequemlichkeiten oder Zierrathen von ihnen bekamen. Diese Gewohnheiten dauern noch.

Neues Kö-  
nigr. Gre-  
nada.

In diesen Provinzen sind die Gewohnheiten, die Sitten und so gar die Gestalt der Indianer nicht weniger unterschieden, als die Mischung der Luft. Die in Bogota und Tunia sind lang und wohlgewachsen. Sie sind behend und arbeitsam. Ihre Weiber sind schön, und weißer, oder wenigstens nicht so braun, als in den andern Theilen von dem mittäglichen America. Die beyden Geschlechter tragen eine Art von Mantel, hüllen sich den Körper in ein Stück Zeug, flechten ihre Haare ein, und schmücken sie mit Blumen oder mit kleinen aus Blumen und Baumwolle gemachten Kränzen. Einige bedecken sich auch den Kopf mit einer Mütze. Sie tanzen und singen gern. Die Reisebeschreiber werfen ihnen auch kein anderes Laster vor, als die Neigung zum lügen, und die wenige Geschicklichkeit und Lust zu den Künsten. Die Panchier hingegen sind wild, langsam, ungestaltet, und allen Arten von Lastern ergeben. Man versichert so gar, sie wären vordem Menschenfresser gewesen, da die Moxoer dagegen stets einen Abscheu vor allem dem gehabt haben, was wider die Menschlichkeit ist. Ob es gleich überhaupt diesem Lande an keiner Nahrung fehlet: so mußten sie doch in einigen Gegenden sehr selten seyn, weil die ersten Spanier dafselbst viele Völker fanden, welche sich von großen Ameisen ernährten, und sie dazu erzogen.

Die Provinzen von Bogota werden gegen Nordwest von den Provinzen Mufa und Colyma verschlossen, deren Völker Canapeyer heißen, und welche fünf und zwanzig See-meilen lang, und dreyzehn breit sind. Dieses Land ist sehr heiß und feucht. Es hat ordentlicher Weise zween Sommer, und zween Winter. Sein erster Sommer fängt mit unserm Christmonate an, und dauert bis zu Ende des Hornungs. Der Winter, welcher darauf folget, dauert bis zu Ende des May, und machet dem zweyten Sommer Platz, welcher bis zu Ende des Herbstmonates dauert. Darauf fängt wieder ein anderer Winter an, der sich nur mit dem Windmonate endiget. Diesen Unterschied machet nicht so wohl die Kälte, als vielmehr der Regen. In den beyden Sommern ist die Luft beständig heiter; und der Regen ist in den Nächten der beyden Winter nicht weniger beständig; denn des Tages regnet es sehr selten. Ueber dieses wird er mit entsetzlichem Donnern und heftigen Streiten zwischen dem Nordwinde und Südwinde begleitet.

Witterung u-  
Himmelsluft  
des Landes.

Unter den spanischen Wohnplätzen werden in dieser Statthaltschaft mit dem Namen der Städte benennet: Santa Fe de Bogota, S. Michel, Tocayma, Trinidad, Tunia, Pamplona, Merida, Belez, Marquita, Abague, Vittoria, San Juan de los Planos, Palma und St. Christoph.

Spanische  
Städte.

Santa Fe von Bogota ist sowohl die Hauptstadt, als Metropolitankirche des neuen Königreiches Grenada. Seine Lage ist in vier Grad Norderbreite, und zwey und siebenzig Grad dreyßig Minuten westlicher Länge von der Mittagslinie zu Toledo an dem Fuße der Gebirge, welche eben den Namen führen. Man rechnet dafselbst sechshundert spanische Familien. Es halten sich hier der Statthalter, die königliche Audiencia, und das Münzgericht, welches die Spanier Casa de Fundicion nennen, der Erzbischof und alle geistliche und weltliche Oberhäupter der Provinz, auf. Die Weibbischöfe dieses Erzstiftes sind die

Santa Fe.

tenenfluß hinauf gegangen, und man hat gesehen, daß den Fluß hinunter gieng, welches große Gränzstreitigkeiten verursachet.

Belalcazar zu eben der Zeit von Popayan durch eben

**Neues Kö-** die Bischöfe zu Carthagena, St. Martha und Popayan. Die Domkirche machet die vor-  
**nigr. Gre-**nehmste Zierde der Stadt aus, welche sonst keine schöne Gebäude hat, als das Franciscan-  
**nada.**ner und Dominicanerkloster. Man findet nicht sehr weit von Santa Fe einen See, Na-  
mens, Guatavita, an dessen Ufern die alten Götzendiener des Landes ihren Götzen opfer-  
ten, indem sie ihnen viel Geld und andere kostbare Sachen brachten, die sie in den See  
warfen. Die Luft in dieser Gegend ist sehr gesund und der Ueberfluß herrschet dafelbst in  
Ansehung aller Bequemlichkeiten des Lebens.

**St. Michel.** Die Stadt St. Michel ist zwölf Meilen gegen Norden von Santa Fe. Sie hat  
ihren Ursprung der Handlung zu danken, welche diese Hauptstadt mit den Panchiern hat  
unterhalten wollen, die in einem sehr heißen Lande wohnen und sich daher nicht leichtlich ent-  
schlossen, in eine viel kältere Luft zu gehen.

**Tocayma.** Tocayma ist eine andere Stadt, welche zwischen West und Nordwest fünfzehn  
Seemeilen von der Hauptstadt an dem Ufer des Pati, eines großen Flusses, liegt, welcher  
sich in dem Magdalenenflusse verliert. Die Luft ist dafelbst fast in allen Monaten des  
Jahres trocken und heiter. Die Indianer des Landes sind Panchier, welche dafelbst zwar  
nicht eben so ungestaltet sind, als in den andern Theilen ihrer Provinz, jedoch aber eine  
überaus kleine Stirne haben, und von ihren Nachbarn sehr gefürchtet werden. Sie ha-  
ben keine Neigung zum Golde, welches sie so gar sehr freygebig wegschenken: die Raube  
aber ist ihre stärkste Leidenschaft. Unter verschiedenen barbarischen Gebräuchen schwär-  
zen sie sich die Zähne mit dem Saft eines Krautes, welches sie ohne Aufhören im Munde  
haben. Sie gehen nackt, ohne Unterschied des Geschlechtes, außer einem kleinen Stücke  
Zeuge, welches ihre Weiber am Gürtel tragen. Sie sind der Böllerey ergeben; mit ei-  
nem Worte, der Handel der Spanier hat ihre Wildheit nicht gemildert.

**Werkwürdige  
Brunnen.**

Man findet in den Gegenden um Tocayma Brunnen, welche eine schwefelichte Sub-  
stanz geben. Die Erde, woraus sie kommen, wird zu allen Krankheiten der Haut nüt-  
zlich gebraucht, ohne andere Zubereitung, als daß man sich damit reibt und hernach in dem  
Wasser eben der Quelle badet. In einem benachbarten Thale findet man auch Salzbrun-  
nen, deren Wasser über die Pflanzen, die es beneget, eine Art Harz ausbreitet und zurück-  
läßt, welche die Indianer brauchen, ihre Schiffe zu kalfatern. Eben die Gegend hat auch  
warme Bäder und Gesundbrunnen zwischen zweenen Bächen mit sehr kaltem Wasser.  
Mitten unter dem Schnee, womit die Spitze der benachbarten Berge bedeckt ist, hat sich  
ein feuersteyender Berg hervor gethan, welcher bald Flammen, bald Rauch mit einer so  
großen Menge Asche ausstößt, daß sie sich zuweilen auf neun oder zehn Seemeilen weit aus-  
breitet. Die Gefilde von Tocayma sind nicht weniger fruchtbar. Sie geben Trauben,  
Feigen, Drangen, Zuckerröhre und allerhand americanische und europäische Früchte. Das  
Getreyde selbst wächst allda in den höchsten Theilen, wo die Kälte am empfindlichsten ist.  
Man hält jährlich dafelbst zwey Maizerndten. Das Vieh gedeihet dafelbst auf eine roun-  
dersame Weise und vermehret sich, ungeachtet der Bäre und Tiger, welche sie bekriegen.  
Man erzieht dafelbst sehr gute Pferde. Nur den Schafen und Ziegen will die Himmelsluft  
oder Weide nicht recht bekommen. Das Gayaholz, die Cedern, die Eichen und andere  
nützliche Bäume sind allhier sehr gemein. Der Indigo wächst da von Natur: die Ein-  
wohner aber verabsäumen es, ihn durch die Wartung zu verbessern. Man redet mit Ver-  
wunderung von einem Baume, dessen Blätter alle Tage abfallen und wieder ausschlagen.  
Er heißt Jeyba.

Eine

Eine von den ersten Städten, welche die Spanier bewohnet haben, war **Tudela**, in dem Lande der **Musacer** und **Colymaer**, an dem Ufer eines Flusses, Namens **Jarbi**. Die Beschwerlichkeit der Gebirge und die übermäßige Wildheit der Indianer machten, daß ihre Stifter sie wieder verließen, um dem **Peter von Orsua** auf dem berühmten Zuge nach **el Dorada** zu folgen. Darauf baueten andere Spanier eine zweyte Stadt unter dem Namen **Trinidad**, nicht weit von der erstern, und verließen sie auch wieder, um sie an einen bequemern Ort zu legen, wo sie noch immer geblieben ist. Sie liegt achtzig Meilen gegen Nordwest von **Santa Fe**; und gegen Westen sechs von **Sierrasnevadas**, welche sich, wie man gesaget hat, von der Provinz **St. Martha** bis an die magellanische Straße erstrecken. **Herrera** setzet diese Stadt sieben Grad von der Linie gegen Norden: sie kann aber nur, nach ihrer Entfernung von der Hauptstadt zu rechnen, nicht über fünf Grad seyn.

St. Martha.

Tudela.

Trinidad.

Der Fluß **Jarbi**, welcher drey Meilen von **Trinidad** fließt, wird durch viele andere vergrößert; und da er seinen Lauf gegen Norden nimmt, so findet er sich zwischen zwey hohen Gebirge an einem Orte sehr eng zusammen gezogen, welchen die Indianer **Suratena**, das ist in ihrer Sprache, Männchen und Weibchen, nennen, ohne daß man den Ursprung dieses Namens wels. Das ganze Land war vordem reich an **Smaragden**, an **Erystall** so hart wie **Diamant** und vornehmlich an weißem und gestreiften **Marmor**. Der Berg **Toco** that sich besonders wegen seiner vielen Edelgesteine sehr hervor; und von diesem Berge bis an den Berg **Abipi** hatte man in einem Raume von drey Seemeilen eine Menge Andern von den besten und schönsten **Smaragden** gefunden. Allein, sie sind entweder erschöpft, oder der Mangel an Wasser schrecket auch die Arbeitsleute ab, daß man seit langer Zeit aufgehöret hat, weiter welche zu suchen. In den Gegenden um **Trinidad** findet man noch **Berillen** und **Erystallen** von einer wunderbaren Weise.

Eine andere Stadt eben der Provinz ist **la Palma**, welche von den Spaniern im 172sten Jahre, funfzehn Meilen von **Santa Fe** gegen Nordwest in einer ziemlich heißen Gegend erbauet worden.

La Palma.

**Tunia**, eine Stadt, welche ihren Namen von der Provinz hat, worinnen sie liegt, ist zwey und zwanzig Seemeilen von **Santa Fe** gegen Norden auf einem hohen Hügel, welcher eine sichere Zuflucht wider die Streifereyen der Wilden ist. Sie ist außerdem der erste Stapel von der Handlung mit diesem ganzen Lande. Die Mischung der Luft ist darselbst angenehm und der Ueberfluß an Lebensmitteln erhält sie stets in sehr niedrigem Preise. Man kann darselbst auf einmal zweyhundert Mann Reiter ausrüsten; und man zählet darselbst nebst der Pfarrkirche zwey Klöster, eines für **Dominicaner** und eines für **Franciscaner**.

Tunia.

Die Stadt **Pamplona** oder **Pampeluna** ist sechzig Seemeilen von **Santa Fe** gegen Norden. Die **Dominicaner** haben darselbst ein reiches Kloster. Diese Gegend ist wegen seiner **Goldbergwerke** und wegen seines Ueberflusses an **Biehheerden** berühmt.

Pamplona.

Von **Pamplona** nach **St. Christoph**, welches auch gegen Norden liegt, rechnet man dreyßig Seemeilen. Diese Stadt ist an dem äußersten Ende einer kleinen Provinz, **Grilca** genannt, welche arm an **Golde**, aber reich an **Biehheerden**, und durch ihre vortreflichen **Weiden** vermögend ist, sie zu mästen.

St. Christoph.

**Merida** ist fast auf den Grängen von **Venezuela** und des neuen Königreiches **Grenada**, vierzig Seemeilen von **Pamplona** und achtzehn von dem See **Maracaibo**. Man rühmet auch die Fruchtbarkeit ihres Bodens sehr, welcher nicht ohne einige **Goldbergwerke** ist.

Merida.

Allgem. Reisebesch. XVI Band. D d d Sie



**St. Martha.** Sie hat an dem Ufer des Sees einen Flecken, welcher zur Verführung ihrer Güter und Waaren dienet.

**Belez.**

Belez, eine kleine Stadt, dreyßig Seemeilen von Santa Fe gegen Norden und fünfzehn von Tunia hat nichts berühmtes, als ein reiches Franciscanerkloster. Ihre Gegend ist, wie die ganze benachbarte Provinz, gewaltigen Blitzen und andern Himmelsfeuern unterworfen. Man sieht daselbst einen feuerspeyenden Berg, welcher Wolken von Steinen auswirft.

**Marequita.**

Die Stadt Marequita, welche man auch St. Sebastian del Oro nennet, ist dreyßig oder vierzig Seemeilen gegen Nordwest von Santa Fe. Sie liegt in einer sehr ebenen und gleichen Gegend an dem Fuße eines Gebirges, welches die Hitze in der Ebene sehr heftig machet; da man inzwischen durch eine wundersame Abwechselung, in dem kurzen Raume, den man bis nach Santa Fe hat, fast von Kälte bedrohet wird. Man giebt vor, es hätten hier die Spanier zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts sehr reiche Bergwerke entdeckt. Marequita ist auch zweyhundert Seemeilen von Carthagena.

**Ybague.**

Ybague, eine Stadt an den Gränzen des neuen Königreiches gegen Popayan, ist dreyßig Seemeilen von Santa Fe gegen Westen, und hat nichts merkwürdiges, als ein Dominicanerkloster.

**Vittoria.**

Vittoria de los Remedios ist eine andere Stadt fünfzig Seemeilen von Santa Fe gegen Nordwest, und hat viele Adern von verschiedenen Metallen.

**Planis.**

Endlich St. Juan de Planis, eine Stadt fünfzig Seemeilen von Santa Fe gegen Süden, wird für reich an Goldadern geschäzet.

Laet redet auf das Zeugniß eines Spaniers, welcher lange Zeit in Peru gelebet hatte, von einer Stadt des neuen Königreiches Grenada, Namens Sarvagossa und von einem Goldbergwerke, welches er Scurro nennet: er getrauet sich aber nicht zu versichern, daß dieses nicht ein neuer Namen von einigen der genannten Derter sey.



## Das XI Capitel.

### Reisen und Niederlassungen in dem nördlichen America.

#### Einleitung.

**Einleitung.**

**E**s wird den Franzosen erlaubet seyn, saget Herr Prevot, alle Vortheile hervorzu- suchen und gültig zu machen; und man wird einen Schriftsteller von eben der Na- tion nicht in dem Verdachte eines Schmeichlers halten dürfen, wenn er sich in die- sem Stücke mit etwas mehr Gefälligkeit heraus läßt. In dieser Absicht hat er auch die Ansprüche der Spanier auf Canada oder Neufrankreich, als welches sie noch mit zu Flo- rida

g) Im XIV Bande, wo man das, was hieher gehört von der 16 bis 75 S. findet.

h) Man sehe davon im XIII Bande dieser Samm- lung a. d. 188 S.

i) A. d. 17 S. des XIV Bandes dieser Samml.

k) Es ist solches Garcilasso de la Vega, aus dem Geblüte der peruanischen Incae, welcher in der Mitte des 16ten Jahrhunderts zu Cusco gebor- ren

rida rechnen, nach dem P. Charlevoix widerleget, und die eigentlichen Gränzen dieses Landes zwischen Alt- und Neu-Mexico, Neu-Frankreich und dem nördlichen Carolina gesetzt. Zugleich hat er auch von den ersten Unternehmungen der Franzosen auf Florida und den Reisen eines Johann von Ribaut, eines Renatus Laudoniere, und eines Dominicus von Gourgues geredet, wobey er deren Niederlassungen daselbst von 1562 bis 1567, als das vornehmste Recht der Krone Frankreich auf diesen Theil des nördlichen America, sorgfältig anzuzeigen nicht vergessen hat. Weil wir aber dieses alles schon aus der Geschichte und Beschreibung von Neu-Frankreich wissen, welche wir diesem Werke mit einverleibet haben g); und hingegen von den fernern Unternehmungen der Spanier auf Florida nach dessen erster Entdeckung von Ponce de Leon h), und der ersten spanischen Eroberung dieser Lande durch Ferdinand von Soto, welche der französische Jesuit und Geschichtschreiber von Neufrankreich sehr geringschäßig achtet i), nichts gedacht worden: so hat man geglaubet, man dürfte solches wohl nach einem beglaubten americanischen Schriftsteller, der nicht lange nach denen Zeiten gelebet hat k), für dasjenige allhier beybringen, was man zu übergehen gendehiget ist; und diesem auch eine kurze Nachricht von den Sitten und Gebräuchen der alten Floridaner beyfügen.

### Der I Abschnitt.

#### Ferdinands von Soto Reise nach Florida.

Er erhält die Erlaubniß, Florida zu erobern. Es gesellen sich viele zu ihm. Sie gehen zu Schiffe. Verdrißlicher Zufall. Er scheitert beynahe in dem Hafen. Viele Indianer erhängen sich zu Cuba. Porcallo schlägt sich zu ihm. Er begiebt sich nach Havana; läßt dem Unterkönige zu Mexico sein Vorhaben melden; kömmt mit Ferdinand Ponce zu Havana zusammen; läßt ihm seinen Schatz wegnehmen; stellet ihm solchen wieder zu, und geht nach Florida. Poncens niederträchtiges Betragen.

Ponce von Leon hatte kaum die Entdeckung von Florida bekannt gemacht, so schicketen sich verschiedene habgierige Personen an, daselbst entweder Handlung zu treiben, oder sich auch dieses ganzen Landes zu bemächtigen. Allein, ihr Unternehmen war allezeit unglücklich, und es konnten weder Lucas Vasquez d'Allyon, noch Pamphilo von Narvaez zu ihrem Zwecke gelangen. Endlich unternahm es Ferdinand von Soto, ein Sohn eines schlechten Edelmannes von Feres von Badajoz in dem portugiesischen Estremadura, welcher aber einer von den zwölf Eroberern von Peru war, und sich daselbst sehr hervorgethan hatte. Er erhielt auch von dem Kaiser Karl dem V im 1537sten Jahre die Erlaubniß dahin zu gehen, und sollte er in dem Lande, welches er erobern würde, eine Strecke von dreyßig See-meilen in der Länge und funfzehn in der Breite zu einem Marquisate errichten, und solches für sich und seine Nachkommen zum Eigenthume haben. Der Kaiser gab ihm auch die Statthalterschaft über St. Jago von Cuba, damit er aus dieser Insel alles nehmen könnte, was zu seiner Absicht nöthig wäre; und wenn er solche ausgeführet hätte, so sollte er allgemeiner Statthalter über Florida seyn.

D b d 2

So

ren worden und 1560 nach Spanien kam, woselbst er 1591 seine Geschichte von Florida verfertigte, welche 1605 zu Lissabon unter folgendem Titel in 4 Bänden erschienen; La Florida del Ynca. Historia del Adelantado Hernando de Soto escrita por el Ynca Garcilasso de la Vega.

Soto. 1538.

Es gesellen  
sich viele zu  
ihm.

So bald diese Zeitung in Spanien auskam: so glaubete man, Soto würde der Krone neue Königreiche zubringen. Weil er auch zu diesem Unternehmen alle sein Vermögen angewandt, welches er in Peru gewonnen hatte: so bildete man sich ein, es würde diese Eroberung jene weit übertreffen, und man würde sich sehr bereichern, wenn man mit ihm gieng. Es fanden sich also viele Leute von allerhand Stande bey ihm ein, die ihn begleiten wollten; und unter andern auch sieben Edelleute, die aus Peru zurück kamen, und keine andere Absicht hatten, als sich noch mehr zu bereichern. Innerhalb funfzehn bis sechzehn Monaten hatte Soto über neunhundert Spanier, worunter viele auf ihre eigenen Kosten dienen wollten, nebst allem, was zu seinem Vorhaben nöthig war, zu San Lucar de Barrameda beysammen <sup>1)</sup>.

Sie gehen zu  
Schiffe.

Als die Zeit zur Schifffahrt bequem war: so schiffete man sich auf zehn Schiffe ein, worunter sieben große und drey kleine waren. Der General Soto begab sich mit seiner ganzen Familie auf den St. Christoph; sein Generallieutenant Nugno Tovar nebst Karl Henriquez auf die Magdalena; Ludwig von Nescoso, Mestre de Campo, auf die Conception, welche über fünfhundert Tonnen war. Andreas Vasconcelo war Hauptmann auf der Gallion das gute Glück, und hatte ein Fähnlein portugiesischer Edelleute, wovon einige in Spanien gedienet hatten. Diego Garcia führte den St. Juan; und Arias Tinoco die St. Barbara. Alonso Romo de Cardenosa war nebst dem Oberstfähndrich der Flotte Diego Arias Tinoco auf der Gallion St. Anton; und Pedro Calderon führte eine sehr schöne Caravelle und hatte in seiner Gesellschaft Misset Epindola, Hauptmann über sechzig Hellebardier von der Leibwacht des Generals. Außer dem befanden sich noch zwey Brigantinen dabey, welche zur Entdeckung sollten gebraucht werden. Es schiffeten sich auch viele Geistliche und andere Ordensleute mit ein. Zu diesen gesellte sich noch die nach Mexico bestimmte Flotte, welche aus zwanzig Schiffen bestand. Soto war General darüber bis nach der Insel Cuba, wo sich diese Flotte absondern und nach Vera Cruz abgehen sollte, da denn Gonzalo von Salazar die Führung derselben bekam <sup>m)</sup>.

Verdriesslicher  
Zufall.

Diese beyden Flotten giengen den sechsten April des 1538sten Jahres von St. Lucar ab. Soto befohl kurz vor Nacht seinem Vertrauten Silvestre, er sollte die Wachten besuchen, und dem Artilleriehauptmann, das Geschuß zurechte zu halten, damit, wenn ein Schiff seine Schuldigkeit nicht beobachtete, man auf solches Feuer geben könnte. Dieses wurde so gleich ins Werk gerichtet, und um Mitternacht erhob sich einige Unordnung. Die Matrosen von Salazars Schiffe wollten die Leichtigkeit desselben zeigen, oder weil sie den General führten, an der Spitze der Flotte seyn, oder sie wußten auch nicht, was bey einer Schiffsflotte gewöhnlich ist, und entferneten sich also auf einen Stückschuß weit, und fuhren des Soto seinem vor, welches sich an der Spitze befand. Silvestre erblickete dieses Schiff, weckete den Stückhauptmann auf und fragete ihn, ob solches von der Flotte wäre? Diesem dünkete es nicht, das Ansehen zu haben, weil die Matrosen, welche so vorgerückt wären, den Tod verdienen würden. Er ließ also Feuer auf solches geben. Der erste Schuß zerriß ihm die Segel, und der andere zerschmetterte ihm den Bord, der außer dem Wasser war. Diejenigen, die auf dem Schiffe waren, schrien, man sollte einhalten, sie wären von der Flotte. Indessen hatten sich die andern Schiffe auch schon in den Stand gesetzt,

<sup>1)</sup> Histor. del Florida Lib. I. c. 5.<sup>m)</sup> Ebendas. VI Cap.

befehlet, auf dieses Schiff zu feuern, welches nach zerrissenen Segeln der Willkühr der Fluthen und des Windes überlassen war, und auf das Admiralschiff zurtrieb, welches ihm die Jagd gab. Dieses Unglück war fast noch verdrießlicher, als das andere. Die einen gedachten in der Furcht und Unordnung, worinnen sie sich befanden, mehr ihren Fehler zu entschuldigen, als ihr Schiff zu führen; die anderen hingegen meyneten, das, was Salazars Leute gethan hätten, wäre ein Zeichen der Verachtung, welches sie ahnden mußten, und hatten also nicht Acht, wie sie segelten. Als sie endlich sahen, daß diese beyden Schiffe zusammen stoßen würden: so bedieneten sie sich der Stangen und Piken, deren sie über dreyhundert zerbrachen, um nur die Gewalt des Stoßes aufzuhalten und die Gefahr abzuwenden. Sie konnten aber doch nicht hindern, daß sich diese Schiffe nicht mit dem Takelwerke in einander verwickelten und in Gefahr geriethen, zu Grunde zu gehen. Es kam ihnen bey dieser Verwirrung kein anderes Schiff zu Hülfe, und man wußte bey der Finsterniß der Nacht nicht recht, was man thun sollte. Endlich kam man auf den Einfall, das Takelwerk von Salazars Schiffe abzuhauen, welches diese ganze Unordnung verursacht hatte, wodurch sich denn Soto bald davon entfernete. Er war aber dieses Zufalles wegen über Salazarn sehr aufgebracht; und es fehlte nicht viel, so hätte er ihm den Kopf abschlagen lassen. Allein, Salazar entschuldigte sich, und man unterstützete ihn so nachdrücklich, daß Soto seinen Zorn fahren ließ, und was geschehen war, als einen bloßen Zufall ansah.

Die Flotte legete sich darauf an der Insel Gomera vor Anker, wo sich das Schiffsvolk erfrischete. Nach einigen Tagen segelte sie mit einem günstigen Winde wieder ab, und wurde zu Ende des Maymonates die Insel Cuba ansichtig. Hier erhielt Salazar Erlaubniß, sich von der Flotte zu trennen, und mit dem für Mexico bestimmten Volke abzugehen. Der General wollte so gleich in den Hafen einlaufen, als man einen Reiter sporenstreichs daher rennen sah, welcher dem Admiralschiffe aus vollem Halse zurief: Backbord, oder Rechter Hand. Dieser Reiter war von der Stadt San Jago abgeschickt worden, um das Schiff des Generales zu verführen, damit es zwischen den Bänken und Klippen scheitern möchte, welche an dem angewiesenen Orte befindlich waren. Man hielt es für ein französisches Raubschiff, welches einige Tage vorher ein scharfes Gefecht mit einem Spanier Diego Perez gehalten hatte, und glaubete, es käme zurück, die Stadt auszuplündern. So bald aber der Reiter erkannte, daß es ein freundschaftliches Schiff war, so winkete und schrie er ihnen noch stärker zu: Steuerbord, oder linker Hand! Er stieg ab vom Pferde, und gab ihnen durch allerhand Zeichen zu verstehen, sie sollten dieser und nicht seiner ersten Anweisung folgen. Indessen hatten die Matrosen das Schiff doch schon so weit rechter Hand gewandt, daß es alles Fleißes ungeachtet, gegen eine Klippe stieß. Man glaubete, es sey geborsten, und nahm zum Pumpen seine Zuflucht. Anstatt des Wassers aber zog man nur Wein, Branntwein, Weinessig und Del heraus; und es fand sich, daß von dem Stoße bloß einige Fässer zersprungen waren, das Schiff selbst aber keinen Lät bekommen hatte <sup>n</sup>).

Soto lief also glücklich ein, und nahm von seiner Statthalterschaft auf dieser Insel Besitz. Er hielt sich fast drey Monate daselbst auf, besuchete alle Plätze derselben, und bestellte Richter und Verweser darinnen an seiner Statt. Er kaufete viele Pferde zu seiner Unternehmung von den Einwohnern, welche schon damit nach Peru und Mexico handelten. Die Insel war damals reich und noch voller Indianer. Die meisten aber ergingen sich,

Er scheitert  
beynahe.

Viele Indianer  
erhängen  
sich zu Cuba.

<sup>n</sup>) Ebendas. VII Cap.

Soto 1538.

sich, nicht lange nach des Soto Anfunft, aus folgenden Ursachen. Weil die Völker in Cuba von Natur faul sind, und das Erdreich von selbst vieles hervor bringt: so gaben sie sich nicht viele Mühe, solches zu bauen. Sie säeten bloß ein wenig großen Hirse, den sie jährlich erndeten, so viel sie zur Nothdurft ihres Lebens brauchten. Das Gold achteten sie nicht, weil es nicht zum Leben nöthig war; und konnten es also auch nicht ertragen, daß die Spanier sie zwangen, solches aus denen Dertern zu ziehen, wo man es antraf. Damit sie also nicht genöthiget wären, etwas zu thun, wovor sie so vielen Abscheu hatten: so erhingen sie sich fast alle; und man fand an einem Morgen in einem einzigen Dorfe funfzig Familien, die sich aus Verzweiflung auf solche Art das Leben genommen. Die Spanier erschrocken über einen so gräßlichen Anblick, und bemüheten sich, die übrigen von einer so grausamen Entschliesung abzulehen o): es war aber vergebens; und meist alle ihre Nachbarn endigten dergestalt ihre Mühseligkeit mit ihrem Leben; daher heutiges Tages die Insel ganz von ihren ehemaligen Einwohnern entblößt ist p).

Porcallo schlägt sich zu Soto.

Inzwischen hatte Soto unter einem seiner Hauptleute Mateo Azeituno, Truppen zur See nach Havana geschickt, um den Ort wieder aufzubauen, welchen die französischen Corsaren verheeret hatten, und machte sich zur Eroberung von Florida fertig, worinnen ihm Vasco Porcallo von Figueroa hülfreiche Hand both. Porcallo war von gutem Herkommen, und besaß Vermögen und Herzhaftigkeit. Er hatte lange Zeit die Waffen geführt, und in Europa und America vieles ausgestanden. Da er nun in die Jahre kam, und des Krieges überdrüssig war: so begab er sich nach Trinidad, einer Stadt auf der Insel Cuba. Auf die Nachricht aber, daß Soto mit einem Heere nach San Jago gekommen wäre, besuchte er ihn, und hielt sich einige Tage lang daselbst auf. Weil er nun so viele tapfere Leute bey ihm, und so große Zurüstungen auf Florida sah: so kam ihm die Lust an, noch einmal die Waffen zu ergreifen. Er gab sich also bey dem Generale an, und überbrachte ihm zugleich allen seinen Reichthum. Soto nahm ihn mit Freuden auf, und machte ihn, anstatt des Nugno Tovar, welcher sich wider seinen Willen verheirathet hatte, zu seinem Generallieutenant. Sein Beyspiel munterte noch viele andere in der Insel auf, dem Generale zu folgen, welches denn seine Mannschaft überaus verstärkte q).

Er begiebt sich nach Havana,

Gegen das Ende des Augustmonates begab sich Soto, in Begleitung von funfzig Reitern, nach Havana, und befahl seiner übrigen Reiteren, die aus drehundert Mann bestanden, ihm in kleinen Haufen nachzufolgen: das Fußvolk aber ließ er längst der Küste hingehen. So bald er daselbst angekommen war, befahl er dem Juan von Aniasco, zwei Brigantinen zu bemannen, die Küsten von Florida zu entdecken, und von den Flüssen und Meeresküsten Rundschau daselbst einzuziehen. Aniasco kam, nachdem er zween Monate an der Küste herum gefahren, und viele Dertter besucht, mit einer genauen Nachricht von dem, was er allda gesehen hatte, zurück, und brachte zwei Personen aus dem Lande mit.

läßt dem Unterkönige in Mexico sein Vorhaben melden.

Aniasco wurde noch einmal abgeschicket, den besten Ort auszusuchen, wo man an das Land steigen könnte. Unterdessen bekam Soto Nachricht, daß der Unterkönig in Mexico

o) Ein anderer Geschichtschreiber erzählt eine sehr schlaue That, deren sich ein Spanier, des Vasco Porcallo Berwalter, bedienete, um einige von diesen Indianern in Cuba abzuhalten, daß sie sich nicht erhingen. Er nahm einen Strick

in die Hand, und gieng zu ihnen an den Ort, wo er wußte, daß sie zusammen kommen, und dergleichen vornehmen wollten. Er sagete zu ihnen: er wollte sich mit ihnen zugleich aufhängen, damit er sie nach ihrem Tode in der andern Welt noch

Mens



Wendosa Truppen zur Eroberung von Florida anwerben ließ. Weil er nun befürchtete, es möchte einige Verdrießlichkeiten seyn, wenn sie einander begegneten: so entschloß er sich, dem Unterkönige seine Bestallung mitzutheilen, die er von dem Kaiser dazu hatte. Er ließ ihn also ersuchen, er möchte ihn in seiner vorhabenden Eroberung nicht stören; worauf der Unterkönig zur Antwort gab: Florida wäre ein großes Land, es könnte ein jeder daselbst genug zur Befriedigung seiner Ehrliche finden; Soto könnte seine Reise in aller Sicherheit fortsetzen; er schickete seine Truppen an ganz andere Orte, als wo er seine Flotte hinzuführen dächte; er wollte ihm nicht schaden, sondern wünschte vielmehr, ihm dienen zu können. Soto war mit dieser Antwort zufrieden, und fing nunmehr an, sein Volk einzuschiffen, nachdem er seine Gemahlinn Isabella von Bovadilla zur Regentin in Cuba während seiner Abwesenheit bestellet hatte r).

Indem er nun auf einen günstigen Wind wartete, unter Segel zu gehen: so hielt sich Ferdinand Ponce, welcher in See war, halsstarriger Weise daselbst auf, damit er nicht bey Havana anlegen dürfte. Der Sturm aber zwang ihn dazu. Er wollte nicht in den Hafen einlaufen, weil er sich mit Soto bey dessen Abreise aus Peru verglichen hatte, sie wollten ihr Glück und Unglück mit einander theilen. Denn Soto war entschlossen, wieder dahin zu kehren, und der Belohnungen zu genießen, welche seine Dienste bey der Eroberung dieses Reiches verdienet hatten. Weil er aber nachher seinen Entschluß geändert: so erhielt Ponce vom Pizarro ein Land, in welchem er viel Gold, Silber und Edelgesteine sammelte. Er ließ sich auch einige Schulden bezahlen, welche ihn Soto einzutreiben gebethen; und nachdem er sich bereichert hatte, so nahm er den Weg nach Spanien. Zu Nombre de Dios aber erhielt er die Zeitung, daß sich Soto zur Eroberung von Florida rüstete. Er bemühet sich daher, weiter zu gehen, aus Furcht, er möchte gezwungen werden, mit ihm zu theilen, und Soto möchte unter dem Vorwande seiner Unternehmung sich seiner Reichthümer oder wenigstens eines Theiles derselben bemächtigen.

Kömmt mit Ferdinand Ponce zu Havana zukommen.

So bald Ponce im Hafen war, ließ ihn der General bewillkommen, und besuchte ihn darauf selbst, damit er ihn nöthigen möchte, ans Land zu steigen. Ponce meldete ihm, er befände sich von dem Sturme so schlecht, daß er nicht aus dem Schiffe treten könnte: so bald er sich aber ein wenig erhohlet hätte, wollte er sich seiner höflichen Anerbietungen zu Nütze machen. Soto drang aus Gefälligkeit nicht in ihn. Weil er aber etwas argwohnete: so wollte er ihn auf die Probe stellen. Indessen trauete Ponce dem Generale auch nicht, und wollte gern seinen Reichthum, den er aus Peru mitbrachte, vor ihm verbergen, damit er nichts davon erfähre. Er befahl also, man sollte um Mitternacht alles Gold, und alle die Perlen und Edelgesteine, welche über vierzig tausend Thaler werth waren, aus seinem Schiffe abhohlen, und in das Haus eines seiner Freunde bringen. Dieses glückete ihm aber nicht. Denn als diejenigen, die auf ihn Acht hatten, ein Schiff ankommen sahen: so hielten sie sich ganz still und versteckt; und da sie den Schatz ausgeschiffet sahen, so fielen sie diejenigen an, die ihn in Verwahrung genommen, jageten sie in die Flucht, bemei-

läßt ihm seinen Schatz wegnehmen.

hundertmal ärger plagen könnte, als er in dieser gethan hätte. Diese Rede machte, daß sie von ihrem gefaßten Entschlusse abstunden, und mit ihm zurück giengen, alles dasjenige zu thun, was er ihnen befehlen würde. Man sieht daraus, wie

sehr sie die Spanier müssen gehasset haben.  
 p) Am angef. Orte X Cap.  
 q) Ebendas. XI Cap.  
 r) Ebendas. im XII Cap.

Soto 1539. bemeisterten sich der Beute, und brachten sie dem Generale, welcher befahl, sie sollten nichts davon laut werden lassen.

Stellet ihm solchen wieder zu.

Den andern Morgen kam Ponce, welcher das Betrübniß über seinen verlorenen Schatz verbiß, zum Generale, wo sie eine lange Unterredung mit einander hatten. Weil nun auch das Gespräch auf das Unglück der vorigen Nacht kam: so beschwerete sich Soto gegen Poncen, daß er ein Mißtrauen in ihn setzte; und damit er ihm zeigte, daß er Recht hätte, sich zu beschweren, so ließ er die Edelgesteine hervor bringen, und stellte sie ihm wieder zu, mit der Versicherung, wenn ein einziger daran fehlte, so sollte er ihn wieder haben, damit er erkennte, daß er die Güter der Gesellschaft nicht anrühren wollte, und seine Ausführung von seiner ganz unterschieden wäre. Er sagte dabey, der Aufwand, den er gemacht hätte, die Erlaubniß zu erhalten, Florida zu erobern, wäre in der Absicht geschehen, allen Vortheil, den er davon haben könnte, mit ihm zu theilen, und er hätte sich darüber in Gegenwart vieler reblichen Leute erklärt; nichts destoweniger käme es auf ihn an, ob er mit nach Florida gehen wollte; wenn er es wünschete, so wollte er der Titel und Gerechtigkeiten entsagen, die ihm zugestanden worden; und er würde ihm verbunden seyn, wenn er ihm meldete, was er zu ihrem gemeinschaftlichen Besten für zuträglich hielte; er sollte bey ihm alle Treue und Redlichkeit antreffen, die man von einem großmüthigen Manne erwarten könnte.

Poncens Betragen dagesen.

Ponce wurde über sein Verfahren ganz beschämte, und erstaunete noch mehr über die Art, wie man mit ihm redete. Er ersuchete den General, ihm seinen Fehler zu verzeihen, und ihn noch ferner zu lieben. Er bat ihn auch, es für genehm zu halten, daß ein jeder seine Reise fortsetzen möchte, und die Gesellschaft zu erneuern, wozu er zehntausend Thaler in Isabellen von Bobavilla Hände niederlegete, deren sich der General zum Vortheile der Gesellschaft bedienen konnte. Soto ließ sich solches gefallen; und weil ihm der Wind günstig und alles zu seiner Abreise schon veranstaltet war, so nahm er von Poncen Abschied, und stach mit seinen Schiffen den 12ten May, 1539 in See. Kaum aber war er abgesegelt, so überreichte Ponce dem Richter zu Havana ein Schreiben, worinnen er vorstellte, er wäre dem Generale Soto nichts schuldig, und hätte nur aus Furcht, er möchte sich alles dessen bemächtigen, was er aus Peru mitgebracht, seiner Gemahlinn zehntausend Thaler zugestellet: er bäthe also, man möchte sie anhalten, daß sie ihm diese Summe wieder heraus gäbe, oder er würde sich bey dem Kaiser darüber beschweren. Diese Dame antwortete darauf, es wären zwischen ihrem Gemahle und Poncen, vermöge ihres, mit einander gemachten Gesellschaftsvertrages noch einige Rechnungen abzuthun, auf welche Ponce noch über funfzigtausend Ducaten schuldig wäre; sie bäthe also, man möchte ihn so lang anhalten, bis man die Rechnungen untersucht hätte, welche sie mit ehestem vorzulegen versprach. Ponce, welcher in der That eine große Summe an die Gesellschaft schuldig war, erschrock über diese Gegenantwort, trieb seine Forderung nicht weiter, sondern eilte, daß er wieder in die See kam s).

s) Am angef. Orte XIII Cap.

## Der II Abschnitt.

Soto. 1539.

## Ferdinands von Soto Berrichtungen in Florida.

Ankunft desselben. Haß des Cacique Hirriga wider die Spanier. Tod dreyer Spanier und Marter, die Juan Ortis aussteht. Ortis rettet sich. Großmuth des Cacique Mucozo. Soto läßt Ortis abfordern. Mucozo schicket ihn ab. Die Spanier werden irre geführt. Ortis und Gallego kommen zusammen. Mucozo besuchet den General. Seine Mutter kömmt ins Lager. Zurüstungen, weiter ins Land zu gehen. Gallego geht nach Urribaracuri. Unfall des Porcallo. Bericht von Gallego. Uebergang über einen Morast. Silvester bringt dem Moscoso Befehle von Soto. Dessen Rückkehr. Provinz Acuera. Troß des dasigen Cacique.

Die Spanier gehen nach Ocaly. Verstellte Freundschaft des dasigen Cacique. Die Spanier rücken in Ochile in der Provinz Bitachuco ein. Des Ochile Bruder kömmt ins Lager und schicket zu Bitachuco; dessen Antwort. Er suchet die Spanier zu erschrecken; begiebt sich zu ihnen, und will sie heimlich ermorden lassen. Solches wird verrathen, und er selbst ergriffen. Die Indianer werden zerstreuet; und viele in den Teich gejaget. Muth derselben. Bitachuco ist nicht zu gewinnen. Neue Verrätherey und Tod desselben. Folgen davon. Die Spanier rücken nach Osachile.

Nachdem Soto neunzehn Tage zur See gewesen: so entdeckete er Florida zu Ende des Mayes, und legete sich in einer sehr schönen Bay, die man Spirito santo nannte, vor Anker. Den andern Morgen schickete er Rähne ans Land, welche mit einigen wilden Trauben, die noch ganz grün waren, zurück kamen. Der General urtheilte aus denselben, da sie den spanischen Trauben gleich waren, und er dergleichen weder in Peru noch Mexico gesehen hatte, von der Fruchtbarkeit des Landes, und befahl so gleich drehhundert Mann, im Namen des Kaisers davon Besitz zu nehmen. Der General ließ zugleich die übrigen ans Land setzen; und nachdem sie sich neun Tage lang erfrischt hatten, so marschirete er ungefähr zwei Seemeilen in das Land hinein bis zu dem Hauptfisse Hirriga <sup>1)</sup>, welcher den Namen des Landes und des Herrn führete. Denn in Florida haben gemeiniglich die Provinz, der Cacique und sein Hauptort einerley Namen.

Indem der General also anrückete: so verließ der Cacique, welchen die Ankunft so vieler bewaffneten Spanier in Furcht setzete, den Ort, und begab sich in die Gehölze, woraus man ihn nicht bringen konnte, was für vortheilhafte Vorschläge man ihm auch that. Er war wider die Spanier aufgebracht, weil sie ihm vormals die Nase abgeschnitten, und seine Mutter von den Hunden hatten zerreißen lassen. Seine Rache gieng bis zu den entsetzlichsten Grausamkeiten. Einige Zeit nachher, da Narvaez aus seinem Lande wieder abgegangen war, kam eines von dessen Schiffen, welches zurück geblieben, auf die Rheede und suchete ihn. Der Cacique wünschete nichts mehr, als das Schiffsvolk in seine Hände zu bekommen. Er ließ ihnen also sagen, ihr Hauptmann hätte ihm Befehle hinterlassen, was sie thun sollten, wenn sie ungefähr in seinen Hasen kämen. Zu dem Ende zeigte er ihnen auch einige Blätter weißes Papier nebst Briefen, die er vom Narvaez erhalten, da er noch gut mit ihm stund. Die Spanier ließen sich dadurch aber nicht verleiten, daß sie ans Land stiegen. Hirriga schickete ihnen also viere von seinen vornehmsten Unterthanen zu Befehln, und durch diese list glückete es ihm, daß er vier Spanier dagegen an das Land bekam. So bald die Indianer auf dem Schiffe muthmaßeten, daß solche in ihres Herrn

Haß des Cacique Hirriga wider die Spanier.

<sup>1)</sup> Oder Sirribigua.

Soto. 1539. Herrn Gewalt seyn würden: so sprangen sie ins Meer und schwammen unter dem Wasser davon u).

Tod dreier Spanier.

und Marter, die Juan Ortis aussteht.

Hirriga verwahrete die Gefangenen sorgfältig bis zu einem Feste, welches in wenigen Tagen sollte gefeyret werden. Als solches erschien: so ließ er die Spanier ganz nackt öffentlich vortreten, und nöthigte sie, Reihe herum von einem Ende des Platzes bis zum andern zu laufen. Man schoß von Zeit zu Zeit mit Pfeilen nach ihnen, damit ihr Tod desto langsamer, und ihre Marter desto empfindlicher wäre. Der Cacique sah mit Vergnügen zu, wie die drey Spanier von einem Ende zum andern dem Tode vergebens zu entgehen sucheten. Was den vierten betraf, welcher Juan Ortis hieß, und nur erst achtzehn Jahre alt und wohlgebildet war, so nahmen sich die Frau und Töchter des Cacique seiner an, und bathen für ihn. Der Cacique behielt ihn also nur zu seinem Sklaven. Allein, diese Gnade war fast ärger, als der Tod. Man zwang ihn, beständig Holz und Steine zu tragen, und bey den öffentlichen Lustbarkeiten mußte er auf einem großen Platze von einem Ende zum andern laufen, wo sie mit ihren Pfeilen bereit stunden, ihn zu durchschiefen, wosfern er sich ausruhen wollte. Dieses Laufen währete vom Aufgange der Sonne bis in die späte Nacht, da er denn vor Mattigkeit mehr todt, als lebendig, war, und nur bey des Hirriga Frau und Töchtern Mitleiden fand, die ihn wieder zu erquickten sucheten. Dadurch aber wurde er allezeit zu neuen Martern aufbehalten. Der Cacique ließ an einem solchen Festtage mitten auf dem Platze ein Feuer anzünden, einen Tucan, oder hölzernen Korb über die Kohlen setzen, und seinen Sklaven darauf legen, um ihn lebendig zu braten. Sein erbärmliches Geschrey aber zog noch des Caciques Töchter herbey, daß sie ihm zu Hülfe kamen, und ihn halb verbrannt in ihr Haus tragen ließen, wo sie seine Wunden bald wieder heilten. Als ihn der Cacique nach einigen Tagen also heil sah: so freuete er sich, daß er seine Rache noch länger an ihm ausüben könnte, und erfand eine neue Art von Marter, woben ihm seine Töchter nicht einreden, noch dem armen Ortis helfen konnten. Er befahl ihm, die todten Leichname der Einwohner seines Wohnplatzes Tag und Nacht zu bewachen. Diese Leichname lagen mitten in einem Walde in hölzernen Särgen, mit Brettern bedeckt, welche aber nicht darauf fest gemacht, sondern bloß darüber gelegt waren, und von einigen Steinen oder Stücken Holz auf denselben fest gehalten wurden. Weil nun die Löwen, deren es in diesem Lande viele giebt, zuweilen die Körper aus diesen Särgen hohleten: so sollte Ortis Acht haben, daß sie keinen entführen, bey Strafe lebendig verbrannt zu werden. Er bekam zu seiner Vertheidigung wider diese wilden Thiere vier Wurfspeße, und gieng mit Vergnügen in den Wald, woselbst er etwas ruhiger zu leben gedachte. Indessen geschah es doch, daß, als er des Nachts einmal eingeschlafen war, ein Löwe einen Sarg entdeckete, und ein Kind daraus weghohlete. Ortis erwachte von dem Falle der Bretter, lief hinzu und sah, daß die Leiche weg war. Aus Angst, daß es nun um sein Leben gethan seyn würde, eilte er dem Löwen nach, um zu versuchen, ob er ihm den Raub wieder abjagen, oder auch einen kürzern Tod von ihm erhalten könnte, als welchen er sonst zu befürchten hatte, wenn die Unterthanen des Hirriga den Morgen die Särgen besuchten, und eines leer fänden. Er hörte auch bald etwas, als einen Hund an einem Knochen nagen. In den Gedanken, daß solches wohl der Löwe seyn könnte, schlich er sich durch die Gesträuche, und sah bey dem Mondenscheine, wie der Löwe seinen Raub verzehrte.

u) Histor. del Florida Lib. II. cap. I.

gehrete. Er fassete ein Herz, und schoß einen seiner Wurffspieße so glücklich, daß er den Löwen Soto. 1539.  
 tödtete x). Er legete das, was noch von dem Rinde übrig war, wieder in den Sarg, und  
 schleppete den Löwen zum Hirriga. Weil es nun in diesem Lande etwas erstaunliches  
 war, einen Löwen zu erlegen, wo sie gleichwohl nicht so grimmig sind, als in Africa: so  
 wurde Ortis für ein Wunder der Tapferkeit angesehen, und auch von dem Cacique auf  
 einige Zeitlang ein wenig besser gehalten. Gleichwohl aber erwachete die Begierde zur Ra-  
 che bey dem Cacique, so oft er seiner nur ansichtig ward, und er entschloß sich endlich, ihn  
 bey dem ersten Feste hinrichten zu lassen.

Seine Frau und Töchter, welche seine hitzige Gemüthsart kannten, durften nichts da- Ortis rettet  
sich.  
 wider sagen. Gleichwohl war die älteste entschlossen, den Ortis zu retten, und meldete ihm  
 also, was vorgieng. Zugleich sagete sie ihm, er sollte nur nicht verzweifeln, sie wollte ihn  
 aus der Gefahr reißen, wosern er Muth genug hätte, zu entfliehen; er sollte in der folgen-  
 den Nacht zu einer gewissen Zeit, und an einem gewissen Orte, einen Indianer antreffen,  
 auf den sie sich verlassen könnte; der sollte ihn bis an eine gewisse Brücke, zwey Meilen von  
 dem Orte bringen, und alsdann vor Tage wieder zurück kehren, damit der Cacique sich  
 wegen seiner Flucht, an niemanden rächen könnte. Sie setzete hinzu, sechs Meilen jenseits  
 der Brücke würde er einen Wohnplatz antreffen, dessen Herr Mucozo hieße, und der sie  
 zu heyrathen wünschete: diesem sollte er sagen, sie schickete ihn zu ihm, und sie wäre verfi-  
 chert, daß er ihn aus Achtung gegen sie beschützen würde. Ortis dankete ihr auf den Knien  
 für ihre Gewogenheit, und schickete sich zur Flucht an. Kaum waren des Hirriga Leute  
 eingeschlafen, so suchete er seinen Führer, den er an dem bestimmte Orte antraff. Er gieng  
 heimlich mit ihm fort; und als sie die Brücke erreicht hatten, so bath er den Indianer,  
 daß er ihn auf den rechten Weg weisen möchte y.)

Ortis kam also glücklich zu dem Wohnsitz des Mucozo. Zweyen Indianer, welche Großmuth  
des Cacique  
Mucozo.  
 ihm begegneten, wollten ihn erschleßen. Ortis aber meldete ihnen, daß er von des Hirriga  
 Tochter an den Mucozo geschickt wäre. So gleich kehrten sie mit ihm wieder nach dem  
 Flecken, und meldeten es ihrem Cacique, welcher ihm entgegen kam. Ortis berichtete ihm  
 seinen Zustand, und bath ihn, um die Liebe, die er zu des Hirriga Tochter trüge, er möch-  
 te doch ihre Absicht erfüllen, und ihn in seinen Schuß nehmen. Mucozo versprach ihm  
 solches gleich, mit der Versicherung, so lang er lebete, sollte ihm niemand etwas zu leide  
 thun. Er hielt sein Wort treulich, und begegnete ihm besser, als es Ortis jemals gehoffet  
 hatte. Er mußte Tag und Nacht um ihn seyn, und seine Achtung gegen ihn wuchs, da  
 er vernahm, daß er einen Löwen erleget hätte.

Indessen bekam Hirriga Nachricht, daß sein Slave bey dem Mucozo wäre, und er  
 ließ ihn also durch den Cacique Uribaracuyi, ihren gemeinschaftlichen Freund, und seinem Si-  
 cherheitsorte erwählet, daher er niemals erlauben würde, daß man ihn daraus weghohlete.  
 Der Verlust eines Menschen, welchen Hirriga wollte hinrichten lassen, wäre ja nicht be-  
 trächtlich. Auf diese Antwort besuchete Hirriga den Mucozo selbst, aber vergebens.  
 Sie hielten mit einander, und Mucozo wollte lieber seine Liebe aufgeben, als sein Wort  
 brechen.

x) Am angef. Orte II Cap.

y) Am angef. Orte III Cap. des II Buches.



Soto. 1539.

Soto läßt Ortis abfordern.

Ortis blieb also bey ihm, bis Soto in das Land kam, und lebete in allem zehn Jahre unter den Indianern; anderthalb nämlich bey dem Cacique, der ihn marterte, und die übrige Zeit bey seinem Beschützer. Als Soto in dem Flecken Hirriga war: so vernahm er dessen Begebenheiten, wovon er schon etwas zu Havana, von einem derjenigen Indianer erfahren hatte, welche Aniasco aus Florida mitgebracht. Weil aber solcher den Namen Ortis Orotis aussprach: so glaubeten die Spanier, ungeachtet ihrer Dolmetscher, der Indianer versicherte, sein Land wäre reich an Golde. Jedoch als der General nun gewiß wußte, daß sich Ortis bey dem Mucozo aufhielt: so befahl er dem Majorsergenten des Heeres, Balthasar von Gallego, ihn von da abzuholen, und den Cacique zu versichern, die Spanier nähmen Antheil an der Gnade, die er dem Ortis erwiesen, und er würde sehen, daß er sich keine Undankbare verbunden hätte, wosfern er zu ihnen kommen wollte; wie es ihnen denn eine Freude seyn würde, einen so großmüthigen Mann zum Freunde zu haben.

Mucozo schicket ihn ab.

Gallego gieng so gleich mit sechzig Lanzen ab; und Mucozo erfuhr unterdessen, daß die Spanier zu Hirriga angekommen wären, das Land zu erobern. Weil er sich nun vor diesen Völkern fürchtete: so redete er mit Ortis davon, und sagete zu ihm, ich zeigete sich eine Gelegenheit, wo er ihm seine Erkenntlichkeit beweisen könnte; er wollte ihn mit fünfzig von seinen vornehmsten Unterthanen zu dem Generale schicken, welchem er seine Freundschaft anbieten, und sein Land in dessen Schuß geben sollte. Ortis war über diesen Auftrag erfreuet, und versicherte ihn, die Spanier würden seine Großmuth erkennen, und ihn als ihren besondern Freund ansehen. Die fünfzig Indianer, welche ihn begleiten sollten, wurden so gleich ernannt; und er nahm mit ihnen den Weg nach Hirriga.

Die Spanier werden irre geführt.

Unterwegens merket er an einigen Fußstapfen, daß hier Spanier gewesen seyn müßten, die vielleicht irre gegangen, oder verführt worden wären. Des Gallego Wegweiser hatte auch wirklich den Einfall gehabt, er dürste die Spanier nicht richtig führen, weil sie doch nur als Feinde kämen, und seinen Landesleuten ihre Freyheit, nebst ihrem Vermögen nehmen würden. Er gieng also von dem rechten Wege ab, und lenkete sich nach der See zu, in der Absicht, sie in einige Moräste zu bringen, worinnen sie umkommen müßten. Die Spanier merketen seine Bosheit nicht eher, als bis einige von ihnen die Spitzen von den Mastbäumen ihrer Schiffe zwischen den Bäumen erblicketen. Man meldete es dem Gallego, welcher dem Wegweiser seinen Speiß durch den Leib stoßen wollte, wodurch solcher aus Furcht bewogen wurde, sie wieder auf den rechten Weg zu bringen <sup>2)</sup>.

Ortis und Gallego kommen zusammen.

Ortis, welcher dergleichen Verrätheren argwohnete, entschloß sich mit seinem Hausen, den entdecketen Spuren zu folgen. Er traf auch den Gallego mit seinen Leuten gar bald auf einer großen Ebene an, die auf der einen Seite mit einem dicken Walde besetzt war. Die Indianer waren so gleich der Meinung, in das Gehölze zu laufen, weil man sich der Gefahr aussetzte, von den Christen übel begegnet zu werden, wenn man nicht vorher, ehe man zu ihnen käme, als ihr Freund erkannt worden. Ortis achtete auf ihren Rath nicht, sondern glaubete, es wäre genug, daß er ein Spanier wäre, und seine Nation würde ihn nicht verkennen. Weil er aber auf indianisch gekleidet war, eine mit Federn bedeckete Mütze auf dem Kopfe, kurze Hosen am Leibe, und Vogen und Pfeile in der Hand hatte: so gieng es nicht so, wie er dachte. Denn so bald ihn die Spanier mit seinem Hausen ankommen sahen, so verdoppelten sie ihren Marsch, und fielen über die Indianer her. Die

2) Ebendas. IV und V Cap.

se aber hielten nicht Stand, sondern flohen gleich in die Gebüsch. Jedoch wurde einer von ihnen, welcher seinen unerschrockenen Muth zeigen wollte, mit einer Lanze verwundet. Ortis, welcher ebenfalls eine Lanze auf sich gerichtet sah, parirete solche anfänglich mit seinem Bogen aus. Weil er aber befürchtete, jedennoch niedergestossen zu werden: so fing er an Tibilla, Tibilla für Sevilla zu rufen, und machete zugleich mit seinem Bogen ein Kreuz, um dadurch anzuzeigen, daß er ein Christ wäre; denn sagen konnte er es nicht. Er hatte seine Muttersprache die Zeit über, da er bey den Indianern gelebet, und sie nicht geredet hatte, dergestalt vergessen, daß er auch seinen Geburtsort, Sevilla, nicht mehr recht aussprechen konnte. Bey Anhörung des Wortes Tibilla fragete ihn der Spanier, wer er wäre? und nachdem er geantwortet hatte: Ortis: so nahm er ihn bey dem Arme, warf ihn hinten auf sein Pferd, und eilte voller Freuden mit ihm zum Gallego. Dieser ließ eiligst seine Leute zurückrufen, welche den Indianern nachsetzten. Ortis gieng selbst in den Wald, rief seine Gefährten, und schrie ihnen zu, sie könnten in aller Sicherheit zurück kommen. Die einen aber liefen voller Schrecken zum Mucozo, und gaben ihm von allem, was vorgegangen war, Nachricht. Die andern, welche nicht so furchtsam waren, und sich auch nicht so weit verlaufen hatten, kamen auf Ortis Rufen einer nach dem andern wieder aus dem Walde hervor. Sie waren aber insgesammt böse auf ihn, und schalten seine übele Aufführung, die auch selbst von den Spaniern getadelt wurde, welche für den verwundeten Indianer alle Sorgfalt tragen ließen. Man schickete jemand zu dem Cacique Mucozo, um ihn aus der Bekümmerniß zu ziehen, worein ihn die Flüchtigen würden gesetzt haben, und gieng wieder nach dem Lager zurück a).

Es war schon spät in der Nacht, als man daselbst ankam. Der General wunderte sich über eine so schleunige Zurückkunft, und bildete sich ein großes Unglück deswegen ein. Als ihm aber Ortis zu Gesichte kam: so faßete er wieder Muth. Er ließ ihm eine schwarzsammetene Jacke geben, die aber Ortis nicht am Leibe leiden konnte, weil er sich angewöhnet hatte, nackend zu gehen. Er trug nichts weiter, als ein Hemde, leinwandene Höschen, eine Mütze, und Schuhe, bis er sich nach und nach wieder Kleider zu tragen gewöhnete. Soto begegnete denen Indianern, welche den Ortis begleitet hatten, gütlich, und ließ den Mucozo freundschaftlich zu sich einladen. Er erkundigte sich bey dem Ortis nach der Beschaffenheit, und einigen besondern Umständen des Landes. Ortis aber konnte ihm nicht viel Nachricht davon geben. Er hatte sich niemals weit ausgewaget, aus Furcht, er möchte dem Hirriva wieder in die Hände gerathen, oder von seinen Leuten ermordet werden: doch wußte er, daß das Land immer fruchtbarer würde, je weiter man hineinkäme. Indem Ortis also mit dem Generale redete, kam Nachricht, Mucozo näherte sich in Begleitung vieler Indianer dem Lager. Man sah ihn auch fast eben so bald, als die Nachricht einlief, und führte ihn zum Generale, welcher sich für die Güte bedankete, die er gegen Ortis gehabt hätte. Mucozo erklärte sich dagegen, man wäre ihm dafür keine Verbindlichkeit schuldig, er hätte bloß gethan, was er, als ein Cacique, hätte thun müssen, und sonst auf nichts weiter gesehen: er hätte auch den Ortis bloß abgeschickt, um zu verhindern, daß die Völker seine Länder nicht verheereten; indessen wäre es ihm lieb, daß der General, für den er eine besondere Hochachtung hätte, sein Betragen so günstig auslegete; er bätte ihn, seinen Freund zu seyn, und ihn unter seinen Schutz zu nehmen; er wollte künftig nur den Kai-

Soto. 1539.

Mucozo besuchet den General.

a) Ebendaf. VI Cap.

Soto. 1539. ser und ihn für seinen rechtmäßigen Oberherrn erkennen. Porcallo und die andern Hauptleute verwunderten sich über die gesunde Vernunft dieses Cacique und erwiesen ihm viel Ehre *b*).

Seine Mutter  
kömmt ins La-  
ger.

Zween Tage darnach kam des Mucozo Mutter, welche ihn niemals zu den Spaniern würde haben gehen lassen, wenn sie bey seiner Abreise gegenwärtig gewesen wäre, zum Soto ins Lager. Die Traurigkeit saß ihr im Gesichte; und sie schien so voller Unruhe über ihren Sohn zu seyn, daß sie den General gleich bey ihrer Annäherung beschwor, ihr den Mucozo wieder zu geben, aus Furcht, man möchte ihm eben so begegnen, als dem Hirriga. Sie erboth sich, für ihren Sohn zu sterben, wosern er ihm ja das Leben nehmen wollte. Der General empfing sie höflich, und versicherte sie, man würde ihrem Sohne nicht das geringste Misvergnügen machen; er verdienete alle mögliche Hochachtung, und sie könnte seinenwegen ganz ruhig seyn, und hätte für ihn nichts zu befürchten, wie man ihr selbst denn auch alle gehörige Ehrerbietung erweisen würde. Diese Versicherung munterte sie wiederum ein wenig auf, daß sie sich gefallen ließ, in dem Lager zu bleiben. Sie hegete aber stets so viel Mistrauen, daß sie befürchtete, da sie mit an des Generals Tafel speisete, man möchte sie mit Gifte vergeben; so daß sie nichts aß, was nicht Ortis zuvor gekostet hatte, und sie dadurch versichert war, daß es ihr nichts schaden würde. Dieses bewog einen Edelmann bey dem Generale zu sagen, er wunderte sich, daß sie ihr Leben für ihren Sohn darbothen, da sie sich doch so sehr fürchtete, solches zu verlieren. Sie antwortete ihm darauf, nachdem man ihr erkläret hatte, was gesagt worden: es wäre wahr, das sie das Leben überaus lieb hätte, ihren Sohn aber hätte sie doch noch lieber, und sie wollte alles in der Welt für ihn hingeben. In dieser Betrachtung flehete sie den General inständigst an, er möchte ihr doch solchen wieder zustellen, da ihre ganze Zärtlichkeit auf ihn gieng; sie wünschte eifrigst, daß sie ihn wieder mit sich zurücknehmen könnte; kurz, sie könnte es nicht von sich erhalten, daß sie den Worten der Christen traute. Der General erwiederte, es stünde ihr frey, hinweg zu gehen, wenn es ihr beliebete; ihr Sohn aber fände ein Vergnügen, noch bey den Spaniern zu bleiben, die meistens von seinem Alter wären; wenn er zurückkehren wollte, so würde sich ihm niemand widersetzen. Dabey betheuerte er, ihr Sohn würde die Spanier mehr zu rühmen, als sich über sie zu beschweren haben. Auf diese neue Versicherung gieng sie endlich aus dem Lager ab: doch bath sie den Ortis vorher noch, er möchte sich erinnern, was ihr Sohn ihm Gutes erwiesen, und ihm in der Gefahrt, worinnen sie ihn ließe, Gleiches mit Gleichem vergelten. Man lachete über dieses Mistrauen; und Mucozo, welcher selbst mit vielem Wiße darüber scherzete, trug etwas zu der Lust bey. Damit er auch den Spaniern zeigete, daß er ihnen traute, so blieb er noch acht Tage bey ihnen, und kehrte darauf vergnügt wieder zurück. Nach der Zeit besuchte er sie noch vielmals, und machete ihnen insgesammt verschiedene Geschenke. Er war ungefähr sechs bis sieben und zwanzig Jahre alt, von einer schönen Gestalt und wohl gebildetem Gesichte *c*).

Zurüstungen,  
weiter in das  
Land zu gehen.

Während der Zeit gab der General zu allem Befehl. Nachdem man die Lebensmittel und den Kriegesvorrath ausgeladen, und nach Hirriga gebracht: so schickete er die größten von seinen Schiffen wieder nach Havana, mit Vollmacht an seine Gemahlinn, nach Belieben damit zu verfahren. Die andern behielt er, um sich deren im Nothfalle zu bedienen;

*b*) Ebenbas. VII Cap.

*c*) Am angef. Orte VIII Cap.

nen; und gab die Aufsicht darüber einem wachsamem und erfahrenen Hauptmanne, Pedro Soto. Soto. 1539. Calderon. Er versuchte darauf, den Cacique Hirriga zu gewinnen, in der Meinung, es würde ihm nicht schwer werden, sich mit denen andern Herren des Landes zu setzen, welche kein Misvergnügen von den Spaniern erhalten hatten. Wenn er daher einige Gefangene machte, so schickte er sie dem Hirriga, mit Geschenken zurück. Er ließ ihm sagen, er wünschte seine Gewogenheit inständigst, und wollte ihm Genugthuung wegen derer Beschimpfungen geben, die man ihm erwiesen hätte. Der Cacique aber antwortete nur: die Schmach, die ihm angethan worden, erlaubete ihm nicht, einigen Antrag von Seiten der Spanier anzuhören. Gleichwohl hatte das Betragen des Generales sehr gute Wirkungen. Denn weil die Knechte bey dem Heere täglich unter der Bedeckung von dreyßig bis vierzig Soldaten auf Fütterung ausgingen: so geschah es, da sie nicht auf ihrer Hut waren, daß die Indianer mit großem Geschrey über sie herfielen, sie in Unordnung brachten, und einen Spanier, Namens Graiales, gefangen bekamen. Der General schickete so gleich auf erhaltene Nachricht den Indianern einige Reiter nach, welche sie auch zwey Meilen davon an einem mit Schilfe vermachten Orte antrafen, wo sie sich mit ihren Weibern und Kindern lustig machten. Die Spanier drangen wüthend hinein, erschrecketen sie, jageten sie in die Flucht, und nahmen Weib und Kind gefangen. Graiales, welcher in dieser Verwirrung die Stimme derer von seiner Nation hörte, eilte zu ihnen. Man kannte ihn anfänglich nicht, weil er schon auf indianisch gekleidet war. Bald darnach aber erkannten sie ihn, und kamen vergnügt mit ihren Gefangenen ins Lager. Soto wollte von diesem Vorfalle umständlichere Nachricht haben, und Graiales meldete ihm, die Indianer wären nicht Willens gewesen, den Spaniern zu schaden, sondern hätten nur ihre Pfeile abgeschossen, sie zu erschrecken; es wäre ihnen leicht gewesen, einen Theil von ihnen in ihrer Unordnung zu erlegen: sie hätten sich aber bloß begnügt, einen Gefangenen zu machen; sie hätten ihm nicht das Geringsste zu Leide gethan, sondern wären ihm höflich begegnet, und hätten ihn genöthiget, Essen zu sich zu nehmen. Der General ließ so gleich seine Gefangene kommen, dankete ihnen für ihr Bezeugen, und schickete sie wieder zurück. Er botheuerte ihnen, sie hätten von den Spaniern nichts zu befürchten, und wünschte, daß seine Leute auch von ihnen nichts befürchten dürften, und sie mit einander in gutem Vernehmen leben möchten; er wäre nicht in ihr Land gekommen, sich ihren Haß, sondern ihre Freundschaft zu erwerben. Der General begleitete diese Worte mit einigen Gunstbezeugungen, und die Indianer kehrten höchstzufrieden zurück *a*).

Nachdem Soto ungefähr drey Wochen mit seinen Zurüstungen, weiter zu gehen, zu gebracht hatte: so befahl er dem Gallego, mit sechsig Lanzen und eben so vielen Büchsen, schüßen in die Provinz Uribaracuri zu rücken. Gallego gieng so gleich ab, und begab sich zum Mucozo, wo sie wohl aufgenommen wurden, und ihr Nachtlager hielten. Den Morgen, da sie weiter marschiren wollten, verlangeten sie einen Wegweiser von ihm. Mucozo sagte zu ihnen, er hielt sie für viel zu redliche Leute, als daß sie seine Freundschaft anwenden wollten, ihn zu verbinden, daß er etwas wider seine Ehre thun sollte. Uribaracuri wäre sein Vetter; und er würde von aller Welt getadelt werden, wenn er ihnen jemand mitgäbe, der sie in sein Land führete. Wenn aber auch der Cacique nicht sein Vetter wäre: so dürfte er ihnen darinnen doch nicht dienen, weil er als ein Verräther seines Vaterlandes würde angesehen werden, und er lieber sterben, als eine ihm so unanständige That

Gallego geht nach Uribaracuri.

*a*) Ebendas. IX Cap.

Soto. 1539. That begehen wollte. Ortis, welcher die Spanier führte, antwortete ihm, auf des Gallego Befehl: sie wollten seine Freundschaft nicht misbrauchen, sie verlangten nur bloß einen Indianer, welchem Urribaracuxi Glauben beymessen könnte, damit sie ihm könnten melden lassen, er sollte sich vor ihrer Ankunft nicht fürchten; wenn er auch weder Frieden noch Bündniß mit ihnen eingehen wollte, so hätten sie doch Befehl, aus Achtung für den großmüthigen Mucozo, sein Land nicht zu verheeren, wie sie aus Liebe für ihn auch selbst in ihres offenbaren Feindes, des Cacique Hirriga, Lande keine Unordnung angerichtet hätten. In dieser Absicht erhielten sie denn einen Wegweiser, so, wie sie ihn verlangeten, und kamen innerhalb vier Tagen in das Land Urribaracuxi, welches ungefähr siebenzehn Meilen von des Mucozo Eise war. Weil sich dieser Cacique aber mit seinen Leuten in das Gehölze geflüchtet hatte: so schicketen die Spanier ihren Wegweiser an ihn, welcher ihm ihr Bündniß antragen mußte. Er ließ ihn aber ohne etwas zu schließen, wiederum von sich. Gallego traf auf seinem Marsche von Hirriga bis Urribaracuxi, welches fünf und zwanzig Seemeilen weit war, viele Weinstöcke, Fichten, Maulbeerbäume und andere Bäume an, die den spanischen gleich waren. Er erstattete dem Generale Bericht davon, und meldete ihm, es könnte sich das Heer drey oder vier Tage lang in den dasigen Gegenden aufhalten e).

Unfall des  
Porcallo.

Unter der Zeit faffete Porcallo, auf die Nachricht, daß Hirriga in einem Gehölze dicht bey dem Lager wäre, den Entschluß, ungeachtet des Generales Bitten, diesen Cacique zu fangen. Er gieng also mit Reiterey und Fußvolke ab, in der Hoffnung, ihn entweder gefangen einzubringen, oder zu nöthigen, daß er Frieden verlangete. Hirriga, welcher Nachricht davon hatte, ließ den Porcallo vielmals warnen, er möchte nicht weiter gehen, weil die Moräste und andere Beschwerlichkeiten des Weges, die man überwinden mußte, wenn man zu ihm wollte, ihn genugsam vor den Spaniern sicherten. Er rieth ihm solches nicht aus Furcht, sondern aus Erkenntlichkeit, daß sie sein Land nicht verheeret und seinen Unterthanen nicht übel mitgespielt hätten. Porcallo lachete nur über diese Warnung, und glaubete gewiß, der Cacique stünde in Furcht, und könnte ihm nicht entweichen. Er verdoppelte also seinen Marsch, und kam an einen morastigen Ort, wo niemand zuerst hindurch wollte. Er spornete also sein Pferd an, ritt hinein, und nöthigte dadurch viele von seinen Leuten, ihm zu folgen. Er kam aber nicht weit, so sank sein Pferd unter ihm, und er blieb mit seiner Rüstung unter demselben stecken. Niemand konnte ihm, wegen der Tiefe des Morastes, recht zu Hülfe kommen: doch half er sich durch ein besonderes Glück noch endlich wieder heraus. Er ärgerte und schämete sich, daß er ohne Gesecht also überwunden worden, und so gar keine Hoffnung mehr hatte, dem Cacique beyzukommen. Voller Verzweiflung eilete er nach dem Lager; und da er sein Alter und die ruhige Lebensart, die er zu Trinidad geführt, gegen die Beschwerlichkeiten erwog, denen er sich, ohne Noth, aussetzte, auch in seiner Jugend schon Ruhm genug erlangt zu haben glaubete: so überließ er diese Eroberung jüngern Personen, und bath, daß er wieder nach Cuba gehen dürfte. Man gab ihm ein Schiff, und er theilte sein Geräthe unter einige Soldaten, denen er gut war. Er ließ die Lebensmittel und den Kriegesvorrath, den er hatte, den Truppen, und wollte, es sollte sein natürlicher Sohn, Suarez von Figueroa, den General bey seiner Unternehmung begleiten. Figueroa gehorchete mit Vergnügen, und unter-

e) Ebendas. X Cap.



terließ keine Gelegenheit, seinen Muth zu zeigen. Er war aber unglücklich, und die Indianer tödteten ihm alle seine Pferde. Seit der Zeit marschirete er zu Fuße, und wollte weder von dem Generale noch seinen Hauptleuten etwas annehmen, sich wieder beritten zu machen, wie sehr und oft sie auch in ihn drangen, welcher Stolz ihnen denn höchstmissfällig war f).

Soto. 1539.

Morcallo war kaum abgegangen, so lief der Bericht von Gallego ein, welcher das ganze Lager freudig machete. Er enthielt unter andern, drey Meilen über Urribaracuri wäre ein sehr gefährlicher Morast. Allein, dieses dienete nur, die Spanier desto mehr anzufressen. Der General befahl, sich innerhalb drey Tagen zum Aufbruche fertig zu machen, und schickete dreyßig Reiter unter Silvesters Anführung ab, dem Gallego zu melden, er würde gleich nachfolgen. Er ließ eine Besatzung von vierzig Lanzen, und achtzig Büchsenhüsen in Hirriga, und befahl ihnen, mit den Nachbarn friedlich zu leben, und die Freundschaft mit Mucozo zu erhalten. Mit den übrigen marschirete er ab, und nahm seinen Weg über Mucozo, woselbst er den dritten Tag früh Morgens ankam. Der Cacique gieng ihm entgegen, und nöthigte ihn, etwas da zu bleiben. Soto aber entschuldigte sich, daß er eilen mußte, und empfahl ihm die Besatzung zu Hirriga. Sie nahmen zärtlichen Abschied von einander, und der General setzte seinen Marsch von Osten gegen Norden bis Urribaracuri fort g).

Bericht von Gallego.

Als er bey dem Gallego ankam: so vernahm er, daß der Cacique in das Gehölze geflohen war. Er schickete so gleich zu ihm, und ließ ihm ein Bündniß mit den Spaniern anbieten. Weil solcher aber nichts davon hören wollte: so ließ Soto einen großen und breiten Morast untersuchen, welcher ihm im Wege lag. Er erfuhr, daß der Grund desselben am Rande nicht gut war, und sich in der Mitte desselben viel Wasser befände, daß man also zu Fuße nicht gut hinüber gehen könnte. Gleichwohl suchete man so lange, bis man endlich nach acht Tagen eine Fuhr fand. Weil solche nur sehr schmal war: so brachte man einen ganzen Tag zu, ehe man hindurch kam, und lagerte sich eine halbe Meile davon, auf einer großen Ebene. Den folgenden Tag ließ er von dem Wege Erkundigung einziehen; und man berichtete, man könnte nicht weiter fort, weil das Wasser die Gefilde überschwemmet hätte. Auf diese Nachricht nahm er hundert Reiter und eben so viel Mann zu Fuße, und gieng wieder zurück über den Morast, einen andern Weg zu suchen; da indessen die übrigen, unter des Moscoso Anführung, auf der Ebene blieben. Inzwischen fielen die Indianer, welche in den Wäldern stecketen, des Soto Leute an, schossen auf sie, und eilten gleich wieder in die Gehölze. Die Spanier erlegeten stets einige, oder bekamen welche gefangen. Diejenigen, welche sich gefangen sahen, wollten sich ihren Händen entziehen, und erbothen sich zu ihren Wegweisern. Sie führten sie aber dahin, wo die Indianer im Hinterhalte lagen, und mit Pfeilen auf sie schossen. Die merckete diese Bosheit, und ließ viere von den Strafbaresten durch Hunde zerreißen. Die andern wurden dadurch schüchtern gemacht, und thaten ihre Schuldigkeit besser. Sie führten den General auf einen Weg, wo man nach einem Marsche von vier Meilen sich über dem großen Moraste an einem Pässe befand, dessen Eingang und Ausgang trocken waren. Eine Meile weiter hin aber hatte man Wasser bis unter die Arme; und in der Mitte dieser Fuhr konnte man auf hundert Schritte lang nicht durchwaden. Die Feinde hatten an die-

Uebergang über einen Morast.

f) Am angef. Orte, XI Cap.

g) Ebendas. XII Cap.

Soto. 1539.

diesem Orte eine schlechte Brücke von zweenen in das Wasser geworfenen Bäumen gemacht, die von einigen in die Erde gestecketen Pfählen, und einigen Stücken Holz darüber, unterstützt, und mit einer Art von Geländer versehen waren. Bey Erblickung dieser Brücke befahl der General zweenen guten Schwimmern von seinen Leuten, die Baumzweige abzuhacken, welche auf dieser Brücke hinderlich fielen, und alles zu thun, was solche bequemer machen könnte. Indem sie damit beschäftigt waren, so kamen Indianer, die sich in dem Schilf versteckt hatten, auf kleinen Rähnen heraus, und schossen auf sie. Die beyden Leute aber sprangen so gleich ins Wasser, und schwammen unter demselben fort, da sie denn nur einige leichte Wunden erhielten, und glücklich davon kamen. Ihre Unererschrockenheit setzete die Indianer in solches Erstaunen, daß sie sich nicht weiter sehen ließen, und die Spanier die Brücke zurechte machten. Zween Flintenschüsse höher hinauf, fanden sie einen Ort, wo die Reiter hinüber gehen konnten. Der General ließ dem zurückgelassenen Moscoso davon Nachricht geben, mit dem Befehle, ihm zu folgen, und eiligst Lebensmittel zu schicken. Silvestre sollte solches ausrichten; und obgleich der Weg lang und beschwerlich wäre, jedennoch Morgen Abend mit dreyßig Lanzen, und einigem Kriegesvorrathe wieder zurück kommen. Lopes Cacho mußte ihn begleiten; und sie ritten bey der Sonnen Untergange fort h).

Silvestre bringt dem Moscoso Befehl von Soto.

Silvestre und Cacho, deren jeder nur zwanzig Jahre alt war, setzten sich allem, was ihnen begegnen konnte, unerschrocken aus. Anfänglich legeten sie vier bis fünf Meilen, ohne Schwierigkeit, zurück, weil der Weg gut war, und sie keine Indianer antrafen. Darauf aber geriethen sie wegen des Morastes auf sehr schlimme Wege, woraus sie zu kommen fast verzweifelten. Weil sie keine gewisse Kenntniß von dem Lande hatten: so waren sie genöthiget, auf gut Glück fortzureiten, und zu versuchen, ob sie sich der Straße wieder erinnern könnten, wodurch sie mit ihrem Generale vorher gegangen waren. Hierinnen aber waren ihre Pferde geschickter, als sie; und da sie solches merketen, so ließen sie dieselben nach ihrem Belieben laufen. Sie ritten also die ganze Nacht fort, ohne einen gewissen Weg zu halten, und waren von Wachen und Hunger ganz abgemattet, weil sie in zweyen Tagen nichts weiter, als ein wenig Hirse, gegessen hatten. Ihre Pferde waren auch ganz entkräftet, indem sie drey Tage hinter einander fortgemußt, und nicht abgezäumt waren, als nur auf einen Augenblick zu weiden. Die Gefahr des Todes trieb sie fort. Denn sie hatten auf beyden Seiten ihres Weges Indianer, welche sie bey ihren angezündeten Feuern sich lustig machen sahen. Das Geschrey, welches sie dabey verführten, hinderte, daß sie den Trab von ihren Pferden nicht hörten; denn sonst würden sie unfehlbar verloren gewesen seyn.

Nachdem sie also unter vieler Furcht zehn Meilen zurück geleet hatten: so bath Cacho Silvestren, er möchte ihn entweder tödten, oder schlafen lassen, und betheuerte ihm, er könnte nicht weiter, und sich auch nicht länger auf dem Pferde erhalten. Silvestre antwortete ihm hitzig, so möchte er denn schlafen, weil er mitten unter der Gefahr, die ihnen drohete, nicht die Nacht hätte, dem Schläfe eine Stunde zu widerstehen; der Uebergang über den Morast wäre nicht mehr weit, und wenn sie nicht vor Tage hinüber kämen, so wären sie verloren. Cacho hörte nicht, was er sagete, sondern fiel auf die Erde, als wenn er todt wäre. Silvestre nahm so gleich den Zügel des Pferdes, und die Lanze seines Ge-

Gefährten; und in dem Augenblicke wurde es stockfinster, und fing an, gewaltig zu regnen, Soto. 1539.  
 wovon aber Cacho nicht aufwachete. Doch auch Silvestre schlief mitten unter dem Regen  
 auf dem Pferde ein, und ärgerte sich, daß er, nach aufgehörtem Regen, den Tag schon an-  
 gebrochen sah. Er weckte seinen Gefährten auf, und sie ritten weiter. Der Tag aber  
 verrieth sie; und so gleich kamen von allen Seiten Indianer mit großem Geschreye, Pfei-  
 sen und Trummeln aus dem Schilfe, auf ihren kleinen Rähnen hervor, und sucheten ihnen  
 den Paß über das Wasser zu versperren. Allein, unsere beyden Waghälse setzten muthig  
 hindurch, und hatten das Glück, von der großen Menge Pfeile, die auf sie abgedrückt  
 wurden, wegen ihrer guten Rüstung, nicht verwundet zu werden. Indessen wurde das  
 Lärmen, welches die Indianer machten, von den in der Nähe stehenden spanischen Trup-  
 pen gehört; und da solche leicht vermutheten, daß etwas vorgehen mußte, so wurden dreyß-  
 sig Reiter nach der Fuhr geschickt i).

Als die Indianer, welche die beyden Spanier auch außer dem Wasser verfolgten, Dessen Rück-  
 kehr.  
 ihren Beystand anrücken sahen: so kehrten sie wieder in ihre Schlupfwinkel; und Syl-  
 vestre kam unbeschädiget ins Lager, wo er dem Moscoso des Generals Befehl überbrachte.  
 So gleich wurde solcher ins Werk gerichtet; und Silvestre gieng nach dreyen Viertelstun-  
 den, in welcher Zeit er sich durch ein wenig Käse zu erquickten gesucht, denn was besseres  
 fand er nicht, mit seiner Begleitung von dreyßig Reitern, und zweenen mit Käse und Zwie-  
 backe beladenen Maulseln wieder zurück. Cacho, der keinen Befehl hatte, so bald zurück  
 zu kehren, blieb bey dem Moscoso, welcher seinen Leuten Befehl gab, aufzubrechen. Unterdes-  
 sen kam Silvestre mit seiner Begleitung ohne Hinderniß um zwey Uhr in der Nacht an dem  
 Orte an, wo ihn der General erwarten wollen. Zu seinem Leidwesen aber traf er ihn nicht  
 mehr an, da er denn die Nacht dafelbst still lag. Den andern Morgen sah er in dem halb  
 trockenen Moraste die Spuhren, wohin sich Soto gewandt hatte. Er eilte ihm nach, und  
 fand ihn, nach einem Marsche von sechs Meilen, in einem Thale voller Hirse, der so hoch  
 war, daß man sie zu Pferde einsammeln konnte, und von den Spaniern aus großem Hun-  
 ger roh gegessen worden. Nach einigen Tagen kam auch Moscoso, welcher ohne weitere  
 Hinderniß über den Morast gegangen war, in die Provinz Acuera zu dem Generale k).

Das Land Acuera ist gegen Norden von Urribaracuri, wovon es zwanzig Meilen Provinz Acu-  
 era.  
 weit entfernt ist. Weil aber der Cacique desselben, bey der Annäherung der spanischen  
 Truppen geflüchtet war: so schickete man einige gefangene Indianer an ihn. Sie hatten  
 Befehl, ihn zu bereden, daß er ein Bündniß mit den Spaniern machte, welche tapfer  
 wären, und seine Länder und Unterthanen zu Grunde richten könnten; gleichwohl hätten sie  
 es noch nicht so weit kommen lassen, weil ihre Absicht bloß wäre, die Einwohner des Lan-  
 des durch Güte zu gewinnen, daß sie dem Könige in Spanien gehorcheten, und dieserwe-  
 gen wünschet sie, mit ihm zu reden, und ihm von den Befehlen ihres Herrn, mit den  
 Caciquen Unterhandlung zu pflegen, Nachricht zu geben. Acuera antwortete ihnen: da Trost des dafi-  
 gen Cacique.  
 die Spanier schon in das Land gekommen wären, so erkennete er sie für Landläufer, welche  
 von Rauben und Plündern lebeten, und diejenigen erschlugen, die ihnen nichts zu Leide  
 thäten; er wollte mit einer so abscheulichen Nation weder Friede, noch Umgang haben; und  
 so tapfer sie auch seyn möchten, so sänden sich anderwärts doch eben so tapfere Leute; er  
 kündigte ihnen von ist den Krieg an: doch wollte er es zu keinem Treffen mit ihnen kom-  
 men

Fff 2

i) Ebendas. XIV Cap.

k) An angef. Orte XV Cap.

Soto. 1539.

men lassen, sondern ihnen so manchen Hinterhalt legen, daß er sie gänzlich ausrotten wollte; wie er denn schon befohlen, daß man ihm wöchentlich zween Christenköpfe bringen sollte, wodurch er sie um so viel leichter auszurotten hoffete, weil sie keine Weiber hätten. Was den verlangten Gehorsam gegen ihren Herrn betrafte, so sollten sie wissen, daß es äußerst niederträchtig für freye Leute wäre, sich unter fremde Vorherrschaft zu begeben; er und seine Unterthanen wollten eher das Leben, als die Freyheit, verlieren; einer andern Antwort hätten sie von keinem freyen Herrn zu gewarten; sie wären elende Sklaven, die sich für das Beste eines andern aufopferten, und also seiner Freundschaft unwürdig; er wollte weder ihre Befehle sehen, noch sie in seinem Lande leiden.

Der General erstaunete über diesen Stolz, und bemühet sich, ihn zu gewinnen, aber vergebens. Sein Heer hielt sich zwanzig Tage lang in der Provinz auf, die man sehr gut fand, und wo man Vorrath einsammelte, um weiter zu gehen. Unter der Zeit stellten die Indianer den Spaniern so fleißig nach, daß kein Soldat hundert Schritte aus dem Lager gehen durfte, wofern er nicht wollte erschlagen werden. Dieses Unglück traf ungefähr ihrer achtzehn, deren Köpfe sie ihrem Cacique brachten, und die Leichname viertheilten, und die Stücke davon an die Bäume hingen. Viele andere kamen sonst um, oder wurden verwundet: sie selbst aber büßeten bey diesen öftern Anfällen nur etwan fünfzig Mann ein <sup>1)</sup>.

Die Spanier  
gehen nach  
Ocaly.

Das Heer brach also, ohne etwas weiter auszurichten, aus Acuera nach der Provinz Ocaly auf, welche zwanzig Meilen davon und gegen Nordost lag. Es gieng durch eine Wüste zwischen den beyden Ländern ungefähr zwölf Meilen lang, die mit allerhand Bäumen so ordentlich bepflanzt war, als wenn es ein Lustwald gewesen wäre. Man fand in Ocaly nicht so viel Moräste und schlimme Wege, als in den vorigen Landschaften, weil es höher, und weiter von der Küste lag, daß also das Meer nicht so hinein dringen konnte. Das Land war auch mehr angebauet, und hatte einen Ueberfluß an allerhand Früchten und Lebensmitteln. Als die Truppen durch die Wüste hindurch waren: so marschirten sie noch sieben Meilen, und trafen hin und wieder einige Häuser an. Sie kamen in den Sitz des Caciquen von Ocaly, welcher sich mit allen seinen Leuten in die Gehölze begeben hatte. Der Ort bestund ungefähr aus sechs hundert Häusern, wo sich die Spanier hinein legeten, weil sie daselbst viele Hülsenfrüchte, Nüsse, getrocknete Trauben und andere Früchte antrafen.

Verstellte  
Freundschaft  
des dastigen  
Cacique.

Der General schickete so gleich einige Indianer an den Cacique, Freundschaft mit ihm zu machen. Er entschuldigte sich, er könnte so bald noch nicht kommen: sechs Tage nachher aber erschien er. Ungeachtet man ihn nun sehr wohl aufnahm, und er auch ein Bündniß gemacht hatte: so argwohnete man doch bald, daß er Böses im Sinne hätte, wovon man sich aber nichts merken ließ. Bey Ocaly war ein tiefer Fluß, dessen steile Ufer zwei Pfisen hoch waren, über welchen man gehen mußte. Weil nun keine Brücke darüber war: so verabredete man, die Indianer sollten eine machen. Der Cacique und General, in Begleitung vieler Spanier, giengen hinaus, um den Ort dazu anzuweisen. Indem sie damit beschäftigt waren: so kamen wohl über fünfshundert Indianer, die sich in den Gehäusen an der andern Seite des Flusses verstecket hatten, an das Ufer, und schryen den Spaniern zu: ihr wollet eine Brücke haben, verzagte Spießbuben; wir werden euch aber

<sup>1)</sup> Ebendas. XVI Cap.

keine bauen. Zugleich schossen sie eine Menge Pfeile hinüber. Der General sah dieses Soto. 1539. für einen Friedensbruch an, und verlangete, diese That sollte gestrafet werden. Der Cacique entschuldigte sich, das stünde nicht in seiner Macht; denn da seine Unterthanen gesehen, daß er den Spaniern zugethan wäre, so wollten sie ihm nicht mehr gehorchen: er wollte aber doch zu ihnen gehen und versuchen, ob er sie bewegen könnte, sich dem Generale zu unterwerfen: wo aber nicht, so wollte er nichts desto weniger wiederkommen, und dem Heere seine Zuneigung bezeugen. Er hielt aber keines von beyden <sup>m</sup>).

Indessen machten die Spanier selbst eine Brücke, worüber Menschen und Pferde bequem gehen konnten. Sie nahmen einige Indianer gefangen, die ihnen zu Wegweisern dienen, und sie in eine sechzehn Meilen von Ocaly gelegene Provinz führten. Das Land, wodurch sie giengen, war unbewaldet, aber angenehm, eben, voller Bäume und Bäche, und schien sehr fruchtbar zu seyn. Soto gieng mit hundert Reitern, und eben so vielen Fußknechten voraus, und kam den vierten Tag früh nach Chile, welches einer von den Flecken in der Provinz Vitachuco war. Dieses Land war ungefähr zweyhundert Meilen groß, und unter drey Brüder getheilt. Der älteste führte den Namen der Provinz und des Hauptortes Vitachuco, und besaß von denen zehn Theilen, woraus dieses Land bestand, fünf; der zweyte, dessen Namen man nicht weiß, hatte drey; und der jüngste, der nach seinem Sitze Chile hieß, nur zwey. Man kann von der Ursache dieser Theilung keinen Grund angeben, da es sonst in diesen Provinzen gewöhnlich war, daß der älteste alles erbete, und allein Herr wurde. Chile bestand aus fünfzig Häusern, die fest genug waren, ihren feindlichen Nachbarn zu widerstehen. Der General überrumpelte Chile, und ließ die Trompeten blasen, um die Indianer zu erschrecken. Viele verließen auch bey einem so unvermutheten Geröne ihre Häuser, und fielen den Spaniern in die Hände, welche sie zu Gefangenen machten, und darauf die Wohnung des Cacique angriffen. Diese war ein ziemlich schönes Haus, welches eigentlich nur einen Saal von hundert und zwanzig Fuß lang und vierzig breit, mit vier Thüren in den vier Ecken, und vielen Zimmern umher hatte, in die man durch den Saal hinein gieng. Der Cacique befand sich mit seinen Kriegesleuten in diesem Hause, wozu sich geschwind die meisten von seinen Unterthanen schlugen, als sie die Spanier Meister von der Stadt sahen. Sie sucheten sich zu vertheidigen, aber vergebens. Man hatte schon die Thüren eingenommen, und nöthigte sie, theils durch Drohungen, theils durch Versprechen, sich zu ergeben. Nichts desto weniger blieb der Cacique standhaft, bis man ihm endlich viele von seinen Unterthanen zuführte, die ihn versicherten, es wären so viel Spanier in dem Orte, daß er ihnen vergebens widerstehen würde; und sie hätten auch bis ist noch niemanden etwas zu leiden gethan; er würde also wohl thun, wenn er sich ergäbe. Der Cacique ließ sich bereden, und wurde von dem Generale höflich aufgenommen, welcher ihn behielt, und allen andern Indianern die Freyheit gab. Weil er aber an der andern Seite des Ortes ein sehr bewohntes Thal sah: so hielt er es nicht für sicher, die Nacht in Chile zu bleiben, wo ihn die zusammengeworteten Indianer leicht überfallen könnten, sondern begab sich wieder zu seinem übrigen Heere, welches etwan drey Meilen davon stand <sup>n</sup>).

Die Spanier rücken in Chile, in der Provinz Vitachuco, ein.

<sup>m</sup>) Am angef. Orte II Buch XVII Cap.

<sup>n</sup>) Ebendas. XVIII Cap.



Soto. 1539.  
Des Schille  
Brüder  
kömmt ins La-  
ger und schi-  
cket zu Vita-  
chuco.

Als es darauf den andern Morgen mit klingendem Spiele in Schille eingerückt war: so bath der General den Cacique, er möchte zu seinen Brüdern schicken, und sie zum Frieden bewegen. Schille that es; und der zweyte stellte sich auch drey Tage darnach mit seinen vornehmsten Unterthanen ein. Der älteste oder Vitachuco aber antwortete auf seinen Antrag nichts und behielt die Abgeschickten bey sich. Man sandte, auf des Soto Anregen, noch andere an ihn, die ihn beschwuren, den angebotenen Frieden anzunehmen; und ihm vorstellten, er würde die Spanier doch nicht schlagen können, welche ihren Ursprung vom Himmel hätten, und wahrhafte Söhne der Sonne und des Mondes wären, die auf so geschwinden und gewaltigen Thieren einher jageten, daß man ihnen nicht entrin- nen könnte.

Deffen Ant-  
wort.

Vitachuco antwortete mit vielem Stolze, und der größten Verachtung gegen die Spa- nier, den Abgeordneten: „sie sollten nur seinen Brüdern sagen, sie hätten wie junge Leute „gehandelt, die weder Verstand noch Erfahrung besäßen; sie schrieben ihren Feinden eine „erdichtete Herkunft und eingebildete Tugenden zu; die Spanier wären weder Kinder der „Sonne, noch so tapfer, als sie sichs beredeten; seine Brüder wären feige Memmen, daß „sie sich in ihre Hände gäben; seitdem sie die Knechtschaft der Freyheit vorgezogen, so re- „deten sie auch als Slaven, und lobeten Leute, die man nur verachten sollte; sie betrachtete- „ten nicht, daß diejenigen, deren Verdienste sie so herausstrichen, eben so grausam wären „als die andern von ihrer Nation, die man schon in dem Lande gesehen hätte; sie wären „insgesammt Verräther, Mörder, Räuber und Erzbösewichter; sie entführten die Wei- „ber, raubeten die Güter, bemächtigten sich der bewohnten Länder, und ernährten sich „niederträchtiger Weise von der Arbeit anderer Leute; wenn sie so viel Tugenden hätten, „als man sagete, so würden sie nicht ihr Land verlassen, sondern es vielmehr gebauet haben, „und sich nicht den Haß aller Menschen, durch ihre Räubereyen, zuziehen; man könnte „ihnen in seinem Namen sagen, sie sollten sein Land nicht betreten, sonst würden sie nie- „mals wieder hinaus kommen; denn er wollte sie alle grausam verbrennen lassen.

Er suchet die  
Spanier zu  
erschrecken.

Nach dieser Antwort schickete Vitachuco viele von seinen Unterthanen gegen das spanische Lager, die es auf allerhand Art zu schrecken suchen sollten. Bald kamen ihrer zweyen, bald viere, bald mehrere, die auf Hörnern bliesen, und ein schreckliches Getöse ma- cheten, auch allerhand Drohungen ausstießen, worüber aber die Spanier nur lachten, wenn sie ihnen erkläret wurden. Denn bald hieß es, ihr Cacique würde der Erde befehlen, daß sie sich aufthun und sie verschlingen sollte; bald, es sollten die Berge, zwischen denen sie marschireten, sich zusammen fügen, und sie zerschmetterern; bald, es sollten die Winde die Bäume in den Wäldern ausreißen, solche über sie herfürzen und sie damit erschlagen; bald, es sollten die Vögel in ihren Schnäbeln Gift zutragen, und es über sie herfallen las- sen, damit sie dadurch umkämen, und was dergleichen mehr war, woraus man des Vita- chuco Gemüthsart genugsam erschen konnte. Seine Brüder führten sich indessen gegen die Spanier viel gefälliger auf, welche sich acht Tage lang in ihrem Lande aufhielten. Sie giengen mit Genehmhaltung des Generales auch noch selbst zu ihrem Bruder, und berede- ten ihn endlich, daß er der Spanier Freundschaft annahm, und zu ihnen mit ins Lager gieng. Es war aber lauter Verstellung bey ihm, und er sann nur auf Mittel, sie unter dem Schei- ne der Freundschaft desto sicherer aufzureiben o).

Soto

o) Histor. del Florida Lib. II. cap. XIX.

Soto war ihm auf zwey Meilen entgegen gerückt, und empfing ihn höflich. *Bitachuco* entschuldigte sich wegen der harten Worte, die er im Zorne wider sie vorgebracht, und versprach, solches durch Freundschaftsbezeugungen wieder gut zu machen, und den General von nun an für seinen Herrn zu erkennen. Man war damit zufrieden, und zog in guter Ordnung in seinen Hauptsitz ein. Er hatte über zweyhundert große wohl verwahrte Häuser, und einige kleine, welche gleichsam die Vorstädte ausmachten. Das Heer wurde in die stärksten Häuser verlegt, und die *Caciquen*, und der General mit seinem Gefolge, blieben in des *Bitachuco* Behausung. Nachdem sie drey Tage daselbst zugebracht: so bathen die beyden Brüder um Erlaubniß, zurück zu kehren. Soto bewilligte ihnen solches, und ließ sie mit einigen Geschenken vergnügt von sich. *Bitachuco* unterhielt die Spanier noch vier Tage lang, um sie desto sicherer zu machen, und seinen Anschlag besser ausführen zu können. Er zog dabey niemand zu Rathe, und eröffnete ihn nur denjenigen, welche seiner eingebildeten Macht und Klugheit schmeichelten. Unter diesen befanden sich viere von denen *Indianern*, welche den Spaniern zu Dolmetschern dienten. Er entdeckete ihnen: er hätte schon über zehntausend von seinen Unterthanen, lauter starke und herzhafte Leute beisammen; er hätte ihnen befohlen, ihre Waffen in dem benachbarten Walde zu verstecken, und mit Folge und Lebensmitteln in die Stadt zu kommen, und unter dem Vorwande, den Feinden zu dienen, wieder hinaus zu gehen, damit, wenn sie nichts argwohneten, sie auch destoweniger auf ihrer Hut stünden. Er setzte hinzu, er wollte auf einer großen Ebene, alle seine Unterthanen in Schlachordnung stellen, und den General bitten, sie mit anzusehen; hernach wollte er zwölf von den stärksten und mutigsten befehlen, diesen Befehlshaber zu begleiten, unter dem Scheine, als wenn er ihm eine Ehre erweisen wollte: sie sollten ihn aber, wenn sie eine günstige Gelegenheit dazu sähen, mitten unter seinen Völkern wegführen: indes dessen sollten die andern über die Spanier herfallen, die über ein so kühnes Unternehmen erstaunen, und nicht wissen würden, wie sie ihnen widerstehen sollten: Hernach wollte er denen, die in seine Hände gerathen würden, alle die Martern anthun, die er ihnen gedrohet hätte. Zugleich versprach er den Dolmetschern, große Belohnungen und Ehre, wenn sie etwas beitragen, die Spanier noch sicherer zu machen, und ihm deren Untergang befördern zu helfen: sie müßten sie ja so, als ihre Feinde ansehen, welche ihnen nicht anders, als *Esclaven*, begegneten, und sie ohne Ruhe weit von ihren Freunden und AVerwandten mit sich herum schleppeten. Er ermahnete sie noch, seinen Anschlag verschwiegen zu halten, weil er die Ehre und das Beste ihres Landes beträfe. Sie versprachen ihm solches heiligst, und der *Cacique* machte alle Anstalten zu glücklicher Ausführung seines Vorhabens p).

Indessen erwogen die Dolmetscher, sein Unternehmen könnte, wegen der Wachsamkeit des Generales, und der Tapferkeit der Spanier, doch wohl nicht so gelingen, und alsdann hätten sie mehr zu befürchten, als sie hoffen könnten, wenn es auch glückete. Sie hielten es also für sicherer für sich, dem *Ortis* Nachricht davon zu geben, mit Bitte, solches dem Generale zu hinterbringen. Es wurde so gleich Rath gehalten, und man beschloß, sich nichts davon merken zu lassen, und unter dieser angenommenen Sorglosigkeit stets auf guter Hut zu stehen. Man glaubete auch, man müßte, um sich des *Cacique* zu bemächtigen, eben das Mittel anwenden, dessen er sich bedienen wollte, den General zu fangen. Es wurden also zwölf der handfestesten Soldaten beordert, bey dem Generale zu seyn, wenn ihn

Soto. 1539.

Begiebt sich zu ihnen, und will sie heimlich ermorden lassen.

Solches wird verrathen.

p) Ebenda. XX Cap.

Soto. 1539. ihn Vitachuco bitten würde, seine Leute zu besuchen; und man gab auf alle Schritte und Tritte desselben ingeheim genaue Acht. Der zur Ausführung seines Vorhabens bestimmte Tag kam; und Soto wurde ersucht, mit dem Cacique hinaus auf das Feld zu gehen, und der Musterung seiner Leute mit beizuwohnen, welche durch seine Gegenwart würden aufgemuntert werden, ihre Uebungen desto besser zu machen. Soto war dazu bereitwillig, und antwortete, um dem Cacique allen Verdacht zu benehmen, als wenn er etwas von seinem Vorhaben wüßte: er würde mit Vergnügen die Indianer in Waffen sehen; und er wollte zur Vermehrung der Lustbarkeit seine Völker auch hinaus marschiren, und ihre Kriegesübungen machen lassen, da sie denn ein Lusttreffen mit einander halten könnten. Ob nun gleich Vitachuco solches nicht gern sah: so redete er doch nichts dagegen, sondern verließ sich auf seine genommenen Maaßregeln, und die Tapferkeit seiner Leute, die solche schon ausführen würden g).

und der Cacique selbst ergriffen.

Die Spanier rücketen also in Schlachtordnung aus; und der General gieng mit dem Cacique zu Fuße. Dicht bey dem Flecken war eine große Ebene, die auf der einen Seite an einen Wald, und auf der andern an zween Moräste stieß, wovon der eine gewissermaßen ein Teich mit sehr tiefem Wasser, und der andere auf drey Viertelmeile breit und so lang war, daß man ihn nicht übersehen konnte. Die Indianer stunden zwischen dem Walde und diesen Morästen in einem halben Monde. Sie waren fast auf zehntausend Mann stark, lauter auserlesene und streitbare Leute, mit hohen Federn auf den Köpfen, die sie dem Ansehen nach beynähe noch einmal so groß machten, als sie in der That waren. Ihre Waffen hatten sie unter der Erde verstecket, damit man nicht denken sollte, daß sie etwas Böses im Sinne hätten. Das spanische Fußvolk marschirte nach der Seite des Waldes zu, und die Kelterey mitten auf der Ebene, zur Rechten des Generales, welcher mit dem Cacique, jeder in Begleitung von zwölf Mann, und in der Absicht einander zu fangen, ankam. Kaum war er an dem Orte angelangt, wo ihn der Cacique wollte ergreifen lassen, so kam er ihm zuvor, und ließ einen Flintenschuß thun, welches die Lösung war. So gleich bemächtigten sich die zwölf Spanier des Vitachuco, und die Indianer bemüheten sich vergebens, ihn zu retten.

Die Indianer werden zerstreuet,

Soto, welcher unter seinen Kleidern gewaffnet war, hatte befohlen, ihm ein Paar Pferde bereit zu halten. Gleich nach Ergreifung des Cacique, schwang er sich auf eines, und rannte auf die Indianer los, welche nun ihre Waffen ergriffen hatten, und ihn müthig empfangen. Es wurde ihm sein Pferd unter dem Leibe erschossen, als wornach sie am meisten zielten, weil sie sich einbildeten, daß die Erlegung dieser Thiere ihnen vortheilhafter wäre, als der Menschen. So bald sein Edelknahe das Pferd fallen sah, so gab er ihm seines; und die Indianer, welche ohne Piken den dreyhundert Pferden nicht widerstehen konnten, wurden zum Weichen gezwungen.

und viele in den Teich gejaget.

Als ihre Schlachtordnung einmal getrennet war: so singen sie an, sich zu flüchten, einige in die Gehölze, und andere in den Teich. Ueber dreyhundert wurden auf der Ebene getödtet, und weit mehrere gefangen genommen. Derer, die sich in dem Teiche zu retten sucheten, waren über neunhundert; und da die Spanier denen, die in den Wald geflohen waren, nicht nachsehen konnten, so sucheten sie die im Wasser zu zwingen, daß sie sich ergäben. Man schoß nur dann und wann auf sie, weil sie ohne dieß nicht entrinnen konnten, und

g) Ebendaf. XXI Cap.

und man ihnen nicht viel Schaden zufügen wollte. Allein, sie wehreten sich tapfer, und verschossen alle ihre Pfeile auf die Spanier. Weil sie auch in dem Teiche nicht Fuß fassen konnten: so schwammen ihrer drey oder vier in einer Reihe zusammen, und hatte ein jeder einen von seinen Spießgesellen auf dem Rücken, welcher so lange schoß, als er noch Pfeile hatte. Auf diese Art stritten sie den ganzen Tag, ohne daß sich einer ergeben wollte. Als die Nacht herein brach: so berenneten die Spanier den Teich, und hielten allezeit zween und zween Reiter, und sechs und sechs zu Fuß, in einer kleinen Entfernung von einander, damit sie ihnen nicht in der Dunkelheit entweichen möchten. Höreten sie einen sich nähern, und er wollte sich nicht ergeben: so schossen sie auf ihn, damit er wieder zurück wich, und sie ihn durch Schwimmen abmatteten, daß er sich ergeben oder ersaufen mußte <sup>r</sup>).

Soto. 1539.

Endlich gingen doch, auf Ortis Zureden, die schwächsten an, sich einzeln heraus zu begeben. Da die andern sahen, daß man ihren Gefährten gut begegnete: so kamen mehrere, jedoch so ungerne, daß verschiedene, die schon am Ufer waren, wieder ins Wasser sprangen, und ihrer viele über vier und zwanzig Stunden darinnen herum schwammen. Sieben wollten durchaus nicht heraus, und würden im Wasser gestorben seyn, wenn nicht der General befohlen hätte, sie mit Gewalt heraus zu schleppen. Zwölf gute Schwimmer fasseten sie also bey den Haaren, bey den Armen und Beinen und brachten sie auf die Art ans Ufer. Sie waren aber mehr todt, als lebendig, wie man sichs von Leuten vorstellen kann, die auf dreyszig Stunden im Wasser geschwommen und gefochten hatten. Man hatte Mitleiden mit ihnen, trug sie in den Flecken, und suchete sie zu erquickten. Da sie wieder ein wenig zurechte gebracht waren, ließ sie der General hohlen, und fragete: warum sie in dem kläglichen Zustande, worinnen sie sich befunden hätten, nicht dem Beyspiele ihrer Gefährten gefolget? Ihre Antwort war: sie hätten die Gefahr, die ihnen gedrohet, wohl gekannt; sich aber wegen derer Bedienungen, die ihnen Vitachuco bey seinen Truppen gegeben, und aus Erkenntlichkeit für die gute Meynung, die er von ihrer Tapferkeit gehabt, für verbunden gehalten, zu zeigen, daß sie seiner Gnade nicht unwürdig gewesen, und er sich in ihrer Wahl nicht geirret hätte: außerdem hätten sie ihren Kindern ein Beyspiel der Treue und des Muthes hinterlassen, und alle andere Hauptleute durch ihre Tapferkeit unterrichten wollen; sie wären also zu beklagen, daß sie nicht ihre Pflicht gethan, und das Mitleiden, welches man mit ihnen gehabt, wäre in Ansehung ihrer Ehre grausam; man würde ihnen die größte Gnade erweisen, wenn man ihnen das Leben nähme; denn da sie nicht in dem Dienste ihres Cacique gestorben wären, so müßten sie sich schämen, sich noch weiter auf der Welt und vor ihm sehen zu lassen.

Muth derselben.

Der General bewunderte ihre Antwort, begegnete ihnen höflich, und gab den meisten Gefangenen, nachdem er sie einige Tage bewirthelet hatte, die Freyheit, mit dem Ermahnen, ihre Freunde und Landesleute zu versichern, daß er mehr ihr Freund, als ihr Feind zu seyn wünschete. Dem Cacique und dessen gefangenen Hauptleuten stellte er ihre Treulosigkeit und Verrätheren vor, wodurch sie den Tod verdienet hätten: gleichwohl gedächte er es ihnen zu verzeihen, wosfern sie nur künftig die Gewogenheit erkennen wollten, die er für sie hätte. Darauf nahm er den Vitachuco insbesondere vor, und suchete ihn, durch allerhand Mittel zu bewegen, daß er seinen Haß fahren ließe: allein vergebens; und alle Freundschaftsbezeugungen vermehreten nur dessen Widerwillen gegen die Spanier <sup>s</sup>).

Vitachuco ist nicht zu gewinnen.

Viele

<sup>r</sup>) Am angef. Orte XXII Cap.  
Allgem. Reisebesch. XVI Band.

<sup>s</sup>) Ebendas. XXIII Cap.

Soto. 1539.  
Neuz. Verrä-  
therey und  
Tod desselben.

Viele von denen Indianern, die man aus dem Teiche gefangen genommen hatte, waren als Slaven unter die Spanier vertheilet worden, theils damit man sie wegen ihrer Untreue bestrafen, theils auch desto besser im Zaume halten möchte. Dieses konnte Vitachuco nicht gelassen mit ansehen, sondern war auf einen neuen Anschlag wider die Spanier bedacht. Er schmichelte sich, daß diese Gefangenen, welche die herzhaftesten unter seinen Leuten gewesen, das allein ausrichten würden, was sie zusammen nicht hatten werckstellig machen können. Er gab vier jungen Indianern, die man ihm zu seiner Aufwartung gelassen hatte, Befehl, sie sollten den vornehmsten Gefangenen seinen Anschlag eröffnen, und ihnen andeuten, daß sie solchen auch den übrigen heimlich kund machen möchten. Dieser besund darinnen, es sollte ein jeder seinen Herrn umbringen, und sich den dritten Tag zu Mittag um Tischzeit dazu fertig halten. Er selbst wollte zu eben der Stunde dem Generale das Leben nehmen, und wenn er mit ihm handgemein seyn würde, zur Losung ein so großes Geschrey erheben, daß es die ganze Stadt hören sollte. Es wurde solches allen Gefangenen so heimlich hinterbracht, daß niemand das geringste von einer neuen Verrätherey mutmaßete. Als der Tag kam, und der Cacique mit dem Generale abgespeiset hatte: so reuete er seinen ganzen Leib, wandte sich von einer Seite zur andern, schloß die Fäuste, streckte seine Arme aus, und zog sie wieder zurück, so daß er sie hinten bis auf die Schultern brachte, und schüttelte sie mit solcher Gewalt, daß die Knochen davon knacketen, welches die ordentliche Gewohnheit der Indianer ist, wenn sie etwas unternehmen wollen, wozu Kraft und Stärke gehöret. Darauf erhob er sich mit einem solchen Troße auf seine Füße, dergleichen man sich nicht einbilden kann, drängte sich an den General, faßete ihn mit dem linken Arme um den Hals, und versetzte ihm mit der rechten Hand einen so starken Faustschlag in das Gesicht, daß er ihn zu Boden warf. Er fiel auf ihn, und erhob ein so starkes Geschrey, daß man es auf eine Viertelmeile weit hörte. Die Officier, welche mit an der Tafel gewesen waren, und die Wuth des Caciquen sahen, durchbohrten ihn mit zehn oder zwölf Stichen, daß er, voller Bosheit seinen Vorsatz noch nicht ausgeführt zu haben, seinen Geist mit Fluchen und Lästern aufgab. Ohne die Officier würde er den General durch einen andern Schlag vollends umgebracht haben. Denn derjenige, welchen er ihm versetzt hatte, war schon so stark, daß Soto in einer halben Stunde nicht wieder zu sich selbst kommen konnte. Das Blut gieng ihm aus Augen, Maul und Nase, und ihm waren dabey einige Zähne ausgeschlagen worden. 1).

Folgen davon.

Als man Vitachuco schreyen hörte: so griff gleich jeder Indianer den Spanier an, bey welchem er diente, einige mit Feuerbränden, andere mit Kochtöpfen und Kesseln, oder was sie sonst den Augenblick in der Hand hatten. Sie richteten damit aber nicht so viel aus, als sie wohl gewünscht hätten. Vielen wurden zwar Arme und Beine zer schlagen, die Nasen zerquetschet, das Gesicht verbrannt, oder ihnen sonst eine Wunde beygebracht; in allem aber doch nur viere wirklich getödtet. Sie kamen einander zu Hülfe, und machten alles nieder, was sie von Wilden antrafen, zumal da sich das Gerücht ausbreitete, der Cacique hätte den General übel zugerichtet, und man über dieses den allgemeinen Aufstand sah. Indessen fanden sich doch einige, die es sich für schimpfflich hielten, zu gestehen, daß sie geschlagen worden, und für unanständig, Slaven das Leben zu nehmen. Sie ließen sie also lieber von andern Indianern, die bey dem Heere dienten, niedermachen, oder übergaben

1) Ebendaf. XXIV Cap.



gaben sie den Provosen, die sie mit Pertuisanen mitten auf dem großen Plage niederstießen. Soto. 1539.  
 Hier trieb sie die Verzweiflung, noch so viel Schaden zu thun, als in ihrem Vermögen war. Unter andern hatte Saldagna seinem Slaven einen Strick um den Hals gebracht, und wollte ihn also der Wacht übergeben. Als dieser Wilde aber auf den Platz kam, und sah, was daselbst vorgien: so gerieth er in eine solche Wuth, daß er mit der einen Hand seinem Herrn den Hals anpackete, und mit der andern zwischen die Beine griff, ihn umkehrte, und dergestalt auf den Kopf stürzete, daß er ganz betäubet davon wurde. Er sprang ihm so gleich mit beyden Füßen so grimmig auf den Bauch, daß er solchen würde zertreten haben, wosern nicht einige Spanier mit bloßen Degen auf ihn zugestürzt wären. Der Indianer aber riß seinem Herrn den Degen weg, und hielt sie dergestalt von sich ab, daß man ihn zuletzt erschießen mußte. Es würden diese Wilden noch mehr ausgerichtet haben, wosern sie nicht größtentheils gebunden und gefesselt gewesen wären. So aber hatten sie selbst den größten Nachtheil davon; und es mußten ihrer über neunhundert, der Kern von des Vitachuco streitbaren Leuten, seinen Anschlag mit dem Tode büßen <sup>w</sup>).

Nach diesem Blutbade blieb der General noch vier Tage in Vitachuco, um sich und die andern verwundeten Spanier wiederum heilen zu lassen, worauf er seinen Marsch nach Die Spanier rücken nach Ossachile. Ossachile fortsetzte. Den ersten Tag legete er vier Meilen zurück, und lagerte sich an einem großen Flusse, welcher beyde Provinzen von einander schied. Weil man aber durch solchen nicht waden konnte: so ließ er bey einiger Widersehung der Indianer eine Brücke darüber schlagen. Man gieng hinüber, und fand das Land mit Hirse und allerhand Hülfenfrüchten besäet, sah auch hin und wieder einige Häuser bis an den Hauptflecken. Dieser Ort hieß, wie gewöhnlich, nach dem Namen seines Cacique, Ossachile, und bestund aus ungefähr zweyhundert Feuerstätten. Er lag zehn Meilen von Vitachuco in einer angenehmen Ebene. Anfänglich getraueten sich die Einwohner des Landes nicht, den Spaniern die Spitze zu blethen. Als sie solche aber auf ihren besäeten Feldern sahen: so griffen sie dieselben hier und da an, und nöthigten sie vier Meilen weit, fast beständig zu sechten. Weil die Spanier Ossachile verlassen, und den Cacique mit allen seinen Leuten entwichen fanden: so schicketen sie einige gefangene Indianer an ihn, daß er Freundschaft mit ihnen machen möchte. Er gab aber darauf keine Antwort; und die Abgeschickten kamen auch nicht wieder zurück. Indessen hielten sich doch die Truppen zween Tage in diesem Lande auf, und machten viele Gefangene, die ihnen nachher gewogen wurden, und gute Dienste leisteten <sup>x</sup>).

<sup>w</sup>) Ebendas. XXV Cap.

<sup>x</sup>) Ebendas. XXVI Cap.

Soto. 1539.

## Der III Abschnitt.

## Begebenheiten des Soto in der Provinz Apalache.

Ankunft der Truppen in Apalache. Sie gehen über einen Morast. Ihr Marsch bis nach dem Hauptorte. Beschaffenheit des Landes. Entdeckung der Küste. Dreyßig Lanzen werden nach Hirriga geschickt. Capasi wird gefangen. Er will seine Unterthanen unter das Joch bringen und rettet sich. Fernerer Marsch der dreyßig Lanzen. Fortsetzung desselben. Ihre Ankunft zu Hirriga. Ausführung der Befehle des

Generales. Vorfälle in den Gegenden um Hirriga. Abmarsch von diesem Orte. Fortsetzung des Marsches. Entdeckung der Küste. Man schicket einen Bericht davon nach Havana. Kühnheit eines Indianers. Man will die Spanier hinführen, wo Gold und Silber ist. Einige besondere Gefechte. Fruchtbarkeit von Apalache.

Ankunft der Truppen in Apalache.

Auf die Versicherung, welche die Spanier erhielten, sie wären nicht weit von der Provinz Apalache, wovon man ihnen so viele Wunderdinge erzählt hatte, batzen sie den General, er möchte sie dahin in die Winterquartiere führen; welches er ihnen denn leicht begeben willigte. Sie marschirten also nach Apalache, und legeten zwölf Meilen in dreien Tagen zurück, ohne einen Wohnplatz anzutreffen. Den vierten zu Mittage kamen sie bey einem Moraste an, der eine halbe Meile breit und nicht zu übersehen war. Außer dem hatte er an beyden Seiten einen mit Strauchwerke zwischen den großen Bäumen so verwachsenen Wald, daß man nur durch einen schmalen Weg hinzu kommen konnte, wo kaum zwei Personen neben einander zu gehen vermochten.

Bevor sie daselbst anlangeten, hatten sie sich auf einer Ebene gelagert: und weil es noch hoch am Tage war, so befahl der General zweyhundert Fußknechten nebst dreyßig Reitern, Erkundigung von dem Passe einzuziehen. Er schickete auch zwölf gute Schwimmer ab, den Morast zu erforschen, und die Derter wohl zu bemerken, damit man sich den andern Morgen mit Zuverlässigkeit dahin begeben könnte. Allein, kaum kamen die Soldaten in den Wald, so machten ihnen die Indianer den Paß streitig; und weil der Weg so schmal war, so konnten nur die beyden vordersten von jeder Partey sechten. Es rücketen also die am besten bewaffneten zween Spanier vor, und ließen sich von zweenen Büchsen schüßen und zweenen Armbrustschüßen unterstützen. Sie griffen die Indianer mit dem Degen in der Faust an, trieben sie durch den Wald zurück, und nöthigten sie, in das Wasser zu springen. Hier hielten sie Stand, und es wurden auf beyden Seiten viele verwundet und getödtet, welches denn verhinderte, daß man den Morast nicht untersuchen konnte. Man meldete es dem Generale, der denn mit seinen besten Leuten heran kam, worauf sich das Gefecht von neuem anhub, und man bis an den Gürtel im Wasser stritt. Endlich trieben doch die Spanier die Indianer hinüber, und fanden dabei zugleich, daß man den Morast bis auf die Mitte durchwaden konnte, wo man etwan vierzig Schritte lang auf Stücken Holz übergieng. Sie sahen auch auf der andern Seite des Morastes einen dicken Wald, durch den nur ein enger Weg führete, und hatte man in allem, so wohl durch die Waldungen auf beyden Seiten, als durch den Morast selbst, etwan anderthalb Meilen. So bald der General den Weg verkundschaftet hatte, fehrte er wieder zurück zu seinen Truppen, und munterte sie auf, die morgenden Schwierigkeiten, bey der Durchmarschirung zu überwinden y).

y) Histor. del Florida, Parte I. Lib. III. cap. I.

So bald der General seine Befehle gestellet hatte, so nahm jeder Soldat gekochten Hirse auf einen Tag; und es marschireten ungefähr zweyhundert der Tapfersten voran. Weil sie Willens waren, die Wilden zu überrumpeln: so giengen sie zwo Stunden vor Tage in aller Stille ab, und kamen ohne Widerstand über die Brücke, welche die Indianer nicht besetzt hatten, in der Meynung, die Spanier würden sich in der Nacht nicht durch die Gefölze wagen. Als sie aber mit anbrechendem Tage solche schon übergegangen sahen: so rückten sie mit großem Geschreye und voller Wuth an, um ihnen noch eine Viertelmeile von dem Moraste streitig zu machen, wo sie hindurch mußten. Die Spanier empfingen sie unerschrocken und trieben sie bald aus dem Wasser in den jenseitigen Wald, wo sie solche einschlossen. Funfzig von ihnen besetzten den engen Weg, und die andern machten eine Esplanade oder Ebene, worauf sich die ihnen nachkommenden Truppen lagern konnten. Da die Indianer ihnen nicht beyzukommen, oder auf sie zu schießen vermochten: so suchten sie, dieselben durch Schreyen zu erschrecken, und ließen sie die ganze Nacht vor ihrem Geheule nicht schlafen. Mit anbrechendem Tage marschireten die Spanier durch den engen Weg weiter, und jageten die Indianer nur Schritt vor Schritt vor sich her. Sie kamen darauf in einen lichtern Wald, wo sich die Indianer mehr ausbreiten konnten, und ihnen also auf allen Seiten mehr zu schaffen machten. Die Pferde konnten nur an gewissen Orten ein wenig rennen; und dieses machte die Wilden desto kühner; wie denn auch die unglaubliche Geschwindigkeit, womit sie ihre Pfeile abdrücketen, den Spaniern sehr nachtheilig fiel; denn ehe solche einmal laden und schießen konnten, hatten sie schon sechs- bis siebenmal geschossen. Die Dexter, wo die Pferde rennen konnten, waren kleine Anhöhen, welche die Wilden aber mit langen Stücken Hölzern belegt, und dadurch beschwerlich gemacht hatten: an denen aber, wo sie unmöglich hinkommen konnten, hatten sie Eingänge und Ausgänge gemacht, damit sie die Spanier anzwacken, und diese ihnen nichts thun könnten. Diese Anstalten waren einige Tage vorher bewerkstelliget, und an eben dem Orte war Narvaez zehn oder zwölf Jahre vorher aufgerieben worden. Die Indianer droheten auch schon des Soto Leuten ein gleiches Schicksal: allein, diese kamen endlich nach einem so verdrießlichen Marsche von zwo Meilen, wo sie sich mehr vertheidigen mußten, als sie angreifen konnten, auf das freye Feld, wo sie gewonnen Spiel hatten. Sie marschireten noch zwo Meilen bis sie an die gesäeten Felder kamen, und begegneten keinem Indianer, den sie nicht entweder gefangen nahmen oder niedermachten <sup>2)</sup>. Der General lagerte sich darauf bey einem Dorfe: die Wilden aber beunruhigten ihn die ganze Nacht hindurch, daß sich jeder auf seiner Hut halten mußte. Als der Tag angebrochen, so marschireten die Spanier durch besäete Felder, welche sich auf zwo Meilen weit erstrecketen. Man traf daselbst viele einzeln stehende Häuser an, welche nicht das Ansehen eines Dorfes hatten. Die Indianer, welche in diesen Häusern waren, fielen grimmig auf die Spanier los, und sucheten sie zu tödten. Diese aber trieben sie mit ihren Lanzen durch die Felder, und stießen sie nieder, wodurch sie gleichwohl dieselbigen nur noch mühtiger machten. Nach diesen zweyen Meilen gelangeten sie an einen sehr tiefen Bach, wo sich die Indianer verschauzet hatten, und die Spanier zu schlagen dachten. Allein, es gieng anders, als sie sich einzeildet. Die Spanier hieben ihr Pfahlwerk nieder, und jageten sie, ungeachtet ihres tapfern Widerstandes, dennoch hinaus. Sie marschireten darauf

Soto. 1539.  
Sie gehen  
über den No-  
rast.

Marsch bis  
nach dem  
Hauptorte.

<sup>2)</sup> Ebendaf. II Cap.

Soto. 1539. darauf noch zwei Meilen ohne sonderliche Beunruhigung von den Indianern, und lagerten sich auf einer Ebene, wo sie ein wenig Ruhe zu haben hofften. Allein, so bald es dunkel geworden war, hielten die Indianer sie in beständigem Lärme. Den Morgen, da die Truppen weiter marschireten, erfuhr man von den Gefangenen, daß man nur noch zwei Meilen von dem Hauptorte wäre, und der Cacique daselbst mit einer großen Anzahl seiner Unterthanen die Spanier erwartete. Der General ließ so gleich zweyhundert Reiter mit hundert Fußknechten voraus gehen, und rückete auf den Ort zu. Bey seiner Ankunft fand er ihn verlassen, und den Cacique geflohen. Auf die Nachricht, daß er noch nicht weit seyn könnte, ließ er ihn zwei Meilen umher suchen, und alles gefangen nehmen oder niederhauen, was man antraf. Capasi aber war nirgend zu finden. So hieß der Cacique von Apalache; und er ist der erste, welcher nicht den Namen seiner Provinz geführt hat. Der General, welcher verzweifelte, daß er ihn fangen würde, kam wieder zu seinem Heere, welches in dem Hauptorte lag, der aus zweyhundert und fünfzig Häusern bestand. Soto nahm des Capasi seines ein, welches an dem Ende des Ortes und etwas höher lag, als die andern.

Beschaffenheit des Landes.

Die Provinz Apalache hat, außer einer großen Anzahl hin und wieder zerstreuter Wohnungen, viele Dörfer von fünfzig und sechzig Feuerstätten jedes, welche eine und zwei Meilen auch wohl zwei oder drey Meilen von einander entfernt sind. Die Lage des Landes ist angenehm. Man findet daselbst viele Teiche, worinnen man das ganze Jahr fischer; und die Einwohner haben einen Vorrath von Fischen zu ihrer Nahrung. Das Land ist auch sonst noch an andern Sachen fruchtbar a). Soto schickete die Hauptleute Tinoco, Pasconcelo und Aniasco aus, von demselben und den benachbarten Gegenden Erkundigung einzuziehen. Zweien von ihnen giengen auf verschiedenen Wegen weiter vor gegen Norden, und kamen nach acht oder neun Tagen mit dem Berichte zurück, sie hätten viele sehr volkreiche Dorfschaften gesehen; das Land wäre fruchtbar, und hätte weder Gehölze noch Moräste. Aniasco hingegen berichtete, es wäre in dem Lande sehr übel zu marschiren; es wären nur Wälder und sumpfsichte Derter da; und je weiter man hinein käme, desto beschwerlicher würden die Wege b).

Entdeckung der Küste.

Als Aniasco zur Entdeckung der Küste abgieng: so nahm er unter andern auch einen tapfern und erfahrenen Soldaten, Arias Gomez, mit, welcher sehr gut schwimmen konnte. Arias war in der Barbarey ein Sclav gewesen, und hatte die Landessprache so gut gelernt, daß ihn die Mauren mit denen er redete, für keinen Fremden hielten, als er den Händen der Ungläubigen entfloß, und sich zu den Christen auf die Gränzen begab. Aniasco gieng mit seinen Gefährten gegen Mittag, und wurde von einem Indianer geführt, welcher sich freywillig dazu erbot, und ihnen viele Freundschaft bezeugete. Sie legeten in zweien Tagen zwölf Meilen zurück, giengen über zween kleine Flüsse, und kamen glücklich nach dem Flecken Nute, den sie verlassen und mit allerhand Lebensmitteln angefüllt fanden. Sie nahmen davon auf vier Tage mit sich, und setzten ihren Marsch auf einem schönen Wege fort.

a) Am angeführten Orte III Cap.

b) Nugnez saget in seinen Commentarien fast eben das, und setzet noch hinzu, die Provinz Apa-

lache sey voller Moräste, mit Gehölzen bedeckt, unfruchtbar und schlecht bevölkert. Dieses ist auch, setzet Garcilasso de la Vega hinzu, von denen am Meere gelegenen Orten wirklich wahr, aber nicht

Endlich

Endlich aber fiel es ihrem Wegweiser ein, er thäte wohl unrecht, daß er sie so treulich führete. Solches nun wieder gut zu machen, brachte er sie in Wälder, wo viele große umgefallene Bäume lagen, und keine Bahne war. Er ließ sie auch durch gewisse Derter gehen, die ohne Gehölze, aber so voller Roth waren, daß weder Pferde noch Menschen herauskommen konnten. Was ihnen am meisten beschwerlich fiel, war die große Menge von diesen Dornen und Disteln, wodurch sie mußten. Gleichwohl marschireten sie fünf Tage auf diesem beschwerlichen Wege. Da sie aber keine Lebensmittel mehr hatten: so mußten sie wieder nach Aute zurück kehren, da sie denn noch neue Beschwelichkeiten unterwegs ausstehen, und vier Tage lang von nichts, als Wurzeln, leben mußten. Sie erquicketen sich zu Aute ein wenig, nahmen auf fünf Tage Lebensmittel mit sich, und setzten ihren Weg durch noch beschwerlichere Wege fort, als die erstern. Da sie sich einstens in der Nacht in einem Gehölze bey einem großen Feuer ausruheten: so nahm ihr indianischer Wegweiser, welcher es überdrüssig war, daß es so lang währte, ehe sie ankamen, einen Feuerbrand, und schlug einen Soldaten damit ins Gesicht. Die andern, welche diese Frechheit sahen, würden ihn ohne Zweifel getödtet haben, wenn es Aniasco nicht verhindert hätte, welcher ihnen vorstellte, sie könnten ihn iso nicht entbehren, und mußten also etwas durch die Finger sehen. Der Indianer wurde dadurch nur verwegener, und bezognete noch einigen andern eben so übel, daß man ihn endlich nach vielen Schlägen fesseln mußte. Da er sich also außer Stande sah, ihnen zu schaden, oder zu entfliehen: so fiel er voller Verzweiflung über denjenigen her, der ihn bewachete, riß ihn nieder, und trat ihn mit Füßen. Man stach mit Degen und Lanzen auf ihn, konnte ihm aber wenig damit schaden; so daß sie fast glaubeten, er könnte sich fest machen; daher sie ihn denn einzeln Hunde zum Zerreißen überließen. Allein, auch diesem riß er den Rachen von einander, da man ihn denn noch endlich mit vielen Stößen todt machte.

Soto. 1559.

Ihr Wegweiser will sie umkommen lassen.

Nach diesem setzten sie ihren Weg fort, und befahlen einem andern Indianer, den sie auf ihrer Rückkehr nach Aute gefangen hatten, bey lebensstrafe, er sollte sie treulich führen. Dieser hatte sich bisher raub gestellet, weil ihm der andere mit dem Tode gedrohet hatte, so bald er ihnen dienen würde. Als er sich aber nunmehr von seinem Gefährten befreuet sah: so gab er ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß er sie an das Meer führen wollte, wo Narvaez seine Schiffe gebauet hätte; sie mußten aber erst wieder nach Aute zurück gehen, weil es sonst unmöglich wäre, dahin zu gelangen, ungeachtet sie die Wellen brausen hörten. Er hielt auch sein Wort; und sie kamen nach zwölf Meilen von Aute an das Ufer eines großen Meerbusens, an welchem sie hingingen, und endlich den Ort erreichten, wo Narvaez ausgestiegen war. Sie fanden daselbst noch viele Merckmaale und Spuren davon, konnten aber doch nirgend, wie fleißig sie auch sucheten, von ihm selbst einige Nachrichten irgendwo antreffen, dergleichen sonst die ersten Entdecker zu hinterlassen pflegen. Sie folgten der Küste dieses Busens bis an das Meer, welches nur noch drey Meilen davon entfernt war. Darauf traten zwölf gute Schwimmer in halb gestrandete Barken, und erforschten die Einfahrt in den Busen, welche sie vermögend fanden, große

Sie gefangen endlich an das Meer.

nicht von denen, welche der General entdecken ließ. Da des Nuguez Nachrichten größtentheils von Indianern herrühren: so glaubet er, sie hätten boshafter Weise ihr Land schlechter beschrieben, als es

in der That ist, damit sie den Spaniern die Lust benähmen, solches zu erobern. Am angef. Orte IV Cap.



Soto. 1539. se Schiffe zu tragen. Sie kehrten mit dieser Entdeckung wieder zu dem Generale zurück c).

Dreyßig Lanzen werden nach Hirriga geschickt.

Unterdessen legete Soto, welcher den Winter heran rücken sah, seine Leute in die Winterquartiere. Er ließ Lebensmittel zusammen bringen, und Häuser bauen, damit seine Leute desto bequemer wohnen könnten. Er befahl auch, die Stadt Apalache zu besetzen, damit er vor den Anfällen der Wilden sicher wäre, und schickete einige Indianer mit Geschenken an den Capasi, um ihn zum Frieden zu bewegen. Dieser Cacique aber wollte von nichts hören, und verschanzete sich in einem sehr beschwerlichen Walde. Da Soto alle Hoffnung verlor, ihn zu gewinnen: so befahl er dem zurückgekommenen Aniasco, mit dreyßig Lanzen nach Hirriga zu gehen, und den Caldero von da abzurufen, welcher daselbst nichts mehr zu thun hatte. Dieses war ein beschwerlicher und gefährlicher Marsch von ungefähr ein hundert und fünfzig Meilen. Nichts destoweniger traten sie ihn den 20sten des Weinmonates 1539 an. Sie kamen glücklich über den apalachischen Morast, und bis nach Ossachile, wo sie gegen Abend Halte machten, und darauf zu Mitternacht vor diesem Orte vorbejritten, aus Furcht, sie möchten sonst gesehen werden. Sie setzten ohne Schwierigkeit über den Fluß gleiches Namens, und gelangten nach Vitachuco, welches sie ganz verlassen, und die Häuser völlig zerstört, auf den Gassen aber noch die neulich Ermordeten liegen fanden. Die Indianer zerstörten diesen Ort, in der Meynung, er sey unglücklich. Sie ließen auch die Todten unbegraben, weil sie solche als elende Leute ansahen, die ihr Vorhaben nicht hatten ausführen können, und den Thieren zum Raube seyn mußten, welches ordentlicher Weise die Strafe für diejenigen war, die im Kriege unglücklich gewesen. Hinter Vitachuco trafen die dreyßig Spanier zween Indianer an, wovon sich ihnen einer mit gespanntem Bogen entgegen stellte. Weil sie es aber nicht für gut befanden, einen unter ihnen verwunden zu lassen: so ritten sie nicht auf ihn zu, sondern neben ihm vorbei. Der Indianer schalt sie mit vielem Stolze, und großen Drohungen feige Memmen, die sich nicht getrauet hätten, ihn anzugreifen. Durch sein Großthun, und auf sein Rufen kamen andere Indianer herbey, und wollten ihnen den Weg verrennen. Sie brachen aber durch und erreichten eine Ebene, wo sie sich ein wenig ausruheten, nachdem sie diesen Tag, welches der dritte von ihrem Marsche war, siebenzehn Meilen zurückgelegt hatten. Den vierten ritten sie eben so viel Meilen. Da sie merkten, daß man ihren Marsch ausgespühret hatte, und solchen den andern melden wollte, damit sie ihnen die Pässe versperreten: so eilten sie, was sie konnten, hohleten einige Borthen ein, und stießen sie nieder. Jedoch hatten sich schon viele an dem Flusse Ocaly, welchen sie wider Vermuthen sehr angelaufen und schnell fanden, gesetzt, daß sie also keine Zeit zu verlieren hatten, hinüber zu gehen, wosern sie nicht hier ihren gewissen Tod finden wollten. Man machte also alle nöthige Anstalten dazu, und verfertigte von abgehauenen Zweigen Flöße, um das Geräthe hinüber zu bringen, wenn die Pferde und Menschen hindurch geschwommen wären d).

Capasi wird gefangen.

Indem diese dreyßig Reiter also nach Hirriga zu kommen beschäftigt waren, suchete Soto, wie er den Cacique Capasi habhaft werden könnte, weil er glaubete, daß es ihm alsdann leicht seyn würde, die andern zu Paaren zu treiben. Er erfuhr, daß solcher acht Meilen von dem Heere in einem dicken Walde war, wo er so wohl, wegen der Lage des Or-

c) Am angef. Orte, V Cap.

d) Am angef. Orte VI Cap.

Ortes, als der Moräste, und derer Leute, die er zur Vertheidigung bey sich hatte, sicher Soto. 1539. zu seyn dachte. Um sich also seiner zu bemächtigen, nahm der General so viel Soldaten, als erbrauchete, und kam in dreyen Tagen, nach vieler Beschwerlichkeit, an den Ort des Waldes, welchen die Indianer besetzt hatten. Es war ein Berghau, wozu man nur durch einen sehr engen Weg, eine halbe Meile lang, kommen konnte. Alle hundert Schritte war ein gutes Pfahlwerk, welches wohl vertheidiget wurde. Als Soto bey solchem anlangete: so fand er Leute, welche entschlossen waren, ihm den Eingang zu verwehren, und er ließ sie so gleich angreifen. Wegen des engen Weges aber konnten nur die ersten fechten: doch drangen sie, mit dem Degen in der Faust, durch das erste und zweyte Pfahlwerk, welches sie niederrissen. Ungeachtet einige von ihnen durch die Pfeile der Indianer verwundet wurden, so stürmten sie doch auch die andern, und kamen endlich Fuß vor Fuß bis an den Ort, wo Capasi war. Als die Indianer ihren Cacique in Gefahr sahen: so verdoppelten sie ihre Kräfte, suchten voller Verzweiflung, und stürzten sich blindlings in die Degen und Lanzen. Die Spanier verloren den Cacique nicht aus dem Gesichte, aus Furcht, er möchte ihnen entwischen. Als endlich die Wilden keine Pfeile mehr hatten, und es ihnen auch an anderem Gewehre fehlte: so gaben sie nach, und wurden fast insgesammt niedergebauen. Bey Erblickung dieses Blutbades befahl ihnen der Cacique, welcher sah, daß die noch übrigen ihn doch nicht vertheidigen konnten, sie sollten sich ergeben; und den Augenblick fielen sie vor dem Generale auf die Knie, und beschworen ihn mit thränenden Augen, er möchte doch ihres Herrn verschonen, und ihnen lieber das Leben nehmen lassen, als solchem ein Leid zufügen. Soto wurde von dieser Großmuth gerührt, und ließ sich bewegen, unter der Bedingung, daß sie gehorsam bleiben sollten. Capasi begrüßete den General, der ihn sehr höflich empfing, und sich freute, daß er ihn in seiner Gewalt hatte. Der Cacique wurde von einigen Indianern unterstützt, die ihm gehen halfen, weil er außerordentlich dick war. Er konnte für sich allein keinen Schritt thun, noch sich auf seinen Füßen erhalten, so daß man ihn auf einem Tragstuhl überall hintrug, wohin er wollte: und in seinem Hause froch er auf allen vieren. Diese Schwere war Ursache, daß er sich nicht weit entfernen konnte e).

Nachdem Capasi also gefangen worden: so kehrte der General wieder nach seinem Quartiere, in der Hoffnung, die Indianer würden nunmehr seine Truppen in Ruhe lassen. Es geschah aber gerade das Gegentheil. Sie waren über des Cacique Gefangenschaft erzürnet; und da sie ihn nicht mehr bewachen durften, so richteten sie mehr Unordnung an, als vorher. Soto beschwerte sich darüber bey dem Capasi, daß seine Unterthanen die gute Begegnung nicht erkannten, die man ihm erwies, da sie sich doch in Ansehung ihrer selbst anders bezeugen sollten. Er hätte ihnen weder ihre Güter geraubet, noch ihre Felder verheeret; und er würde auch nicht erlauben haben, daß man einen verwundet oder getödtet hätte, wofern sie ihn nicht angegriffen hätten. Der Cacique möchte ihnen also befehlen, daß sie seinen Truppen nicht mehr nachstellten; sonst würde er einen öffentlichen Krieg wieder sie führen, und alles mit Feuer und Schwerdte verheeren; er sollte endlich erwägen, daß, wenn in dem Stande, worein ihn das Glück gesetzt hätte, die Indianer den Spaniern so grausam begegneten, sie dieselben nöthigen könnten, etwas hartes wider ihn vorzunehmen. Capasi antwortete, die Aufführung seiner Unterthanen misfiel ihm um so viel

Er will seine Unterthanen bändigen,

e) Ebendas. VII Cap.

Soto. 1539.

viel mehr, weil er seit seiner Gefangenschaft schon an sie geschickt, und ihnen befohlen hätte, den Spaniern nichts zu thun: sie hielten aber seine Botschaften für verdächtig, und könnten nicht glauben, daß man ihm so begegnete, sondern bildeten sich vielmehr ein, er läge in Fesseln, und wäre allerhand Beschimpfungen ausgefesselt; er bathe also den General, einigen von seinen Leuten zu befehlen, daß sie ihn sechs Meilen vom Lager in einen Wald begleiten möchten, wo er die tapfersten von seinen Unterthanen finden würde, die er mit Namen rufen wollte: sie würden alsdann zu ihm kommen, und da wollte er ihnen das gute Bezeugen der Spanier gegen ihn erzählen, da sie denn von allen Feindseligkeiten absehen würden; und das wäre das einzige Mittel, sie zu bändigen.

und flüchtet  
sich.

Der General ließ ihn also von einer Compagnie Reuter und Fußknechten bis an den Ort begleiten, wo er versichert war, daß sich seine Unterthanen befänden, und befahl ihnen, auf den Cacique wohl Acht zu haben. Capasi ließ so gleich drey von seinen Leuten dahin gehen, welche bald mit zwölf andern zurück kamen. Er befahl ihnen, sie sollten den vornehmsten seiner Unterthanen melden, daß sie morgen zu ihm kämen, weil er ihnen etwas zu eröffnen hätte, welches ihre Ehre und ihre Wohlfahrt beträfe. Die Indianer giengen mit diesem Befehle so gleich wieder in den Wald; und die Spanier waren mit dem Betragen des Cacique zufrieden. Indessen stellten sie doch überall gute Schildwachen aus. Allein, nachdem es Tag geworden: so fanden sie keinen Cacique, und auch keinen von denen Indianern mehr, die ihn begleitet hatten. Sie erstauneten über diese Begebenheit, und frageten einander, wie das zugienge? Man glaubete, es müßte ihn ein böser Geist weggeführt haben, weil die Schildwachen versicherten, sie hätten die ganze Nacht über gewachet. Es ist aber wohl gewiß, daß sie aus gar zu großer Müdigkeit eingeschlafen; da denn der Cacique seine Gelegenheit ersehen, und auf allen vieren ohne Geräusch davon gekrochen, bis er einige von seinen Unterthanen im Hinterhalte angetroffen: die ihn denn geschwind weiter gebracht, und sich nicht ferner um die Spanier diesen Tag bekümmerten. Ungeachtet nun der General über die Nachlässigkeit seiner Befehlshaber unwillig war: so stellte er sich doch, als wenn er ihrem Berichte Glauben beymässe, daß die Indianer große Zauberer wären, und Wunderdinge thun könnten f).

Fernerer  
Marsch der  
dreißigtausend.

Inzwischen waren die dreißig Reiter unter beständigem Scharmüßeln mit den Indianern über den Ocali gegangen, und nahmen ihren Weg nach der Stadt dieses Namens, aus welcher die Einwohner, bey ihrer Einrückung, entflohen. Sie wollten selbst die Nacht über ausruhen. Weil sie aber merketen, daß ein Haufen Indianer angezogen kam: so machten sie sich eiligst davon. Sie ritten diesen Tag, welches der sechste von ihrem Marsche war, zwanzig Meilen; und den folgenden Tag eben so weit, da ihnen aber einer von ihren Gefährten, wegen der ausgestandenen Beschwehrlichkeiten, krank wurde, und auf dem Pferde starb. Gegen Abend kamen sie bey dem großen Moraste an, welchen sie so aufgeschwollen fanden, daß die Gewässer desselben, die mit Gewalt heraus und hinein giengen, Arme von der See zu seyn schienen g).

Fortsetzung  
desselben.

Sie brachten die Nacht voller Unruhe, sie möchten überfallen werden, an demselben zu, und verloren noch einen ihrer Gefährten, durch einen plötzlichen Tod. Mit anbrechendem Morgen sahen sie, daß das Wasser etwas gefallen war. Sie machten die schlechte und schmale Brücke in demselben ein wenig wieder zurechte, sattelten ihre Pferde ab, und

f) Ebendas. im VIII Cap.

g) Ebendas. IX Cap.

trugen das Zeug davon hinüber. Weil die Pferde selbst auf solcher nicht gehen konnten; so sollten sie hindurch schwimmen. Es kostete ihnen aber viel Mühe, ehe sie solches werkstellig machen konnten, indem sie durchaus nicht hindurch wollten, obgleich einige gute Schwimmer solche vorn an den Halstern zogen, und andere hinter her peitscheten. Sie hatten einige Stunden mit ihnen im Wasser zu thun, und brachten sie nur erst nach drey Uhr Nachmittages völlig hindurch. Es war ein Glück, daß sich keine Indianer da herum merken ließen, weil sie sonst gewiß verloren gewesen seyn würden. Sie ruheten sich die Nacht über auf einer Ebene ein wenig aus, und ritten vor Anbruche des Tages weiter, da sie denn einige Indianer auf dem Wege antrafen, welche sie niederstießen. Sie ritten diesen Tag dreyzehn Meilen, und blieben die Nacht wieder auf einer Ebene. Ehe die Sonne aufgieng, brachen sie auf, und marschirten bey frühem Morgen bey Urribaracuzi vorbey. Dieses war der zehnte Tag ihrer Reise, an welchem sie funfzehn Meilen zurücklegeten, und einen Theil der Nacht drey Meilen von Mucozo zubrachten. Nach Mitternacht begaben sie sich wieder auf den Marsch; und da sie zwölf Meilen zurück geleget, so wurden sie an der Seite in einem Gehölze ein Feuer gewahr. Einer unter ihnen, Namens Moron, welcher eine so zarte Nase hatte, als ein Spürhund nur immer haben mag, und daher auch vielfältig durch seinen Geruch die Indianer, wie die Hunde das Wild aus ihrer Witterung, ausspührete, hatte solches über eine Meile weit vorher gerochen, und ihnen gemeldet. Sie ritten gerade auf dasselbe zu, und fanden einige Indianer mit ihren Weibern und Kindern da herum sitzen, welche Fische briethen. Es waren des Mucozo Unterthanen, und also ihre Freunde. Gleichwohl sprengeten sie auf sie zu, und nahmen ihrer neunzehn davon gefangen. Sie ließen sich auch ihre Fische gut schmecken, und lehreten sich nicht daran, ob gleich die Indianer nach Ortis schrien, und sie an die guten Dienste erinnerten, welche sie demselben erwiesen hatten. Bey einem solchen Verfahren, das sie nicht anders zu bemanteln wußten, als damit, man wüßte noch nicht, ob ihr Herr den Frieden gehalten hätte, und wollte also einige von seinen Unterthanen zur Sicherheit haben, getraueten sie sich nicht nach Mucozo, sondern nahmen einen Umweg bis nach Hirriga <sup>h</sup>).

Als sie eine halbe Meile davon an einen kleinen Morast gekommen waren: so entdecketen sie einige Pferdespuren, worüber sie ungemein erfreut wurden. Denn sie befürchteten, Calderon möchte mit seinen Leuten ein Unglück gehabt, oder sonst aus andern Ursachen seinen Posten verlassen haben, weil sie noch nichts von ihrem fortdauernden Aufenthalt daselbst hatten merken können. Ihre Pferde selbst schienen dadurch munterer zu werden, und eilten, daß sie mit der Sonnen Untergange Hirriga vor Gesicht hatten. Es kamen gleich einige Reiter heraus, welche auf Rundschau um den Ort ritten, und mit eingelegeten Lanzen, Paar und Paar giengen. Aniasco und seine Gefährten, welche sie wahrnahmen, stellten sich in eben die Ordnung, und eilten ihnen in kurzem Galoppe entgegen. Bey dem Lärmen, das dadurch entstand, kam Calderon und die übrige Besatzung aus dem Orte, und empfingen sie mit großen Freundsbezeugungen. Ihre erste Frage aber war nicht, was der General und seine Leute macheten, sondern ob sich in der Provinz Apalache viel Gold befände.

<sup>h</sup>) Historia del Florida. III Buch, X Cap.

Soto. 1539.

Der ganze Marsch, welchen Aniasco mit seinen Leuten gethan, hatte eilf Tage gewährt, wovon sie zweien zugebracht, über den Ocaly und den großen Morast zu gehen, in den andern aber über ein hundert und fünfzig Meilen zurück geleyet hatten. So bald er erfuhr, daß Mucozo den Frieden nicht gebrochen: so schickete er die Gefangenen zurück, und ließ ihm melden, er möchte in ihr Quartier kommen, und Leute mitbringen, welche die Lebensmittel und andere Sachen wegtragen könnten, die man ihm schenken wollte, weil man wegmarschiren mußte. Mucozo kam auch den dritten Tag darnach an; und da er nicht so vom Golddurste geplaget wurde, daß er darüber die Menschenliebe hätte vergessen sollen, so erkundigte er sich gleich, wie sich der General und ihre übrigen Landesleute befänden, und wie es ihnen ergangen wäre? Er blieb vier Tage da, und unter der Zeit schaffeten seine Leute einen großen Vorrath von Lebensmitteln, Tafelwerke, und andern Schiffsgewährten, Kleidungsstücken und Gewehre hinweg i).

Ausführung  
der Befehle  
des Generales.

Nachdem Mucozo damit fertig war: so suchete man die Befehle des Generales in Brigantinen nehmen, und an der Küste gegen Westen bis nach dem Meerbusen Nute da mit hinfahren, welchen er selbst entdeckt hätte. Arias aber sollte mit der Caravelle nach Havana gehen, und der Gemahlinn des Generales Nachricht von ihm und seiner Entdeckung überbringen, auch sonst noch andere Sachen daselbst ausrichten. Beyde nahmen Abschied vom Calderon, welcher auch seinem Befehle gemäß sich zum Abmarsche von Hirriga anschickete, um zu dem Generale zu stoßen k).

Vorfälle in  
den Gegenden  
um Hirriga.

Bey seinem Aufenthalte zu Hirriga hatten seine Leute viele Gärten angeleyet, worin sie Rüben, Lactuke und andere Küchengewächse gesäet hatten. Die Indianer fingen auch einige Spanier, und zwar durch ihre eigene Schuld, welches so zugienge. Es hatten die Wilden an dem Ufer der heil. Geistesbay große mit getrockneten Steinen verschlossene Derter angeleyet, um die Rochen und andere Fische zu fangen, welche in diese Derter kamen, wenn die Fluth anlies, und hernach, wenn sie sich zurück zog, und es Ebbe war, fast ganz im Trocknen daselbst blieben. Diese Fischey war groß; und Calderons Soldaten genossen derselben nebst den Indianern. Eines Tages bekamen Lopes und Galvan Lust, ohne Befehl des Hauptmannes zu fischen. Sie seteten sich in ein Fahrzeug, und nahmen ihres Befehlshabers Pagen, Mugnos, mit sich. Indem sie fischeten: so kamen einige Indianer in kleinen Rähnen, und sageten halb auf Indianisch, halb auf Spanisch, sie müßten an dem Fischfange Theil haben. Lopes, welcher ungestüm war, sagete, man wolte sie den Hunden vorwerfen, sie hätten nichts mit ihnen zu theilen; und legete zugleich die Hand an seinen Degen, und verwundete einen Indianer, der ihm etwas zu nahe kam. Die andern entrüsteten sich darüber, fielen über die drey Spanier her, schlügen den Lopes mit ihren Rudern todt, ließen Galvan für todt liegen, und nahmen Mugnos mit sich, dem sie, wegen seiner Jugend, nichts thaten. Einige Soldaten von der Besatzung, die nicht weit davon waren, und den Lärm höreten, eilten hinzu: sie kamen aber zu spät, und konnten nur Galvanen beybringen, daß er ein wenig wieder zu sich selbst kam. Einige Zeit darnach fingen die Indianer aus eben der Ursache noch einen Soldaten, welcher bey der Ebbe an dem Fuße eines Waldes zwischen der Stadt Hirriga und der heil. Geistesbay Meerkrebse fing. Als ihn die in dem Gehölze verstecketen Indianer allein sahen: so näh-

i) Ebendas. XI Cap.

k) Ebendas. XII Cap.



berten sie sich ihm, und sageten ganz freundlich: man müßte den Fang theilen. **Vin-** **Soto. 1539.**  
**timilla**, so hieß der Soldat, gedachte, sie zu schrecken, und antwortete ihnen troßig, er  
 hätte nichts mit ihnen zu theilen. Die Indianer verdroß es, daß sich ein einziger Kerl un-  
 terfinge, so troßig gegen sie zu thun, da sie doch ihrer zehn oder zwölf waren. Sie pa-  
 keten ihn also an, und führten ihn fort: doch thaten sie ihm nichts zu leide. **Mugnos**  
 und **Vintimilla** lebeten zehn Jahre unter ihnen, und konnten hingehen, wohin sie wollten.  
 Endlich aber entflohen sie ihnen, da sich ein christliches Schiff, welches von den Unterthan-  
 en des **Hirriga** verfolgt, und durch einen Sturm ergriffen wurde, in die heil. Geistes-  
 ban begeben mußte. So bald sich der Sturm gelegt hatte, fuhr es wieder hinaus auf die  
 See, und die Indianer fingen an, ihm wieder nachzusetzen. **Vintimilla** und **Mugnos**,  
 welche sie begleiteten, waren in einem Fahrzeuge allein; und weil sie willens waren, zu  
 entinnen, so both ihnen das Glück eine schöne Gelegenheit dazu. Es erhob sich ein Nord-  
 wind: und weil die Indianer befürchteten, er möchte sie zu weit in das Meer treiben, wenn  
 er stärker würde, so eilten sie wieder an das Land. Die beyden Spanier stellten sich, als  
 wenn sie ein gleiches thäten, aber nicht recht wider den Wind fortkommen konnten. Da  
 sie nun sahen, daß sich die Indianer von ihnen entferneten: so wandten sie ihr Fahr-  
 zeug, und ruderten nach dem Schiffe zu, welches sie aufnahm <sup>l</sup>).

Nachdem **Aniasco** und **Arias** abgegangen waren: so nahm auch **Calderon** mit fünf- **Abmarsch**  
 zig Mann zu Fuße und siebenzig zu Pferde den Weg nach **Apalache**, und kam den zwey- von da.  
 ten Tag bey **Mucozo** an. Der **Cacique** gieng ihnen entgegen, bewirthete sie wohl, und  
 begleitete sie bis an die Gränzen seines Gebietes, wo er auf das zärtlichste von ihnen **Ab-**  
**schied** nahm. Die Spanier setzten ihren **Marsch** fort bis an den großen **Morast**, ohne  
 daß ihnen etwas merkwürdiges begegnete, als daß sie zuweilen von Indianern angefal-  
 len wurden <sup>m</sup>).

Sie blieben die ganze Nacht an dem Ufer des **Morastes**, und giengen den folgenden **Fortsetzung**  
 Tag ohne Widerstand hinüber, und eilten mit großen **Märschen** durch die Provinz **Acue-** des **Marsches.**  
**ra**. Sie kamen endlich nach **Ocaly**, welches sie verlassen fanden, so wie auch **Ossachile**,  
 woraus sie eben so, als aus dem vorigen Orte, Lebensmittel mitnahmen. Sie setzten ih-  
 ren **Marsch** durch ein wüstes Land zwischen **Ossachile** und dem **apalachischen Moraste** fort,  
 ohne daß die Wilden sie weiter angriffen, als ein einziges mal. Da sie an das **Gehölze**  
 gekommen waren, welches den **Morast** umgiebt: so blieben sie die Nacht über auf der be-  
 nachbarten Ebene; und mit anbrechendem Tage giengen sie durch den engen Paß, und  
 durch das Wasser bis an die Brücke, die sie ein wenig ausbesserten. Das Fußvolk gieng  
 hinüber, und die Pferde schwammen glücklich daselbst durch, wo es am tieffsten war. Da man  
 aber nunmehr durch den übrigen **Morast** vollends dringen wollte, und die vordersten Rei-  
 ter jeder einen Mann hinter sich auf dem Pferde hatte: so brachen die im **Hinterhalte** lie-  
 genden Indianer alle zu gleicher Zeit auf einmal los, griffen sie mit großem **Geschreye** an,  
 verwundeten und tödteten einige. Die Pferde bäumeten sich in dem Wasser und **Moraste**,  
 und warfen die hinter den Reitern sitzenden herunter, daß also eine große **Unordnung** unter  
 den Spaniern entstand, und sie befürchteten, insgesamt niedergehauen zu werden. Weil  
 es ihnen aber glückete, einen von den indianischen Hauptleuten tödtlich zu verwunden: so  
 wurden die andern Indianer dadurch etwas scheu, und ließen allmählich nach, wodurch die **Spa-**

H h 3

l) Ebendas. XIII Cap.

m) Ebendas. XIV Cap.

Soto. 1539. Spanier aus dem Moraste kamen, und sich von dem engen Passe des andern Waldes zum Meister machten, wo sie die Nacht blieben, und ihre Verwundeten verbanden. Den Morgen trieben sie die Indianer vor sich her bis zu einem andern Walde, ungefähr zwö Meilen weit, welcher nicht so dicht war. Die Indianer hatten daselbst auf beyden Seiten ein gutes Pfahlwerk gemacht, und schossen darauf mit gutem Erfolge auf die Spanier, ohne daß ihnen solche etwas anhaben konnten. Diese eilten indessen dennoch muthig hindurch, bis sie auf ein weites Feld kamen, wo sich die Indianer vor ihrer Reiterrey fürchteten, und sie nicht weiter angriffen. Sie lagerten sich fünf Meilen davon auf einer Ebene, wo sie die ganze Nacht unter allerhand Drohungen von den Indianern zubrachten. Den Morgen setzten sie ihren Marsch fort, und kamen an einen tiefen Bach, der auf der andern Seite mit Pfählen besetzt war. Sie setzten hindurch, hieben die Pfähle nieder, ungeachtet die Indianer solche muthig vertheidigten, und viele von ihnen verwundeten. Als sie aber die Ebene erreicht hatten: so hatten sie wiederum ein wenig Ruhe; indem sich die Indianer nur bloß getraueten, sie in den Gehölzen und Gebüsch anzugreifen, wo sie die Pferde nicht so brauchen konnten. Indessen wunderten sie sich doch, da sie so nahe an Apalache waren, daß ihnen niemand daraus zu Hülfe kam, und sie auch keine Spur sahen, woraus sie schließen konnten, daß Spanier in der Nähe wären. Sie rücketen also sacht hinan, und ritten endlich mit der Sonnen Untergange hinein, wo sie mit so viel größern Freuden empfangen wurden, weil man sie schon wirklich, nach denen vielen Berichten, welche die Indianer von ihren Niederlagen ausbreiteten, für verloren geschäget hatte. Es starben auch nach einigen Tagen noch zwölf von ihnen an ihren Wunden <sup>n</sup>).

Entdeckung  
der Küste.

Als Calderon daselbst ankam: so war Aniasco schon vor sechs Tagen angekommen, welcher zu Nute ans Land gestiegen war, ohne daß er etwas merkwürdiges angetroffen. Man hatte zwölf Tage vor seiner Ankunft daselbst zwey Fähnlein, eines zu Fuße, und das andere zu Pferde dahin geschickt, welche alle vier Tage abgelöset wurden. Man brachte die beyden Schiffe allda in Sicherheit, und gedachte, die Winterquartiere vergnügt zu bringen. Der General aber befahl dem Hauptmanne Maldonado, er sollte die beyden Brigantinen nehmen, und damit an der Küste hundert Meilen gegen Westen hinfahren, die daselbst befindlichen Bayen, Häfen und Flüsse genau beobachten, und innerhalb zweyen Monaten zurück kommen, und einen getreuen Bericht davon abstatten. Maldonado begab sich also nach dem Meerbusen Nute; und kam, nachdem er längst der Küste hingefahren war, in der vorgeschriebenen Zeit wiederum zurück. Er berichtete, er hätte sechs Meilen von dem Meerbusen einen Hafen entdeckt, welchen man Achussi nennete. Dieser Hafen wäre sehr schön, und vor allen Winden sicher; er könnte viele Schiffe enthalten, und hätte einen so guten Grund, daß man leicht dicht an das Land kommen könnte. Er brachte von da zweyen Indianer mit, worunter der eine ein Cacique war, die er auf eine sehr unredliche Weise gefangen hatte. Als er in den Hafen eingelaufen war: so bathen ihn die Einwohner höflich, er möchte an das Land steigen, und versprachen, ihm Lebensmittel zu geben. Maldonado, welcher ihnen nicht traute, wollte ihre Anerbierhung nicht annehmen: die Indianer aber, welche sein Mistrauen merketen, sucheten, ihm solches zu benehmen, indem sie selbst ohne Bedenken zweyen und zweyen, oder viere und viere auf die Schiffe kamen, und ihnen alles brachten, was sie nöthig hatten. Nach und nach bekamen die Spanier

<sup>n</sup>) Ebendas. XV Cap.

<sup>o</sup>) Ebendas. XVI Cap.

Muth, und erforschten den Hafen. Nachdem sie nun alles eingenommen, was sie brau- Soto. 1540.  
 cheten, und gethan hatten, was sie sollten: so giengen sie wieder unter Segel, und nah-  
 men die beyden Indianer, welche denen Freundschaftsbezeugungen getrauet, die man ein-  
 ander gegeben hatte, verrätherischer Weise mit o).

Die Spanier vernahmen die Entdeckung des Hafens Achussi, und der ganzen Kü- Man schicket  
einen Bericht  
davon nach  
Havana.  
 ste mit Vergnügen. Es schien ihnen, sie könnten nun endlich in Florida wohnhaft wer-  
 den, weil sie nunmehr einen Hafen gefunden, wo die Schiffe mit allen nöthigen Sachen  
 zu einem Wohnsitze, anlanden könnten. Maldonado erhielt daher Befehl, mit den bey-  
 den Brigantinen nach Havana zu des Generales Gemahlinn, Isabella von Bovadilla,  
 zu gehen, und ihr und der ganzen Insel Cuba die Zeitung von allem, was vorgegangen,  
 zu überbringen. Man befahl ihm auch, er sollte im Weinmonate des folgenden 1541sten  
 Jahres p), sich mit den Brigantinen, des Arias Caravelle, und einigen andern mit Ge-  
 wehre, Pulver und Bleye, und andern Kriegesgeräthe beladenen Schiffen, wieder nach  
 dem Hafen Achussi begeben, und den Arias zugleich mit sich zurück bringen. Der Gene-  
 ral hatte solches befohlen, weil er glaubete, daß er zu der bestimmten Zeit das Innere des  
 Landes würde entdeckt, und seine Maasregeln genommen haben, sich daselbst zu setzen,  
 worauf er sich denn nach dem Hafen Achussi begeben wollte. Vorher aber mußte man sich  
 dieses Hafens bemächtigen, weil solches bey den Gedanken, sich in Florida wohnhaft nie-  
 derzulassen, unumgänglich nöthig war. Maldonado gieng also nach Havana ab, wo  
 man seine Nachrichten mit Vergnügen anhörte, und zur Ausführung der Absichten des  
 Generales alles mögliche beyzutragen, sich befließ q).

Unterdessen lebeten die Spanier in Apalache nicht gar zu sicher; weil die Indianer in Kühnheit ei-  
nes Indianers.  
 den Gegenden da herum überall im Hinterhalte lagen, und ihnen auflauerten. Eines Ta-  
 ges setzete sich Aniasco selbst sieben zu Pferde; und es fiel ihnen ein, etwas um die Stadt zu  
 reiten. Sie hatten kein anderes Gewehr bey sich, als ihre Degen, außer Pegado, wel-  
 cher eine Lanze führte. Als sie so sacht fortritten, wurden sie eines Indianers gewahr,  
 welcher nebst seinem Weibe, auf einer Ebene bey einem Gehölze, kleine Bohnen sammelte.  
 Sie ritten gleich gerade auf sie zu. Da die Frau vor Schrecken nicht entfliehen konnte:  
 so nahm sie der Indianer, trug sie in den Wald, warf sie in das erste Gebüsch, und stieß  
 sie mit Gewalt weiter hinein. Darauf kam er dreust wieder an den Ort, wo er seinen Vo-  
 gen gelassen hatte, und gieng mit so vieler Unerfrohenheit auf die Spanier zu, als wenn  
 er nur wider einen zu fechten hätte. Sie erstauneten über diese That; und weil sie glaube-  
 ten, es wäre eine Schande, wenn ihrer sieben einen einzigen tödteten: so wollten sie ihn  
 nur fangen. Sie stürzten auf ihn so geschwind zu, daß er nicht Zeit hatte, ein einziges  
 mal zu schießen. Er wurde nieder geritten, und sie riefen ihm zu, er sollte sich ergeben.  
 Allein, je mehr sie ihm zuredeten, desto mehr Herz zeigte er. Denn ob er gleich auf der  
 Erde lag: so verwundete er sie doch alle mit seinen Pfeilen an den Weinen, und stieß ih-  
 ren Pferden damit in den Bauch. Endlich kam er unter deren Füßen wieder auf, nahm sei-  
 nen Bogen in beyde Hände, und gab dem Pegado einen so starken Schlag damit vor den  
 Kopf, daß er ganz betäubet wurde, und ihm das Blut stromweise über das Gesicht lief.  
 Dieser gerieth darüber in Wuth, spornete sein Pferd an, und stieß den Indianer mit sei-  
 ner Lanze todt darnieder. Die Spanier besahen indessen ihre Pferde, und fanden, daß sie  
 ins.

p) Man war damals zu Ende des Hornungs 1540.

q) Am angef. Orte III Buch, XVII Cap.

Soto. 1540. insgesammt leicht verwundet waren; wie sie sich denn auch schämten, daß ein einziger Mensch ihnen so viel zu schaffen gemacht hatte r).

Man will die Spanier hin- führen, wo Gold und Silber ist.

Während dieser Winterquartiere entschloß sich Soto, nach denen Ländern von Florida da zu gehen, welche gegen Westen zu liegen. Er erkundigte sich daher bey allen Indianern, die in seinem Heere waren, wie auch bey denen, die man täglich, als gefangen einbrächte, ob sie keine Kenntniß von den westlichen Gegenden des Landes hätten. Unter diesen führte man ihm einen jungen Menschen von ungefähr siebenzehn Jahren zu, welcher bey Indianern gewesen, die oftmals sehr weit in Florida hinein gegangen, Waaren umzutauschen. Er meldete ihm, er kennete nur diejenigen Länder, wo er mit seinen Herren gewesen, und er wollte die Truppen in zehn bis zwölf Tagen dahin führen. Der General gab ihm so gleich einen Soldaten in Verwahrung, damit er nicht entweichen sollte: er hatte aber dazu so wenig Lust, daß er sich vielmehr in allem nach ihren Sitten bequemete, und man ihn für einen gebohrenen Spanier hätte halten sollen. Wenig Tage darnach ergriff man einen andern, welcher ihn kannte, und dasjenige bestätigte, was er gesaget hatte. Er erbot sich auch, die Spanier in diejenigen Provinzen zu führen, welche er besucht hätte, und die von einem sehr weiten Umfange wären. Als man ihn aber fragete, ob sich in solchen Gegenden Gold, Silber und Edelgesteine fänden, und man ihm alle diese Dinge zeigte, um es ihm desto begreiflicher zu machen, was man von ihm zu wissen verlangete: so bezeugte er, daß es in Cofaciqui Erzt gäbe, das dem gelben und weißen gleich, welches man ihm wies; die Kaufleute, denen er gedienet, handelten solches ein, und setzten es in andern Ländern wieder um; man tråse auch in Cofaciqui eine große Menge Perlen an, und zehete dieserwegen eine unter den Edelgesteinen, die man ihm wies. Die Spanier waren voller Freuden über diese Zeitung und dachten nur bloß auf Mittel, nach Cofaciqui zu gehen, und sich der Reichthümer dieses Landes zu bemächtigen r).

Einige besondere Gefechte.

Eines Tag gieng eine Parthey von fünfzig Mann zu Fuße und zwanzig zu Pferde aus dem Lager, um eine Meile von da große Hirse zu holen, wo sie auch so viel sammelten, als siebraucheten. Sie legeten sich darauf in Hinterhalt, um einige Indianer zu erhaschen, und stellten eine Schildwacht dazu aus. Diese meldete ihnen so gleich, es ließe sich ein Indianer blicken, der überall herum sähe, als ob er etwas vorhätte. Den Augenblick eilte Diego von Soto mit seinem Pferde auf ihn zu. Als der Indianer sah, daß er nicht entfliehen konnte: so suchete er nur einen Baum zu gewinnen, welches ihre ordentliche Zuflucht ist, machte seinen Bogen zurechte und erwartete seinen Feind festen Fußes in der Nähe, da er ihn treffen konnte. Weil nun Soto nicht unter den Baum kommen konnte: so ritt er vorbey, und gedachte dem Indianer mit der Lanze eines zu versehen. Dieser aber wehrete den Stoß ab, und schoß so gleich darauf das Pferd, daß es nach einigen Schritten todt nieder fiel. Velasques eilte seinem Gefährten zu Hülfe, ritt auf den Indianer zu und wollte ihn ebenfalls mit der Lanze niederstoßen: doch auch diesen Stoß schlug der Indianer aus, und schoß dafür dessen Pferd nieder. So gleich eilten sie beyde mit den Lanzen auf ihn zu: er erwartete ihr aber nicht, sondern floh davon, und rief ihnen mit einer verächtlichen Mine zu; sie sollten einzeln und zu Fuße kommen, so wollte man sehen, wer Sieger würde.

Nicht

r) Ebendas. XVIII Cap.

s) Ebendas. XIX Cap.

Nicht lange nach diesem Vorfalle ritten Rodriguez und Velves aus, um aus einem Walde bey der Stadt Früchte zu hoblen. Als sie dahin gekommen waren: so saßen sie ab, und stiegen auf einen Baum, solche zu brechen. Die Indianer, welche im Hinterhalte waren, wurden ihrer gewahr, und schlichen hinzu, sie zu überfallen. Velves, welcher sie sah, sprang von dem Baume, und eilte nach seinem Pferde, bekam aber einen Schuß von einem Pfeile, welcher ihn darnieder stürzete. Rodriguez hingegen wurde wie ein Vogel von dem Baume geschossen, und ihm hernach der Kopf abgehauen. Velves wurde nach von einigen Reitern hinweg gebracht: er starb aber bald darauf. Eines von denen Pferden, die bey dem Geräusche schüchtern nach dem Lager liefen, war auch verwundet, und fiel den Tag darauf um. Garcilasso de la Vega erzählet diese Begebenheiten, um zu zeigen, daß diese Wilden ihrem Manne stehen, daß sie muthig, herzhast und trostig sind; daß sie stets auf ihrer Hut und zum Fechten bereit gewesen, auch den Spaniern bey ihrem Aufenthalte in Apalache viel zu schaffen gemacht haben.

Sonst hat diese Provinz einen Ueberfluß an Hirse, Kürbissen und andern Küchengetreide. Man findet dafelbst verschiedene Arten von Pflaumen und Nüssen, nebst einer solchen Menge Eicheln, daß sich große Heerden davon mästen könnten, wenn die Einwohner Vieh hielten. Kurz, das Land ist so fruchtbar, daß die Truppen die fünf Monate über, die sie darinnen lagen, überflüssig zu leben hatten; und siebraucheten sich deswegen nicht über eine Meile von dem Lager zu entfernen. Ueber dieses giebt es in dem Lande viele weiße Maulbeerbäume, sehr gute Weiden, vortreffliches Wasser, Teiche voller Fische, Wiesen voller Kräuter, deren Blumen gut für das Vieh, und allein vermögend sind, solches zu ernähren <sup>Fruchtbarkeit des Landes.</sup>

#### Der IV Abschnitt.

##### Begebenheiten der Spanier in verschiedenen Provinzen von Florida.

Abmarsch von Apalache. Gefecht zwischen sieben Spaniern und so vielen Indianern. Ankunft in der Provinz Altapaha und Achalague. Casique Cofa und seine Provinz. Cofaqui empfangt die Spanier. Empfiehlt seinem Feldhauptmanne, sich an Cofaciqui zu rächen. Marsch der Truppen. Sie wissen nicht, wo sie weiter hin sollen. Man schicket einige auf Entdeckung aus. Begebenheit in der Wüsten. Erfolg der auf Entdeckung ausgeschickten Hauptleute. Ankunft des Generales in Cofaciqui. Entdeckung des Landes. Abgeschickte aus demselben. Auf- führung der Frau von Cofaciqui. Das Heer geht über den Fluß. Man schicket zu der Mutter der Frau von Cofaciqui. Tod eines indianischen Herrn. Rückkunft der Abgeschickten. Metall, das man in Cofaciqui findet. Tempel, worinnen man die vornehmsten Einwohner begräbt. Hauptort Talomeco. Abreise aus Cofaciqui. Vorfälle auf dem Marsche nach Chovala. Großmuth der Frau von Cofaciqui. Begebenheit der Truppen in der Wüsten.

Nachdem Maldonado nach Havana geschickt war: so brach der General zu Ende des März im 1540sten Jahre von Apalache auf, und nahm seinen Weg gegen Norden. Er marschirete drey Tage lang, ohne von jemanden angegriffen zu werden, und legete sich in einen Flecken, der von einem Moraste fast verschlossen wurde, welcher über hundert Schritte breit war, und wo man bis an die Knie hinein sank. Man gelangete aber auf Stücken Holz, die wie eine Brücke in dem Moraste lagen, zu dem Flecken, welcher auf einer Höhe

<sup>h</sup> Am angef. Orte XX Cap.



Soto. 1540.

Höhe lag, von da man viele Dörfer hin und wieder in einem angenehmen Thale sah. Die Truppen hielten sich drey Tage lang in diesem Orte auf, welcher noch zu Apalache gehörte.

Gefecht zwischen sieben Spaniern und so vielen Indianern.

Unter der Zeit giengen fünf von der Leibwacht des Generales, nebst Aguilera und Moreno aus, die Dörfer des Landes zu besuchen. Die von der Leibwacht trugen ihre Hellebarden, und die andern ihre Degen. Aguilera hatte auch noch eine Rontartsche und Moreno eine Lanze. Sie giengen über den Morast, und kamen auf eine mit Hirse besäete Ebene, wo ihnen, etwan zweyhundert Schritte vom Lager, ungefähr funfzig Indianer aufstießen. Als solche sahen, daß sie zu Fuße und nur ihrer sieben waren: so sonderten sich gleich eben so viel von dem Haufen ab, und kamen auf sie zu. Da die Spanier weder Flinten noch Armbrüste bey sich hatten, um sie zurück zu treiben: so konnten die Indianer sich ihnen nach Bequemlichkeit nähern. Sie griffen sie muthig an, und schossen mit ihren Pfeilen auf sie, wie auf wilde Thiere, die in einen Fallstrick gerathen, da indessen die andern Indianer still stunden, und nur Zuschauer abgaben. Die Spanier, welche ihnen nicht gewachsen zu seyn glaubeten, riefen so gleich: ins Gewehr! und die Soldaten, welche solches hörten, eilten aus dem Flecken durch den Morast ihnen zu Hülfe. Sie kamen aber zu spät, und fanden die von der Leibwacht schon jeden von zehn oder zwölf Pfeilen erlegt, und den beyden andern war gleichfalls übel mitgespielt worden. Moreno hatte einen Schuß in der Brust, der ihm bis an die Schulter hinauf gieng, und starb, da er verbunden wurde. Aguilera, welcher sich muthig gewehret und mit seiner Rontartsche geschüßet hatte, war von zweenen Pfeilen an den Schenkeln verwundet, und der Leib ihm ganz braun und blau; der Kopf auch ebenfalls verwundet. Denn da die Indianer keine Pfeile mehr gehabt, so hatten sie seine Rontartsche genommen, und ihn damit wacker abgebläuet. Als sie indessen den Verstand sahen: so ließen sie ihn liegen und flüchteten davon <sup>u)</sup>.

Ankunft in der Provinz Altapaha,

Der General brach von diesem Orte auf, und begab sich nach den Gränzen der Provinz Altapaha. Er hatte solche selbst mit hundert und funfzig Mann sowohl zu Pferde, als zu Fuße verkundschaftet, und kam den dritten Tag in den ersten Ort dieses Landes. Die meisten Einwohner hatten sich von da hinweg begeben, so daß man nur ihrer sechs fing, worunter zween Hauptleute waren. Man führte sie zum Generale, damit er von ihnen einige Kenntniß des Landes erführe. Kaum aber kamen sie vor ihn, so frageten sie ihn dreust, ob er Krieg zu führen oder Friede zu machen käme? und er ließ ihnen melden, er verlangete nur Frieden nebst einigen Lebensmitteln, damit er weiter gehen könnte. Sie antworteten, man würde sie nicht aufhalten, das Ansuchen wäre billig, und könnte ihnen leicht gewährt werden, und man würde die Truppen überall gütig aufnehmen. Sie schicketen auch gleich zwey von ihren Leuten zu dem Cacique, solches zu berichten, und befohlen ihnen, allen denen, die sie anträfen, zu melden, daß die Spanier nur durchmarschireten, und nichts verheeren würden, daher sie solche auch nicht anfallen sollten. Der General schöpfete hieraus gute Hoffnung, daß alles nach seinem Wunsche gehen würde, und setzte die beyden Hauptleute in Freyheit. Sie riethen ihm, seinen Marsch nach einem Flecken zu nehmen, der besser wäre, als der Ort, wo er sich befände. Soto ließ sich bereden, und wurde daselbst mit großen Freudensbezeugungen aufgenommen. Der Cacique kam zu ihm, und die geflüchteten Einwohner stellten sich wiederum ein; und alles lebete drey Tage über ruhig.

<sup>u)</sup> Histor. del Florida Lib. IV. cap. I.

ruhig. Nach solchen marschirten sie zehn Tage längst dem Flusse hin, wo sie schöne Maulbeerbäume sahen, und bemerketen, daß die Einwohner freundlich und gesellig waren; daher sie denn auch auf beyden Seiten einander kein Leid zufügeten, und die Spanier bloß mit dem Nothwendigen zufrieden waren. Soto. 1540.

Aus Altapaha rücketen sie in Achalaque, eine arme und unfruchtbare Landschaft, und Achalaque, wo man nur Greise antraf, wovon die meisten ein schlechtes Gesicht hatten, oder gar blind waren. Die Spanier, welche keine junge Leute sahen, befürchteten, solche möchte ihnen aufslauern. Sie erkundigten sich daher sorgfältig darnach, und vernahmen, daß es wirklich keine Darinnen gäbe, ohne daß sie sich um die Ursache davon viel bekümmerten; denn sie dächten nur bloß an Cosaciqui, wo sie sich zu bereichern vermeyneten. Sie thaten große Märsche, und kamen, weil das Land schön, ohne Flüsse und Waldungen ist, innerhalb fünf Tagen hindurch. Man beschenkte den Cacique desselben, so wie den von Altapaha, und einige andere, welche mit ihnen Bündniß gemacht, mit einem Paar Schweinen, dergleichen man über hundert mitgebracht, weil Florida zu deren Mastung bequem war. Sie dienten auf dem Marsche bey vielerley Gelegenheiten, und man gab allezeit eine Sau und einen Eber, damit sie sich vermehren möchten \*).

Wenn der General aus einer Provinz in die andere marschirete: so pfleg er allezeit selbst auf Erkundigung auszureiten, oder ließ seine Ankunft voraus melden. Er schickete also auch zu dem Cacique von Cosa, um ihn zu einem Bündnisse zu bewegen. Cosa und seine Unterthanen ließen sich solches gern gefallen, und wünschten, sie mit nächstem zu sehen. Cacique Cosa und seine Provinz.

Die Spanier verdoppelten ihren Marsch und kamen den vierten Tag nach ihrem Aufbruche von Achalaque an den ersten Ort von Cosa, wo der Cacique mit seinen vornehmsten Unterthanen ihrer erwartete, und sie höflichst empfing. Sie blieben fünf Tage in dem Lande, welches sehr gut zur Viehzucht und sehr fruchtbar an großer Hirse ist. Es hat große Wälder, schöne Flüsse, fruchtbare Ebenen und Gebirge, und vornehmlich sehr gesellige Einwohner. Man gab dem Cacique, zum Zeichen des Vertrauens und der Hochachtung gegen ihn, die einzige Canone in Verwahrung, welche die Spanier bey sich führten, nachdem sie ihm erst die Wirkung derselben an einer starken Eiche gezeigt, die sie damit umschossen. Er begleitete sie einige Tage, und schickete zu seinem Bruder Cosaqui, ihm die Annäherung des Heeres zu melden, und solches zu einer geneigten Aufnahme in seine Länder zu empfehlen. Soto ließ zugleich um dessen Bündniß anhalten, und kam nach einem sechstägigen Marsche an dessen Gränzen y).

So bald Cosaqui vernommen, daß die Spanier nach seinen Ländern kämen: so machte er alles zurechte, sie anständig zu empfangen. Er schickete ihnen viere von seinen angesehensten Leuten, in Begleitung vieler andern entgegen, sie seiner Unterthänigkeit zu versichern. Soto empfing sie mit großen Liebkosungen, und kam mit ihnen nach dem ersten Orte, welcher Cosaqui hieß. Bey seiner Ankunft gieng ihm der Cacique im Gefolge vieler seiner Unterthanen, die mit ihren Bogen, mit Federn und Mänteln von Marderfellen geschmückt waren, entgegen. Er wies ihnen die Quartiere an, und begab sich mit den Seinigen, um ihnen nicht beschwerlich zu fallen, in ein benachbartes Dorf. Den andern Morgen aber kam er wieder zu dem Generale, und fragete ihn, ob er sich bey ihm aufhalten, oder weiter marschiren wollte, damit er seine Anstalten darnach machen könnte? Cosaqui empfängt die Spanier.

\*) Ebenbas. II Cap.

y) Ebenbas. III Cap.

Soto. 1540. Soto antwortete, er wollte nach Cofaciqui gehen; und sich nirgend aufhalten, bevor er in diesem Lande gewesen wäre. Hierauf erwiderte der Cacique; es wäre solches von seinem Lande nur durch eine Wüste von sieben Tagereisen abgesondert; er böthe ihm dazu Lebensmittel und Kriegesleute an, und er dürfte nur befehlen, es sollte so gleich ausgerichtet werden. Der General nahm sein Anerbieten mit Vergnügen an, und innerhalb vier Tagen hatte man viertausend Mann zur Bedeckung des Heeres, und eine gleiche Anzahl zu Fortbringung der Lebensmittel und des Geräthes beysammen. Eine so große Menge Indianer machte, daß die Spanier mehr auf ihrer Hut stunden, als jemals, damit sie nicht von ihnen überfallen würden. Allein, diese dachten nicht daran, sondern sucheten ihre Freundschaft immer mehr und mehr zu gewinnen, damit sie sich desto besser an den Einwohnern in Cofaciqui rächen könnten, mit denen sie Krieg führten.

Empfiehlt  
seinem Feld-  
hauptmann,  
sich an Cofaci-  
qui zu rächen.

In dieser Absicht ließ auch der Cacique wenig Tage vor der Spanier Aufbrüche seinen obersten Feldhauptmann Patofa rufen, und empfahl ihm ernstlich, der Spanier Freundschaft zu erhalten, und unter deren Schutze sich an den Feinden ihres Landes zu rächen. Patofa, welcher von Natur wohl gebildet war, und in seinem Gesichte etwas großes zeigte, legete bey Erhaltung dieses Befehles seinen Mantel von Kafenellen ab, nahm einen Palmzweig, welchen ihm einer von seinen Bedienten nachtrug, und machte vor seinem Herrn viele Capriolen und Sprünge, mit so vieler Anmuth, daß er bewundert wurde. Darauf gieng er mit dem Palmzweige in der Hand zu seinem Cacique, machte ihm ein Compliment fast auf spanische Art, und versicherte ihn, daß er sein Leben in seinem Dienste aufopfern, und alles thun wollte, ihn an seinen Feinden auf eine ausnehmende Art zu rächen. Der Cacique wollte ihm dafür schon im Voraus seine Erkenntlichkeit bezeugen, und nahm einen Mantel von Marderfellen, den er trug, und die Spanier auf zweyttausend Ducaten schätzeten, von seinen Schultern, und hing ihn dem Patofa um, welches unter den Indianern eine der größten Ehre war, die ein Unterthan erhalten konnte z).

March der  
Truppen.

Cofaqui begleitete den General zwey Meilen; und befahl dem Patofa von neuem, den Spaniern zu gehorchen, und sich zu erinnern, daß er sich zu etwas großem anheischig gemacht hätte. Die Indianer und Spanier bildeten zwey abgesonderte Heere, und marchirten den ganzen Tag so, mit eines jeden Feldobersten an der Spitze, und dem Geräthe, nebst dem Trosse in der Mitte. Als die Nacht anbrach: so theilten die Indianer Lebensmittel unter die Spanier aus. Die beyden Heere lagerten sich, stellten Wachten aus, und hielten sich dergestalt auf ihrer Hut, als ob sie zwey feindliche Heere gewesen wären. Nach Verlaufe zweener Tage, kam man in guter Ordnung an eine Wüste, welche die Provinzen Cofaqui und Cofaciqui von einander absonderte. Die Spanier marschirten sechs Tage ohne große Beschwerlichkeit, durch diese Wüste, weil die Gehölze und die Wege leicht waren. Außer einigen Bächen giengen sie auch über zween sehr breite Flüsse, die aber nicht tief; jedoch so schnell waren, daß sie viele Pferde in eine Reihe zusammen kupeln mußten, um der Heftigkeit des Stromes zu widerstehen, und den Durchgang der Truppen zu erleichtern, welche sich nicht aufrecht erhalten konnten, wofern die Pferde nicht erst dessen Gewalt brachen. Den siebenten Tag zu Mittage befanden sie sich am Ende des Weges, dem sie bisher gefolget waren, und trafen nur Fußsteige an, die hier und da in den Wald hinein giengen, und sich fast eben so bald wieder verloren.

z) Ebendas. IV Cap.

Weil sie also nicht wußten, welchen Weg sie nehmen sollten: so fing der General an, <sup>Soto. 1540.</sup> einigen Argwohn wider die Wilden zu haben. Er sagete zum Patofa, er hätte sie unter dem Scheine der Freundschaft wollen umkommen lassen; es wäre nicht glaublich, daß unter den achttausend Indianern, die er führete, nicht ein einziger den Weg wissen sollte, da sie doch stets mit denen von Cosaciqui Krieg führten. Patofa antwortete, er wäre niemals so weit gekommen, und auch keiner von seinen Leuten; man könnte die Scharmügel, die unter ihnen vorfielen, keinen Krieg nennen; es schlugen sich nur einige Parteyen, die in der Wüste auf die Jagd und den Fischfang gegangen, wobey auf beyden Seiten einige blieben oder gefangen genommen würden; weil die von Cosaciqui beständig den Vortheil gehabt, so fürchteten sie sich vor ihnen, und hätten sich nicht unterstanden, in ihr Land zu gehen, daß also weder er, noch seine Leute wußten, wo sie wären; er bätche, man möchte andere Gedanken von ihnen fassen, als man von ihnen zu hegen sich merken ließe. Die Cosaquier wären zu keiner Niederträchtigkeit fähig; der Cacique und, er wären viel zu edel gesinnt, als daß sie eine so schändliche Verrätherey gegen sie begehen sollten; man könnte zur Versicherung dessen, was er sagete, so viel Geißel nehmen, als man wollte; und er böthe selbst seinen Kopf dar, nebst aller seiner Soldaten ihrem, welche sich blindlings für des Cacique und für ihre eigene Ehre aufopfern würden.

Sie wissen nicht, wo sie weiter hin sollen.

Soto wurde von dieser Rede gerühret und befürchtete, es möchte dieser Befehlshaber zu Bezeugung seiner Unschuld etwas vornehmen, welches einige Verdrießlichkeiten nach sich ziehen könnte. Er entschuldigte sich also, daß er ganz und gar nicht glaubete, als wenn sie die Spanier boshafter Weise irre geführt hätten, sondern iho vielmehr von dem Gegentheil überredet wäre. Man rief darauf den Indianer, den man aus Apalache mitgenommen, und der sie bisher so sicher geführt hatte, sich aber auch iho nicht weiter zu helfen wußte, und sich damit entschuldigte, daß er lange nicht nach Cosaciqui gekommen wäre. Sie mußten also ihren Marsch auf gut Glück fortsetzen, und kamen gegen Abend bey einem großen Flusse an, worüber keine Fuhr war. Man hatte nichts zum Uebersehen, und die Lebensmittel aufgezehret, welches denn ihr Uebel verdoppelte, daß sie die Nacht in großer Bestürzung zubrachten. Mit Anbruche des Tages versprach ihnen der General, er wollte nicht eher weiter marschiren, als bis man einen Weg ausfindig gemacht hätte. Er befohl also den Hauptleuten Gusman, Vasconcello, Aniasco und Tinoco, es sollte ein jeder mit seinen Leuten auf Erkundigung ausgehen, einige an dem Flusse hinauf, die andern hinunter, alle aber eine Meile weit in das Land hinein, und innerhalb fünf Tagen wieder zurück kommen, und Bericht abstatten, was sie entdeckt hätten. Aniasco gieng mit dem indianischen Feldhauptmanne und dem indianischen Begleiter, nebst tausend Indianern den Fluß hinan. Die andern Hauptleute hatten eben so viel bey sich, damit sie sich desto besser ausbreiten könnten. Indessen stund Soto am Ufer des Flusses großen Hunger aus, und aß mit seinen Leuten ordentlicher Weise nur dasjenige, was ihm die Indianer brachten. Diese giengen des Morgens aus, Lebensmittel zu suchen, und kamen des Abends mit Kräutern, Wurzeln, Vögeln, Fischen, kurz, was sie nur eßbares finden konnten, wieder zurück, welches sie denn treulich mittheilten. Weil aber der General wohl sah, daß dieses nicht zureichen würde: so ließ er einige Schweine schlachten, wovon jeder Spanier ein halb Pfund, und die Indianer auch ihr Antheil bekamen a).

Man schicket einige auf Entdeckungen aus.

a) Ebenas. V und VI Cap.

Soto. 1540. Den fünften Tag, da das Heer in der Wüste marschirete, lief einer von denen Indianern, welche für die Lebensmittel sorgen mußten, davon. Patofa, welcher Nachricht davon erhielt, ließ ihm nachsehen. Man bekam ihn wieder, und brachte ihn gebunden vor den Feldhauptmann, welcher ihm seine That verwies, und solche an ihm, andern zum Beyspiele, nachdrücklich bestrafen wollte. Er ließ ihn also an einen Bach führen, und viele Spigruthen eines Armes lang bringen. Man mußte das Wasser trübe machen, und er befahl dem Missethäter, sich hinein zu legen, und es auszusaufen. Viere von den stärksten Indianern hatten Befehl, die Ruthen zu nehmen, und aus vollen Kräften auf ihn zu hauen, wenn er zu saufen aufhörete. Der arme Mensch soff, so viel er konnte. Wenn er aber Athem hoblete, so gab man ihm so viel Streiche, daß man ihn zwang, fortzufahren. Er würde sich haben zu Tode saufen müssen, wofern ihm nicht noch die Vorbitte des Generales zu Statten gekommen wäre, die er für ihn beim Patofa einlegete b).

Erfolg, der auf Entdeckung ausgeschickten Hauptleute.

Hatten aber die im Lager Hunger auszustehen: so litten die auf Entdeckung ausgeschickten Befehlshaber noch mehr. In den fünf Tagen brachten sie drey ohne Essen zu. Sie waren auch in ihren Entdeckungen nicht glücklich, außer Aniasco, welcher ein Dorf an dem Ufer des Flusses antraf. Es befanden sich nicht viel Leute darinnen, aber desto mehr Vorrath an Lebensmitteln. Die Leute des Patofa und Aniasco waren darüber sehr erfreut, und stiegen auf die höchsten Häuser, da sie denn diesseits und jenseits des Flusses viele Wohnplätze sahen. Sie schicketen um Mitternacht vier Reiter an den General, ihm von dem, was sie gefunden, Meldung zu thun, und zur Versicherung dessen, was sie sageten, mußten sie Hülsen von dem groben Hirse und Rühhörner mitnehmen. Bis hieher hatten sie noch keine Kühe in Florida gesehen, ob sie gleich frisch Fleisch davon gefunden; und die Indianer hatten ihnen nicht sagen wollen, wo sie solches herbekämen. Man vernahm noch in eben der Nacht, daß dieses Dorf schon zu der Provinz Cofaciqui gehörte. Des Patofa Leute fielen daher so gleich über die Einwohner her, und tödteten ohne Ansehung des Alters und Geschlechtes alles, was sie bekommen konnten, und nahmen die Köpfe davon mit, um sie ihrem Cacique zum Beweise ihrer Rache an seinen Feinden zu bringen. Sie plünderten den Tempel, woselbst die Reichthümer des Ortes waren, und verwüstheten alles. Diese Unordnung dauerte bis an den Morgen. Da aber Aniasco und Patofa besürchteten, es möchten sich die Einwohner der benachbarten Dörter versammeln, und sie überfallen, wenn sie länger da blieben: so brachen sie gegen Mittag auf, um wieder zu dem Generale zu stoßen c).

Ankunft des Generales in Cofaciqui.

Dieser brach auf die erhaltene Nachricht von des Aniasco Entdeckung ebenfalls so gleich auf; und der Hunger trieb sie so geschwind fort, daß sie in anderthalb Tagen zwölf Meilen zurück legeten, und in dem Orte ankamen, wo der gemeldete Vorrath war. Sie erquicketen sich daselbst sieben Tage lang; und unter der Zeit kamen auch die andern ausgeschickten Hauptleute, ganz verhungert und abgemattet, wiederum zurück, ohne daß sie etwas entdecket, oder einen Indianer gefangen hatten. Inzwischen breitete sich Patofa mit seinen Leuten vier Meilen umher aus, tödtete ohne Unterschied Männer und Weiber, verheerete und plünderte alles, wo er nur hinkommen konnte. Der General, welcher besürchtete, es möchten diese Wilden ihre Rache noch weiter treiben, und solches seinen Absichten schädlich werden, ließ den Patofa bitten, seinen Völkern Einhalt zu thun. Er gehorchte.

b) Ebendas. VII Cap.

c) Ebendas. VIII Cap.



horchete, und bey seiner Zurückkunft beschenkte ihn der General, dankete ihm für seine guten Dienste, und bath ihn, nicht weiter zu gehen, sondern zu seinem Cacique zurück zu kehren, und ihm auch einige Geschenke von dem Generale zu überbringen. Patofa, welcher Ehre genug erworben, und seinen Herrn sattfam gerächet zu haben, glaubete, kehrete mit Vergnügen wieder nach Hause. Der General blieb noch zweyen Tage in dem Lager, und marschirte darauf längst dem Flusse weiter; wo er sich nach Verlaufe dreyer Tage an einem Orte lagerte, der voller Maulbeerbäume und anderer fruchtbaren Bäume stand.

Soto. 1540.

Nachdem man das Lager daselbst geschlagen: so befahl er Aniasco, er sollte mit dreyszig Mann zu Fuße, den Weg, den man bisher gehalten, weiter fortgehen, und versuchen, ob er etliche Indianer einbringen könnte, damit man einige Kenntniß von dem Lande und dessen Cacique erhielte. Er empfahl ihm auch, alles sorgfältig anzumerken, damit das Heer desto sicherer marschiren könnte, und verließ sich übrigens auf seine Einsicht, seine Klugheit und sein Glück. Aniasco gieng mit seinen Leuten kurz vor der Nacht in der Stille aus dem Lager ab. Nach zweyen Meilen ungefähr hörten sie ein verwirrtes Geräusch, als aus einem Dorfe. Sie setzten ihren Marsch weiter fort, und das Getöse wurde deutlicher, so daß sie schließen konnten, sie müßten nicht weit mehr von einem Flecken seyn. Sie schicketen sich also an, einige Indianer zu fangen, und schlichen sich in aller Stille um die Wette, gerade nach dem Dorfe. Sie sahen es auch bald, aber jenseits des Flusses. Weil sie nun keine Uebersuhrt finden konnten, wie sehr sie auch sucheten: so kehrten sie wieder um und kamen noch vor Tage zu dem Generale. Auf ihren Bericht, nahm Soto, so bald die Sonne aufgieng, hundert Reiter und eben so viel Mann zu Fuße, um den Flecken zu erkundtschaften. Als er dahin kam, wo die Schiffe über zu fahren pflegen: so riefen Ortis und der indianische Wegweiser den Einwohnern zu: man käme, mit ihrem Cacique ein Bündniß zu schließen, und die Leute, die sie sahen, wären von dem Besolge des Abgesandten. Die Wilden erstauneten über das, was sie hörten und sahen, und eilten geschwind wieder in den Flecken; die Nachricht zu überbringen d).

Entdeckung  
des Landes.

Sechs der vornehmsten Indianer des Ortes setzten sich darauf mit einigen andern in ein Fahrzeug, und giengen an das andere Ufer. Als sie vor den General kamen: so wandten sie sich erst gegen Morgen, und bezeugeten der Sonne ihre Ehrerbietung, darauf gegen Abend, dem Monde und hernach erst beugeten sie sich vor dem Soto, der mit vieler Ernsthaftigkeit auf einem Stuhle saß, welchen man stets für ihn bereit hielt, und überall mitnahm, damit er die Gesandten gehörig empfangen könnte, die man etwan an ihn abschicken möchte. Sie frageten ihn nach der Gewohnheit des Landes, ob er Krieg oder Frieden wollte; und er antwortete ihnen, Frieden und ihr Bündniß, nebst Fahrzeugen, über den Fluß zu gehen. Er bath sie, ihm den Durchzug durch ihre Länder zu verstatten, und Lebensmittel zu geben, damit er weiter gehen könnte. Die Indianer erwiderten, sie nähmen den Frieden an: sie setzten aber hinzu, es wären nicht viel Lebensmittel im Lande, weil ein Sterben unter ihnen gewesen, da sich viele in die Wälder begeben und nicht gesäet hätten. Doch wollten sie thun, was sie könnten; sie hätten eine junge Frauensperson zu ihrer Gebietherinn, die eben so klug, als großmüthig wäre, welcher sie Bericht abstatten, und ihm ihre Antwort wieder melden wollten. Sie begaben sich dar-

Abgeschickte  
aus demselben.

d) Ebendaf. IX Cap.

Soto. 1540. auf wieder nach ihrem Orte, und meldeten ihrer Prinzessin, was ihnen war aufgetragen worden.

Aufführung  
der Frau von  
Cofaciqui.

Raum hatte sie solches gehört, so befahl sie, ihr ein Fahrzeug fertig zu halten, in welchem sie nebst acht ihrer vornehmsten Frauenspersonen auf das schönste geschmückt, im Gefolge der vorigen sechs Indianer in einem andern Schiffe, hinüber zu dem Generale fuhr. Sie bestätigte ihm, was ihre Gesandten gefaget hatten: doch both sie ihm die Hälfte von denen Lebensmitteln an, die sie in ihren Vorrathshäusern hätte; sie wollte auch zur Einquartierung seiner Leute alle Anstalten machen; und morgen sollten Flöße und Fahrzeuge zu Ueberführung derselben in Bereitschaft seyn e). Indem sie also mit dem Generale redete: so reihte sie eine Schnur großer Perlen, die ihr drey mal um den Hals, und bis hinunter auf den Gürtel gieng, eine nach der andern ab, und machte dem Ortis ein Zeichen, er sollte sie nehmen und dem Generale geben. Weil ihr solcher aber meldete, sie würden noch einmal so schön seyn, wenn sie selbst ihm solche überreichte: so antwortete sie, die Sittsamkeit ihres Geschlechtes verböthe ihr solche Freyheit. Soto, welcher sich das, was sie sagete, erklären lassen, sagete: ihre Hand würde wirklich den Werth des Geschenkes erhöhen; und da es ein Zeichen des Friedens seyn sollte, so wäre es nicht wider den Wohlstand, noch wider die Ehre ihres Geschlechtes. Dieses machte sie denn so dreust, daß sie ihre Perlen dem Generale mit einer besondern Annehmlichkeit überreichte; welcher denn zugleich einen schönen Rubin von seinem Finger zog und ihr ansteckte. Die Spanier, schreibt Garcilasso, waren voller Bewunderung über sie, und von ihrer Schönheit und ihrem Verstande vergeistert eingenommen, daß sie sich auch nicht einmal nach ihrem Namen erkundigten.

Das Heer  
geht über den  
Fluß.

Man machte darauf alle Anstalten zu der Ueberfahrt über den Fluß, welchen die Matrosen für eben denjenigen hielten, der an der Küste St. Helena heißt. Die Indianer machten eine so große Anzahl Flöße, und brachten so viele Fahrzeuge herbey, daß man den andern Tag bey guter Zeit hinüber kam. Jedoch erfossen den Spaniern dabey einige Pferde, weil sie gar zu sehr eileten. Die vornehmsten wurden in den Flecken verlegt, und für die andern außerhalb demselben Hütten von Baumzweigen gemacht f).

Man schicket  
zu der Mutter  
der Frau von  
Cofaciqui.

Den Morgen darauf erkundigte sich Soto sorgfältig nach der Beschaffenheit der Provinz Cofaciqui, und erfuhr, daß das Erdreich sehr gut zum Feldbaue, und zur Viehzucht wäre. Er vernahm über dieses, daß die Mutter der Frau des Landes eine Witwe wäre, und zwölf Ketten von dem Orte lebete. Ihre Tochter ließ sie, auf Ansuchen des Generales, durch zwölf von den vornehmsten Indianern zu sich bitten. Allein, sie wollte nicht kommen, beschuldigte ihre Tochter einer Leichtsinigkeit, und bezeugete viel Verachtung gegen die Spanier. Auf diese Nachricht befahl der General dem Anasco, er sollte mit dreyßig Mann zu Fuße längst dem Flusse hinunter nach dem Orte gehen, wo sie sich aufhielte, und sie mit aller Freundlichkeit in das Lager zu bringen suchen. Die Frau von Cofaciqui gab ihm zum Wegweiser einen jungen Indianer von vornehmerm Stande mit, der von einigen Bedienten begleitet wurde. Sie hatte ihm aufgetragen, er sollte, wenn sie bald an Ort und Stelle wären, vorausgehen, und ihrer Mutter die Ankunft der Spanier melden, auch sie ersuchen, freywillig mit ins Lager zu kommen, wo sie alle Ehre und alles Vergnügen haben würde. Dieser junge Herr sah wohl aus, und besaß viel Geschicklichkeit. Er war von

e) Ebendas. X Cap.

f) Ebendas. XI Cap.

der Mutter der Frau von Cofaciqui erzogen worden, und deswegen bey ihr sehr in Gnaden, daß man daher hoffen konnte, er würde sie den Spaniern geneigter machen; zumal da er selbst deren Freundschaft zu gewinnen suchete, und ein Vergnügen bezeugete, ihnen zu dienen g).

Soto. 1540.

Nachdem Aniasco und seine Gefährten ungefähr drey Meilen bey der größten Sonnenhitze marschiret waren: so ruheten sie sich unter großen Bäumen ein wenig aus. Hier fing der junge indianische Herr, welcher sie bisher auf eine angenehme Art von Cofaciqui und dessen benachbarten Ländern unterhalten hatte, auf einmal an, in tiefe Gedanken zu gerathen, stützte seinen Kopf auf den Arm, und seufzte von einer Zeit zur andern. Man wollte ihn aber nicht um die Ursache seiner Bekümmerniß befragen, damit man ihn nicht noch mehr kränketete. Er hörte auch bald ein wenig auf zu seufzen, nahm seinen Köcher, und zog einen Pfeil nach dem andern heraus. Sie waren überaus schön; weil die vornehmsten Floridauer darinnen eine Ehre suchen, und sie ihnen mit zum Puse dienen. Die Spanier betrachteten sie, und lobeten sie. Unterdessen aber zog der Indianer, da er merkte, daß man nicht Acht auf ihn hatte, ganz sacht einen heraus, dessen Spitze von einem Feuersteine, und gleich einem Dolche war. Er stieß ihn sich in den Hals, ehe es jemand wahrnahm, und fiel todt darnieder. Die Spanier erschrocken über diesen Zufall, und ärgerten sich, daß sie solchem nicht hatten vorbeugen können. Sie riefen seine Leute, und frageten sie, was ihn doch zu diesem Selbstmorde könnte bewogen haben. Sie antworteten, sie glaubeten, er hätte gedacht, der Dienst, welchen er den Spaniern erwiesen, würde der Frau sehr unangenehm seyn, zu der er sie führte; es stünde zu glauben, daß sie sich sehr darüber ärgern würde, weil sie nicht gleich auf das erstemal gekommen wäre; und er erkennete also die Liebe sehr schlecht, die sie für ihn gehabt; dabey hätte er sich aber auch eingebildet, daß er bey ihrer Tochter in Ungnade gerathen würde, wenn er das nicht thäte, was sie ihm aufgetragen hätte; und da er also gesehen, daß er entweder der Mutter oder der Tochter misfallen müßte, so hätte er lieber den Tod erwählet.

Tod eines indianisch. Herrn

Die Spanier fanden diese Muthmaßungen wahrscheinlich, und setzten ihre Reise Rückkunft der Frau aufhielt, und wie weit es noch dahin wäre. Sie gestunden ihnen aber aufrichtig: ihr Herr allein hätte solches nur gewußt: doch wollten sie sich bemühen, solche ausständig zu machen. Man marschirete also noch vier Meilen weiter, und fing einen Indianer nebst dreyen Weibespersonen, die ihnen sagen sollten, wo sich die Mutter der Frau von Cofaciqui aufhielt. Allein, diese wußten wohl, daß sie ihren gewöhnlichen Aufenthalt verlassen hatte, nicht aber, wo sie ist anzutreffen wäre: gleichwohl meyneten sie, es müßte solche in der Nähe seyn. Die Spanier, welche sich eben keiner unnöthigen Gefahr aussetzen wollten, und glaubeten, daß ihnen diese Frau, die so viel Abneigung gegen sie bezeugete, doch nicht viel nützen würde, hielten es für das Beste, daß sie wieder zurück kehreten. Drey Tage darnach erboth sich ein Indianer, er wolle sie zu Wasser dahin führen. Aniasco fuhr mit zwanzig Mann auf zweyen Fahrzeugen ab, kam aber nach sechs Tagen, und vielen ausgestandenen Beschwerlichkeiten eben so fruchtlos wieder, weil sich die Frau in einen Wald begeben, woraus man sie schwerlich bringen konnte, so bald sie erfahren, daß die Spanier sie von neuem sucheten h)

Rückkunft der Abgeschickten.

Wäh.

g) Ebenbas. XII Cap.

h) Ebenbas. XIII Cap.

Soto. 1540.

Metall, das man in Cosaciqui findet.

Während der Reise des Anasco erkundigten sich die andern Spanier, welche insgesammt hoffeten, in Cosaciqui ihr Glück zu machen, sorgfältig nach denen Reichthümern, die man darinnen anträfe. Der General ließ die beyden jungen Indianer rufen, die man ihm in Apalache zugeführt hatte. Er schickete sie nach der Frau von Cosaciqui, und ließ sie ersuchen, sie möchte doch Perlen nebst dem gelben und weißen Metalle bringen lassen, welches die Kaufleute eingetauschet, denen sie gedienet hatten. Sie ließ auch so gleich solches Metall aufsuchen, und man brachte Kupfer von einer starken Goldfarbe, nebst gewissen weißen Tafeln, wie Silber, eine Elle lang und breit, drey bis vier Finger dick, und insgesammt sehr leicht. Wenn man sie aber rieb: so wurden sie, wie ein sehr trockener Erdflos, zu Staube. Dabey ließ sie den Spaniern sagen, es fänden sich zu Ende des Fleckens in einem Tempel, wo man die vornehmsten Einwohner begräbe, allerhand Arten von Perlen im Ueberflusse: sie könnten so viele davon nehmen, als sie wollten: wenn sie daran noch nicht genug hätten, so würden sie eine Meile davon in dem Hauptorte des Landes, wo sich ihre Vorfahren aufgehalten, einen andern Tempel antreffen, worinnen sie gleichfalls eine große Menge derselben sehen würden: sie überließe solche ihrer Willkühr; und über dieses könnten sie auch viele durch die Fischerey im Lande bekommen. Diese Nachricht tröstete die Spanier noch über ihre fehlgeschlagene Hoffnung, Gold und Silber zu finden: jedoch glaubeten auch einige, es müßte in dem Kupfer viel Gold stecken: sie konnten es aber nicht probiren d).

Tempel, worinnen man die vornehmsten Einwohner begräbt.

Da man von dem Reichthume des Tempels wußte, worinnen die vornehmsten Einwohner begraben wurden: so ließ man solchen so gleich bewachen; und nach des Anascos Zurückkunft begab sich der General mit seinen vornehmsten Hauptleuten dahin. Sie fanden in diesem Tempel große hölzerne Kisten, woran nur die Schloßer fehlten. Es stunden solche an den Mauern herum auf Bänken, zween Fuß hoch von der Erde, und hielten die so gut einbalsamirten Leichen in sich, daß sie nicht rochen. Außer diesen großen Kisten fanden sich auch noch einige kleinere und sehr hübsch gemachte Körbe von Schilf dafelbst. Diese leßtern Kisten waren voller Maans- und Frauenskleider, und die Körbe mit allerhand Perlen angefüllt. Die Spanier freueten sich über so viele Reichthümer; denn es waren mehr als tausend Maas Perlen da. Sie wogen zwanzig Maas davon, und nahmen nur in allem zwey Maas mit eben so viel Perlsaamen, die sie nach Havana schicketen. Der General wollte nicht, daß man sich viel damit belästigen sollte; und er hätte auch die übrigen wieder in die Körbe legen lassen, wenn man ihn nicht gebethen hätte, solche auszuhäulen. Er gab also den Soldaten ganze Hände voll, mit dem Befehle, Rosenkränze daraus zu machen, wozu sie dienlich waren.

Hauptort Talameco.

Dieser Schatz machte sie begierig, auch den in dem Hauptorte des Landes zu sehen, wo die Caciquen selbst begraben wären. Soto nahm also zwey Tage darnach drehundert Mann von seinen vornehmsten Truppen, und gieng damit nach diesem Orte, welcher Talameco hieß. Der Weg von dem Lager bis dahin, war mit Bäumen bedeckt, wovon ein Theil Früchte trug; und es schien, man spazierete in einem Baumgarten. Sie kamen also mit Vergnügen dafelbst an, fanden ihn aber, wegen des Sterbens, verlassen. Talameco war ein schöner Ort, und zeigte genugsam, daß er der Sitz der Caciquen gewesen. Er lag auf einer kleinen Anhöhe bey dem Flusse, und bestund aus fünfhundert wohlgebautes

baucten Häusern. Der Herren ihres erhob sich über die Stadt, und ward schon von weitem gesehen. Es war auch viel größer, viel stärker, und viel angenehmer, als die andern. Gerade demselben gegen über lag der Tempel, worinnen die Särge der Caciquen stunden. Er war voller Reichthümer, und auf eine prächtige Art gebauet *k*). Der General aber ließ nichts davon nehmen, sondern begnügete sich nur, sie gesehen zu haben, und kehrte wieder nach seinem Lager zurück *l*).

Soto. 1540.

So bald; er daselbst angekommen, zog er von den benachbarten Ländern Erkundigung ein; und nachdem man ihn versichert hatte, daß sie fruchtbar und bevölkert wären: so befahl er seinen Leuten, sich marschfertig zu halten, und nahm Abschied von der Frau von Cofaciqui. Weil sie aber nicht Lebensmittel genug hatten: so mußten sie sich theilen; und drey von den Hauptleuten mit zweyhundert Mann zu Fuße und hundert zu Pferde zwölf Meilen in das Land hinein, an der Seite des Weges nach Chovala, wo man hinarmschiren wollte, gehen, um daselbst aus einem Flecken groben Hirse zu hohlen, und damit wieder zu dem Heere zu stoßen.

Abreise aus Cofaciqui.

Diese Hauptleute brachen so gleich auf; und der General nahm den Weg, den er beschloffen hatte. Er kam innerhalb acht Tagen nach Chovala, welches an die Provinz Cofaciqui gränzet, und die Hauptleute in den Flecken, wo sie die Hirse hohlen sollten. Sie fanden daselbst einen großen Vorrath davon, und nahmen so viel, als sie nöthig zu haben glaubeten. Sie eilten, um wieder zu dem Generale zu stoßen; und weil einige befürchteten, unterwegs Mangel zu leiden, indem sie nicht wußten, wie weit sie von ihm entfernt waren: so marschireten sie geschwinder, als es die Hauptleute, wegen einiger franker Pferde, zugeben wollten. Hierüber wäre es beynahe zu einiger Meuterey gekommen, die aber noch glücklich beygelegt wurde; und sie erreichten endlich den General, welcher seit zween Tagen in einem Thale der Provinz Chovala ihrer erwartete, welches auf dem Wege, den sie genommen hatten, fünf Meilen entfernt war. Sie marschireten fast beständig durch ein ebenes Land dahin, welches alle drey bis vier Meilen von kleinen Flüssen durchschnitten wurde. Sie trafen auch einige Berge mit sehr angenehmen Abhängen und voller schönen Viehweiden an. Uebrigens war der Weg von Apalache bis nach Chovala ungefähr sieben und funfzig Tagereisen, und fast immer gegen Norden oder Nordost. Es war merkwürdig, daß sie in denen Dörfern, welche unter der Frau von Cofaciqui stunden, viele indianische Slaven aus andern Ländern antrafen, welche diejenigen, die auf die Jagd und Fischerey giengen, zu Gefangenen machten. Diese Slaven dienten zum Feldbaue, und man hatte sie sehr gemishandelt, damit sie nicht entfliehen sollten. Denn einigen waren die Sehnen an der Kniekehle, und andern über der Ferse zerschnitten *m*).

Vorfälle auf dem Marsche nach Chovala.

Die Spanier hielten sich vierzehn Tage in dem Hauptorte Chovala auf, welcher zwischen einem Flecken und einem sehr schnellen Strome lag. Sie wurden daselbst sehr wohl aufgenommen; weil die Provinz unter der Frau von Cofaciqui stand. Sie brachen darnach auf, und marschireten den ersten Tag durch besäete Felder; die fünf andern aber durch unbewohnte Gebirge, welche voller Eichen, Maulbeerbäume, und schönen Viehweiden waren. Die Frau von Cofaciqui hatte es nicht dabey bewenden lassen, daß sie den

Großmuth der Frau von Cofaciqui.

Rff 2

*k*) Die Beschreibung desselben wird unten in dem IX Abschnitte von den Sitten und Gebräuchen der Floridaner vorkommen.

*l*) Ebendas. XV Cap.

*m*) Ebendas. XVII Cap.



Soto. 1540.

Spaniern Wegweiser bis nach Chovala mit gegeben; sondern auch den Einwohnern dieser Provinz befohlen, ihnen so viel Lebensmittel zu schaffen, als sie verlangten, und ihnen so gar Indianer zu geben, die ihnen die zwanzig Meilen über dienen sollten, welche sie durch die Gebirge marschiren mußten, ehe sie nach Guachule kamen. Damit auch alles desto ordentlicher zugieng: so ließ sie die zum Dienste bestimmten Indianer von vier der vornehmsten des Landes führen, denen sie noch über dieses anbefohlen hatte, sie sollten, so bald sie in das Land Guachule kämen, als ihre Gesandten, voraus gehen, und den Cacique desselben ersuchen, die Spanier in seinen Staaten günstig aufzunehmen, und wosern er sich dessen weigerte, ihm den Krieg von ihr anzukündigen. Der General wußte hiervon nichts, und erfuhr solches erst, da man aus den Gebirgen heraus war, und die vier Indianer um Erlaubniß bey ihm anhielten, voraus zu gehen, und ihre Bottschaft auszurichten *n*).

Begebenheit  
der Truppen  
in der Wüste.

Den Tag, da die Truppen aus Chovala ausmarschirten, vermisseten sie drey Sclaven, wovon zween Negern, und der dritte ein Maur war. Die Liebe zu den Weibespersonen hatte sie vielmehr, als eine übele Begegnung, bewogen, davon zu laufen, und unter den Indianern zu bleiben, welche so vergnügt darüber waren, sie bey sich zu haben, daß man sie niemals wieder finden konnte, wie viel Mühe man sich auch gab. Zween Tage nach dieser Flucht, da die Truppen durch die Wüste marschirten, wurde einer von den stärksten Soldaten, Juan Terron, des vielen Tragens überdrüssig; und weil er seinen Ranzen unnöthiger Weise beschweret zu haben glaubete: so nahm er ungefähr sechs Pfund Perlen heraus, und bath einen seiner Freunde unter den Reitern, er sollte sie nehmen. Da sich solcher dafür bedankete, und ihm rieth, er möchte sie doch selbst behalten, oder mit nach Havana schicken, um sich Pferde dafür zu kaufen, damit er nicht mehr zu Fuße gehen dürste: so wurde Terron dadurch so aufgebracht, daß er sagete: sie sollen nicht weiter gehen. Darauf streuete er sie so gleich umher in das Gras und Gebüsche auf beyden Seiten. Man erstaunete über diese Narrheit. Denn die Perlen waren so groß, wie Nüsse, und hatten ein sehr schönes Wasser. Weil sie auch noch nicht geböhret waren: so schätzete man sie über sechstausend Ducaten am Werthe, und las ungefähr noch dreyßig davon wieder auf, die den Verlust der andern desto mehr bedauern ließen *o*).

Der

*n*) Ebendaf. XVIII Cap.

*o*) Ebendaf. XIX Cap.

## Aufnahme der Spanier in verschiedenen Provinzen von Florida.

Wie die Caciquen von Guachule und Ichi sie aufnehmen. Art der Indianer, die Perlen aus der Muschel zu bringen. Aufnahme der Spanier in Acoste und Coza. Höflichkeit des Cacique Coza. Abmarsch der Truppen. Aufnahme des Generales von Escaluzja. Verstellte Freundschaft desselben. Man kömmt nach Mauvila. Beschreibung dieses Ortes. Entdeckung einer Verrätherey in Mauvila. Entschließung

gen des Rathes des Cacique. Gefecht bey Mauvila. Verzweiflung eines Indianers. Zustand der Spanier nach dem Gefechte. Verlust der Indianer. Bezeugen der Truppen nach dem Gefechte. Absichten des Generales. Meuterey einiger Soldaten. Eintritt der Spanier in Chicaza. Sie gehen über den Fluß. Gefecht bey Chicaza. Erfindung wider die Kälte.

Da die Spanier durch die Wüste waren: so rücketen sie in den Hauptort von Guachule ein, welcher zwischen vielen Bächen lag, die von den umherliegenden Bergen kommen, und die Stadt auf allen Seiten umgeben. Der Cacique dieses Landes kam, in Begleitung von fünf hundert, nach ihrer Art, herlich geschmückten Indianern, dem Generale auf eine halbe Meile entgegen, und führte ihn mit vielen Freundschaftsbezeugungen in seinen Flecken, der aus dreyhundert Feuerstätten bestand. Er versah die Spanier, auf die Empfehlung der Frau von Cosaciqui, mit allen Nothwendigkeiten; und der General hielt sich vier Tage lang bey ihm auf.

Aufnahme von dem Cacique zu Guachule,

Darauf nahm er seinen Marsch nach der Provinz Iciaba, oder Ichi, und kam, da er alle Tage fünf Meilen marschirete, den sechsten in dem Hauptorte derselben an. Um dahin zu gelangen, gieng er an vielen Bächen längst hinunter, die von Guachule kommen, sich in einiger Entfernung von da mit einander vereinigen, und einen so mächtigen Fluß machen, daß er in der Provinz Iciaba, welche von der andern dreyßig Meilen entfernt liegt, größer ist, als der Guadalquivir bey Sevilla. Der Hauptort in Iciaba gleiches Namens, liegt an der Spitze einer Insel von mehr als fünf Meilen im Umfange. Der Cacique derselben gieng dem Generale bey seiner Annäherung entgegen, und ließ ihn mit vielen Freundschaftsbezeugungen empfangen. Man bewirthete die Spanier auf das Beste, und bemühet sich, ihnen allen guten Willen zu erweisen. Der General erkundigte sich, nach seiner Gewohnheit, was man in dem Lande besonders finde; und der Cacique meldete ihm, dreyßig Meilen von seinem Orte fänden sich Bergwerke von dem gelben Metalle, wornach er fragete; und wenn er Leute dahin schicken wollte, so wollte er sie sicher hin und wieder her führen lassen. Villalobos und Silvera erbothen sich, diese Reise zu thun, und giengen, auf des Generales Einwilligung, auch so gleich mit einigen indianischen Begweiser ab p).

und dem zu Ichi.

Den andern Morgen besuchete der Cacique den General, und gab ihm eine Schnur Perlen, ungefähr zwey Klafter lang. Dieses Geschenk hätte ohne Zweifel für schön gehalten werden, wenn die Perlen nicht gebohret gewesen wären. Denn sie waren insgesammt gleich, und so groß, wie die Nüsse. Soto gab ihm zur Erkenntlichkeit dafür einige Stücklein Sammet und Tuch, welche von den Indianern besonders hoch geschätzt wurden. Er fragete ihn, wo die Perlen gefischt würden, und vernahm zur Antwort, daß es

Art der Indianer, die Perlen aus den Muscheln zu bringen.

Soto. 1540. in seiner Provinz geschähe; es befände sich in dem Tempel zu Jciaba, wo seine Vorfahren begraben wären, deren eine große Anzahl, und man möchte so viel davon nehmen, als man wollte. Der General wollte sich dieser Anerbietung nicht zu Nuße machen, sondern erkundigte sich bloß, wie sie die Perlen aus den Schalen bekämen. Das sollte er morgen selbst sehen, antwortete ihm der Cacique, und befahl darauf so gleich, es sollten vier Fahrzeuge auf die Perlenfischeren ausgehen, und gegen Morgen zurück kommen. Unterdessen ließ er viel Holz am Ufer verbrennen, und ein großes Kohlf Feuer machen, worauf man bey der Zurückkunft der Fahrzeuge die Muscheln legete, welche sich denn von der Hitze eröffneten. Man traf bey der Eröffnung der ersten zehn oder zwölf Perlen von der Größe einer Erbse an, die man dem Cacique und dem Generale brachte, welche mit zu sehen, und sie sehr schön fanden, nur das ihnen daß Feuer etwas von ihrem Glanze entzogen hatte. Bald nach der Tafel brachte ihm ein Soldat, der von denen Muscheln gegessen, welche die Indianer gefischt hatten, eine sehr schöne Perl von einer lebhaften Farbe, die er unter dem Essen zwischen die Zähne bekommen hatte, und von den Kennern auf vier hundert Ducaten geschätzt wurde, weil sie nichts von ihrem Glanze durch das Feuer verloren hatte.

Einige Tage darnach kamen diejenigen, die auf Entdeckung ausgegangen waren, zurück, und berichteten, die Bergwerke wären Kupfer von einer sehr hohen Farbe; wenn man sorgfältig suchete, so würde man vermuthlich auch Gold und Silber antreffen; übrigens wäre das Land, wodurch sie gegangen wären, gut zur Viehzucht und zum Felbbau; in denen Flecken, wo sie durchgegangen, hätte man sie gut aufgenommen, und so gar alle Nacht, nachdem man sie gut bewirthe gehalten, ein Paar hübsche, junge, artige Mägden geschickt, bey ihnen zu schlafen: sie hätten sie aber nicht angerühret, aus Furcht, die Indianer möchten sich den andern Morgen dafür rächen q).

Aufnahme der  
Spanier in A-  
coste

Den folgenden Tag nach ihrer Zurückkunft brach man von Jciaba auf, und marschirte längst der Insel hin. Fünf Meilen von da, wo sich der Fluß dieses Landes mit dem Flusse desjenigen vereinigt, in welches man kam, trafen sie den Hauptort von Acoste gleiches Namens an. Der Cacique desselben empfing sie anfänglich ganz anders, als seine Nachbarn. Denn als sie in Acoste einrücketen: so hatte er über funfzehnhundert Mann in den Waffen, lauter herzhafte und streitbare Mannschafft, welche den ganzen Tag in den Waffen blieben, und den Spaniern mit so vielem Stelze und Uebermuth begegneten, daß man vielmal bereit war, handgemein zu werden: der General aber hinderte es, damit man den Frieden nicht bräche, den man seit dem Ausmarsche aus Apalache beobachtet hätte. Man gehorchete, und blieb die ganze Nacht im Gewehre, so wie auch die Wilden, welche den Morgen höflicher, und nicht mehr so mißtrauisch waren. Der Cacique kam in Begleitung seiner vornehmsten Unterthanen, und both den Spaniern, auf eine verbindliche Art, grobe Hirse an, welche sie annahmen, und sogleich über den Fluß und aus dem Lande giengen, auch froh waren, daß es noch ohne Streit abgelassen.

und Coza.

Sie rücketen in die Provinz Coza, deren Einwohner sie geneigt aufnahmen, und ihnen von einem Flecken zum andern Wegweiser gaben. Coza ist eine Provinz von hundert Meilen quer hindurch. Das Erdreich derselben ist gut, und das Land sehr bevölkert. Denn die Spanier giengen in einem einzigen Tage, ohne die Dörfer auf beyden Seiten ihres Weges zu rechnen, durch zehn oder zwölf kleine Flecken, deren Einwohner ihnen alle

q) Am angef. Orte II Cap.

alle Freundschaft erwiesen, und sie von einem Orte zum andern, ihren ganzen Marsch über, Soto. 1540.  
begleiteten, welcher vier bis fünf Meilen in einem Tage war. Der Cacique, welcher an dem andern Ende der Provinz seinen Sitz hatte, schickete alle Tage zu dem Generale, und ließ ihn wegen seiner Ankunft bewillkommen, und ihn ersuchen, sich nach seiner Bequemlichkeit zu nähern; er erwartete ihn in dem Hauptorte, woselbst er mit seinen Truppen gut würde aufgenommen werden. Die Spanier kamen auch, nach einem Marsche von drey oder vier und zwanzig Tagen, glücklich an diesem Orte an. Der Cacique gieng ihnen mit mehr, als tausend sehr wohl gebildeten und sehr schön gepussten Indianern, wovon die meisten Marberfelle umhatten, auf eine Meile entgegen, und hohleten sie also in ihren Wohnplatz. Er bestund aus fünfhundert Häusern, und lag an den Ufern eines Flusses. Sie hielten sich daselbst ungefähr zehn oder zwölf Tage auf, und erhielten allerhand Zeichen einer grossen Freundschaft \*).

Eines Tages, da der Cacique Coza mit Soto und seinen vornehmstem Befehlshaber gespeiset hatte, sagete er zu ihnen: er wünschte, wofern sie sich in dem Lande niederzulassen gedächten, daß sie seine Provinz vor andern dazu erwählen möchten; sie hätten nur erst die unfruchtbarsten Gegenden davon gesehen; er versicherte sie, das Erdreich wäre gut, und der Aufenthalt angenehm, wie sie es selbst finden würden, wenn sie es ganz besuchen wollten: sie könnten sich die beste Gegend davon erwählen, und eine Stadt und Flecken darinnen bauen, und sie bevölkern: sollten sie solches aber nicht annehmen wollen; so bäthe er, daß sie wenigstens den herannahenden Winter bey ihm zubringen möchten, da sie sich denn von allem mit Ruhe besser unterrichten könnten. Der General dankete ihm für seine Anerbietung, und bath, diese gute Gesinnung gegen ihn zu erhalten; er könnte nicht eher an eine Niederlassung gedenken, als bis er sich eines guten Hafens versichert hätte, wo die Schiffe aus Spanien mit den dazu gehörigen Nothwendigkeiten einlaufen könnten; er würde sich indessen seines Erbietens zu Ruhe machen, und bald wieder zurück kommen. Der Cacique bezeugete sich sehr vergnügt darüber, welcher etwan sechs bis sieben und zwanzig Jahre alt seyn mochte, wohlgebildet, vernünftig und sanftmüthig war. Er begleitete die Spanier bis an die Grenzen seines Landes.

Sie kamen innerhalb fünf Tagen bis an den Flecken Talisse, welcher der Schlüssel Abmarsch der Truppen.  
davon ist. Er war wohl umpfähet, mit sehr guten Wällen, oder Erhöhungen von Erde versehen; und einem Flusse umgeben. Er erkannte den Cacique Coza nicht recht für seinen Herrn, weil ein benachbarter Cacique das Volk wider ihn aufzuwiegeln suchete. Gleichwohl führte Coza keinen Krieg mit ihm. Allein Tascaluzza, so hieß dieser Cacique, war berrügerisch, verwegen und unternehmend, und mochte gern Handel anstiften. Coza, welcher solches seit langer Zeit wußte, begleitete daher den General um so viel lieber mit vielen Kriegesleuten, damit er die Einwohner in der Furcht und im Gehorsame erhielt. Bey dem Ausmarsche der Spanier aus Coza hatte sich einer von den gemeinen Leuten verstecket, da mit er ihnen nicht folgen dürste. Man vermiffete ihn nur erst zu Talisse, und versuchete, ihn wieder zurück zu bringen, aber vergebens, und er wollte bey den Indianern bleiben. Der General wandte sich dieserwegen an den Cacique, daß er ihn ausliefern möchte: doch dieser entschuldigte sich damit, er könnte niemand aus seinem Lande vertreiben, der daselbst Schutz

\*) Ebendaf. III Cap.

Soto suchete, und es wäre doch billig, daß einer da bliebe, da sie alle nicht hätten da bleiben wollen s).

Des Generales Aufnahme von Tascaluza. Bey dem Aufenthalte des Generales zu Talisse kam des Cacique Tascaluza Sohn zu ihm. Dieses war ein junger Mensch von ungefähr achtzehn Jahren, aber so groß, daß er alle Spanier und alle Indianer bey dem Heere, fast um die Hälfte übertraf. Er hatte viele ansehnliche Leute in seinem Gefolge, und kam, als ein Gesandter, dem Generale die Freundschaft von seinem Vater, und dessen Land anzubieten. Soto empfing ihn höflich; und da er ihm bezeugete, daß er selbst zum Tascaluza gehen wollte, so meldete ihm solcher, sein Vater wäre nur zwölf Meilen von dem Lager, und man könnte durch zween Wege dahin kommen, welche er möchte befehlen lassen, da man denn durch den einen hin, und auf dem andern wieder her marschiren, und alsdann den angenehmsten wählen könnte. Villalobos erbot sich zu dieser Untersuchung; und nach seiner Zurückkunft nahm man vom Coza Abschied, und gieng mit Flößen über den Fluß Talisse. Nach einem dreitägigen Marsche gelangte man in das Gesicht eines kleinen Dorfes, wo Tascaluza der Spanier erwartete. Er war ihnen entgegen gegangen, und hielt sich auf einer Anhöhe auf, um sie desto besser zu sehen. Es stunden auf hundert der vornehmsten Indianer um ihn herum, da er auf einem hölzernen zween Fuß hohen Stuhle saß, der ohne Armlehne und Rücklehne, und ganz aus einem Stücke war. Bey diesem Stuhle stand ein Indianer mit einer Fahne vom Gemsenfelle mit drey blauen Querstreifen, von der Gestalt einer Reiterstarke. Die Spanier erstauneten darüber, weil sie noch keine Fahne unter den Indianern gesehen hatten.

Versteltete Freundschaft desselben.

Tascaluza war etwan vierzig Jahre alt, und über zween Fuß höher, als die, welche ihn begleiteten, so, daß er ein Riese zu seyn schien. Er war auch nach Verhältniß dick, wohl gewachsen, ein schöner Mann von einem edlen und stolzen Wesen. Es näherten sich ihm einige Officier: er that aber, als ob er sie nicht sähe. Bey der Ankunft des Generales hingegen stund er auf, und gieng ihm einige Schritte entgegen. Sie unterredeten sich unter der Zeit, daß die Truppen einquartiret wurden; und darauf gab er dem Generale, welcher bey seiner Annäherung abgestiegen war, die Hand, und führte ihn in die für ihn zubereitete Wohnung. Man ruhete zween Tage lang in dem Dorfe aus, und machte sich den dritten wieder auf den Marsch. Tascaluza wollte ihn, unter dem Vorwande der Freundschaft, auf dem Marsche durch seine Lande begleiten, und der General ließ ein Pferd für ihn suchen, so wie er es bisher mit allen Caciquen gehalten hatte. Man konnte aber keines recht für ihn finden, und auch bey dem aller größten hingien ihm die Beine fast auf die Erde, nachdem man ihn darauf gesetzt hatte. Man gab ihm einen schwarzen Rock, und eine Kappe von eben der Farbe. Den dritten Tag, da man in jedem vier Meilen marschirete, kam man endlich in der Hauptstadt an, die man, wie gewöhnlich, nach dem Namen ihres Herrn und des Landes, Tascaluza nannte. Sie war groß und stark, weil sie mitten in einer Halbinsel lag, die von dem Flusse gebildet wird, welcher bey Talisse vorbeht, und hier viel größer und schneller ist. Den andern Morgen gieng man über den Fluß. Weil man aber nicht Flöße genug hatte: so brachte man fast den ganzen Tag damit zu, und lagerte sich eine halbe Meile von da, in einem angenehmen Thale. Hier vermisseten sie Villalobos und einen andern Reiter, ohne daß man wissen



wissen konnte, wo sie hingekommen wären. Man muthmaßete nur, sie möchten sich etwas entfernt haben, und von den Indianern seyn erschlagen worden. Denn Villabos pflog gern aus dem Lager zu reiten, und im Lande herum zu schweifen. Die Freundschaft des Cacique schien den Spaniern nicht mehr recht aufrichtig zu seyn, zumal seine Leute, als sie sich bey ihnen nach ihren verlorenen Gefährten erkundigten, ihnen trotzig zur Antwort gaben: sie wären nicht schuldig, ihnen Rechenschaft davon zu thun, da sie solche nicht in Verwahrung gehabt. Der General wollte es für ist nicht weiter treiben, sondern verschob seine Rache bis zur bequemern Zeit <sup>t</sup>).

Soto. 1540.

Den andern Morgen schickete er ein Paar erfahrene Reiter, **Gonzal Quadrado** **Charamillo**, und **Diego Vasques**, nach **Mauvila**, welches anderthalb Meile von dem Lager war, um diesen Flecken zu verkundschaften, und seiner daselbst zu erwarten. Er selbst nahm hundert Mann zu Fuße, und eben so viel zu Pferde, um mit dem Cacique den Vorab auszumachen. Das übrige Heer folgte ihm spät nach, und zerstreute sich weit herum, weil es glaubete, es hätte nichts zu befürchten. Der General kam um acht Uhr des Morgens zu **Mauvila** an, welches aus achtzig Häusern bestand, in deren einigen man funfzehnhundert, in andern tausend, und in den kleinsten ungefähr sechshundert Personen bezuherbergen konnte. Diese Häuser hatten indessen nur ein Hauptgebäude, oder ein Hauptzimmer, und jedes Hauptzimmer ist wie ein großer Saal mit einigen kleinen Nebenzimmern; denn das ist der Indianer Art zu bauen. Sonst waren die Häuser, weil **Mauvila** ein Gränzort ist, stark und schön, und zeigten die Macht des Cacique genugsam an. Die meisten gehörten auch ihm zu, und die andern seinen vornehmsten Unterthanen. Der ganze Flecken lag in einer sehr angenehmen Gegend, und war mit einem sehr hohen Walle umgeben, der mit großen Stücken Holz verpallisadiret war, die man in die Erde stecket, und mit großen Querbalken von außen versehen hatte, welche inwendig mit starken Seilen zusammen geheftet waren. Das Obertheil der Stücken Holz war mit einer fetten und mit langem Stroh vermischten Erde überzogen, welches den leeren Raum zwischen den Stücken Holz dergestalt ausfüllte, daß es eine Mauer zu seyn schien. Alle funfzig Schritte stunden Thürme, welche acht Mann enthalten konnten, mit Zinnen vier bis fünf Fuß hoch von der Erde. Es waren nur zwey Thore in **Mauvila**, eines gegen Morgen, und das andere gegen Abend, und in der Mitte ein großer Platz, der mit den vornehmsten Häusern umringet war. So bald sie auf demselben angekommen, stieg der Cacique ab, und rief Ortis, um ihm die Wohnung des Generales und seiner Befehlshaber anzuzeigen. Er sagte zu ihm, die Bedienten sollten das nächste Haus einnehmen, und die Truppen sich außerhalb lagern, wo man sehr gute Hütten für sie gemacht hätte. Der General antwortete, er müßte erst seine andern Leute erwarten. Der Cacique gieng darauf in das Haus, wo sein Kriegsrath war; und der General blieb mit den Soldaten auf dem Platze, welche ihre Pferde außerhalb dem Flecken schicketen.

Man kömmt nach Mauvila.

Beschreibung dieses Ortes.

Indem dieses vorgieng, kam **Quadrado**, welcher von **Mauvila** Erkundigung eingezogen hatte, zum Generale, und meldete ihm, man dürste dem Cacique nicht trauen; er befürchtete eine Verrätherey; es befänden sich in den Häusern des Fleckens wohl auf zehn tausend Mann, lauter junge und wohl bewaffnete Leute; viele Häuser wären voller Ge-

Entdeckung einer Verrätherey daselbst.

t) Ebendas. V Cap.

Soto. 1540.

wehr; man sähe keine Kinder, sondern nur junge Weibspersonen da, welche sechten könnten; die Einwohner wären frey, und ohne Unruhe, eine Viertelmeile von der Stadt hätten sie alles verheeret, welches zu erkennen gäbe, daß sie Lust hätten, zu sechten; sie zögen alle Morgen hinaus auf das Feld, und machten ihre Uebungen in sehr guter Ordnung; er wäre also der Meynung, man möchte etwas auf seiner Hut seyn. Der General befahl so gleich, man sollte seinen Leuten unter der Hand davon Nachricht geben, damit sie sich, im Falle eines Lärmes, fertig hielten; und Quadrado sollte solches auch den noch zurückgebliebenen melden <sup>u)</sup>.

Entschließen-  
gen des Rathes  
des Cacique.

Als der Cacique in das Haus trat, wo ihn sein Kriegesrath erwartete: so sagete er zu seinen Hauptleuten, man hätte keine Zeit zu verlieren, und man müßte sich geschwind entschließen, ob man die Spanier, die in dem Flecken wären, erwürgen, oder so lange warten wollte, bis sie erst alle beyammen wären; er zweifelte an dem Erfolge der Unternehmung nicht, man möchte sich auch entschließen, wozu man wollte; weil sie nur mit einer kleinen Anzahl verzagter und ungeschickter Leute zu thun hätten; sie möchten also dreust heraus sagen, was sie für gut befänden. Die Meynungen des Rathes waren getheilet. Einige behaupteten, man sollte mit Angreifung der Spanier nicht so lange warten, bis sie beyammen wären, weil ihre Erlegung alsdann desto schwerer seyn würde. Andere sageten: es würde niederträchtig seyn, wenn man sie angriffe, da ihrer noch so wenig wären; man müßte so lange warten, bis sie sich alle zu Mauvila befänden; und alsdann würde mehr Ehre dabey seyn, sie zu überwinden. Hierauf erwiederten die ersten, man dürfste nichts wagen; wenn die Spanier beyammen wären, so würden sie sich desto mutziger wehren, und könnten einige Indianer tödten; der Tod ihrer Feinde würde ihnen viel zu theuer zu stehen kommen, wenn er ihnen das Leben einiger von den Ihrigen kosten sollte: es wäre also am besten, sie ohne weitere Berathschlagung anzugreifen. Diese Meynung behielt die Oberhand; und es wurde beschloffen, man wollte eine Gelegenheit zum Zank suchen, und wenn man solche nicht fände, sie so angreifen.

Anfang des  
Gefechtes bey  
Mauvila.

Indem dieses vorgieng, wurde dem Generale gemeldet, die Tafel wäre fertig. Er befahl also, dem Cacique, welcher beständig mit ihm gespeiset hatte, solches zu melden. Dertis gieng demnach zu dessen Wohnung: es wurde ihm aber der Eintritt versaget, und man antwortete ihm, Tascaluza wäre ausgegangen. Er kam zum andern male wieder, und erhielt eben die Antwort. Das dritte mal sagete er: Tascaluza möchte zur Tafel kommen, wenn es ihm beliebete, sie wäre fertig. Hierauf antwortete ein Indianer, der wie ein Officier ausah, er wunderte sich, wie Räuber sich unterständen, ihren Herrn mit so weniger Ehrerbietung zu nennen, und ihm nicht seine gebührenden Titel zu geben: er schwüre bey der Sonne, es sollte diesen Schurken ihr Uebermuth noch das Leben kosten, und man müßte gleich anfangen, sie deswegen zu züchtigen. Kaum hatte er solches ausgesagt, so kam ein anderer, welcher ihm Bogen und Pfeile gab, das Gefecht anzufangen. Der Wilde warf so gleich die Zipfel von seinem Mantel über die Schulter, machte seinen Bogen zu rechte, und wollte unter einen Haufen Spanier schießen, der sich auf der Straße befand. Gallego, der sich von ungefähr an der Thüre befand, aus welcher der Indianer gekommen war, und diese Verrätherey sah, gab ihm einen solchen Hieb über die Schulter, daß er ihn bis auf das Eingeweide zerpalpete.

<sup>u)</sup> Ebendas. VI Cap.

tete. Der Wilde fiel todt darnieder, da er eben abdrücken wollte. Er hatte beyhm Heraus- Soto: 1540.  
 gehen schon allen Indianern befohlen, die Spanier anzugreifen. Sie fielen daher in vol-  
 ler Wuth auf sie, und trieben sie über hundert Schritte aus dem Flecken. Es fand sich ein  
 angesehener junger Mensch von etwan achtzehn Jahren darunter, welcher sich den Gal-  
 lego ausersah, und wohl sechs bis sieben Pfeile auf ihn schoss, aber vergebens. Voller  
 Verdruß darüber drängete er sich dergestalt an ihn hinan, daß er ihm drey bis vier Schlä-  
 ge mit seinem Bogen über den Kopf gab, daß das Blut darnach gieng. Gallego aber  
 durchstieß ihn mit seinem Degen, daß er todt darnieder fiel. Man glaubete, es wäre der  
 Sohn des erschlagenen indianischen Hauptmannes, und habe er den Tod seines Vaters rä-  
 chen wollen. Die Reiter, welche ihre Pferde außerhalb Mauvila geschickt, eilten geschwind  
 zu ihnen. Sie konnten sich aber nicht alle auf solche schwingen, und schnitten ihnen nur  
 die Keinen ab, damit sie der Wuth der Wilden entfliehen könnten. Denn es hatten solche  
 zwey Schaaren gemacht, wovon die eine auf die Pferde, und die andere auf die Spa-  
 nier gieng. x).

Die Reiter, welche hatten aufsitzen können, eilten dem Fußvolke zu Hülfe, welches Fortsetzung  
desselben.  
 sehr bedrängt war, und trieben die Indianer wieder in ihre Festungswerke hinein. Weil  
 sie aber nicht selbst, ohne großen Nachtheil, mit hinein dringen konnten: so fielen die In-  
 dianer so plötzlich wieder heraus, daß auch ihrer viele von den Mauern sprangen, und sich  
 der Lanzen einiger Reiter bemächtigten. Sie erhielten aber keinen sonderlichen Vortheil;  
 und die Spanier wußten sie listig heraus auf das Feld zu ziehen, wo sie mit den Pferden  
 vieles wieder sie ausrichten konnten. Es wurden auf beyden Seiten ihrer viele verwundet  
 und erlegt; und da die Indianer sahen, daß ihnen die Pferde den Sieg entrißen, so zo-  
 gen sie sich in den Flecken, und verschlossen dessen Thore. Der General aber befahl den  
 Reitern, welche besser gerüstet waren, abzusetzen, und solche aufzuschlagen. Dieses ge-  
 schah bey einer tapfern Gegenwehr der Indianer. Sie drangen mit hellen Haufen hinein;  
 und da die Thore nicht weit genug waren, so riß das Fußvolk auch ein Stück von dem  
 Pfahlwerke um, und drang so in den Flecken. Die Indianer fochten voller Verzweife-  
 lung auf den Straßen, und sucheten, die Häuser zu erreichen, um sich daraus desto sicherer  
 zu vertheidigen. Die Spanier aber legeten Feuer an, wodurch solche, weil sie meisten-  
 theils von Stroh waren, bald in völligen Brand geriethen. Als die Indianer noch einen  
 großen Theil der Ihrigen dadurch umkommen sahen: so bothen sie die Weiber mit zum  
 Gefechte auf, wovon schon ein Theil an der Seite ihrer Männer stritt. So bald man sie  
 aber mit zum Gefechte rief: so eilten sie in voller Wuth mit Bogen und Pfeilen, mit De-  
 gen, Hellebarden, und Partisanen, welche die Spanier hatten fallen lassen, und allerhand  
 andern Waffen, hinzu, welche sie geschickt zu führen wußten. Sie stellten sich an die  
 Spitze der Ihrigen, und sucheten mehr, zu sterben, als zu siegen.

Indessen kamen die übrigen Spanier auch allgemach herbey; und da sie das Ge-  
 rummel von weitem hörten: so muthmaßeten sie leicht, daß es etwas geben müßte, und  
 eilten nunmehr eben so sehr, als sie erst gezaudert hatten. Es wurde auch das Gefecht  
 auf dem Felde eben so blutig, als es in dem Flecken war. Denn da die Indianer sahen,  
 daß ihnen ihre Anzahl selbst in einem so kleinen Orte schadete, und sie ihre Geschicklichkeit  
 nicht recht brauchen konnten: so sprangen sie Schaarenweise von der Mauer hinunter, und  
 eilten

Soto. 1540. eilten auf das Feld wider die ankommenden Spanier. Sie hatten aber daselbst nicht mehr Glück, als in dem Flecken. Der Vortheil, welchen sie über die Fußvölker erhielten, wurde ihnen durch die Reiter wieder genommen, die sie mit ihren Pferden leicht überwältigten, und mit den Lanzen niederstießen. Bisher waren, außer einigen wenigen, noch keine Reiter mit ihren Pferden in den Flecken gekommen. Nunmehr aber drangen viele kleine Geschwader hinein, rannten die Straßen durch, und tödteten alles, was sie von Indianern antrafen. Sie rannten so gar einige Spanier mit nieder, welche zu Fuße fochten, und machten endlich durch eine völlige Niederlage der Indianer dem Gefechte ein Ende, welches auf neun Stunden, bis lange nach Untergange der Sonnen, gedauert hatte, und wo bey der General selbst in den Schenkel verwundet worden y).

Verweise-  
lung eines  
Indianers.

Nach Endigung des Gefechtes fand sich in Mauvila noch ein Indianer, welcher sehr hitzig wider die Spanier gefochten hatte, daß er nicht wahrgenommen, was für ein Blutbad unter den Seinigen angerichtet worden. Als aber die Wuth, womit er gefochten hatte, ein wenig vorbei war, und er sah, in was für Gefahr er sich bey dem Unglücke seiner Partey befand: so eilte er nach dem Walle, um zu sehen, ob er das Feld erreichen könnte. Da er aber die spanische Reiteren und ihr Fußvolk überall herum vertheilt sah: so verlor er alle Hoffnung zur Flucht. Er nahm also die Sehne von seinem Bogen, knüpfete das eine Ende an den Ast eines Baumes, welchen man zwischen den Pfählen hatte stehen lassen, und das andere sich um den Hals, sprang von dem Walle hinunter und erdroffelte sich also selbst z).

Zustand der  
Spanier nach  
dem Gefechte.

Den Tag nach dem Gefechte, ließ man die Todten begraben, und die Verwundeten verbinden: es starben aber ihrer viele noch vorher. Denn man fand siebenzehnhundert und siebenzig gefährliche Wunden, ohne der leichten zu erwähnen. Es waren fast alle Soldaten verwundet, und ihrer viele zehn bis zwölffmal. Man hatte nur einen Feldscheerer, der noch dazu sehr langsam und ungeschickt war; und es fehlte an allem, was nöthig war. Man hatte weder Lebensmittel noch Kleidung, noch Geräch, weil alles in Feuer mit aufgegangen war. Die noch am stärksten waren, machten Hütten für ihre schwächern Gefährten; sie schnitten die erschlagenen Wilden auf, und machten von deren Fette eine Wundsalbe. Sie nahmen die Hemden von ihren todten Gefährten, oder auch wohl das Futter aus ihren Hosens, und machten Bandagen und Schabsel für die Wunden daraus. Man zog die getödteten Pferde ab, und gab deren Fleisch den Schwächsten zu essen. Andere hielten Wache, um sie vor einem Ueberfalle der Indianer zu sichern; und so brachten sie vier Tage zu, ehe die gefährlichsten Wunden alle verbunden waren. Indessen starben ihrer doch noch viele; und es kostete ihnen dieses Gefecht zwey und achtzig Mann, außer fünf und vierzig Pferden, die man als die vornehmste Stärke des Heeres bedauerte tz).

Verlust der  
Indianer.

Die Indianer verloren beynabe eilstausend Menschen. Man tödtete ihrer in den Gegenden um Mauvila zweytausend fünfhundert, unter denen der Sohn des Cacique war; und in dem Flecken über dreytausend, außer einer gleichen Anzahl, die verbrannten. Denn in einem einzigen Hause waren auf tausend Weiber ersticket. Vier Meilen um den Ort in den Gehölzen, Bächen, und andern dergleichen Orten fanden die Soldaten, die auf

y) Ebendas. VIII Cap.  
tz) Ebendas. X Cap.

z) Ebendas. IX Cap.

Parteyen ausgiengen, über zweytausend Wilde, die theils schon todt, theils doch tödtlich verwundet waren. Es wußte aber niemand, wo der Cacique hingekommen wäre. Einige versicherten, er hätte jaghafter Weise die Flucht genommen, andere aber, er wäre mit verbrannt worden a).

Soto 1540.

Man mußte sich einige Wochen wegen der Heilung der Verwundeten in den Hütten kümmerlich behelfen. Diejenigen, welche sich besser befanden, ritten vier Meilen umher, Lebensmittel in den Dörfern zu suchen, wo sie viele Hirse, und eine Menge verwundeter Indianer antrafen, ohne daß sie jemand sahen, der für sie sorgete. Sie vernahmen nur, daß des Nachts einige kämen und ihnen Hülfe leisteten, und hernach den Tag über sich in die Wälder verstecketen. Man suchete also einige Gefangene zu bekommen, um zu erfahren, was im Lande vorgienge. Die Reiter brachten auch achtzehn bis zwanzig Indianer ein, welche ausseteten, es fände sich niemand, welcher die Waffen führen könnte, da die streitbarsten von ihnen, in dem Gefechte geblieben wären. Man glaubete solches leicht, weil man auch wirklich nach diesem Vorfalle nicht weiter beunruhiget wurde.

Bezeugen der Truppen nach dem Gefechte.

Unter der Zeit vernahm Soto, daß Maldonado und Arias Schiffe brächten, und die Küste glücklich entdecketen. Er erfuhr auch von den Gefangenen, daß das Meer und die Provinz Achussi, wohin er zu gehen wünschete, nicht dreßzig Meilen weit von Mauvila wären. Diese Nachricht erfreuete ihn, in der Hoffnung, seiner Reise ein Ende zu machen, und sich in Achussi zu setzen; denn er war entschlossen, eine Stadt an dem Hafen zu bauen, welcher den Namen dieser Provinz führete, wo er alle Schiffe aufnehmen wollte, und eine andere, zwanzig Meilen weit im Lande anzulegen, damit er die Einwohner nöthigte, die katholische Religion anzunehmen, und sie nach und nach unter die spanische Bothmäßigkeit brachte. In Betrachtung einer so guten Zeitung, und weil man aus dem Lager leicht nach Achussi kommen konnte, gab er dem Cacique dieser Provinz, welchen er seit einiger Zeit bey sich gehabt hatte, die Freyheit, und ersuchete ihn, den Spaniern seine Freundschaft zu erhalten, welche nicht säumen würden, in sein Land zu kommen. Der Cacique versprach solches, und reisete vergnügt ab.

Absichten des Generales.

Allein, alle Anschläge des Generales gedachte Provinz zu bevölkern, wurden zu Wasser. Es fanden sich unter den Truppen einige Soldaten, welche Peru hatten erobern helfen. Weil ihnen nun diejenigen Reichthümer im Kopfe stecketen, die man daselbst gewonnen hatte, und sie sahen, daß sie nicht dergleichen in Florida zu hoffen hatten: so konnten sie sich unmöglich entschließen, sich allda zu setzen. Sie waren über dieses der Beschwerlichkeiten überdrüssig, und durch das letzte Gefecht abgeschreckt worden, und sageten, man hätte keine Hoffnung, so wilde und so kriegerische Völker, als die Einwohner der weiten Landschaften waren, die sie täglich entdecketen, jemals zu bändigen; sie liebeten ihre Freyheit zu sehr, und würden eher ihr Leben lassen, als sich dem spanischen Joche unterwerfen; bey allem dem wären ihre fruchtbarsten Länder nicht der Mühe werth, daß man sich so unglücklichweise abzehrete: und weil man kein Gold noch Silber darinnen fände, so mußte man, wenn man an die Küste gekommen wäre, nach Peru oder Mexico gehen, wo es jedermanne leicht seyn würde, ein ansehnliches Glück zu machen. Diese Reden wurden dem Generale hinterbracht. Weil er ihnen aber keinen Glauben beymessen wollte, wofern er solche nicht selbst-hörete; so gieng er des Nachts in verstellter Kleidung ganz allein herum. Er

Meuterey einiger Soldaten.



Soto: 1540. hörte darauf, daß ein Kriegeszahlmeister und andere Befehlshaber schwuren, sie wollten bey ihrer Ankunft in Achuffi, wenn sie daselbst Schiffe fänden, damit nach Neuspanien segeln, und sie wären es müde, sich zur Eroberung eines elenden Landes aufzuopfern. Soto glaubete daher, seine Leute würden bey der ersten Gelegenheit aus einander gehen, und er würde des Pizarro Schicksal haben, welcher mit dreyzehn Soldaten auf der Insel Gorgonne blieb: nach diesem würde es ihm unmöglich fallen, neue Truppen anzuwerben, weil er seine Mühe, seine Ehre, seine Gewalt und auch sein Vermögen würde verloren haben. Alle diese Betrachtungen bewogen den General, welcher auf seine Ehre hielt, übereilte und verzweifelte Entschliefungen zu fassen. Damit also die Soldaten das nicht ausführen könnten, was sie sageten: so gab er mit solcher Verschlagenheit Befehle, daß man noch weiter in das Land hinein gieng, damit er sich von der Küste desto mehr entfernete b).

Eintritt der Spanier in Chicaza.

So bald die Truppen demnach im Stande waren, zu marschiren: so brachen sie von Mauvilla auf, und kamen nach dreyen Tagen in die Provinz Chicaza, durch unbedörferte, aber sehr angenehme Deter. Der erste Flecken, welchen sie auf der Seite antrafen, lag an einem großen, tiefen und mit hohen Ufern versehenen Flusse. Der General schickete so gleich hinein, und ließ um ein Bündniß ansuchen. Man antwortete ihm aber trostlos, man wollte Krieg. Die Spanier fanden auch wirklich bey ihrer Annäherung eine Schaar von etwan funfzehnhundert Mann, welche sie angriff. Nach einigen Scharmüßeln aber zog sie sich gegen den Fluß zurück, in dem Vorsatz, dessen Uebergang zu vertheidigen. Allein, die Spanier giengen ihnen dergestalt in die Hacken, daß sie ins Wasser sprangen, und theils hinüber schwammen, theils in Rähnen hinüber setzten, um ihre anderen Truppen zu erreichen, welche wohl achttausend Mann ausmachen mochten. Sie hielten die andere Seite des Flusses ungefähr zwey Meilen lang besetzt, und sucheten muthig zu verhindern, daß man nicht hinüber gieng. Sie brachten die Nacht auf Fahrzeugen zu, und kamen damit oft herüber, die Spanier anzufallen, welche es endlich müde wurden, und heimlich an Dertern, wo sie ausstiegen, einige Gräben machten, wo sie Armbrustschüßen und Büchsen schüßen hinein stellten. Diese mußten auf sie schießen, so bald sie sich etwas von ihren Fahrzeugen entfernt hätten, und sie darauf mit dem Degen in der Faust angreifen. Dadurch hielt man sie ab, daß sie sich nicht mehr so kühn wageten, nachdem sie dreyimal zurück getrieben worden.

Sie gehen über den Fluß.

Indessen verwehreten sie doch den Spaniern den Uebergang nachdrücklich; und da Soto kein anderes Mittel sah, so befahl er hundert von seinen Leuten, die sich auf das Zimmerwerk verstanden, eine Meile von dem Lager in einen Wald zu gehen, und da zwey große Hacken zu machen, worauf viele Leute auf einmal übergehen könnten. Innerhalb zwölf Tagen waren sie damit zu Stande, und man ließ sie von Pferden und Maulthieren auf Blockwagen nach einem Orte bringen, wo man bequem über den Fluß gehen konnte. Es setzten sich zehn Reiter und vierzig Mann zu Fuß in jede, und ruderten hinüber. Allein, funfshundert Indianer, welche auf Entdeckung ausgegangen waren, und das Geräusch hörten, eilten hinzu, schossen mit Pfeilen auf sie, und machten ihnen die Anlandung überaus schwer. Gleichwohl kamen sie endlich, wiewohl meistens verwundet, an das Ufer, und trieben die Wilden von da zurück. Die andern konnten darauf etwas geruhiger übersehen. Als die Indianer ihre Feinde also zunehmen sahen: so zogen sie sich in einen Wald und

und von da nach ihrem Hauptlager, welches ihnen zu Hülfe anrückete. Auf die Nachricht Soto. 1542. aber, daß die Spanier fast alle schon herüber gegangen wären, eilten sie wieder nach ihrem alten Stande, wo sie sich zu verpallisadiren sucheten. Doch die Spanier setzten ihnen muthig nach, und bemüheten sich, sie daran zu verhindern, da sie sich denn in der Nacht zurück zogen e).

Die Spanier setzten darauf ihren Marsch fort, und kamen nach vier Tagen durch Gefecht bey Chicaza. eine mit Dörfern gleichsam besäete Ebene nach dem Hauptorte Chicaza. Dieser Flecken hatte zweyhundert Feuerstätte, und lag auf einem Hügel, der sich von Norden gegen Süden erstreckte. Er ward von vielen kleinen Bächen gewässert, die mit Haseln, Eichen und andern dergleichen Bäumen besetzt waren. Soto rückete daselbst im Christmonate 1540 mit seinen Leuten ein; und weil er ihn verlassen fand, so nahmen sie daselbst ihre Winterquartiere. Sie baueten sich auch noch, zu mehrerer Bequemlichkeit, Häuser von Holze und Stroh, welches sie in den benachbarten Dörfern aufsucheten. Der General schickete einige von den gefangenen genommenen Indianern mit Geschenken an den Cacique, ihn zur Freundschaft und zu einem Bündnisse zu bewegen. Der Cacique hielt ihn auch mit der Hoffnung dazu hin, und sandte ihm dagegen Früchte, Fische und Wildprät. Indessen kamen doch alle Nacht Indianer, die Spanier anzuwachen, zogen sich aber so gleich wieder zurück, so bald sie dieselbigen nur ansichtig wurden, um sie durch eine verstellte Zagheit und Furcht desto nachlässiger zu machen, und sie um so viel eher zu überwinden, wenn sie dieselben nun wirklich angriffen. Sie schämten sich aber dieser Verstellungen bald, und entschlossen sich, zu Ende des Jenners 1541, den Spaniern Proben ihrer Tapferkeit, durch deren gänzliche Ausreibung zu geben. Sie rücketen in einer Nacht, da ihnen der Nordwind günstig war, in dreyen Haufen bis auf hundert Schritte von den spanischen Schildwachen an. Der Cacique befand sich an der Spitze des mittelsten, und führte den ganzen Angriff, welcher mit einem entsetzlichen Geschrey und Fackeln in der Hand auf den Flecken geschah. Diese Fackeln, welche von Wachse zu seyn schienen, waren von einem gewissen Kraute gemacht, welches in diesem Lande wächst, und wenn es wie ein Strick zusammen gedrehet und angezündet wird, gleich einem Dochte fort glimmt, und eine sehr helle Flamme giebt, wenn es bewegt oder geschüttelt wird. Außer diesen Fackeln, welche ihnen bey dem Gefechte dienten, zündeten sie auch an den Enden ihrer Pfeile dieses Kraut an, womit sie auf den Flecken schossen, und solchen ohne Mühe leicht in Brand stecketen, welchen der Wind bald zu der größten Feuersbrunst aufblies. Ein so unversehener und außerordentlicher Angriff, setzte die Spanier in Erstaunen, und zugleich in eine entsetzliche Verwirrung. Vor Bestürzung wußte keiner, wo er zu erst hin oder was er ergreifen sollte. Endlich kam Soto zu Pferde, und eilte mit zehn bis zwölf Reitern, deren Pferde nur halb oder gar nicht gefattet waren, zum Flecken hinaus, um den Feinden die Spitze zu bieten. Indessen rücketen einige Indianer in den Flecken und machten alles nieder, was ihnen vorkam. Bierzig bis funfzig spanische Fußknechte erschracken über diese grausame Wuth, und nahmen verzagter Weise die Flucht. Towar eilte ihnen mit dem Degen in der Faust nach, und rief ihnen zu, sie sollten wieder umkehren; aber vergebens, bis ihnen endlich Gusman mit dreßzig andern Soldaten den Weg verrennete, und sie also wider den Feind trieb. Da sich nun auch noch andere um den General gesammelt hatten: so drang man in die Schaar

e) Ebendas. XIV Cap.

Soto. 1541. Schaar des Cacique hinein, wider den er focht. Er hätte daselbst bald höchst unglücklich seyn können. Denn da er sich in seinen Steigbügeln erhob, um einem angesehenen Indianer vollends den Rest zu geben: so drehete sich der Sattel, dessen Gurt man in der Eile nicht fest geschnallet hatte, mit ihm herum, und er fiel mitten unter die Feinde. Man eilte ihm aber plötzlich zu Hülfe, drang blindlings unter die Indianer, und brachte ihn wieder zu Pferde, durch welchen Anfall denn solche zu weichen anfangen, und da sie immer mehr Spanier herzu eilen sahen, sich endlich völlig zurück zogen. Man konnte sie der Dunkelheit wegen nicht weit verfolgen; und der General rückete wieder in den Flecken, um die Unordnung zu betrachten, welche die Wilden in den beyden Stunden des Gefechtes angerichtet hätten. Er fand vierzig Soldaten erschlagen, nebst vielen verwundeten, und funfzig todten Pferden, wovon einige, die man nicht hatte losmachen können, an den Rippen verbrannt waren. Dieses Schicksal hatten auch die meisten Schweine gehabt; welche sie noch bey sich führten: doch waren noch einige dem Feuer entlaufen d).

Berrichtungen der Spanier nach dem Gefechte.

Drey Tage darnach befahl der General, aus Furcht vor einem neuen Ueberfalle; weil die Feinde nur etwan hundert Mann verloren hatten, eine Meile weiter zu rücken, und einen Flecken zu bauen, welchen sie Chicacilla nannten. Sie legeten daselbst auch, so gut sie konnten, eine Schmiede an, und verfertigten sich Lanzen und anderes Gewehr, welches sie brauchten. Die Indianer kamen auch wirklich nach einigen Tagen wieder, sie mit stärkerer Macht anzugreifen. Es fiel aber ein so starker Regen, daß sie zurück weichen mußten. Die Spanier, welche von neuem in eine Feuersbrunst zu gerathen befürchteten, rücketen aus ihrem Wohnplatze hinaus, und stelleten hin und wieder Schildwachen. Gleichwohl kamen die Indianer alle Nacht wieder, und tödteten auch einige Soldaten. Soto, welcher sich vor ihren Anfällen in Sicherheit setzen wollte, schickete alle Morgen einige Parteyen Reiter und Fußvolk aus, welche alle Indianer, die sie antrafen, niederhieben, und nur erst bey der Sonnen Untergange mit der Versicherung zurück kamen, man würde vier Meilen umher keine lebendige Seele antreffen. Es war aber etwas erstaunliches, daß kaum vier oder fünf Stunden darnach, schon wieder feindliche Schaaren sich zeigten, und mit den Spaniern scharmügelten e).

Erfindung wider die Kälte.

Ungeachtet dieser beständigen Anfälle von den Indianern blieben die Spanier dennoch bis zu Ende des März in ihrem Posten. Sie hatten viel von der Kälte auszustehen, weil sie die Nächte meist im Gewehre zubrachten, und viele von ihnen keine Schuhe und Strümpfe hatten, auch nur schlechte Bockslederne Hosen trugen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würden ihrer also noch viele darauf gegangen seyn, wofern nicht Juan von Vego ein Mittel dawider erfunden hätte. Er sah, daß viel sehr gutes Stroh in der Nähe war, und fing also an, sich eine Matte zu flechten, welche vier Finger dick, und nach Verhältniß lang und breit war. Von dieser Matte dienete ihm die eine Hälfte zur Matrage, und die andere zur Decke. Er erkannte, daß ihm diese Erfindung wider die Kälte schützte; und machte geschwind noch viele andere dergleichen Matten, für die andern Soldaten, die ihm arbeiten halfen; indem ein jeder Hand mit anlegete. Man trug solche in die Wachen und auf die Waffenplätze, wodurch die Spanier denn der Kälte leicht widerstunden. Außer denen Unruhen und Beschwerlichkeiten, welche ihnen die Wilden verursacheten, brachten sie den Winter noch vergnügt genug zu; denn sie hatten Früchte und groben Hirse im Ueberflusse, und es fehlte ihnen nichts an den Nothwendigkeiten des Lebens f).

d) Ebendas. XV Cap.

e) Ebendas. XVI Cap.

f) Ebendas. XVII Cap.

## Der VI Abschnitt.

Soto. 1541.

## Fernere Berrichtungen der Spanier in einigen Provinzen von Florida.

Abzug aus Chicaza. Festung Alibamo. Angriff derselben. Spanier sterben aus Mangel des Salzes. Sie kommen nach Chisca; machen Friede mit dem Cacique. Vorfälle auf ihrem Marsche nach Casquin. Sie halten einen Umgang auf des Cacique Ansuchen, Regen zu erbitten. Marsch nach Capaha. Beschreibung des Hauptortes. Der Cacique begiebt sich hinweg. Unordnung, welche die Casquiner in dem dassigen Tempel machen. Verfolgung des Cacique. Die Casquiner fliehen. Soto machet

Friede mit Capaha. Der Cacique kömmt zu ihm. Friede zwischen Casquin und Capaha. Mangstreit unter ihnen. Die Spanier lassen Salz suchen. Sie marschiren nach Quiguate. Sie kommen nach Colima, machen Salz und gehen nach Zula. Einwohner daselbst. Gefecht eines Indianers wider vier Spanier. Aufbruch von Zula. Winterquartiere in Utiangué. List des dassigen Cacique. Entdeckung der Provinz Naguater.

Der General und seine Hauptleute brachen, nach einem viermonatlichen Aufenthalte in der Landschaft Chicaza, zu Anfange des Aprils im 1541sten Jahre, mit Vergnügen auf, und marschireten den ersten Tag vier Meilen durch ein mit vielen Dörfern, jedes von funfzehn bis zwanzig Häusern, bevölkertes Land. Sie lagerten sich eine Viertelmeile von diesen Wohnplätzen, in der Meynung, endlich ein wenig Ruhe zu genießen: allein, es lief anders. Denn nachdem die auf Rundschaft ausgeschiedten Boten meldeten, es befände sich dicht bey dem Lager eine Festung, worinnen ungefähr viertausend Mann zu seyn schienen: so gieng der General so gleich mit funfzig Reitern aus, solche zu verkundschaften. Bey seiner Zurückkunft sagete er zu seinen Hauptleuten, man müßte noch vor Nacht alle Wilden daraus verjagen, weil man sonst vor ihnen nicht sicher seyn würde, indem sie ihnen mit gar zu viel Verachtung und Hochmuth troseten.

Alle Befehlshaber billigten die Meynung des Generales, welcher einen Theil des Seeres im Lager ließ, und mit dem andern nach der Festung marschirete, die man Alibamo nannte. Sie war ein Viereck mit vier Pfahlwerken, jedes vierhundert Schritte lang und noch zwey andern inwendig. Das erste von allen hatte drey so niedrige Thore, daß ein Reiter nicht hinein kommen konnte; eines in der Mitte, und die andern in den Ecken. Diesen Thoren gerade gegen über waren in jedem Pfahlwerke drey andere, damit, wenn man die erstern gewann, sie sich in den folgenden vertheidigten. Die Thore des letztern Pfahlwerkes giengen auf einen kleinen Fluß, welcher schlechte Brücken hatte, und an einigen Orten sehr tief und mit so hohen Ufern versehen war, daß man zu Pferde fast nicht hinüber konnte. Die Indianer hatten auch diese Festung so gebauet, damit sie sich wider die Pferde sichern könnten, und die Spanier nöthigten, zu Fuße zu sechten.

Als man sich diesem Orte näherte: so befahl der General hundert von den am besten bewaffneten Reitern abzusitzen; und nachdem er drey Haufen daraus gemacht, so befahl er selbst anzugreifen, und das Fußvolk sollte sie unterstützen. Die Belagerten thaten so gleich mit hundert Mann aus jedem Thore einen Ausfall. Sie hatten große Federn auf ihren Köpfen, und das Gesicht und die Arme streifenweise mit verschiedenen Farben gemalet, damit sie desto fürchterlicher aussehen möchten. Anfänglich verwundeten sie einige Spanier mit ihren Pfeilen. Diese aber giengen ihnen so dicht auf den Leib, daß sie ihnen die Mittel benahmen, sich ihrer Pfeile zu bedienen, und trieben sie sechtend bis nach den Thoren. Sie

Soto. 1542. zwangen sie, eiligst hinein zu flüchten. Weil aber solche eng waren, und nur ihrer zween neben einander hindurch konnten: so hieb man ihrer viele nieder, und drang mit ihnen zugleich hinein, wo noch eine große Menge über die Klinge springen mußte. Die Indianer verließen in voller Unordnung ihre Festung. Einige sprangen über das Pfahlwerk und geriethen denen Reitern in die Hände, welche nicht abgestiegen waren, und sie mit ihren Lanzen darnieder stießen. Andere giengen über die Brücken: sie drängeten sich aber dergestalt, daß sie einander in das Wasser stürzten. Viele, welche die Brücke nicht erreichen konnten, sprangen in den Fluß, schwammen hinüber, und stellten sich an der andern Seite in Schlachordnung. Der General, welchen ihr Widerstand verdroß, gieng oberhalb der Festung, wo man den Fluß durchwaden konnte, hinüber, zog die Reiterrey an sich, und verfolgte sie bis in die Nacht. Es blieben ihrer, die in der Festung mitgerechnet, auf zwey tausend Mann; von den Spaniern hingegen nur ihrer drey: doch hatten sie so viele Verwundete, daß sie zu deren Verbindung vier Tage in der Festung still liegen mußten g).

Spanier sterben aus Mangel des Salzes.

Außer diesem kleinen Verluste, welchen die Spanier erlitten, küßeten sie desto mehr aus Mangel des Salzes ein. Anfänglich ergriff ein bösarziges Fieber diejenigen, welche es zu essen am nöthigsten hatten. Das Eingeweide verfaulete ihnen dergestalt, daß sie nach vier oder fünf Tagen so übel rochen, daß man den Gestank von ihnen auf fünfzig Schritte weit nicht ertragen konnte. Dieses Uebel nahm sie nach einigen Tagen ohne Hülfse hin. Die andern, welche sich über einen so seltsamen Zufall wunderten, nahmen mit gutem Glücke zu dem Verwahrungsmittel der Indianer ihre Zuflucht, welche sich vor solcher Fäulniß mittelst eines gewissen Krautes sichern, welches sie verbrennen, und die Asche davon unter ihre Speisen mischen. Diejenigen, welche dieses Mittel verachteten, giengen unglücklicher Weise darauf, und es half ihnen in der Krankheit selbst nichts mehr, so daß innerhalb einem Jahre, da es ihnen an Salze fehlte, über sechzig also starben h).

Sie kommen nach Chisca.

Als die Spanier von Alibamo wieder aufbrachen: so marschireten sie durch eine Wüste stets gegen Norden, um sich immer mehr und mehr von der See zu entfernen; und nach Verlaufe dreier Tage wurden sie den Hauptort von Chisca gleiches Namens gewahr. Er lag dicht an einem Flusse, welchen die Indianer Chicagua nennen, und der größte unter allen war, welche die Spanier bisher gesehen hatten. Die Einwohner in Chisca, welche von der Ankunft der Truppen keine Nachricht gehabt, weil sie mit ihren Nachbarn im Kriege waren, erstauneten sehr darüber. Die Spanier plünderten sie, und machten ihrer viele gefangen. Die übrigen entflohen, theils in den Wald, theils in das Haus des Cacique, welches auf einer Höhe lag, und den ganzen Ort bestreichen konnte. Dieser Herr war alt und damals schwach und krank, daß er darnieder lag. Er war klein von Gestalt, und sah so elend aus, daß man dergleichen im ganzen Lande noch nicht gesehen hatte. Gleichwohl sprang er bey dem Lärmen und der Nachricht, daß man seine Untert

g) Histor. del Florida, Part. II. Lib. II. c. I.

h) Ebendas. II Cap.

i) Wir müssen hier anzeigen, wie Soto, nach des Garcilasso de la Vega Berichte mit allen

den Caciquen habe sprechen und unterhandeln können, da ihre Sprachen nicht einerley, sondern ganz von einander unterschieden gewesen. „Er hatte „dazu, saget er, dreyzehn bis vierzehn Dolmetscher. „Diese stellten sich, wenn man mit den Caciquen „zu unterhandeln hatte, in eine Reihe, so wie sie „einer



terthanen plünderte und gefangen nähme, auf, ergriff eine Streitart, eilete aus seiner Wohnung und drohete allen denjenigen den Tod, die dergleichen in seinen Landen vorgenommen. Seine Weiber und Bedienten aber nebst einigen von seinen zu ihm geflüchteten Unterthanen hielten ihn zurück, und stellten ihm die Unmöglichkeit, sich igo zu rächen, vor, da es besser seyn würde, die Feinde durch eine scheinbare Freundschaft zu berücken. Chisca ließ sich endlich bewegen: er war aber wider das Unrecht, welches ihm die Spanier zugefügt hatten, so aufgebracht, daß er die Gesandten des Generales, welche um Frieden ansucheten, anfänglich durchaus nicht anhören wollte, sondern ihm den Krieg ankündigte.

Soto. 1541.

Soto ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er schickete andere an ihn, welche die vor-  
gegangene Unordnung entschuldigen und von neuem um Frieden anhalten mußten. Er  
wurde um so viel mehr bewogen, diesen Schritt zu thun, weil er sah, daß seine Truppen  
des unaufhörlichen Fechtens überdrüssig waren, und sich in weniger, als drey Stunden,  
schon über viertausend wohl bewehrte Mann, zu dem Cacique begeben, auch vermuthlich  
deren noch mehrere kommen würden; über dieses auch die Lage des Ortes den Indianern  
sehr vortheilhaft, und den Spaniern nachtheilig wäre, weil sich viele Gehölze da herum be-  
fanden, wo sie ihre Pferde nicht so brauchen konnten. Endlich so sah auch Soto, daß er,  
ohne etwas zu gewinnen, sich von Tage zu Tage nur mehr durch den Krieg schwächete,  
und zu Grunde richtete. Die versammelten Indianer hingegen hatten ganz andere Absich-  
ten; und es hielt schwer, ehe man sie alle dahin bringen konnte, daß sie den Frieden  
dem Kriege vorzogen. Doch die Betrachtung, daß ihnen gegenwärtig der Krieg mehr  
schaden, als die Ausführung ihrer Rache nützen könnte, behielt endlich die Oberhand, und  
der Cacique verbiß seinen Zorn. Er fragete die Abgesandten des Generales, was sie  
vermittelst des Friedens wollten, wozu sie so viel Lust bezeugeten? Sie antworteten, ein ru-  
higes Quartier in dem Flecken und Lebensmittel, damit sie weiter gehen könnten. Chisca  
bewilligte ihnen solches unter der Bedingung, sie sollten seine Unterthanen, die sie gefangen  
genommen, wieder loslassen, alle gemachte Beute wieder heraus geben, und nicht in sein  
Haus kommen; welches sie denn gern eingiengen, zumal da es ihnen nicht an Indianern  
zur Bedienung fehlte, und die Beute einige schlechte Gemsenfelle und Mäntel von ge-  
ringem Werthe waren. Die Spanier legeten sich also in die von den Einwohnern ver-  
lassenen Häuser, und blieben daselbst sechs Tage lang, ihre Kranken zu besorgen. Den  
letzten Tag erhielt Soto Erlaubniß, den Cacique zu sprechen i), wo er ihm denn für die  
Willfährigkeit, seine Truppen aufzunehmen, dankete, und darauf den andern Morgen seine  
Entdeckung fortsetzte k).

Die Truppen marschireten den Fluß hinauf, und kamen in vier Tagen, da sie der  
Kranken wegen nur zwölf Meilen zurück geleet, an einen Ort, wo man über das Wasser  
gehen konnte, weil es leicht war, da hinan zu kommen, und er anderwärts auf beyden Sei-  
ten mit einem sehr dicken Gehölze besetzt, und das Ufer so steil war, daß man weder hin-  
auf,

Vorfälle auf  
ihrem Marsche  
nach Casquin.

M m m 2

seiner des andern Sprache verstanden; und die  
Neben giengen also von einem zum andern bis  
auf Ortis, welcher zuletzt fund, und was gesa-  
get worden, dem Generale meldete. Es fiel also  
unsere Leuten sehr schwer, sich von den besondern  
Umständen derer Länder zu unterrichten, wodurch

„sie giengen. Die Indianer hingegen, die bey dem  
„Heere waren, hatten nicht viel Mühe, spanisch zu  
„lernen, und konnten sich auch innerhalb drey bis  
„vier Monaten darinnen erklären.“ Am angef.  
Orte.

k) Ebendas. III Cap.

Soto. 1541. auf, noch hinunter steigen konnte. Sie blieben daselbst stehen, um sich Barken zu machen; und sahen bey ihrer Ankunft ungefähr sechstausend wohl bewaffnete Indianer mit vielen Fahrzeugen an dem andern Ufer, welche ihnen den Uebergang streitig machen zu wollen schienen. Den folgenden Tag aber kamen viere von den angesehensten unter dem Häuften, im Namen ihres Cacique, zu dem Generale und verlangten den Frieden und seine Freundschaft. Soto nahm sie mit Vergnügen an, und fertigte sie wohl zufrieden ab. Daher dienten ihm auch diese vier Caciquen die zwanzig Tage über, da die Spanier an dem Ufer des Flusses blieben, nach allen Kräften bey ihrem Cacique. Gleichwohl war es nicht möglich, ihn zu bewegen, daß er in das Lager kam; und er entschuldigte sich stets auf eine oder die andere Art. Man glaubete auch, er habe nur aus Furcht zu dem Generale geschickt, um zu verhindern, daß seine Provinz nicht verheeret würde; weil die Zeit der Erndte heran kam, und solche sehr schön zu werden schien. Die Spanier verfertigten in vierzehn Tagen zwey Barken, weil jedermann daran arbeitete, und bewachten sie Tag und Nacht, damit die Indianer sie nicht verbrennen möchten, welche von allen Seiten in Fahrzeugen herbey kamen, sich den Spaniern mit großem Geschrey näherten, und sie mit Pfeilen bedecketen. Sie wurden aber stets mit Flintenschüssen aus der Verschanzung zurück getrieben. Endlich brachten die Spanier vier Barken ins Wasser, welche hundert und funfzig Soldaten, nebst dreyßig Reitern halten konnten. Sie ruderten in Gegenwart des Feindes hinüber, welcher verzweifelte, sie verhindern zu können; daher denn jeder wieder in seinen Flecken eilte. Es setzten also die übrigen vollends hinüber, zerschlugen ihre Barken wieder, und nahmen das Eisenwerk davon auf künftigen Nothfall mit sich, wie sie es schon bisher gethan hatten. Den fünften Tag von ihrem Marsche durch unbewohnte Dörfer, entdecketen sie auf einer Anhöhe einen Flecken von ungefähr vierhundert Feuerstätten an dem Ufer eines großen Flusses. Sie sahen auch, daß die Felder umher mit grobem Hirse und einer Menge fruchttragender Bäume bedeckt waren. Die Einwohner dieses Ortes, welche von ihrem Anmarsche Nachricht hatten, kamen ihnen entgegen, und gaben sich und ihre Güter unter des Generales Schuß. Einige Zeit darnach kamen zwey im Namen des Cacique, das zu bekräftigen, was die andern gesagt hatten.

Die Provinz, der Hauptort und Cacique derselben hießen Casquin. Die Spanier hielten sich sechs Tage lang in dem Flecken auf, weil sie viel Lebensmittel daselbst fanden; und nach einem zweytägigen Marsche kamen sie an kleine Dörfer, wo der Herr des Landes seinen Sitz hatte. Sie waren vier Meilen von dem Hauptorte entfernt, wenn man den Fluß hinauf geht. Der Cacique kam in Begleitung seiner vornehmsten Befehlshaber aus diesen Dörfern heraus, und empfing den General, dem er seine Freundschaft und sein Haus anboth. An einer Seite desselben waren noch zehn bis zwölf andere, worinnen die Familie des Cacique mit seinen Weibern und Bedienten wohnete. Soto nahm die Freundschaft an: doch wollte er dem Cacique in seinem Hause nicht beschwerlich fallen, und legete sich also in den Garten, wo die Einwohner geschwind Hütten von Zweigen machten <sup>1)</sup>.

Der Cacique  
ersüchet sie,  
Gott um Re-  
gen zu bitten.

Man befand sich damals eben in dem Monate May. Das Heer hatte sich drey Tage zu Casquin aufgehalten, als der Cacique in Begleitung seiner angesehensten Unterthanen zu dem Generale kam und sagte: weil die Spanier stets die Indianer besieget hätten, so müßte er glauben, sie würden von einem größern Gotte begnadiget, als der ihrige; er

1) Ebendaf. IV Cap.

er wäre also mit seinen vornehmsten Unterthanen gekommen, den General zu ersuchen, daß er seinen Gott um Regen bitten möchte, weil die Früchte des Landes solchen höchstnötig brauchten. Soto antwortete: er und seine Leute wären zwar große Sünder, gleichwohl wollten sie Gott bitten, der ein Vater der Barmherzigkeit wäre, daß er regnen ließe. Zu gleicher Zeit befahl er, man sollte aus der höchsten Fichte, die man im Lande finden würde, ein Kreuz machen. Man wählte auch wirklich eine so hohe und so dicke dazu, daß selbst, nachdem sie schon zugehauen worden, hundert Mann noch Mühe hatten, sie aufzuheben. Es wurde innerhalb zweier Tagen daraus ein Kreuz gemacht, und solches auf einen erhabenen Ort an dem Ufer des Flusses gesetzt. Nach diesem ordnete Soto einen Umgang auf den folgenden Tag an; und damit man nicht überfallen würde, so mußte ein Theil des Heeres im Gewehre stehen.

Der Cacique und der General giengen bey dem Umgange neben einander, und ihnen folgten viele Spanier und Indianer, welche ungefähr tausend Mann ausmachten. Die Priester nebst den Ordensleuten giengen voran, und sangen ihre Litaneyen, welche die Soldaten beantworteten. In dieser Ordnung kamen sie dahin, wo das Kreuz stand, woselbst sie so gleich auf die Knie fielen, und nach einigen Gebethen solches mit vielem Eifer und vieler Demuth verehrten; die Geistlichen zuerst, darauf Soto, der Cacique und die übrigen Spanier und Indianer, die bey dem Umgange gewesen. An der andern Seite des Flusses, stunden wohl auf funfzehn bis zwanzigtausend Personen von allerhand Alter und Geschlechte. Sie hoben die Augen und Hände gen Himmel, und zeigten durch ihre Gebarden, daß sie Gott bätchen, den Christen ihre Bitte zu gewähren. Man hörte auch unter ihnen ein Geheule, als von Leuten, welche weineten, um den Himmel zu bewegen, daß er ihnen dasjenige geben möchte, was sie bätchen. Die Spanier hatten viel Vergnügen darüber, daß sie ihren Schöpfer also erkannt, und das Kreuz in Ländern verehret sahen, wo vordem das Christenthum unbekannt gewesen. Die Geistlichen stimmten darauf das Herr Gott, dich loben wir an, und die Spanier giengen mit den Indianern in ebender Ordnung wieder in das Dorf. Diese Ceremonie währte vier starke Stunden lang; und in der folgenden Nacht fing es an zu regnen, welches die Indianer denn derselben allein zuschrieben *m*).

Sie halten deswegen einen Umgang.

Nachdem sich nun die Truppen neun bis zehn Tage lang in den Dörfern ausgeruht hatten: so wollten sie ihre Entdeckung fortsetzen. Casquin bath den General um Erlaubniß, daß er ihn mit einigen Kriegesleuten, und andern zur Fortbringung der Lebensmittel, begleiten dürfte, weil man durch Gegenden müßte, wo man keine Wohnungen anträte. Der General ließ sich solches gefallen, und der Aufbruch geschah nach der Provinz Capaha. Die Caciquen derselben waren mit denen von Casquin stets im Kriege gewesen, und daher auch die beyden isigen einander feind. Weil der von Capaha der mächtigste war: so hatte er stets den Vortheil vor dem andern gehabt, welcher sich innerhalb den Gränzen seines Landes gehalten, und sich nicht hinaus gewaget hatte, aus Furcht, den Cacique Capaha zu erzürnen. Als er aber ist eine Gelegenheit sah, sich aus seinem Zwange zu ziehen, und an seinem Feinde vermittelst der spanischen Truppen zu rächen: so nahm er funftausend wohlgerüstete und streitbare Männer, außer denen dreystausend Indianern, welche zu Fortbringung der Lebensmittel bestimmt, und auch gut bewaffnet waren. Er zog in guter

Marsch der Truppen nach Capaha.

*m*) Ebendas. V Cap.

Soto. 1541.

Ordnung unter dem Vorwande einigen Hinterhalt zu entdecken, und einen guten Posten zum Lager für beyde Heere auszufuchen, vorher. Die Spanier marschirten eine Vierhelsmeile von ihm entfernt, und lagerten sich darauf in sehr guter Ordnung. Man marschirte drey Tage lang auf solche Art, und kam den vierten bey guter Zeit an einen Morast, welcher die Provinzen Casquin und Capaha von einander unterschied, und dessen Grund am Rande so schlecht, und das Wasser in der Mitte so tief war, daß man über zwanzig Schritte weit schwimmen mußte. Das Fußvolk gieng auf schlechten hölzernen Brücken, und die Pferde schwammen hinüber. Man brachte aber fast den ganzen Tag damit zu, und konnte nur noch eine halbe Meile weit kommen, wo man sich auf sehr angenehmen Weiden lagerte. Nach dreyen Tagen kamen sie auf eine Anhöhe, von da sie den Hauptort Capaha wahrnahmen, welcher wohl befestiget war.

Beschreibung  
des Hauptort-  
tes.

Dieser Flecken lag auf einem kleinen Hügel, und hat einige fünfhundert gute Häuser nebst einem Graben, welcher zehn bis zwölf Faden tief, und an den meisten Orten fünfzig, und an andern vierzig breit war. Hierzu muß man noch setzen, daß er, vermittelst eines Canales, den man von dem Orte bis an den Chucagua gezogen hat, voller Wasser ist. Dieser Canal ist drey Meilen lang, hat wenigstens eine Pike hoch Wasser, und ist so breit, daß zwey große Fahrzeuge leicht neben einander hinauf und herunter fahren können. Der Graben, welcher von diesem Canale angefüllet wird, umgiebt die Stadt, außer an einem Orte, welcher durch ein Pfahlwerk von großen in die Erde gesteckten Balken verschlossen wird, die mit andern Queerhölzern befestiget, und mit fetter Erde und Strohe überzogen sind. Uebrigens fand man in diesem Graben, und in diesem Canale eine solche Menge Fische, daß alle Spanier und Indianer, die bey dem Generale waren, so viel daraus fischeten, als sie wollten, und es doch nicht schien, daß man einen einzigen daraus genommen hätte.

Der Cacique  
bezieht sich  
hinweg.

Der Cacique Capaha war in dem Orte, als die Indianer solchen entdeckten. Weil es ihm aber an Leuten fehlte, sich zu vertheidigen: so zog er sich auf eine Insel, welche der Fluß Chucagua machet. Diejenigen von seinen Unterthanen, welche Fahrzeuge haben konnten, folgten; die andern sucheten die Gehölze, und die übrigen blieben in dem Orte. Gleichwohl flüchteten sich noch einige, weil die aus Casquin befürchteten, es möchten ihnen des Capaha Leute eine Falle gelegt haben, und sich erinnerten, daß sie vielfältig von ihnen überwunden worden; daher sie nur erst den andern Morgen in den Flecken einrücketen. Als sie aber nun versichert waren, daß sich keine Gefahr dabey befände: so eilten sie haufenweise nach dem Orte, tödteten über fünfhundert Einwohner, nahmen ihnen, zum Zeichen ihres Sieges, die Hirnschale ab, und plünderten den Flecken, besonders die Häuser des Cacique. Sie nahmen außer vielen jungen Leuten, auch zwey von seinen Weibern gefangen, die sehr schön waren, und sich bey dem Lärmen und der Bestürzung, wegen der Ankunft der Feinde, mit den andern nicht hatten retten können <sup>n</sup>).

Anordnung  
der Casquiner  
in dem dasigen  
Tempel.

Nachdem Casquins Unterthanen die Stadt geplündert hatten: so riefen sie einander, und in der Meynung, den Cacique grausam zu kränken, welcher stolz und hochmüthig war, giengen sie in den Tempel, wo die Begräbnisse seiner Vorfahren waren, und entführten daraus allen Reichthum. Sie warfen die Siegeszeichen um, welche man von ihrem Raube errichtet hatte, zerbrachen die Särger, und streueten die Knochen überall herum.

n) Am angef. Orte VI Cap.

Soto. 1547.

um. Aus Wuth traten sie solche mit Füßen, nahmen die Köpfe ihrer Landesleute, welche auf Lanzen an den Thüren des Tempels stecketen, herunter, und stecketen dafür diejenigen auf, welche sie den Einwohnern abschlugen. Kurz, sie unterließen nichts, was nur ihre Feinde auf das empfindlichste kränken konnte. Sie wollten so gar den Tempel und die Häuser des Cacique in Brand stecken, und wurden bloß durch die Furcht, Soto möchte nicht damit zufrieden seyn, davon abgehalten. Er kam bey diesen Unordnungen an; und da er vernahm, daß sich der Cacique hinweg begeben hatte, so schickete er einige von seinen gefangenen Unterthanen an ihn, und ließ ihm den Frieden und seine Freundschaft antragen. Allein, der Cacique bezeugete nichts, als eine Begierde, sich wegen des ihm zugefügten Unrechtes zu rächen, und zog dieswegen seine Völker zusammen. Der General befahl daher seinen Leuten und den Indianern, sich fertig zu halten, nach der Insel zu marschiren. Casquin aber ersuchete ihn, noch drey bis vier Tage zu warten, damit er Fahrzeuge auf dem Chucagua könnte kommen lassen, welcher auch durch sein Land gieng; wie er denn so gleich Befehl gab, sechzig derselben herbey zu schaffen. Indessen schickete Soto alle Tage zum Capaha, in der Absicht, Friede zu machen. Weil er aber daran verzweifelte, und wußte, daß sich die Fahrzeuge näherten: so nahm er sie mit seinen Truppen an, und begab sich nach der Insel, wohin sich Capaha geflüchtet hatte.

Verfolgung  
des Cacique.

Die Casquiner folgten dem Generale so gleich; und damit sie die Länder ihres Feindes desto besser verheeren möchten: so breiteten sie sich ungefähr eine halbe Meile weit auf ihrem Marsche aus. Sie fanden viele Sclaven in ihrer Provinz, denen man die Sehnen über dem Knie des Fußes zerschnitten hatte, damit sie nicht entlaufen könnten. Diese schicketen sie wieder in ihr Land zurück, mehr um ihren Sieg dadurch anzuzeigen, als daß sie einigen Nutzen von ihnen zu gewarten hätten. Darauf kamen sie nebst den Spaniern, nach der Insel, welche der Chucagua bildet, worauf sich der Cacique mit guten Pfählen verschanzet hatte, und wo es schwer war, ihn wegen der dasigen Gehölze, und der tapfern Leute, die er um sich hatte, zu fangen. Gleichwohl ließ der General zweyhundert Spanier in zwanzig Fahrzeuge und dreystausend Indianer in die andern einschiffen, und befahl, die Insel anzugreifen. Sie stiegen an das Land, und rissen die ersten Pfähle um. Sie trieben den Feind bis zu dem andern Pfahlwerke, welches denn die Weiber und Dienstleute, die auf der Insel waren, dergestalt erschreckete, daß sie sich mit großem Geschrey zu Schiffe begaben, und längst dem Flusse hinunter fuhren. Diejenigen aber, welche das zweyte Pfahlwerk vertheidigten, stritten wie die Löwen, und so verzweifelt, daß sie die Spanier und Casquiner hinderten, weiter zu dringen o).

Die Casquiner  
fliehen.

Da die Leute des Capaha den Angriff ausgehalten hatten: so bekamen sie Herz, und riefen ihnen zu, sie wären Memmen; sie sollten doch weiter dringen, und sie gefangen nehmen, weil sie so übermüthig gewesen wären, und ihren Cacique beleidiget hätten; sie wollten es ihnen schon gedenken, und dereinst wieder einbringen. Diese Worte erschrecketen die Casquiner, welche sichs erinnerten, daß sie vielmals von denen waren überwunden worden, die sie ist angegriffen. Sie stunden also von dem Gefechte ab, und flohen nach ihren Fahrzeugen, ohne daß das Bitten des Generales, noch die Drohungen des Caciques sie zurück halten konnten. Sie schiffeten sich also in der größten Unordnung ein, und wollten auch die Schiffe der Spanier mitnehmen, damit ihnen die Feinde auf solchen nicht nachsetzen

o) Ebendas. VII Cap.



Soto. 1541. setzen könnten: sie wurden von einigen Spaniern, die sie bewachten, daran verhindert. Nach einer so schimpflichen Flucht erkannten die Spanier gar wohl, daß sie der Menge der Feinde nicht widerstehen könnten, weil es ihnen an Pferden fehlte, und sie gingen also an, sich in sehr guter Ordnung zurück zu ziehen. Die Indianer fielen auch so gleich auf sie, so bald sie wahrnahmen, daß ihrer nur so wenig waren. Capaha aber, welcher vernünftig war, und die Gewogenheit des Generales gewinnen wollte, damit er, durch seine Vermittelung die Casquiner abhielte, daß sie sein Land nicht weiter verwüsteten, rief seinen Unterthanen zu, und verbot ihnen, den Spaniern etwas zu thun. Sie zogen sich also mit guter Art zurück, und die Spanier waren mit des Cacique Aufführung sehr wohl zufrieden, ohne welche sie würden in Stücke zerhauen worden seyn.

Soto machet  
Friede mit Capaha.

Den andern Morgen kamen viere von den vornehmsten Indianern zum Generale, welche Friede mit ihm machen wollten, und ihm ihre Dienste nebst ihrer Freundschaft anboten, zugleich aber ihn auch ersuchten, er möchte nicht zulassen, daß ihre Feinde noch mehr Unordnung in dem Lande anrichteten. Sie bathen ihn auch, wieder nach Capaha zurück zu kehren, wo ihr Cacique selbst zu ihm kommen wollte. Der General erwiderte: ihr Cacique möchte kommen, wenn es ihm beliebete, er sollte wohl aufgenommen werden; er nähme seine Freundschaft mit Vergnügen an, und wollte schon verhindern, daß seine Länder nicht weiter verheeret würden; ihr Cacique wäre selbst viel Schuld daran, weil er stets den Frieden ausgeschlagen hätte: es möchte indessen auf beyden Seiten alles vergeben seyn. Die Abgeordneten kehrten vergnügt zurück: Casquin aber war sehr verdrüsslich darüber; denn er hätte gern gesehen, daß sein Feind halsstarrig geblieben, und durch die fremden Truppen also seinen Untergang gefunden hätte. Der General nahm auch gleich den Weg wieder zurück nach dem Flecken, und ließ ausrufen, es sollte kein Spanier noch Indianer etwas vornehmen, welches den Indianern zum Nachtheile gereichete. Bey seiner Ankunft in Capaha befahl er den Casquinern, wieder in ihr Land zu kehren, und von ihnen nur so viel da zu lassen, als der Cacique zu seiner Bedienung brauchte, welcher das Heer nicht verlassen wollte.

Der Cacique  
kommt zu ihm.

Den andern Morgen um acht Uhr sah man den Cacique Capaha, in Begleitung von hundert seiner vornehmsten und nach ihrer Art, trefflich gepuhten Unterthanen, ankomen. So bald er in den Flecken trat, gieng er nach dem Tempel, wo er seinen Unwillen verbiß, die Knochen seiner Vorfahren, welche die Casquiner auf die Erde herumgestreuet hatten, selbst aufstas, und, nachdem er sie geküßet hatte, wieder in ihre Särgen legete. Darauf begab er sich nach des Generales Quartiere, welcher ihm entgegen gieng, und mit vieler Höflichkeit aufnahm. Der Cacique versicherte ihn, daß er sich und seine Provinz unter seine Botmäßigkeit begäbe. Er war ungefähr fünf und zwanzig bis sechs und zwanzig Jahre alt, wohl gebildet, und von gutem Verstande. Der General erkundigte sich nach der Beschaffenheit seiner Provinz; und nachdem er ihm Nachricht davon gegeben, so brach er wieder den Cacique Casquin los, welcher gegenwärtig war. Er sagete zu ihm: er könnte nunmehr zufrieden seyn, daß er dasjenige gesehen, was er sich wohl nie eingebildet, und von seiner eigenen Macht zu hoffen wohl nie getrauet hätte; er hätte sich endlich an seinem Feinde gerächt, und die Schande ausgelöschet, die er in dem Kriege gehabt, doch hätte er, die Wahrheit zu sagen, solches der Tapferkeit der Spanier zu danken, wel-

welche bald aus der Provinz marschiren würden, und alsdann würde man sich aller der erlittenen Beleidigungen wieder erinnern p). Soto. 1547.

Da der General den Haß der Caciquen wußte, und leicht erachten konnte, daß sich, Friede zwis-  
schen Casquin  
und Capaha. nach seinem Abmarsche, der Krieg unter ihnen wiederum heftig entzünden würde: so bezeugete er ihnen, wie nahe es ihm gieng, daß sie sich einander so aufreiben wollten, und entschloß sich, zu versuchen, ob er sie nicht vergleichen könnte. Er forderte es so gar, als ein Zeichen ihres Gehorsames von ihnen, daß sie mit einander friedlich lebeten, und ihre vorige Feindschaft vergäßen. Capaha antwortete, er wäre von Herzen bereit, mit Casquin Friede zu machen; und hierauf mußten sich beyde Caciquen umarmen: doch sah man es ihnen an, daß solches mit einigem Zwange geschah.

Der General behielt sie beyde zur Tafel. Als sich aber Casquin zur Rechten desselben Kangstreit un-  
ter ihnen. setzte: so stellte ihm Capaha höflich vor, diese Stelle gehörete ihm, als dem Angesehensten, und Mächtigsten, der zugleich auch von einer erlauchtern Herkunft wäre. Soto, welcher von diesem Wortwechsel die Ursache wissen wollte, sagte, als er solche erfuhr: Capaha möchte, ohne Acht auf die Vorzüge zu haben, welche einer vor dem andern hätte, gegen Casquins graue Haare einige Ehrerbietung hegen, und ihm die vornehmste Stelle einräumen; und es wäre ein Ruhm für einen jungen wohlgezogenen Herrn, wenn er die Alten in Ehren hielte. Capaha erwiederte, wenn Casquin sein Gast wäre, so würde er ihm gern, ohne auf sein Alter Acht zu haben, die Oberstelle einräumen: da er aber an der Tafel eines dritten speisete, so dürfte er seinem Range nichts vergeben; und wenn er nicht über seine Ehre hielte, so würden alle seine Unterthanen darüber murren: wollte also der General, daß er mit ihm speisen sollte, so möchte er zulassen, daß er seinem Stande und der Ehre seiner Vorfahren nichts vergäbe; sonst würde es ihm vortheilhafter seyn, wenn er hingienge, und mit seinen Soldaten speisete, die ihn um so viel mehr lieben würden, wenn sie sein Betragen erführen. Casquin, welcher den Capaha besänftigen wollte, und erkannte, daß er Recht hatte, stund auf, und sagte zum Generale: Capaha verlangete nichts; als was höchst billig wäre; er bäthe ihn also, er möchte denselben seinen Platz einnehmen lassen; er für sein Theil schätzete sich für eine Ehre, mit an seiner Tafel zu seyn, er möchte auch sitzen, wo er wollte. Bey diesen Worten gieng er an die linke Seite des Generales, und besänftigte dadurch den Cacique Capaha, welcher die ganze Tafel über keine Empfindlichkeit mehr bezeugete. Die Spanier aber verwunderten sich über das Verfahren dieser beyden Herren, weil sie niemals geglaubet hatten, daß auch Wilde in dieser Art von Ehre so zärtlich wären.

Nach aufgehobener Tafel brachte man die beyden Weiber des Capaha, welche man den Tag vorher, nebst andern Gefangenen, in Freyheit gesetzt hatte. Der Cacique empfing diese beyden Frauenspersonen sehr höflich, und ersuchete darauf den General, er möchte sie für sich nehmen, oder wenigstens einigen von seinen Officieren geben, weil sie weder in seinem Hause noch in seinem Lande bleiben dürften. Der General, welcher dieses Geschenk nicht ausschlagen wollte, aus Furcht, er möchte dem Cacique dadurch misfallen, dankete ihm auf das verbindlichste dafür. Sie waren beyde sehr schön: man glaubete aber,

2) Ebendas. VIII Cap.

Soto. 1541. der Cacique hätte sie im Verdachte, daß sie von dem Feinde befecket worden, bey dem sie gefangen gewesen g).

Die Spanier Weil das Sterben unter den Spaniern, wegen Mangel des Salzes, noch nicht nachlassen Salz suchten. ließ: so erkundigte sich der General, wo man dergleichen antreffen könnte. Zum Glück fanden sich acht Indianer da, welche durch die Provinzen damit handelten. Sie sageten, es fände sich welches in den Gebirgen vierzig Meilen von Capaha. Sie versicherten auch, man träse daselbst das gelbe Erzt, nämlich Gold, an, wovon man mit ihnen geredet hätte. Die Spanier erfreueten sich über diese Zeitung, und Moreno und Silvera erboheten sich, mit den Indianern dahin zu gehen, und die Wahrheit davon zu erforschen. Der General schickete sie so gleich mit dem Befehle ab, die Beschaffenheit des Landes zu beobachten, wodurch sie gehen würden, und Capaha ließ sie von Indianern begleiten, und gab ihnen Perlen, Fochsfelle und kleine Bohnen mit, Gold und Salz dafür einzutauschen. Nach Verlaufe von elf Tagen kamen sie mit sechs Lasten Salz, wie Crystallstein, zurück. Sie brachten auch sehr gelbes Kupfer mit, und sageten, das Land woher sie kämen, wäre sehr unfruchtbar, und schlecht bevölkert.

Sie marschiren nach Quiguate.

Auf diesen Bericht nahm Soto den Weg nach Casquin, um von da gegen Abend zu gehen; denn von Mauvila hatte er sich stets gegen Norden gehalten, um sich von dem Meere zu entfernen. Er ruhete fünf Tage zu Casquin aus, darauf marschirete er viere längst dem Flusse hinunter, durch ein fruchtbares und bevölkertes Land, und kam nach der Provinz Quiguate. Der Cacique und seine Unterthanen kamen ihm entgegen, und empfingen ihn höflich. Den Morgen aber bath man ihn, er möchte bis nach dem Hauptorte gehen, wo er besser würde bedienet werden. Der General glaubete, was man ihm sagete, und setzte seinen Marsch noch fünf Tage längst dem Flusse hinunter fort, durch Orter, die einen Ueberfluß an Lebensmitteln hatten, und kam den fünften Tag nach dem Hauptorte Quiguate, wovon die Provinz den Namen hatte. Diese Stadt war in drey Viertel abgetheilet. Die Spanier nahmen zwey davon ein, und die Indianer das dritte, wo das Haus des Cacique war. Diese Wilden liefen zween Tage nach der Ankunft weg, ohne daß man die Ursache davon wußte, und kamen nach zweenen Tagen wieder zurück, um Verzeihung wegen ihres Fehlers zu bitten. Der Cacique entschuldigte sich, er hätte noch in eben dem Tage wieder zu kommen gedacht: man glaubete aber, er wäre nur aus Furcht, die Spanier möchten bey ihrem Abmarsche den Ort und die grobe Hirse in Brand stecken, zurück gekehret. Denn vermuthlich war er in einer bösen Absicht weggegangen, weil seine Unterthanen bey ihrer Flucht alles Böse thaten, was sie nur thun konnten. Sie legeten sich in Hinterhalte, und verwundeten zween bis drey Spanier: gleichwohl wollte der General nicht mit ihnen brechen r).

Sie kommen nach Colima,

Die Spanier hielten sich sechs Tage zu Quiguate auf. Den siebenten rücketen sie wieder aus; und nach einem fünftägigen Marsche giengen sie längst dem Flusse hinunter, und kamen an den Hauptort der Provinz Colima. Der Cacique empfing Soto mit groffen Freundschaftsbezeugungen; und die Spanier waren sehr erfreut darüber; denn man hatte ihnen Furcht eingejaget, die Einwohner in Colima vergifteten ihre Pfeile. Sie verzweifelten, ihnen widerstehen zu können, weil diese Wilden, ohne sich eben der vergifteten Pfeile zu bedienen, so schon stark genug in den Gefechten waren. Man erfuhr aber mit Ber-

g) Ebendas. IX Cap.

r) Ebendas. X Cap.

Vergnügen, daß sie keine vergifteten Pfeile abschössen, und man schätzete ihre Freundschaft deswegen desto höher, welche aber gleichwohl nicht lange dauerte. Denn zwen Tage nach Ankunfte der Truppen traueten sie ihnen nicht mehr, und zogen sich mit ihrem Cacique in das Gehölze. Die Spanier blieben darauf noch einen Tag in dem Flecken Colima, wo sie Lebensmittel zusammen brachten, und von da ihren Marsch durch fruchtbare Felder und angenehme und leicht zu passirende Waldungen fortsetzten, und nach vier Tagen an das Ufer eines Flusses kamen, wo sie sich lagerten.

machen Salz,

Einige Soldaten spazireten an dem Ufer des Flusses herum, und wurden daselbst eines himmelblauen Sandes gewahr. Der eine darunter nahm etwas davon auf, kostete solchen, und schmeckte, daß er salzicht war. Er meldete es seinen Gefährten, und sagte, er glaubete, man könnte Salpeter daraus verfertigen, woraus sehr gutes Pulver werden würde. In dieser Absicht sammelten sie den Sand, und beflissen sich, nur solchen zu nehmen, welcher himmelblau zu seyn schien. Als sie desselben genug hatten: so warfen sie ihn ins Wasser. Sie wuschen ihn, und drucketen ihn darauf zwischen den Händen aus. Darin ließ sie ihn bey einem großen Feuer backen, und er verwandelte sich in ein etwas gelbes Salz, welches aber sehr geschickt zum Salzen war. Die Spanier erfreueten sich über diese neue Erfindung, hielten sich acht Tage lang allhier auf, und machten dessen einen ziemlichen Vorrath. Allein, einige aßen zu viel davon, und bekamen dadurch die Wasserfucht.

Sie marschireten darauf zween Tage lang, um aus diesem Lande zu kommen, welches sie die Salzprovinz hießen. Von da giengen sie nach der Provinz Tula. Drey Tage lang führte sie der Weg durch ein unbevölkertes Land; und den vierten zu Mittag lagerten sie sich auf einer sehr angenehmen Ebene, eine halbe Meile von dem Hauptorte, wohin der General noch nicht gehen wollte, weil seine Leute zu abgemattet waren. Den andern Morgen aber nahm er sechzig Mann zu Fuße, nebst hundert Reitern, und besichtigte den Ort, welcher auf einem ebenen Lande zwischen zweenen Bächen lag. Die Einwohner, welche nichts von seiner Ankunfte wußten, griffen zum Waffnen. Als sie ihn sahen, zogen sie wider ihn aus, und wurden von vielen Weibern unterstützt, welche sehr tapfer fochten. Die Spanier trieben sie wieder in den Flecken, und drangen zu gleich mit hinein, wo das Gefecht erst recht hitzig wurde. Denn die Indianer, und vornehmlich die Indianerinnen stritten ganz verzweifelt, und zeigten, daß sie insgesammt der Knechtschaft den Tod vorzögen. Weil darüber nun der Abend herein brach: so ließ Soto zum Abzuge blasen, und war verdrüsslich, daß er so viel Verwundete hatte.

u. gehen nach Tula.

Den andern Morgen rücketen die Spanier in den Hauptflecken Tula ein. Weil sie ihn verlassen fanden: so nahmen sie daselbst Quartier, und gegen den Abend schickete der General auf allen Seiten Reiter auf Entdeckung aus. Sie fingen einige Indianer, welche Schildwache stunden: sie konnten aber wegen derer Sachen, die sie frageten, keine Antwort erhalten, noch sie sonst aus der Stelle bringen, weil sie sich auf die Erde nieder legeten, und fortschleppen ließen. Die Spanier fanden in Tula viele mit den Haaren zubereitete Kuhfelle, und bedieneten sich derselben anstatt der Deckebetten. Sie trafen daselbst auch noch ungegerbete Felle und Kuhfleisch an, ohne daß sie Rüge gesehen hatten, oder entdecketen, woher sie so viel Felle konnten gebracht haben. Die Mannspersonen in dieser

Einwohner daselbst.

5) Ebendaf. XI Cap.

Soto. 1541. Provinz, sind so wohl, als die Frauenspersonen, sehr ungestalt. Sie haben einen langen und außerordentlich spitzigen Kopf, welchen man ihnen gleich von ihrer Geburt an, bis in ihr neuntes oder zehntes Jahr also bildet. Sie haben auch ein sehr häßliches Gesicht, weil sie sich solches mit spitzigen Kieselsteinen zerrißen, und besonders die Lippen, welche sie schwarzzen, wenn sie solche zerfchlißet haben. Sie machen sich also so entseßlich, daß man sie fast nicht ohne Schrecken ansehen kann. Man sehe noch hinzu, daß ihr Gemüth noch schlechter beschaffen ist, als ihr Leib.

In der vierten Nacht, da die Spanier in Tula waren, näherten sich die Indianer kurz vor Anbruche des Tages in so großer Anzahl, und mit so wenigem Geräusche, daß die Schildwachen sie nicht eher merketen, als bis sie über sie herfielen. Sie griffen anfänglich das Lager an dreym Orten an, und drangen so grimmig und plöghlich in das Quartier der Armbrustschützen, daß sie ihnen nicht Zeit ließen, ihre Rüstungen zu rechte zu machen, sondern sie zwangen, sich in Unordnung nach Gasmans Posten zu begeben. Dieser rückete so gleich aus, und die Wilden stritten um so viel heftiger mit ihm, weil sie glaubeten, daß er ihnen den Sieg entriß. Auch an andern Orten schlug man sich muthig, und man hörte überall nichts als ein Geschrey. Ueber dieses war die Verwirrung so groß, daß man eben so bald auf die von seiner Partey, als auf die andern traf. Die Spanier nahmen also gleich zu ihrer Losung das Wort, St. Jacob, und die Indianer Tula, welche meistens große lange Prügel hatten, womit sie den Spaniern derbe Streiche versetzten. Mit anbrechendem Tage endlich ließ das Gefecht nach, und die Wilden eilten in die Gehölze, worüber die Spanier sehr vergnügt waren, welche viele Verwundete und vier Todte hatten z).

Gefecht eines  
Indianers mit  
der vier Spa-  
nier.

Nach dem Gefechte giengen einige Spanier nach ihrer Gewohnheit hinaus, die Todten und Verwundeten zu besichtigen. Caspar Caro, welcher in dem Gefechte ein Pferd verloren hatte, ritt eines von einem seiner Freunde, um seines zu suchen, welches Feld ein gelaufen war. Caro fand sein Pferd wieder, und kam, da er es vor sich herjagete, auf die Wahlstatt, woselbst er vier Fußknechte antraf, wovon einer, Namens Salazar, seine Geschicklichkeit im Reiten zeigen wollte, und auf das Pferd sprang, welches Caro jagete. Indem solches geschah, rief Juan von Carranza, einer von den vier Fußknechten, er hätte einen Indianer nahe in dem Gebüsche bey ihnen gesehen. Die Reiter ritten auch so gleich hinzu, der eine von der einen, der andere von der andern Seite, damit er nicht entzwischen könnte. Carranza lief dahin, wo er ihn gesehen hatte, und ihm folgten seine Gefährten, wovon der eine geschwind hinter ihm, der andere aber sacht nachkam. Der Indianer, welcher sich auf allen Seiten berennet sah, gieng aus dem Gebüsche hervor, und lief auf den Carranza mit einer Streitart zu, die er bey dem Angriffe der Armbrustschützen erbeutet hatte. Diese Art war sehr scharf, und hatte einen sehr langen Handgriff. Der Indianer faßete sie mit beyden Händen, und gab dem Carranza einen so starken Hieb damit auf die Rundartsche, daß er die Hälfte davon hermiter schlug, und ihn dergestalt in den Arm verwundete, daß er nicht mehr sechten konnte. Darauf gieng er blindlings auf den andern Soldaten los, und begegnete ihm eben so. Salazar, welcher zu Pferde war, und sah, daß seinen Gefährten so übel mitgespielt ward, griff den Indianer grimmig an, welcher aus Furcht vor dem Pferde, zu einer Eiche lief, die da stand. Salazar verfolgte ihn, und ritt so nahe hinan, als er konnte, hieb auch mit dem Degen einigemal nach ihm,

z) Ebendas. XII Cap.



ihm, aber vergebens, dagegen versetzte ihm der Indianer einen solchen Hieb mit der Streit- Soto. 1541.  
 art auf die Schulter des Pferdes, daß er sie zerspaltete. Indessen kam Gonzalo Sil-  
 vestre an, welcher langsam nachschlich, in der Meinung, seine Gefährten würden den In-  
 dianer leicht überwältigen. So bald er nahe genug war, gieng der Wilde ganz trotzig ge-  
 rade auf ihn zu, that aus aller seiner Kraft einen starken Streich nach ihm. Silvestre  
 aber wich solchem so geschickt aus, daß die Streitart auf seiner Rundtartsche nur abglitschete,  
 und gab dem Indianer so gleich einen Querschlag mit seinem Säbel, welcher ihm die linke  
 Faust wegnahm, und ihn zugleich an der Brust, im Gesichte und an der Stirne ver-  
 wundete. Hierüber stürzte der Indianer in der grimmigsten Wuth auf ihn: allein, Sil-  
 vestre schlug seine Rundtartsche vor, und gab ihm noch einen so starken Hieb in die Sei-  
 te, daß er todt darnieder fiel \*).

So lang sich die Spanier zu Tula aufhielten, thaten sie verschiedene Streifereyen durch Wildheit und  
 die Provinz, und fanden sie sehr bevölkert. Sie sängen viele Indianer, konnten aber keinen, Furchtbarkeit  
 weder durch Gewalt, noch durch Güte mit in das Lager bringen, sondern mußten sie las- der Einwohner  
 sen, wo sie waren, oder todt schlagen, welches auch mit allen denen geschah, welche tüchtig in Tula.  
 zum Streiten waren. Gleichwohl brachte Serrano eine Indianerin mit List ins Lager:  
 sie war aber so wild, daß, wenn er sie an ihre Schuldigkeit erinnerte, sie ihm einen Topf,  
 einen Feuerbrand, oder was sie sonst in die Hände bekam, an den Kopf warf. Sie woll-  
 te, man sollte sie nach ihrem Willen schalten und walten lassen, oder sie unbringen; und  
 sie sagete, sie wäre nicht zum Gehorchen geböhren. Daher ließ ihr Herr sie auch alles  
 nach ihrem Kopfe machen: nichts desto weniger lief sie bey Gelegenheit davon. Man bringt  
 mit dem bloßen Namen Tula die Kinder zum Schweigen, wenn sie weinen, und die wil-  
 de Gemüthsart der Einwohner machet sie bey ihren Nachbarn so furchtbar. Als die Spa-  
 nier aus diesem Lande giengen: so nahmen sie einen Knaben von neun bis zehn Jahren mit.  
 Wenn nun die Kinder in denen Flecken, die sie nachher entdecketen, und wo sie gut aufge-  
 nommen wurden, kleine Haufen machten, um wieder einander zu streiten: so befohlen die  
 Spanier dem jungen Indianer aus Tula, er sollte sich eine von den Parteyen erwählen.  
 Diejenigen, zu deren Haufen er trat, machten ihn so gleich zu ihrem Hauptmanne. Er  
 stellte sie in Ordnung, und griff mit großem Geschreye die Gegenpartey an, welche er so  
 gleich zum Weichen zwang, wenn er Tula rief. Darauf befahlen sie ihm, er sollte zu den  
 Ueberwundenen treten, und die Sieger zurück treiben. Er gehorchete; und so bald er an-  
 fing, Tula zu rufen: so kehrten sie den Rücken, so daß er stets den Sieg erhielt, er moch-  
 te sich auch hinwenden, wohin er wollte.

Nachdem sich die Spanier zwanzig Tage zu Tula, wegen ihrer Verwundeten, auf- Ausbruch von  
 gehalten hatten: so marschirten sie fort, und kamen nach Verlaufe zweener Tage, in das Tula.  
 Land Utiangué, in der Meinung, den Winter daselbst zu zu bringen, welcher herankam.  
 Sie marschirten vier Tage durch diese Provinz, und fanden das Land sehr gut, aber schlech-  
 t bevölkert, und die Einwohner kühn. Denn auf dem Marsche zwacketen sie die Spanier  
 von halbe Meile zu halbe Meile beständig an. Sie schossen erst in einer ziemlichen Ent-  
 fernung eine Menge Pfeile auf sie, und darauf nahmen sie die Flucht. Auf freyem Felde  
 trieben die Reiter sie leicht aus einander. So bald aber nur ihrer zwanzig oder fünf und  
 zwanzig wieder beysammen waren: so fielen sie die Spanier von neuem an. Sie verstecketen  
 sich

\*) Ebendas. im XIII Cap.

Soto. 1541. sich auch zuweilen unter die großen Kräuter, um sie desto besser zu überfallen: es gelang ihnen aber nichts, und sie wurden beständig geschlagen. Die Truppen kamen endlich nach dem Hauptorte, welcher den Namen der Provinz führte, und legeten sich da hinein, weil er verlassen war. Der General schickete Indianer des Landes an die Einwohner dieses Ortes: sie wollten aber weder Friede, noch Bündniß mit den Spaniern. Die Völker in der Provinz Utiangue sind kühn, stolz, verwegen, und weit besser gebildet, als die in Zulala; denn sie haben weder ein verunstaltetes Gesicht noch einen Misgeburtskopf.

Winterquartiere in Utiangue.

Da Soto und seine Befehlshaber gesehen, daß es Lebensmittel in dem Flecken Utiangue gab, welcher in einer fruchtbaren Ebene lag, die auf der einen und andern Seite von einem Bache gewässert wurde, umher gute Weiden hatte, und von einem Pfahlwerke verschlossen war: so entschlossen sie sich, daselbst ihre Winterquartiere zu nehmen. Denn außer dem, daß es schon in der Mitte des Weinmonates 1541 war, so wußten sie auch nicht, ob sie anderswo eben so viel Bequemlichkeiten, als in diesem Orte antreffen würden. Sie besetzten ihn also und sammelten sich einen Vorrath von Holze, groben Hirse, gedörrten Trauben, Pflaumen und andern Früchten, die sie im Ueberflusse antrafen. Sie erlegeten auch auf der Jagd viele Kaninchen, Hirsche und Rehe, worauf sie einander zu Gast besaßen; und sie würden es in Spanien nicht besser gehabt haben. Es ist wahr, der Winter war daselbst rauh, und es schneyete so stark, daß sie anderthalb Monate lang nicht ausgehen konnten \*).

List des basigen Cacique.

Der Cacique, welcher wußte, daß die Spanier ihre Winterquartiere zu Utiangue hielten, entschloß sich, sie von da zu verjagen. Er suchete daher, den General durch Leute hinzuhalten, die er in der Nacht an ihn abschickete, und welche ihn versicherten, ihr Cacique würde bald zu ihm in den Flecken kommen. Unter diesem Vorwande aber hatten sie Befehl, Erkundigung von der Beschaffenheit der Truppen einzuziehen, damit man auf ihren Bericht, sich über die Mittel berathschlagen könnte, wie man sie sicher angreifen möchte. Die Spanier, welche kein Mistrauen auf diese Leute setzten, zeigten ihnen die Pferde, die Waffen und die Wachten, die sie in dem Orte hatten. Weil indessen Soto von der Absicht der Wilden Nachricht erhielt: so sagete er zu ihren Abgeordneten: sie sollten nur des Tages nach Utiangue kommen. Sie beharreten aber darauf, des Nachts zu kommen; und man glaubete also, man müßte sie mit Gewalt gehorchen lehren, weil die Gelindigkeit nichts bey ihnen verfinge. Daher tödtete Bartholomäus von Argote, welcher Befehl von dem Generale hatte, als er des Nachts die Wache in dem Thore hatte, einen von diesen Abgeordneten, welcher hinein wollte, um mit dem Befehlshaber zu reden. Dieses wurde von jedermann gebilliget; und die Indianer, welche erkannten, daß ihre Absicht entdeckt seyn mußte, schicketen nicht mehr.

Entdeckung der Provinz Maguater.

Während der Winterquartiere bewachten einige von den Truppen Utiangue, und die andern giengen, nachdem der Schnee geschmolzen war, zum Theile aus, Indianer zu fangen, weil man Dienstleute brauchete. Weil sie aber nach sieben bis acht Tagen Herumstreifen, nur mit wenigen Gefangenen zurück kamen: so wählte der General zweyhundert und funfzig Mann, sowohl zu Pferde als zu Fuße, und gieng zwanzig Meilen weit in das Land

\* Am angef. Orte XIV. Cap.

land bis Naguater, einer bevölkerten und fruchtbaren Provinz. Er überrumpelte vor Anbruche des Tages in diesem Lande ein Dorf, worinnen sich der Cacique aufhielt. Er nahm daselbst eine ziemlich große Anzahl Manns- und Weibespersonen gefangen, und kam damit wieder nach Utiangue, wo das übrige Heer schon anfang, seinetwegen besorget zu seyn, weil er über vierzehn Tage ausblieb y).

Soto. 1542.

## Der VII Abschnitt.

## Entdeckung vieler Provinzen und Zubereitung der Spanier zu ihrer Rückkehr nach Mexico.

Eintritt der Truppen in Naguater. Der Cacique schicket zu ihnen. Gusmans Flucht. Er will nicht wieder zurück. Provinz Guacane. Marsch nach der Provinz Anilco. Landschaft Guachoia; deren Cacique suchet die Spanier zu gewinnen. Nähe des Guachoia. Rückkehr des Generales nach Guachoia. Er schicket sich zur Reise nach Mexico. Soto stirbt. Sein Leichenbegängniß. Entschließung der Truppen nach seinem Tode. Ein junger Indianer will sich mit seinem Herrn nicht begraben lassen. Ankunft der Spanier zu Anche. Sie werden irre geführt. Hinrichtung ihres Wegweisers. Kühhirtenprovinz. Begebenheiten darinnen. Rückkehr der Spanier nach dem Chucagua. Ihre Begebenheiten. Sie bemächtigen sich Aminoa. Betragen zweener Caciquen gegen die Spanier. Verbindung einiger Caciquen. Zank des Guachoia und des Statthalters des Anilco. Indianischer Kundschafter. Rüstungen der verbundenen Caciquen. Austretung des Chucagua. Man schicket nach Anilco. Aufführung der Spanier bey der Austretung des Flusses. Zeitung von Fortsetzung der Verbindung. Abgeschickte von den Verbundenen. Zubereitungen der Spanier, sich einzuschiffen.

Nach einem fünfmonatlichen Aufenthalte zu Utiangue brach der General zu Anfang des Aprils im 1542sten Jahre von da auf, und marschirete nach Naguater, dem Hauptorte der Provinz gleiches Namens. Er gieng in sieben Tagen zwey oder drey und zwanzig Meilen durch sehr bevölkerte Gegenden bis dahin. Es begegnete ihm nichts merkwürdiges unterwegs, und man kam glücklich an dem Orte an, welchen man verlassen fand. Man hielt sich vierzehn Tage lang daselbst auf, durchstreifete unterdessen die ganze Provinz und hohlete die nöthigen Lebensmittel ohne sonderlichen Widerstand der Einwohner.

Eintritt der Truppen in Naguater.

Die Spanier waren nun sechs Tage zu Naguater, als sich der Cacique entschuldigen ließ, daß er nicht in dem Flecken geblieben wäre, sie darinnen mit Ehren zu empfangen. Er ließ auch sagen, er schämte sich wegen seiner Aufführung so sehr, daß er sich ist nicht getraute, sie zu besuchen: doch würde er nicht unterlassen, seine Schuldigkeit zu beobachten, so bald er sich nur ein wenig wieder gefasset hätte; indessen würde er seinen Unterthanen befehlen, dem Generale genau zu gehorchen, weil er ihn für seinen Herrn erkennete. Der General antwortete, der Cacique könnte versichert seyn, daß man ihn gern sehen, und wohl aufnehmen würde. Die Abgeordneten kehreten vergnügt zurück; und den andern Morgen sehr früh kamen andere, welche vier von den vornehmsten Indianern mit mehr als fünfshundert Leuten zum Dienste brachten. Sie sageten zu dem Generale: sie stellten ihm hier die angesehensten Personen der Provinz zu seinem Dienste dar; und er könnte sie bis zu der Ankunft des Cacique zu Weiseln behalten. Soto befahl also, man sollte keinen Indianer mehr gefangen nehmen. Der Cacique aber kam nicht zum Vorschein; und man

Der Cacique schicket zu ihnen.

y) Ebd. XV Cap.

Soto. 1542. man glaubete, er hätte bloß geschickt, damit seine Länder nicht verheeret, und seine Untertanen nicht gefangen genommen würden. Indessen dienten doch die Indianer den Truppen eifrig, und hatten keine andere Absicht, als ihnen zu gefallen. Der General, welcher ihre Zuneigung erkannte, erkundigte sich bey ihnen, nach der Beschaffenheit des Landes, und marschirte darauf in Begleitung vieler andern Indianer, welche ihm der Cacique mit Lebensmitteln schickete, nach einer andern Provinz z).

Gusmans  
Flucht.

Als man zwey Meilen marschirte war: so vermißte man Diego Gusman, einen tapfern Soldaten, aber großen Spieler, welcher mit allen Sachen wohl versehen nach Florida gekommen war. So gleich ließ der General Halte machen, und die vornehmsten Indianer gefangen nehmen, bis man Nachricht von ihm hätte. Man erkundigte sich bey den Spaniern, wo er wohl seyn möchte; und es fand sich, daß er den Abend vorher noch im Quartiere gewesen; daß er vier Tage zuvor sein Gerath und seine Waffen mit Karten<sup>a)</sup> verspielt hätte: da er sich bey dem Spiele erhitzet, so hätte er auch noch eine sehr liebverzeude Indianerin von ungefähr achtzehn Jahren verspielt, welche ihm bey der Austheilung der in Maguatez gemachten Gefangenen zugefallen war; er hätte alles, was er verloren, bezahlet: wegen des Mädchens aber hätte er zu demjenigen, der es ihm abgenommen, gesagt, er wollte es ihm in vier oder fünf Tagen schicken; indessen hätte er doch sein Wort nicht gehalten; und es wären weder er, noch die Indianerin zu sehen. Man mußte also, er hätte sich aus Scham, daß er sein ganzes Gerath, und dieses junge Mädchen, welches er liebete, verspielt hätte, zu den Wilden begeben. Man zweifelte in der That nicht weiter daran, als man erfuhr, daß diese Indianerin des Cacique Tochter wäre. Soto, welcher Gusmanen hochschätzete, befahl daher den vornehmsten Indianern, sie sollten ihn geschwind wieder zurück schaffen; sonst würde er glauben, sie hätten ihn umgebracht, und zur Bestrafung einer so schändlichen That genöthiget seyn, sie mit allen ihren Leuten hinrichten zu lassen. Diese armen Indianer schicketen aus Furcht, ihr Leben zu verlieren, eiligst dahin, wo sie dachten, daß man von Gusman Nachricht erhalten könnte; und ihre Boten, die noch in eben dem Tage zurück kamen, berichteten, er wäre bey dem Cacique, und hätte ihnen zugeschworen, er wollte nicht wieder zu den Spaniern zurück kehren. Der General erwiederte darauf: er könnte solches nicht glauben, und sie hätten ihn ganz gewiß ermorden lassen. Hierauf nahm einer von ihnen das Wort, und sagte mit einem Tone, welcher keinen Gefangenen anzeigen sollte: sie hätten zu viel Herz, als daß sie lügen sollten: damit er aber von dem, was man ihm berichtet hätte, desto gewisser überzeugt würde, so bätchen sie ihn, er möchte einen von ihnen frey lassen, damit er zu den Indianern gieng; sie behaupteten ihm, sein Reiter sollte sich mit ihrem Gefährten wieder zurück begeben, oder seine letzte Entschliesung melden; er möchte sich nur die Mühe geben, und ihm durch einen Brief befehlen lassen, er sollte wieder zurück kommen, oder durch ein Handbriefchen antworten; und daraus würde man sehen, daß der Reiter noch lebete. Sie setzten hinzu, wenn ihr Gefährte nicht so wiederkäme, als sie es sageten, so unterwürfen sich die drey andern, das Leben zu verlieren: sie hätten aber eine so hohe Meynung von der Klugheit des Generales, daß sie überzeugt wären, er würde seine Rache nicht an andern, als an ihnen auslassen, und er würde auch niemals zulassen, daß drey Personen für einen

a) Histor. del Florida Part. II. Lib. III. cap. I.

b) Sie waren, in Ermangelung anderer, von Leder gemacht.

einen Soldaten stürben, welcher schändlicher Weise davon gelaufen, ohne daß er von einem einzigen Einwohner der Provinz dazu gezwungen worden. Soto und seine Hauptleute waren mit dem Indianer einstimmig, und befahlen ihm, er sollte zu Gusmanen gehen, und Gallego, welcher sein guter Freund war, sollte ihm seine Gedanken wegen seiner schlechten Aufführung schreiben, und ihn bewegen, daß er wieder zurück käme; man wollte ihm alle sein Zeug und Geräthe wiedergeben, und mit einem Worte, es sollte ihm an nichts fehlen.

Soto. 1542.

Der Indianer reifete so gleich mit des Gallego Schreiben, und des Generales Befehle ab, welcher den Cacique bath, er möchte ihm seinen Soldaten wieder zurück schicken, oder er versicherte, er wollte alles mit Feuer und Schwerdte aufreiben, und alle Indianer hinrichten lassen, die in seiner Gewalt wären. Als Gusman das gesehen hatte, was man von ihm verlangete: so krüzte er seinen Namen mit Kohle, um zu erkennen zu geben, daß er noch lebete, und bath den Abgeschickten, die Spanier zu versichern, er würde nicht wieder zu ihnen kommen. Der Cacique antwortete auch so gleich: da es Gusmanen frey stünde, in seinen Landen zu bleiben, so zwänge er ihn auch nicht, hinaus zu gehen; er würde ihm stets in Ansehung der Gefälligkeit, die er ihm erwiesen hätte, daß er ihm seine Tochter wieder gebracht, sehr höflich begegnen, und sich so gegen die Spanier aufführen, die sich in seinem Lande setzen würden, daß Soto niemals deswegen würde gelobet werden, daß er die Unterthanen eines Herrn hinrichten lassen, welcher seine Leute freundschaftlich aufnahm: gleichwohl möchte er es halten, wie es ihm beliebete. Der General, welcher Gusmans Hartnäckigkeit kannte, und sah, daß der Cacique als ein rechtschaffener Mann redete, gieng nicht weiter; sondern ließ die vornehmen Indianer mit den Dienstleuten los, nachdem sie ihn bis an eine andere Provinz begleitet hatten b).

Er will nicht wieder zurück.

Die Spanier giengen fünf Tage queer durch das Land Naguater, und kamen nach der Provinz Guacane, deren Völker von ihren Nachbarn sehr unterschieden sind. Die Einwohner in Naguater waren sanftmüthig, höflich und Freunde der Spanier; und die Einwohner in Guacane wild, und ihre geschworenen Feinde. Sie wollten durchaus kein Bündniß mit ihnen machen, sondern bezeugeten bey allen Gelegenheiten, daß sie sie haffeten, und bothen ihnen oftmals eine Schlacht an. Die Spanier aber schlugen solche beständig aus, weil sie schon mehr, als die Hälfte, von ihren Pferden verloren hatten, und die andern der Wuth der Feinde nicht gern aussetzen wollten. Damit sie auch keine Gelegenheit hätten, mit ihnen zu einem Gefechte zu kommen, so verdoppelten sie ihren Marsch, und giengen innerhalb acht Tagen durch die Provinz Guacane. Man sah in diesem Lande auf den meisten Häusern hölzerne Kreuze, weil die Einwohner dieser Provinz von denen großen Dingen gehöret hatten, welche Nugnez und seine Gefährten im Namen Christi in denen Gegenden von Florida gethan hatten, wo sie sich aufgehalten, so lang sie in der Indianer Macht gewesen. Gleichwohl sind Nugnez und seine Gefährten nicht bis in Guacane und viele andere Provinzen gekommen, wo ihr Ruhm bekant gewesen c).

Der General marschirete durch Guacane, in der Absicht, nach dem Chucagua durch einen andern ganz unterschiedenen Weg zurück zu kehren, als den er genommen hatte, und einen weit längern Umweg zu nehmen, um auch andere Provinzen zu entdecken. Er hatte die Absicht, sich in Florida zu setzen, ehe noch die Krankheiten und Gefechte seine Leute vollends aufrieben.

Absichten des Generales.

b) Am angef. Orte, II Th. III Buch, 2 Cap.

c) Ebendas. III Cap.



Soto. 1542. aufrieben. Es war über dieses verdrießlich, daß er keinen Nutzen von der Mühe haben sollte, die er sich alle Tage genommen und noch nahm, neue Entdeckungen zu machen. Er wünschete daher eifrig, daß Florida, welches weitläufig und fruchtbar ist, von den Spaniern, und besonders von denjenigen bewohnet würde, die ihn begleiteten. Er stund in den Gedanken, daß, wenn er stirbe, ohne eine Niederlassung angefangen zu haben, in vielen Jahren solche tapfere Leute nicht wieder zusammen kommen würden, als die Seinigen. Es gereuete ihn also, daß er sich in der Provinz Achussi nicht gesetzt hätte; und er wünschete eifrig diesen Fehler zu verbessern. Weil er aber von der See weit entfernt war, und sah, daß er viel Zeit verderben müßte, einen Hafen zu suchen: so hatte er sich entschlossen, bey seiner Ankunft bey Chucagua, eine Stadt an dem Ufer dieses Flusses zu bauen, und zwei Brigantinen zu machen, welche auf dem Flusse bis ins Meer hinaus gehen sollten, damit sie den Einwohnern in Mexico, Cuba und andern Ländern meldeten, man hätte in Florida große Gegenden entdeckt, die an allen Sachen einen Ueberfluß hätten. Er hoffete, dadurch würden die Spanier von allen Seiten herbey kommen, und dasjenige mitbringen, was zu einem Wohnplatze nöthig wäre.

Marsch nach Anilco.

Er marschirete also von Guacane noch durch sieben andere Länder, um nach dem Chucagua zu kommen. Weil er aber große Marsche that: so erkundigten sich die Spanier nicht nach den Namen dieser Provinzen, wovon ihrer viere sehr angenehm und voller Lebensmittel, die andern drey aber weder fruchtbar noch lieblich waren, so daß man auch glaubete, die Wegweiser hätten die Truppen durch die schlechtesten Derter geführt. Der General wurde überall gut aufgenommen, und man kam glücklich durch diese Provinzen, welche wenigstens hundert und zwanzig Meilen quere durch haben konnten. Endlich gelangten sie an die Gränzen des Landes Anilco, und hatten noch dreyßig Meilen bis zu dem Hauptorte gleiches Namens. Er lag an dem Ufer eines großen Flusses und hatte ungefähr vierhundert gute Häuser, mit einem schönen Plage in der Mitte. Das Haus des Cacique stund auf einer Höhe, welche den Flecken bestrich. Dieser Herr befand sich bey der Ankunft der Truppen vor demselben an der Spitze von funfzehnhundert Mann, dem Kerne seiner Unterthanen. Die Spanier, welche die Stellung der Indianer sahen, machten Halt, um die hinten nachkommenden Soldaten zu erwarten, und stellten sich geschwind in Ordnung. Indessen befahl Anilco, es sollten die Weiber zurück gehen, und ein jeder das Beste von seinen Sachen in Sicherheit bringen; und zu gleicher Zeit rückete das spanische Heer an, mit ihnen zu schlagen. Allein, die Wilden wichen, ohne einen Pfeil abzugeben. Einige begaben sich in die Stadt, die meisten giengen auf Schiffen und Flößen über den Fluß, und einige schwammen auch hinüber. Denn sie waren nicht Willens, zu sechten, sondern nur die Spanier etwas aufzuhalten, damit die in dem Flecken ihre Sachen desto leichter wegbringen könnten. Als die Spanier die Indianer fliehen sahen: so eilerten sie ihnen nach, ergriffen einige an dem Ufer des Flusses, und nahmen viele Weiber und Kinder in dem Flecken gefangen, welche nicht hatten entwischen können. Darauf ließ der General dem Cacique Friede und Freundschaft anbieten: er wollte aber nichts darauf antworten, sondern machte den Abgeordneten nur mit der Hand ein Zeichen, sie sollten sich hinweg begeben. Die Spanier legeten sich in die Stadt, wo sie vier Tage blieben. Darauf marschireten sie vier Tage durch unbedörferte Länder, und kamen in das Land Guachoa d).

d) Am angef. Orte, IV. Cap.

Soto. 1542.

Guachoia.

Der erste Wohnplatz, den sie antrafen, war der Sitz des Cacique gleiches Namens. Er lag an dem Ufer des Chucagua auf zweyen Höhen, die n urdurch einen ebenen Grund von einander abgefondert waren, welcher der Stadt zu einem Marktplatze dienete, die ctwan aus drehhundert Feuerstätten bestund, wovon die eine Hälfte auf einem von diesen Hügeln und die andere auf dem andern lag. Das Haus des Cacique stund auf dem höchsten von beyden. Man überrumpelte Guachoia, weil die von Anilco, welche mit denen von Guachoia im Kriege waren, ihnen von dem Marsche der Spanier keine Nachricht gegeben. Der Cacique und seine Unterthanen erstauneten über den Anblick des Heeres; und da sie sahen, daß sie dawider nicht bestehen konnten, so flohen sie nach dem Chucagua, über welchen sie mit ihren Weibern, Kindern und besten Sachen giengen. Die Spanier bemächtigten sich der Stadt, wo sie sich einquartiereten, weil viele Früchte und grober Hirse da war e).

Nachdem sie sich drey Tage in Guachoia erquicket hatten: so erhielten sie eine Gesandtschaft von dem Cacique desselben. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß sich Anilco geweigert, mit den Spaniern Friede zu schließen, und wollte sich daher der Gelegenheit zu Nutze machen, welche ihm das Glück darboth, sich an seinem Feinde zu rächen. Er schickete also viere von den Vornehmsten seiner Provinz, mit vielen andern, welche Früchte und Fische trugen, an den General. Sie bathen ihn, es ihrem Cacique zu verzeihen, daß er ihrer in Guachoia nicht erwartet, und sie anständig empfangen hätte: sie wären ihm gar zu unerwartet gekommen, igo erkennete er ihn für seinen Herrn, und würde sich, wenn er zu Erlaubniß dazu erhielt, in einigen Tagen selbst einstellen. Soto nahm solches mit Vergnügen an, und versicherte, daß ihm des Cacique Freundschaft lieb seyn würde. Darauf schickete der Cacique die drey Tage über, ehe er ankam, täglich sieben bis acht Personen an den General, ihm seine Aufwartung zu machen, und sich, vermittelt derselben, zu erkundigen, ob die Spanier noch bey ihrer Besinnung blieben, und ob er flug thun würde, wenn er zu ihnen gienge. Da er nun erfubr, daß man ihm gut begegnen würde, so begab er sich mit seinen vornehmsten Unterthanen, insgesammt, nach ihrer Landesart, mit schönen Federn geschmücket, nach des Generales Quartiere, welcher ihm bis an die Hausthüre entgegen gieng, und ihn in einen Saal führte, wo er sich mit ihm von den benachbarten Provinzen unterredete. Unter diesem Gespräche niesete der Cacique; und so gleich neigten sich die Indianer von seinem Gefolge, die an den Wänden des Saales umher stunden, tief und strecketen die Arme aus. Sie bezeugeten dem Cacique auch ihre Ehrerbietung auf noch andere Art, und sageten, die Sonne wäre mit ihm, erleuchtete, vertheidigte und erhielt ihn. Der Cacique speisete mit Soto; und weil er listig war, so ließ er sich unter andern einst gegen ihn heraus, er sollte wieder nach Anilco gehen, welches an allen Arten von Bequemlichkeiten einen Ueberfluß hätte; er wollte ihn mit seinen meisten Unterthanen dahin begleiten; er versprach, zur Erleichterung des Ueberganges über den Fluß, welcher den Namen dieses Landes führte, achtzig Fahrzeuge kommen zu lassen, welche sieben Meilen auf dem Chucagua bis an die Mündung des Anilco, welcher in dieser Fluß fällt, hinunter fahren sollten; hernach könnte man leicht durch den Anilco bis an die Stadt gleiches Namens hinauf kommen; es wären überhaupt in allem nicht über zwanzig Meilen, und unterdessen, daß die Schiffe hinunter giengen, und wieder herauf führen würden

Deren Cacique suchet die Spanier zu gewinnen.

Doo 2

**Soto. 1542.** würden die übrigen Völker zu Lande dahin marschiren können, und alle zusammen da ankommen, wo man es wünschte. Der General ließ sich überreden, weil er gern wissen wollte, ob ihm die Provinz Anilco zu seinen Absichten bequem seyn würde. Er wollte sich übrigens zwischen diesem Lande und Guachoa ruhig setzen, in der Meynung, es würde ihm solches vorthailhaft seyn, Nachrichten aus Mexico zu erhalten, wohin er schicken wollte.

Rache desselben.

Guachoa aber hatte besondere Absichten, die man nicht wußte. Er gedachte, sich vermittelst der Spanier an dem Cacique Anilco zu rächen, welcher bey allen Gefechten den Sieg über ihn erhalten hatte. Als er daher den General bewogen, wieder nach der Provinz Anilco zurück zu kehren: so ließ er alle Fahrzeuge kommen, die er versprochen hatte. Soto befahl also einem von seinen Hauptleuten, sich mit seinem Fähnlein und viertausend Indianern auf solche zu begeben, und den Fluß hinunter zu gehen. Der General gieng auch selbst mit allen andern Spaniern, und Guachoa mit zweytausend von seinen Unterthanen, in Begleitung eines großen Trosses, zu Lande dahin, und sie kamen alle zu gleicher Zeit vor Anilco, wo der Cacique damals nicht war. Nichts destoweniger machten ihnen die Einwohner den Uebergang über den Fluß streitig. Weil sie aber sahen, daß es ihnen unmöglich war, weiter zu widerstehen: so nahmen sie die Flucht und verließen den Ort. Des Guachoa Unterthanen rücketen voller Wuth hinein, plünderten und verheereten den Tempel, worinnen das Begräbniß der Herren des Landes und des Anilco Reichthümer waren. Es befanden sich auch die Waffen und Fahnen darinnen, welche des Anilco Unterthanen ihren Nachbarn abgenommen hatten, und an den Thüren sah man die Köpfe der vornehmsten aus Guachoa auf Lanzen stecken. Sie nahmen diese Köpfe weg, und stecketen einige Särger um, traten die Todten mit Füßen, und tödteten alles ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes. Vornehmlich übeten sie ihre Wuth an den Säuglingen und Greisen aus. Sie rissen diesen erstlich ihre Kleider ab, und nahmen ihnen darauf durch viele Pfeilschüsse das Leben, wobey sie gemeinlich nach denen Theilen zielten, welche den Unterschied des Geschlechtes ausmachen. Die Kinder nahmen sie bey einem Beine, schmissen sie in die Luft und schossen darnach, ehe sie wieder herunter fielen).

Rückkehr des Generales nach Guachoa.

Da Soto von diesen Grausamkeiten hörte: so war er sehr böse darüber, weil seine Absicht, warum er wieder nach Anilco zurück gefehret, derselben ganz entgegen war. Er suchete also, dieser Unordnung so gleich Einhalt zu thun, tadelte den Cacique, wegen dieses Verfahrens, und ließ durch die Dolmetscher kund machen, es sollte niemand bey Lebensstrafe Feuer anlegen, noch den Unterthanen des Anilco weiter übel begegnen. Weil er aber doch nichts destoweniger befürchtete, des Guachoa Unterthanen möchten ingeheim alles dasjenige ausüben, was ihnen die Wuth eingäbe: so marschirte er aus Anilco, und nahm seinen Marsch nach dem Flusse zu, mit dem Befehle an die Spanier, die Indianer geschwind voraus gehen zu lassen, damit sie nicht hinten nach noch Unheil anrichteten. Er schiffete sich mit allen Truppen ein, um wieder nach Guachoa zu gehen. Kaum aber hatte man eine Viertelmeile zurück gelegt, so sah man Anilco in Feuer aufgehen. Denn die Wilden hatten boshafter Weise, da ihnen verboten worden, den Ort abzubrennen, glühende Kohlen in die Winkel des Hauses gelegt, welche nur von Stroh waren, so daß sie bey dem geringsten Hauche des Windes Feuer fingen, und in einem Augenblicke alles

alles im Brande stand. Der General wollte wieder zurück eilen, damit nicht der ganze Ort darauf gieng. Da er aber sah, daß die Indianer aus der Nachbarschaft hinzu eilten: so setzte er seinen Lauf nach Guachoa fort. Soto. 1542.

Hier überließ Soto die Sorge für die Truppen seinen Hauptleuten, und beschäftigte sich ganz allein mit seinen Absichten. Er befahl also, tüchtiges Holz zum Schiffbaue zu fällen, Laue, Tafelwerk, Harz oder Theer und Eisenwerk zusammen zu bringen, damit man Brigantinen bauen könnte. Weil er auch hoffete, daß ihm Gott zur Ausführung dessen, was er wünschete, das Leben fristen würde: so hatte er sich schon die Befehlshaber und Soldaten ausersehen, auf die er sich am meisten verlassen konnte, und denen er die Anführung der Schiffe vertrauen wollte, die nach Mexico gehen sollten. Er hatte auch beschlossen, er wollte nach Abgang der Brigantinen mit des Cacique Guachoa Fahrzeugen nach der andern Seite des Flusses, in das Land Quigualtanqui gehen. Er wußte, daß diese Provinz fruchtbar und bevölkert war, und der Hauptort, welcher aus fünfhundert Häusern etwan bestund, nicht weit von dem Lager läge. Er hatte auch schon an den Cacique des Landes geschickt, welcher sich da aufhielt. Allein, dieser hatte den Abgeschickten trostlos geantwortet: er verlangete keinen Frieden mit den Spaniern, sondern wollte sie alle zusammen ausrotten: sie wären Landstreicher und Räuber, die man an die höchsten Bäume hängen müßte, damit sie den Vögeln zum Raube dienen: er hätte es bey der Sonne und dem Monde geschworen, mit einer so abscheulichen Nation keinen Bund zu machen. Soto ließ mit Mäßigung darauf antworten, und nöthigte ihn dadurch, seine Sprache und Gedanken etwas zu ändern. Da er aber gleichwohl Nachricht erhielt, daß alle Anscheinungen der Freundschaft dieses Cacique betrüglich wären, und er mit den Caciquen der benachbarten Provinzen eine heimliche Verbindung wider die Spanier hätte: so stund er auf seiner Hut, in der Hoffnung, diese Verrätherey dereinst zu züchtigen. Denn er hatte noch sechshundert Mann, so wohl Reiterey als Fußvolk unter sich, welche er nach Quigualtanqui zu führen, entschlossen war, wo er den noch übrigen Sommer und den folgenden Winter so lange bleiben wollte, bis er den Beystand erhalten, welchen er von Mexico erwartete, und man ihn leicht durch den Chucagua hinauf schicken konnte, welcher alle Fahrzeuge zu tragen vermögend war g).

Als Soto nur an die Mittel dachte, sich niederzulassen, und einigen Nutzen aus seinen Arbeiten zu ziehen: so wurde er den 20sten des Brachmonates 1542 von einem Fieber angegriffen, welches anfänglich nicht viel zu bedeuten hatte, bald aber tödlich wurde. Er ließ also seine Befehlshaber zusammen berufen, und ernannte in ihrer Gegenwart Ludwig von Moscoso von Alvarado zum Generale, und befahl ihnen, im Namen des Kaisers, solchem zu gehorchen, bis ihnen seine Majestät einen andern Befehl schickete. Er nahm hierüber einen förmlichen Eid von ihnen, und setzte hinzu, Moscoso hätte alle Eigenschaften eines großen Feldherrn. Nach diesem ließ er von seinen liebsten Soldaten drey und drey, und von den andern je dreyzig und dreyzig vor sich kommen, und nahm von ihnen Abschied. Er brachte fünf Tage damit zu, und den siebenten gab er seinen Geist auf, da er zwey und vierzig Jahre alt war, und über hundert tausend Ducaten auf die Eroberung von Florida gewandt hatte. Er war zu Villa Nueva de Barca Rotta aus einer guten adelichen Familie gebohren; hatte eine etwas mehr, als mittelmäßige Gestalt, ein län-

Soto. 1542. chelndes und etwas braunes Gesicht, sonst war er ein sehr guter Reiter, wachsam, geschickt, hurtig, ehrliebend, geduldig bey Beschwerlichkeiten, streng bey Bestrafung der Fehler wider die Kriegeszucht, aber leicht in Verzeihung anderer, liebreich und freigebig gegen die Soldaten, tapfer und kühn, als irgend einer von denen, die nach der neuen Welt gekommen waren *h*).

- Dessen Leichenbegängniß.

Die Spanier, welche den verstorbenen Soto herzlich liebten, waren sehr misvergnügt darüber, daß sie ihm nicht ein anständiges Leichenbegängniß halten konnten. Sie hatten zu befürchten, daß, wenn sie ihn mit einem Prunke begräben, die Indianer, welche den Ort seines Begräbnisses wußten, ihn wieder ausgraben, und an seinem Leichname alle Unmenschlichkeiten ausüben möchten, welche ihnen der Haß nur eingäbe; wie sie es schon wirklich mit vielen Soldaten so gemacht hatten. Damit dieselben also solchen nicht erfahren, so entschlossen sie sich, ihm bey Nacht die letzte Pflicht zu erweisen. Sie erwählten dicht bey Guachoia einen Ort auf einer Ebene, wo viele Gruben waren, welche die Einwohner desselben gemacht hatten, Erde daraus zu hohlen; und legeten den Leichnam ihres Generales in eine von diesen Gruben. Den andern Morgen sprengeten sie zu desto besserer Verhehlung seines Begräbnisses das Gerücht aus, der General befände sich besser. Sie setzten sich, zu Bezeigung ihrer Freude darüber, zu Pferde, und tummelten solche, als bey öffentlichen Lustbarkeiten, auf dem Grabe herum, damit man nicht erkennen möchte, daß solches erst frisch verscharrt wäre. Sie befahlen so gar, man sollte alle Gruben vor ihrem Wettrennen mit des Generales seiner gleich machen, und eine Menge Wasser darüber sprengen, unter dem Vorwande, daß die Pferde keinen Staub machten. Ungeachtet aller dieser Vorsicht und aller dieser Erdichtungen aber, muthmasketen die Indianer doch, daß Soto todt wäre, und hier begraben läge. Denn, wenn sie über die Gruben giengen, so stunden sie auf einmal stille, und merketen mit den Augen den Ort des Begräbnisses. Die Spanier singen darauf wieder an, wegen des Leichnames in Furcht zu seyn, und verabredeten, sie wollten ihn wieder ausgraben, und zu seinem Grabe den Chucagua machen, dessen Tiefe sie vorher erforschen wollten. Es stellten sich daher einige den Abend, als wenn sie zu fischen gedächten, damit sie den Fluß erforschen könnten, und sie berichteten, daß er in der Mitte neun Faden Wasser hätte. Man beschloß so gleich, des Soto Leichnam daselbst zu versenken. Weil aber kein Stein in der Provinz war, damit man ihn hätte zu Grunde bringen können: so fälltete man eine sehr große Eiche, die man auf der einen Seite Mannshoch sägete und aushöhlete. Die Nacht darauf wurde Soto in aller Stille ausgegraben, und in die ausgehöhlte Eiche gelegt, die man oben mit einem Deckel vernagelte. Man brachte ihn auf den Fluß an den ausgeforschten Ort, und er sank so gleich unter. Carmona und Coles, welche diesen besondern Umstand erzählen, setzen hinzu: als die Wilden den General nicht mehr gesehen, so hätten sie sich erkundiget, wo er wäre, und da hätte man ihnen gesagt, Gott hätte ihn hohlen lassen, um ihm etwas großes anzubefehlen, welches er bey seiner Zurückkunft in kurzem ausführen würde *i*).

Entschließung der Truppen nach seinem Tode.

Nach des Generales Ableben hatte auch nicht ein einziger von seinen Befehlshabern das Herz, die Absicht auszuführen, die er gehabt hatte, sich in Florida zu setzen. Selbst diejenigen, die am meisten zur Entdeckung vieler Provinzen beygetragen, hatten keine Lust dazu. Sie entschlossen sich also, dieses Land zu verlassen, worinnen nur bloß die Liebe und Ach-

*h*) Ebendas. VIII Cap.

*i*) Ebendas. IX Cap.



Moscoso.

1542.

Achtung für ihren General sie bisher noch gehalten hatte. Aniasco, welcher sich einbildete, ein guter Geographus zu seyn, erboth sich, die Truppen insgesammt nach Mexico zu führen. Er schmeichelte sich, sie leicht dahin bringen zu können, und dachte nicht an die Wälder und Wüsten, wo er durch mußte, ehe er dahin kam. Die andern Spanier glaubten ebenfalls, es würde sie nichts auf ihrem Marsche aufhalten, weil die Begierde, die sie hatten, ihre Eroberung zu verlassen, ihnen alles leicht vorstellte, und sie Florida hielten, weil sie kein Gold und Silber darinnen fanden. Ueber dieses hatten die Indianer ein Gerücht ausgebreitet, nicht weit von dem Orte, wo das Heer stünde, befänden sich andere Spanier, welche die Provinzen unter sich brächten, die gegen Abend lägen. Diesem Gerüchte glaubeten sie, und sageten, das wären Truppen aus Mexico, zu denen man stoßen wollte, um ihnen ihre Absichten auszuführen zu helfen. Sie brachen hierauf den 4ten oder 5ten des Heumonates aus Guachoia auf, und nahmen ihren Weg nach Abend. Sie bildeten sich ein, sie würden gerade nach Mexico kommen, wenn sie dieser Linie folgten, ohne zu erwägen, daß sie nicht unter einerley Höhe waren. Sie thaten über hundert Meilen weit große Marsche durch neue Provinzen, nach deren Namen und Beschaffenheit sie sich aber nicht erkundigten: es ist aber gewiß, daß sie nicht so fruchtbar waren, als die vorigen *k*).

Als sie aus Guachoia ausmarschireten: so folgete ihnen ein junger wohlgebildeter Indianer von sechzehn bis siebenzehn Jahren. Die Bedienten des Generales Moscoso, zu denen er sich geschlagen hatte, wollten ihn nach Verlaufe einiger Zeit nicht weiter mitnehmen. Als sie aber sahen, daß sie ihn nicht loswerden konnten: so befürchteten sie, er möchte ein Spion seyn, und gaben ihrem Herrn davon Nachricht. Ortis mußte ihn also fragen, was ihn nöthigte, von seinen Freunden und Verwandten zu gehen, und Fremden nachzufolgen? Er antwortete: sie sähen einen armen jungen Menschen vor sich, der von seiner Kindheit an von seinen Aeltern verlassen worden, und den ein vornehmer Herr des Landes aus Erbarmung zu sich genommen, und mit seinen Kindern habe erziehen lassen. Da nun dieser Herr ist auf den Tod krank läge: so hätte man ihn erwählet, daß er lebendig mit ihm sollte begraben werden; weil man sagete, er wäre dergestalt von ihm geliebet worden, daß er ihn in die andere Welt begleiten müßte, damit er ihm aufwartete. Er für sein Theil gestünde es, daß er diesem Herrn sehr verbunden wäre, aber doch nicht so sehr, daß er sich lebendig mit ihm sollte in das Grab legen lassen. Um nun einem so verdienstlichen Tode zu entgehen, wäre er den Truppen gefolget, und wollte lieber ein Sclav seyn, als so grausam sterben. Der General befahl demnach, daß man ihn immer mitnehmen möchte *l*).

Ein junger Indianer will sich mit seinem Herrn nicht begraben lassen.

Die Spanier kamen also nach einem Marsche von mehr, als hundert Meilen, in die Provinz Auche. Der Cacique derselben nahm sie mit großen Freundschaftsbezeugungen, dem Ansehen nach, auf. Sie ruheten zweien Tage lang in dem Hauptorte aus, wo sie sich nach dem Wege erkundigten, den sie nehmen müßten, und erfuhren, zwei Tagereisen von der Stadt wäre eine Wüste, wozu man vier Tage brauchete, hinüber zu gehen. Der Cacique gab ihnen also Leute, welche auf sechs Tage groben Hirse für sie tragen mußten, und einen Wegweiser mit, dem er befahl, sie durch den kürzesten Weg bis zu den bewohnten Ländern zu führen.

Ankunft der Spanier in Auche.

Sic

*k*) Ebendas. X Cap.

*l*) Ebendas. XI Cap.

Moscoso.  
1542.  
Sie werden  
irre geführt.

Sie brachen also mit diesen Indianern von Auche auf, und kamen glücklich in die Wüste, durch welche sie auf einer großen Straße marschirten, die nach und nach so schmal wurde, daß sie sich endlich ganz verlor. Nichtsdestoweniger giengen sie sechs Tage lang fort, ohne einen gewissen Weg zu halten, weil ihnen der Wegweiser weiß machte, er führete sie so, um in die Richte zu gehen. Da sie aber sahen, daß sie nicht aus den Gehölzen heraus kamen, und sie schon in dreyen Tagen nichts anders, als Kraut und Wurzeln gegessen: so gaben sie auf ihren Wegweiser genauer Acht, und merketen endlich, daß er sie, boshafter Weise, bald gegen Norden, bald gegen Abend, darauf gegen Morgen, und zuweilen gegen Mittag, führete. So gleich ließ der General den Indianer befragen, was ihn bewogen hätte, die Spanier acht Tage lang so herum zu führen, da er ihnen doch zu Auche versprochen, er wollte sie in vier Tagen aus der Wüste bringen? Anfänglich antwortete er so wenig vernünftiges darauf, daß Moscoso, welchen es verdross, daß er seine Truppen in einem so erbärmlichen Zustande sehen mußte, befahl, die Windspiele auf ihn anzuhehen. Als er nun aber sah, daß er von Hunden sollte zerrissen werden: so bath er, man sollte die Hunde nur wegthun, er wollte alles sagen, was er bisher verschwiegen hatte. Er bekannte darauf, er hätte alles auf Befehl des Cacique gethan, welcher sich zu schwach befunden, sie öffentlich zu bestreiten, und sie daher mit List aufreiben wollen, da er ihm denn große Belohnungen versprochen, wenn er sie so führen würde, daß sie insgesammt in den Gehölzen verhungerten, wosern er es aber nicht thäte, den grausamsten Tod gedrohet hätte. Sein Fehler wäre also zu entschuldigen, und um so viel mehr zu verzeihen, weil sie selbst sich nicht besser nach dem Wege gleich anfangs erkundiget hätten; er würde ihnen alles bekannt und sie richtig geführt haben: er wollte es auch noch igo thun, und sie in kurzer Zeit wieder aus der Wüste bringen, wenn sie ihm nur das Leben schenketen.

Hinrichtung  
ihres Wegweiser's.

Der General und seine Befehlshaber waren über diese Verrätherey so ungehalten, daß sie seine Entschuldigungen nicht annahmen, und glaubeten, man dürste sich nicht weiter auf ihn verlassen. Sie heheten also die Hunde auf ihn, die ihn so gleich zerrissen, und fraßen. Den Augenblick darauf aber waren sie verdrüsslich darüber, und sahen sich in größerer Noth, als da sie ihn noch hatten; denn sie wußten nicht, wo sie einen andern Wegweiser hernehmen sollten, weil die Indianer, die sie zum Dienste gehabt, schon alle nach Auche zurück geschickt waren. Weil sie nun erkannten, daß sie entweder umkommen, oder aus dem Gehölze hinaus müßten: so nahmen sie ihren Marsch nach Abend, und marschirten drei Tage ohne das geringste zu essen, nachdem sie schon drei Tage nichts anders, als Wurzeln, gegessen hatten. Darauf entdecketen sie von einem kleinen Gebirge bewohnte, aber unfruchtbare Länder. Die Einwohner hatten die Flucht genommen, und ihre hin und wieder auf dem Felde zerstreueten elenden Hütten verlassen m).

Rühbirten-  
provinz.

Begebenhei-  
ten darinnen.

Als die Truppen daselbst ankamen: so fanden sie frisches Rühfleisch, womit sie ihren Hunger stillten. Sie nannten dieses Land die Rühbirtenprovinz, wegen der Menge Rühhäute, die man daselbst antraf: doch konnten sie dergleichen Vieh nicht lebendig finden, noch entdecken, wo die Indianer dieses Landes solches herbekämen. Indem die Spanier auf einer Ebene dieser Provinz hielten: so kam ein Indianer mit großen Federn auf dem Kopfe, dem Bogen in der Hand, und dem Köcher auf dem Rücken, aus einem Walde, dicht bey dem Lager, heraus. Die Spanier ließen ihn, in der Meynung, er wäre ein

m) Ebendaf. XII Cap.

Moscoso.  
1542.

Abgeschickter des Cacique an den General, hinankommen. Einige funfzig Schritte von ihnen legte er einen Pfeil auf seinen Bogen, und schoß auf einen Haufen Soldaten, die ihn ansahen: es wurde aber doch niemand darunter verwundet, indem sich einige auf die Erde gelegt, und andere aus einander begeben hatten. Der Pfeil aber traf, auf einige Indianerinnen, welche ihren Herren das Essen bereiteten. Er fuhr einer in den Rücken, und gieng gerade durch und durch, traf auch noch einer andern in die Brust, und blieb ihr in dem Leibe stecken. Sie fielen beyde todt nieder. Der Wilde aber lief, was er konnte, wieder nach dem Walde, doch wurde er von einem Reiter eingehohlet, und niedergehauen.

Drey Tage darnach kamen zween prächtig geschmückte Indianer früh Morgens, ungefähr zweyhundert Schritte vom Lager, und giengen da bey einem Nußbaume spazieren, der eine auf der einen und der andere auf der andern Seite, damit sie nicht überfallen würden. Moscoso verbot, man sollte ihnen nichts thun; sie wären Narren, und tollkühn, die man müßte gehen lassen. Sie spazierten also bis an den Abend, da die auf Rundschafft ausgeschickten Reiter wieder zurück kamen. Unter diesen fand sich noch ein größerer Thor, welcher ihre Thorheit bestrafen wollte. Er ritt also auf sie zu, und derjenige von den Indianern, auf dessen Seite er ankam, gieng gerade auf ihn zu, da inzwischen der andere unter dem Baume blieb. Als ihm der Spanier nahe genug war: so schoß er seinen Pfeil mit solchem Nachdrucke ab, daß er ihm durch sein Panzerhemde fuhr, und den linken Arm durch und durch bohrete, so, daß er den Zügel nicht mehr halten konnte. Seine Gefährten eilten so gleich hinzu: die beyden Indianer aber erwarteten diese größere Anzahl nicht, sondern eilten nach dem Gehölze.

Nach diesen Vorfällen marschirten sie über dreyßig Meilen durch diese Provinz; und als sie hindurch waren, so entdecketen sie gegen Abend hohe Gebirge und dicke Wälder, welche Wüsten waren. Man wollte nicht weiter gehen, bevor man einen gewissen Weg hätte, der sie in ein bewohntes Land führete. Es wurden also einige auf Entdeckungen ausgeschickt, welche nach vierzehn Tagen zurück kamen, und berichteten, das Land würde immer schlechter, je weiter man käme, und sie hätten über dreyßig Meilen hin, es unfruchtbar und schlecht bevölkert gefunden <sup>n</sup>).

Auf diesen Bericht verloren die Spanier alle Hoffnung, auf ihrem Wege nach Mexico zu kommen. Sie faßten also den Entschluß, wieder nach dem Chucagua zurück zu gehen; weil sie glaubeten, es wäre das sicherste Mittel, aus Florida zu kommen, daß sie diesen Fluß hinunter, und von da in den mericanischen Meerbusen giengen. Sie wandten sich also nach der linken Hand um, und hielten sich gegen Mittag, wobey sie bedacht waren, sich mit keinen Indianern, ohne Noth einzulassen, und dieserwegen nicht die geringste Unordnung auf ihrem Marsche zu begehen, damit sie die Indianer nicht reizen möchten. Nichts destoweniger wurden sie doch beständig angezwacket, und konnten sich vor allen Hinterhalten nicht genugsam hüten. Sie verloren in der Rühhirtenprovinz fast mehr Leute und Pferde, als in allen denen, wodurch sie bisher gegangen waren.

Endlich kamen sie hindurch, und giengen mit großen Marschen noch durch andere, nach deren Namen sie sich nicht erkundigten, wobey sie sich stets gegen Mittag hielten. Weil sie aber glaubeten, daß sie tiefer hinunter giengen, als sie sollten, um nach Guachoia zu

Stückkehr der  
Spanier nach  
dem Chucagua

Ihre Begeben-  
heiten.

<sup>n</sup>) Ebendaf. XIII Cap.

Moscoso.  
1542.

zu kommen, wohin sie wieder zurück kehren wollten: so wandten sie sich nach Morgen, jedoch so, daß sie sich stets ein wenig gegen Norden lenkerten. Man war damals in der Mitte des Herbstmonates, und sie hatten schon über drey Monate marschiret, ohne daß sie noch einen Tag oder eine Nacht Ruhe gehabt hatten. Die Indianer stellten ihnen auf allerhand Art nach. Eines mals krochen einige auf allen vieren bis an das Lager, wo sie auf die Pferde schossen, und zwey Schildwachten tödteten. Wenig Tage darnach legeten sich zwölf Reiter, und eben so viel Fußknechte, welche Leute zu ihrer Bedienung brauchten, in Hinterhalt, um einige von denen Indianern zu fangen, welche nach dem Aufbruche der Truppen kamen, dasjenige wegzuhohlen, was sie zurück gelassen hatten. Sie fingen auch ihrer vierzehn, welche sie unter sich theilten. Als sie aber wieder zu dem Heere stoßen wollten: so war einer von den Reitern nicht zufrieden, daß er nur zweyen Indianer hätte, und bathe seine Gefährten, sie möchten noch einen für ihn fangen. Sie sahen auch bald einen. Da sie ihn aber greifen wollten: so erschoss er ihnen zwey Pferde, und verwundete das dritte, woben er niedergebauen wurde. Sie hatten auf ihrem Marsche nach Guachoa bis zu Ende des Weinmonates ziemlich gut Wetter. Darauf aber fing es an, wegen des vielen Regens, verdriesslich zu werden, und sie mußten oftmals durch und durch naß ihr Nachtlager nehmen, und mit Gefahr ihres Lebens, einige Lebensmittel suchen. Die Beschwerlichkeiten des Marsches verdoppelten sich so, wie der Winter herandrückete. Der Schnee und Regen schwelleten die Bäche und Flüsse dergestalt auf, daß sie oft sieben bis acht Tage zubringen mußten, ehe sie über einen hinüber gehen konnten, weil sie Flöße dazu brauchten, und das Holz vielmals erst von weitem hohlen mußten. Es wurden auch ihrer viele krank, und es vergieng fast kein Tag, daß nicht ihrer zweyen oder drey starben. Endlich kamen sie in den letzten Tagen des Windmonates 1542 an den Ufer des Chucagua an, nachdem sie einen Marsch von mehr, als dreyhundert und funfzig Meilen, gethan hatten o).

Sie bemäch-  
tigten sich Ami-  
noia.

Sie befanden sich noch sechzehn Meilen von dem Flecken Guachoa, und trafen da zweyen andere dicht neben einander an, welche man Amindoa, von dem Namen der Provinz, hieß. Diese Flecken waren jedes von zweyhundert Häusern, und mit einem Graben umschlossen, dessen Wasser aus dem Chucagua kam, und aus einem jeden von diesen Flecken eine Insel machte. Moscoso, welcher noch außer siebentzig Pferden, ungefähr dreyhundert Mann zu Fuße hatte, entschloß sich, sich derselben zu bemächtigen, und den noch übrigen Winter allda zu bringen. Er griff sie also, einen nach dem andern so herzhast an, daß die Indianer sie ohne Widerstand verließen. Einen davon zerstörte man, und schaffete die Lebensmittel und andere Sachen daraus, welche man brauchte, nach dem andern, damit man, im Falle eines Lärmes, gleich beisammen wäre. Darauf befestigten sie diesen Posten, und setzten ihn innerhalb vier und zwanzig Tagen in einen guten Verteidigungsstand.

List einer In-  
dianerin.

Als die Spanier in diesen Flecken einzogen: so fragete sie eine alte Indianerin, die sich nicht hatte retten können: wo sie hinwollten? Sie sageten ihr: in die Winterquartiere. Darauf erwiederte die Indianerin: sie würden hier schlecht ankommen; denn der Fluß pflegte alle vierzehn Jahre so stark auszutreten, daß die Einwohner genöthiget wären, sich oben auf die Häuser hinauf zu begeben; und das gegenwärtige Jahr wäre wieder das vier-  
zehn-

o) Ebendas. XIV Cap.

lehnte, da der Flecken-ordentlicher Weise unter Wasser gesetzt würde. Die Spanier merketen die Absicht dieser guten Frau, und lacheten nur darüber. Sie ließen es sich daselbst recht wohl seyn, weil sie einen reichen Vorrath von allerhand Lebensmitteln fanden, und auch von den Wilden, weder bey Tage noch Nacht gestört wurden.

Da Moscoso sah, daß seine Leute ihre Kräfte meist wieder erhalten hatten, und der Jenner des 1543sten Jahres vergangen war: so befahl er, man sollte Holz fällen, Brigantinen zu bauen, und Tauen, Segel und andere zu seiner Absicht nöthige Dinge zurechte machen. Inzwischen starben noch wohl ihrer sechzig, unter deren Anzahl sich auch Ortis, Zovar, und Vasconcello befanden p).

Sobald sich das Gerücht ausbreitete, die Spanier wären zurück gekommen und brächten den Winter in Aminoia zu: so befürchtete Anilco, des Guachoia Unterthanen mächtigen unter ihrem Schutze noch einmal wiederkommen, und in seinen Landen ihre Grausamkeit ausüben. Er schickete also zu dem Generale, und ließ ihn seines Gehorsames versichern, und sich zu allen Diensten erbiethen. Derjenige, welchen Anilco abschickete, war sein Statthalter, oder Generallieutenant, und hatte, außer zweyhundert Indianern zum Dienste, noch zwanzig von den angesehensten seiner Provinz bey sich, welchen zwanzig andere mit Früchten und Weidwerke folgten. Er richtete das, was ihm aufgetragen worden, sehr gut aus, und vergaß nichts, den Moscoso zu gewinnen, welcher ihn mit den Seinigen sehr höflich aufnahm, und den Anilco seiner Gewogenheit versichern ließ. Sie blieben insgesammt bey den Spaniern, und bezeugeten denselben durch ihre treuen Dienste ihre Gewogenheit.

Zween Tage nach ihrer Ankunft traf auch Guachoia mit vielen von seinen Unterthanen, welche Früchte und Fische mitbrachten, daselbst ein, um sein Bündniß mit den Spaniern zu bestätigen. Der General empfing ihn sehr wohl: die Gegenwart des von Anilco abgeschickten Hauptmannes aber, und die Ehre, die man demselben erwies, waren ihm ein tödtlicher Schmerz. Gleichwohl verbiß er sein Misvergnügen, und entschloß sich, solches nur bey Gelegenheit zu bezeugen. Beyde Caciquen eiferten inzwischen recht, wer den Spaniern am meisten Dienste und Freundschaft erweisen könnte. Besonders aber that solches des Anilco Statthalter, welcher ohne dieses vieles an sich hatte, welches ihn lebenswürdig machte. Er war dienstfertig, getreu, hielt sein Wort genau, kam mit einer guten Art allem dem, was man brauchete, zuvor, und gab so gar mehr, als man sich zu fordern getraute. Weil die Spanier an Erbauung ihrer Brigantinen, deren sie sieben nöthig hatten, fleißig arbeiteten: so lieferte er ihnen außer vielen Tauen und anderem dazu nöthigen Tafelwerke, mehr alte und neue Mäntel, als sie billiger Weise verlangen konnten, weil man fast keine in der Provinz fand. Die neuen Mäntel dienten, Segel daraus zu machen, und die alten, die Schiffe damit zu kalfatern. Diese Mäntel sind von einer gewissen Art Kraut, wie Pappeln: Dieses Kraut hat Fäden, wie der Flach. Die Indianer machen auch Garn daraus, und geben diesen Mänteln eine Farbewas für eine sie wollen q).

Unter dessen, daß die Spanier an ihren Brigantinen arbeiteten, war Quiqualcanqui bedacht, wie er sie gänzlich aufreiben möchte. Denn er glaubete steif und fest, sie würden in ihrem Lande die Vortreflichkeit der entdeckten Länder erzählen, und alsdann in größerer

Moscoso.  
1543.

Vertragen  
zweener Caciquen gegen die  
Spanier.

Verbindung  
einiger Caciquen.

p) Ebendas. XV Cap.

q) Ebendas. XVI Cap.



Moscoso.  
1542.

ferer Anzahl wiederkommen, sich darinnen fest setzen, und die eigentlichen Herren daraus verjagen. In dieser Absicht schickete er so gleich zu zehnen von den benachbarten Caciquen an beyden Ufern des Chicagua, und suchete sie zu seinem Vorhaben zu gewinnen. Er ließ sie ermahnen, den Haß zu ersticken, den sie gegen einander hätten, und sich wider ihren gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen. Wenn sie diese Gelegenheit verabsäumeten, die ihnen das Glück darböthe: so würde er zum Voraus das Elend beweinen, wovon sie würden beschweret werden. Die Spanier gingen nur zurück, damit sie desto stärker wiederkommen, sie überwältigen und in eine elende Slavery bringen könnten. Die Caciquen traten des Quigualtanqui Vorhaben mit Vergnügen bey. Sie verabredeten mit einander, es sollte ein jeder in seiner Provinz Völker und Barken, zusammen bringen, damit sie die Feinde zu Wasser und Lande angreifen könnten; und um ihnen allen Wigwohn zu benehmen, sollte jeder insbesondere sich stellen, als ob er ihre Freundschaft suchete. Quigualtanqui schickete zuerst an Moscoso und die andern folgten nach. Indessen glaubete Anilco, welcher dieser Verschwörung nicht hatte beytreten wollen, er müßte Ehren halber den Spaniern davon Nachricht geben, und befahl daher seinem Statthalter, dem Generale die Verrätherey zu entdecken und ihn zu versichern, es sollte nichts vorgehen, wovon er ihm nicht Meldung thun wollte. Seit dieser Entdeckung hatten die Spanier eine besondere Hochachtung für den Anilco und seinen Statthalter. Gleichwohl wolte der Cacique niemals ins Lager kommen, sondern entschuldigte sich stets mit seiner schlechten Gesundheit: in der That aber trauete er den Spaniern nicht. Man weis nicht recht, ob Guachoa mit in die Verbindung getreten: man muthmaasset es aber, weil es ihn verdross, daß man des Anilco Statthalter so viel Hochachtung und Ehre erwies r).

Zank des Guachoa und des Statthalters des Anilco.

Guachoa hatte schon seit langer Zeit daran gearbeitet, wie er diesen Gesandten bey den Spaniern schwarz machen möchte. Da er aber sah, daß er sich nur unnütze Mühe gab: so brach er auf einmal los, und sagte zu dem Generale in Gegenwart vieler Befehlshaber: er hätte es schon lange mit Verdrusse angesehen, daß man dem Statthalter des Anilco so viel Ehre erwies; er hätte stets gedacht, man müßte diejenigen ehren, die am meisten Ansehen und hohe Herkunft hätten: gleichwohl machten es die Spanier ganz anders, weil sie nur den Statthalter des Anilco hoch schätzeten, der weder Vermögen, noch Macht, noch adliche Herkunft hätte, und welcher nur als ein Unterthan angesehen zu werden verdienete; er für seine Person hätte Unterthanen, welche denjenigen, dem sie so viel Zeichen der Hochachtung erwiesen, in allem überträfen; er ersuchete sie also, ein wenig zu erwägen, was sie thaten, und überzeuget zu seyn, daß es lauter List wäre, was der Statthalter that, und auf nichts weiter abzielte, als sie zu berücken. Der Statthalter des Anilco hatte alles das, was man wider ihn sagte, geduldig angehört, und antwortete darauf, ohne daß er dazu über entrüstet zu seyn schien: man würde ihm seine Herkunft mit Unrechte vor; da seine Vorfahren Caciquen gewesen, so gäbe er keinem an Adel etwas nach; er gestünde es, daß ihm sein Vater kein großes Vermögen hinterlassen hätte; er hätte aber diesen Abgang durch seinen Muth ersetzt, weil er in dem Kriege, den er wider Guachoa und andere Herren geführt, so viel gewonnen, daß er seinem Stande gemäß davon leben könnte; er könnte sich also iso unter die Zahl derer Reichen rechnen, welche man so hochachten müßte, wie sein Feind sagte; und ein Unterthan, wie er, würde allezeit einen Cacique, wie Guachoa, über-

r) Ebendaf. XVII Cap.

Moscoso.  
1543.

überlegen seyn; bey dem allen wäre er eigentlich kein schlechter Unterthan, weil ihn Anilco nicht dafür ansähe, sondern für einen seiner nächsten Anverwandten hielte; und in der Absicht hätte er ihn auch zu seinem Generalstatthalter in der Provinz gemacht; er hätte darauf viele Schlachten gewöhnen, den Vater des Guachoia geschlagen, und viele andere Hauptleute; selbst nachher, da Guachoia seinem Vater gefolget wäre, hätte er dessen ganze Macht zu Grunde gerichtet, und ihn selbst, nebst seinen beyden Brüdern und den Vornehmsten seiner Provinz gefangen genommen; damals hätte er ihm sein Land ohne Mühe nehmen, und sich zueignen können, weil ihm niemand würde widerstanden haben; er hätte das aber nicht thun mögen, sondern vielmehr ganz besondere Sorge für ihn getragen, so lange er gefangen gewesen wäre; er wäre so gar Bürge geworden, damit er, seine Brüder und seine Unterthanen wieder in Freyheit gekommen; weil aber Guachoia sein Wort nicht gehalten, so wartete er nur auf den Auszug der Truppen, um ihn dafür zu züchtigen; die Kühnheit, die er ihm gehabt, ihn für einen listigen und betrüglischen Menschen auszugeben, sollte ihm alsdenn theuer zu stehen kommen; und er wollte ihn lehren, ein andermal ihm nicht so verwegen seine Ehre anzugreifen; es würde auch nur auf Guachoia ankommen, ob sie gleich auf der Stelle ihrer beyder Zwistigkeiten ausmachen wollten; sie dürften dazu nur beyde in ein Schiff treten, und sich auf dem Flusse schlagen; wenn ihn Guachoia erlegete, so würde er seinem Haffe genugthun, und wegen des Misvergnügens gerächet seyn, welches ihm die Spanier gemacht, daß sie seinem Feinde so viel Ehre erwiesen; wenn er in dem Kampfe obsiegete, so würde er zeigen, daß eines Menschen Verdienste nicht in dem großen Reichthume, noch in dem Besitze vieler Unterthanen, sondern in der Tugend, und einem großen Muthe bestünde. Guachoia antwortete darauf nichts, und man las seine Beschämung und Verwirrung auf seinem Gesichte. Moscoso und die Spanier aber bekamen noch eine größere Hochachtung für des Anilco Statthalter, und erzeigten ihm täglich mehr Ehre.)

Da der General in Erwägung zog, wenn der Haß dieser beyden Personen sie antriebe, einander zu bekriegen, so würden sie ihm nichts mehr zu seinen Brigantinen liefern; so suchete er, sie zu versöhnen; und sie waren auch aus Freundschaft zu ihm bereitwillig dazu. Vier Tage nach der gestifteten Versöhnung wollte des Anilco Statthalter wieder in seine Provinz gehen. Der General, welcher dem Caclque Guachoia nicht recht traute, und befürchtete; er möchte ihm aufklauern lassen, um sich an ihm zu rächen, befahl dreysig Reitern, zu seiner Bedeckung mit zu gehen, bis er außer Gefahr wäre. Der Statthalter schlug solche anfangs höflich aus, und gab zu erkennen, daß Guachoia eben nicht sehr zu fürchten wäre: doch nahm er sie endlich noch, aus Gefälligkeit für den General, an. Er kam aber nachher noch oftmals nur bloß mit zehn oder zwölf Indianern an, und gieng auch so wieder zurück.

Indessen schickete Quigualtanqui und die andern Caciquen von seiner Partey bey Indianische Tage und bey Nacht einige mit Geschenken an den General. Diesen Abgeschickten aber Kundschafter. war zugleich aufgetragen, alles auszukundschaften, wie es bey den Spaniern gienge und stünde, damit man sich dessen bey Gelegenheit bedienen könnte. Der General war davon benachrichtiget, und verbot, also den indianischen Abgeordneten, sie sollten nicht mehr bey Nacht

Moscoso.  
1543.

Nacht in das Lager kommen. Allein, sie kehrten sich nicht daran. Weil man nun auf den Wachten des Generales Verboth wußte; jedoch erfuhr, daß sich einige einschlichen: so gab man um so viel genauer auf sie Acht. Die Schildwacht wurde auch einst beynt Mondenscheine gewahr, daß ein Paar dergleichen wohlgerüstete Indianer auf einem Baume, der ihnen zur Brücke dienete, über den Graben giengen. Man ließ sie heran kommen; und als sie durch das Thor gehen wollten: so gab der Soldat dem ersten mit dem Degen einen solchen Hieb über das Gesicht, daß er zur Erde stürzete. Er stund aber bald wieder auf, nahm seinen Bogen, und ergriff die Flucht. Der Gefährte des Verwundeten eilte wieder über die Brücke und machte Lärm, unterdessen der andere ins Wasser sprang und hinüber schwamm, wo ihn die zusammengelaufenen Indianer fortführten. Den andern Morgen kamen vier von den vornehmsten und beschwereten sich, daß man den Frieden bräche, und einen von den angesehensten Leuten des Landes übel zugerichtet hätte; und den Abend kamen noch vier andere, welche berichteten, daß er gestorben wäre, und daher verlangeten, der Spanier sollte wieder sterben. Der General entschuldigte sich, es wäre nicht auf seinen Befehl geschehen, doch hätte der Soldat seine Pflicht gethan, und könnte dafür nicht bestrafet werden; sie hätten sich das Unglück selbst zuzuschreiben, und sollten sich nicht einzuschleichen suchen, sondern kommen, wie sichs gehörte und gebührte. Mit dieser Antwort kehrten die Abgeordneten sehr misvergnügt zurück. Die Caciquen aber sucheten, ihren Unwillen noch etwas zu verbergen, und auf bequemere Gelegenheiten zu warten, ihren Anschlag auszuführen t).

Rüstung der  
verbundenen  
Caciquen.

Unterdessen arbeiteten die Spanier stark an ihren Brigantinen, wozu ihnen des Vintco Statthalter allen Vorschub that, ohne welchen sie sonst nimmermehr würden zu Stande gekommen seyn. Quigualkanqui und die verbundenen Caciquen zogen inzwischen auch jeder in seinem Lande Mannschaft zusammen, und rüsteten sich, dreyßig bis vierzigtausend Mann auf den Beinen zu haben, in den Gedanken, alle Spanier zu erschlagen, oder das Holz zu verbrennen, welches man zu den Schiffen zusammen gebracht hatte. Sie glaubeten, sie könnten einen beständigen Krieg wider sie führen, wenn sie sie verhinderten, aus ihrem Lande zu kommen, und sie würden sie um so viel leichter ausrotten, weil ihrer nur noch eine kleine Anzahl wäre, und sie nicht viel Pferde mehr hätten. Die Wilden wünschetem mit Ungeduld den Tag, der zum Angriffe angefeket, und in der That sehr nahe war; wie man es durch einige Indianerinnen erfuhr, welche bey spanischen Befehlshabern dienten. Einige Abgeordnete der Caciquen hatten sie darauf, als auf den Tag ihrer Befreyung von der Dienstbarkeit verträstet; und sie hatten solches ihren Herren eröffnet. Man glaubete solches um so viel leichter, weil man über dem Flusse hin und wieder Feuer sah, und des Nachts ein Lärmen hörte.

Austragung  
des Chicagua.

Es wurden alle Anstalten zu einer muthigen Vertheidigung gemacht: zum Glück aber trat der Chicagua aus. Er fing ungefähr den 10ten März 1543 an, und füllete nach und nach sein Bette voll, und gleich darauf trat er heftig aus seinen Ufern, überströmte das Feld, welches alsobald unter Wasser gesezet wurde, weil es weder Berge noch Hügel hat. Den 18ten März drang es durch die Thore von Aminoa, und in zweenen Tagen darnach konnte man nicht anders, als mit Rähnen, durch die Straßen fahren. Den 20sten April

t) Ebendas. XIX. Cap.

April war die Ueberschwemmung am größten; denn das Wasser bedeckete das Gefilde auf zwanzig Meilen umher, welches iht ein großer See zu seyn schien, worinnen man nur bloß einige von den höchsten Bäumen hervorragen sah. Den Spaniern fiel hierbey dasjenige ein, was die alte Indianerin ihnen bey ihrem Eintritte in Aminioia vorher gesaget hatte u).

Moscoso.

1543.

Während der Austretung des Flusses schickete man zwanzig Soldaten nebst einigen indianischen Ruderern in vier Barken, die an einander gebunden waren, damit sie nicht umfielen, wenn sie über die im Wasser stehenden Bäume weggingen, nach Anilco, welches zwanzig Meilen von Aminioia lag. Sie sollten den Cacique ersuchen, daß er dem Generale Tafelwerk, Theer, und alte Mäntel zu den Brigantinen schicken möchte. Silvester führte sie, welchem der Cacique besondere Verbindlichkeit hatte. Denn als des Guachoia Unterthanen den Flecken Anilco, wie oben gedacht worden, verheereten: so fing Silvester einen Indianer von zehn bis dreyzehn Jahren, welcher des Cacique Sohn war. Er nahm ihn mit sich und brachte ihn wieder nach Aminioia, wo der Cacique erfuhr, daß sein Sohn, welchen er so sehr gesucht hatte, bey den spanischen Truppen wäre. Er ließ ihn so gleich abfordern; und Silvester lieferte ihn auch auf eine verbindliche Art den Augenblick aus. So bald nun Silvester mit seinen Leuten zu Anilco angekommen waren, so ließ ihn der Cacique zu sich bitten, und behielt ihn bey sich in seiner eigenen Wohnung, so lange sich seine Gefährten in dem Orte aufhielten. Er befahl seinem Statthalter, ihnen alles zu schaffen, was sie verlangeten. Als sie solches erhalten hatten: so umarmete er Silvestren zum Abschiede, und bath ihn, den General seiner Freundschaft zu versichern, und ihm zu melden, es sollte nichts vorgehen, wovon er ihm nicht so gleich Nachricht ertheilen wollte x).

Man schicket nach Anilco.

Die Austretung des Flusses dauerte vierzig Tage, bey welcher sich die Spanier auf erhabene Berge begaben, wo sie an ihren Fahrzeugen arbeiteten. Weil es ihnen aber an Kohlen fehlte, das Eisenwerk zu schmieden: so machten sie welche von den Gipfeln derer Bäume, die über dem Wasser hervor rageten. So lange das Wasser die Gefilde bedeckete, ließen sich die Leute der Caciquen nicht sehen; weil ein jeder geschwind nach Hause geilet war, seine Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen. Indessen schicketen doch Guigaltanqui und die andern Herren, um ihre böse Absicht desto besser zu verhehlen, beiständig an den General, welcher sich stellte, als ob er nichts davon wüßte, jedoch allezeit auf guter Hut stund. Zu Ende des Aprils nahm das Wasser nach und nach ab, und fiel eben so lange, als es angewachsen war; so daß es zu Ende des Mayes wieder in sein Bett trat. Die Caciquen fingen darauf wieder an, ins Feld zu kommen, und waren entschlossen, ihre Unternehmung eiligst auszuführen.

Berrichtung der Spanier bey der Austretung des Flusses.

Indessen kam der Statthalter des Anilco, welcher davon Nachricht hatte, zum Generale, und eröffnete ihm: es würden ehesten jeder Cacique insbesondere zu ihm schicken; ein jeder Abgeordnete würde, das und das zu ihm sagen, und ihm die und die Geschenke bringen; einige würden des Morgens und andere gegen Abend kommen; dieses würde vier ganzer Tage anhalten, und unter der Zeit würde man die Truppen vollends zusammenbringen, und darauf ihn anfallen; ihre Absicht wäre, alle Spanier auszurotten, oder wenigstens

Zeitung von Fortsetzung des Bündnisses.

u) Ebenas. XX Cap.

x) Ebenas. XXI Cap.

Moscoso.  
1543.

nigstens ihre Schiffe zu verbrennen, damit sie nicht fortkommen könnten, und also nach und nach elender Weise umkommen müßten. Er setzte hinzu: er erbörte sich, im Namen seines Cacique, ihnen zu Vermeidung dieses Unfalles, mit achttausend auserlesener Mann bezuspringen, wodurch sie ihren Feinden leicht würden widerstehen können; wofern sie sich auch in seine Lande begeben wollten, so würde er sie mit Vergnügen aufnehmen; er würde daselbst vollkommen sicher seyn, und da sie sich nicht unterstehen würden, ihn daselbst anzugreifen, so könnte er auch mit Muße überlegen, was für Maasregeln er nehmen wollte. Moscoso dankete dem Cacique für seine Anerbiethungen, er wollte ihn aber nicht in die Gefahr setzen, daß er seinetwegen von seinen Nachbarn sollte gehasset werden, weil er den Spaniern öffentlich bengesprungen. Er schlug auch die Zuflucht in sein Land aus, weil er im Begriffe war, nach Mexico abzugehen; und machte sich großmüthiger Weise zu allem gefaßt, was vorkommen könnte y).

Abgeordnete  
von den Ver-  
bündeten.

Im Anfange des Brachmonates kamen die Abgeordneten der Caciquen auf die angezeigte Art und Weise zu ihm. Sie wurden gefangen genommen, und jeder besonders wegen der Verschwörung befraget. Es verhehlte keiner, was man vorhatte, und wie man es ausführen wollte. Auf ihre Aussage ließ der General, ohne die andern zu erwarten, denen dreißigen, die er hatte, eilig die rechte Hand abhacken. Diese armen Leute stunden solches mit so vieler Geduld oder Standhaftigkeit aus, daß, wenn kaum dem einen die Hand abgehacket war, der andere schon seine auf den Block legete. Diese Strafe zerriß die Verbindung, und die Indianer glaubeten, weil die Spanier Nachricht von der Unternehmung hätten, so würden sie auch auf ihrer Hut seyn. Jeder Cacique kehrte voller Verdruß, über ihr fehlgeschlagenes Vorhaben, in sein Land zurück. Weil sie aber doch fest darauf blieben, solches auf eine andere Art zu versuchen; und sie sich stärker zu Wasser als zu Lande befanden: so verabredeten sie, die Spanier anzugreifen, wenn sie den Fluß hinunter giengen.

Anstalten der  
Spanier zu  
ihrer Einschif-  
fung.

Weil nun Moscoso und seine Hauptleute sahen, daß sie beständig würden angezwacket werden: so beschleunigten sie ihre Arbeit, und machten die sieben Brigantinen fertig. Sie brachten Lebensmittel zusammen, und ließen sich von Guachoia und Anilco groben Hirs, Früchte und andere dergleichen Sachen geben. Sie schlachteten einige Schweine, und behielten nur anderthalb Duzend, im Falle sie sich irgendwo am Meere setzten. Sie bedienten sich des Schmalzes zur Milderung des Harzes, womit sie ihre Schiffe kalfaterten. Außer diesen versahen sie sich mit kleinen Barken für die dreißig Pferde, die sie noch hatten. Sie banden zwei und zwei von diesen Barken zusammen, damit die Pferde mit den Vorderfüßen in der einen und mit den Hinterfüßen in der andern stehen könnten. Eine jede Brigantine hatte auch eine von diesen Barken hinter sich hergehen, welche ihr anstatt der Schaluppe diente. Sie brachten am Tage St. Johannis des Täufers die Brigantinen ins Wasser, schifften ihre Pferde ein, und ernannten die Hauptleute, welche ihre Schiffe führen sollten. Sie nahmen Abschied von Guachoia und Anilco, und empfahlen ihnen noch, mit einander friedlich zu leben z).

y) Ebendas. XXII Cap.

z) Ebendas. XXIII Cap.



## Der VIII Abschnitt.

Moscoso.  
1543.

## Rückkehr der Spanier aus Florida nach Mexico.

Einschiffung der Truppen. Schiffe von der Flotte der verbündeten Taciquen. Gefecht der Indianer auf dem Wasser. Begebenheiten der Spanier. Kriegeslist der Indianer. Verwegenheit eines Spaniers. Rückkehr der Indianer in ihr Land. Ankunft der Spanier in der See. Gefecht wider die Indianer an der Küste. Schiff-

fahrt der Spanier. Begebenheit zweier Caravellen. Man läßt den General suchen, und das Land entdecken. Die Spanier erkennen, daß sie in Mexico sind. Ankunft der Spanier zu Panuco und ihre Uneinigkeit. Aufnahme der Spanier in Mexico. Sie gehen aus einander. Maldonado und Arias suchen Soto.

Moscoso bestieg die erste Brigantine oder Caravelle; Alvarado und Mosquera die zweite, Aniasco und Viedma die dritte, Gufman und Gaita die vierte; Tinoco und Cardentosa die fünfte; Calderon und Franz Osorio die sechste; und Vega nebst Garcia die siebente. Jede hatte sieben Ruderbänke, und zween Hauptleute, damit, wenn der eine aussteigen mußte, den Feinden die Spitze zu biethen, der andere in dem Schiffe bliebe, die nöthigen Befehle zu stellen. Mit ihnen schifften sich noch ungefähr dreihundert und funfzig Mann von den tausend ein, welche nach Florida gegangen waren, und einige dreißig Indianer und Indianerinnen von achthundert, die man aus verschiedenen Provinzen mitgenommen hatte. Weil diese armen Leute von ihrer Heimath entfernt und der Spanier gewohnt waren: so wollten sie dieselben nicht verlassen. Sie fuhren den Abend am Tage Petri und Pauli ab, und segelten und ruderten, um desto geschwin- der fortzukommen. Die Nacht und der Tag, da sie an des Guachoa Provinz hinsegelten, vergiengen, ohne daß der Feind sie anzuckete. Den zweiten Tag aber früh Morgens kam dessen Flotte zum Vorschein, welche aus mehr als tausend der größten und besten Fahrzeuge bestand a).

Die Größe einiger davon setete die Spanier in Erstaunen. Sie sahen welche von fünf und zwanzig Ruderbänken, deren jedes ungefähr dreißig Soldaten führte, ohne viele mit Pfeilen bewaffnete Ruderknechte zu rechnen, so daß in einigen wohl auf fünf und siebenzig bis achtzig streitbare Leute seyn mochten. In andern aber waren nicht so viel; denn sie wurden immer kleiner. Die kleinsten hatten vierzehn Ruderbänke, und alle zusammen, klein und groß, bestunden jedes aus einem Stücke. Ihre Ruder schienen sehr schon gemacht zu seyn. Sie waren ungefähr eine Klafter lang, wovon der größte Theil ins Wasser gieng; und wenn diese Schiffe mit aller Macht fuhren, so würde ein Pferd in vollem Galoppe Mühe gehabt haben, ihnen vorzukommen. Merkwürdig aber war es, daß die Feinde verschiedene Lieder sangen, welche nach Beschaffenheit ihrer traurigen oder freudigen Melodie machten, daß sie in sehr guter Ordnung entweder langsam oder schnell ruderten, wie es nöthig war. Diese Lieder enthielten die Heldenthaten ihrer Vorfahren. Sie wurden durch das Andenken derselben zur Tapferkeit erregt, und dachten nur, den Sieg davon zu tragen. Diese Fahrzeuge waren auch innen und außen blau, weiß oder grün, roth oder mit andern Farben gemalt, nach der Phantasie eines jeden, dem sie gehörten. Die Ruder selbst und die Federn, welche die Soldaten auf den Köpfen trugen, ihre Mützen, wie auch ihre Bogen und Pfeile waren von der Farbe der Schiffe. Weil

a) Historia del Florida, Part. II. Lib. IV. cap. I.

Moscoso.  
1543.

der Fluß sehr breit war und sie sich leicht ausbreiten konnten: so gab dieses einen sehr schönen Anblick. In ihren Liedern waren auch Schmähreden und Drohungen wider die Spanier; und zu Ende derselben erhoben sie ein großes Geschrey b).

Gefecht der  
Indianer auf  
dem Wasser.

Als sie den Spaniern einige Zeit gefolget waren: so theilten sie sich in drey Haufen. Die Truppen des Quigualkanqui setzten sich an die Spitze: man konnte aber nicht recht erfahren, ob er sie selbst anführte; wiewohl man doch seinen Namen oftmals in den Liedern erschallen hörte. Darauf rücketen alle Schiffe zur Rechten gegen das Ufer des Flusses und kamen voraus. Die von dem ersten Haufen griffen so gleich die Brigantinen an, giengen an das andere Ufer hinüber, und verwundeten viele Spanier durch ihre Pfeile. Dieser erste Haufen war nicht so bald zur Linken, so gieng er wieder zurück und nahm seinen vorigen Posten ein, wobey er sich gleichwohl stets den Caravellen näherte. Der zweyte Haufen, welcher vorüber fuhr, griff heftig an, kehrte zur Rechten wieder um und stellte sich an die Spitze des ersten. Der dritte gieng auf eben die Arbeit vorbey; und nachdem er eine Menge Pfeile abgeschossen, so kam er wieder zu seinen Leuten, und setzte sich vor den zweyten Haufen. Weil indessen die Caravellen nicht aufhörten, zu rudern: so kamen sie an den Ort der Wilden, welche zuerst angegriffen hatten, und welche eben so wieder auf sie schossen. Die andern machten es eben so die Reihe herum, und ermüdeten die Spanier den ganzen Tag sehr. So gar die Nacht über plageten sie dieselben; aber nicht so hartnäckig. Die Spanier vertheidigten sich gut, und setzten Soldaten in die Barken, wo die Pferde waren, damit sie die Indianer zurück trieben, wenn sie solche tödten wollten. Weil aber die Indianer von weitem schossen, und den Spaniern beschwerlich fielen: so begaben sich solche wieder in die Caravellen, und gaben ihre Pferde preis, welche mit schlechten Häuten und einigen Schilden bedeckt waren. Sie kamen auch innerhalb zehn Tagen alle bis auf acht um; und die Spanier selbst waren, ungeachtet ihrer Schilde, meist alle verwundet. Sie hatten nichts, als ihre Armbrüste, womit sie sich von ferne wehren konnten; denn aus ihren Flinten hatte man Nägel gemacht; weil sie schon lange kein Pulver mehr gehabt hatten c).

Begebenheiten der Spanier.

Nach einem zehntägigen Gefechte entferneten sich die Feinde von den Caravellen etwas über eine halbe Meile. Die Spanier ruderten fort, und entdeckten drehundert Schritte vom Ufer ein Dorf von ungefähr achtzig Häusern. Weil sie damals glaubeten, sie hätten schon zweyhundert Meilen zurück gelegt, indem sich der Fluß weder auf der einen, noch auf der andern Seite krümmete; und weil sie dachten, sie wären schon nahe bey der See: so entschlossen sie sich, daselbst auszusteigen und die Pferde etwas zu erfrischen. Kaum aber waren hundert Mann damit an das Land gegangen, so nahmen die Einwohner die Flucht, zerstreueten sich auf dem ganzen Gefilde umher und riefen um Hülfe. Unterdessen kamen die ausgestiegenen Spanier in das Dorf, und fanden eine große Menge groben Hirse, gedörrte Früchte, viele auf mancherley Art gefärbte Gemsenfelle, nebst Mänteln von verschiedenen sehr wohl zubereiteten Fellen, und ein Stück von Mordefellen ungefähr acht Ellen lang und drey Bierthel breit. Dieses Stück war doppelt, auf beyden Seiten gleich und hin und wieder mit Quasten von Perlenfaamen versehen. Man glaubete, es dienete den Indianern zur Standarte bey ihren Festen; denn zu nichts andern

b) Am angef. Orte, III Cap.

c) Ebendas. IV Cap.

Moscoso.

1543.

andern konnte es, dem Anscheine nach, bestimmt seyn. Silvester hielt es für schön und nahm es für sich. Seine Gefährten versahen sich jeder mit dem, was daselbst befindlich war, einige mit Hirse und Früchten, andere mit Fellen. Sie kehrten eilig wieder nach ihren Schiffen, weil ein Haufen von den Indianern der Flotte, auf das Geschrey der Einwohner ans Land gestiegen und grünnig auf sie zukam. So sehr sie aber auch eilten, so mußten sie doch ihre Pferde im Stiche lassen, weil sie solche nicht einschiffen konnten, wofern sie nicht selbst ihr Leben in Gefahr setzen wollten. Da die Indianer also sahen, daß die Menschen ihnen entgangen waren: so ließen sie ihre Wuch an den Pferden aus, und erschossen solche insgesammt d).

Die Spanier setzten ihre Fahrt eifrig fort; und da die Indianer verzweifelten, zu ihrem Zwecke zu kommen, so nahmen sie ihre Zuflucht zur List. Sie stellten sich, als ob sie von der Flotte ablassen wollten. Sie glaubeten, wenn die Spanier sie nicht mehr hinter sich herkommen sähen, so würden ihre Schiffe auch nicht mehr in so guter Ordnung beyammen bleiben, und alsdann könnten sie dieselben anfallen und vollends zerstreuen. Das geschah zum Theile, wie sie es sich eingebildet hatten. Eine von den Caravellen gieng aus ihrer Reihe und blieb etwas zurück. So gleich eilten die Indianer hinzu und sucheten sich derselben zu bemächtigern. Die andern, welche die Gefahr sahen, worinnen solche war, eilten mit aller Gewalt gegen den Strom wieder hinauf, ihr zu Hülfe. Sie fanden sie in großer Noth; denn einige Indianer waren bereits hinein gesprungen, und hatten sich derselben bemächtiget. Bey Ankunft der Spanier aber eilten sie mit Verwegenheit eines Spaniers dreyßig Todten wieder zurück, doch führten sie noch eine Barke mit fünf Schweinen davon. Die Spanier fuhren seitdem beständig in guter Ordnung: doch ruderten die Indianer immer hinter drein, in Hoffnung, es würde sich schon einmal wieder eines entfern; und sie wurden darinnen auch nicht ganz betrogen.

Stephan Agnez, der wie ein starker grober Bauer aussah, und das Glück gehabt hatte, noch in keinem Treffen verwundet zu werden, wollte etwas unternehmen, wodurch er sich zeigen könnte; denn bisher hatte er noch nichts merkwürdiges gethan. Er stieg also aus seiner Caravelle in die vor ihr her fahrende Barke, unter dem Vorwande, mit dem Generale zu reden, welcher vorher gieng. Agnez wurde von fünf jungen Spaniern begleitet, die er durch die Hoffnung, Ehre zu erjagen, gewonnen hatte. Als sie in der Barke waren: so entferneten sie sich von ihrer Caravelle, ruderten gerade auf die Indianer zu, griffen sie mit einem Geschrey: darauf los! an, und trieben die vordersten Indianer in die Flucht. Der General, welcher diese Verwegenheit sah, ließ so gleich zum Rückzuge blasen: allein, Agnez drang immer mehr auf die Feinde zu, und winkte, man sollte nicht rücken. Moscoso wurde darüber unwillig, und ließ vierzig Spanier Barken nehmen, dieselben verrückten Keel zurück zu hohlen. Sie eilten so gleich auf ihn zu; und die Indianer zogen sich nunmehr aus List weiter zurück, um sie desto mehr von ihren Caravellen abzulocken. Agnez setzete ihnen blindlings nach; und die abgekehrten folgten ihm, damit sie ihn entweder zurück brächten, oder ihm doch wenigstens im Nothfalle beystehen könnten. Als die Indianer sie nun weit genug hatten, und ziemlich nahe bey sich sahen: so öffnieten sie sich, wie ein halber Mond, und zogen sich langsamer zurück, damit sie die Spanier zwischen

Moscoso.  
1543.

Rückkehr der  
Indianer.

Ankunft der  
Spanier in  
See.

Gefecht wider  
die Indianer  
an der Küste.

Schiffahrt der  
Spanier.

schen sich hinein brächten. Darauf griffen sie dieselben hitzig an, fasseten sie von der Seite und stürzten sie insgesammt ins Wasser, so daß von zwey und funfzig Spaniern nur ihrer viere davon kamen e).

Nach dieser Niederlage zwacketen die Indianer den ganzen übrigen Tag und die folgende Nacht hindurch die Spanier an. Bey Aufgange der Sonne aber machten sie noch ein großes Geschrey, ließen ihre Instrumente erklingen, um diesem Gestirne dadurch gleichsam für den erhaltenen Vortheil Dank zu sagen. Sie ließen darauf von der Nachsetzung der Caravellen ab, und begaben sich voller Freuden wieder in ihre Länder, wovon sie über vierhundert Meilen entfernt waren.

Als die Spanier nunmehr sahen, daß die Indianer sie nicht mehr verfolgten; so glaubeten sie um so viel leichter, daß sie sich dem Meere näherten, weil der Chucagua anfang, ungefähr vierzehn Meilen breit zu werden. Man sah an dem einen Ufer desselben so hohe Binsen, daß es schien, es wären Bäume; und vielleicht waren es auch welche. Man wollte sich aber nicht näher davon unterrichten, aus Furcht, man möchte auf Klippen gerathen, und weil niemand wußte, ob man schon in der See, oder noch auf dem Flusse wäre. In dieser Ungewißheit fuhren sie noch drey Tage fort, und den vierten des Morgens erkannten sie auf einmal die See. Sie fanden eine wüste Insel, wie diejenigen, welche die großen Ströme an ihren Mündungen zu machen pflegen. Weil sie aber nicht wußten, wie weit sie von Mexico entfernt seyn mochten: so entschlossen sie sich, ehe sie weiter giengen, ihre Brigantinen zu besichtigen. Sie fanden, daß solche keine Ausbesserung braucheten, und sucheten sich also nur drey Tage zu erfrischen, da sie denn ihre zehn übrigen Schweine vollends schlachteten f).

In denen dreyen Tagen, da sie sich erfrischeten, sahen sie den letzten Tag zu Mittage aus einem Orte voller Binsen, sieben Fahrzeuge zum Vorscheine kommen, die auf sie zufuhren. In dem ersten befand sich ein großer und sehr schwarzer Indianer, von einem ganz andern Ansehen, als die mitten im Lande. Als er ziemlich nahe war: so stellte er sich vorn auf das Schiff, und sagete mit einem stolzen Tone, wie die Dolmetscher es erklärten: sie wären Räuber, und er wußte nicht, was sie an der Küste zu thun hätten. Sie sollten sich hinweg packen, oder er wollte ihnen ihre Schiffe verbrennen, und sie selbst jämmerlich zurichten. Er erwartete keine Antwort, sondern kehrte so gleich zurück. Die Spanier befürchteten bey Erwägung dieser Drohung, er möchte in der Nacht solche auszuföhren suchen, weil alle Augenblicke einige Fahrzeuge kamen, sie in Augenschein zu nehmen. Sie entschlossen sich also, sie anzugreifen, und es mußten dazu hundert Mann in fünf Barken abgehen. Sie fanden eine große Anzahl Wilde hinter den Binsen mit wohl ausgerüsteten Fahrzeugen. Gleichwohl fielen sie dieselben an, tödteten einige davon, und jageten die übrigen auseinander: doch litten sie selbst auch dabey nicht wenig g).

So bald sie wieder zu den Caravellen gekommen waren: so begaben sie sich zu Schiffe, aus Furcht, sie möchten von einer größern Nacht überfallen werden. Sie giengen unter Segel: doch getraueten sie sich nicht in das Meer hinaus; denn sie wußten nicht, wo sie waren, noch welchen Weg sie nehmen sollten. Gleichwohl waren sie überzeuget, wenn sie die Küste gegen Abend hinföhren, so würden sie glücklich nach Mexico kommen. Sie

e) Ebendas. VI Cap.

g) Ebendas. VIII Cap.

f) Am angef. Orte, VII Cap.

Moscoso.

1543.

fanden nach zweenen Tagen das Wasser noch süß, und wunderten sich, daß der Chucagua so weit in die See hinausgieng. Sie hatten weder Compaß noch Seekarte, und Aniasco suchete diesem Mangel abzuhelfen, so gut er konnte. Die Matrosen aber, welche wußten, daß er keine sonderliche Kenntniß vom Seewesen hatte, lacheten nur darüber, und er selbst warf vor Verdruß seine Karte und seinen Compaß ins Meer. Nach sieben bis acht Tagen zwang sie ein Sturm, einen Schuß zu suchen. Als sich das Wetter geändert hatte, fuhren sie noch vierzehn Tage, und mußten fünf bis sechsmal Wasser einnehmen, weil sie keine große Gefäße dazu hatten. Sie getraueten sich nicht, nach den Inseln hinüber zu gehen, aus Furcht, sie möchten sich zu weit vom Lande entfernen. Nach Verlaufe dieser vierzehn Tage, kamen sie an fünf bis sechs kleine Inseln, die voller Seevögel waren, welche in der Erde nisteten. Sie nahmen welche davon und ihre Eyer mit. Die Vögel aber waren so fett, daß man sie nicht essen konnte, und hatten auch einen Seegeeschmack. Den Tag darauf legete man in einer Gegend an, die wegen einer Menge von einander entfernter großer Bäume sehr angenehm war. Es stiegen einige Soldaten aus, am Ufer zu fischen, und fanden viele Heerbretter, welche die See ans Ufer getrieben hatte, und deren einige von acht bis vierzehn Pfund wogen. Diese waren den Spaniern eine große Freude; denn ihre Caravellen zogen Wasser, und sie konnten dieselben insgesammt damit ausbessern. Die acht Tage über, da sie sich in dieser Gegend erfrischeten, wurden sie dreymal von Indianern besucht, welche mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, und sie empfingen jedesmal groben Hirse von ihnen. Sie giengen darauf wieder zu Schiffe, ohne sich einmal zu erkundigen, wie diese Gegend hieße. Sie fuhren beständig dicht am Lande, und hüteten sich, daß der Nordwind sie nicht hinaus in die See triebe. Zuweilen hielten sie sich drei bis vier Tage auf, zu fischen, und glaubeten beständig, sie wären nicht mehr weit von dem Flusse Palmas entfernt, wohin ihr ganzer Wunsch gieng <sup>h)</sup>.

Die Spanier waren nun dreyszig Tage in See, als sich gegen Abend ein Nordwind erhob, welcher fünf Caravellen nöthigte, sich dem Lande zu nähern. Indessen wurde der Wind stärker, und Gaitans, wie auch des Alvarado Caravellen wurden von diesem Sturme gewaltig mitgenommen. Vornehmlich fehlte es nicht viel, daß nicht Gaitans Brigantine durch einen Windstoß, welcher ihr den Mast nahm, Schiffbruch gelitten hätte. Beide Schiffe sahen sich also die ganze Nacht hindurch, und auch den folgenden Tag in einem kläglichen Zustande, indem sie gegen Mittag zu versinken dachten. Hier wurden sie der fünf andern, die einen Fluß erreicht hatten, und denselben hinauffuhren, ansichtig, und bemüheten sich, zu ihnen zu stoßen, aber vergebens. Die Gefahr nahm alle Augenblicke zu, und ihre Kräfte durch die Arbeit, solcher zu entgehen, eben so ab. Nachdem sie endlich sechs und zwanzig Stunden also zugebracht hatten: so entdecketen sie kurz vor der Nacht zwei Küsten, eine weiße zu ihrer rechten, und eine schwarze zu ihrer linken. Darauf sagete ein junger Bursche aus des Alvarado Schiffe; er wäre an dieser schwarzen Küste gewesen, ohne, daß er deren Namen wüßte; sie wäre voller Glintensteine, und gienge bis in die Gegenden von Vera Cruz; wenn sie ihre Schiffe dahin wendeten, so wären sie unfehlbar verloren; die weiße Küste wäre Sand, weich und eben, und man müßte noch vor Abend daseibst hinzukommen suchen. Alvarado ließ so gleich durch vieles Schreyen, Rufen und Winken Gaitans Caravelle, die man wegen der hohen Wellen oft kaum sehen

Begebenheit  
zwoer Caravel-  
vellen.

<sup>h)</sup> Ebendas. IX Cap.



Moscoso.  
1543.

konnte, andeuten, nicht nach der schwarzen Küste zu halten. Gaitan wollte aber durchaus dahin; und es mußten ihn seine eigenen Leute mit dem Degen in der Faust zwingen, nach der andern zu lenken, wo sie nach vieler Mühe endlich noch vor der Sonnen Untergange ankamen. So bald Gaitan merkte, daß die Caravelle aufstieß, so sprang er ins Wasser, beschädigte sich dabey aber die Schultern gewaltig. Seine Soldaten giengen nicht aus der Caravelle, welche die Fluth mit dem ersten Stöße auf das Land trieb. Bey der Zurückkunft der Wellen legete sie solche auf die Seite. Darauf sprangen die Soldaten in das Wasser; ein Theil lud die Caravelle aus, und sie brachten sie endlich völlig auf den Strand. Alvarado und Mosquera, welche auch zween Flintenschüsse weiter davon gestrandet hatten, brachten ihre Brigantine gleichfalls auf das Trockene <sup>1)</sup>.

Man läßt den  
General suchen,

Nachdem die Spanier von beyden Caravelen kurz vor Nacht zusammen gekommen waren: so beschloffen sie, jemand an den General zu schicken, und ihm von ihrem Zustande Nachricht zu geben, und sich auch zu erkundigen, wie es mit den fünf andern Caravelen stünde. Als sie aber erwogen, daß sie seit sechs und zwanzig Stunden keine Ruhe gehabt, und nichts zu sich genommen hatten, und man dreyzehn bis vierzehn Meilen durch ein unbekanntes Land voller Feinde in dieser Nacht gehen müßte, wenn man zu ihm wollte: so machten sie sich ein Bedenken, jemand abzuschicken. Es bot sich aber Quadrado Charamilla von selbst dazu an, und Franz Mugnos gesellte sich zu ihm. Man gab ihnen Lebensmittel, und sie nahmen ihre Degen und Rundartschken, und giengen in der ersten Stunde der Nacht ab. Weil sie den Weg nicht wußten: so hielten sie sich nahe bey dem Ufer des Meeres, in der Meynung, daß solches der sicherste Weg wäre.

und das Land  
entdecken.

Ihre Gefährten begaben sich inzwischen wieder nach ihren Brigantinen, und kamen, nachdem sie die Nacht ausgeruhet hatten, den Morgen wieder zusammen. Sie erwählten Silvestern, Anton von Porras und Alonso Caluette, es sollte ein jeder mit zwanzig Mann, der eine gegen Mittag, der andere gegen Abend, und der dritte gegen Norden ausgehen, um zu entdecken, in welchem Lande man wäre: doch sollten sie sich nicht zu weit entfernen, damit man ihnen, im Falle der Noth beybringen könnte. Diejenigen, welche nach Norden und Süden gegangen waren, kamen, nach einem Marsche von ungefähr anderthalb Meilen, die einen mit der Hälfte einer weißen irdenen Schüssel von Talavera <sup>k)</sup>, und die andern mit einem Schüsselchen von gemalter Erde, wie man sie zu Malassamalet, zurück. Hieraus schlossen sie, das Land müßte von Spaniern bewohnt werden. Silvestre, welcher gegen Abend gegangen war, bestätigete solches bey seiner Rückkunft durch einen Indianer, welchen er gefangen hatte. Denn da er sich mit seiner Schaar ungefähr eine halbe Meile von der See entfernt hatte: so kam er auf eine kleine Anhöhe. Dasselbst entdeckete er einen Teich süßes Wassers über eine Meile lang. Weil sie nun in diesem Teiche vier Fahrzeuge mit Indianern sahen, welche fischeten: so schlichen sie längst dem Wasser eine Viertelmeile weit unter den Bäumen hin. Sie sahen sich überall um, und wurden auf drehundert Schritte weit von ihnen zween Indianer gewahr, welche Früchte unter einem Baume sammelten, den man Guajac nannte. So gleich legeten sie sich auf die Erde, die einen auf der einen, und die andern an der andern Seite. Sie krochen

<sup>1)</sup> Ebendaf. X Cap.

<sup>k)</sup> Talavera la Reyna, eine Stadt in Neucastillen in Spanien, wo man gute irdene Gefäße machet.

Moscoso.  
1543.

trocken so geschickt auf dem Bauche fort, daß sie, ohne entdeckt zu werden, die beyden Wilden umgaben. Darauf stunden sie auf, und liefen auf dieselben zu. Ungeachtet ihrer Geschwindigkeit aber entwischte ihnen doch einer, welcher davon schwamm. Den andern aber erhascheten sie, und eilten mit ihm und ihrer Beute geschwind wieder nach ihrem Quartiere, aus Furcht, es möchten die Einwohner des Landes zusammen kommen, und ihnen solche wieder abjagen. Denn sie hatten zugleich zween Körbe voller Guajacfrüchte, großen Hirse, einen calecutischen Hahn aus Mexico, und zweyen spanischen Hühnern, nebst etwas eingemachten von Maguystengeln erbeutet. Weil sie hörten, daß ihr Gefangener nur das Wort Brecos im Munde hatte, und sie solches nicht verstunden: so frageten sie ihn durch Zeichen und auf andere Art, wie das Land hieße. Der Indianer, welcher sie wohl verstund, ihnen aber nicht antworten konnte, wiederholte vergebens das Wort Brecos, in der Meynung, ihnen dadurch zu erkennen zu geben, daß er einem Spanier zugehörte, welcher Christoph Brecos hieß: der arme Mensch aber marterte sich vergebens, weil er den Namen Christoph vergessen hatte, und Brecos nicht verständlich war <sup>1)</sup>.

Silvestre und seine Leute fanden bey ihrer Zurückkunft ihre Gefährten voller Freude über die Entdeckung, welche die beyden andern Parteyen gemacht hatten. Die Freude aber vermehrte sich noch bey Erblickung der Beute, welche Silvestre mitbrachte. Der Feldscheerer, welcher die mexicanische Sprache verstund, und sie auch ein wenig redete, zeigte dem gefangenen Indianer Scheeren, und fragete, was das wäre? Der Wilde antwortete ihm Tiselas, anstatt Tixeras, welches auf spanisch eine Scheere heißt. Nunmehr da die Spanier hörten, daß sich dieser Indianer bemühet, spanisch zu reden, zweifelten sie nicht mehr, daß sie nicht nach Mexico gekommen seyn sollten. Sie ließen den Indianer durch den Feldscheerer fragen: wie der Namen des Landes hieße, wo sie sich befänden, und wie der Fluß hieße, welchen der General mit den fünf Brigantinen hinauf gefahren wäre? Er antwortete: das Land gehörete zu Panuco, wohin man zu Lande zehn Meilen hätte; der General wäre in den Fluß eingefahren, welcher den Namen dieser Stadt führete; die zwölf Meilen von seiner Mündung, und noch zwölf von dem Orte, wo sie wären, entfernt läge; er gehörete einem Einwohner zu Panuco, Christoph Brecos, zu, etwas über eine Meile wäre ein Cacique, welcher lesen und schreiben könnte, und von einem Geislichen erzogen wäre, der auch die Indianer die Grundsätze der christlichen Lehre lehrte; wenn man es verlangete, so wolte er zu diesem Cacique gehen, der geschwind zu ihnen kommen, und ihnen von allem Nachricht geben würde. Die Spanier freueten sich darüber, beschenketen den Indianer, und bathen ihn, er möchte zu dem Cacique gehen, und ihn ersuchen, daß er ihnen Dinte, Feder und Papier schickete. Der Wilde eilte dergestalt, daß er innerhalb vier Stunden wieder zurück kam. So bald der Cacique von dem, was auf der Küste seiner Provinz vorgefallen, Nachricht erhalten; so kam er selbst mit acht von seinen Unterthanen, die mit spanischen Hühnern, Brodte, Hirse, Früchten und Fischen beladen waren. Er brachte auch Dinte und Papier mit; denn er wußte sich sonderlich viel damit, daß er lesen und schreiben konnte. So bald er ankam, beschenketen die Spanier mit dem, was seine acht Leute trugen, und both ihnen sein Haus an. Sie macheten ihm ein Gegengeschenk mit Gernsenfellen, und schicketen darauf einen Indianer

Die Spanier erkennen, daß sie in Mexico sind.

<sup>1)</sup> Ebendas. XI Cap.

Moscoso. ner an den General mit Briefen; worinnen sie ihm ihren Zustand meldeten, und seinen  
1543. Befehl erwarteten. Der Cacique besuchete sie alle Tage, so lange sie in seiner Provinz waren m).

Ankunft der Spanier zu Panuco, **Quadrado und Mugnos** marschireten indessen die ganze Nacht, und kamen bey frühem Morgen an die Mündung des Panuco, wo sie vernahmen, daß der General und die Brigantinen den Fluß hinauf führen. Sie waren darüber so froh, daß sie ihre Reise, ohne auszuruhen, fortsetzten, und sich geschwind zum Generale begaben, welcher besüchete, die beyden Caravellen hätten Schiffbruch gelitten, und daher sehr vergnügt war, als er sie ankommen sah. Den andern Morgen erhielt er auch durch den abgeschickten Indianer das Schreiben, worauf er sogleich befahl, sie sollten zu ihm nach Panuco kommen. Man empfing sie daselbst mit großen Freundschaftsbezeugungen; und es waren ihrer in allem noch etwan dreyhundert Mann, aber so elend und abgezehret, daß es zu erbarmen war. Der Statthalter zu Panuco gab dem Unterkönige, Anton von Mendoza, welcher sich zu Mexico aufhielt, Nachricht von ihrer Ankunft. Mendoza stellte auch so gleich Befehl, sie mit allem wohl zu versehen, und wenn sie sich ausgeruhet und völlig wieder erhohlet hätten, zu ihm zu bringen.

und ihre Uneinigheit. Da inzwischen die meisten von ihnen sahen, daß die Einwohner zu Panuco nur von demjenigen lebeten, was die Erde hervorbringt, daß sie nur Pferde hielten, um sie an Auswärtige zu verkaufen; daß sie insgesammt arm und das Land elend wären: so fing sie an, das sehr fruchtbare Florida zu bedauern, welches sie verlassen hatten, worinnen sie sich auf so mancherley Art reichlich hätten ernähren können. Ihr Misvergnügen wuchs, wenn sie an die Menge Perlen dachten, die sie gesehen hatten, und ihnen die Hoffnung einfiel, womit sie sich insgesammt geschmeichelt, daß ein jeder von ihnen eine große Provinz in Florida gewinnen könnte. Sie verflucheten dieserwegen ihre Aufführung, und schalteten sich für feige Memmen, daß sie sich nicht daselbst niedergelassen, und für niederträchtige Seelen, die sich nicht geschämet, hieher zu kommen, und ihr Brodt von armen Leuten zu betteln; es würde rühmlicher gewesen seyn, in Florida zu sterben, als in Mexico, wie Schurken, zu leben. Diese Betrachtungen macheten vornehmlich diejenigen, welche gerathen hatten, man möchte Florida nicht verlassen. Da sie sich also, durch das Versehen ihrer Hauptleute, welche die Truppen bewogen, nach Mexico zu gehen, in Armuth sahen: so wurden sie so aufgebracht wider sie und wider diejenigen, welche ihre Meynung unterstützet hatten, daß sie dieselben mit dem Degen überliefen, einige verwundeten und tödteten, so, daß sie sich nicht mehr durften sehen lassen. Man suchete sie zu versöhnen, aber vergebens; und da die Uneinigheit mehr und mehr zunahm, so meldete der Statthalter solches dem Mendoza, welcher befahl, ihm die Spanier zehn und zehn, oder zwanzig und zwanzig nach Mexico zu schicken, und zwar allezeit solche, die von einerley Parthey wären, welches genau beobachtet wurde n).

m) Ebendas. XII Cap.

n) Ebendas. XIII Cap.

o) Ebendas. XIV Cap.

p) Garcilasso de la Vega erzählt, um die hohe Einbildung dieser Leute zu zeigen folgendes Geschichtchen. „Einer von ihnen gieng mit sehr elen-

den Fellen bekleidet, eines Tages durch die Straßen in Mexico. Es sah ihn ein reicher Bürger, und hatte Mitleiden mit ihm. Er rief ihn an, und sagte, wofern er bey ihm in Dienste zu treten wünschete, so woltte er ihm einen sehr guten Gehalt geben, und ihn auf eines von seinen Gütern bey

Da sich das Gerücht ausgebreitet hatte, daß die Spanier, welche aus Florida kämen, nach Mexico giengen: so liefen die Einwohner des Landes von allen Seiten herzu. Sie beherbergten und bewirtheten sie höflichst bis nach Mexico. In diesem Orte selbst wurden ihnen alle Gefälligkeit und Wohlgerogenheit erwiesen. Man kleidete sie anständig, und versah sie mit allem, was sie brauchten. Der Unterkönig ließ Officier und Gemeine mit an seiner Tafel speisen, weil sie alle gleichen Antheil an den Beschwerlichkeiten der Entdeckung gehabt, und daher auch gleiche Bewogenheiten spühren mußten. Er wollte sie auch gern mit einander wieder versöhnen: es wollte ihm aber nicht recht gelingen. Sie schlugen sich oft mit einander, und es wurden so gar einige getödtet. Ihr Verdruß, Florida verlassen zu haben, wurde fast täglich größer, da sie sahen, wie hoch man hier die Perlen und das Pelzwerk schätzete, welches sie da im Ueberflusse hätten haben können. Um solchen etwas zu mildern, und sie ein wenig zu beruhigen, versprach ihnen der Unterkönig, er wollte selbst einen Zug nach Florida thun, und sie bey demselben gebrauchen. Er both unterdessen einigen Geld, andern Bedienungen, so lange an, bis er mit seinen Anstalten und Zurüstungen zur Eroberung dieses Landes fertig werden könnte o).

Moscoso.

1543.

Aufnahme der Spanier in Mexico.

Einige nahmen seine Anerbiethungen an, und blieben in Neuspanien, wo sie sich häuslich niederließen. Andere begaben sich nach Peru, woselbst sie noch große und reiche Herren zu werden hoffeten p). Sie dienten der Krone Spanien in denen Kriegen, die sie wider Giron und Pizarro daselbst führten: sie konnten aber doch niemals zu einem zugetheilten Stücke Landes mit eigenen Indianern kommen, dergleichen sie in Florida leicht hätten erhalten können. Andere kehrten wieder nach Spanien zurück, und wollten in ihrem Vaterlande lieber ein ruhiges und armes Leben führen, als in America reich seyn, wo sie so viel Beschwerlichkeiten ausgestanden, und dabey noch oben ein ihr Vermögen zugesetzt hatten. Viele traten auch in geistliche Orden, und büßeten also die Ungerechtigkeiten, die sie an den armen Wilden manchmal begangen hatten q).

Sie gehen aus einander.

Damit wir die Geschichte von der Entdeckung von Florida vollends zu Ende bringen, so müssen wir auch noch ein Wort vom Maldonado sagen, welcher zu Ende des Hornungs 1540 nach Havana geschickt worden, um von da Lebensmittel und andere Bedürfnisse zu holen, und sich das Jahr darauf mit Arias in dem Hafen Achussi wiederum einzufinden sollte. Maldonado kam den Befehlen des Generales genau nach. Er vereinigte sich mit Arias in Havana, wo sie zusammen drey Schiffe kauften, und sie so wohl, als eine Caravelle, und zwey Brigantinen mit allen zu einer Niederlassung nöthigen Sachen betrachteten. Darauf giengen sie unter Segel, und kamen glücklich nach Achussi. Weil sie aber den General daselbst nicht antrafen: so gieng der eine an der Küste gegen Westen, und der andere an der gegen Osten hin, um Nachricht von ihm zu erhalten. Sie blieben so lange in der See, bis das böse Wetter sie nöthigte, wieder nach Havana zurück zu kehren, ohne daß

Maldonado und Arias zu Hen Soto.

„bey Mexico sehen, woselbst er sein Leben ruhig und bequem hinbringen könnte. Der Spanier antwortete ihm auf eine hochmüthige und stolze Art: er wollte ihm eben dergleichen Vorschlag thun; er hätte in Peru viel schöne Länderen; wosfern er ihn begleiten wollte, so wollte er ihm

„eines von seinen schönsten Gütern zu verwalten geben, in welchem er gewiß höchst glücklich leben würde.“

q) Historia del Florida, Parte II. Lib. IV. c. XVI.

Moscosa.  
1543.

daß sie etwas von ihm erfahren hatten. Gleichwohl verloren sie den Muth nicht, sondern begaben sich das folgende Frühjahr wieder in See. Der eine gieng an der mexicanischen Küste hin, und der andere bis nach den Ländern Bacallos. Weil sie aber noch nichts von ihm entdecken konnten, so nahmen sie ihre Fahrt wieder nach Havana. Sie liefen das Frühjahr 1543 von da wiederum aus, und waren entschlossen, entweder umzukommen, oder zu erfahren, wo der General hingekommen wäre. In dieser Absicht kamen sie in der Mitte des Weinmonates, nach vielen Beschwerlichkeiten, nach Vera Cruz. Sie erfuhren daselbst, daß Soto gestorben, und die meisten von ihren Gefährten umgekommen wären. So gleich kehrten sie nach Havana zurück, wo die Zeitung von diesem Unglücke des Generales Gemahlinn, Isabella von Bovabilla, dergestalt rührte, daß sie, wenig Tage darnach vor Kummer und Gram, ihren Geist aufgab r).

Sitten der  
Floridaner.

### Der IX Abschnitt.

#### Sitten und Gebräuche der alten Floridaner.

Vorerinnerung. Ihre Religion. Ihre Gottheit Toia. Ihre Begriffe von einer obern. Sie beten die Sonne an. Verehrung derselben. Deren Tempel. Tempel zu Talomeco. Aufopferung ihrer Erstgeburt. Verehrung eines Hirsches. Bussest. Ihre Priester. Ihre Aufmunterung zur Rache wider ihre Feinde. Ihre Vorbereitung zum Kriege. Ihre Art, Krieg zu führen. Ihre Waffen. Weiber der Erschlagenen bitten um Rache. Ihre Trauer. Begräbniß ihrer Oberhäupter. Ihre Begriffe von einem andern Leben. Ihre Heirathen. Strafe der Ehebrecherinnen. Erziehung ihrer Kinder. Ihre Speise und Trank. Ihre Kleidung. Wie sie das Andenken ihrer Thaten erhalten.

Vorerinnerung.

Man sieht sich genöthiget, hier alles dasjenige zusammen zu nehmen, was man von den Sitten und Gebräuchen einiger einzelnen Völker aus Florida aufgezeichnet findet, deren jedes sonst von den andern darinnen eben so wohl, als in der Sprache, kann unterschieden gewesen seyn. Damit man auch nicht den Floridanern überhaupt dasjenige zueignen, was nur bey einem Volke dieses Landes üblich gewesen: so wird man fleißig anmerken, wo ein oder der andere Gebrauch im Schwange gegangen.

Ihre Religion.

Die Völker in Florida sind Abgötter, und halten die Sonne und den Mond für Gottheiten, welche sie verehren, ohne daß sie ihnen Gebeth und Opfer bringen. Gleichwohl haben sie Tempel: sie bedienen sich derselben aber nur, ihre Todten darinnen beizusetzen, und dasjenige darinnen einzuschließen, was sie kostbares in ihrem Leben gehabt haben. Sie stecken auch an den Thüren dieser Tempel dasjenige, was sie ihren Feinden abgenommen haben, als Siegeszeichen auf. Weiter saget Garcilasso de la Vega nichts thumes vergleichen, welche alles anbeteten, was ihnen außerordentlich zu seyn schien; wenn es wahr ist, daß sie aus Aberglauben einen Pfeiler mit dem französischen Wapen angebetet, welchen der Hauptmann Ribaut auf einer Höhe errichtet hatte, da er diesen Theil des nördlichen America entdeckete. Sie brachten diesem Denkmaale Opfer; sie kröneten und schmücketen es mit Blumen, und erwiesen ihm alle Zeichen einer hohen Verehrung.

r) Ebendaf. XVII Cap.

s) Histor. del Florida, P. I. Lib. I. cap. IV.

Die



Die Floridaner, saget Lescarbot, bethen unter dem Namen Toia, den Teufel <sup>Sitten der Floridaner.</sup> an, oder vielmehr dasjenige böse Wesen, welches sie ihrer obern Gottheit entgegen setzen. <sup>Ihre Gottheit Toia.</sup> Da sie überzeugt sind, daß ihnen diese letztere, wegen ihrer großen Güte, keinen Schaden zufügen kann: so bemühen sie sich, das andere Wesen zu besänftigen, wovon sie grausam gemartert werden, wie sie sagen <sup>t</sup>). Es giebt ihnen Schnitte in das Fleisch, erschreckt sie durch Gesichter, und erscheint ihnen von Zeit zu Zeit, um sie zu nöthigen, daß sie ihm Menschen opfern sollen. Doch kann man solches vielleicht eher für Betrügereyen ihrer Pfaffen, als Werke des bösen Geistes, halten.

Ein anderer Schriftsteller saget uns folgendes von der Religion der Floridaner in <sup>Ihre Begriffe von einer obern.</sup> Carolina. „Sie bethen einen einzigen Gott, Schöpfer aller Sachen, an, welchem ihr Oberpriester Opfer bringt: sie glauben aber nicht, daß sich solcher um die Geschäfte der Menschen bekümmerte, als welche seine Sorgfalt nicht verdienen. Sie sagen, er bestelle zur Welt Untergöttheiten; das ist, er überlasse die Führung und Einrichtung der Dinge auf Erden bösen und guten Geistern, denen die Priester von einem geringen Stande Opfer bringen und andere Andachten leisten.“ <sup>u</sup>).

Die Völker um die apalachischen Gebirge bethen die Sonne, als die Urheberin <sup>Sie bethen die Sonne an.</sup> des Lebens und Schöpferin der ganzen Natur, an. Es scheint, daß sie noch einige dun- kele Begriffe von einer allgemeinen Sündfluth behalten haben. Denn sie sagen: als die Sonne einmal ihren ordentlichen Lauf vier und zwanzig Stunden zurück gehalten habe, so wäre das Gewässer aus dem großen See Theomi dergestalt ausgetreten, daß es die Spitzen der höchsten Berge überschwemmet hätte, außer dem Olaimy, welchen die Sonne vor der allgemeinen Uberschwemmung verwahrt, weil sie sich daselbst mit ihren eigenen Händen einen Tempel gebauet, den die Apalachiten hernach als einen heiligen Ort angesehen, wohin sie gewallfahrtet, und wo sie diesem Gestirne ihre Andacht bezeuget haben. Alle diejenigen, welche diesen Ort erreichen konnten, wurden erhalten. Nach vier und zwanzig Stunden nahm die Sonne ihre erste Kraft wieder, und schickete das Gewässer in seine Gränzen; sie zertheilte die Dünste, welche dieses Gewässer auf der Erde ausgebreitet hatte. Zur Erkenntlichkeit für diese merkwürdige Befreyung haben die Apalachiten angefangen, die Sonne anzubethen, und solches für ihre Pflicht gehalten.

Ihr Gottesdienst, den sie der Sonne erweisen, besteht darinnen, daß sie dieselbe, <sup>Werbung derselben.</sup> wenn sie aufgeht, begrüßen und zu ihrem Lobe Lieder singen. Eben dieses thun sie auch des Abends, wenn sie untergeht. Außer dem stellen sie viermal des Jahres auf dem Berge Olaimy feyerliche Opfer und Räucherungen an. Sie bringen aber diesem Gestirne kein blutiges Opfer, weil sie glauben, daß demjenigen, welcher den Geschöpfen das Leben giebt, ein Dienst nicht angenehm seyn kann, der ihnen solches nimmt. Sie verbrennen also nur einiges Räuchwerk; man bringt den Priestern Geschenke, und singt dem Gestirne des Tages zu Ehren Lieder. Den Tag vor dieser Feyer begeben sich die Priester in die Einsamkeit auf den Berg, um sich desto besser dazu anzuschicken. Das Volk begiebt sich nur vor der Sonnen Aufgange dahin. Alles ist die ganze Nacht über von denen Feuern erleuchtet, die man auf dem Berge anzündet: die Andächtigen aber unterstehen sich nicht, sich

<sup>t</sup>) Purchas in seiner Samml. a. d. 306 S.

<sup>u</sup>) Beschreibung der englischen Colonien in Recueil de divers Voyages.

Sitten der Floridaner. sich dem Tempel oder vielmehr der Grotte zu nähern, welche der Sonne gewidmet ist. Der Zutritt zu derselben ist nur den Priestern, welche man Juanaer nennet, erlaubt, und ihnen stellen die Andächtigen ihre Opfer und Geschenke zu, welche die Juanaer hernach an Stangen aufhängen, die zu beyden Seiten des Einganges gesetzt werden. Sie bleiben daselbst bis zu Ende der Ceremonie, worauf sie nach dem Willen dessen, der sie geschenkt hat, ausgetheilet werden.

So bald die Sonne anfängt zu scheinen, fangen die Juanaer an, ihr Lob zu singen und fallen dabey zu vielen malen auf die Knie. Nach diesem werfen sie Räucherwerk in das heilige Feuer, welches vor der Thüre des Tempel angezündet ist. Auf diese beyden Handlungen der Verehrung folget die dritte, welche eben so wesentlich dazu gehöret. Der Priester gießt Honig in einen hohlen Stein, welcher ausdrücklich zu diesem Gebrauche bestimmt ist, und vor einem steinernen Tische steht. Er verstreuet bey dem Steine vielen halberstossenen und von seiner Hülse abgefonderten Mais. Dieser ist die Speise einiger Vögel, die man Tonatzulier nennet, und welche, nach der Meynung der Floridaner das Lob der Sonne singen. Unter der Zeit, da die Priester das Räucherwerk verbrennen, und zum Lobe der Sonne singen, wirft sich das Volk nieder auf sein Angesicht und verrichtet seine Andacht. Das Wesentlichste der Feyer geschieht zu Mittage. Alsdann stellen sich die Juanaer rund um den Tisch, verdoppeln ihr Singen und ihr Freudengeschrey; und wenn die Sonne anfängt, die Ränder des Tisches zu vergulden, so werfen sie alles, was sie von dem Räucherwerke noch übrig haben, in das Feuer. Hiermit endiget sich die Ceremonie noch nicht völlig. Nach der letzten Anzündung des Räucherwerks bleiben sechs durch das Loos erwählte Juanaer bey dem Tische und geben sechs Sonnenvögeln die Freyheit. Man bringt sie in Kästchen, damit sie zu der Ceremonie dienen können. Auf diese Befreyung der Vögel folget ein Umgang von den Andächtigen, welche mit Zweigen in der Hand den Berg hinunter gehen, und sich zu dem Eingange des Tempels begeben. Darauf waschen sich die Pilgrim das Gesicht und die Hände mit einem heiligen Wasser; und die ganze Ceremonie endiget sich mit Spielen, Tänzen und andern Lustbarkeiten.

Derer Tempel.

Der Tempel, welchen die Apalacher der Sonne gewidmet haben, ist eine von Natur in dem Felsen gemachte geräumige Grotte gegen Morgen desselben. Man saget, sie sey zweyhundert Schritte lang und eyrund; ihr Gewölbe erhebe sich auf sechs und zwanzig Fuß hoch, und es falle durch das Gewölbe, welches in der Mitte bis oben auf den Berg durchbrochen ist, genug Licht hinein, sie helle zu machen x).

Tempel zu Talomeco.

Bey andern Völkerschaften dienten die Tempel zu Begräbnissen der Bornehmsten des Landes, wie man gesehen hat. Der zu Talomeco, als der merkwürdigste darunter, war über hundert Schritte lang und vierzig breit. Die Mauern waren nach Verhältniß hoch, und das Dach sehr erhaben, um den Mangel der Ziegel zu ersetzen, und damit das Wasser desto besser ablaufen möchte. Die Decke war von sehr dünnem gespaltenen Schilf, wovon die Indianer Matten machen, welche den Tapeten von maurischen Völkern gleichen, und sehr schön anzusehen sind. Fünf oder sechs von diesen Tapeten werden über einander gelegt, und hindern, daß der Regen nicht durchdringen, und die Sonne nicht in den Tempel scheinen kann, welches man auch bey den Häusern eben so gemacht hat.

Auf

x) Rochefort Histoire des Antilles, p. 187.

Auf dem Dache dieses Tempels waren viele Muschelschaalen von verschiedener Größe und von mancherley Fischen, die in eine sehr schöne Ordnung gestellet waren. Man begreift aber nicht, wie sie dahin gekommen, da diese Leute so weit von der See entfernt leben; man mußte sie denn aus den Flüssen und Strömen genommen haben, welche die Provinz bewässern. Von allen diesen Muschelschaalen war das Inwendige heraus gefehret, damit sie mehr Glanz hätten. Es war stets eine große Schaale von einer Meerschnecke zwischen zwei kleine Muschelschaalen gesetzt und ein Raum darzwischen gelassen, welche mit vielen Schnüren Perlen von verschiedener Größe in Gestalt der Blumenbinden ausgefüllt war, die von einer Muschelschaale zur andern giengen. Diese Perlenschnüre, welche oben von der Spitze des Daches an bis herunter giengen, nebst dem lebhaften Glanze der Perlmutter und anderer Muschelschaalen machten eine sehr schöne Wirkung, wenn die Sonne darauf schien.

Der Tempel hatte Thüren, die seiner Größe gemäß waren. Man sah an dem Eingange zwölf hölzerne Bildsäulen von Riesengröße. Sie waren mit einem so wilden und so drohenden Gesichte und Wesen vorgestellt, daß die Spanier sie lange Zeit betrachteten. Man hätte sagen können, diese Riesen wären zur Vertheidigung des Einganges dahin gesetzt; denn sie stunden in zwei Reihen an beyden Seiten, und nahmen an Größe immer ab. Die erstern waren acht Fuß hoch, und die andern nach Verhältniß etwas kleiner, wie die Orgelpfeifen.

Sie hatten Waffen nach ihrer Größe; die erstern auf jeder Seite Keulen mit Kupfer beschlagen, welche sie aufgehoben, und in einer solchen Stellung hielten, als wenn sie den Augenblick auf diejenigen zuschmeißen wollten, die sich wageten, hinein zu gehen. Die zweyten hatten Streithämmer; die dritten eine Art von Ruder; die vierten kupferne Aerte, deren Schneiden von Feuersteinen waren. Die fünften hielten gespannte Bogen mit darauf gelegten Pfeilen zum Abdrücken fertig; und die leßtern hatten sehr lange an beyden Enden mit Kupfer beschlagene Piken, in einer drohenden Stellung, so wie die andern; doch waren sie alle unterschieden und sehr natürlich.

Der Obertheil der Wände des Tempels inwendig war so, wie das Dach auswendig, geschmücket. Denn es fand sich eine Art von Kranze daran, die von großen Meerschneckenmuscheln gemacht war, welche in sehr schöner Ordnung stunden, und zwischen welchen man Perlenschnüre, wie Blumenbinden, sah, die von dem Dache abhingen. In dem Zwischenraume, zwischen den Muschelschaalen und Perlen, sah man in der Vertiefung eine Menge sehr schön zusammengeordneter bunter Federn von allerley Farben angeheftet. Außer dieser Ordnung, welche über dem Kranze herrschete, hingen von allen Orten des Daches viele Federn und Perlenschnüre, die von kaum merklichen Fäden gehalten wurden, welche oben und unten dergestalt angeheftet waren, daß diese Werke fast herunter zu fallen schienen.

Unter dieser Decke und diesem Kranze waren an den vier Seiten des Tempels rund herum zwei Reihen Bildsäulen über einander; die eine von Manns- und die andere von Frauenspersonen, von der ordentlichen Größe der Leute des Landes. Eine jede hatte ihre Silberblende neben der andern, und bloß zur Zierde der Wände, die sonst zu kahl würden ausgesehen haben. Die Mannspersonen hatten insgesammt Waffen in den Händen, woran vier oder fünf Reihen Rollen von Perlen mit Quasten an den Enden waren, die von einem

Sitten der Floridaner. sehr feinen Faden von mancherley Farben gemacht worden. Was die Bildsäulen der Welber anbetrifft, so hatten sie nichts in Händen.

Unten an diesen Wänden waren sehr wohl gearbeitete hölzerne Bänke, auf welchen die Särger der Herren von der Provinz, und den Personen aus ihrer Familie bestunden. Zween Fuß hoch über diesen Särgen sah man in Bilderblenden in der Mauer die Bildsäulen derer daselbst begrabenen Personen. Sie waren so natürlich vorgestellt, daß man daraus urtheilen konnte, wie sie zur Zeit des Absterbens ausgesehen. Die Mannspersonen hatten Waffen in den Händen, die Frauenspersonen aber nichts.

Der Raum, welcher zwischen den Bildern der Todten, und den beyden Reihen Bildsäulen ist, welche unter dem Kranze anfangen, ist mit Schildern von verschiedener Größe besät, welche aus Schilffe so stark geflochten sind, daß kein Bolzen von einem Armbrust, noch auch selbst eine Flintenkugel durchdringen kann. Diese Schilder sind insgesammt mit Perlen und Quasten von mancherley Farben geschmückt, welches viel zu ihrer Schönheit beynträgt.

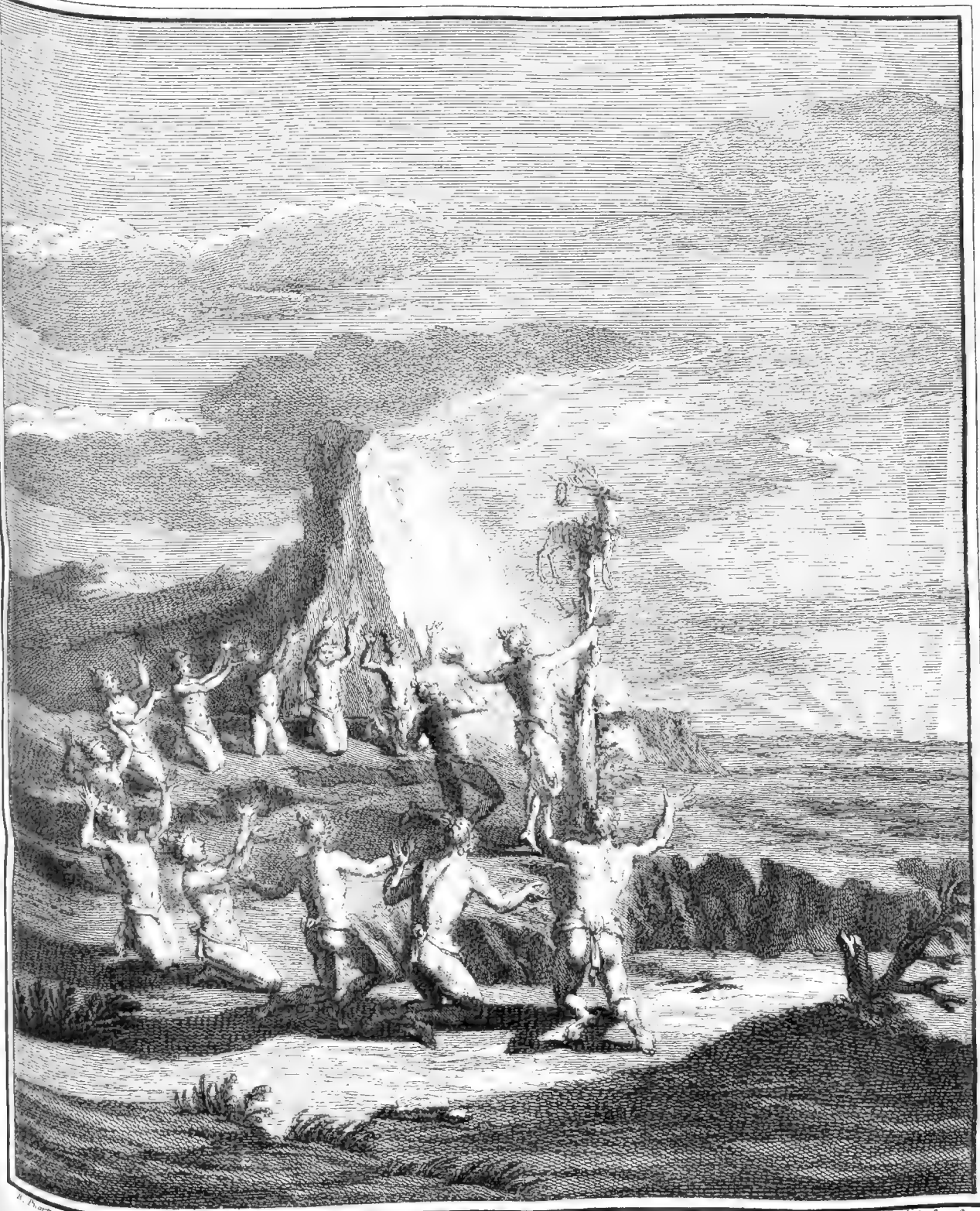
In der Mitte des Tempels waren drey Reihen von Kisten auf abgesonderten Bänken. Die größten von diesen Kisten dieneeten den mittelmäßigen, und diese wieder den kleinern zum Fußgestelle; und diese Pyramiden bestunden gemeiniglich aus fünf oder sechs Kisten. Weil zwischen einer und der andern Bank Raum war: so hinderte dieses nicht, von einer Seite zur andern zu gehen, und alles in dem Tempel zu befehen, was man wollte.

Alle diese Kisten waren voller Perlen; so daß die größten auch die größten Perlen enthielten, und so weiter bis auf die kleinsten, die nur mit dem Perlensamen angefüllt sind. Die Menge der Perlen war so groß, daß die Spanier gestunden, sie könnten, ob ihrer gleich über neunhundert Mann waren, und sie drehundert Pferde hatten, doch nicht zusammen alle die Perlen dieses Tempels auf einmal wegtragen. Man darf sich aber nicht so sehr darüber verwundern, wenn man erwägt, daß die Indianer der Provinz seit vielen Jahrhunderten alle die Perlen, die sie gefunden, in diese Kisten gelegt, ohne eine einzige davon zu behalten.

Außer dieser unzählbaren Menge Perlen fand man auch viele Packe Gemsenfelle von allerhand Farben, ohne vieler anderen Kleider von Fellen mit Haaren, welche auf verschiedene Art gefärbet waren, und viele Kagensfelle, Marderfelle und andere zu gedenken, die eben so gut gegerbet waren, als an den besten Orten in Deutschland und Rußland.

Rund um diesen Tempel herum, welcher überall sehr sauber war, befand sich ein großes Magazin, welches man in acht Säle von einerley Größe abgetheilet hatte; welches ihm denn eine große Zierde gab. Die Spanier giengen in diese Säle hinein, und fanden sie voller Waffen. In dem ersten waren lange Piken mit einem sehr schönen Kupfer beslagen, und mit Ringen von Perlen versehen, die drey bis viermal herum giengen. Der Ort, wo diese Piken die Schulter berühren, war mit gefärbten Gemsenfellen überzogen, und an den äußersten Enden waren Perlenquasten, die sehr viel zu ihrer Schönheit beyntrugen.

In dem zweiten Saale waren Keulen, wie der Riesen ihre mit Ringen von Perlen und dazwischen mit bunten Quasten und Perlen umher versehen. In dem dritten fand man



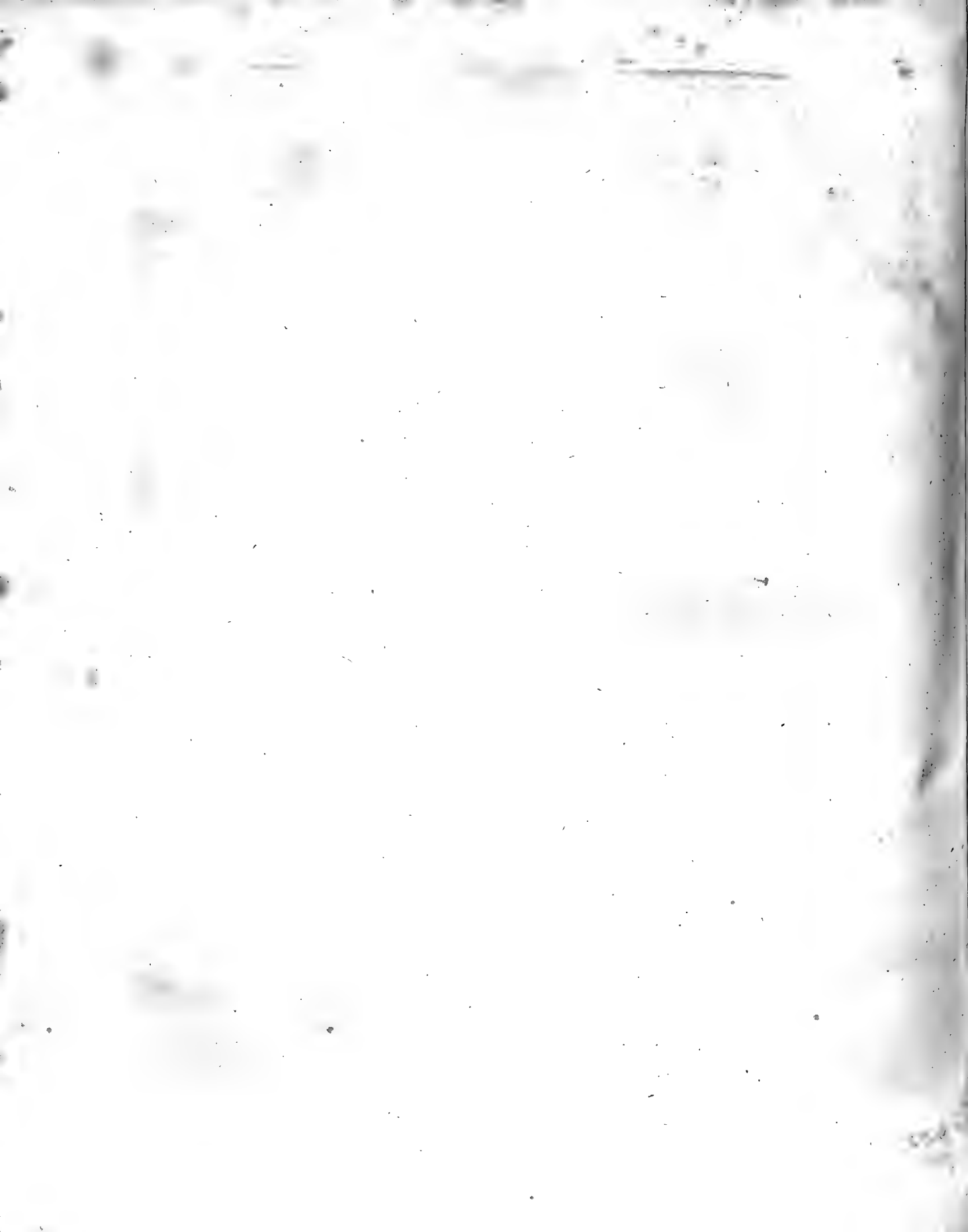
H. Ponce del.

J. Duflos f.

OPFER, welches die FLORIDANER der SONNE mit einem HIRSCHE bringen.

PLATE I



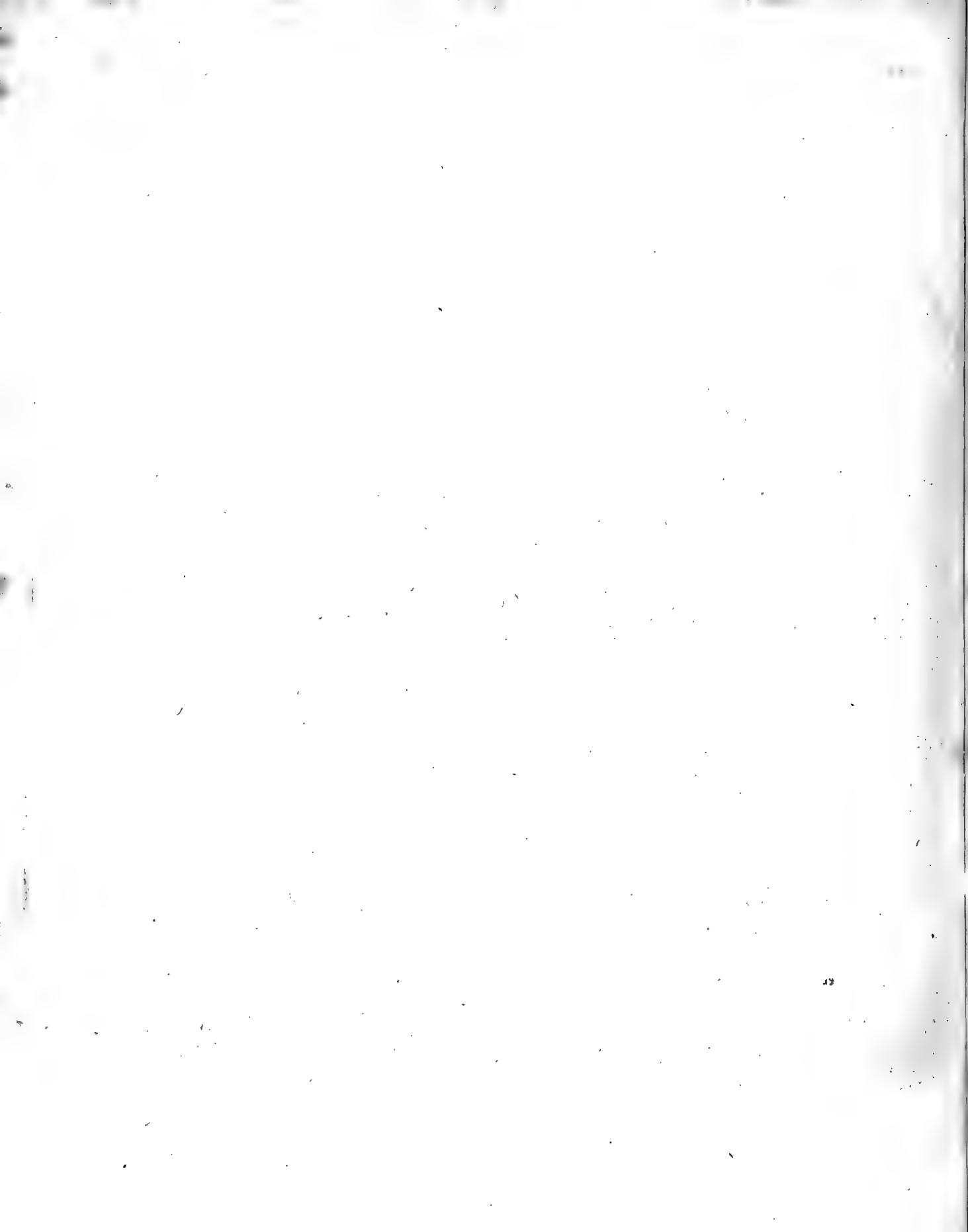




OPFER, welches die FLORIDANER der SONNE mit ihrer ERSTGEBUHRT bringen.

Pl. de la Harpe del.

Ch. Duflos f.



man Streithammer, die eben so aufgepußt waren; in dem vierten Spieße, welche gleich unter der Spitze und an den Handgriffen mit Quasten geschmückt sind; in dem fünften Arten von Ruder, die mit Perlen und Fransen gezieret waren; in dem sechsten sehr schöne Bogen und Pfeile. Einige Pfeile waren mit Feuersteinen bewehret, die vorn an der Spitze wie Pfieme, oder wie Degen, wie die Eisen an den Piken, oder wie Dolchspitzen zweyschneidig zugescharfet waren. Die Bogen waren mit verschiedenen glänzenden Farben, und mit Perlen an manchen Orten gezieret. In dem siebenten Saale fanden sich Rundtartschen, von Holze und Rindsleder, das von weitem hergebracht worden, die ebenfalls mit Perlen und bunten Quasten versehen waren. In dem achten sah man mit dergleichen Quasten und Perlensamen geschmückte Schilder, die sehr geschickt geflochten waren y).

Sitten der  
Floridaner.

Einige Völker in Florida opfern der Sonne oder vielmehr ihren Oberherren ihre Erstgeburt auf. Wenigstens ist es gewiß, daß diese grausame Gewohnheit oder Ceremonie, in Gegenwart eines ihrer Caciquen geschieht, welchen sie Parausti nennen. Es wird vor demselben ein Block hingesezt, worauf das Kind soll geopfert werden. Die Mutter des Kindes nahet sich diesem Blocke, hucket vor demselben nieder, und bedeket sich mit ihren Händen das Gesicht. Unter der Zeit, daß sie nun also weinet und seufzet, machen ihre Nachbarinnen einen Kreis, und singen und tanzen. Eines von den Weibern, welches das Kind trägt, tritt in die Mitte dieses Kreises mit demselben, und singt und tanzet eben so, wie die andern. Sie zeiget das Kind dabey dem Parausti von ferne, dessen Lob sie anstimmet. Unterdessen nahet sich der Priester zwischen sechs andern gesühret, um das Opfer zu verrichten, und muß das Kind allezeit ein Knabe seyn.

Aufopferung  
der Erstgeburt.

Eben diese Völker opfern der Sonne auch mit vielem Gepränge die Abbildung eines Hirsches. Sie nehmen dazu die Haut von dem allergrößten Hirsche, den sie nur finden können. Diese stopfen sie mit allerhand Kräutern aus, damit sie die ordentliche Gestalt eines Hirsches bekomme. Sie schmücken sie darauf mit Blumen und Früchten, und stellen sie auf den Gipfel des höchsten Baumes, so daß der Kopf gegen den Aufgang der Sonne gerichtet ist. Diese Ceremonie geschieht alle Jahre zu Ende des Hornunges. Sie wird stets mit Gebethen und Liedern begleitet, welche der Parausti und einer von den obersten Juanaern selbst an der Spitze der Andächtigen anstimmet. Die Floridaner ersuchen die Sonne dadurch, daß sie doch die Früchte des Landes segnen, und dem Lande seine Fruchtbarkeit erhalten möchte. Die Hirschhaut bleibt auf dem Baume stecken bis das folgende Jahr z).

Verehrung  
eines Hirsches.

Sie haben noch ein anderes merkwürdiges Fest. Das Volk versammelt sich unter der Anführung eines Parausti, um dem Toia seine Schuldigkeit abzustatten. Die Reisenden, welche nicht gewußt, was Toia eigentlich sey, haben es kurz heraus gesaget, es sey der Teufel, da es doch wohl seyn kann, daß sie eine besondere Gottheit darunter verstehen. Wenigstens scheint diese Ceremonie eine Bußhandlung zu seyn, wodurch sie die Gewogenheit dieser Gottheit zu erhalten glauben. Sie kommen auf einem großen Plage zusammen, welchen die Weiber den Tag vorher zurechte gemacht und gepußet haben. Wenn die Versammlung einen Kreis gemacht hat: so erscheinen in der Mitte des Kreises drey

Bußfest.

y) Histor. del Florida. Parte I. Lib. IV. cap. 16.

z) Purchas am angef. Orte.

Sitten der  
Floridaner.

drey Juanaer, die mit mancherley Farben vom Kopfe, bis auf die Füße gemallet sind, mit Trummeln, nach deren Klange sie tanzen und singen und außerordentliche Geberden machen. Die Versammlung antwortet chorweise auf das Singen dieser Priester, welche drey- oder viermal herum tanzen, und darauf plötzlich auf einmal die Gesellschaft verlassen, und in den Wald fliehen. Dasselbst wollen sie den Toia um Rath fragen. Diese geheimnißvolle Flucht unterbricht die Andacht: die Weiber aber setzen sie den ganzen Tag fort mit Heulen und Weinen. Sie schneiden ihre Töchter mit scharfen Muschelschneidern in die Arme, und sprengen das Blut, welches aus diesen Wunden fließt, unter dreymaliger Anrufung des Toia in die Luft. Zween Tage darnach kommen die Juanaer wieder aus dem Gehölze zurück, wohin sie sich begeben hatten, die Gottheit zu befragen, und tanzen an eben dem Orte, den sie so plötzlich verlassen hatten. Der Tanz endiget sich mit einer Mahlzeit, welche sie nach einem dreytägigen Fasten wohl nicht süßlich Umgang haben können. Das Fasten aber war unumgänglich nöthig, weil sich die Götter nur denjenigen frey offenbaren, die solches beobachten. In diesem Zustande ist das Gehirn frey von benennlichen Dünsten, welche die Speisen darinnen erregen, und nimmt die Eindrücke einer vermeynten Begeisterung desto leichter an a).

Ihre Priester.

Ihre Priester sind zugleich auch Aerzte, wie bey den andern Völkern in America, und noch über dieses die Rätthe und Staatsbediente des Parauisti. Dieses dreysache Amt ist mit einer Ernsthaftigkeit, Bescheidenheit und einer außerordentlichen Enthaltung begleitet. Bevor sie zum Priesterthume kommen, müssen sie durch die Prüfungen einer langen Zucht unter der Anführung anderer Priester gehen, welche sie in denen Geheimnissen der Religion unterrichten, die sie dereinst dem Volke beybringen sollen. Man übet sie durch Fasten, durch die Enthaltung, durch die Eingezogenheit, durch die Verabwung der sinnlichen Vergnügungen; und diese Zucht dauert drey Jahre lang. Sie tragen an ihrem Gürtel einen Beutel voller Arzenekräuter und anderer Hülfsmittel. Sie kennen die Kraft dieser Hülfsmittel und die Eigenschaften der Kräuter ziemlich gut. Sie bedienen sie sich des Brechens, des Schwitzens, und des Scarificirens. Sie wisphen das Blut nicht ab, welches aus den Wunden fließt, die sie gemacht haben, sondern saugen es mit dem Munde, und oftmals auch mit einem Röhrchen aus. Die Floridaner glauben, das bloße Anrühren oder Anhauchen ihrer Priester oder Aerzte mache sie gesund. Der Priester begleitet seine Verrichtungen mit einigen Worten. Weil alle diese Hülfsmittel die Genesung noch nicht wirken: so schreibt er ein Bad vor; und wenn das Bad auch nichts fruchtet, so leget er den Kranken an die Thüre seiner Hütte mit dem Gesichte nach dem Aufgange der Sonne gefehret. Er beschweret dieses Gestirn, dem Kranken durch den sanften Einfluß seines Lichtes die Gesundheit wieder zu geben; und dieses ist das letzte Mittel, welches man brauchet. Diese Priester sind mit einem in ungleiche Streifen zerschnittenen Mantel bekleidet. Zuweilen ist diese Kleidung nach Art eines langen Rockes gemacht; alsdann befestigen sie ihn mit einem ledernen Gürtel, woran der Saum hängt, in welchem sie ihre Arzeneymittel verwahren. Sie gehen mit bloßen Füßen und Armen; auf dem Kopfe haben sie eine Mütze von Fellen, welche spitz ausgeht; und oftmals pußen sie den Kopf auch mit Federn aus b).

a) Purchas und Lescarbot am angef. Orte.

b) Correal Voyages. Tom. I. p. 96.

Die



Sitten der  
Floridaner.Aufmunte-  
rung zur Ra-  
de.Vorbereitung  
zum Kriege.

1

Art Krieg zu  
führen.

Die Floridaner sind überaus rachsüchtig. Damit sie sich aber noch desto besser zur Rache aufmuntern: so halten sie gewisse Versammlungen, worinnen sich einer von ihnen an einen ziemlich entfernten Ort setzet. Ein anderer steht auf, nimmt einen Wurfspeer in die Hand, und stößt den ersten damit, so stark er kann, ohne daß sich derjenige, welcher gestossen wird, nur im geringsten bewegt. Der Wurfspeer geht aus einer Hand in die andere, so lange bis der Verwundete niederfällt. Alsdann heben ihn die Weiber, und die jungen Leute mit Weinen und Heulen auf, geben ihm Casine zu trinken, welches der ordentliche Trank der Kriegesleute ist, und tragen ihn in eine Cabane, wo man von neuem anfängt, um ihn herum zu weinen. Die Weiber und Mägdechen machen einige Hülfsmittel zu rechte, um den Verwundeten zu heilen; unterdessen trinkt die Versammlung, machet sich lustig, besingt die tapfern Thaten ihrer Vorfahren, und muntert sich auf, Rache an den Feinden auszuüben. Die ganze Ceremonie ist eine Erinnerung des Todes ihrer Landesleute. Derjenige, welchen sie verwunden, stellet ihnen die übeln Begegnungen vor Augen, die solche von ihren Feinden erhalten haben, und dieser Anblick giebt der ganzen Völkerschaft einen unermesslichen Haß ein c).

Bevor sie zu Felde ziehen, wendet sich der Parauisti oder Cacique gegen die Sonne, ruft sie an, und beschweret sie, ihm günstig zu seyn. Darauf nimmt er Wasser in einen hölzernen Löffel, und wirft solches, nachdem er viele Flüche wider den Feind ausgestoßen, auf solche Art in die Luft, daß es zum Theile auf seine Kriegesleute sprühet. Könnet ihr doch, saget er zu gleicher Zeit zu ihnen, das Blut eurer Feinde eben so versprühen! Er nimmet darauf zum andern male einen Löffel voll Wasser, gießt ihn auf das Feuer, welches neben ihm an der Seite ist, und wendet sich darauf wieder zu eben den Kriegesleuten, und saget zu ihnen: Möchtet ihr doch eure Feinde eben so geschwind vertilgen können, als ich dieses Feuer auslösche! Ein entsetzliches Geschrey und vielbedeutende Geberdungen begleiten diese beyden Handlungen. Man zieht darauf einen von den Pfaffen zu Rathe, wie der Feldzug ablaufen würde. Seine Geberdungen sind dabey so beschaffen, daß sie sich kaum beschreiben lassen. Er machet einen Kreis von allerhand unbekanntem Figuren, leget in die Mitte desselben eine Rundtartsche oder einen von Rohre geflochtenen Schild, kniet auf denselben nieder, beugt und renket auf eine außerordentliche und ganz ungewöhnliche Art den Leib, Kopf und Arme mit vielen Verdrehungen und Verzerrungen der Augen und des ganzen Gesichtes. Nachdem er sich eine Viertelstunde ungefähr mit den gräßlichsten Verzückungen aller Gliedmaßen also ermüdet hat: so verläßt er diese gezwungene Stellung, in welcher der Geist ihm den Ausgang des vorhabenden Zuges soll geoffenbaret haben, springt auf einmal auf, und geht zu dem Cacique, um ihm dasjenige kund zu thun, was er erfahren hat. Er meldet ihm die Anzahl seiner Feinde, den Ort, wo sie sich gelagert haben, und den Erfolg des Gefechtes; und man will, daß solches ordentlich eintreffen soll d).

Ihre Kriege werden aber nicht aus einer unmäßigen Ehrsucht unternommen, wo einer sich zum Herrn der andern zu machen, oder seinen Nachbarn ihr Land zu entreißen gedenkt. Sie bringen auch nicht förmliche Kriegesheere auf die Beine, um einander öf-

c) Lescarbot und Purchas am angeführten Orte.

d) Ebendasselbst.

**Sitten der Floridaner.** fentliche Feldschlachten zu liefern; sondern sie stellen einander nur Hinterhalte, und suchen einander bey der Fischerey und auf der Jagd aufzulauern, und Abbruch zu thun. Sie elen einer nach des andern Dorffschaften, wenn sie erfahren, daß die streckbare Mannschafft nicht daheim ist, suchen solche auszuplündern, in Brand zu stecken, und Gefangene zu machen. Oftmals kömmt es dabey zu einem hitzigen Gefechte, wo auf beyden Seiten viele erschlagen und gefangen genommen werden. Diese wechselt man gegen einander aus, Kopf für Kopf, und wo welche übrig bleiben, da werden sie zu Slaven gemacht, und ihnen die Sehnen an dem Riester des einen Fußes abgeschnitten, damit sie nicht davon laufen können. Steigt die Feindschaft unter zweenen Nachbarn auf das höchste: so rücken sie mit großen Schaaren einander in das Land, verwüsten die Felder, sengen und brennen, wie sie können, und ziehen sich wieder zurück e).

**Ihre Waffen.**

Sie bedienen sich Waffen von allerhand Art, Spieße, Keulen, Lanzen, Nere und Streithammer von Kupfer. Sie glauben, Bogen und Pfeile geben ihnen eine besondere Zierde, und daher tragen sie dieselben beständig auf der Jagd und im Kriege. Wie sie aber von einer sehr ansehnlichen Gestalt sind: so sind auch ihre Bogen sehr lang, und nach Verhältniß dick. Gemeinlich sind sie von Eichen- oder andern dergleichen Holze, daher sie sich auch schwerlich krümmen lassen: doch haben diese Indianer eine solche Fähigkeit und Stärke, sie zu spannen, daß sie die Sehne derselben bis hinter die Ohren ziehen können, da sie ein anderer kaum bis an das Gesicht zu bringen vermag. Diese Sehne ist aus Hirschleder, und wird folgender Gestalt gemacht. Sie schneiden aus der Hirschhaut einen Riemen zween Finger breit, von dem Schwanze bis zum Kopfe. Darauf schaben sie das Haar weg von diesem Riemen, machen ihn naß, drehen ihn, und befestigen das eine Ende an einem Aste von einem Baume, und an das andere hängen sie ein Gewicht von hundert bis hundert und zwanzig Pfund; und diesen Riemen lassen sie da so lange trocknen, bis er wie eine dicke Darmseite wird. Damit sie sich auch nicht den linken Arm beschädigen, wenn sie die Sehne beym Schießen springen lassen: so bedienen sie sich einer Art halber Armschienen, von dicken Federn, welche den Arm von dem Knöchel bis an den Ellbogen bedeckt, und mit einem ledernen Riemen befestiget ist, welcher einige mal um den Arm geht f).

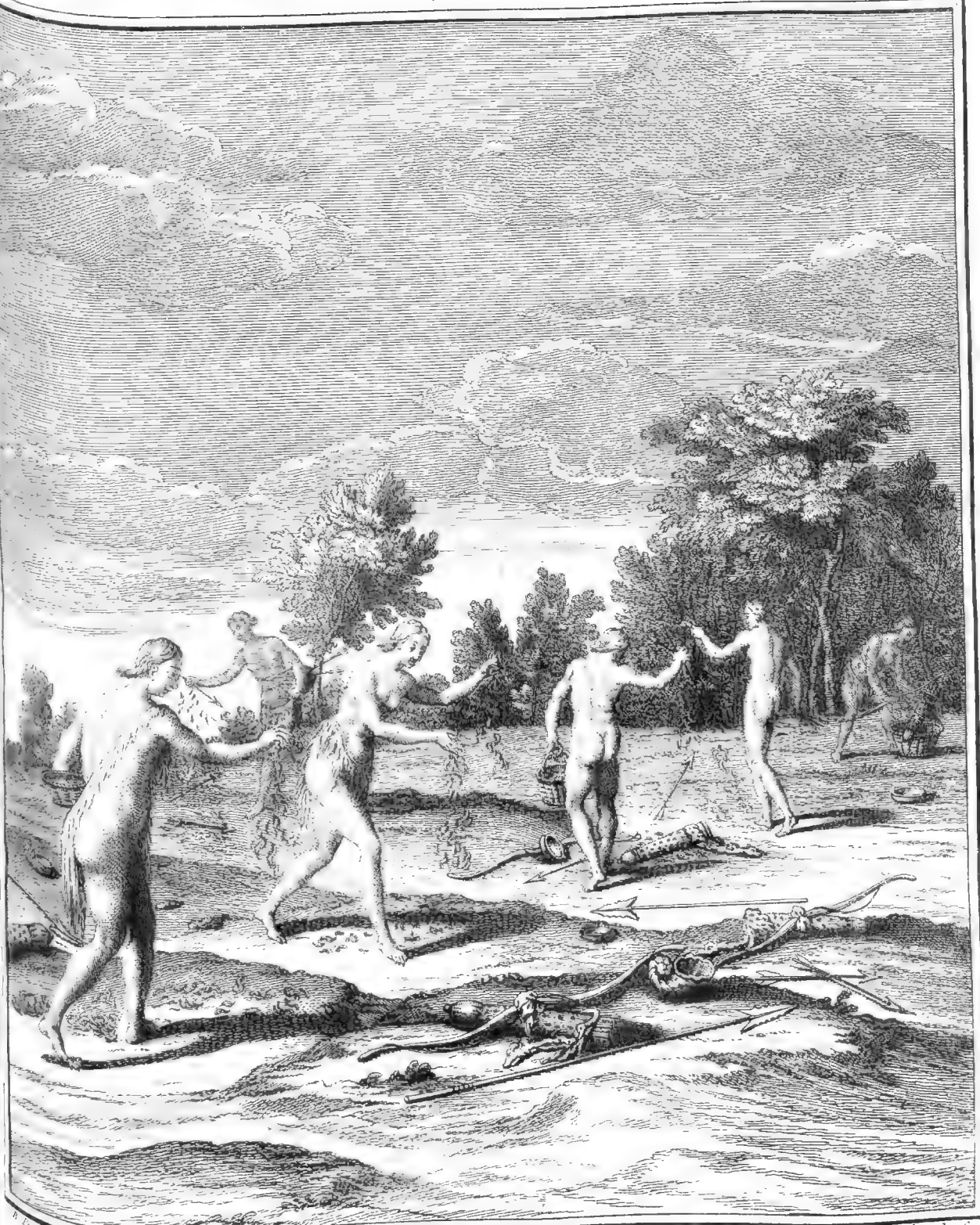
**Verwünsch. ihrer Feinde.**

Sie nehmen ihren Feinden die Hirschschale und das Haupthaar ab; und hängen die Arme und Beine derjenigen, die in ihren Gefechten erschlagen worden, an ausdrücklich dazu aufgerichtete Stangen. Sie versammeln sich rund um dieselben her, um die Flüche mit anzuhören, welche ein Juana wider ihre Feinde ausstößt. Vor diesem Pfaffen liegen drey Leute auf den Knien, die ein kleines Götzenbild in der Hand haben. Einer von diesen Leuten schlägt mit seiner Keule, so zu sagen, den Tact auf einen Stein, und antwortet auf die Verwünschungen des Pfaffen, unterdessen daß die beyden andern bey dem Geräusche ihrer Calabassen singen.

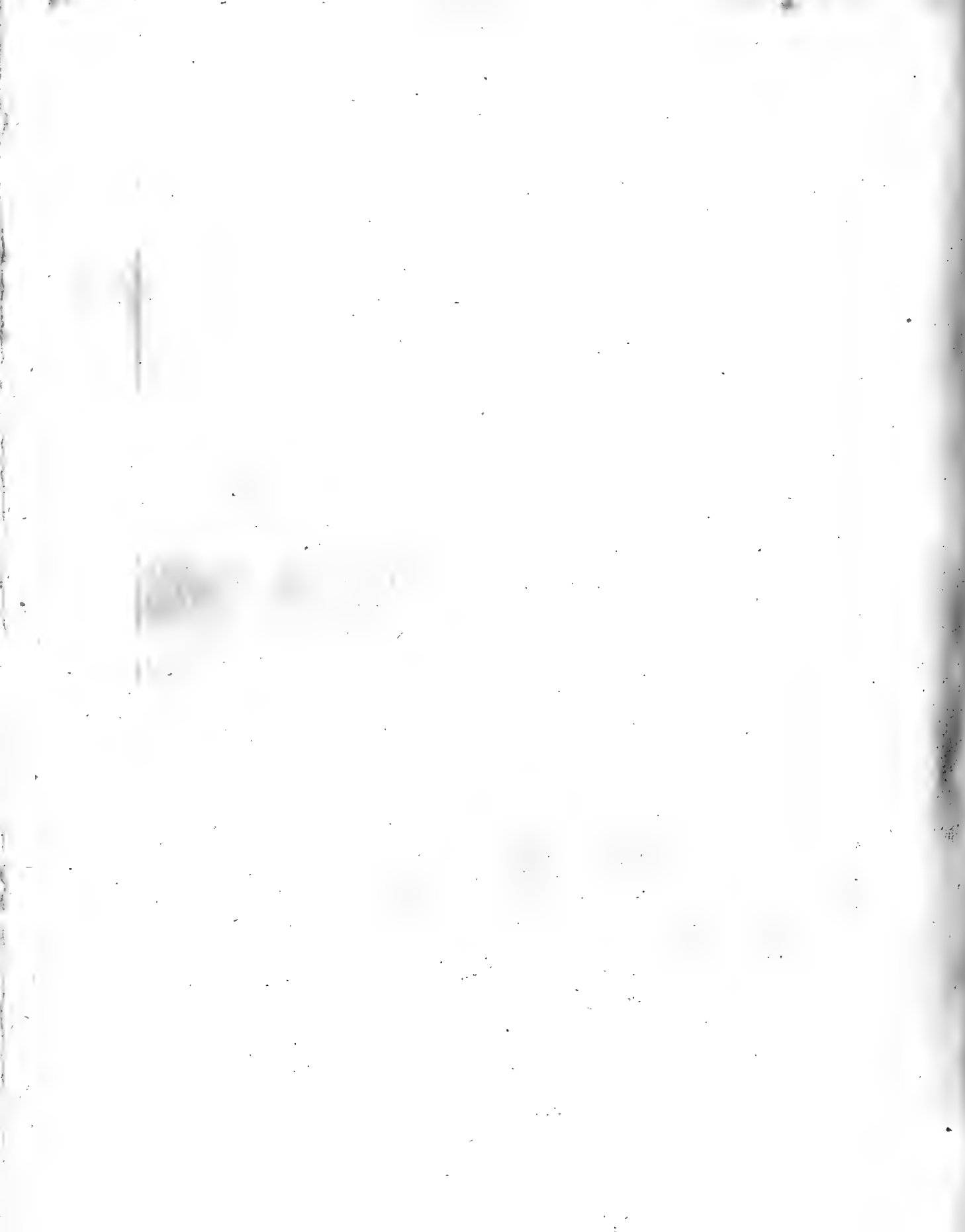
**Weiber der Erschlagenen bitten um Rache.**

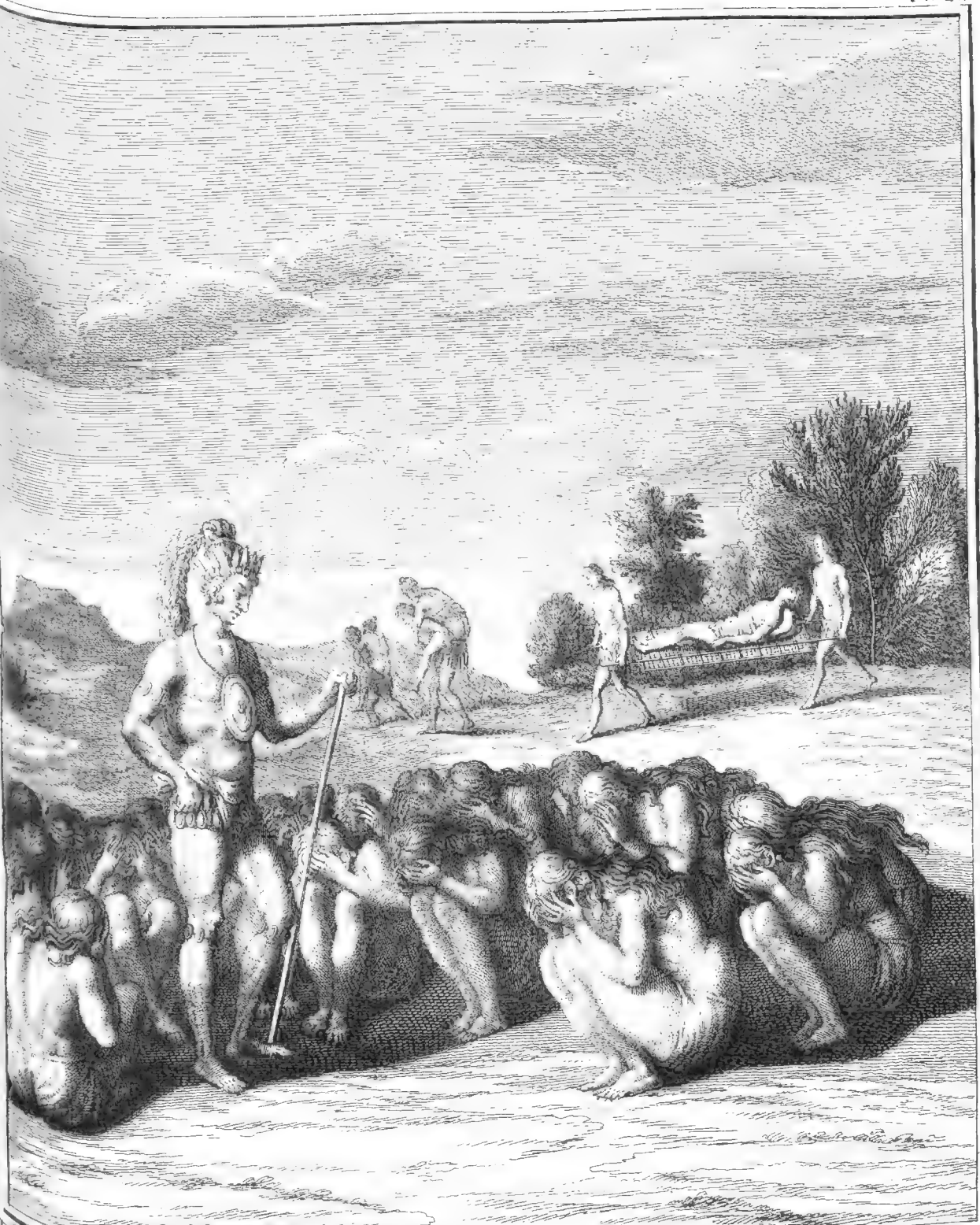
Die Weiber derjenigen, welche im Kriege erschlagen sind, verfügen sich zu dem Calique, ihn um Beystand anzusuchen. Sie stellen sich vor ihn mit thränenden Augen. Sie heulen und schreyen über den Verlust ihrer Männer, kauern vor ihm nieder, und beschweren ihn bey allem, was ihm lieb ist, solchen nicht ungerächet zu lassen, sondern die Feinde deswegen zur Strafe zu ziehen.

e) Garcil. de la Vega Histor. von Florida II Theil, III Buch, V Cap.  
f) Ebendaf. I Theil, I Buch, IV Cap.



*Witonen aus FLORIDA die ihre Haare auf das Grab ihrer Männer streuen.*



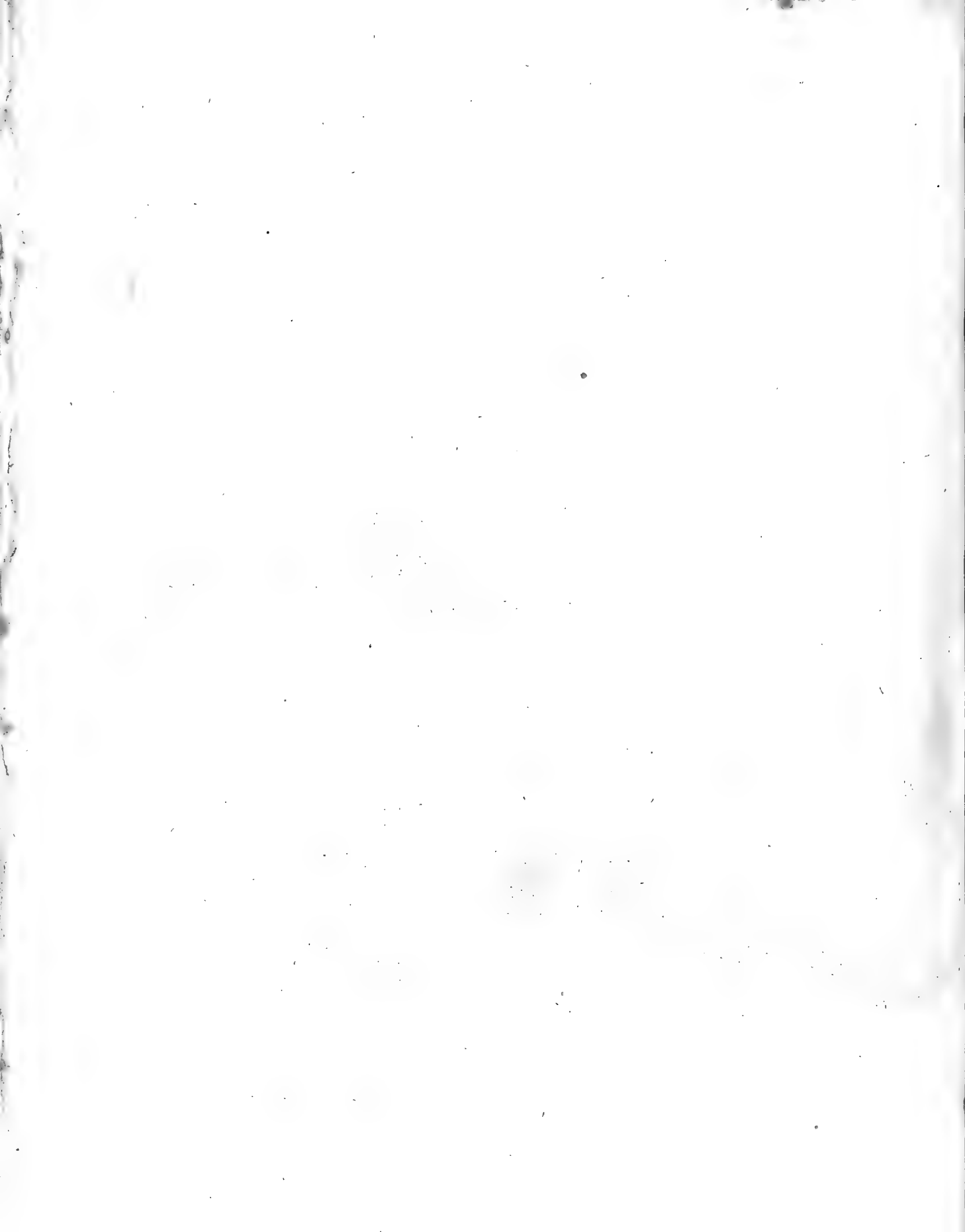


FLORIDANERINNEN, die ihre Männer im Kriege verloren haben und ihre CACIQUEN um Beystand anflehen

J. Douglas f.

T. XVI. D.





Sie begnügen sich aber nicht allein, ihre Thränen nur bloß vor dem Cacique auszu- Sitten der  
 schütten, sondern sie widmen ihren Männern diesen Zoll der Liebe auch noch auf ihren Floridaner.  
 Gräbern. Sie schneiden sich die Haare ab, und streuen solche auf denselben umher, nebst Ihre Trauer.  
 den Pfeilen, Köchern, Bogen, Spießeln, Trinkschalen, und was sonst ihre Männer in ih-  
 rem Leben lieb gehabt und hochgehalten haben. So wie ihnen ihre Haare wiederum wach-  
 sen, nimmt auch ihre Trauer ab; und wenn sie wieder zu ihrer ersten Länge gekommen  
 sind, das ist, wenn sie ihnen über die Schultern hinabhängen, so ist sie völlig aus; und  
 alsdann mögen sie sich an andere wiederum verheirathen g).

Sie begraben ihre Caciquen oder Parauisti mit aller Pracht, die sie nur ausdenken Begräbniß ih-  
 können. Wenn sie keine Tempel haben, in welche sie dieselben setzen können, wie in ei- rer Oberhäu-  
 nigen Landschaften geschieht: so stecken sie rund um das Grab herum Pfeile mit den Spi- pten.  
 ßeln in die Erde, und setzen die Schale oben darauf, deren er sich zum Trinken in seinem  
 Leben bedienete. Sie bringen drey Tage mit Weinen und Fasten auf diesem Grabe zu;  
 und die Caciquen, seine Freunde und Anverwandten, kommen, ihm eben die Ehre zu erwei-  
 sen. Sie schneiden sich ihm zu Liebe alle Haare vom Kopfe, welches das größte Zeugniß  
 der Trauer ist. Darauf gehen alle Tage ausdrücklich dazu bestellte Klageweiber hinaus,  
 und beweinen ihn sechs Monate lang, dreymal des Tages, als des Morgens, des Mit-  
 tages und des Abends. Man verbrennet alles, was er in seinem Leben besessen hat; und  
 eben das wird auch bey dem Tode ihrer Pfaffen beobachtet. Man begräbt sie in ihren  
 Häusern, worauf man dieselben mit allem Geräthe darinnen verbrennet. Man saget, nach-  
 dem sie diese, ihrer Einbildung nach, heilige Leichname verbrannt hätten: so stießen sie die  
 Knochen davon zu Pulver, und gäben sie, ein Jahr darnach, den Anverwandten zu trin-  
 ken h). An einigen Orten begraben sie auch die Slaven und liebsten Bedienten ihrer  
 Herren, wie man in der obigen Erzählung schon angemerket hat.

Die in der Provinz Apalache balsamiren die Leichname ihrer verstorbenen Freunde  
 und Anverwandten ein. Sie lassen sie fast drey Monate in dem Balsame liegen, worauf  
 diese dadurch ausgetrockneten Leichen mit sehr schönen Fellen bekleidet, und in Särge von  
 wohlriechendem Holze gelegt werden. Die Verwandten verwahren diese Särge bey sich  
 ganzer zwölf Monate lang. Darauf trägt man sie in einen nahegelegenen Wald, und be-  
 gräbt den Verstorbenen an der Wurzel eines Baumes. Noch edler verfahren sie, wenn  
 ihr Cacique gestorben ist. Wenn sie solchen einbalsamiret, mit allen seinem Schmucke be-  
 kleidet, mit schönen Federn und Halsbändern aufgepuschet: so verwahret man ihn drey Jah-  
 re, in dem Zimmer, wo er gestorben ist, und unter der Zeit leget man ihn in den gedachten  
 hölzernen Sarg. Wenn diese Zeit um ist, so trägt man ihn in das Grab seiner Vorfah-  
 ren, an dem Abhange des Berges Olainy. Man läßt ihn in eine Klust hinunter, deren  
 Oeffnung man mit großen Kieseln verschließt, und man hängt an die Zweige der in der  
 Nähe stehenden Bäume die Waffen, deren er sich in dem Kriege bedienet hat. Die näch-  
 sten Anverwandten pflanzen eine Ceder dabey, und unterhalten sie mit aller möglichen  
 Sorgfalt. Geht sie aus, so setzt man so gleich eine andere dafür an die Stelle i).

Die Apalachiten glauben die Unsterblichkeit der Seelen, und daß diejenigen, welche Ihre Bezirke  
 gut Gelebet haben, gen Himmel geführt, und unter die Sterne gesetzt werden. Den von einem an-  
 dern Leben.

S S S 2

g) Purchas am angef. Orte.

h) Ebendaf.

i) Histoire des Iles Antilles p. 95.

**Sitten der Floridaner.** Bösen weisen sie die Abgründe der höchsten Berge gegen Norden unter den Bären mitten unter Eise und Schnee an. Die andern Völker in diesen weiltäufigen Landen glauben ebenfalls eine Belohnung der Frommen und Bestrafung der Bösen nach diesem Leben. Sie nennen den Himmel *Zamampascha*, welches so viel, als die Oberwelt, heißt, und die Hölle *Ucupacha*, oder die Unterwelt. An diesem letztern Orte herrschet ein böser grausamer Geist, welchen sie *Cupai* nennen, zu welchem die Bösen kommen, und von dem sie gemartert werden *k*). Andere glauben eine Wanderung der Seele; und wenn jemand unter ihnen stirbt: so begräbt man Lebensmittel und einiges Geräth zu seiner Nothdurft mit ihm *D*).

**Ihre Heirath.** Ordentlich Weise heirathen die Floridaner nur eine Frau, welche verbunden ist, ihrem Manne treu zu bleiben, bey Strafe eines grausamen Todes oder sonst einer schimpflichen Züchtigung. Die Großen des Landes aber sind nicht eben an die Gewohnheit gebunden, nur eine Frau zu nehmen, sondern können deren so viel nehmen, als ihnen beliebt; jedoch ist nur eine die rechtmäßige, und die andern sind bloße Rebsweiber. Die Kinder, welche von diesen letztern geböhren werden, erben nicht so, wie die von der rechtmäßigen Frau, von den Gütern ihres Vaters *m*). Die Apalachiten verheirathen sich nicht außer ihren Familien. Die Ehen werden oftmal von den Aeltern in den zartesten Jahren ihrer Kinder geschlossen; und wenn die Kinder groß geworden sind, so halten sie dasjenige ge-nehm, was ihre Aeltern geschlossen haben. Sie können sich in alle Grade verheirathen, die unter Bruder und Schwester sind.

**Strafe der Ehebrecherinnen.** In den Provinzen *Tascaluya* und *Coza* hatte man ein Gesetz, welches bey Lebens-strafe geboth, daß, wenn jemand hinlängliche Anzeigungen hätte, daß ein Weib eine Ehebrecherinn wäre, er davon weiter Erkundigung einziehen, und sie bey dem *Cacique* oder, in seiner Abwesenheit, bey dem Richter des Ortes anklagen sollte. Dieser Richter stellte auf den ihm gethanen Bericht heimliche Untersuchung wider die angeklagte Person an, und bemächtigte sich derselben, wenn er sie schuldig befand. Darauf befahl er bey dem ersten Feste, das man anstellete, es sollten die Einwohner, wenn sie von Tische aufstünden, sich an einen gewissen Ort außer dem Dorfe begeben, und daselbst in zwey Reihen stellen. Nach diesem kamen die Richter; und zween davon traten an das eine Ende, und die beyden andern an das andere Ende dieser Reihen. Die erstern befahlen, man sollte ihnen die ehebrecherische Frau vorführen. Darauf sageten sie zu dem Manne, welcher gegenwärtig war, sie sey ihres bösen Lebens überführet, und er möge mit ihr nach der Schärfe des Gesetzes verfahren. Der Mann zog sie ganz nackend aus, und beschor sie mit einer Art von Kieselsteinenen Scheermessern. Darauf gieng er, zum Kennzeichen, daß er sie verließ, mit ihren Kleidern fort, und überließ sie den Richtern. Zween davon befahlen der Missethäterinn so gleich, sie sollte durch die Leute hingehen, die in den beyden Reihen stünden, und ihr Verbrechen den beyden andern Richtern melden. Sie gehorchete; und so bald sie hinkam, so sagete sie zu ihnen, sie wäre des Ehebruches überzeuget, und zu der Strafe verdammet, womit die Gesetze dieses Verbrechen bestrafeten; man schickete sie zu ihnen, damit sie mit ihr machen sollten, was ihnen zum Besten ihrer Provinz beliebete. Die

*k*) Garcil. de la Vega am angef. Orte, II Th. III Buch, XI Cap.

*D*) Descript. des Colonies Angloises in dem Recueil de divers Voyages p. 184.

*m*) Garcilasso am angef. Orte, I Th. I Buch, II Cap.

Sitten der  
Floridaner.

Richter schicketen sie so gleich mit der Antwort zurück: es sey billig, daß die Gesetze, die man zur Erhaltung des öffentlichen Wohlstandes gemacht hätte, unverbrüchlich beobachtet würden; sie bestätigten also das Urtheil, welches man wieder sie gefället hätte, und beföhlen ihr, künftigh nicht wieder darein zu gerathen. Darauf kehrte sie wieder zu den ersten Richtern zurück, und die Leute, welche in den beyden Reihenstunden, piffen sie aus, und bemüheten sich, durch allerhand Schimpfreden ihre Schande zu vermehren. Indessen schry ihr das andere zusammen gelaufene Volk nach, warf sie mit Drecke, mit Erdfloßen, mit Strohwisphen, alten Hadern und dergleichen. Nach diesem verwiesen sie die Richter aus dem Lande, und stellten sie den Händen ihrer Anverwandten zu, bey Strafe, sie in keinen Ort der Provinz einzulassen. Die Anverwandten nahmen sie und, und sobald ihr solche einen alten Mantel umgehängt, so brachten sie dieselbe an einen Ort, wo sie von keinem Indianer gesehen wurde. Die Richter erlaubeten dem Manne darauf, sich wieder zu verheirathen. Eigentlich ward diese Strafe nur in der Provinz Coza beobachtet. In der Provinz Tascalazu aber bestrafete man sie noch schärfer. Die Gesetze dieses Landes verordneten, daß, wenn man zu einer ungebührlichen Zeit einen drey- oder viermal in ein Haus hinein- oder herausgehen sähe, und man argwohnete, das Weib möchte wohl eine Ehebrecherinn seyn, so mußte man solches dem Manne melden, und durch drey oder vier Zeugen beweisen, daß man nichts, als die Wahrheit vorbringe. Der Mann hörte die Zeugen, einen nach dem andern ab, mit entsetzlichen Verfluchungen wider den, welcher löge, und mit großem Segen zum Besten desjenigen, welcher die Wahrheit sagete. War nun die Frau ihrer Untreue satfam überwiesen: so führte er sie hinaus vor den Flecken, band sie an einen Baum oder an einen in die Erde geschlagenen Pfahl, und erschoss sie mit Pfeilen. Darauf meldete er es dem Cacique, mit der Bitte, die Ankläger zu vernehmen, ob er nicht Recht gehabt, und ihn alsdann loszusprechen. Solches geschah. Fand sichs nun, daß er sich von dem Kerne übernehmen lassen, und zu voreilig in seiner Rache gewesen, da er noch nicht alle gehörige Beweise gehabt: so wurde er der Frauen Anverwandten übergeben, die ihn ebenfalls mit Pfeilen erschossen, und seinen Leichnam den Hunden und Vögeln auf dem Felde zur Speise ließen. Sonst aber ward er losgesprochen, und durfte sich wiederum verheirathen<sup>n)</sup>.

Man giebt den Knaben, und besonders bey den Apalachiten, die Namen derer Feinde, welche sie erleget haben, oder derer Dörfer, die sie abgebrannt haben, oder auch der Gefangenen, die in ihren Diensten gestorben sind. Die Töchter führen den Namen ihrer verstorbenen Mütter, oder Großmütter; denn sie sehen dahin, daß nicht zwey Personen aus einerley Familie einerley Namen führen. Man versichert, die Männer hätten keinen Umgang mit ihren Weibern während ihrer Schwangerschaft, so lange, bis sie niedergekommen wären. Sie essen so gar nicht einmal etwas von demjenigen, was sie in dieser Zeit angerühret haben. Die Mütter erziehen ihre Kinder, so wohl Knaben, als Mägdchen bis in das zwölfte Jahr, worauf die Knaben unter die Zucht der Väter kommen, die ihnen Bogen und Pfeile geben, und sie schießen lehren, da sie denn den Mäusen und Eidechsen auslauern<sup>o)</sup>.

Kinderzucht.

<sup>n)</sup> Garcil. am angef. Orte, II Theil, I Buch, XIII Cap.

<sup>o)</sup> Ebendas. I Theil, III Buch, XIV Cap.

**Sitten der  
Floridaner.  
Denkmaale.**

Einige von den Floridanern bedienen sich Denkbilder, die vorgefallenen Begebenheiten zu merken. Sie sind bedacht, ihre Kinder von denjenigen Dingen zu unterrichten, welche ihre Familie und ihr Vaterland angehen, damit das Andenken derselben von einem Geschlechte zum andern erhalten werde. An denen Orten, wo ein Gefecht vorgefallen, oder sich eine Völkerschaft gesetzet hat, errichtet man eine kleine steinerne Pyramide. Die Anzahl der Steine bezeichnet die Zahl der Todten oder der Stifter und derjenigen, welche den Ort zuerst bewohnet haben, wo sich dergleichen Pyramide befindet p).

**Speise und  
Trank.**

Die Floridaner haben kein Vieh, und halten auch keine Heerden. Sie essen anstatt des Brodtes nur groben Hirse, und anstatt der andern Speisen Fische und Hülsenfrüchte. Weil sie gleichwohl auf die Jagd zu gehen pflegen: so haben sie oftmals Wildpret. Denn sie erlegen mit ihren Pfeilen Hirsche, Rehe und Damhirsche. Sie schießen und fangen auch viel Geflügel, womit sie einander bewirthet, und deren Federn von mancherley Farben, ihnen zu ihrem Kopfschmuck dienen, und in Friedenszeiten die Edlen von dem Volke, im Kriege aber die Kriegesleute von denjenigen unterscheiden, welche keine Waffen führen. Sie trinken ordentlicher Weise nur Wasser; doch haben die Kriegesleute einen aus Hirse gemachten Trank, den sie Casine nennen; dessen man sich auch bey großen Feuerslichkeiten bedienet. Sie essen ihr Fleisch wohl gekocht, ihre Früchte recht reif, und ihren Fisch gut gebraten; und spotten derjenigen, die es nicht so machen.

**Ihre Kleidung**

Sie gehen meist nackend, und tragen nur eine Art von Bocksledernen oder Hirschledernen Höschen, die ihnen noch nicht bis auf die Hälfte des Schenkels gehen. Diese Höschen sind von mancherley Farbe, und dienen, dasjenige zu bedecken, was der Wohlstand will bedeckt haben. Ihr Mantel ist eine Art von Decke, welche vom Halse bis auf die Waden geht. Er ist gemeinlich von feinem Marder, und hat einen sehr angenehmen Muscusgeruch. Sie haben auch zuweilen welche von Käsen, Damhirschen, Hirschen, Bären und Löwen, ja auch Kuhfellen, die sie so gut zubereiten, daß man sich derselben wie eines Zeugens bedienen kann. Sie tragen lange Haare, und binden solche oben auf dem Kopfe zusammen. Ihre Mütze ist ein buntes Gewebe, welches sie auf der Stirne fest machen, so daß die Zipfel davon bis unter die Ohren hängen. Ihre Weiber gehen auch mit Fellen bekleidet, und haben meistens den ganzen Leib auf eine anständige Art bedeckt q).



p) Supplement à la Dissertat. sur les Cerem. relig. de l'Amérique p.134.

q) Garcil. am. angef. Orte, I Th. I Buch, IV Cap.



KLEIDUNG UND HÄUSER  
DER FLORIDIANER.





## Das XII Capitel.

Engländi-  
sche Nieder-  
lassung in  
Virginia.

Reisen, Entdeckungen und Niederlassungen der Engländer in dem nordlichen America.

## Einleitung.

Wishieher hatte America die Engländer noch nicht anders, als unter der verhassten Eigenschaft der Seeräuber, gesehen. Ihre Racheiferung aber wurde auf einmal edler; und sie waren endlich bedacht, sich daselbst niederzulassen. Die Geschichte ihres Fortganges bey der Bildung vieler Colonien wird nothwendiger Weise nach der Zeit ihrer Reisen und der Ordnung ihrer Unternehmungen abgetheilet.

## Der I Abschnitt

## Niederlassung in Virginia.

Amidors und Barlow Reise. Gesellschaft von dem Ritter Raleigh gestiftet. Ursprung des Namens Virginia. Greenvills Reise. Erste Niederlassung der Engländer. Raleighs Reise. Whites Reise. Gosnolds Reise. Andere Reisen. In England entstehen zwei Gesellschaften. Johann Smiths Reise. Niederlassung in dem Flusse Potomac. Stiftung von Jamestown. Abschilderung der Indianer des Landes. Es entstehen verschiedene Pflanzungen. Gates und Summers Schiffbruch. Smiths Rückkehr. Trauriger Zustand von Jamestown. Man will die Colonie verlassen. Neue Stadt Henrico. Geschichte der Prinzessin Pocahontas. Sie vermählet sich mit einem Engländer. Smiths Ditteschrist für

sie an die Königin. Wie ihr zu London begegnet wird. Ihr Tod. Yardlys Nachlässigkeit. Eifersucht der englischen Colonie auf die französische. Fortgang derselben. Salzgruben und Bergwerke. Wyats üble Verwaltung. Verdrießliche Folgen. Verschwörung der Indianer wider die Engländer. Ursache derselben. Die Engländer rächen sich. Die Colonie leidet darunter. Ordnung, die Karl I daselbst einführet. Baltimores Niederlassung. Neues Blutbad der Engländer. Verkeleys weise Regierung. Sein Tod. Unruhen in Virginia. Watt geht auf neue Entdeckungen. Bürgerlicher Krieg in Virginia. Jamestown brennet ab. Handlung daselbst im 1723 Jahre.

Raleigh, Johann Smith und der ungenannte Virginier <sup>r)</sup>, welcher die Geschichte seines Vaterlandes herausgegeben hat, sind die besten Quellen, woraus man wegen der Niederlassung der Engländer in Virginia Nachricht erhalten kann; denn man sieht gar wohl ein, daß die neuern Schriftsteller, sie mögen nun Fremde oder von eben der Nation seyn, dasjenige, was den Ursprung dieser schönen Colonie betrifft, nirgend anders haben können, als aus diesen ersten Berichten.

Man liest also in diesen Nachrichten, daß sich der Ritter Raleigh, welcher nicht allein durch das Beyspiel und den erstaunlichen glücklichen Fortgang der Spanier, sondern auch durch die Beobachtungen einiger Seefahrer von seiner Nation selbst, welche bereits

nicht

r) Sie sind insgesamt in das Französische übersetzt.

Amidors u.  
Barlows  
Reise. 1583.

Engländisch nicht eben so glücklich ihr Heil versucht hatten <sup>\*)</sup>, gereizet worden, im 1583sten Jahre Niederlass. entschloß, einige Entdeckungen auf seine eigenen Kosten zu unternehmen. Man meldet in Virginien. uns nicht, ob er einen gewissen Gegenstand gehabt habe; ob er sich gleich mehr als einen, nach denen Versuchen, die Sebastian Cabot schon in Englands Namen gemacht hatte, und nach den verschiedenen Fahrten der Franzosen gegen Norden des festen Landes, hat machen können. Nachdem er aber einige Privatpersonen zu London mit in seine Absichten gezogen, die durch ihren Reichthum etwas dazu beitragen konnten: so erhielt er im 1584sten Jahre den 25sten März offene Briefe von der Königin, Elisabeth, wodurch alle Vortheile von der Unternehmung gänzlich seiner Gesellschaft überlassen wurden; und den Monat April des folgenden Jahres brachte er zwei kleine Fahrzeuge unter der Anführung der Hauptleute Philipp Amadors und Arthur Barlows in See.

Gesellschaft  
von Raleigh  
errichtet.

Nach einer glücklichen Schiffahrt, deren Ziel noch ungewiß zu seyn schien, legeten diese beyden Befehlshaber an der Einfahrt einer Bay vor Anker, welche die Einwohner des Landes Roenoke nenneten, und welche heutiges Tages zu der Statthaltertschaft von Nordcarolina gehöret. Sie trieben daselbst einige Handlung mit den Indianern, damit sie Zeit bekämen, ihre Beobachtungen rund umher zu erstrecken. Sie waren vergnügt mit dem, was sie gesehen hatten, und eilten, solches in England zu erzählen.

Ursprung des  
Namens Vir-  
ginia.

Sie berichteten, das Land, wo sie angelandet wären, böthe sehr vielerley vortrefliche Früchte dar; es hätte Bäume von allerhand Art und Thiere im Ueberflusse. Sie hatten daselbst kein Gold gesehen, die Felder aber schienen so fruchtbar zu seyn, die Himmelsluft so gelind, die Einwohner so umgänglich, daß so schöne Ansehnungen etwas glückliches versprachen; vornehmlich nach dem Beispiele dessen, was den Spaniern in den beyden reichen Landschaften Mexico und Peru begegnet war. Sie hatten zweyen Indianer mitgebracht, welche schon anfangen, etwas Englisch zu reden, und den Begriff noch vermehreten, den man von ihrem Vaterlande gab. Der eine hieß Manchiso und der andere Manteo. Die ganze engländische Nation gerieth über diese Abchilderung in Feuer. Die Königin selbst wurde davon so gereizet, daß, ungeachtet des Krieges, den sie mit Spanien führete, sie dennoch denen, die dahin gehen wollten, mächtigen Beystand versprach; und damit sie solche durch ausnehmende Merkmaale ihres Schutzes aufmunterte: so verwilligte sie, daß das entdeckte Land ihr zu Ehren Virginia genannt wurde; „entweder weil sie noch eine Jungfer war, beobachtet der Geschichtschreiber, oder weil das Land selbst, und seine Einwohner noch die Reinigkeit, den Ueberfluß und die Einfalt der ersten Welt hatte.“

Greenvills  
Reise 1586.

Im Frühlinge des folgenden Jahres wurde der Ritter Richard Greenville, einer von den vornehmsten Zugeseelten des Ritter Raleighs ernannt, sieben Schiffe zu führen, die mit Lebensmitteln, Gewehre und Kriegesbedürfnissen wohl versehen, und mit einer guten Anzahl freywilliger Leute befrachtet waren, welche daselbst einen Eis anlegen sollten. Ob er gleich die beyden Indianer von Roenoke am Borde hatte: so hatte er doch Befehl, seine Entdeckung weiter zu treiben. Er hielt sich aber, da er zu Ende des Maymonates auf dieser Küste angekommen war, daselbst auf, um die Beschaffenheit des Erdbodens zu untersuchen. Er ließ Erbsen und Bohnen allda säen, und die kamen in einer Zeit von zweyen

\*) Man sehe den XIII Band dieser Samml.

zweenen Monaten überaus wohl fort. Da ihn diese glückliche Erfahrung an dem Orte zu <sup>Engländi-</sup> bleiben bewogen: so sammelte er nur Pelzwerk, einige Perlen und andere Sachen, die das <sup>sche Nieder-</sup> Land hervor bringt. Hierauf vertraute er achthundert Mann unter Ralph Lanes An- <sup>lassung in</sup> führung, der Treue und Redlichkeit der Indianer, und dachte weiter an nichts, als nach <sup>Virginien.</sup> England zurück zu kehren.

Raum aber war er unter Segel gegangen, so vergaß dieser ungelehrige Haufen den <sup>Erste Nieder-</sup> Befehl, den er ihm gelassen hatte, sich in einer benachbarten Insel zu befestigen. Die <sup>lassung der</sup> Kühnsten verließen sich unter die Indianer, und drängen so weit in das Land, daß sie <sup>Engländer.</sup> durch diese Unbedachtsamkeit verdächtig, und einige von ihnen daselbst ermordet wurden. Alle andere sahen sich von eben dem Schicksale bedrohet. Nach diesen ersten Feindseligkeiten urtheilten die Indianer, die von Natur argwöhnisch und rachsüchtig sind, sie hätten sich keine Versöhnung mit denjenigen zu versprechen, die sie verschonet hatten, und dachten bloß darauf, wie sie ihnen schaden möchten. Lane ergriff die Partey, sie durch Geduld zu besänftigen, und schmeichelte sich, sie dadurch im Zaume zu halten, daß er ihnen die Ankunft eines mächtigen Beystandes von seiner Nation ankündigte. Diese List hatte den guten Erfolg, daß er Freyheit bekam, seine Entdeckungen längst der Küste fast auf hundert Meilen gegen Norden zu erstrecken. Da er aber daselbst keinen bequemen Hafen gefunden: so kam er wieder in die Bay Roenoke, ohne daß er bis an die Bay Chesapeake gebrungen war.

Er hielt sich den ganzen Winter hindurch dadurch ziemlich glücklich. Da er aber im Frühlinge den Beystand nicht erscheinen sah, welchen er erwartete; und da er anfang, von der Wildheit der Indianer alles zu befürchten: so sann er nur auf ein Mittel, wie er wegkommen könnte, als er vor Ende des Auaußts das Vergnügen hatte, eine englische Flotte erscheinen zu sehen. Es war des Ritters Drake seine, die aus drey und zwanzig Schiffen bestand, welche die Königin auf die americanischen Küsten schickete, um die spanischen Gallionen zu überfallen. Dieser Admiral hatte Befehl, nach der Bay Roenoke zu gehen, und der Colonie, die man daselbst sich befestiget zu haben glaubete, allen Beystand zu leisten, welchen sie brauchen würde. Er erstaunete, als er sie in einem so traurigen Zustande antraf. Lane bath ihn um eine Verstärkung von Leuten, um Lebensmittel, und um eine Fregatte, damit er im Stande wäre, einen andern Siz zu suchen, wofern er durch einiges neues Unglück, dazu gezwungen seyn sollte. Der Admiral versagete ihm nichts. Indem er aber Lebensmittel und Kriegesbedürfnisse in der Fregatte überführen ließ: so verschlug ein grimziger Sturm dieses Schiff so weit in die See, daß man die Hoffnung verlor, solches wieder zu sehen. Drake both Leuten, die von Beschwerlichkeit und Bekümmerniß ganz abgemattet waren, und diese Begebenheit, als eine Hinderniß ansahen, welche die Vorsehung ihrer Niederlassung entgegen stellte, vergebens ein andres Fahrzeug an. Sie bathen den Admiral, er möchte sie auf seine Flotte nehmen; und weil er ihnen darinnen leicht willfahrte, so brachte solches die Gesellschaft um alle ihre Hoffnung.

Indessen bestrebeten sich die Zusammengesetzten, neue Leute und Bedürfnisse abgeben zu lassen. Allein, außer den gewöhnlichen Schwierigkeiten hatten sie auch einige Zwifigkeiten unter sich, welche ihre Zurüstungen verzögerten. Endlich rüsteten sie vier große Fahrzeuge aus, und der Ritter Raleigh faßte den Entschluß, sie selbst zu führen. Da

Raleighs  
Reise 1587.



Engländi-  
sche Nieder-  
lassung in  
Virginien.

dasjenige, welches er besteigen sollte, vor allen andern fertig war: so gieng er allein unter Segel, voller Ungebuld seine geliebte Pflanzstadt zu besuchen. Er kam an das Vorgebirge Sattoras, ein wenig gegen Süden von der Gegend, wo sich die achthundert Mann gesetzt hatten. Nachdem er sie vergeblich gesucht hatte: so ließen ihn sein Kummer und seine eigene Verlegenheit die Partey ergreifen, wieder umzukehren. Greenville, welcher vierzehn Tage nach ihm abgegangen war, legete in der Roenokebay vor Anker, woselbst er nur noch schwache Spuhren von der Niederlassung fand. Seine erste Furcht war, es möchten die Engländer, die er da gelassen hätte, durch die Waffen der Indianer aufgerieben seyn. Manteo, welcher sich zeigte, ihn zu empfangen, wußte nicht, daß Drake da gewesen war, und sie an Bord genommen hatte. Allein, ob er gleich selbst nicht aussinnen konnte, wo sie hingekommen seyn möchten: so versicherte er doch so beständig, seine Völkerschaft hätte ihnen kein Leid zugefüget, daß Greenville wieder ein Vertrauen bekam, und funfzig Mann auf eben die Insel setete. Er ließ ihnen Wohnungen bauen, und gab ihnen Lebensmittel auf zwey Jahre; worauf er wieder nach England unter Segel gieng.

Whites  
Reise 1588.

Das folgende Jahr wurde Johann White mit dreyen Schiffen abgeschickt, die nicht allein mit Kriegesbedürfnissen und Lebensmitteln, sondern auch mit einer guten Anzahl Manns- und Frauenspersonen beladen waren, welche in der Pflanzstadt ordentlich werden sollten. Er hatte Befehl, selbst als Statthalter da zu bleiben, und alle seine Sorgfalt anzuwenden, die Gewogenheit der Indianer zu gewinnen. Als er zu Roenoke zu Ende des Heumonates ankam: so hatte er, wie Raleigh und Greenville, den Verdruß, die Pflanzstadt verlassen zu finden. Manteo berichtete ihm, ein Theil von den funfzig Engländern wäre durch einen Ueberfall erschlagen worden, und die andern hätten die Flucht genommen. Der Boden, den sie gehabt hatten, war schon ganz mit Dornen und Disteln bedeckt. White war von einer standhaften Gemüthsart. Er verlor den Muth nicht, sondern ließ den Wohnsitz wieder ausbessern, und war der erste, welcher da einzog. Sein Beyspiel ermunterte alle seine Leute, sich daselbst zu setzen. Manteo erhielt die heil. Taufe, nebst dem Titel eines Herrn von Assamupeack, welches der Namen einer indianischen Völkerschaft war. Diese Ehre, welche die Engländer seiner treuen Ergebenheit schuldig zu seyn glaubeten, dienete sehr viel, ihnen die benachbarten Indianer zu gewinnen. Man machte Friedensverträge und Bündnisse. Die Pflanzstadt, welche durch ein Oberhaupt und zwölf Rätthe regieret wurde, die unter dem Namen des Statthalters und der Beyfizer der Stadt Raleigh in Virginien ein Collegium ausmachten, nahm eine Gestalt an, die ihr ein Ansehen gab. Die Einigkeit wurde daselbst fest gestellt. Eine Engländerinn, Anantias Dares Eheweib, brachte eine Tochter zur Welt, welche Virginia genante wurde. Die glückliche Geburt dieses ersten Kindes von einem christlichen Vater und einer christlichen Mutter, wurde mit großen Freuden gefeyret, und für ein deutliches ausnehmendes Merkmaal des himmlischen Schutzes über die neue Pflanzstadt gehalten.

Indessen nöthigte sie doch ein gerechtes Misstrauen wegen des Zukünftigen, ihren Statthalter wieder nach England zu schicken, damit er von da mehr Menschen und Lebensmittel hohlete. Hierzu war niemand fähiger; und da seine Geschicklichkeit in Ansehung der kleinen Umstände bey der Regierung nicht geringer war, so reistete er nicht eher ab, als bis er für die Sicherheit der Pflanzstadt gesorget hatte, die er aus hundert und funfzehn Personen bestehend

stehend hinterließ. Die Geschwindigkeit seiner Reise, und sein lebhaftes Anhalten zu London aber hinderten nicht, daß er nicht langsam abgefertiget wurde. Es vergiengen zwey Engländerische Niederlassung in Virginien. ganzer Jahre, ehe er drey Schiffe erhalten konnte, womit er zu Ende des 1589sten Jahres von Plymouth abgieng. Man kannte noch keinen andern Weg, als den über die Antillen; oder es hatte wenigstens, ungeachtet derer Einsichten, die sich über die Schiffahrt auszubreiten anfingen, die alte Gewohnheit dergestalt die Oberhand behalten, daß man lieber einen Umweg von tausend Meilen nehmen, als die gerade Straße gehen wollte.

White, welcher durch so viele Hindernisse aufgehalten worden, kam nur erst in der Mitte des folgenden Augustmonates bey dem Vorgebirge Hattoras an. Er stieg daselbst an das Land, um Zeit zu gewinnen, weil er voller Ungeduld war, seine Pflanzstadt wieder zu sehen. Einige Aufschriften aber, die er an den Baumrinden fand, belehrten ihn, daß sie nach Croatan, einer von denen Inseln, gegangen wäre, welche die Straße bilden, zwanzig Seemeilen von Roenoke. Weil sie sonst keine Erklärung wegen des Bewegunggrundes, warum sie weggegangen, gegeben hatte: so sah sich der Statthalter genöthiget, wieder an Bord zu gehen. Raum war er daselbst mit allen seinen Leuten, so herrlich ein Sturm seine Ankertaue, wodurch er einige von seinen Ankern verlor, und seine drey Schiffe hinaus in die freye See getrieben wurden. In diesem traurigen Zustande hatte er kein anderes Hülfsmittel, als daß er wieder nach England gieng, ohne die Pflanzstadt gesehen zu haben; und da das Misvergnügen der Rheeder den neuen Aufwand, welcher nochwendig geworden war, auf andere Zeiten hatte verschieben lassen, so blieb das Unternehmen ausgefetzt. Darauf stießen die Verwirrungen, worein Raleigh, welcher die Seele davon war, unglücklicher Weise gerieth, ihn solches ganzer zwölf Jahre lang gänzlich aufgeben.

Nun erst im 1602ten Jahre rüstete der Hauptmann Gosnold, einer von den ältesten Gesellschaftern, auf seine eigenen Kosten ein kleines Schiff aus, und gieng mit ungefähr fünf und dreyßig Mann von Darmouth ab, in dem Entschlusse, einen geradern Weg zu nehmen, das ist den Umweg zu vermeiden, welchen man ordentlich gegen Süden nahm. Dieser Versuch glückete ihm. Als er aber an die Küsten kam: so fand er sich weiter gegen Norden, als alle diejenigen, welche eben die Reise vor ihm gethan hatten. Er sah sich anfänglich zwischen denen Eylanden, welche die Nordseite von der Bay Massachusetts in Neu-England bilden. Weil er daselbst nicht die Bequemlichkeiten einer guten Rheede entdeckt hatte: so wandte er sich gegen Süden, um sich von der Küste loszumachen. Als er sich aber auf der offenbaren See zu befinden glaubete: so befand er sich einmal vor der Spitze des Vorgebirges Codd. Dieser Anblick machte ihm Lust, ein wenig gegen Süden von dem Vorgebirge ans Land zu steigen. Er trieb daselbst einige Handlung mit den Indianern. Zwo von den Inseln bekamen von ihm die Namen Marthens Weinberg und St. Elisabeth, welche sie noch bis 180 behalten haben. Er säete auf der zweyten verschiedene englische Saamen, welche daselbst eben so geschwind, als zu Roenoke, wuchsen. Seine Leute baueten sich allda Hütten, woraus sie fortfuhren, ihre kurze Waare gegen Pelzwerke und Gummi auf eine vortheilhafte Art umzusetzen. Nach einem Aufenthalte von einem Monate, kehrten sie wieder in ihr Vaterland zurück, und waren mit der natürlichen Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes eben so zufrieden, als mit dem Reichthume, den sie mitbrachten. Man beobachtet, daß sie diese ganze Reise über von keinerley Krankheit angegriffen worden.

Gosnolds  
Reise 1602.

**Engländi-** Das Gerücht von einer so schnellen und glücklichen Fahrt erweckte den Eifer der  
**sche Nieder-** engländischen Kaufleute. Gleich im Anfange des 1603ten Jahres ließen die aus Bristol  
**lassung in** zwey Schiffe abgehen, welche an eben dem Orte anländeten und wohlbeladen davon zurück  
**Virginien.** kamen. Im 1603ten Jahre gieng ein Schiff aus London unter Segel, in der Absicht, an  
**Anderer eng-** eben der Küste zu landen. Nachdem es die Winde aber gar zu sehr gegen Norden getrie-  
**ländische Rei-** ben: so kam es unter der Insel, welche heutiges Tages den Namen der langen Insel  
**sen.** führet. Die Engländer fanden daselbst anfänglich die Indianer leutselig. Nachdem sie  
dieselben aber hatten die Gesinnungen ändern gesehen: so fuhren sie an der Küste auf vier-  
zig Meilen weit hin. Sie fuhren den Fluß Connecticut hinauf, und gaben dem Hafen,  
wo sie vor Anker legeten, den Namen Pflingsten, weil sie an diesem Festtage daselbst an-  
gekommen waren. Auf diesen drey letztern Reisen dachte man nicht daran, daß man sich  
wegen der Pflanzstadt von 1587 erkundigen wollte; und die Gewinnsucht erstickete alle Re-  
gungen des Mitleidens gegen Unglückselige, deren Schicksal noch nicht bekannt war.

**Zwo Gesell-**  
**schaften in**  
**England.**

Indessen erkannten die Handlungsgesellschaften zu London, Bristol, Exeter und Ply-  
mouth den Vortheil, welchen man aus einer ordentlichen Unternehmung ziehen könnte,  
wenn sie gut geführt würde, und der Grund einmal recht gelegt wäre. Sie wandten  
sich einmüthig an den König Jacob den I, um die Erlaubniß zu erhalten, eine Gesellschaft  
aufzurichten, und darinnen Capitalien anzulegen, für deren gute Anwendung sein könig-  
liches Ansehen stünde. Dieser Herr bewilligte ihnen seine Briefe vom 10ten April 1606.  
Da er sich aber die Führung des Unternehmens vorbehalten: so errichtete er zwey verschie-  
dene Gesellschaften, wovon jede ihre Pflanzstadt errichten sollte. Die Ritter Thomas  
Gates und Georg Sumner, nebst Richard Hackluyt, Chorherr zu Westminster,  
Eduard Maria Wingfield, und diejenigen, die sich ihm zugesellen wollten, wurden  
zu der erstern ernannt, und erhielten das Recht, ihre Niederlassung an dem Orte von der  
virginischen Küste anzufangen, welchen sie zwischen dem vier und dreyßigsten und ein und  
vierzigsten Grade Nordbreite für bequem erachten würden. Sie konnten sich an der Küste  
zur Rechten und Linken fünfzig englische Meilen weit ausbreiten, und auf hundert  
Meilen in das Innere des Landes der Küste gegen über hinein dringen, mit dem Vor-  
behalt an alle andere, sich in ihrer Nachbarschaft, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs  
ihrer Pflanzstadt, zu setzen. Eben diese offenen Briefe enthielten für die zweyte, es  
sollten Hanham, Gilbert, Parker, Popham, Kaufleute zu Plymouth und ihre Zugesel-  
leten die Freyheit haben, sich zwischen dem acht und dreyßigsten und fünf und vierzigsten  
Grade mit eben dem Bezirke von Länderen zu setzen, wosfern es nur hundert Meilen  
von der erstern wäre.

**Johann**  
**Smiths Rei-**  
**se 1606.**

Kraft dieser Bewilligung wurde Johann Smith, Verfasser eines Tagebuches, wor-  
an man sich halten will, von der Gesellschaft in London ersucht, drey Schiffe zu führen,  
welche im Christmonate 1606 in See giengen. Er war mit einer Bestallung versehen,  
die ihm Vollmacht gab, eine Colonie anzulegen, und daselbst zu ihrer Regierung einen  
Rath mit einem jährlichen Präsidenten zu errichten. Alles schien, einen glücklichen Fort-  
gang zu versprechen; und der Himmel selbst schien das Unternehmen zu beglücken, in-  
dem er Smithen in demjenigen Stücke des festen Landes anlanden ließ, welchem man  
nachher allein den Namen Virginia gegeben hat. Er legete ohne Schwierigkeit an der  
Einfahrt der Bay Chesapeak vor Anker, obgleich sein Vorfaß gewesen, gerade nach  
Roanoke

Roenoke zu gehen, wo Johann White hundert und funfzehn Mann gelassen hatte. Da er an dem mittäglichen Vorgebirge der Bay ausgeschiffet: so gab er ihm den Namen Heinrichsvorgebirge, so wie er das nordliche Karlsvorgebirge nannte, den beyden königlichen Prinzen zu Ehren. Der erste Fluß, den er antraf, und die Indianer Puhatan nannten, erhielt den Namen des Königes selbst, das ist, er wurde Jacob oder James in der engländischen Sprache genannt.

Da Engländi-  
sche Nieder-  
lassung in  
Virginien.

Nachdem er diesen Fluß sorgfältig beobachtet hatte: so waren alle Häupter des Geschwaders einig, eine Halbinsel, welche funfzig Meilen von der Mündung ist, zur Niederlassung zu erwählen. Außer der Fruchtbarkeit des Erdreiches, schien diese Lage zu einem Waffen- und Handlungsplaz gleich vortheilhaft zu seyn; weil die beyden Drittel durch den großen Fluß beflößen wurden, welcher überall einen guten Ankergrund darboth, und das dritte Drittel sich mit einem schmalen Flusse umgeben fand, welcher doch vermögend war, Fahrzeuge von hundert Tonnen bis an den Ort einzunehmen, wo er von dem großen Flusse nur durch einen Raum von dreyßig Ruthen abgesondert war, und ihre Gewässer bey den starken Fluthen ordentlicher Weise übertreten; welches denn diesem Lande den Namen einer Insel gegeben hat. Die Schiffe können in dem kleinen Flusse vor Anker liegen, da sie entweder am Lande befestiget oder auch nur an einander gebunden werden, und sich also vor allen Arten von Winden gesichert befinden. Die Stadt wurde, wie der Fluß, mit dem Namen des Königes <sup>1)</sup> beehret. Die ganze Strecke der Insel enthielt ungefähr zweytausend Acker hohes Land, und viele tausend von einem sumpfsichten aber festen Lande, wo die Weiden vortreflich sind.

Niederlassung  
an dem Flusse  
Puhatan.

Stiftung von  
Jamestown.

An einem Orte, wozu man nur durch einen engen Weg kommen konnte, sahen sich die Engländer vor den Anfällen der Indianer gesichert, mit dem Vortheile, welchen sie noch nicht wußten, daß sie daselbst wegen ihrer Schiffe nichts von einer Art von Würmern zu befürchten hatten, welche in den salzhaften Gewässern des Landes häufig anzutreffen sind. Sie waren aber nach dem Abgange ihrer Schiffe, welche sie an der Anzahl hundert und acht und dreyßig verlassen hatten, nicht ruhig, sondern die Begierde nach den Schätzen der Indianer und ein gegenseitiger Handlungsneid erregeten unter ihnen Spaltungen.

Die natürlichen Landeseinwohner waren hier von eben der Beschaffenheit, als die in den andern Theilen des nordlichen festen Landes; bey dem ersten Augenblicke leutselig und umgänglich, aber argwöhnisch und vermögend, auf einmal von dem Mißtrauen zum Hasse überzugehen. Sie schaffeten der Pflanzstadt Lebensunterhalt, so lange sie glaubeten, gute Freue und Glauben bey dem Umtauschen zu finden. Da sie aber wahrnahmen, daß die Engländer keinen festgesetzeten Preis hatten, und daß sie, um nur einander auszustechen, ihre Waaren willkührlich schätzeten: so urtheilten sie aus der Veränderung dieses Preises, man suchete sie nur zu hintergehen; und sie dachten darauf bald auf Rache. Dieser Ursache schreibt der Verfasser alles Uebel zu, welches seine Nation von den Indianern ausstehen gehabt.

Beschaffenheit  
der Indianer  
des Landes.

Ein neuer Gegenstand, welcher alle Aufmerksamkeit der Engländer an sich zog, so daß sie auch selbst auf ihre eigene Sicherheit nicht bedacht waren, wurde ihrer Handlung

Klägliche Ver-  
blendung der  
Engländer.

<sup>1)</sup> James-Town im Englischen, das ist Jacobs Stadt.

Engländische Niederlassung in Virginien. noch schädlicher. Sie entdecketen auf einer Erdzunge hinter der Insel James einen Bach süßes Wasser, welcher aus einer kleinen Sandbank kam, und einen Talkstaub mit sich führte, welchen man im Grunde blinken sah. Ihre Neigung, alles für Silber oder Gold anzunehmen, was den Glanz davon hatte, ließ ihnen keine andere Begierde, als diesen vergöldeten Roth zu sammeln; und da sie sich überredeten, es könnte ihnen bey so vielem Reichthume an nichts fehlen, so verabsäumeten sie ihre ordentlichen Geschäfte, und die Sorgfalt, sich Lebensmittel zu verschaffen. Eine Feuersbrunst, die von eben der Nachlässigkeit entstand, verzehrete in eben der Zeit einen großen Theil ihrer Stadt, und das Uebrige von ihrem Vorrathe. Sie waren also auf einmal in die Noth gesetzt, von wilden Früchten, von Krebsen und Muscheln zu leben. Die Indianer, welche über ihre Anführung ungehalten waren, und schon alle Handlung mit ihnen unterbrochen hatten, wurden ihrer Verlegenheit nicht so bald gewahr, so vermehrten sie dieselbe noch durch allerhand Feindseligkeiten. Sie ermordeten diejenigen, welche die Unvorsichtigkeit hatten, sich zu entfernen, und die andern sahen sich in den engen Gränzen ihrer Insel eingesperrt.

In diesem Zustande kam ein Schiff von denen beyden bey ihnen an, welche die Gesellschaft mit Leuten und Lebensmitteln hatte abgehen lassen, und wovon das zweyte gegen die Antillen getrieben wurde, von da es nicht so bald seinen Lauf wieder hieher nehmen konnte. Die Erfahrung eines langen Elendes hätte dienen können, die Einwohner zu James-Town aus dem Irrthume zu bringen, weil, nachdem sie ihren Hunger gestillet hatten, alle Kräfte, die ihnen solcher noch gelassen hatte, angewendet wurden, das Schiff, welches ihnen Vorrath von Lebensmitteln gebracht hatte, mit ihrem vermeynten Goldstaube zu beladen. Da das zweyte nach der Abfahrt des ersten angekommen: so füllten sie solches auch mit diesen eingebildeten Reichthümern an. Kaum ließen sie für etwas Pelzwerk und einen kleinen Vorrath von Cedernholze Raum; welches doch wirkliche Güter waren, bey deren Vergleichung mit ihrem lächerlichen Schatze, ganz Europa über den Vorzug zum Lachen bewegt wurde, welchen sie diesem Nichts gegeben hatten. Indessen machten sie doch mit dem Beystande, den sie erhalten hatten, viele Entdeckungen auf dem Jamesflusse, und in einigen andern Theilen der Provinz. Ueber dieses war das 1608te Jahr für sie eine Zeit des Ueberflusses, weil sie darinnen die erste Erndte von ihrem ausgesäeten, indianischen Rottne hielten.

Verschiedene Pflanzungen werden angelegt.

Smith hatte aus Verdruß, die Unordnungen zu sehen, denen er nicht abhelfen konnte, die Zeit angewandt, zwey neue Pflanzungen, die eine zu Naufamond an dem Jamesflusse, über dreyßig Meilen von dem ersten Sige, und die andere zu Puhatan, unter dem Wasserfalle dieses Flusses, anzulegen, wozu er den Grund und Boden von einem indianischen Oberhaupte für eine gewisse Menge Kupfer kaufete. Nicht lange darnach legte er noch eine andere zu Rikotan, an der Mündung eben desselben Flusses, an.

Auf der andern Seite urtheilte die Gesellschaft zu London, welche von ihrem Vorschusse den Vortheil nicht zog, den sie davon erwartet hatte, es könnten alle die Widerwartigkeiten, welche ihr gemeldet wurden, nur von einer übeln Verwaltung herkommen. Sie faßete den Vorsatz zu einer neuen Ordnung der Regierung für die Pflanzstadt, und ihr Entwurf wurde durch neue Briefe des Hofes bestätigt. Es giengen neun Schiffe, die mit großen Kosten ausgerüstet worden, und mit allerhand Vorrathe und einer ansehnlichen Verstärkung von Menschen befrachtet waren, unter der Anführung der Ritter Gates und

Sum-



Summers <sup>21)</sup>), und des Hauptmannes Newport ab, welche alle drey zu Statthaltern ernannt, und mit gleicher Macht versehen waren. Zum Unglücke waren sie zusammen auf einem Schiffe, welches von den andern durch einen starken Sturm abgesondert, und so gemishandelt worden, daß es, nach den größten Gefährlichkeiten, auf einer von den Inseln Bermudes strandete, wo es von einander gieng. Dieser Schiffbruch kostete niemanden das Leben. Es konnten sich aber bey einer so verdrießlichen Noth die drey Häupter nicht mit einander vergleichen. Nach dem Glücke, welches sie gehabt hatten, dem Tode zu entgehen, und noch hatten, daß sie eine Menge Lebensmittel, und vornehmlich spanische Schweine, welche vermuthlich durch einen Schiffbruch dahin gekommen waren, und sich sehr vermehret hatten, auf der Insel fanden, wurden sie durch Zänkereyen und Haß uneinig, wovon die Folgen ihnen bey nahe viel kläglicher geworden wären, als der Verlust ihres Schiffes. Weil indessen doch die beyden Ritter es dahin gebracht, daß sich ein jeder eine Partey gemacht hatte: so verglichen sie sich, es wollte ein jeder von dem Holze auf der Insel ein Schiff bauen, und alles, was man von dem Wrake des ersten retten und brauchen konnte, sollte treulich unter beyde Häupter getheilet werden. Anstatt des Theeres und Peches brauchten sie Fischthran und Schweinesfett mit Kalk und Asche vermengt. Die Arbeit gieng langsam von statten: sie kam aber doch noch glücklicher zu Stande, als man es sich von der schlechten Beschaffenheit der Arbeitsleute hätte versprechen sollen. Eine billige Anspielung auf die Beschwerlichkeit, welche sie gekostet hatten, machte, daß man das eine von den beyden Schiffen die Geduld und das andere die Befreyung nannte.

Engländi-  
sche Nieder-  
lassung in  
Virginien.

Gates und  
Summers lei-  
den an den  
Bermudes  
Schiffbruch.

Unter der Zeit hatte sich Smith, welcher von einer Pulvertonne, worein Feuer gekommen, da er sich mit seinen Entdeckungen und Pflanzungen beschäftigte, gefährlich war verwundet worden, genöthiget gesehen, sich wieder nach England zu begeben, damit er geheilet würde. Er war auf einem kleinen Schiffe abgegangen, welches er noch von seinem Geschwader zu den Bedürfnissen der Pflanzstadt behalten hatte. Seine Abreise hatte daselbst die schlecht erstickten Unruhen wiederum erwecket. Einige von den neun Schiffen, von denen der Sturm der Statthalter ihres verschlagen hatte, kamen in dem Hafen James mit einem Theile von den Freywilligen an, wovon sich die meisten der errichteten Regierung nicht unterwerfen wollten, unter dem Vorwande, die neue Bestallung höbe die alte auf, und sie erwarteten die anstatt des Präsidenten ernannten Statthalter. Diese gesessentliche Ununterwürfigkeit brachte auf einmal eine gräuliche Unordnung hervor. Die ganze Colonie nahm daher Anlaß, das Joch der Geseze abzuwerfen; und in einer Art von Anarchie, wo ein jeder ungestraft alles that, was ihm beliebete, vernachlässigte man es auch, sich vor den Anfällen der Indianer zu verwahren. Diese Wilden, die sich schon entschlossen hatten, alle Engländer auszurotten, wußten sich ihre Uneinigkeiten geschickt zu Nuzen zu machen. Man hörte bald von nichts anderm, als von Ermordungen reden. Die ein wenig entfernten Pflanzungen wurden verlassen, um sich in die Stadt zu begeben. Die zu Rifotan, wo man eine kleine Schanze, Namens Algernoon erbauet hatte, war die einzige, die sich vor diesem Sturme sicher erhielt.

Smiths Rück-  
reise.

In der Stadt, wo sich die Zahl der Einwohner durch die Flüchtlinge vermehret hatte, war der alte Vorrath von Lebensmitteln aufgezehret, ohne daß man Sorge getragen hatte, Kläglicher Zustand in Jamestown.

<sup>21)</sup> Nach ihm haben die Engländer den Inseln Bermudes den Namen Summers Eylande gegeben.

Engländi-  
sche Nieder-  
lassung in  
Virginien.

sich mit neuen zu versehen, und man sah sich der abscheulichsten Hungersnoth ausgesetzt. Die Insel war von allen Lebensmitteln entblößt, und niemand getraute sich, auf die Jagd oder auf Fischerey auszugehen, oder auch in den Gehölzen Früchte zu sammeln. Endlich wurde die Hungersnoth so groß, daß, nachdem man so gar das Leder von den Pferden aufgezehret hatte, die elenden Einwohner in Jamestown die Leichname der Indianer aßen, die sie tödten konnten. Man versichert so gar, daß sie einige todte Körper ausgegraben, und sie gegessen, ob sie gleich schon halb verfaulet gewesen. Dieses ist eine Dentzeit in Virginien, die man nicht vergessen hat, und die man daselbst noch die Zeit der Hungersnoth nennet.

Man will die  
Colonie verlas-  
sen.

Dieser klägliche Zustand dauerte ziemlich lange, weil man zu der Erzählung seiner Wirkungen noch hinzu setzet, es wären sechs Monate nach Smiths Abreise nur noch sechzig Menschen in der Stadt von denen fünfhundert übrig gewesen, die er da gelassen hatte, und dieser traurige Ueberrest würde das Schicksal der andern gehabt haben, wenn die Hülfe, die man erwartete, nur noch eine Woche ausgeblieben wäre. Die drey Statthalter aber, welche von den bermudischen Eylanden mit denen beyden Schiffen abgegangen waren, die sie daselbst erbauet hatten, und worauf nicht weniger, als fünfhundert Mann, waren, kamen zusammen den 25ten May 1610 in Virginien an. Sie fanden die englische Stadt in dem vorgestellten unglückseligen Zustande. Ihre erste Sorge war, daß sie alle Einwohner zusammen kommen ließen, und ihnen meldeten, es wäre auf beyden Schiffen kaum auf vierzehn oder sechzehn Tage Vorrath. Sie frageten, ob man sich mit so wenigen Lebensmitteln in See begeben, oder alle Gefahr laufen wollte, womit man in der Pflanzstadt bedrohet würde. Auf diesen letzten Fall versprachen sie, dieselben nicht zu verlassen, und dasjenige mit ihnen zu thellen, was sie noch zu ihrem Unterhalte übrig hätten: sie forderten aber eine schleunige Antwort. So gleich entschloß sich die Versammlung, man wollte wieder nach England zurück gehen. Man beschloß, nach den Bänken von Neuland zu fahren, in der Hoffnung, weil die Jahreszeit zur Fischerey nahe wäre, sie würden daselbst einige Schiffe finden, von denen man Lebensmittel kaufen könnte; und damit man die vorräthigen mit mehrer Gleichheit eintheilte, so traf man die Verfügung, es sollte die Anzahl der Reisenden auf jedem Schiffe fast gleich seyn.

Mylord De-  
lawar wird  
Statthalter.

Die ganze Colonie gieng also zu Schiffe; und in der Nacht den 7ten des Brachmonates war man auf der Höhe der Schweine-Insel. Den Morgen darauf erkannte man bey den ersten Stralen des anbrechenden Tages die Spitze der Maulberinsel, achtzehn Meilen unter Jamestown. Hier entdeckete der flüchtige Haufen eine lange Barke, welche Mylord Delaware, welcher mit dreyen Schiffen angekommen war, ausgeschicket hatte, den Canal zu erforschen. Dieser Herr kam in Begleitung einiger Edelleute, von der Statthaltertschaft von Virginien Besitz zu nehmen, womit ihn der Hof bekleidet hatte. Er zwang die Fischekinge, wieder nach ihrer Stadt zu kehren, wo er sie wieder einsetzte, und die Ordnung bis in den März des folgenden Jahres herrschen ließ. Eine starke Krankheit aber, wovon er angegriffen wurde, nöthigte ihn, wieder nach England zu segeln, da er ungefähr zweyhundert Menschen in der Pflanzstadt ließ.

Der Ritter  
Dale folget  
ihm 1611.

Der Ritter Dale, welcher zu seinem Nachfolger ernannt worden, begab sich den 10ten May 1611 mit dreyen Schiffen nach Virginien, welche einen neuen Beystand an Menschen und Viehe brachten. Er fand die Einwohner auf dem Puncte, wieder in alles ihr Unglück und Elend zu gerathen, weil sie es vernachlässiget hatten, die Felder zu bau-

Engländi-  
sche Nieder-  
lassung in  
Virginien.

Neue Stadt  
Henrico.

Geschichte der  
Prinzessin Po-  
cahontas.

bauen. Ein dringender Befehl zwang sie zur Arbeit; und ob sie solche gleich nur erst in der Mitte des Mayes unternahmen, so hatten sie doch eine sehr schöne Erndte.

Im August kam der Ritter Gates mit sechs Schiffen glücklich an, welche mit Viehe, Geflügel, Kriegesvorrathe, und allem, was zur Anlegung einer neuen Pflanzstadt dienen konnte, beladen waren. Dreyhundert und funfzig Mann, die er am Borde hatte, waren zu dieser Niederlassung bestimmt. Gleich im Anfange des Herbstmonates legete er den Grund zu einer neuen Stadt, in dem Lande Arrabatuck, funfzig Meilen über Jamestown. Eine Landzunge, die er über zwey Meilen von der Spitze und von einem Arme des Flusses bis zum andern daselbst mit einzuschließen, das Mittel fand, machte es ihm leicht, allda Schanzen zu bauen. Er nannte diesen Ort Henrico, dem Prinzen von Wallis Heinrich zu Ehren. Darauf ließ er zu Copendale auf der andern Seite des Flusses, einen großen Bezirk umpfählen, um das Vieh in Sicherheit zu setzen.

Im 16zten Jahre sah man zwey Schiffe mit neuem Vorrathe von Lebensmitteln ankommen. Argall, welcher eins davon führte, ward nach Patowmeck geschickt, um daselbst ein Handlungsbündniß zu machen. Er fand daselbst eine indianische Prinzessin, mit Namen Pocahontas, eine Tochter des Oberhauptes von Powhatan; und nachdem er sie beredet hatte, auf sein Schiff zu kommen, unter dem Vorwande, ihr die ihrem Stande gebührende Ehre zu erweisen, so führte er sie gefangen nach Jamestown, in der Absicht, ihre Befreyung sollte zu Schließung eines festen Friedens mit ihrem Vater, dienen. Der stolze Indianer aber wurde durch diese Beleidigung so heftig aufgebracht, daß man ihn, ungeachtet der Zärtlichkeit des Geblütes, nicht bewegen konnte, andere Bedingungen anzunehmen, als die Verheirathung seiner Tochter mit einem engländischen Edelmann, Namens Johann Rolfe. Dieses Merkmaal der Hochachtung, welches er für aufrichtig hielt, brachte ihn endlich dahin, daß er sich durch einen Vertrag verband. Man beobachtet, daß gleich zu den ersten Zeiten der Entdeckung die Indianer solche Heirathen vorge schlagen, und daß sie bey vielen Gelegenheiten bezeuget hatten, wenn die Engländer diese Anerbietung verwürfen, so würden die Indianer ihre Freundschaft niemals für aufrichtig halten. Der Verfasser bedauert es zum Besten seiner Nation, daß man den Nutzen dieser Verbindungen nicht eher erkannt habe. „Sie würden gedienet haben, saget er, dem Argwohn der Indianer, und folglich denen Ermordungen und Raubereyen vorzubeugen, die auf beyden Seiten begangen wurden. Die Unordnungen unter der ersten Regierung würden keinen gerechten Haß über die Pflanzstadt gezogen haben. Sie würde durch Heirathen in Aufnehmen gekommen seyn, welches die Einwohner derselben würde vermehret haben. Es hat alles Ansehen, daß die meisten Indianer das Christenthum würden angenommen haben. Alsdann würden verschiedene Völkerschaften, welche der Krieg zerstreute, und die heutiges Tages fast erloschen sind, ihre alten Wohnungen nicht verlassen haben, und der Wohlstand der Pflanzungen würde nothwendig gewachsen seyn; da hingegen beständige Widerwärtigkeiten nicht aufgehört haben, die Unruhe und Furcht darinnen herrschen zu lassen.

Die Verheirathung der Pocahontas, welche im 16zten Jahre geschah, machte den Frieden mit ihrem Vater fest; und ob ihm gleich ein noch übrig gebliebenes Mistrauen nicht erlaubet hatte, der Hochzeitfeier mit beyzuwohnen: so sammelte man doch durch das gute Vernehmen, welches sie mit den Indianern aus Chirkahomony und den meisten benachbarten Völkerschaften wieder herstellete, andere Früchte ein. Im 1616ten

Sie verheirathet sich mit einem Engländer.

Englän- Jahre glaubete der Ritter Dale, er könnte sich dieser Ruhe zu Nuße machen, und eine  
schei- Reise nach England thun. Er ließ die Verwaltung der Regierung der Pflanzstadt in den  
Tieder- Händen seines Verwesers Georg Ardly, und kam den 12ten des Brachmonates zu  
lassung in Virginien. Plymouth an.

Es hatten ihn Rolfe und dessen Ehegattinn Pocahontas, begleitet, welche nebst die-  
sem Titel auch die heil. Taufe empfangen hatte. Smith, welcher sich noch in England be-  
sand, hatte die Ankunft der indianischen Prinzessin kaum erfahren: so spahrete er nichts,  
ihr seine Erkenntlichkeit zu bezeugen. Man wird sehen, daß er ihr das Leben zu dan-  
ken gehabt. Er wollte eben wieder zur See gehen. Weil er aber befürchtete, es möchte  
ihm an Gelegenheit fehlen, ihr zu dienen: so wartete er nicht so lange, bis sie nach London  
Smith über- kam, um der Königin eine Bittschrift für sie zu überreichen. Dieses Stück ist so sonder-  
reicht für sie bar, und enthält so merkwürdige Umstände, daß man es hier in eben der Absicht gern mit  
der Königin einrücket, in welcher es aufgehoben worden. Der Titel desselben war in diesen Ausdrük-  
eine Bittschr. kungen abgefaßt:

Bittschrift des Hauptmanns Smith an Ihre Majestät die allerdurchlauchtigste  
und allertugendhafteste Königin von Großbritannien, für Pocahontas,  
eine Tochter des indianischen Kaisers, Powhatan.

Madame,

„Die Liebe, welche ich für meinen Gott, für meinen König, und für mein Vaterland  
„hege, hat mich so oft mitten unter den größten Gefährlichkeiten kühn gemacht, daß  
„die Ehre meiner eigenen Handlungen mich heute meine Schranken überschreiten läßt, um  
„Eurer Majestät diese demüthige Bittschrift zu überreichen. Wosern die Undankbarkeit  
„das tödtliche Gift aller Tugenden ist: so würde ich den Ruhm meines Lebens bestrecken,  
„wenn ich dasjenige vergäße; was ich der billigsten Erkenntlichkeit schuldig bin.  
„Es sind zehn Jahre, daß Powhatan, einer von den vornehmsten Königen in  
„America, mich in Virginien zum Gefangenen machte, und ich außerordentliche Gunst-  
„bezeugungen von ihm erhielt. Nautakan, sein Sohn, der wohlgebildetste, stärkste und  
„kühnste Mensch, den ich unter den Wilden gesehen habe, und Pocahontas, die theure  
„und geliebte Tochter dieses Monarchen, zeigten ihr besonderes Mitleiden gegen mich in  
„dem traurigen Zustande, worinnen ich war, auf eine ausnehmende Art. Das Anden-  
„ken ihrer Wohlthaten soll mir niemals aus dem Gedächtnisse kommen. Ob ich gleich der  
„erste Christ bin, welchen dieser barbarische Hof jemals gesehen hat, oder wenigstens, der  
„in seine Gewalt gerathen: so bin ich ihm doch diese Gerechtigkeit schuldig, daß sie mich,  
„ungeachtet des Hasses und der Drohungen des Volkes, mit allem reichlich versahen, was  
„ich bedurfte. Ich wurde sechs Wochen lang gemästet; und die Nation wartete schon dar-  
„auf, daß sie mich verzehren wollte. Als man sich aber anschickete, mich auf den Kopf  
„zu schlagen, daß das Gehirn heraus spränge: so wagete Pocahontas ihren eigenen Kopf  
„daran, indem sie solchen neben dem meinigen auf den Block legete; welches den, der mich  
„hinrichten sollte, auf einmal zurück hielt. Darauf wirkete sie es bey ihrem Vater aus,  
„daß ich nach Jamestown in Sicherheit gebracht wurde, woselbst ich nur dreßsig elende  
„mit Krankheiten beladene Engländer aurf, welche damals die einzige Wacht der weit-  
läuf-

flüchtigen Länder in Virginien waren. So schwach befand sich damals diese erst aufwach- Englän-  
sche Nieder-  
lassung in  
Virginien.  
sende Colonie; und meine Zurückkunft würde ihren Untergang nicht verhindert haben,  
wenn nicht Pocahontas zu ihrer ersten Großmuth auch noch die hinzugethan, daß sie uns  
Lebensmittel schickete.

„Ihr, großmächtigste Königin, dieser edelgesinnten und großmüthigen Prinzessin,  
sind wir alle Verbindlichkeiten wegen unserer Erhaltung und unsers Wohlseyns schuldig.  
In ihrem zartesten Alter, und ungeachtet des Krieges, der mit den Indianern anhielt,  
wagete sie es, uns zu besuchen; sie stillte oftmals unsere Zänkeren, und unterließ nie-  
mals, uns mit demjenigen zu versorgen, was wir nöthig hatten. Ich kann nicht sagen,  
ob ihr Vater sie also aus politischen Absichten handeln ließ, welche diesen Wilden nicht un-  
bekannt sind, oder ob sich die Vorsehung ihrer als eines Werkzeuges bediente, uns zu  
erhalten; oder ob dasjenige, was sie für uns that, von einer bloßen Bewegung einer Zu-  
neigung herrührte. Es ist aber gewiß, daß, als ihr Vater uns überfallen zu wollen  
schien, weder die dicken Wälder, noch die beschwerlichen Wege, noch die finstere Nacht,  
sie abhielten, mit thränenden Augen zu mir zu kommen, und mir Nachricht davon zu ge-  
ben, welches uns der Wuth unserer Feinde entzog, wobey sie Gefahr lief, selbst umzu-  
kommen, wenn sie den geringsten Verdacht auf sie gehabt hätten. Darauf besuchte  
diese gute Prinzessin bey einem zwey oder dreijährigen Frieden, in Begleitung ihres Ge-  
folges, Jamestown mit eben der Freyheit, als ihres Vaters Haus. Sie unterhielt die Ru-  
he durch ihre guten Dienste. Sie war es, welche, nächst Gott, die Pflanzstadt vor dem  
Hunger und einer gänzlichen Verheerung verwahrte. Nach meiner Abreise erfuhren die  
Engländer neue Widerwärtigkeiten; und sie hörten bey dem langen und beschwerlichen  
Kriege, den sie mit Powhatan führten, nichts weiter von der Prinzessin, seiner Tochter,  
zu sehen. Endlich fanden sie Gelegenheit, solche zu entführen. Sie wurde zwey Jahre lang  
zu Jamestown gefangen gehalten, welches Mittel nicht allein dienete, Lebensmittel für  
die Pflanzstatt zu bekommen, sondern auch den Frieden zu bewirken. Die Prinzessin  
Pocahontas, welche den Rechten ihrer Geburt entsagete, vermählte sich mit einem eng-  
ländischen Edelmann, mit welchem sie, wie ich höre, nach England gekommen ist. Sie  
ist die erste Indianerin, welche das Christenthum angenommen, die erste, welche unse-  
re Sprache geredet hat, und die erste, welche ein Kind aus einer ehelichen Verbindung  
mit einem Engländer gezeuget hat. Verdienen Begebenheiten von dieser Art nicht die  
Aufmerksamkeit unserer durchlauchtigsten und tugendhaftesten Königin?

„Ich zweifele nicht, Madame, daß nicht unsere getreuesten Geschichtschreiber dasje-  
nige weitläufiger beschreiben werden, was ich in wenigen Worten erzählt habe, und daß  
nicht Eure Majestät einige Stunden von Dero kostbaren Musse auf die Durchlesung der-  
selben wenden werden. Wenn aber England gleich bessere Schriftsteller hat: so hat es  
dennoch keinen aufrichtigeren, als mich. Ich habe niemals bey dem Staate um eine Gna-  
de angefochten. Das Unvermögen, worinnen ich mich befinde, dieser Prinzessin benzu-  
stehen, hat mich darauf denken lassen, ihr andern Beystand zu verschaffen, als meinen.  
An wen sollte ich mich mit mehrerm Vertrauen wenden, als an Eure Majestät, deren  
Güte eben so bekannt ist, als Dero Macht; und für wen bittet man wohl jemals mit  
mehrer Dreustigkeit, als für außerordentliche Verdienste, für die hohe Herkunft, für die  
Tugend, die mit einer überaus großen Einfachheit begleitet, und wirklich den Unruhen wegen  
ihrer Bedürfnisse ausgefetzt ist? Der Mann dieser erlauchten Indianerin ist so gar  
„nicht



Englän-  
dische  
Nieder-  
lassung  
in  
Virginien.

„nicht einmal im Stande, ihr geziemende Kleider zu geben, um sich vor Eurer Majestät zu zeigen. Wenden Eure Majestät doch einen Augenblick auf sie, ob sie gleich Denselben nur von einem Dero geringsten Knechten empfohlen wird. Ich kann nichts weiter für diese Prinzessin thun, welche eine sehr große Seele in einem Körper von sehr kleiner Gestalt hat. Wenn Dero Schuß ihr mangelte, und ihr nicht eine gute Aufnahme in diesem Königreiche verschaffete, welchem ihre guten Dienste eine andere erwerben können; sollte es da nicht zu befürchten seyn, daß sie ihre alte Neigung gegen uns verlieren, daß das Christenthum unter den Indianern verächtlich werden, und daß alles Gute, welches wir davon hoffen können, sich in das größte Unglück verkehren möchte? Wenn hingegen Eure Majestät geruhen, ihr dafür, daß sie großmüthig und gutthätig gegen Dero Unterthanen gewesen, mehr Ehre zu erweisen, als sie erwartet: so wird sie davon so gerühret werden, daß sie nichts sparen wird, ihren Vater zu bewegen, daß er uns alle ersinnliche Gewogenheit erzeige.

Johann Smith.

Wie ihr in  
London be-  
gegnet wird.

Diese Bittschrift wurde von der Königin gnädig angenommen. Die Prinzessin kam noch vor Smiths Abreise nach London, welcher ihren Mann vermochte, sich anfänglich außerhalb der Stadt eine Wohnung zu nehmen. Sie hatte bisher geglaubt, Smith, von dem sie seit seiner Einschiffung nichts hatte reden hören, wäre an seinen Wunden gestorben. Es scheint so gar, als wenn die Liebe vielen Antheil an allem dem gehabt hätte, was sie für ihn und für die Engländer gethan hatte, und daß man sich dieser List bedienet, sie zu bewegen, daß sie die Frau eines andern würde. Als er sich zeigte, sie zu sehen: so weigerte sie sich, zum Vorschein zu kommen; und sie war höchst empfindlich und zornig darüber, daß sie durch eine Lüge betrogen worden. Es kostete Smithen viel Bittens und Anhaltens, ehe er die Erlaubniß erhielt, mit ihr zu sprechen. Nachdem sie sich aber endlich entschlossen hatte, ihn zu sprechen, so warf sie ihm auf eine sehr bittere Art vor, daß er ihre Wohlthaten mit der Vergessenheit bezahlet hätte. Sie hatte einen angesehenen Indianer bey sich, Namens **Uttamacomak**, welchem von Powhatan aufgetragen worden, die Anzahl der Einwohner in England zu zählen, um ihm einen genauen Bericht davon zu erstatten. Weil dieser Wilde nicht das geringste Schriftzeichen hatte: so versah er sich so gleich, so bald er ausgestiegen war, mit einem langen und dicken Stocke, worauf er eben so viele Kerben machen wollte, als er Engländer sehen würde. Da er aber dieser beschwerlichen Arbeit bald überdrüssig wurde: so warf er seinen Stock vor Verdruß weg, und als ihn Powhatan, bey seiner Rückkehr fragete, wie viel er gezählet hätte: so antwortete er nichts, sondern wies nur die Sterne des Himmels, die Blätter auf den Bäumen, und den Sand am Meere.

Pocahontas empfing viel Ehre von der Königin. **Mylady Delaware**, welcher es aufgetragen worden, sie zu unterhalten, führte sie oftmals nach Hofe. Ihr wurde öffentlich mit allen denen Vorzügen begegnet, welche für die Prinzessinnen von königlichem Geblüte eingeführet sind; und in den Privathäusern erwies man ihr die größten Merkmaale der Hochachtung und Ehrerbietung. Man versichert, sie habe auf eine wundersame Art die gute Meynung erhalten, welche Smith von ihrer Gemüthsart

art gegeben hätte, und sie habe sich so viel Hochachtung erworben, daß man in Betrachtung gezogen, ob man nicht ihrem Manne wollte den Proceß machen lassen, weil er die Vermegenheit gehabt, die Tochter eines Königes, ohne Guttheißen ihres Vaters, zu heirathen. „Es ist wahr,“ setzt der Verfasser hinzu, daß man Rolfen anfänglich beschuldiget, er habe sich ihres Standes einer Gefangenen zu seinem Vortheile bedienet, um sie zu dieser Heirath zu zwingen; und Powhatan habe anfänglich vielen Verdruß darüber bezeuget. Nach einigen Erläuterungen aber habe dieser Herr die Erklärung gethan, er sey damit zufrieden. Es hat sehr das Anscheinen, daß Pocahontas, wenn sie wieder nach Virginien zurück gegangen wäre, ihren Vater würde bewogen haben, die Erkenntlichkeit abzutragen, welche sie den Engländern haben zu müssen glaubete. Da sie aber zu Gravesand krank geworden, als sie sich eben anschickete, wieder zurück zu gehen: so starb sie daselbst mit den frommsten christlichsten Gedanken. Sie hinterließ nur einen Sohn, mit Namen Thomas Rolfe, dessen Nachkommen noch einen angesehenen Rang in Virginien haben.

Engländische Niederlassung in Virginien.

Ihr Tod.

Hardly, des Ritters Dale Nachfolger in der Regierung, hatte wenig Ehre von seiner Verwaltung. Er ließ die Gebäude und die Schanzen verfallen. Er veräumelte die Sicherheit der Pflanzstadt wider die Indianer, und, ohne darauf zu denken, daß man zur Unterhaltung des Vorrathes auch Korn säen möchte, beschäftigte er seine Leute nur, Toback zu bauen, wovon er mehr Vortheil zu ziehen hatte.

Hardly, Statthalter in Virginien, dessen Nachlässigkeit.

Jamestown, und die andern Niederlassungen waren in diesen Umständen, als der Hauptmann Samuel Argall, im 1617ten Jahre, mit der Würde eines Statthalters, dahin geschickt wurde. Er fand nur ungefähr vierhundert Engländer daselbst, wovon nicht mehr, als die Hälfte zur Arbeit tüchtig waren. Die Indianer, welche in gutem Verständnisse mit ihnen lebten, hatten gelernt, mit dem Schießgewehre umzugehen. Sie bedieneten sich desselben zwar nur zur Jagd, wozu sie von den Engländern selbst gebraucht wurden: es schien aber doch, als wenn die Verheirathung der Prinzessin Pocahontas mit Rolfen die ganze Colonie eingeschlafert hätte, und daß das Misstrauen auf ewig verbannet wäre. Argall verdammte diese übermäßige Sicherheit öffentlich, und ergriff neue Maßregeln, allen Uebeln abzuhelfen, welche solche hervorgebracht hatte. Die Pflanzstadt wurde blühend, und wuchs unter seiner Regierung sehr an. Nylord Delaware wurde im 1618ten Jahre mit zweyhundert Mann dahin geschickt. Da er aber den Weg über die Inseln genommen: so hatte er so lange widrigen Wind, daß Krankheiten unter seinem Schiffsvolke entstunden, und er selbst mit einem Theile seiner Leute daran starb.

Argall kommt da an.

Powhatan, welcher auch in diesem Jahre gestorben, hinterließ seinen zweyten Sohn, Ttopatin, zu seinem Nachfolger. Er kam an Verdiensten seinem ältern Bruder, Oppechancanough, nicht bey, den sein Vater enterbet hatte, weil er die Indianer von Chicahomony zum Aufstande vermocht, die ihn zum Könige angenommen hatten. Dieser Oppechancanough, welcher eben so sehr wegen seiner Verschlagenheit, als Tapferkeit, zu fürchten war, säumete nicht, sich von dem ganzen Reiche zum Meister zu machen, ob er gleich, nebst Ttopatin den Frieden mit der Colonie nach ihres Vaters Tode erneuert hatte.

Oppchancanough, ein fürchtbarer Indianer.

Englän-  
dische  
Nieder-  
lassung  
in  
Virginien.

Eifersucht  
der  
engländi-  
schen  
Colonie  
wider  
die  
französi-  
sche.

Bei dem Wohlstande, dessen sie noch immer unter Argall genoß, suchete sie neue Gelegenheiten, ihren Handel auszubreiten. Der Statthalter unternahm selbst eine Reise längst der Küste gegen Norden, um die Orter zu besuchen, wo die engländischen Schiffe oft gelandet waren, und von da weiter nach den Bänken von Neuland zu gehen, wo er eine neue Gemeinschaft und einen Verkehr mit Jamestown errichten wollte. Als er bey dem Vorgebirge Codd ankam: so wurde ihm von den Indianern des Landes berichtet, es hätte sich eine kleine Anzahl weißer Leute, die so aussähen, wie er, weiter gegen Norden auf eine nicht weit entfernete Küste gesetzt. Weil er nicht gehört hatte, daß die Engländer die geringste Pflanzung an dieser Seite hatten: so zweifelte er nicht, daß solches Europäer von einer andern Nation seyn müßten. Eine Regung der Eifersucht bewog ihn, diese neuen Nachbarn kennen zu lernen. Er entdeckete ihren Aufenthalt. Es waren Franzosen, die sich auf einen kleinen Berg gesetzt hatten, und anfangen, sich allda zu besetzen (gen x). Sie hatten noch ihre Schiffe in der Nachbarschaft vor Anker liegen. Weil Argall viele Vorsicht gebrauchet hatte, sie zu überrumpeln: so fiel es ihm nicht schwer, sich eines Schiffes zu bemächtigen, welches er ohne Vertheidigung fand, und eine Schanze wegzunehmen, wozu man nur erst den Grund gelegt hatte. Die Franzosen, welche ihr Geschütz und ihr Pulver und Blei noch nicht ausgeschiffet hatten, thaten keinen Widerstand, und stellten den Engländern den Freyhheitsbrief zu, welchen sie zu ihrer Niederlassung erhalten hatten. Argall misbrauchete seiner Vortheile nicht. Er erlaubete denjenigen, welche wieder nach Frankreich zurück gehen wollten, ihre Ueberfahrt auf Fischerschiffen zu suchen; und seine Anerbietungen bewogen die andern, ihm nach Virginien zu folgen. Diese Leute waren unter der Anführung zweener Jesuiten aus der französischen Pflanzung zu Portroyal gegen Südwest von Acadia gekommen. Argall konnte von dieser andern Niederlassung einer Nation, die der seinigen fürchterlich war, nicht reden hören, ohne den Vorsatz zu fassen, sie zu zerstören. Er nahm den Lauf nach Acadien; und dieses Unternehmen glückete ihm eben so, als das erste. Die Franzosen dachten daselbst nur an die Arbeit. Sie hatten bereits gesät und ihre Früchte eingebracht. Sie hatten Schenken und Mühlen und andere Gebäude errichtet, welche die Engländer nicht zerstörten. Sie ließen den Einwohnern die Freyheit, sich zurück zu begeben, nahmen ihnen allen ihren Vorrath und kehrten mit Beute beladen wieder nach Virginien. Von den Franzosen giengen einige wieder in ihr Vaterland, und die andern setzten sich an dem großen Fluße Canada. Es scheint, nach des Verfassers Beobachtung, daß Argalls Aufführung in Jamestown geschickt wurde, dienete nur, ihn nach Europa zurück zu holen.

Powell folget  
in der Regie-  
rung; und  
Nardly.

Er hinterließ zu seinem Nachfolger in der Regierung den Hauptmann Powell, welcher bald durch eben den Nardly abgelöst wurde, den man bereits mit diesem Amte bekleidet gesehen. Er bekam solches wieder, nebst dem Titel eines Ritters, womit er von seinem Hofe beehret worden. In diesem Jahre ließ England eine Menge Vieh und andre Nothwendigkeiten, nebst tausend oder zwölfhundert Mann nach Virginien abgehen. Man stellte anfänglich alle die alten Pflanzungen wieder her, welche wüste waren. Man fügte neue Mitglieder dem Rathe bey; und man berief die Versammlung aller Kreise durch Abgeordnete

x) Man folget hier der Engländer Erzählung; man sehe aber im XIV Bande dieser Samml. a. d. 96 u. f. S. wie die Franzosen solche vorstellen.

ordnete von jeder Pflanzung, die sich nach Jamestown begaben, wo der Statthalter und Rath den ersten Rang nach dem Beyspiele des Parlamentes in Schottland hatten, um sich wegen der Hauptangelegenheiten und der Regierung zu berathschlagen. Diese Zusammenberufung war die erste; und der Verfasser versichert, man habe seit dem die Vereinigung der beyden Kammern niemals gesehen, ob er sie gleich zum Besten des Landes nöthig zu seyn glaubet. Im folgenden August schiffete ein holländisches Schiff viele Negeren daselbst aus, welche zum Verkaufe ausgestellt wurden. Diese waren die ersten, die man seit Errichtung der Pflanzstadt dahin gebracht hat.

Engländische Niederlassung in Virginien.

In eben dem Jahre setzete man einer jeden Pflanzung in ihrem Umfange Gränzen. Die Bewilligungsurkunden waren so vernachlässiget, daß man in den Registern nur ein Zeugniß des Statthalters von den Gränzen der Gemeine zu Jamestown findet. Sie hat über dieses keine offenen Briefe, worauf ihre Gerechtsamen gegründet sind. Man machete viele Abtheilungen der Länder für die Gesellschaft, für den Statthalter, für die Stiftung eines Collegii und für verschiedene Privatpersonen. Einige Stücke wurden für die Pfarrer in den Kirchspielen bestimmt; und die Anzahl der Pflanzungen wurde an den Flüssen vermehret. Weil nun ein jeder seine Gerechtsamen wußte, und nicht mehr zweifeln konnte, daß er nicht die Frucht seiner Arbeit einernnten sollte: so wurde der Fleiß allgemein. Man bemühetete sich gegenseitig, einander in dem Feldbau, an Gebäuden und an allem, was den Namen der Zierlichkeit oder Bequemlichkeit führet, zu übertreffen. Man glaubete, vor aller Gefahr von Seiten der Indianer sicher zu seyn. Die Schenkungen für die Kirche, für das Collegium und selbst zur Erziehung der jungen Wilden fingen an. Man fassete den Entschluß, nur denjenigen Länderen zuzugestehen, welche wirkliche Güter mitbrächten, oder eine gewisse Anzahl Personen zum Wachstume der Pflanzstadt herzuführen. Die Formel zu den Urkunden wurde entworfen. Kurz, die Einwohner in der Stadt und auf den Pflanzungen fingen an, sich für die glücklichsten unter allen Leuten zu halten.

Fortgang der Colonie.

Der Beystand, welcher nicht ferner aufhörete, anzukommen, und die Vermehrung der Niederlassungen gaben Virginien in der That vielen Glanz. Man machete eine Salzgrube auf dem Karlsvorgebirge an dem östlichen Gestade, und legete zu Falling Crook an dem Jamesflusse einen Eisenhammer an. Dieses Werk war so gut, daß man sich versprach, man würde in weniger Frist, als einem Jahre, kein Eisen aus Europa mehr brauchen. Der Reichthum und der Ueberfluß der Colonie wurden zu einem Sprichworte. Jedoch aber ließ bey einer so schönen Gelegenheit, seine alten Fehler zu verbessern, das Volk wieder in seine alte Sicherheit verfallen, und verabsäumete dasjenige, was seine erste Sorgfalt erforderte. Ueber dieses erlaubete er, daß man eine so große Menge Toback pflanzete, daß die Gesellschaft damit überladen war, und sich genöthiget sah, den Beystand des Königes anzusehen, damit er verhinderte, daß jeder Einwohner nicht mehr, als hundert Pfund, bauete.

Der Ritter Wyat, ein junger roher Mensch, bekam die Statthalterschaft in diesen Umständen. Er besuchete alle Pflanzungen; und da dieses Jahr über dreyzehnhundert Leute angekommen waren, so ließ er noch neue anlegen bis an den Fluß Patowmeck: er ließ aber daselbst nicht mehr Ordnung herrschen, als sein Vorfahr. Die Errichtung einer allgemeinen Versammlung der Untergerrichte hinderte nicht, daß der Statthalter und der Rath nicht stets das Obergericht ausmacheten; und die Nachlässigkeit dieses Gerichtes die

Schlechte Verwaltung des neuen Statthalters Wyat.

Ver-

Engländi-  
sche Nieder-  
lassung in  
Virginien.

Berdrießliche  
Folgen davon.

Berschwö-  
rung der In-  
dianer wider  
die Engländer.

Allgemeines  
Blutbad.

Verordnungen beobachten zu lassen, hatte eine so sonderbare Frechheit eingeführet, daß die Indianer, welche mitten unter den Engländern lebten, gelernet hatten, worinnen ihre Macht bestünde, zu welcher Zeit und an welchen Orten sie dieselben angreifen könnten, kurz, daß sie wirklich Herren ihres Lebens und ihres Vermögens waren.

Man erfuhr die traurigen Wirkungen einer so schlechten Verwaltung gar bald. Ein indianischer Hauptmann, Namens Timettanau war bey einer Gelegenheit getödtet worden, wo sein Tod billig zu seyn scheinen sollte. Oppechancanough, welcher ihn liebete, war so ungehalten darüber, daß er den Entschluß fassete, sich dieserwegen durch die Ermordung aller Engländer zu rächen. Er setzete den Tag dazu auf den 21sten März, eben desselben 1622sten Jahres, ein wenig vor Mittag, an, das ist zu der Zeit, da alle Einwohner der Pflanzungen zerstreuet, ohne Gewehr und auf der Arbeit waren. Dieser Anschlag sollte in eben dem Augenblicke in allen Gegenden der Colonie ausgeführet werden, ausgenommen gegen das ostliche Ufer, wo man wußte, daß die Indianer eine aufrichtigere Neigung gegen die Engländer hatten. Alle die andern aber, welche niemals aufgehört hatten, sie zu hassen, ob sie gleich mit ihnen frey lebten, trieben die Treulosigkeit so weit, daß sie sich dieser Vertraulichkeit bedieneten, ihre Schiffe und Canote zu borgen, da sie über Flüsse gehen mußten, als sie ihre Nachbarn zur Verschwörung wider sie vermoutheten. Den Abend vor dem zur Ausführung angesetzteten Tage machten sie den Engländern außerordentliche Geschenke von Rothwildpräte, Geflügel, Fischen und Früchten. In dem Tage selbst, früh Morgens, erschienen sie ohne Gewehr; sie aßen mit ihnen, und aller äußerlicher Schein einer guten Freundschaft wurde bis auf den letzten Augenblick erhalten. Darauf fielen sie von allen Seiten über sie her, und erschlugen sie, einige mit gewisfen Aexten, welche sie Tomahauke nennen, und andere mit ihren eigenen Hacken, die sie bey ihnen fanden, oder ihnen bey diesem Ueberfalle aus den Händen rissen. Sie bemächtigten sich auch des Feuegewehres, um auf diejenigen zu schießen, welche ihrer ersten Wuth entgangen waren. Sie folgten der barbarischen Gewohnheit aller dieser Völkerschaften, und verschoneteten weder Alter, noch Geschlecht, damit niemand übrig bliebe, welcher sich wegen ihrer Grausamkeit rächen könnte.

Die Anzahl der Engländer, welche an diesem Tage umkamen, war ungefähr hundert und funfzig, welche meistens mit ihren eigenen Werkzeugen ermordet wurden. Diese Niedermetzelung würde noch blutiger gewesen seyn, wenn der Anschlag nicht einige Stunden zuvor etwas ausgekommen wäre. Zween Indianer, welche man gemeinlich zur Jagd brauchete, hatten den Tag vorher auf der Pflanzung eines Engländers geschlafen, wo der eine davon besonders in Diensten war. Der andere wollte ihn bereden, er sollte in der Nacht aufstehen, und seinen Herrn umbringen, mit dem Versprechen, er wollte seinen den folgenden Tag auch umbringen; und weil er glaubete, er würde ihn noch mehr anfrischen, so entdeckete er ihm die ganze Verschwörung. Der Bediente stellte sich, bey seiner Treue, die nicht ohne Belohnung blieb, als wenn er den Absichten seiner Völkerschaft beyträte: er stund aber nur auf, um seinem Herrn das entsetzliche Geheimniß zu entdecken, welches er erfahren hatte. Dieser Engländer verlor nicht einen Augenblick. Nachdem er sein Haus in Sicherheit gesetzt hatte: so begab er sich nach Jamestown. Die Einwohner der Stadt und auf den benachbarten Pflanzungen hatten Zeit, auf ihre Verschöndigung bedacht zu seyn, und das Volk von einem Schiffe, welches auf dem Flusse Powtomack war, wurde durch eben die Warnung gerettet. Die entferneten Pflanzungen aber



aber konnten nicht zeitig genug Nachricht erhalten, um sich vor einer grausamen Niedermetzelung zu verwahren.

Engländische Niederlassung in Virginien.

Ursache derselben.  
Nimettanaus Abschlüßung.

Nimettanau, dessen Tod Oppechancanoughen zu diesem ausschweifenden Grimme bewogen hatte, war ein Kriegesmann, der von allen indianischen Völkerschaften hochgeschätzt, und von den Engländern selbst gefürchtet wurde. Die Indianer hielten ihn für unsterblich oder wenigstens für fest, daß er nicht könnte verwundet werden, weil er sich bey sehr vielen hitzigen Gefechten mit befunden, ohne jemals die geringste Wunde zu bekommen. Weil er eben so verschlagen, als tapfer, war: so bemühetete er sich, diese Meinung von ihm zu unterhalten; und er befiß sich, so gar in seinem Puzze etwas sonderbares zu haben, welches denn vollends machte, daß er für ein höheres Wesen, als die Menschen, gehalten wurde. Er war mit Federn bedeckt, die so wunderbar geordnet waren, daß die Engländer, welchen dieser Aufzug nur große Lust zu lachen machte, ihm den Namen gefiederter Johann oder Federhans gegeben, woraus er sich eben so viel Ehre machte, als aus seinem eigenen. Da ein Kaufmann von der Colonie einige Kleinigkeiten ausgekramet hatte, die ihm gefielen: so hatte er nichts gespart, um ihn zu vermögen, daß er nach einem indianischen Flecken, Pamuki genannt, gieng, und sie da verkaufete, worinnen Nimettanau den obersten Rang hatte. Der Kaufmann hatte sich durch thörichte Hoffnung überreden lassen. Man hatte ihn aber seit seiner Abreise nie wieder gesehen, und man hatte nicht gezweifelt, daß ihn Nimettanau nicht unterwegs umgebracht, damit er sich seiner Waaren bemächtigte, vornehmlich da man auf seinem Kopfe einige Zierrathen gesehen, die er auf keine andere Weise hatte bekommen können. Zween Bediente des Kaufmannes, die sich darinnen nicht hatten irren können, hatten ihn befraget, wo ihr Herr hingekommen wäre; und da sie nur eine übermüthige Antwort von ihm erhalten hatten, so hatten sie ihn erschossen.

Bey seinem Tode war er noch so großmüthig, daß er ihnen ihre Mordthat verzieh: jedoch unter zween Bedingungen, worauf er sehr drang, daß sie ihm solche versprechen mußten. Die eine war, sie sollten nicht sagen, daß sie ihm das Leben genommen hätten; und die andere, sie sollten ihn unter den Engländern heimlich begraben. Er war so ehrgeizig, daß er auch nach seinem Tode noch die Meynung von seiner Unsterblichkeit wollte fortdauern lassen, die er unter den Indianern auszubreiten, die Geschicklichkeit gehabt hatten. Vielleicht hätte die Klugheit den Engländern rathen sollen, seinen Absichten benzutreten; weil dieser Staatsgriff sie vor Oppechancanoughs Rache würde sicher gestellt haben. Nachdem sie aber so blutige Wirkungen davon erfahren hatten, und über dieses wußten, daß er sich bemühetete, alle benachbarte Könige in seine Zänkeren zu ziehen: so sahen sie gar wohl ein, daß sie anders keine Ruhe, als durch seinen und seiner Völkerschaft Untergang haben würden.

Alles, was die Colonie an bewaffneten Leuten hatte, wurde einige Monate lang gebraucht, einen öffentlichen Krieg wider ihn zu führen. Man hieb alle seine Indianer nieder, und alle ihre Wohnplätze wurden verheeret. Die Schwierigkeit aber, ihn in den Gehölzen zu verfolgen, machte, daß man endlich wieder zur List griff, welche man nicht eher angewandt zu haben bedauerte. Der Statthalter ließ dem flüchtigen Könige den Frieden anbieten, und versprach, alles Vergangene zu vergessen. Der ungenannte Schriftsteller, welcher nicht glaubet, daß seiner Nation diese Treulosigkeit rühmlich sey, versichert,

Die Engländer rächen sich durch eine Treulosigkeit.

Englän-  
dische Nieder-  
lassung in  
Virginien.

man sah in den Registern oder Protocollen der Colonie noch, die Absicht der Engländer sey gewesen, Oppechancanoughen aus seinem Aufenthalte zu ziehen, seine Indianer zu vermögen, daß sie ihren Maij in denen nah an den engländischen Wohnplätzen liegenden Feldern baueten, und hernach ihre Arbeit zu zernichten, wenn es schon so weit im Sommer wäre, daß sie keine zweyte Erndte mehr erwarten könnten. Dieser Anschlag wurde ausgeführt: aber mit dem Unterschiede, daß die Engländer die Zeit der Erndte selbst ergreiften, ihre Feinde anzufallen, sie niederhieben, und ihren Nutzen von einer großen Menge Kornes hatten, welches ihnen nur die Mühe kostete, es wegzuführen.

Die Pflanz-  
stadt leidet  
darunter.

Indessen stürzten doch dieser Krieg und die traurige Begebenheit, die solchen erregt hatte, die Colonie in eine verdrießliche Verlegenheit. Die Unternehmungen, wovon man sich den meisten Vortheil versprochen hatte, blieben unausgeführt. Die Niedermehelung war an einigen Orten so allgemein gewesen, daß nicht ein einziger Mensch davon gekommen war, und verschiedene Veruntreuungen, die unter den folgenden Unruhen unvermeidlich waren, hatten der Gesellschaft großen Verlust verursacht. Die meisten Gesellschaftsmitglieder, welche es überdrüssig waren, Vorstuf zu thun, wovon sie so wenig Nutzen hatten, verkauften ihre Capitalien; und diejenigen, welche an ihre Stelle traten, eilten, neuen Beystand zu schicken. Man bemerkete aber gar bald, daß sie keine andere Absicht hatten, als dasjenige zu entführen, was in der Colonie noch Gutes übrig war, ohne sich Mühe zu geben, eine bessere Regierung daselbst einzuführen. In der That begaben sich viele Privatpersonen mit ihren Familien und Gütern dahin, ohne daß sie an den Capitalien der Gesellschaft einigen Antheil hatten, und in der bloßen Hoffnung, von der Regierung Ländereyen und Eigenthumsbriefe, nach der eingeführten Verfügung zu erhalten. Andere sucheten diese Bewilligungen bey der Gesellschaft, und erhielten sie mit einer besondern Gerichtsbarkeit, die nicht unter den Statthaltern stehen sollte: allein, dieses war die Quelle zu tausenderley neuen Unordnungen. Die Indianer, welche nur auf Rache sannten, machten sich derselben zu Nuzen, um die Engländer zu überfallen, und fanden Gelegenheit, ein großes Blutbad anzurichten.

Ordnung, die  
Karl der I. da-  
selbst errichtet.

Karl der I. saß damals auf dem Throne. So viele klägliche Begebenheiten zogen seine Aufmerksamkeit auf sich, und bewogen ihn, von einer Pflanzstadt Erkundigung einzuziehen, deren Verfall er von denen beklagen hörte, die solche lange Zeit, als die vornehmste Hoffnung seiner Krone angesehen hatten. Gleich im 1626sten Jahre, da er die Regierung antrat, hob er die Gesellschaft auf. Er brachte Virginien unter seine unmittelbare Regierung. Er ernannte den Statthalter und die Rathsglieder. Er verordnete, es sollten alle offene Briefe in seinem Namen ausgefertigt werden, und alle Verfahren in seinem Namen geschehen; und damit er jedermann durch seine Uneigennützigkeit aufmunterte, so behielt er sich nur einen Grundzins von zweenen engländischen Schillingen von jedem Hundert Acker Landes alten und neuen Anbaues vor.

Warum in  
Virginien ei-  
gentlich keine  
Stadt ist.

So gleich nahm die Colonie eine andere Gestalt an; und es schien alles etwas bezugtragen, ihr einen Glanz zu geben. Man sah eine Menge neuer Einwohner dahin gehen. Ein jeder nahm sich Ländereyen nach seinem Belieben, ohne weitere Formalitäten, als daß er mit offenen Briefen da ankam, und ohne Acht darauf zu haben, daß die gemeinschaftliche Vertheidigung dadurch, daß sie sich in einer großen Strecke Landes von einander entferneten, desto schwerer seyn würde. Die Indianer wurden durch den Anblick einer so großen

großen Anzahl Engländer furchtsam gemacht und blieben ruhig. Man wurde aber nur gar zu spät gewahr, daß diese Freyheit, die Ländereyen zu nehmen, die man sich wählen wollte, und der Ehrgeiz, ein weitläufiges, obgleich ungebautes Land zu besitzen, nebst der Menge Flüsse, welche einer jeden Privatperson einen Hafen und allerhand Bequemlichkeiten vor seiner Thüre gaben, den vornehmsten Absichten des Hofes schaden. Daher ist es gekommen, daß in ganz Virginien noch bis auf diesen Tag kein einziger Wohnplatz ist, welcher den Namen einer Stadt führen könne.

Engländer  
siehe Nieder-  
lassung in  
Virginien.

Indessen erkältete der Eifer doch nicht, daselbst Niederlassungen anzulegen, so lange die Verwaltung daselbst wohl eingerichtet war. Verschiedene Standespersonen begaben sich mit ihren Familien dahin. Cæcilius Calvert, Lord Baltimore, war unter dieser Anzahl. Er war römischkatholisch; und der ungenannte Verfasser eignet ihm keinen andern Bewegungsggrund zu, als die freye Ausübung seiner Religion. Da er sie aber in Virginien eben so unterdrückt fand, als in England: so verlor er die Lust, sich daselbst aufzuhalten. Die Engländer hatten noch keinen einzigen Wohnplatz in dem schönen Lande, welches auf der Höhe der Bay Chesapeak ist. Er that eine Reise dahin, in der bloßen Absicht, solches kennen zu lernen; und da alles mit seiner Hoffnung überein stimmete, so eilte er wieder nach England, um sich das Eigenthum davon auszubitten, mit einer sehr leichten Abhängigkeit von der Krone. Es wurde ihm unter dem Namen Maryland, das ist Mar-rien Land, zu Ehren der Königin Maria, Karls des I Gemahlinn, zugestanden. Dieses Land wird gegen Süden von dem Flusse Patowmeck, an der Seite des westlichen Ufers, und gegen Osten durch eine von der Spitze Look out gezogene Linie, an der östlichen Seite, begränzet. Mylord Baltimore hatte nicht das Vergnügen, dieses gelobte Land wieder zu sehen: nach seinem Tode aber wurde es seinem Sohne bestätigt, welcher sich im 1635sten Jahre dahin begab, um daselbst eine Pflanzstadt anzulegen, die seine Nachkommen noch unter eben den Rechten besitzen.

Niederlassung  
des Lord Bal-  
timore.

Ursprung des  
Namens Mar-  
tyland.

Man sieht es als ein großes Unglück für England an, daß ein Land, welches wegen seiner Lage zu fordern scheint, daß es unter einem einzigen Statthalter stehen sollte, in zwei verschiedene Colonien getheilet worden. Sie haben von dieser Theilung viel gelitten. Weil sie die einzigen Orter unter engländischer Botmäßigkeit sind, wo man eine ansehnliche Menge Taback pflanzet: so geschieht es, daß, wenn die eine den Verkauf des schlechten verbietet, um den Preis des guten zu steigern, die andere nicht ermangelt, daraus Vortheil zu ziehen, indem sie diese Gelegenheit ergreift, alles, was sie von gutem und schlechtem zusammen bringen kann, ohne Unterschied nach England gehen zu lassen. Ein anderes Uebel, welches man von eben der Ursache herleitet, und welches noch traurigere Folgen hatte, war die Wirkung dieses Bespieles, große Herren zu erregen, daß sie auch solche freye Länder ihnen zu bewilligen, sich ausbathen. In einer Zeit von einigen Jahren sah man nicht allein die Länder und Grundzinsen in Virginien, sondern auch die Gerichtsbarkeiten selbst vergeben, vornehmlich unter der Regierung des Ritters Harven, wider welchen diese Uebertretung der alten Privilegien die ganze Colonie so heftig aufbrachte, daß er gefangen genommen, und mit zweenen Abgeordneten, denen die Anklagen aufgetragen worden, nach London geschickt wurde. Der König billigte anfänglich diese Art von Empörung nicht, und schickete den Ritter so gar wieder in seine Statthalterschaft. Nachdem er sich aber von den Unordnungen recht hatte unterrichten lassen: so ergriff er die Parthey, ihn

England hat  
wenig Vor-  
theil dabey.

Engländi-  
sche Nieder-  
lassung in  
Virginien.

Neues Blut-  
bad der Eng-  
länder.

Berkeley's  
weise Regie-  
rung.

Oppechanca-  
nough wird  
gefangen und  
getödtet.

Seine Ab-  
schilderung.

wieder zurück zu rufen, und ihm den Ritter Berkeley zum Nachfolger zu geben, dessen Klugheit den Fortgang des Uebels aufhielt.

Die Colonie aber hatte davon schon grimme Wirkungen empfunden. Die Indianer, welche aufmerksam waren, sich aller Unordnungen zu Nuße zu machen, hatten unter Oppechancanoughs Anführung, den Anschlag zu einem neuen Blutbade gemacht, in welchem über fünfhundert Engländer das Leben verloren. Es war nicht so allgemein, als das erste; weil diese Wilden nicht mehr eben die Freyheit in dem Innern des Landes hatten. Ihre Wuth war auf die Wohnplätze der mittäglichen Seite des Jamesflusses, und um die Quellen der andern Flüsse, vornehmlich auf York gefallen, woselbst der fürchterliche Oppechancanough seinen Aufenthalt hatte.

Berkeley fand Virginien in den Bewegungen eines Krieges, welcher sich nur mit dem gänglichen Untergange der Indianer oder Engländer endigen zu müssen schien. dessen sah er doch wohl ein, nachdem er den dringendsten Uebeln abgeholfen hatte, daß die Ruhe durch nicht so gar blutige Mittel wieder hergestellt werden könnte. Das Alter und die Kriegesbeschwerlichkeiten hatten Oppechancanough so mitgenommen, daß er ganz von Kräften war und nicht mehr gehen konnte, sondern sich tragen lassen mußte. „Sein Leib,“ saget der ungenannte Schriftsteller, war ganz eingeschrumpfet, seine Nerven waren schlaff und seine Augenlieder waren so schwer geworden, daß sie ihm beständig die Augen verschlossen. Er konnte sie nur mit Hülfe eines von seinen Leuten aufmachen, welcher dazu bestellet war, und sie halten mußte. Berkeley faßete den Entschluß, ihn zu überfallen und fortzuführen.

Die Hoffnung zu einer großen Belohnung bewog einige Indianer, daß sie ihm den Weg zu diesem alten Krieger zeigten. Er rückete mit einer Schaar Reiter so leicht an, daß er ihn wirklich in seinem Quartiere selbst überfiel, und gefangen nach Jamestown brachte. Seine Absicht war, ihn nach England hinüber führen zu lassen, um sich so wohl durch eine so wichtige That Ehre zu machen, als auch ein Beyspiel von der Güte der Himmelsluft in Virginien und von dem langen Leben seiner Einwohner zu geben. Er hatte aber den Verdruß, daß er ihn nicht länger, als vierzehn Tage verwahren konnte. Ein engländischer Soldat, der über die Uebel sehr zornig war, welche dieser furchtbare Greis der Colonie verursacht hatte, war so niederträchtig, daß er ihn durch einen Flintenschuß tödtete, den er ihm in den Rücken that. Er hatte in seinem Gefängnisse nicht die geringste Schwachheit bezeuget, und seine Größe der Seelen erhielt sich bis auf den letzten Augenblick seines Lebens. Eines Tages, da er sehr viel Leute um sich herum gehen hörte, ließ er sich die Augenlieder eröffnen, und da er sich mit einer Menge Unbekannter umgeben sah, welche die Neugierigkeit herzuführen, daß sie ihn sehen wollten, so verlangete er mit einem unwilligen Tone, man sollte ihm den Statthalter kommen lassen. Berkeley machte keine Schwierigkeit, zu erscheinen. „Hätte das Schicksal,“ sagete er zu ihm, dich in meine Hände gerathen lassen: so würde ich, nicht die Niederträchtigkeit gehabt haben, dich dem Gespötte des Volkes auszusetzen.„

Dieser wilde Prinz hatte eine vortheilhafte Gestalt und ein edles Ansehen. Er hatte, ohne mehr Unterricht, als die gemeinen Indianer bekommen zu haben, in seiner natürlichen Fähigkeit die Kunst zu herrschen und Krieg zu führen gefunden. Seine entferntesten Unterthanen verehrten seinen Namen, und nahmen mit Zittern seine geringsten Befehle an.

an. Einige Engländer haben ihn für Powhatans Sohn oder Bruder gehalten, wie man auch nach Smiths Anzeige gesaget hat; die unterthänigen Indianer aber versicherten, er wäre aus einem fremden Lande sehr weit gegen Südwest hergekommen; und man urtheilte aus ihren Erzählungen, er sey in dem spanischen Gebiete gegen Mexico zu, bey den berühmten Bergwerken St. Barbara geboren worden. Seine Gefangenschaft und vornehmlich sein Tod hatten die Wirkung, welche der Statthalter zu Wiederherstellung des Friedens gehoffet hatte.

Englän-  
sche Nieder-  
lassung in  
Virginien.

Eine weise Regierung machete ihn vollends so fest, daß man keinen Bruch mehr befürchtete, als der unglückliche Fall mit Karl dem I die Colonie in neue Unruhen stürzte. Berkeley glaubete vergebens, ihnen vorzukommen, wenn er allen Briefwechsel mit England aufhob. Oliver Cromwell, welcher zum Protector ernannt worden, schickete ein mächtiges Geschwader nach Virginien; und ungeachtet des Widerstandes einiger Einwohner, welche der königlichen Hoheit treu geblieben waren, zogen doch viele Rätthe, die wegen ihres Vermögens besorget waren, die ganze Colonie unter das Joch desselben. Berkeley selbst konnte, dem Strome nicht widerstehen. Man merket aber zu seinem Ruhme an, daß er von allen dem Könige unterworfenen Ländern der letzte gewesen, welcher Cromwell erkannt, und der erste, welcher seine Ketten zerbrochen hat. Nachdem er in der Unterdrückung geseufzet, und bloß mit dem Bauen seiner Felder beschäftigt gewesen: so sah er sich von dem Geschreye des Volkes zurück gerufen, um dem Statthalter Matthews zu folgen, dessen unvermutheter Tod das Land ohne Oberhaupt gelassen. Er gab dem ersten Ansuchen durchaus nicht nach, sondern erklärte sich, er wäre entschlossen, niemanden anders, als dem rechtmäßigen Erben der Krone zu dienen. Diese Großmuth zu einer Zeit, wo man noch keine Ansehung zur Wiederherstellung des königlichen Hauses sah, machete so viel Eindruck bey dem Volke, daß man ihm einstimmig antwortete, die Colonie wäre bereit, alles zum Dienste des Königes aufzuopfern. So gleich ließ er bey Annahme der Gewalt, die man ihm anboth, Karl den II zum Könige in England, Schottland, Irland und Virginien ausrufen, mit dem Befehle, es sollte hinführo alles in seinem Namen ausgefertigt werden. Dieser Herr wurde also mit der königlichen Würde in Virginien bekleidet, ehe er es noch in England war. Bald darauf aber stieg er glücklich wieder auf den Thron seiner Vorfahren, und eilte, Berkeleynen eine neue Bestallung zum Statthalter nebst andern Belohnungen seiner Treue und seines Eifers zu senden.

Unruhen in  
Virginien  
durch Karls  
I Tod.

Die Colonie empfing ansehnlichen Zuwachs, und nahm lange Zeit unter einem so weisen Oberhaupte mehr und mehr zu. Sie suchete so gar, sich durch neue Entdeckungen zu erweitern. Batt gieng in Begleitung vierzehn Engländer und einer gleichen Anzahl Indianer von Appamator ab, und begab sich an den Fuß der Gebirge, nachdem sie sechs Tage marschiret waren. Sie kamen ihm anfänglich weder hoch, noch sehr steil vor. Nachdem er aber über die erste Kette hinüber war: so fand er andere, die an die Wolken zu stoßen schienen, und so schnurgerade waren, daß er in einem ganzen Tage nicht über drey Meilen in gerader Linie machen konnte. An andern Orten traf er weite Ebenen und Savannen von drey bis vier Meilen breit an, die mit unzähligen indianischen Hühnern, Hirschen, Elendthieren und Büffeln bevölkert waren, welche gar nicht vor seinem Anblicke flohen, sondern so nahe an sich kommen und fast mit der Hand greifen ließen. Er fand auch daselbst Trauben von einer seltsamen Größe, daß jede Beere so groß, wie eine Pflaume war. Nachdem er über alle Gebirge hinüber gegangen: so kam er in eine

Batt versu-  
chet neue Ent-  
deckungen.



**Engländi-** andere Ebene, die von einem kleinen Flusse gewässert wurde, welchem er viele Tage sol-  
**sche Nieder-** gete. Dieses wüste Land stieß an gebauete und durch eine Menge Cabanen abgefonderte  
**lassung in** Felder, woraus die Einwohner bey der Annäherung der Engländer die Flucht nahmen.  
**Virginien.** Batt ließ nichts desto weniger einige europäische Kleinigkeiten da, um den Indianern zu  
erkennen zu geben, man wäre nicht in der Absicht gekommen, ihnen zu schaden. Jen-  
der Cabanen sah man große Moräste, wo die Wegweiser sich nicht einlassen wollten, unter  
dem Vorwande, dieses niedrige Land würde von einer mächtigen Völkerschaft bewohnt,  
welche mit ihren Nachbarn einen Salzhandel trieben, die Fremden aber behielten. Batt  
drang vergebens in sie, weiter zu gehen. Ihre Furchtsamkeit nöthigte ihn, wieder zurück  
zu kehren, ohne seine Nachforschungen weiter getrieben zu haben. Auf den Bericht von  
er von dieser Unternehmung abstattete, entschloß sich Berkeley, selbst einen solchen neuen  
Zug zu thun, und ziemlich stark abzureisen, damit er durch keine Furcht dürste aufgehalten  
werden. Ein bürgerlicher Krieg aber, welcher in der Colonie entstand, zernichtete alle sei-  
ne Maasregeln, und seit der Zeit haben die Engländer keine Entdeckung versucht.

**Bürgerlicher**  
**Krieg in Vir-**  
**ginien.**

Man hat schon die beyden ersten Ursachen des Misvergnügens der Virginier gesehen;  
die eine war, der überaus mittelmäßige Preis des Tabacks, welcher der Colonie viel Nach-  
theil in dem Umsatze brachte, ohne daß alle Bemühungen der allgemeinen Versammlung  
solchem abhelfen konnten, die andere war eine willkürliche Austheilung der Ländereyen wi-  
der die erste Einrichtung. Karl der II hielt sich berechtigt, hierinnen dem Beyspiele des  
Königes, seines Vaters, zu folgen. Er that große Schenkungen an verschiedene Herren,  
welche ihrer Hoheit auf eine unbescheidene Art misbraucheten, damit nur alle Last der  
Steuern und Gaben auf die Armen fallen möchte. Zu diesen beyden Ursachen der Klage,  
welche das Volk schon in Verzweiflung brachten, setzet der ungenannte Schriftsteller noch  
die Hindernisse, welche das Parlament in England auf einmal in der Handlung der gan-  
zen Colonie erregete, hinzu. Eine Urkunde dieses Gerichts, errichtete verschiedene Abgaben  
der einen Pflanzung an die andere. Diese Auflagen waren um so viel grausamer, weil  
sie nur zum Nutzen der zum Einnehmen bestellten Bedienten gereichten. Eben die Ur-  
kunde legete auch ansehnliche Abgaben auf die Einfuhre der eingesalznen Fische in die Co-  
lonie, obgleich England von dieser Abgabe frey war, und auf alle Güter, die von Vir-  
ginien nach England, selbst in denen Schiffen, die in England gebauet und von Englä-  
ndern besetzt waren, gebracht wurden. Diese drey Beschwerden erregeten schon ein gewal-  
tiges Murren, als ein noch entseßlicherer Zufall die Gemüther vollends aufbrachte. Man  
hatte aus Monadas, welches heutiges Tages Neu-York heisset, die Holländer verjaget,  
die sich daselbst geseset hatten, und welche bey ihrem Aufenthalte an dieser Küste einen or-  
dentlichen Handel mit den indianischen Einwohnern aus der großen Bay Chesapeack gefüh-  
ret hatten. Diese Wilden hatten sich gewöhnet, durch die Gränzen von Virginien hin und  
her zu gehen, um verschiedene Arten von Pelzwerke von ihnen zu erhandeln. Weil sie ei-  
nen Theil davon an die Engländer verkaufeten, und das übrige nach Monadas fuhreten:  
so hatten sich diese beyden europäischen Nationen mit dem Handel begnüget, und der Frie-  
de war ziemlich lange ohne Unterbrechung erhalten worden. Da aber andere Ursachen die  
Engländer bewogen hatten, die Pflanzstadt Monadas zu zernichten: so war die Empfind-  
lichkeit der Holländer so heftig darüber, daß sie Mittel fanden, den Indianern einen un-  
versöhnlichen Haß wider die Engländer einzusößen. Er zeigte sich anfänglich durch  
Räuberereyen und Ermordungen an der Seite der Bay. Darauf macheten die südlichen  
In-

Indianer, welche den besten Theil ihres Handels verloren hatten, und die Schuld davon nur den Engländern geben konnten, ebenfalls Anschläge zur Rache, und führten sie mit der größten Unmenschlichkeit aus.

Engländi-  
sche Nieder-  
lassung in  
Virginien.

Nummehr machte der Schrecken, nebst der Unterdrückung durch die Auflagen die Virginier zu allen Arten der Ausschweifung fähig. Indessen fingen sie doch nur erst an, sich auf eine tumultuarische Art zusammen zu rottiren, um Hülfe zu verlangen, welche ihnen die Regierung zu geben nicht im Stande war. Sie fanden aber gar bald ein Haupt. Dieses war ein junger Officier, Namens Nathanael Bacon, welcher beredt, lebhaft, kühn, von einer einnehmenden Gesichtsbildung, und mit einem Worte vermögend war, einen wüthenden Pöbel zu führen. Berkeley, welcher bisher der Abgott in der Colonie gewesen, sah sich auf einmal verlassen, und genöthiget, sich mit einigen der vornehmsten Einwohner aus Jamestown in seinem Hause zu befestigen. Der Aufstand war so allgemein, und dauerte so lange, daß Bacon, welcher eine Versammlung nach der gehörigen Art und Weise zusammen berufen, und sich für einen General der Colonie hatte erkennen lassen, in der That alle Merkmale einer unumschränkten Gewalt annahm, wie er denn auch diese Gewalt ohne andere Einschränkung ausübete, als daß er die Befehle des Hofes durch die Abgeordneten erwarten wollte, die er dahin zu schicken versprach, und deren Abreise er lange Zeit zu verschieben, oder deren Wiederkunft er zu verhindern sich vorsetzte. Weil eine kleine Anzahl redlicher Leute nicht unterlassen hatte, des Statthalters Parthey zu nehmen: so geschahen diese Bewegungen nicht ohne viele Scharmügel, die einer Menge Leuten von beyden Theilen das Leben kosteten. Man zweifelt aber, ob England selbst der Unordnung hätte abhelfen können, wenn nicht Bacons natürlicher Tod seine ehrfurchtigen Anschläge umgestürzt hätte. Die Misvergnügten, welche durch den Verlust ihres Oberhauptes uneinig wurden, dachten weiter an nichts, als um Gnade zu bitten; und der Ritter Berkeley wurde in seine Statthalterschaft wiederum eingesetzt.

Bevor der Friede aber recht befestiget werden konnte, faßte einer von Bacons Hauptleuten, Namens Lawrence, welcher über das Schicksal einiger andern voller Verzweiflung war, die sich unter der Bedingung einer allgemeinen Verzeihung ergeben hatten, und gleichwohl für unfähig erklärt waren, jemals ein Amt in der Colonie auszuüben, den abscheulichen Vorsatz, Jamestown in die Asche zu legen, und folgte ihm mit einer so stämmigen Halsstarrigkeit, daß er es selbst mit seiner eigenen Hand ausführte, da er seine Leute nicht geneiget fand, ihm zu gehorchen. Diese unglückselige Stadt ist seitdem nicht wieder zu dem blühenden Zustande gekommen, wozu sie schon gelanget war. Berkeley starb wenig Zeit nach der Feuersbrunst, und man wird in der Beschreibung sehen, daß ein anderer Statthalter die Parthey ergriff, die Berichte und die allgemeine Versammlung nach Williamsburg zu verlegen.

Jamestown  
wird durch ei-  
nen Brand zer-  
stört.

Seit Bacons Empörung hat die Ordnung, welche der Hof in der Regierung von Virginien gemacht, die Colonie vor dergleichen Veränderungen verwahret. Ihre Einwohner haben ihre Pflanzungen daselbst so ruhig gebauet, daß ihre Geschichte keine außerordentliche Begebenheiten mehr darbeut, und man sich also begnügen wird, in einem andern Abschnitte, den wirklichen Zustand dieser Colonie vorzustellen. Ihr Fortgang muß sehr eilig gewesen seyn, weil man schon in dem 1723sten Jahre folgende Abschilderung von ihrer Handlung findet.

Die Engländer werden ru-  
hig in Virgi-  
nien.

Engländi-  
sche Nieder-  
lassung in  
Virginien.

„Die Handlung dieser Colonie besteht, wie in Maryland, sagt der engländische  
 „Verfasser einer politischen Schrift, fast gänzlich in Tabacke. Denn ob schon das Land  
 „verschiedene vortrefliche Waaren, die für die Handelschaft geschickt sind, hervor bringen  
 „würde, so sind doch die Pflanzler dermaßen auf den Tabackbau erpicht, daß sie alle ande-  
 „re Verbesserungen darüber zu vergessen scheinen. Dieser Handel ist zu einer solchen Voll-  
 „kommenheit gediehen, daß der virginianische Taback, insonderheit der wohlriechende, der  
 „am Yorkflusse wächst, für den besten in der Welt gehalten wird; und ist derjenige Ta-  
 „back, der gemeinlich in England zum einheimischen Gebrauche verkauft wird. Die  
 „andern Sorten, Dranoac genannt, und der Taback von Maryland, sind hitziger im  
 „Munde: sie gereichen aber zu eben so gutem Profite; maßen in Holland, Dänemark,  
 „Schweden und Deutschland starke Anfrage darnach ist. Von dieser Waare sind jährlich  
 „drenzig tausend Orhefft ausgeführt worden, welches, nebst den andern Vorteilen, die  
 „die Engländer dadurch erlangen, fünf Pfund Sterlinge für jedes Orhefft auf einem frem-  
 „den Markte abgegeben, und den gemeinen Fond der Nation jährlich ein hundert und  
 „funfzig tausend Pfund Sterling vermehret. Der ganze Tabackshandel ist in der That  
 „eins von den einträglichen Stücken des ganzen englischen Commercii. Er beschäftigt je-  
 „des Jahr über zweyhundert Segel der größten Schiffe, und bringt, ein Jahr in das  
 „andere gerechnet, drey bis vier hundert tausend Pfund Sterlinge in Sr. Majestät Schatz-  
 „kammer ein. Ob schon diese Rechnung solchen, die diesen Handel nicht verstehen, und einigen  
 „die die ganze Handelschaft überhaupt nur nach ihrem eigenen besondern Handel beurthei-  
 „len, zu ausschweifend scheinen mag: so wird sie doch allen, die Erfahrung in der Sache  
 „haben, weder zu hoch, noch zu unbescheiden vorkommen. Es werden zweyhundert Se-  
 „gel mit dieser Waare communibus annis, aus dem ganzen Bay, in welchen wir die Provinz  
 „Maryland mit einschließen, beladen. Und wir können, eins in das andere gerech-  
 „net, nicht sehen, daß sie weniger, als dreytausend Orhefft Taback, in allen siebenzig tau-  
 „send Orheffte führen, davon vielleicht die Hälfte in England verkauft und verthan wird.  
 „Da denn die Gebühren von solchen fünf und drenzig tausend Orhefft, jedes zu vier  
 „ner gerechnet, ein Orhefft auf acht Pfund Sterling, und zwey hundert und achtzig tau-  
 „send Pfund Sterling für alle kommen werden. Die andere Hälfte, welche ausgeführt  
 „wird, wird nicht den fünften Theil so viel in die königliche Schatzkammer einbringen, weil  
 „alle Auflagen und ein Theil der neuern abgezogen werden. Jedoch wenn wir funfzig tau-  
 „send Pfund Sterling für die Gebühren der fünf und drenzig tausend ausgeführten Orheff-  
 „te bestimmen: so wird der ganze Belauf der Zölle für die siebenzig tausend Orheffte Ta-  
 „back, des Jahres auf drey hundert und drenzig tausend Pfund Sterlinge kommen.  
 „so viel bringt es zur Friedenszeit gewißlich in die königliche Schatzkammer. Denn in  
 „diesen Kriegesläuften, ist unsere Handelschaft ungewisser, daß in diesem Stücke, wie  
 „zum Theile, noch überhaupt, eine richtige Rechnung gemacht werden kann. Wiewohl in  
 „Ansehung dessen, daß die virginischen und marylandischen Kaufleute immer viel besser hin-  
 „weg gekommen sind, als diejenigen von Barbados, Jamaica und von den charibaischen  
 „Inseln, unsere Schätzung, mit einigem Abzuge nach der Anzahl der verlohrenen Schiffe  
 „gar wohl bestehen kann. Einige, die den virginischen Handel sehr gut verstehen wollen,  
 „haben uns versichert, daß hundert tausend Orheffte in einem Jahre von Virginien und  
 „Maryland abgeschiffet, und vierzig tausend davon in England verthan werden. Wenn  
 „diesem also ist: so haben wir unsere Rechnung eher zu klein, als zu groß gemacht, so  
 „wohl

Engländi-  
sche Nieder-  
lassung in  
Virginien.

wohl in Ansehung der Zölle, als der Vermehrung, welchen dieser Handel bey dem Nationalfonde hervor bringt. Allein, wir haben uns, nach unserer eigenen Erfahrung und dem besten Unterrichte, den wir davon bekommen können, so genau, als möglich, an die Wahrheit gehalten; und dem Leser dasjenige, was wir gesagt haben, desto glaublicher zu machen: so ist nöthig, daß er wisse, wie ungemein dieser Handel in allen Theilen von England so wohl, als in dem Hafen von London, verbessert worden. Die Stadt Liverpool hat funfzig Segelschiffe bey ihrem Key in einem Jahre von dar ausgeladen, und dieses verschiedene vergangene Jahre nach einander, ein Jahr ins andere gerechnet. Viele von den Außenhäfen haben jährlich acht bis zehn Segel in dem virginischen Handel gebraucht; und man saget, daß die Stadt Bristol über sechzig tausend Pfund Sterling Gebühren in einem Jahre bezahlet. Welches nicht unglaublich scheinen wird, wenn dasjenige, dessen uns Leute von Bristol versichert haben, wahr ist, daß ein Schiff, welches solchem Hafen zugehört, der Bristolertaufmann genannt, diese letzte verwichene Jahre, jedes Jahr acht bis zehn tausend Pfund Sterling Zoll entrichtet hat. Und es sind öfters dreyßig bis vierzig Segelschiffe, die nach Bristol gegangen, auf einmal in den Severnfluß gekommen, andere auslaufende und herumschweifende kleinere Schiffe nicht gerechnet. Wenn die äußersten Häfen mit einander in einem Jahre hundert Segel nach Virginien senden, wie wir hoffentlich sattfam bewiesen haben: so wird London mehr, als das andere hundert, ausmachen. Und was wir von dem Handel und den Zöllen gesagt haben, wird sehr vernünftig und gewiß scheinen.

Nebst dem großen Vortheile, der dem Nationalfonde durch die Ausführung des Tabacks aus England in die andern Theile von Europa zuwächst, müssen wir auch erwägen, wie nützlich dieser Handel wegen der ungemeinen Anzahl Hände ist, die er beschaffiget, und wie viele Familien in England und Virginien dadurch erhalten werden; massen mehr als siebenzig tausend englische Seelen in Virginien, und auch eben so viele in England davon leben. Es werden täglich ungemein große Quantitäten Manufacturen nach dieser Colonie von hier ausgeführet, die alles aus England haben, was ihnen zur Kleidung, für Arbeit und zum Ueberflusse nöthig ist. Und da man solche Waaren, die von hier abgesendet werden, meistens bey den Handwerksleuten suchen muß: so sind es solche, die die meisten Hände beschäftigen, und folglich dem gemeinen Wesen am nützlichsten sind; als: Weber, Schuster, Hutmacher, Eisenhändler, Drechsler, Tischler, Messerschmiede, Grobschmiede, Becker, Bierbrauer, Selter, Strumpfhändler, und fast alle Handwerker in England. Massen ihre Manufacturen gute Kaufwaaren in Virginien sind, wenn die Unwissenheit oder der Geiz einiger Kaufleute den Markt nicht übermüthet und verderbet. Die Waaren, die nebst Leinwand, seidenen Waaren, indianischen Gütern, Wein und andern fremden Manufacturen dahin gesendet werden, sind Tuch, Grobes und feines, Sarsche, Stoffe, Bonye, Fries, Hüte, und alle Waaren der Krämer, die im Kleinen handeln: als Hacken, Hauen, Schnittmesser, Aerte, Nägel, Hornel und andere Eisenwaaren, Kleider, die schon fertig und gemacht sind. Messer, Biscot, Zwenback oder Schiffbrodt, Mehl, Strümpfe, Schuhe, Müssen für Knechte, und mit einem Worte, alles, was nur in England gemacht wird.

Beschreib. v.  
Virginien.

## Beschreibung von Virginien und Maryland.

Ihre Strecke. Beschaffenheit der Küste. Bay Chesapeack. Flüsse, die sie einnimmt. Schädliche Würmer in den Flüssen. Eintheilung von Virginien. Beschreibung von Jamestown. Beschreibung von Williamsburg. Das Collegium daselbst. Andere Grafschaften. Fluß Patowmeck. Allgemeine Beobachtung von Virginien. Lage von Maryland. Dessen Eintheilung. Beschreibung von Anapolis. Insel und Hafen Williamstadt. Andere Eintheilung von Virginien.

Ihre Strecke. **M**an hat schon Sorge getragen, es anzumerken, daß die Engländer im Anfange auf gut Glück den Namen Virginia dem ganzen nördlichen Stücke des festen Landes von America gegeben, und daß die Bewilligungen des Hofes für ihre ersten Colonien unter diesem Titel ausgefertigt worden. Es wurden auch selbst diejenigen, die man nachher durch besondere Namen unterschieden hat, noch lange Zeit als Glieder von Virginien angesehen. Endlich ist dieser Namen nur derjenigen Strecke Landes geblieben, welche längst der Bay Chesapeak, ein wenig gegen Süden liegt, und Virginien und Maryland in sich schließt. Wenn man es in dieser Maaße nimmt: so ist die kleinste Länge, die man ihm giebt, zweyhundert Meilen gegen Norden von der Trost- oder Confortspitze an, bis an die Einfahrt in die Bay, und auch beynabe eben so weit gegen Süden. Der ungenannte Schriftsteller aber, welcher sich bey dem eigentlich so genannten Virginien aufhält, welches von Maryland unterschieden ist, stellet es so vor, daß es gegen Süden von dem nördlichen Carolina, gegen Norden von dem Flusse Patowmeck, gegen Osten von der See, und gegen Nordwest von derjenigen großen Kette Gebirge begränzet wird, über welche hinaus zu dringen, sich die Engländer unter Batts Anführung vergeblich bemühet haben, wie man oben gesehen hat.

Beschaffenh.  
der Küste.

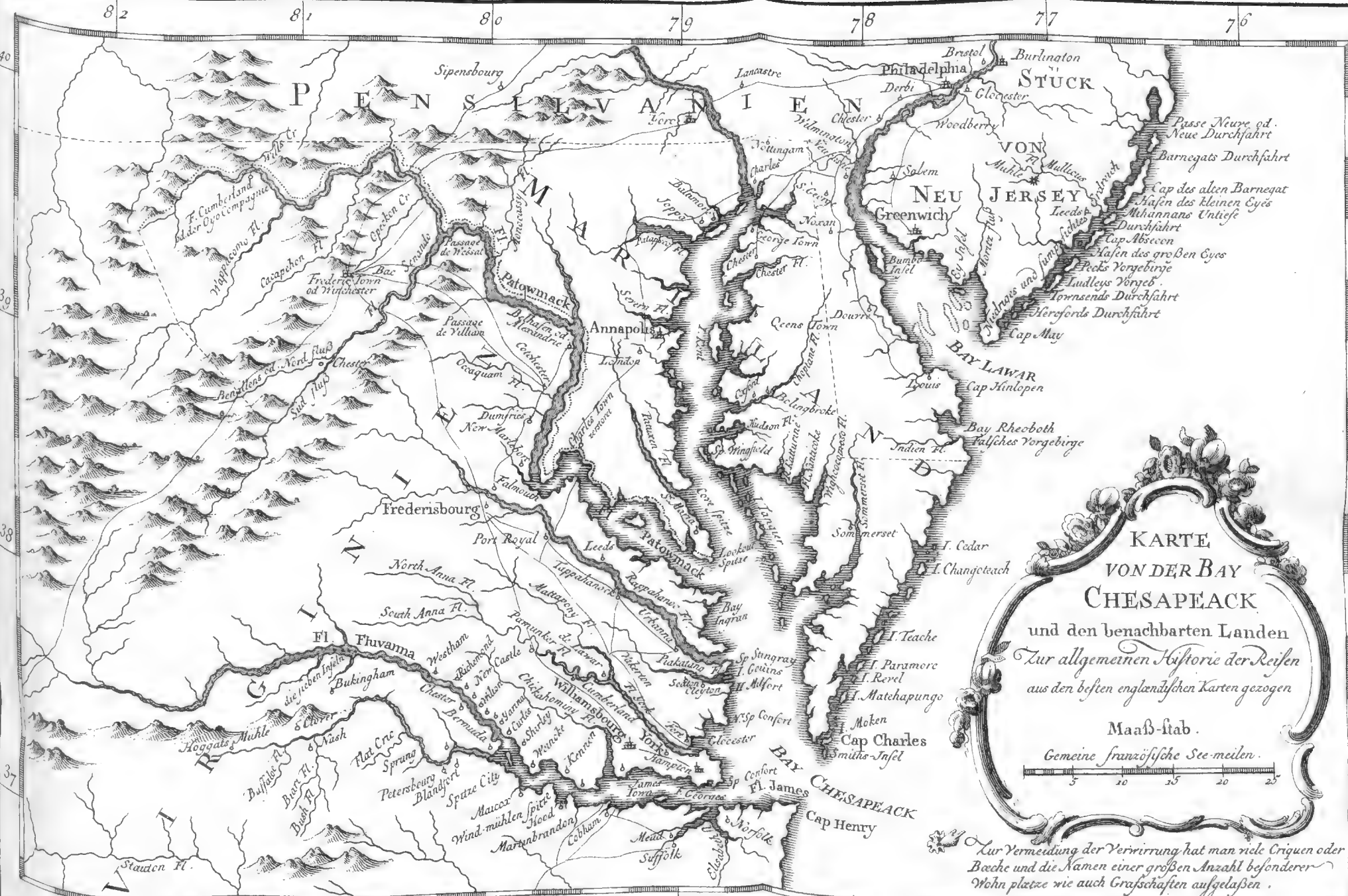
Die Küste des festen Landes gegen Virginien wird von den Schiffahrern sehr hoch gehalten, weil, so bald, als das Senkbley daselbst Grund findet, welches ordentlicher Weise vierzig oder funfzig Seemeilen vom Lande geschieht, in achtzig oder neunzig Faden Wasser, diese Tiefe stufenweise abnimmt, und so ordentlich, daß ein erfahrener Lootsmann von der Weite aus der Tiefe urtheilen kann.

Bay Chesapeak.

Eine schöne Karte von der Chesapeakbay, welche mit außerordentlichen Lobsprüchen zu London herausgegeben worden y), sehet ihre Mündung in sieben und dreyßig Grad Norderbreite zwischen Heinrichsvorgebirge gegen Süden, und Karlsvorgebirge gegen Norden, und giebt ihr eine Breite von achtzehn Meilen. Die ordentliche Tiefe des Canales ist neun Faden, welche an einigen Orten bis auf sieben abnehmen. Ihr sicherster Theil ist dicht bey dem Heinrichsvorgebirge, gerade in sieben und dreyßig Grad; so daß, wenn man diese Breite zu Mittag, an dem Tage, da man bey der Einfahrt anzukommen gedenkt, genommen hat, man ohne Furcht die Nacht über weiter fortrücken, und dem mittäglichen Ufer bis auf zwey Seemeilen jenseits des Vorgebirges folgen kann, wo man sich in einer vortrefflichen Rheede, Namens Lyn Haven, befindet. Von dieser Rheede geht die Bay ungefähr zweyhundert Seemeilen weit in das Land hinein. Ihre Breite ist daselbst zehn bis funfzehn Meilen, ausgenommen gegen das Ende, wo sie sich sehr

y) Man theilet sie allhier mit.

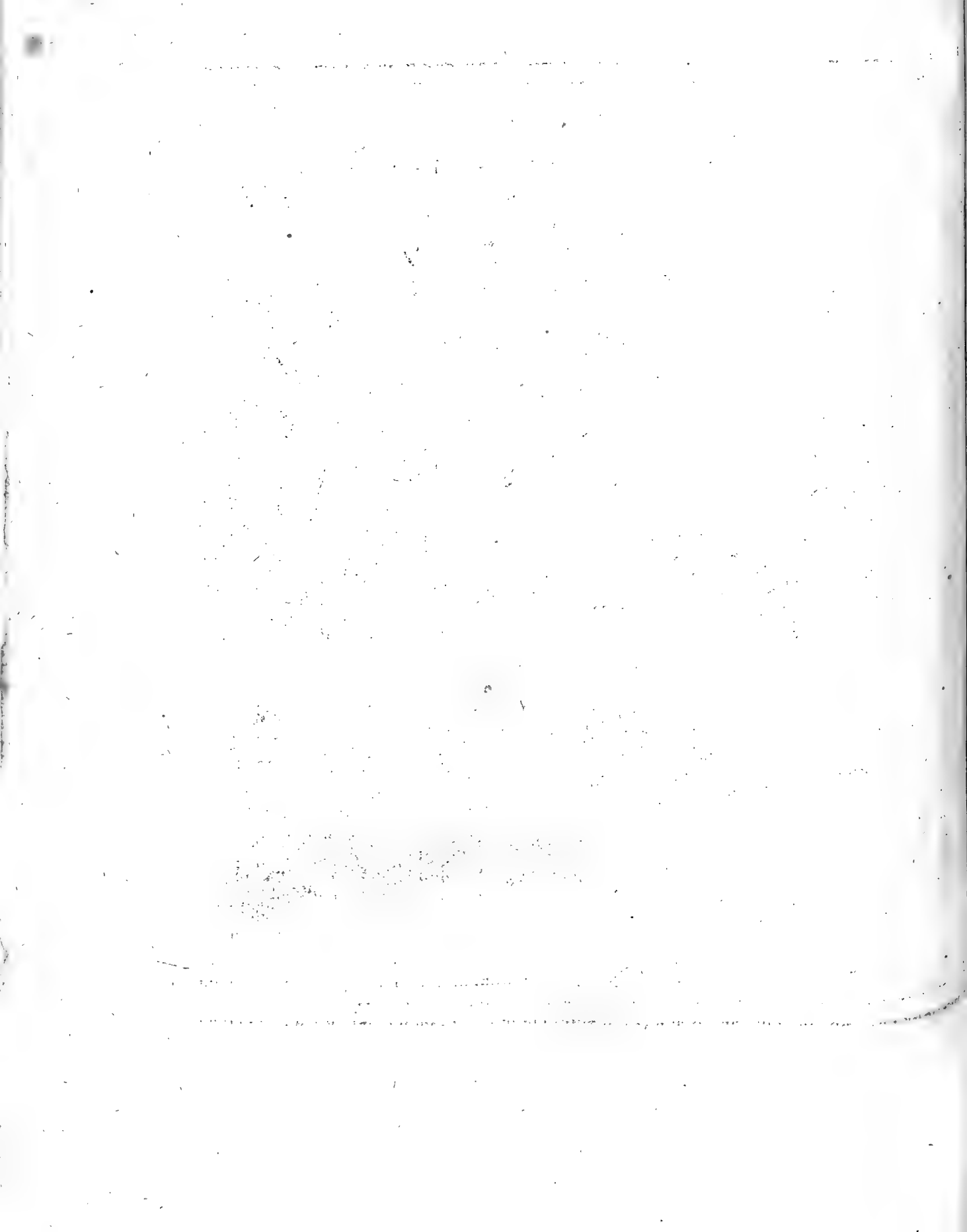




**KARTE**  
**VON DER BAY**  
**CHESAPEACK**  
 und den benachbarten Landen  
*Zur allgemeinen Historie der Reisen*  
*aus den besten engländischen Karten gezogen*  
 Maas-Itab.  
*Gemeine französische See-meilen.*  
 5 10 15 20 25

*Zur Vermeidung der Verwirrung hat man viele Criguen oder Boeche und die Namen einer großen Anzahl besonderer Wohnplätze wie auch Grafschaften aufgelassen.*

82 Westliche Länge 81 von der Pariser 80 Mittags -linie. 79 78 77 76



sehr zusammen zieht. Sie enthält viele kleine Eyslande, wovon einige mit Gehölzen bedeckt sind.

Sie enthält viele kleine Eyslande, wovon einige mit Gehölzen be-

Beschreibung v. Virginien.

Unter einer unendlichen Menge von Flüssen, die sie einnimmt, vornehmlich an der Westseite, unterscheidet man viere wegen ihrer Größe, welche der James, der York, der Rapahanok und Patowmack sind. Die vornehmsten von den andern, worunter einige die größten Kauffahrtdenschiffe tragen, heißen Elisabeth, Nansamon, Chickahomony, Pocoson, Pamunki, York, Esther North, Corotonan, Wicomoko, Pocamoki, Chiffoneffit und Pungotego. Man ersparet sich hier die Mühe, ihre Lage zu bezeichnen, die in der Karte sehr genau ist. Alle diese Flüsse sind so bequem, und so wohl vertheilet, daß man von sechs Meilen zu sechs Meilen fast allezeit eine gute Rheede findet. Sie entstehen aus dem Zusammenflusse unzähliger Quellen, woraus das Wasser in so großem Ueberflusse kömmt, daß es das Wasser aus den Flüssen bis auf sechzig und hundert Meilen unterhalb der Muth, und zuweilen dreyßig oder vierzig Meilen in der Bay selbst, süße machet. Einige von diesen Quellen bilden auf einmal einen so großen Strom, daß sie fünfhundert Schritte von ihrem Ursprunge Kornmühlen treiben. Der große Vortheil dieser Menge von Flüssen ist, daß sie einem jeden Wohnplaz die Bequemlichkeit geben, die Schiffe und Barken vor seiner Thüre zu bekommen; daher es denn gekommen ist, daß man sich eben nicht viel Mühe gegeben hat, Städte in Virginien anzulegen.

Flüsse, die sie einnimmt.

Man setzet an den Flüssen dieses Landes nur eins aus; das ist, daß alle Jahre im Brachmonate auf dem gesalznen Wasser legionen von Würmern erscheinen, welche die Schaluppen, die Barken und die Schiffe selbst überall durchbohren, wo das Pech, das Zbeer, und der Kalch das Holz bloß lassen, und welche sich darinnen Zellchen machen, die den Honigzellchen ziemlich gleich sind. Sie hören nicht eher auf, schädlich zu seyn, als bis zur Zeit der starken Regen, die zu Ende des Heumonates einfallen. Alsdann verschwinden sie so lange, bis der Sommer wieder kömmt, oder thun wenigstens keinen Schaden. Man bemerket, daß sie nur allein die bloße Bohle durchbohren, an welche sie sich behängt haben. Der ungenannte Schriftsteller giebt vier Mittel an, sich dawider zu verhalten: erstlich, daß man die Fahrzeuge so wohl bestreiche, daß nicht ein Fleckchen leer bleibe; zweytens, daß, wenn man zur Zeit der Würmer ankömmt, man sich da vor Anker lege, wo Ebbe und Fluth am stärksten ist, weil der Strom sie mit fortziehet, und daß man die kleinen Barken und Schaluppen an das Land hohle; drittens, daß man das Schiff säubere, und vornehmlich mit dem Feuer darüber fahre, so bald die Zeit der Würmer vorbey ist, weil das kleinste Feuer sie tödtet, da sie noch nicht in die Bohlen hinein gedrun-gen sind; viertens, daß man die gesalznen Wasser die fünf oder sechs Wochen über ver-lasse, da sich die Würmer auf dem Wasser halten.

Schädliche Würmer in den Flüssen.

Man theilet Virginien in fünf und zwanzig Kreise unter dem Namen der Graffschaf-ten, welche neun und dreyßig Kirchspiele enthalten. Der älteste, das ist derjenige, wo die Engländer ihre erste Niederlassung errichteten, und welcher von den Indianern Powhatan genannt wurde, heißt heutiges Tages die Graffschaft Norfolk. Es ist der aller südlichste Kreis. Er liegt an dem Jamesflusse, welcher bey Jamestown nicht weniger, als eine Meile breit ist, und dessen Lauf ungefähr hundert und vierzig Meilen von seiner Quelle bis an seine Mündung in der Bay gerade gegen Westen von dem Heinrichsvorgebirge enthält, da er in einem Raume von hundert Meilen große Schiffe trägt. Die Graffschaft Norfolk hat nur ein Kirchspiel, Elisabeth genannt, und enthält ein hundert zwölf tausend und

Einteilung von Virginien.

Beschreibung v. Virginien. neunzehn Acker Landes. Sie wird von einem Flusse gewässert, welcher auch Elisabeth heißt, und welcher seine Quelle in der Grafschaft selbst hat, da er sich denn zwischen zweyen Buchten, welche den Namen der Ostbay und Westbay führen, mit dem Jamesflusse vereinigt.

Man findet darauf an dem Jamesflusse die Grafschaft der Prinzessin Anna, welche acht und neunzig tausend dreyhundert und fünf Acker Landes, und das Kirchspiel Lynnhaven, unter dem Heinrichsvorgebirge, enthält; darauf die Grafschaft Nansamon, welche hundert und ein und dreyßig tausend ein hundert und zwey und siebenzig Acker Landes, und drey Kirchspiele hat; wovon das eine das obere, das andere das untere, und das dritte Chuckahet heißt. Der Fluß Nansamon, welcher in dieser Grafschaft entspringt, vereinigt sich mit dem Jamesflusse oberhalb der Bay, Bennetscreek genannt. Darauf folget die Grafschaft Wight, in welcher man einhundert und zwey und vierzig tausend siebenhundert sechs und neunzig Acker Landes und zwey Kirchspiele zählet, Warrentsqueek und Newport genannt. Diese Grafschaft hat eine Quelle, woraus das Wasser in einer außerordentlichen Menge fließt. Nach dieser kömmt die Grafschaft Surrey, welche einhundert und eilftausend und funfzehn Acker Landes, und zwey Kirchspiele, Southwark und Lyon'screek genannt, hat. Darauf die Grafschaft Henrico, welche die letzte an dem mittäglichen Ufer des Jamesflusses ist, und einhundert acht und vierzig tausend siebenhundert und sieben und achtzig Acker Landes enthält. Sie hat zwey Kirchspiele Henrico und Bristol. Man hatte in dieser Grafschaft eine Stadt, Namens Henripolis, gebauet, die man wieder hat verfallen lassen. Zwanzig Meilen oberhalb des ersten Sprunges dieses Flusses findet man den Flecken Monacan, wo sich die französischen Flüchtlinge geseset haben.

Der Grafschaft Henrico gerade gegen über an der Nordseite eben des Flusses zeigen sich die Grafschaften Prinz Georg und Prinz Karl, welche einhundert und ein und sechzig tausend, zweyhundert und neun und dreyßig Acker Landes, und drey Kirchspiele, Matin Brandon, Wyanoke und Westover enthalten.

Beschreibung von Jamestown.

Zunächst unter der Grafschaft Karl ist die Grafschaft James, worinnen man hundert und acht tausend dreyhundert und zwey und sechzig Acker Landes, und fünf Kirchspiele zählet, wovon das eine Merchants-Hundred genannt, nebst einem Theile dieser Grafschaft an der andern Seite des Flusses liegt. Die Namen der vier andern sind, Walingford, Wilmington, Jamestown und Brutton. Diese Grafschaft hat beständig den ersten Rang gehabt, weil sie Jamestown oder Jacobsstadt enthält, die an dem nördlichen Ufer des Jamesflusses, vierzig Meilen von seiner Mündung liegt. Ob sie gleich niemals für eine schöne Stadt gehalten worden: so sah man darinnen doch vor dem Brande viele Häuser von gebackenen Steinen und Gasthöfe zur Bequemlichkeit der Reisenden. Die Anzahl der Häuser, die sich also nicht über sechzig oder siebenzig beläuft, mußte viel größer seyn, weil es daselbst viele schöne Straßen und zwey oder drey Schanzen gab. Da aber ein Theil davon in die Asche geleyet worden: so schienen die Verlegung der Gerichte nach Williamsburg, der Entschluß, welchen man faßete, die allgemeinen Versammlungen daselbst zu halten, und das Collegium, welches man allda erbauen ließ, Jamestown zu verdammen, daß es sich niemals von diesem Unfalle wieder erholen sollte; und dieses um so vielmehr, weil die Neigung der Virginier sie antreibt, auf ihren Pflanzungen zu leben, und es also wenig Ansehnung hat, daß sie jemals daran denken werden, eine Stadt wieder

der zu erbauen, die niemals sehr bevölkert gewesen ist. Ueberdieses so hat man seit langer Zeit bemerkt, daß die Niederlassungen, die an dem Jamesflusse liegen, so weit solcher salzhaft ist, langsamen Fiebern unterworfen sind; und diese einzige Ursache hätte genug seyn können, die Hauptstadt des Landes nach Williamsburg zu verlegen, dessen Lage viel gesünder ist. Der Ritter Berkeley ließ zu seinem Sitze ein sehr schönes Haus, Namens Green Spring bey Jamestown erbauen, wo man eine Quelle mit so kaltem Wasser sieht, daß man es in der Hitze des Sommers nicht ohne Gefahr würde trinken können.

Beschreibung v. Virginia.

In der Grafschaft James liegt auch Williamsburg. Der Boden, welchen diese Stadt einnimmt, ist ungefähr sieben Meilen von Jamestown innerhalb Landes, und hieß vor dem Middleplantation. Was für Vortheile man aber auch an diesem Orte zusammen zu bringen sich bemühet hat, so scheint es doch nicht, daß er einen andern Titel verdiene, als ein Dorf. Ob man gleich die Gerichte, und die allgemeinen Zusammenkünfte der Colonie daselbst hält: so besteht er doch kaum aus dreyßig Häusern. Man sieht daselbst gleichwohl die Spur von vielen Gassen, welche in der Gestalt eines lateinischen Wollsterns gebauet worden: es ist aber noch kein V oder nur ein Winkel davon fertig, und wird auch vielleicht niemals fertig werden. Das einzige merkwürdige Gebäude ist das Rathhaus, welches der Oberste Nicholson, unter dem Namen des Capitoli, erbauet hat; wie auch eine kleine Schanze, oder vielmehr Batterie von zehn oder zwölf Canonen.

Beschreibung von Williamsburg.

Ein Schreiben des Herrn Hugh Jones, eines Mitgliedes des Collegii zu Williamsburg, welches vor einigen Jahren zu London ans Licht gestellet worden, machet eine weit genauere Beschreibung von dem wirklichen Zustande dieser Stadt. „Es sind drey öffentliche Gebäude allhier, schreibt er, von welchen man saget, daß sie die prächtigsten in America seyn sollen; nämlich das Collegium, das Capitolum und das Staatshaus, wie es vormals genennet worden. Nicht weit von diesem ist auch das öffentliche Gefängniß des Landes für Uebelthäter, gebauet, welches ein weitläuftiges und bequemes Gebäude ist, das mit unterschiedenen Gemächern für Mannes- und Weibespersonen, wie auch für geringe Verbrecher, versehen ist. Am Ende dessen ist auch ein anderes Gefängniß für Schuldner. Des Statthalters Haus ist zwar nicht das größte, aber doch weit schöner, als die andern. Es wurde von der Versammlung zu des Statthalter Nottes Zeit, verwilliget, und zu des Präsidenten Jennings Zeit angefangen; seine Schönheit und Bequemlichkeit aber, was die mancherley Veränderungen und Auszierungen betrifft, hat es erst von dem Statthalter Spotswood empfangen. Zu seiner Zeit wurde eine neue Kirche von Ziegeln, und ein ziegelsteinernes Magazin, für Waffen und Kriegesvorrath, gebauet, und die Straßen der Stadt von der grillenhaften Figur W, und M, in eine viel bequemere Lage verwandelt. Diese Gebäude sind alle von Ziegeln gebauet, und mit Schindeln gedecket, ausgenommen das Schuldnergefängniß, welches ein plattes Dach hat. Die Fronte des Collegii, die nach Osten zugeht, ist doppelt, und ein hundert und sechs und dreyßig Fuß lang, und ein sehr hohes Gebäude mit einer Cupola, oder einem runden Dache. An dem nördlichen Ende geht ein großer Flügel hin, der eine hübsche Halle machet. An der westlichen Seite, von einem Flügel bis zum andern, ist ein weitläufiger Platz; nahe dabey ist ein großer Wandelplatz, und ein großer Eingang mit Stufen, in welchem feine Höfe und Gärten sind, mit einem hübschen Hause und Gemächern für den indianischen Lehrmeister und seine Schüler, imgleichen Außengebäude, und eine große Viehweide, von ungefähr ein hundert und funfzig Acker Landes, so

wie



Beschrei-  
bung v. Vir-  
ginien.

„wie ein Thiergarten eingeschlossen ist. Der Grundriß zu dem Gebäude wurde von Sir Christopher Wren entworfen; und, seit dem es abgebrannt, ist es durch die Annehmung des Statthalter Spotswood wieder aufgebaut, artig angelegt, verändert und gezieret worden, daß es dem Spital Chelsea nicht ungleich scheint.

„Vorne am Collegio geht, so breit es ist, eine schöne Straße hin, (der Autor meldet nicht von wie viel Häusern), die recht mathematisch angelegt, und sehr gerade ist; denn die erste Figur der Stadt ist in eine viel bessere verwandelt, und gerade drey vierthel Meilen lang. An dem andern Ende desselben steht das Capitolium, ein herrliches, schönes und bequemes Gebäude, als eins von seiner Art. In diesem ist das Secretariatsamt, mit allen andern Gerichtsstuben, wie in England, ausgenommen das geistliche Gericht. Hier sitzen der Statthalter und zwölf Räte als Richter bey dem allgemeinen Gerichte, das im April oder October gehalten wird. Das Gebäude ist in der Figur eines H, davon das Secretariatsamt, und das allgemeine Gerichte eine Seite unter der Treppe einnehmen. Der mittlere Platz ist ein hübscher bedeckter Gang, der nach der Schreibstube der Versammlung geht, und dem Bürgerhause auf der andern Seite, welches letzte dem Hause der Gemeinen nicht ungleich ist.

„In jedem Flügel ist eine hübsche Wendeltreppe, wo man nach der Rathskammer geht. Ueber dem bedeckten Gange ist ein weitläufiges Zimmer für Conferenzen. Am Ende dieses ist eine Gallerie, und darneben die Rathsstube. An dem andern Ende sind Gemächer vor die Commite der Ansprüche, Privilegien und Erwählungen etc; und über diese alle sind die Stuben für die Obereinnehmer, den Bedienten, der die Rechnungen abhöret und den Schatzmeister etc.

„Der gedachten Hauptstraße gleich über und in gleicher Entfernung, ist auf jedweder Seite eine Straße; aber weder so lang, noch auch so breit, und in bequemen Entfernungen sind kleine Quergäßchen, da man bequem hindurch gehen kann. Ich weiß nicht, wie ich diese Straßen mit Häusern accommodiren soll? denn es können derer zwar jetzt noch zwey mal so viel seyn, als da ich zum ersten von Virginien schrieb, und doch nicht über achtzig Häuser in der ganzen Stadt.

„Fast mitten in der Stadt steht die Kirche, welche ein großes starkes Ziegelgebäude, in der Figur eines Kreuzes gebauet, und so bequem und schön ausgezieret ist, als die besten Kirchen in London.

„Neben dieser ist ein großer achteckiger Thurm, oder Zeughaus, für Gewehr und Kriegsvorrath.

„Nicht weit von hier ist ein großer Marktplatz. Nicht weit davon ist ein hübscher Vofelplatz und ein Comödienhaus.

„Die Privatgebäude sind nunmehr auch viel besser, als vormals. Indem verschiedene Herren sich große Ziegelhäuser mit vielen Gemächern auf einem Stockwerke, bauen. Allein, sie fragen nicht viel nach hohen Gebäuden, weil sie Platz genug haben, solche weitläufig zu bauen; und weil sie dann und wann von starken Winden heimgesucht werden. Sie lieben vielmehr geraume Zimmer, damit solche im Sommer hübsch kühle seyn mögen. Doch haben sie einige Zeit her ihre Stockwerke viel höher gemacht, als vormals, und ihre Fenster auch größer, und die Rahmen mit Crystallglaste ausgefüllt. Ihre Werkstädte sind in Außengebäuden, und ihre Tabackshäuser von Holz gebaut, und so offen und lüftig, als nur möglich ist, jedoch also, daß kein Regen hineinfallen kann.“

Der ungenannte Schriftsteller beobachtet, die Stiftung des Collegii zu Williamsburg sey im 1692sten Jahre unter der Regierung des Königes Wilhelms und der Königin Maria geschehen, welche eine Summe von eintausend neunhundert und fünf und achtzig Pfund Sterling, zwanzig tausend Acker Landes, einen Zoll von einem St. von Pfunde auf allen Taback, der von Virginien und Maryland ausgeführt würde, und das Oberauffseheramt, das damals erlediget war, dazu hergaben, und ihm zugleich das Recht erteileten, einen Abgeordneten zu der allgemeinen Versammlung zu ernennen. Bis hieher haben die Landereyn noch nichts eingetragen. Der Zoll auf den Taback einen Stüber vom Pfunde, bringt jährlich ungefähr zweyhundert Pfund Sterling und das Oberauffseheramt beynah fünfzig Pfund. Die Versammlung hat noch einen Zoll auf die Ausfuhr der Häute und des Pelzwerkes beygefüget, welcher sich etwan auf hundert Pfund belaufen mag. Im 1705ten Jahre brannte das Gebäude fast gänzlich ab. Ob man gleich nichts verabfümet hat, es wieder auszubessern: so sieht man doch nicht mehr so viele Schüler daselbst, als im Anfange; welchen Verfall der Verfasser bedauert, und der schlechten Aufführung einiger Statthalter zuschreibt. Sie nöthigen die meisten Einwohner, saget er, ihre Kinder vielmehr nach England zu schicken, um sie daselbst studiren zu lassen, als sich beständigen Verdrießlichkeiten auszusetzen. Ueber dieses vernachlässigen die Professoren, welche gleichsam unter niemanden stehen, ihre Schüler, und denken nur, wie sie von den Einkünften ihrer Aemter mit dem Gelde aus den Pflanzungen Gewinnst ziehen wollen z).

Beschreibung v. Virginien.

Das Collegium daselbst.

Doch wir wollen uns wieder zu den Graffschaften wenden, und sehen, wie sie weiter auf einander folgen. Nach der Graffschaft James kömmt man in die Graffschaft York, welche zwischen den beyden Flüssen James und York liegt, und sechzigtausend, siebenhundert und sieben und sechzig Acker Landes enthält. Es hat drey Kirchspiele, Hampton, York und Neu-Pokoson, welches letztere an der Mündung des Yorkflusses liegt.

Andere Graffschaften.

Man findet darauf die Graffschaft Warwick, worinnen man acht und dreyßig tausend, vier hundert und vier und vierzig Acker Landes, und zwey Kirchspiele, Denby und Malberry, zählt. Der Fluß Pokoson entspringt in dieser Graffschaft, und ergießt sich in die Chesapeakebay, dicht bey der Mündung des Yorkes. Auf Warwick folget die Graffschaft Elisabeth, welche nur neun und zwanzig tausend Acker, und ein einziges Kirchspiel enthält. Sie ist die kleinste in ganz Virginien; jedoch hat sie eine Stadt Elisabethtown, die gleich bey ihrer Erbauung nicht groß gewesen, 180 aber noch kleiner ist. Damals hatte sie viele gute ziegelsteinerne Häuser, und in dem holländischen Kriege wurde auch ein Fort daselbst angeleget. 180 ist alles verfallen; weil ein gewisses Schicksal, saget der Verfasser, „die Städte in Virginien begleitet, daß sie niemals recht empor kommen werden, so lange die Einwohner nicht ihre Natur verändern,“.

Wenn man über die Erdzunge weggeht, welche hier den Pokoson von dem York absondert: so kömmt man an die Mündung dieses letzten Flusses, welchen die Indianer Pamunky nannten, und wovon noch ein Arm in der Graffschaft König Williams diesen Namen behält. Der York kann von großen Schiffen auf sechzig Meilen weit und noch dreyßig darüber von Schaluppen und Barken befahren werden. Sein Lauf hat auf hundert Meilen weit mit dem Jamesflusse einerley Richtung, und sie sind so nahe beyammen, daß an vielen Orten nicht über fünf Meilen von einem zum andern sind. Die Vortheile, wel-

z) Relation de la Virginie, IV Buch, VIII Cap.

**Beschreibung v. Virginien.** welche man dabon zieht, machen, daß das dazwischen gelegene Land auch am besten bewohnt ist. Bierzig Meilen von seiner Mündung theilet sich der York in zween Arme, die beyde für Schaluppen und Barken schiffbar sind. Der schmale Strich Landes zwischen dem James und York wird für das fruchtbarste Erdreich gehalten, welches den besten Taback hervor bringt, der unter dem Namen des wohlriechenden bekannt ist. Diese glückliche Lage hat noch einen andern Vortheil von zweenen kleinen Armen, die sich von den beyden Flüssen absondern; der eine von dem James, fünf Meilen von der Bay, wo er eine bequeme Bucht zum Ausschiffen macht; und der andere von dem York etwas höher im Lande, welcher sich aber dem erstern nähert, und nur einen Abstand von einer Meile zwischen beyden läßt; und weil Williamsburg in diesem engen Raume liegt: so kann man sagen, daß dieser Ort die Schiffahrt auf den beyden Flüssen in seiner Gewalt hat. Nach der letztern Empörung der Indianer hatte man in Vorschlag gebracht, man wollte von dem einen Flusse bis zum andern ein starkes Pfahlwerk machen, damit man ihnen den Eingang in diesen Kreis gänzlich untersagete, wo die Engländer um so viel ruhiger leben würden, weil jede Pflanzung daselbst alles, was sie brauchet, zu Wasser erhalten kann. Es scheint aber nicht, daß dieser Vorschlag ins Werk gerichtet worden.

Man läßt uns hier durch die Graffschaften York, Warwick und Elisabeth ein wenig höher an dem Jamesflusse hinauf steigen, wo man denn zu der Graffschaft Neu-Kent gelanget, welche eine der größten und bevölkertsten in Virginien ist. Sie enthält hundert und ein und siebenzigtausend drehhundert und vierzehn Acker Landes, die durch den mittelmächtigen Arm des Yorkflusses gewässert werden. Man zählet daselbst zwey Kirchspiele, **Bishop Land** und **St. Peters**. Die Gränzen dieser Graffschaft gegen Westen sind ziemlich hohe Hügel, von denen ein glänzender Sand fällt, gleich den Feilspänen vom Kupfer, welchen die Engländer im Anfange ihrer Niederlassung für Goldstaub hielten.

Nach Neu-Kent findet man die Graffschaft König Williams, welche vier und achtzigtausend drehhundert und vier und zwanzig Acker Landes enthält, und das einzige Kirchspiel **St. John** hat. Es wird von dem **Pamunki**, dem südlichen Arme des Yorkflusses gewässert. Gegen Süden dieser Graffschaft kömmt man in des Königes und der Königin Graffschaft (**King and Queens**), welcher man nicht weniger, als hundert und ein und dreyßigtausend siebenhundert und sechzehn Acker Landes giebt. Sie hat zwey Kirchspiele **Straton Major** und **St. Stephan**. Der Fluß **Chicohomony**, welcher daselbst seinen Ursprung hat, fällt in den James, nahe bey einer großen Pflanzung, **Bromfield** genannt.

Aus des Königes und der Königin Graffschaft, wenn man hinab zu dem nördlichen Ufer des Yorkes durch König William und Neu-Kent zurück geht, kömmt man in die Graffschaft **Glocester**, die unter allen am besten bevölkert ist. Sie hat hundert und zwey und vierzigtausend vierhundert und funfzig Acker Landes und vier Kirchspiele, **Persepolis**, **Abington**, **Ware** und **Kingston**.

Die Graffschaft **Glocester** wird von der Graffschaft **Middlesex** durch den Fluß **Potomac** abgefondert, welcher zwanzig bis dreyßig Meilen schiffbar ist; und **Middlesex** erstreckt sich an dem südlichen Ufer des Flusses **Rapahanok**, welcher sehr breit, sehr tief und über vierzig Meilen schiffbar ist. Man bemerket hier, daß wider die Natur aller andern Flüsse des Landes, welche ihren Ursprung aus den Gebirgen oder aus einigen Hügeln haben, die Flüsse **York** und **Rapahanok** aus einem niedrigen und sumpftichten Boden köm-

men. Middlesex hat nur ungefähr neun und vierzigtausend fünfhundert Acker Landes und ein einziges Kirchspiel, Christ-Church genannt.

Ueber dieser Grafschaft findet man die Grafschaft Essex, welche hundert und vierzigtausend neunhundert und zwanzig Acker Landes enthält. Man nennet sie auch Rappahanok.

In dieser Grafschaft und in Middlesex findet man die große Heide, welche man Dragon-Swamp, Drachenwüste, nennet, und welche fast sechzig Meilen lang ist. Sie ist mit Dorn- und Brombeersträuchen bewachsen und voller wilden Thiere, die sich daselbst, als in einem unzugänglichen Aufenthalte aufhalten. Essex hat drey Kirchspiele South-Farnham, Sittinburn und St. Maria. Der mittägliche Theil dieser Grafschaft wird von dem Mattapony, dem westlichen Arme des Flusses York, bewässert.

Weiter hin kömmt man in die Grafschaften Richmond und Stafford, deren Strecke man noch nicht ausgemessen zu haben scheint. Es sind neue Kreise, die mit unter dem Namen Rappahanok begriffen werden, und doch gleichwohl drey Kirchspiele haben, North-Farnham, St. Paul und Overworton.

Zwischen Rappahanok und dem Flusse Patowmeck findet man die Grafschaft Westmoreland, die sehr weidläufig ist, und zwey Kirchspiele hat, Copely und Washington. Etwas tiefer ist die Grafschaft Lancaster, längst an dem nördlichen Ufer des Flusses Rappahanok. Sie wird von den Flüssen Cartomain und Cororoman bewässert, welche in den andern drey Meilen von seiner Mündung fallen. Man zählet darinnen zwey Kirchspiele Christ-Church und White Capel.

Northumberland ist die letzte Grafschaft dieses Theiles an dem mittäglichen Ufer des Patowmeck. Sie hat drey Kirchspiele, Fairfield, Bowtracy und Wicomoco. Der Fluß, welcher sie bewässert, und den Namen dieses letzten Kirchspieles führet, weil er darinnen entspringt, ergießt sich in die Chesapeakbay an der Mündung des Patowmeck, welcher die Gränzen von Virginien gegen Norden machet, und es von Maryland absondert.

Die Mündung des Patowmeck ist sieben Meilen breit. Die engländischen Erbschreiber geben diesem Flusse einen Lauf von hundert und vierzig Meilen bis an seinen ersten Fall, welcher sechzig Meilen von der Quelle ist. Bey seinem Falle theilet er sich in viele Arme, wovon sich der eine sehr weit gegen Nordwest erstreckt, da der andere gen Südwest geht. Seine Quelle ist in den apalachischen Gebirgen. Der Raum, welcher zwischen dem Patowmeck und dem Wicomoco bis an die Bay ist, führet den Namen Northen Seck.

Man läßt uns hier über die Bay gehen, und dem Gestade des Meeres folgen, von Karlesvorgebirge an bis an den Fluß Pokamoki, welcher Virginien von Maryland gegen Osten absondert. In diesem Raume findet man zweyen andere Grafschaften, nämlich Acomak, die ihren alten Namen behalten hat, und zweyttausend neunhundert und drey und zwanzig Acker Landes in sich enthält. Sie ist die größte in ganz Virginien, ob sie gleich nicht so bevölkert ist, als die an der andern Seite der Bay, und nur ein Kirchspiel hat, welches auch Acomak heißt. Der Fluß Chiffonessik und einige andere nicht so beträchtliche haben darinnen ihren Ursprung. Die zweyte Grafschaft ist Northampton. Sie ist sehr schmal und besteht nur aus einer ziemlich langen Erdzunge, die sich zwischen dem Meere von Virginien und der Chesapeakbay erstreckt. Karlesvorgebirg, welches den mittäglichen Theil davon ausmachet, ist dem Heinrichsvorgebirge gerade gegen über, und diese beyden Spitzen werden gemeinlich die Vorgebirge von Virginien genannt.

Beschreibung v. Virginien.

Ein engländischer Geschichtschreiber dieser Colonie a) setzt noch vier andere Grafschaften hinzu, die aber in den vorhergehenden mit begriffen sind: Kings George oder des Königes Georg Grafschaft zwischen dem Flusse Rappahanock und Patowmeck, welche ein Kirchspiel hat, Hanover genannt. Spotsylvania in dem Raume, welcher zwischen dem Flusse York mit einem Kirchspiele Namens St. Georg ist; Hanover in eben dem Raume mit dem Kirchspiele St. Paul; Brunswick gegen den südlichen Paß der Gebirge, nebst einem Kirchspiele St. Andreas.

Allgemeine Beobachtung von Virginien.

Die Gebirge, welche Virginien gegen Westen begränzen, sind ein Theil von denjenigen, die man Apalachen nennet. Es ist sehr sonderbar, daß alle Wasserfälle derer Flüsse, die daraus entspringen, und Virginien bewässern, ordentlicher Weise funfzehn oder zwanzig Meilen von einander sind, und daß die nächsten an den Gebirgen sechzig oder siebenzig Meilen davon sind. Alle die alten Nachrichten von Virginien reden davon, als von einem platten Lande, das gar keine Berge und nicht einmal Hügel hat. Der angeführte Geschichtschreiber hält diese Meynung für einen Irrthum. „Sie haben nur,“ sagt er, „gesehen, daß die Küste gegen das Meer zu vollkommen eben ist, oder das ganze Land nach denen Gegenden beurtheilet, die an den niedrigen Theilen der Flüsse liegen. An den Einfahrten der großen Flüsse aber sind ungemein hohe Berge, ja auch in den Pflanzungen sind einige von so hohen Spizen, daß, wenn ich darauf gestanden, ich das Land rund herum über die Gipfel der höchsten Bäume viele Meilen weit habe sehen können. Insbesondere sind die Narbornberge bey den Wasserfällen des Jamesflusses, eine Reihe Berge vierzehn bis funfzehn Meilen den Mattaponyfluß hinauf, der Berg Caliver am Rappahanockflusse und die Reihe Berge in der Grafschaft Stafford an den Wasserfällen des Patowmecks zu bemerken.“

Die Gestade der meisten Flüsse in Virginien sind sandig. Man findet daselbst sehr harte und durchsichtige Steine, wovon einige Glas schneiden, wie die Diamanten, und können am Glanze nicht viel nachgeben. Alle etwas erhabene Dörter sind voller Eisenadern. Die Kosten aber, ein Eisenbergwerk in diesen Klippen anzulegen, sind viel zu groß, als daß es jemand in Virginien wagen dürfte, solche darauf zu wenden; oder die Virginier sind auch auf ihren Tabacksbau so erpicht, daß sie alle andere Vortheile nicht achten.

Eben der Geschichtschreiber redet auch von einer Stadt, Namens Dales-Gift, welche einige Zeitlang in der Grafschaft James gestanden, und heutiges Tages durch die Einfälle der Indianer, durch Feuersbrünste oder andere Zufälle eingegangen ist.

Lage von Maryland.

Man überhebt sich der Mühe, allhier zu wiederholen, daß Maryland vordem ein Stück von Virginien gewesen, wovon es nur durch den Fluß Patowmeck abgesondert ist, und daß es oftmals noch in gemeinen Reden unter eben dem Namen mit begriffen wird. Weil indessen doch diese beyden Länder wirklich zwo verschiedene Colonien ausmachen, deren jede ihren Statthalter hat, und die, wie man angemerket hat, nicht allezeit einerley Absichten und einerley Bestes haben: so verdienet Maryland eine besondere Beschreibung. Es liegt, wie Virginien, an der Chesapeakbay, jedoch mit dem besondern Umstande bey beyden, daß man nicht eigentlich sagen kann, an welcher Seite, weil der eine Theil an der Westseite und der andere an der Ostseite liegt, und die Bay gleichsam durch den Mittelpunct derselben hindurch geht. Die Gränzen von Maryland erstrecken sich, wenn an dem

a) Er giebt sich nur durch die beyden Anfangsbuchstaben R. B. zu erkennen.



dem Patowmeck anfängt, längst der Bay gegen Norden bis dahin, wo sie eine Linie durchschneiden, die an Westen von der Mündung der Delawarebay gezogen ist, die in vierzig Grad Norderbreite liegt. Es hat gegen Westen hohe Berge, und eben diese Bay gegen Osten. Der ostliche Theil dieses Landes wird gegen Westen von der Chesapeakbay, gegen Osten von dem Meere, gegen Norden von der Delawarebay, und gegen Süden von dem Potamoki begränzet.

Beschreibung v. Maryland.

Man theilt es in elf Grafschaften, sechs an der westlichen und fünf an der ostlichen Seite der Chesapeakbay. Die ganze Provinz hat nur eine einzige Stadt, St. Mary, oder Maria, genannt, welche ihren Namen einer von den Grafschaften giebt, und in einer sehr bequemen Lage zwischen den Flüssen Patowmeck und Patuxent liegt. Sie war ehemals der Sitz des Statthalters. Man zählet in Maryland viele, aber nicht sehr ansehnliche, Flecken, außer Anapolis und Williamstadt, welche zween Häfen sind, wo aller auswärtiger Handel vereinigt ist. Ihre vornehmsten Flüsse sind der Patowmeck, der Patuxent, die Saverne, der Chiptonk, der Chester und der Sassafras.

Dessen Eintheilung.

Man fängt die Erzählung der Grafschaften mit denjenigen an, die an der westlichen Küste der Bay sind. St. Mary, welche die erste ist, nimmt ihren Ursprung bey der Spitze Look-out, und erstreckt sich längst dem Patowmeck bis an die Bucht Bud, über diesen Fluß hinüber und bis an die indianische Bucht an dem Flusse Patuxent. Im 1698sten Jahre entdeckete man daselbst Gesundbrunnen, welche Cool-Springs genannt wurden. Die Regierung ließ solche nebst den benachbarten Ländereyen kaufen. Man hat daselbst Häuser zur Verpflegung der Armen erbauet. Die allgemeinen Versammlungen der Provinz wurden ehemals in der Stadt St. Mary gehalten. Das Haus, welches man dazu erbauet hatte, diente auch für den zum Besten der Waisen errichteten Rath, welcher fünfmal des Jahres, im Herbstmonate, Windmonate, Jenner, März und Brachmonate, zusammen kam. Diese Stadt hat aber nicht über sechzig Häuser; und seitdem die Regierung und die Gerichte nach Anapolis verlegt worden, so hat es wenig Ansehen, daß sich die Anzahl ihrer Einwohner jemals vermehre. Metapany ist ein Schloß, welches sich die Lords Baltimore, Herren der Colonie Maryland, in dieser Grafschaft haben erbauen lassen. Es liegt an der Mündung des Flusses Patuxent mit mehr Bequemlichkeit als Pracht. Man zählet in der Grafschaft St. Mary die Kirchspiele St. John, St. Clements und Herrington, wovon sich dieses letztere den Titel eines Fleckens zueignet.

Grafschaft und Stadt Mary.

Die zweyte Grafschaft unter dem Namen Charles fängt bey der indianischen Bucht und der Bucht Bud an, wo sich St. Mary endiget, und erstreckt sich bis an die Bucht Mattawoman. Ihre Kirchspiele sind Bristol und Pisentaway.

Prinz George, die dritte Grafschaft, erstreckt sich von der Bucht Mattawoman und der Bucht Swanson, längst dem Patowmeck gegen Westen und dem Patuxent gegen Osten. Es hat viele Kirchspiele, unter welchen man aber nur Masterkone nennet.

Die Grafschaft Calvert liegt den beyden vorigen gegen über, längst dem Patuxent, welcher sie davon absondert; und ihre Kirchspiele sind Herrington, Warrington und Calverton.

Ann-Arundel und Baltimore sind zwei Grafschaften, deren Gränzen durch Bäume bezeichnet gewesen, die ungefähr fünf Bierthelmeile von der Bucht Bodkin, an der westlichen Seite der Chesapeakbay, anfangen. Von da geht diese Theilung anfänglich gegen Westen, und wird darauf nicht mehr so ordentlich. Alles aber, was gegen Norden ist, gehört

Beschreibung  
v. Maryland.

Beschreibung  
von Anapolis.

gehört zur Graffschaft Baltimore, und der ganze südliche Theil zu Ann-Arundel. Der vornehmste Flecken in Ann-Arundel ist Anapolis, welcher bis 1694 Severn hieß, da er durch eine Urkunde der allgemeinen Versammlung den Namen von Anapolis, nebst den Rechten und Freyheiten einer Seestadt oder eines Hafens erhielt. Zu gleicher Zeit wurden auch die Gerichte, die allgemeine Versammlung, der Waisentrath und die ganze Regierung von St. Mary hieher verlegt. Man ließ daselbst eine Kirche bauen, welche das vornehmste Kirchspiel in der Provinz geworden; und seit dem 1699sten Jahre hat die Stadt eine Gestalt gewonnen, die sich seit dem durch mancherley Anwachs vollkommener gemacht hat. Eine andere Urkunde legete daselbst eine öffentliche Schule unter dem Namen Williamschule an, zu deren beständigen Kanzlern die Erzbischöfe zu Canterbury ernannt wurden. Nach diesem Beispiele sind noch andere Schulen entstanden, nebst einem Rathe zu deren Verwaltung. Was für Sorgfalt man aber auch angewandt hat, Anapolis zu verschönern, so scheint es doch, daß die Neigung der Marylander zu ihren Pflanzungen, wo sie, wie die Virginier, abgesondert wohnen, stets verhindern wird, daß sie nicht bevölkert genug sey, um eine blühende Stadt zu werden. Selbst zu der Zeit, da man sie beschreibt, hatte sie nicht über vierzig Häuser, die sich noch nicht um die Hälfte mögen vermehret haben.

Die Graffschaft Baltimore hat ihren Flecken gleiches Namens, worinnen die Häuser so zerstreuet liegen, daß er kaum den Titel eines Dorfes verdienet. Man beobachtet, daß der große Fluß Sasquehanagh sich in die Chesapeakbay, ein wenig über den Flecken Baltimore ergießt.

Da diese sechs Graffschaften an der Westseite der Bay liegen: so läßt man uns zu der Beschreibung der fünf andern hinüber gehen. Die erste, welche sich von Westen gegen Osten erstrecket, ist Cecil, deren westlicher Theil so nahe an der Delawarebay ist, daß man nicht über acht oder zehn Meilen brauchen dürfte zu durchstechen, diese Bay mit der Chesapeakbay zu vereinigen. Die Graffschaft Cecil liegt längst an einem ansehnlichen Stücke von Pensylvanien hin. Man findet von ihren Eigenschaften und der Anzahl ihrer Kirchspiele nichts gewisses.

Die Graffschaft Kent bildet eine Erdenge in der Chesapeakbay, wo sie ziemlich weit hinein geht: man weis aber von der Anzahl und dem Namen ihrer Kirchspiele eben so wenig.

Die Graffschaft Talbot wird von Kent durch eine doppelte Reihe Bäume abgegetrennt. Derjenige von ihren Theilen, welcher gegen Norden von der Bucht Corseica ist, machet die mittäglichen Gränzen der Graffschaft Kent, und die nordlichen Gränzen der Graffschaft Cecil. Der vornehmste Flecken dieser Graffschaft heißt Orford. Eine Urkunde der Versammlung aber, welche ihn zu einem Hafen oder einer Seestadt machte, ließ ihn zugleich den Namen Williamstadt annehmen. Die Schule, welche man daselbst zu errichten nicht unterlassen hat, die Zolleinnahme und einige königliche Beamte haben noch keine ansehnliche Stadt daraus machen können. Die andern Kirchspiele der Graffschaft sind St. Michael und Bollingbrocke.

Die folgende Graffschaft ist Dorchester, deren vornehmstes Kirchspiel eben den Namen führet. Es ist ein kleiner Flecken, worinnen man kaum zehn Häuser zählet. Diese Graffschaft enthält mehr indianische Wohnplätze, als die ganze übrige Colonie. Eine Acte der allgemeinen Versammlung von 1698 that die Erklärung, es gehörten alle Ländereyen, welche an der Nordseite des Flusses Nanticoke liegen, von dem Flusse Chicaco an bis

Stadt und  
Hafen Wil-  
liamstadt.

bis zu dessen Mündung, den beyden indianischen Königen Panquasch und Annacoutusquem, und ihren künftigen Nachfolgern auf immer und ewig zu, unter der bloßen Bedingung, daß sie jährlich den Engländern eine Bieberhaut bezahlten.

Beschreibung v. Maryland.

Sommerset, die eilfte Graffschaft von Maryland, hat viele Kirchspiele, wovon man nur das gleiches Namens bemerket. Die engländische Erzählung, an welche man sich hält, läßt auch anmerken, daß die andern Graffschaften noch wohl einige haben könnten, die nicht besser bekannt wären. Sie setzet hinzu, man zählte im 1665ten Jahre ungefähr sechzehntausend Engländer in dieser Pflanzstadt.

Außer dieser allgemeinen Eintheilung von Virginien und Maryland machet man noch eine andere in Erdzungen, welche den Zolleinnehmern zu Gränzen dienen. Man weiß die in Maryland nicht: in Virginien aber hat man die fünf Viertel: erstens, die nördliche Erdenge, welche zwischen den Flüssen Patowmeck und Rappahanock ist; zweytens, die Erdenge, welche zwischen eben den beyden Flüssen liegt, und den Pamunki mit einschließt; drittens, die Erdenge, welche zwischen den Flüssen York und James sich befindet; viertens, die Ländereyen, welche gegen Süden an dem Flusse James sind; und fünftens, diejenigen, welche an der Ostküste sind.

Andere Eintheilung von Virginien.

Eine dritte Abtheilung ist diejenige, welche in Vierteltheile geschieht, die durch die Flüsse abgesondert werden, damit sie ebenfalls den Einnehmern und Seebeamten zu Gränzen dienen: erstens, das obere Viertel des Jamesflusses, von Hogs-Island oder der Schweine-Insel, oben hinauf; zweytens, das untere Viertel an eben dem Flusse von dieser Insel an hinunter gegen die Vorgebirge, und in dem Bezirke von Confort bis an den Hinterfluß oder Back-River; drittens, die Flüsse York, Pocason, Pikanquetang und die Moliacbay; viertens, der Fuß Rappahanock; fünftens von dem Wicomoco nach oben bis an den Patowmeck; sechstens, von eben dem Orte nach unten bis an eben den Fluß und längst der Bay bis nach dem Rappahanockviertel; siebentens, Pocomoki und die andern Theile der östlichen Küste bildeten vordem zwey Viertel, und machen heutiges Tages nur eins aus.

### Der III Abschnitt.

#### Wirklicher Zustand von Virginien.

Zustand von Virginien.

Regierungsform. Gerechtsamen des Statthalter. Sein Gehalt. Rath und dessen Vorzüge. Allgemeine Versammlungen. Andere Beamten. Gewisse Einkünfte. Abgabe von Taback. Gerichte. Religion und Kirchensachen. Französische Flüchtlinge legen Monacan an. Soldatenwesen. Ordnung wegen des Gefindes. Bevölkerung. Beschaffenheit der Luft. Krankheiten. Eigene Landgewächse. Beobachtung wegen des Weinbaues daselbst. Vervorn, woraus man grün Wachs machet. Farberholz und Pflanzen. Jamestonerapfel und des-

sen Wirkungen. Seltsame Bluhme. Gestalt der Indianer in Virginien. Kleidung der Manns- und Frauenspersonen. Regierung. Gestalt der Häuser und Flecken. Religion der Indianer in Virginien. Quioccosan oder Tempel, den man ungefähr entdeckt. Gößenbild in Quioccosan. Erklärung desselben von einem Wilden. Verzau-berung, die Smith anführet. Zeugniß des Obersten Byrd. Opfer. Indianische Ceremonie Huscanawiment. Ihre Feste, Jahreszeiten u. Vergräbnis der Könige. Münze. Zustand und Namen der indianischen Flecken in Virginien.

Da die Gemüthsart, die Sitten und Gebräuche der Indianer in Virginien und Maryland mit denen in dem ganzen übrigen nördlichen America fast einerley sind: so verschiebt man

Zustand von  
Virginien.

Regierungs-  
form.

die Abschilderung davon bis nach der Beschreibung der andern Colonien. Man kann aber die besondere Regierung der engländischen Virginier, ihre Gebräuche, ihre Handlung, und die besondern Eigenschaften des Landes nicht eben so übergehen. Wir wollen nur einzig und allein anmerken, daß, weil die engländischen Colonien den Fremden eben so wenig offen stehen, als die portugiesischen und spanischen; oder da sie vielleicht ihre Neugier nicht mehr erregen, unsere Beschreibung nach den Engländern selbst wird fortgesetzt werden.

Ohne Zweifel erinnert man es sich noch, daß die erste Niederlassung der Engländer unter der Führung einer Gesellschaft Kaufleute geschah, daß sie die Verwaltung anfänglich in die Hände eines Präsidenten, welcher jährlich von der Colonie erwählet wurde, und eines Rathes, deren Glieder sie selbst ernannten, gaben; daß im 16ten Jahre diese Polizei geändert worden; und daß die Gesellschaft eine neue Bewilligung vom Hofe erhielt, welche ihr das Recht gab, einen Statthalter zu ernennen; daß man in eben dem Jahre zum erstenmale eine Versammlung aller Abgeordneten aus den Pflanzungen zusammen berief, um mit dem Statthalter und dem Rathe, das Beste der Colonie zu besorgen, welches der Regierung eine Art von Vollkommenheit gab; daß, nach der Trennung der Versammlung, der englische Hof stets die Besorgung der Angelegenheiten dem Statthalter, dem Rathe und den Abgeordneten ließ, und daß man diesen den Titel der allgemeinen Versammlung gab; daß darauf diese allgemeine Versammlung über alle Angelegenheiten der Colonie erkennen und sprechen konnte; daß sie Macht hatte, Gesetze zu machen, deren Vollstreckung der Weisheit des Statthalters und des Rathes überlassen war; endlich, daß der König den Statthalter und die Glieder des Rathes ernannte, das Volk aber seine Abgeordneten zu der allgemeinen Versammlung erwählte.

Die Statthalter erhielten bald darauf eine so wenig eingeschränkte Macht, daß ihre Genehmigung zu allen Entschlüssen der Versammlung ohne weitere Einschränkung nöthig wurden, als daß sie das Gutachten des Rathes einzogen. Bis auf Bacon's Empörung, das ist 1676, hatte ein Statthalter nicht das Recht, die Mitglieder des Rathes abzusetzen, noch ihnen auch ihre Verrichtung zu untersagen. Damals aber wurde er dazu berechtigt, mit der bloßen Verbindlichkeit, dem Hofe die Ursachen von seinem Betragen zu melden. Indessen erhielt doch die Colonie königliche Briefe, die ihr das Privilegium bestätigten, sie sollte stets von der allgemeinen Versammlung regieret werden, und welche so gar die ordentliche Regierung dem Rathspräsidenten, in Abwesenheit des Statthalters, oder bey seinem Todesfalle, wieder zustelleten.

Vor dem 1689ten Jahre kam der Rath mit den Abgeordneten des Volkes in einem und eben dem Zimmer zusammen; welches der Art und Weise des Parlaments von Schottland nahe kam. Der damalige Statthalter Colepeper aber nahm von einigen Zwistigkeiten Anlaß, den Rath zu vermögen, daß er sich von dieser Gewohnheit entfernete. Man machte zwei Kammern, nach Art des engländischen Parlamentes; und diese Trennung hat noch bis 180 gedauert.

Gerechtfamen  
des Statthal-  
ters.

Die wirkliche Einrichtung ist ist, daß der Statthalter von dem Könige ernannt wird, welcher ihm seine Bestallung, unter dem geheimen Insignel, auf eine gewisse Zeit giebt, wovon er sich die Gränzen vorbehält. Er muß den Befehlen seiner Majestät gehorchen, deren Person er vorstellet. Er hat das Recht, die Gesetze der allgemeinen Versammlung zu billigen oder zu verwerfen, diejenigen zu bestätigen, die er billiget; diese Art von Parlemeute zu verlängern oder auseinander gehen zu lassen, den Staatsrath zu versammeln, und

und darinnen den Vorfiz zu haben, Commissarien und Beamte zur Verwaltung der Ge-  
 rechtigkeit zu ernennen, Officier unter dem Generallieutenante zu erwählen, welches der  
 Titel ist, den er selbst führet, die Truppen zur gemeinen Vertheidigung nach Belieben zu  
 gebrauchen, etwas öffentlich ausrufen zu lassen, die Länderen der Krone nach den errich-  
 teten Gesetzen zu veräußern, und zu diesem Gebrauche und zu andern Gelegenheiten das  
 Siegel der Colonie in Verwahrung zu haben. Er muß alle Bezahlungen, die von den  
 öffentlichen Einkünften geschehen, unterschreiben. Endlich so ist er auch mit der Würde  
 eines Viceadmirales bekleidet.

Zustand von  
 Virginien.

Es ist noch nicht lange, so hatte der Statthalter von Virginien nur tausend Pfund  
 Sterlinge Gehalt mit ungefähr fünfhundert Pfund zufälligen Einkünften. Der Ritter  
 Berkeley war der erste, welchem wegen seiner Verdienste und seiner wichtigen Dienste noch  
 zweyhundert Pfund von der Versammlung zugeleget wurden; und diese Vermehrung sollte  
 mit seiner Statthalterchaft wiederum aufhören. Mylord Colepeper erhielt darauf unter  
 dem Vorwande, daß er ein Pair wäre, zweytausend Pfund stehenden Gehalt, und hundert  
 und funfzig für die Wohnung, welche die Colonie den Statthaltern nicht gab. Unter  
 eben dem Vorwande erhielt dieser Herr auch von der Versammlung alle Subsidien, die er  
 vorschlug, ließ sich und seinen Nachfolgern eine Abgabe von zweenen englischen Schillingen  
 von jedem Fasse Taback, und den Schanzzoll, von der Versammlung versichern, mit die-  
 ser scheinbaren Clausel, der König könnte das, was diese Einkünfte trügen, zum Nutzen  
 der Regierung anwenden. Seit der Vereinigung dieser Vortheile, die sich nur vermehret  
 haben, ist Virginien ein Peru für alle Statthalter geworden.

Sein Gehalt.

Der Rath besteht aus zwölf Mitgliedern, die durch offene Briefe bestellet, oder durch  
 einen besondern Befehl des Königes ernannt werden. Wenn durch Untersagung des Am-  
 tes oder durch Absterben sich weniger, als neun, in dem Lande befinden: so hat der Stat-  
 halter das Recht, und es erfordert auch seine Schuldigkeit, unter den vornehmsten Einwoh-  
 nern einige zu erwählen, welche die Anzahl der Stellen ersetzen können. Die Rätche müs-  
 sen ihm mit ihrem Gutachten bey den Geschäften der Regierung beystehen, und sich seinen  
 Unternehmungen widersetzen, wenn er die Schranken seiner Bestallung übertritt. Sie ha-  
 ben eine berathschlagende Stimme, wie er, namentlich zur Zusammenberufung einer allge-  
 meinen Versammlung, zur Anwendung des öffentlichen Schazes, zur Untersuchung der  
 Rechnungen, zur Ernennung oder Absetzung der durch Commission bestellten Beamten,  
 Verfügungen zu machen, etwas ausrufen zu lassen, Länderen zu vergeben, die Bewil-  
 ligungen in die Register tragen zu lassen. Es vermehret aber die Achtung des Rathes  
 gar sehr, daß solcher das Oberhaus in der allgemeinen Versammlung ausmachet, und sich  
 das Recht anmaßet, alle Acten des Unterhauses zu verwerfen, wie die Mylords in dem  
 Parlemeute zu England. Die Besoldungen des Rathes belaufen sich nur auf dreyhundert  
 und funfzig Pfund Sterling, welche den Rätchen nach Verhältnis der Anzahl, wie sie sich  
 in den Gerichten, und bey der allgemeinen Versammlung einfinden, ausgetheilet werden.  
 Dieses Amt ist also nicht so wohl einträglich, als vielmehr ansehnlich, und mit Ehre ver-  
 gesellschaftet.

Rath und des-  
 sen Vorrechte.

Eine jede Provinz oder Graffschaft schicket Abgeordnete zu der allgemeinen Versamm-  
 lung. Die Stadt Jamestown und das Collegium haben das besondere Recht, zween da-  
 hin zu schicken, das ist jedes seinen eigenen. Dieses machet eine Anzahl von zwey und  
 funfzig. Sie werden durch einen Befehl zusammen berufen, welcher unter dem Siegel  
 der

Allgemeine  
 Versammlung  
 gen.



Zustand von  
Virginien.

der Colonie und der Unterschrift des Statthalters ausgefertigt wird, und an den Sheriff jeder Provinz gerichtet seyn muß, wenigstens vierzig Tage vor der Zusammenkunft der Versammlung. Alle Privatpersonen, die ein freyes Lehn besitzen, Weiber und Unmündige ausgenommen, haben das Recht, ihre Stimme zu der Wahl zu geben; und man verfährt dabey in allen Graffschaften auf folgende Art. Man liest in einer jeden Kirche zweymal hinter einander den Befehl ab, den der Sheriff erhalten hat, und den Tag, welchen er anzusehen beliebet hat. Man kömmt zusammen. Die Wahl geschieht nach den meisten Stimmen. Wird man uneins, und die eine von den beyden Parteyen hat die andere in Verdacht, daß sie nicht redlich verfahren: so kann sie ein Verzeichniß von den Wahlstimmen fordern, und ihre Klagen bey der allgemeinen Versammlung der Abgeordneten anbringen. Ueber dieses hat man sich bemühet, den betrügerischen Wahlen durch verschiedene Urkunden vorzubeugen, welche denjenigen ziemlich ähulich sind, die man seitdem in England gemacht hat.

So bald sich die Abgeordneten nach Williamsburg begeben haben, so wählen sie einen Sprecher, den sie zusammen gemeinschaftlich dem Statthalter vorstellen, um seine Genehmigung zu erhalten. Darauf bittet ihn der Sprecher im Namen des Hauses, seine Privilegien zu bestätigen, welche vornehmlich in einem allezeit freyen Zutritte zu ihm, um sich wegen der Angelegenheiten mit ihm zu besprechen, in der Freyheit zu berathschlagen, ohne daß sie von ihrem Reden und Wortwechsel Rechenschaft geben dürfen, in der Sicherheit ihrer Person, und in dem Schutze ihrer Bedienten bestehen. Man schreitet darauf zu den Angelegenheiten; und man ahmet in allen übrigen, so viel, als es möglich ist, den Gebräuchen des Hauses der Gemeinen in London nach. Wenn die Acten in beyden Häusern durchgegangen sind: so werden sie an den König geschickt, damit sie mit seiner Gewalt bekleidet werden: sie haben aber gleich die Kraft eines Gesetzes, so bald sie nur von dem Statthalter gebilliget sind, gesetzt daß auch der König seine Genehmigung noch aussetzte, wofern er sie nur nicht verwirft. Es ist keine Zeit fest gesetzt, die allgemeine Versammlung zusammen zu berufen. Sie wird zuweilen alle Jahre, und zuweilen ein Jahr um das andere gehalten: es geschieht aber niemals, daß sie bis auf drey Jahre ausgesetzt wird. Es ist ein Vortheil, welchen der Colonie durch die Abgeordneten versichert wird, daß sie nur auf eine sehr kurze Zeit die Abgaben und Subsidien verwilligen.

Andere öffentliche  
Ämter.

Außer dem Statthalter und dem Rathe hat Virginien noch zween vornehme Beamte, welche unmittelbar ihre Bestallung von dem Könige haben; der Aufseher über die Rechnungen und der Staatssecretär. Das Amt des erstern ist, die Anwendung der öffentlichen Einkünfte zu untersuchen, und die Rechnungen davon nachzusehen. Er hat sieben und ein halb von Hundert von allen diesen Geldern; und dieser Gewinn dienet ihm statt eines Gehaltes. Der Secretär hat alle Archive des Landes in Verwahrung, das ist, alle Urtheile, die von dem allgemeinen Gerichte gesprochen worden, und alle Acten, die es für richtig erkannt hat. Er fertiget alle schriftliche Befehle aus, sie mögen nun von dem Statthalter, oder von den Gerichten seyn. Er trägt alle offene Briefe in die Register, welche die Vertheilung der Länder betreffen. In dieser Stube hält man Protocoll von den Vollmachten zu den Geschäften, von den Beglaubigungen der letzten Willen, den Verheirathungen, denen Kindern, die in der Colonie gebohren werden, der Anzahl der Verstorbenen, und derer, die aus dem Lande gehen, den öffentlichen Ämtern, kurz, von allem, was die Ordnung betrifft, und woran etwas gelegen ist, daß man das Andenken davon erhält. Man

Zustand von  
Virginien.

Man liest in der Nachricht des Ungenannten, daß sich nach Bacon's Empörung die Staatschreiberey von Virginien in der größten Unordnung befand. „Die Verwilligungen der Länderneyn waren daselbst mit leergelassenen Zeilen eingetragen; man sah daselbst eine Menge Originalacten und kostbare Urkunden, zerstreuet, besudelt, zerrissen und von den Würmern gefressen. Ein Statthalter, Namens Ritter Andros, half allen diesen Misbräuchen im 1692sten Jahre ab. Er ließ alle die einzelnen oder zerrissenen Acten, die noch von einigem Nutzen seyn konnten, in neue Bücher einschreiben; er ließ bequeme Verten bauen, sie hinzulegen; er erfand Mittel, sie vor dem Staube und der Feuchtigkeit zu verwahren, und sie in eine Ordnung zu bringen, daß man sie gleich finden konnte, wenn man siebrauchete. So viele weise Vorsicht wurde durch eine Feuersbrunst unnütz gemacht, welche im 1698sten Jahre das Rathhaus in die Asche legete. Eben der Statthalter aber, welcher seine erste Sorgfalt auf die Erhaltung der Brieffschaften gewandt hatte, sammelte alle diejenigen wieder, die man aus der Feuersbrunst gerettet hatte, und brachte sie in eine bessere Ordnung, als jemals b)“. Der Gehalt des Secretärs von Virginien besteht einzig und allein in den Gebühren, die er von allem dem bekommt, was in seiner Schreiberey ausgefertigt wird, und beläuft sich jährlich auf siebenzigtausend Pfund Taback; welches die ordentliche Art zu rechnen in einer Colonie ist, wo sich alles auf den Tabackshandel bezieht. Ueber dieses bezahlen ihm noch die Schreiber und Notarien der Provinzen alle Jahre vierzigtausend Pfund, unter dem Titel eines freywilligen Geschenkes.

Zween andere Oberbeamte, die aber nicht unmittelbar ihre Bestallung von dem Könige erhalten, sind der geistliche Commissarius und der Generalschatzmeister. Der erste, der von dem Bischofe zu London ernannt wird, welcher geborener Bischof über alle Pflanzungen ist, besucht die Kirchen, hat das Recht der Aufsicht über die Geistlichen, und erhält von dem Statthalter hundert Pfund Sterling Gehalt, welche von den Grundzinsen genommen werden. Das Amt des Schatzmeisters ist, das Geld von den besondern Einnehmern zu empfangen, und die Rechnungen der außerordentlichen Aufzagen einzurichten. Er hat von allen denen Geldern, die durch seine Hände gehen, sechs von Hundert.

Es ist ziemlich seltsam, daß die Admiralität keine beständige Beamte in einem Lande hat, wo Schiffahrt und Handlung getrieben werden. Es giebt aber Seebeamte, die unter dem Statthalter stehen, Zolleinnehmer, Steuereinnehmer, Schreiber, einen Sheriff in jeder Graffschaft, ordentlich angenommene Feldmesser, und so genannte Coroners oder Beamte, die im Namen der Krone, wie zu London, mit zwölf Geschworenen untersuchen müssen, ob ein gefundener todter Leichnam eines gewaltsamen oder natürlichen Todes gestorben sey, Straßenbereiter, Constabel, und Häupter der Gemeinen, die alle Jahre erneuert werden.

Man hat in Virginien fünferley Art von öffentlichen Einkünften: 1), einen Grundzins, den sich der König von allen durch öffentliche Briefe vergebenen Länderneyn vorbehält; 2), eine Einkunft, die dem Könige durch eine Acte der allgemeinen Versammlung zum Unterhalte der Regierung bewilliget worden; 3), ein zu außerordentlichen Gelegenheiten von der Versammlung errichteter Fond, worüber sie nach Belieben zu schalten und zu walten hat; 4), die Grundzinsen zur Erhaltung des Collegii; 5), die Abgaben, welche nach der engländischen Parlementsacte von der Handlung der Colonie geschehen.

Gewisse und  
öffentliche Ein-  
künfte.

Die

b) Am angef. Orte I Buch, IV Cap.  
Allgem. Reisebesch. XVI Band.

Zustand von  
Virginien.

Die erste von diesen Einkünften ist nur der Grundzins von zweenen Schillingen von jedem Hundert Acker Landes. Er wird dem Generalschatzmeister gebracht, welches ohne Unkosten auf die Einnehmer bey einem an sich so wenig beträchtlichen Gegenstande erspart, der doch durch die Menge über zwölfhundert Pfund Sterling jährlich einbringt. Dieses Geld bleibt, seit Bacons Aufstande, in Cassé, welcher aus Mangel einer solchen Vorsicht, dem Hofe über hunderttausend Pfund Sterling kostete. Die zur Unterhaltung der Regierung bewilligte Einkunft wird von der Taxe der zween Schillinge auf den Taback, den funfzehn Stübern auf jede Tonne, welche jedes Schiff bey der Zurückkunft von einer Reise bezahlet, es mag nun ledig oder befrachtet seyn; von den sechs Stübern den Kopf, welche alle Reisende, sie mögen nun freye Leute oder Sklaven seyn, bey ihrer Ankunft in der Colonie, bezahlen, von den Strafgeldern und Einziehungen der Güter, die durch verschiedene Acten der Versammlung eingeführet sind, von den verschlechten und verlaufenen Thieren, die niemand wieder fordert; endlich von dem Heimfallsrechte bey den Ländereyen und Habseligkeiten derjenigen Personen, die keinen rechtmäßigen Erben hinterlassen. Alle die Gelder, welche aus diesen Fonds kommen, werden dem Schatzmeister gebracht, damit sie, auf Befehl des Statthalters und des Rathes, zu den öffentlichen Ausgaben können angewandt werden; und die Rechnungen davon werden von der allgemeinen Versammlung durchgesehen und für richtig erkläret. Sie belaufen sich jährlich über dreytausend Pfund Sterling. Der Fond, welcher die außerordentlichen Gelegenheiten betrifft, und worüber die allgemeine Versammlung zu schalten und zu walten sich vorbehält, kömmt von einer Taxe auf die Einfuhre der gebrannten Wasser, und von einem Zolle, der von allen Sklaven, Knechten, und Dienern gehoben wird, die in das Land kommen. Die erste von diesen Einnahmen beläuft sich jährlich über sechshundert Pfund Sterling, und die Einnahme von dem andern Zolle ist veränderlich, nach der Anzahl derer Schiffe, die auf den Sklavenhandel gehen. Man bezahlet aber beständig zwanzig Schillinge für jeden Sklaven und funfzehn für jeden Bedienten, der kein geborener Engländer ist. Von diesem gesammelten Gelde hat man das Capitulum zu Williamsburg erbauet; und der Schatzmeister hat es in Verwahrung. Man hat schon von der Einnahme und dem Gebrauche der beyden andern Einkünfte geredet, welche dem Collegio auf gleiche Art zustehen.

Abgabe von  
Taback.

Man hat in Virginien zweyerley Art, die Gelder zu heben; die eine durch Zölle und Abgaben von der Handlung, welche man erst erkläret hat; die andere, welche eine Art von wirklicher Schätzung oder Kopfsteuer ist, wovon nur die weißen Frauenpersonen frey sind, und welche darinnen besteht, daß eine gewisse Menge Taback gegeben wird. Alle Jahre, zur Zeit der Erndte, läßt der Schariff einer jeden Provinz durch die Friedensrichter alle Personen, die solchen Zehnten geben müssen, das ist, alle weiße Mannspersonen, und alle Negern beyderley Geschlechtes, genau aufzeichnen. Man hält jeden Hausvater, bey großer Strafe, an, ein genaues Verzeichniß von der Anzahl Seelen in seinem Hause zu geben. Diese Schätzung wird des Jahres dreyimal gehoben, und zu verschiedenem Gebrauche. Die erste wird durch eine Acte der allgemeinen Versammlung von allen denen Personen, die der Abgabe unterworfen sind, in der ganzen Colonie gehoben, und dienet zu verschiedenem öffentlichen Aufwande, als den nöthigen Unkosten bey der Bestrafung eines strafbaren Sklaven, welchen man dem Herrn gutthun muß; die Ueberläufer anzufangen, oder ihnen nachzusetzen, zur Bezahlung der Millis, wenn sie auf den Weinen ist, zur Ausfertigung der Befehle aus der Schreiberey, zur Erwählung der Abgeordneten zu

der allgemeinen Versammlung und andern dergleichen Aufwande. Die zweite ist eine Landkopfststeuer, das ist eine solche, die jede Graffschaft für sich besonders hat. Sie wird von den Friedensrichtern aufgelegt, welche sie zur Erbauung oder Ausbesserung der Gerichtehöfe, der Gefängnisse und überhaupt zu allen öffentlichen Ausgaben der Graffschaft anwenden. Die dritte endlich, welche die Pfarrkopfststeuer heißt, wird von den Häuptern eines jeden Kirchspieles zum Kirchenbaue und Kirchenschmucke, zur Ankaufung einiger Ländereyen für die Kirche, wenn sich Gelegenheit dazu weist, zur Befoldung der Prediger, Leser, Küster und anderer Kirchenbediente aufgelegt.

Zustand von  
Virginien.

Bei dem Ursprunge der Colonie waren die Gerichte, die man so viel mal genannt hat, ohne daß man noch deren Ordnung zu erkennen gegeben, Muster der Aufrichtigkeit und Billigkeit. Man brauchete darinnen keine von denen Formalitäten, welche die Rechtsachen in allen europäischen Ländern so beschwerlich, als verderblich machen. Ein einziges Gericht erkannte über alle Sachen, sie mochten geistlich oder weltlich seyn; und die verwirresten Handel wurden in wenig Tagen geschlichtet, mit dem Rechte, daß man sich noch an die allgemeine Versammlung wenden konnte, die nicht weniger Fleiß anwandte, solche zu endigen. Diese Ordnung erhielt sich so lange bis im 1688sten Jahre Mylord Colepeper, einer von den weisesten Statthaltern in Virginien, welcher die einfache und leichte Art bewunderte, woran man sich bis daher gehalten, solche nicht so wohl zu verändern, als vielmehr zu befestigen suchete, und sich nur beschäftigte, einige Neuerungen abzuschaffen, die sich dabey einzuschleichen anfangen. Sein Nachfolger aber besaß sich, einen ganz andern Weg zu ergreifen; darauf ließ der Ritter Edmund Andros, welcher im 1692sten Jahre zum Statthalter ernannt worden, alle in England gewöhnliche Satzungen und Formalitäten annehmen. Nicholson endlich, welcher im 1698sten Jahre von der Statthaltschaft über Maryland zu der über Virginien gelangete, führte alle die Kunstgriffe der verfahrensten und betrüglichen Gerichtshandlungen ein. So werden die Handel der Colonie von zweyerley Gerichten geschlichtet, von denen in der Graffschaft oder den besondern Gerichten, die aus dem Sheriffe, seinen Unterbeamten und Geschworenen bestehen; und von dem allgemeinen Gerichte, oder dem alten, welches aus dem Statthalter und Rathe besteht. Dieses, worauf sich alle andere beziehen, ist ein Obergericht, jedoch mit einiger Einschränkung. Wenn sich die Klage in Schuldsachen über dreyhundert Pfund Sterling beläuft: so kann man sich von dessen Urtheilspruche auf den König berufen, welcher zum Endurtheile ein Commitee setzet, welches man die Appellationsherren nennet. Eben das ist auch in allen andern englischen Colonien gebräuchlich. Was die peinlichen Sachen betrifft, so kann man sich von dem Ausspruche dieses Gerichtes nicht weiter berufen: der Statthalter aber hat das Recht, alle Verbrechen zu begnadigen, den Hochverrath und vorsehlischen Todschlag ausgenommen; und selbst in diesen beyden Fällen kann er den Verbrechern dasjenige bewilligen, was die Engländer *Retrieve*, das ist, einen Aufschub benennen, welcher bis auf die Entscheidung des Königes verlängert werden kann. Dieses Gericht wird nur zweymal des Jahres gehalten, nämlich den 1sten April, und den 1sten des Weinmonates, und dauert jedesmal nur achtzehn Tage.

Gerichte

Fast alle Einwohner in Virginien sind der durch die Geseze bestätigten Religion, das ist, der englischen Kirche zugethan; und ob gleich jeder Christ, welcher sich den Pfarrgebühren unterwerfen will, Gewissensfreyheit hat: so kennet man doch nur in der ganzen Colonie fünf Nonconformistenzusammenkünfte, dreye von Quäckern, und zwo von Presbyteria-

Zustand von  
Virginien.

rianern. Im 1642sten Jahre, da sich die Sectirer in England zu vermehren anfangen, verbot die allgemeine Versammlung in Virginien, durch eine feyerliche Acte, man sollte sie nicht aufnehmen, und keinen Prediger zulassen, der nicht von einem englischen Bischofe geweiht worden. Die Nothwendigkeit, das Land zu bevölkern, machte darauf, daß die Privilegien auf Christen von allen Nationen erstreckt wurden, die sich daselbst wollten naturalisiren lassen; eine Formalität, die nur darinnen besteht, daß man in die Hände des Statthalters einen Eid ablegt, und von ihm einen Beglaubigungsschein unter der Colonie Inseigel erhält.

Stadt Monacan von den französischen Flüchtlingen angelegt.

Alle geflüchtete Franzosen, die der König Wilhelm auf seine Kosten dahin gehen ließen, erhielten diese Gnade bey ihrer Ankunft. Im 1699 Jahre stieg ihre Anzahl bis auf sechshundert oder achthundert, denen man ein sehr fruchtbares Land, an der mittäglichen Seite des Jamesflusses, in einem Kreise gab, welchen ehemals kriegerische Indianer bewohnt hatten, die sich die Monacanen nenneten, und durch den Krieg gänzlich waren ausgerieben worden. Es wurde daselbst eine französische Stadt angelegt, welche den Namen Monacan annahm, und gleich in dem folgenden Jahre durch die Vereinigung einer Menge anderer Flüchtlinge sehr anwuchs. Bey Gelegenheit einiger Zwistigkeiten aber zerstreueten sich viele, und ihrem Beyspiele folgten diejenigen, die nach ihnen ankamen. Weil indessen die allgemeine Versammlung der Stadt Monacan viele Gnadenbewilligungen zugestanden: so hat sie sich mit einem solchen Vorzuge erhalten, daß man sie heutiges Tages als einen von den glücklichsten Kreisen in Virginien ansieht. Es sind nicht allein die Viehherden daselbst im Ueberflusse; sondern die Arbeitsamkeit der Einwohner hat auch viele Manufacturen daselbst angelegt, und mit denen wilden Weinstöcken, die sie in den Gehölzen gefunden haben, sind sie so weit gekommen, daß sie sehr guten Wein daraus machen.

Die Größe eines Wohnplatzes wird hier nicht so wohl nach der Strecke ihres Landes, als vielmehr nach der Anzahl der Personen, abgemessen, welche den Zehnten daselbst bezahlen. Ein jedes Kirchspiel hat seine Kirche. Diejenigen, deren Pfarrkinder sehr zerstreuet sind, haben noch eine oder zwei Capellen, worinnen der Gottesdienst wechselsweise verrichtet wird. Das Kirchspiel mag aber groß oder klein seyn: so ist die Besoldung des Predigers auf sechzehntausend Pfund Taback jährlich festgesetzt. Ueber dieses bekommt er noch einige Gebühren von den Trauungen, den Begräbnissen, und vornehmlich den Leichenreden, welche das Leichenbegängniß stets begleiten; so daß der unterschiedene Reichthum der Geistlichen nur von dem Unterschiede des Tabacks, dessen Preis sich nach der Güte des Landes verändert, und von der Größe der Kirchspiele herrühren kann, welche Gelegenheit zu mehr oder weniger Trauungen und Leichenreden giebt. Die Gebühr des Predigers für eine solche Rede ist auf vierzig Schilling oder vierhundert Pfund Taback, und für eine Trauung auf fünf Schilling oder funfzig Pfund Taback festgesetzt. Als dieser Gehalt den Predigern bewilliget wurde: so war der Taback nur auf zehn Schilling der Zentner geschätzt; und auf diesen Fuß betrug die sechzehntausend Pfund am Gelde achtzig Pfund Sterling. Heutiges Tages aber wird der gute Taback fast noch einmal so theuer verkauft. Die Einkünfte der Prediger haben sich also in denen Kirchspielen verdoppelt, welche den besten Taback hervorbringen. Einige Kirchen haben Ländereyen, auf welchen das Kirchspiel eine gewisse Anzahl Vieh und Neger zum Vortheile des Predigers unterhält, welcher nicht weiter dafür stehen darf, als daß er eben so viel wieder hinterläßt, wenn er von der Pfarre abgeht. Man merket an, daß man nicht weniger, als zwölf Neger, zu der Bauung des Ta-



Tabackes brauchet, den man ihm bezahlet, vornehmlich, wenn er von der besten Art ist, welche die Engländer den Wohlriechenden (Sweet-scented) nennen.

Die geistliche Regierung in jedem Kirchspiele befindet sich in den Händen des Predigers und zwölf von den vornehmsten Einwohnern, welche die Pfarrkinder vormals erwählten. Heutiges Tages aber wählen sich diese Kirchväter selbst, wenn einer von ihnen stirbt, einen andern Collegen. Sie müssen insgesammt den Lehrsätzen und der Ordnung der englischen Kirche zugethan seyn, und sie unterschrieben haben. Nach dem besondern Gebrauche des Landes können die Gerichte der Graffschaften die Testamente für richtig erklären. Die Urkunde davon aber muß von dem Statthalter unterzeichnet werden, welcher nicht das geringste dafür bekömmt. Die Erlaubnisse zu den Heirathen werden von den Secretären eben der Gerichte ausgefertigt, und von dem obersten dazu bestellten Richter unterzeichnet. Die Macht, die Prediger in den Besitz der Pfarren zu setzen, die sie erhalten haben, ist in den Händen des Statthalters. Alle diese Gewohnheiten haben durch besondere Acten der Versammlung die Kraft des Gesetzes erhalten; und die Könige in England fügen denen Anweisungen, die sie den Statthaltern ertheilen, allezeit den Befehl bey, solche sorgfältig vollstrecken zu lassen. Die einzige Ursache, die man den Predigern zu klagen gelassen hat, ist, daß sie ihre Pfarren nicht als Freylehen besitzen, sondern solcher, ohne den geringsten Proceß, wieder können beraubt werden. Sie werden von einem Jahre zum andern, oder auf gewisse Jahre, nach ihrem Vergleiche, mit den Kirchvätern, angenommen, und unterhalten.

Die Truppen der Colonie bestehen aus einer gewissen Anzahl Einwohner, welche Klassenweise, unter dem Namen der Miliz zu Pferde und zu Fuße, eingeschrieben sind. Man brauchet in einem Lande keine andere Kriegesmacht, wo die Einwohner eines tiefen Friedens genießen, und sich so wenig vor den Indianern, die nicht mehr im Stande sind, ihnen zu schaden, als vor den Einfällen der Fremden fürchten. Denn da sie nur bloß Taback bauen: so bilden sie sich nicht ein, daß man große Begierde nach Blättern haben könne, die in ihren Vorrathshäusern aufgehäufet liegen; und die Eroberung ihrer Pflanzungen, die von einander enffernet sind, würde mehr Mühe kosten, als man jemals Vortheile davon haben würde. Der einzige Feind, wovor sie sich zuweilen fürchten, ist ein Statthalter, der sich der königlichen Gewalt misbrauchet, womit er bekleidet ist, und der sie durch die Ausübung einer willkührlichen Gewalt unterdrücket oder demüthiget.

Sie haben keine Art von Festungen, und sechs kleine Canonen, die sie ehemals zu Jamestown hatten, sind nach Williamsburg gebracht, und dienen nur, an Festtagen zuweilen geloset zu werden. Der Statthalter ist nach seiner Bestallung, Generallieutenant. Er hat das Recht, in einer jeden Graffschaft einen Obersten, einen Oberstlieutenant und einen Oberstwachmeister zu ernennen, welche Hauptleute und andere Officier unter sich haben. Ein jeder freyer Virginier ist von seinem sechzehnten bis in sein sechzigstes Jahr unter der Miliz eingeschrieben. Jede Provinz ist verbunden, die seinigen alle Jahre einmal zusammen kommen zu lassen, um sie zu mustern, und die abgesonderten Compagnien drey bis viermal exerciren zu lassen. Leute, welche einen Theil ihres Lebens mit Jagen in ihren Wäldern zubringen, sollten geschickt seyn, die Waffen zu führen. Die Anzahl der Reiter war vor einigen Jahren ein tausend dreyhundert und drey und sechzig Mann, und dreyer zu Fuße, siebentausend einhundert und neun und sechzig Mann. Weil es wenig Einwohner giebt, die keine Pferde haben: so beobachtet man, daß es bey Gelegenheit stets

**Zustand von Virginien.** leicht sey, einen großen Theil des Fußvolkes zu Dragonern zu machen. Anstatt einiger regulierten Truppen, die man sonst auf den Beinen hatte, und welche dienenen, die Gränzen zu säubern, ist seit kurzem verordnet worden, es sollte, im Falle eines Lärmens, die Miliz aus denen Kreisen, worinnen solches entstünde, unter der Führung des obersten Officiers in der Graffschaft ausmarschiren. Währet der Marsch drey Tage, oder länger: so muß sie für die Dienstzeit besoldet werden; und wenn das Lärmen für falsch befunden wird, so hat sie keinen Sold zu erwarten. Die Reiter- oder Dragonercompagnien bestehen aus dreyßig oder vierzig Reitern, und die bey dem Fußvolke ungefähr aus fünfzig Mann. Die Nachricht des Ungenannten versichert, sie könne in vier und zwanzig Stunden bestanden seyn c).

**Ordnung wegen des Gesindes.**

Durch eines von den ersten Gesetzen des Landes, welches in alle englische Colonien gekommen ist, unterscheidet man die Dienstbothen in beständiges und abwechselndes Gesinde. Die Neger und ihre Kinder sind von der erstern Art, ohne, daß die Engländer eine andere Ursache davon angeben, als die gemeine Grundregel: *partus sequitur ventrem*; das ist, weil die Aeltern zur Slaverey erkaufet worden, so schein die Natur die Kinder eben dazu verdammet zu haben. Das andere Gesinde dienet nur eine gewisse Anzahl von Jahren nach ihren Vergleich mit ihren Herren, oder nach dem Gesetze, welches buchstäblich in Ermangelung eines Vertrages ausgeföhret wird. Es enthält, daß die Dienstbothen, welche sich unter neunzehn Jahren angeben, dem Gerichte vorgestellt werden sollen, damit es ihr Alter bestimme; und daß sie darauf sollen gehalten seyn, bis in das vier und zwanzigste Jahr zu dienen. Sind sie aber älter: so darf ihr Dienst nur von fünf Jahren seyn.

Die Knechte und Slaven von beyderley Geschlechte werden zu einerley Arbeit gebraucht. Sie bauen das Feld; sie säen Korn, und pflanzen Taback. Ihr Unterschied besteht nur in der Kleidung und Nahrung. Beyder Arbeit aber ist nicht beschwerlicher, als ihrer Herren ihre, die sich so, wie sie, der schweresten Arbeit des Ackerbaues unterziehen. Man wirft es den Virginiern mit Unrechte vor, daß sie ihren Slaven mit Grausamkeit begegnen. Der Verfasser versichert, die Verrichtungen der Slaven wären in Virginien nicht mühsamer, und nähmen nicht einmal einen so großen Theil des Tages ein, als die Landarbeit der Bauern in Europa.

**Gesetze zu ihrem Besten.**

Er giebt einen Auszug von den Landesgesetzen zum Besten des Gesindes. 1) Sollen die Gerichte die Klagen der Dienstbothen, sie mögen frey oder Slaven seyn, anhören, ohne die geringste Art von Nußen daraus zu ziehen. Findet sich aber, daß der Herr Unrecht hat: so verurtheilet ihn das Gesetz zu den Unkosten. 2) Sind alle Friedensrichter berechtiget, diese Klagen anzunehmen, und müssen dem Uebel bis zu den ersten Sitzungen des Landgerichtes abhelfen, wo Sachen von dieser Art, ohne weitere Berufung abgehoben werden. 3) Sind die Herren der Bestrafung der Landgerichte unterworfen, wenn sie ihren Dienstbothen keine gesunde Kost, gute Kleidung und eine bequeme Wohnung geben. 4) Sind sie verbunden, sich auf die Klage eines Dienstbothen vor Gericht zu stellen; und sie sind, bis auf die Entscheidung, seines Dienstes beraubet. 5) Sollen die Klagen eines Dienstbothen von dem Friedensrichter zu aller Zeit und bey jeder Sitzung, von dem Gerichte angenommen werden; und man soll, ohne erst auf die gerichtlichen Formalitäten

c) Am angeführten Orte IV Buch, IX Cap.

ten zu sehen, auf einmal zu der Untersuchung ihrer Klagen schreiten. Wofern sich ein Herr unterfinde, solches auf die lange Bank zu schieben, oder sich nicht stellen wollte: so ist das Gericht berechtigt, ihm den Dienstbothen zu nehmen, und solchen auf seine Kosten verwahren, oder ihn für den gewöhnlichen Marktpreis verkaufen zu lassen, welcher ihm nach Abzuge der Unkosten wieder soll zugestellet werden. 6) Kann ein Herr nach geschlossenem Vertrage mit freyen Dienstbothen keinen neuen Vertrag ohne Genehmigung eines Friedensrichters schließen. 7) Sollen sie mit ihrem Gelde und denen Gütern, die sie sonst bekommen oder mitgebracht haben, frey schalten und walten können. 8) Wenn ein Herr die Grausamkeit hat, einem kranken Bedienten, oder der in seinen Diensten unvermögend geworden ist, übel zu begegnen: so sollen die geistlichen Oberhäupter der Pfarre ihn in ein anderes Haus bringen lassen, damit er daselbst auf Kosten seines Herrn so lange, bis seine Dienstzeit aus ist, ernähret werde; nach welcher der Aufwand auf Rechnung des Kirchspieles geht. 9) Empfängt jeder freye Dienstbothe von seinem Herrn, wenn die Zeit, auf die er sich vermietet hat, um ist, fünfzehn Scheffel Weizen, welches ein hinlänglicher Vorrath auf ein ganzes Jahr ist, und zwey vollständige leinene und wollene Kleider. Alsdann wird er frey, und tritt ohne Ausnahme, in alle Privilegien des Landes. Er kann dreyßig erledigte Acker Landes nehmen, und solche bauen.

Zustand von  
Virginien.

Bei diesen vorgestellten Vortheilen, wird man sich nicht wundern, daß Virginien nach und nach eine große Anzahl Einwohner an sich gezogen. Die ersten waren ohne Weiber dahin gekommen; und da sie sich nicht getraueten, Indianerinnen zu heirathen, aus Furcht, sie möchten dadurch ihr Leben in Gefahr setzen, so schmeichelten sie sich, es würde der Ueberfluß, worinnen sie zu leben anfangen, einige Engländerinnen, die kein Vermögen hatten, bewegen können, dahin zu kommen, die Annehmlichkeiten ihres Zustandes mit ihnen zu theilen. Indessen wollten sie doch keine annehmen, die nicht ein beglaubigtes Zeugniß von ihrer guten Aufführung brachten. Diejenigen, welche Tugend hatten, brauchten keines weitem Brautschages. Man fragete nicht, ob sie Geld oder Güter hätten, sondern kaufete sie vielmehr von denen, welche sie mitgebracht hatten, für hundert Pfund Sterlinge; diese Art von Handlung erregete eben so viel Begierde bey den Kaufleuten, als die leichte Mühe anzukommen, welche bey den jungen Mägden erregete. Als darauf kein Zweifel mehr wegen der Vortheile der Himmelsluft und der Fruchtbarkeit des Erdreiches war: so giengen Personen von Stande mit ihren Familien dahin, um entweder ihr Vermögen zu verbessern, oder ihre Religion und ihre Freyheit in Sicherheit zu setzen. So zogen sich nach Karls des I Tode eine Menge Royalisten dahin, bloß in der Absicht, sich der Tyraney des unrechtmäßigen Besiznehmers zu entziehen. Gegentheils war auch das königliche Haus kaum wieder hergestellt, so sucheten viele von Cromwells Anhängern eine Zuflucht daselbst. Indessen war doch die Anzahl derselben lange nicht so groß, als der andern, weil die Virginier eine offenbare Neigung für die königliche Partey bezeugten. Die meisten Republicaner giengen nach Neu-England, einer andern Colonie, die zu blühen anfing. Man hat gesehen, was für Zuwachs Virginien durch die Franzosen, unter Wilhelms Regierung, erhalten. Was die Missethäter betrifft, die zur Landesverweisung verurtheilet sind: so versichert der Ungenannte, der auf die Ehre sei-

Bevölkerung.

nes

Zustand von  
Virginien.

Gemäßigte  
Luft.

nes Vaterlandes eifersüchtig ist, man habe deren sehr wenige allda aufgenommen, und man habe sich so gar durch strenge Geseze die Freyheit versaget, deren einige aufzunehmen. Nichts bindet die Virginier so sehr an ihr Land, als die liebliche Luft, die eben so weit von der übermäßigen Kälte, als der übermäßigen Hitze entfernert ist. Man giebt zu, daß in dem allerbewohntesten Theile die Luft feucht ist, welches von den Flüssen und Seen herrühret, die in einem niedrigen und sumpfsichten Lande in großer Anzahl sind: gegen die Gehölze zu aber, wo man anfängt, neue Pflanzungen zu machen, ist sie trocken, und man sieht daselbst nur Bäche von dem reinsten Wasser, die sich gleich bey ihrem Ursprunge in tausend kleine Arme zertheilen, um die benachbarten Länder zu bewässern. Man bemerket, daß Virginien beynähe mit dem gelobten Lande unter einerley Breite liegt; und, daß diese beyden Länder viele Gleichförmigkeit mit einander haben. Sie sind beyde reich an Früchten; sie liegen beyde an einer großen Bay, welche sie sehr bequem zur Handlung machet; und in beyden ist das Erdreich von einer sonderbaren Fruchtbarkeit. Man gestehet aber, daß sich die Virginier dieser Vortheile schlecht zu Nuße machen, und daß der Ueberfluß sie in eine nicht zu entschuldigende Trägheit gestürzet hat. Der Ungenannte beklaget deren Wirkungen. „Ist es nicht eine Schande, saget er, daß man daselbst alles, was zur Kleidung dienet, als Leinwand, wollene und seidene Zeuge, Hüte und Leder, aus England bekömmt, da doch kein Ort in der Welt ist, wo der Flach und der Hanf besser sind? Die Schafe tragen daselbst eine gute Wolle: man schiert sie aber nur, um sie zu erzeuhen. Die Maulbeerbäume, deren Blätter dienen, die Seidenwürmer zu füttern, wachsen hier von Natur, und die Würmer selbst kommen hier gut fort. Indessen hat man doch nicht die geringste Acht darauf. Es hat sehr das Ansehen, daß die Filze, woraus man in England die Hüte machet, unter dieser Gestalt wieder nach Virginien zurück kehren, woraus sie gekommen sind. Ueber dieses so läßt man eine große Menge Häute daselbst verfaulen, deren man sich nur bedienet, einige trockene Waaren damit zu bedecken. Wenn man einige davon gerbet, um Schuhe für die Dienstbothen daraus zu machen, so geschieht es mit so weniger Kenntniß und Sauberkeit, daß die Herren sich derselben nicht bedienen wollen; und derjenige, der sich einkommen läßt, hirschlederne Hosens zu tragen, muß sich vorwerfen lassen, daß er geizig sey. Kurz, die Virginier sind so träge und so schlechte Hauswirthe, daß sie mitten unter weitläuftigen Wäldern, die das Land bedecken, ihre Schränke, ihre Stühle, ihre Tische, ihre Kisten, ihre Kuffer, ihre Taburette, ihre Wagenräder, und was einem unglaublich vorkommen wird, so gar ihre birkenen Besen aus England kommen lassen,“ d).

Man entdecket die Ursache, warum die reisenden Engländer, welche Virginien besuchen, die Luft darinnen durch ihre Klagen verschreyen: „Sie haben die Unvorsichtigkeit, daß sie den ganzen Sommer über ihre Luchkleider tragen, und die Ungerechtigkeiten, daß sie sich hernach über eine unmäßige Hitze beschweren. Sie überladen sich mit Früchten, und warten nicht einmal so lange, bis solche reif sind; und sie schreiben den Durchfall, die Fieber, welche ihnen diese Unmäßigkeit zusieht, der Luft zu. Weil hier keine Seestadt ist, und die Leute von den Schiffen genöthiget sind, die Fässer Taback eine oder zwei Meilen fortzuwälzen, um sie einzuschiffen; so werden sie durch diese Übung so wohl, als durch die Sonnenhitze erhizet. Um sich nun zu erfrischen und abzukühlen, trinken sie“ be-

d) Relat. de la Virginie L. IV. ch. 13.

Zustand von  
Virginien.

begierig, vornehmlich jungen Eider, welchen sie bey allen Einwohnern im Ueberflusse finden; und die Coliken, die darauf folgen, machen denn, daß sie mit allem engländischen Nachdrucke ausrufen: Gott verdamme und verderbe das Land! Diejenigen aber, welche vermögend sind, mäßig zu leben, finden in Virginien eine von den besten und angenehmsten Himmelsgegenden in der Welt., e).

Die Beschwerlichkeiten des Landes sind vornehmlich ihrer drey; der Donner, einige Tage von einer mehr beschwerlichen als gefährlichen Hitze; und die schädlichen Ungezieser. Man gesteht, daß die Donnerschläge daselbst im Sommer sehr heftig sind. Allein, sie verursachen daselbst nicht so gar viel Schaden oder Uebel, sondern dienen vielmehr wirklich, die Luft zu erfrischen und sie zu reinigen, daß man sie also mehr wünschet, als fürchtet. Auf der andern Seite ist Virginien nicht dem Erdbeben unterworfen, welches in den Antillen so häufig ist. Was man die heißen Tage nennet, kömmt nur auf einige Stunden an.

Die Hitze ist nicht schwer zu ertragen, als wenn sie mit einer großen Windstille begleitet ist, die aber nicht lange dauert, und die höchstens nur zwey- oder drey- oder viermal des Jahres sich ereignet. Man kann sich so gar in dem Schatten dawider verwahren, den man stets unter den dickbüschichten Bäumen, in den Grotten und Lauben der Gärten antrifft, oder auch in den Zimmern und Zelten, welche in der freyen Luft aufgeschlagen sind. Der Frühling und Herbst aber sind von einer außerordentlichen Annehmlichkeit in allen Kreisen der Colonie. Die Insecten endlich sind die Frösche, die Schlangen, die Muskiten oder Moskiten, die Wanzen, die Tiquen und die rothen Würmer oder Holzläuse. Man leugnet es nicht, daß die Einwohner nicht viel von diesem Gewürme auszustehen haben: die Wachsamkeit und Reinlichkeit aber können sie davor verwahren.

Die Winter in Virginien sind sehr kurz. Sie dauern nur ungefähr drey Monate; und dreyßig Tage darnach genießt man daselbst einer reinen Sonne und heitern Luft. Wenn der Frost allda zuweilen sehr streng und scharf ist: so dauert er nicht über drey bis vier Tage, das ist, so lange bis sich der Wind ändert; denn es friert niemals, wenn er von den apalachischen Gebirgen zwischen Nordost und Nordwest kömmt. Ueber dieses kömmt nichts der Schönheit des Himmels bey diesem kurzen Froste gleich. Die Regen haben, den Winter ausgenommen, wo sie wegen ihrer übermäßigen Menge beschwerlich sind, nichts anders an sich, als was gesund und angenehm ist. Selten dauern sie im Sommer länger, als eine halbe Stunde. Man wünschet sie oftmals wider die lange Dürre, damit das ganze Gefilde wiederum ein lachendes Ansehen bekomme.

Da die Krankheiten des Landes daselbst nicht, wie in einigen Theilen des nördlichen Krankheiten. America, durch eine dicke und neblichte Luft verursacht werden, noch wie in den südlichen Gegenden aus einer erstickenden Hitze entstehen: so glaubet man, sie dürften nur dem Mißbrauche zugeschrieben werden, welchen man von den Geschenken der Natur daselbst macht. So habe ich gesehen, saget der ungenannte Schriftsteller, daß nicht allein Fremde, sondern auch alte Einwohner so unvernünftig waren, daß sie sich in der Hitze fast ganz nackt auf das kalte Gras in dem Schatten eines Baumes niederlegeten, und daselbst einschließen. Andere legen sich den Abend dahin und scheuen sich nicht, die ganze Nacht daselbst zuzubringen. Zeiget aber nun gleich dieses Vertrauen die gute Meynung an, die sie

e) Ebendas. 19 Cap.



Zustand von  
Virginien.

sie von der Luft des Landes haben: so geschieht es doch zuweilen, wie in andern Theilen der Welt, daß die Dünste aus der Erde und der Thau verdrüßliche Eindrücke auf den Körper machen. Eben so geht es auch mit denen, die sich bloß an die Luft stellen, oder kalt Wasser trinken, wern sie etwas stark gearbeitet haben, und denen Fremden, die gar zu begierig allerhand Obst essen. Ueberhaupt aber giebt es so wenig Kranke in Virginien, daß man nach einer natürlichen Folge sehr wenig Aerzte daselbst sieht. Ist man daselbst zuweilen den Fiebern unterworfen: so hält der Gebrauch der Quinquina, die daselbst eingeführt ist, fast allezeit die Anfälle auf; und über dieses g ebt das Land verschiedene Wurzeln, die den Ruhm haben, daß sie unfehlbar gut dawider sind.

Erdreich in  
Virginien.

Obgleich eine überaus große Mannichfaltigkeit des Erdbodens in einer Colonie von einer so großen Strecke anzutreffen ist: so kann man doch überhaupt sagen, daß Virginien alle Arten von Pflanzen und Früchten tragen kann. Wenn nicht oftmals von denen hohen Gebirgen, die gegen Nordwest sind, und die man mit Schnee bedeckt zu seyn glaubet, ein kalter Wind käme, der dem Wachstume schadet: so meinen die Einwohner, man könnte ohne große Mühe das ganze Jahr über in freyer Luft die lieblichsten Früchte der miltäglichen Himmelsgegenden erhalten. Der Sommer aber ist heiß genug, sie vollkommen zur Reife zu bringen. Man unterscheidet vornehmlich dreyerley Art von Boden; den in dem niedrigsten Lande, in dem mittlern, und an den Quellen der Flüsse.

Um die Mündung der Flüsse ist das Land fast durchgängig feucht und fett, folglich zu dem größten Saamen, als Reis, Hanf, Mai; u. s. w. geschickt. Es finden sich daselbst auch kalte, magere, sandige und oft mit Wasser bedeckete Adern, die deswegen nicht unfruchtbarer sind, weil sie Zuckles und Cransbeeren, Chincapinen u. d. g. tragen. Ueber dieses sind diese niedrigen Thelle fast durchgehends mit Eichen, Pappeln, Fichten, Cypressen, Cedern, und verschiedenen Arten von würzhaften Bäumen bewachsen, deren Stämme von dreyßig bis siebenzig Fuß hoch sind, und in diesem Raume nicht den geringsten Zweig haben. Man sieht daselbst so gar Stechpalmen, Myrthen und eine Menge immergrüner Stauden, wovon die meisten keine Namen in den europäischen Sprachen haben. Die Eiche läßt ihre Eicheln daselbst neun Monate lang fallen und höret nicht auf neue hervor zu bringen.

In der Mitte des Landes ist der Boden sehr eben, einige kleine Berge ausgenommen mit ihren Thälern, die von unzähligen Bächen gewässert werden. In einigen Orten ist das Erdreich fett, schwarz und stark; an andern ist es mager und leichter. Zuweilen bestehet der Grund nicht weit davon, Thon, Kies oder große Steine, oder auch gemeinen Mergel dar. Die Mitte der Erdzungen, welche zwischen den Flüssen sind, ist ordentlicher Weise ein armes Land von einem leichten Sande oder Thone, welches aber nicht hindert, daß nicht daselbst Castanienbäume, Chincapinen, und den Sommer über eine Art von kleinen Köhren wachsen sollten, die ein gutes Futter für das Vieh sind. Die fruchtbarsten Oerter sind dicht bey den Ufern und ihren Armen. Sie sind mit Eichen, Nußbäumen, Hickories, Eschen, Buchen, Pappeln, und einer Menge anderer Bäume von einer ungeheuren Größe bedeckt.

Um die Quellen des Flusses ist ein Mischmasch von Gebirgen, Thälern und Ebenen, deren einige fruchtbarer sind, als die andern, wo man eine große Mannichfaltigkeit von Pflanzen, Bäumen und Früchten antrifft. An den sumpftichten Oertern dieses Theiles be-  
wun-

wundert man die Dicke der Bäume; und der Verfasser zweifelt, ob es in irgend einem andern Lande eben so dicke Bäume gebe. Er bedauert zugleich, daß ihre Entfernung von der See und den großen Flüssen nicht erlaube, sie einzuschiffen. Zustand von Virginien.

Die Flüsse und ihre Buchten bilden an verschiedenen Orten sehr große Moräste, wo die Weiden vortreflich sind. Andere Dertter haben mancherley Erden, wovon einige arzeneyhaft, andere gut zu Töpferzeuge sind. Man findet daselbst auch Antimonium, Zalk, gelben und rothen Oker, Erde zum Flecken ausmachen, Mergel und vortreflichen Thon, woraus man Pfeifen machet. Das hohe Land hat Steinkohlen, Schiefer, Steine zum Bauen, flache Steine zu Fußböden, und Flintensteine. Was die Mineralien betrefft, so läßt sich aus der Breite des Landes und andern Umständen urtheilen, daß sie daselbst reichlich seyn müssen: man hat sich aber nicht beschäffriget, sie zu suchen. Einige Eisen- und Bleyadern, die man von ungefähr entdeckt hatte, wurden bey den Unruhen aufgegeben; und man hat sie seitdem nicht wieder gefunden. Man weiß aber, daß an verschiedenen Orten Eisenadern sind. Vor einigen Jahren redete man viel von einem Goldbergwerke, welches gleichsam wieder verschwunden ist. Der Ungenannte hoffet wenigstens, man werde daselbst einigtes anderes Metall finden. Er versichert, die durchsichtigen Steine, die man auf der Fläche der Erde sieht, haben einigen Werth, und kommen wegen ihres Glanzes dem Diamanten näher, als die Bristoler und Karryer Steine. Sie haben nur den Fehler, saget er, daß sie weich sind: wenn sie aber einige Zeitlang an die Luft gestellet werden, so werden sie hart. Er sezet hinzu, diese Ader sey an eben dem Orte, welchen Purchas Utamuffak nennet f), woselbst ehemals der vornehmste Tempel des Landes und der Siz der Oberpfeister unter Powhatans Regierung gewesen. Man sah daselbst einen Altarstein von dem schönsten Crystalle, welcher ein Viereck von drey oder vier Zoll machete. Ein Prediger, Namens Whirakar, schrieb ehemals von Henrico, wo er im Amte stund, an die engländische Gesellschaft; „zwölf Meilen von den Wasserfällen des Flusses James war ein Crystallfelsen, woraus die Indianer Spitzen an ihren Pfeilen machten, und drey Meilen davon fand man einen steinichten Berg, dessen Spitze eine Goldader hatte. Einige Engländer, die zu dieser Nachsuchung gebrauchet worden, hatten zwey schlecht gehärtete Hacken mitgenommen, deren Spitzen sich bey jedem Hiebe umbogen; sie hatten also nicht weit hinein kommen können: das wenige Gold aber, welches sie von da mitgebracht hatten, wurde bey der Probe sehr gut befunden g). Man beweist nicht, durch was für eine Zauberrey das Bergwerk wieder verschwunden, oder durch was für eine ausschweifende Trägheit man sich nicht weiter bekümmert habe, daran zu arbeiten...“

Nichts verursachete den ersten Engländern mehr Erstaunen, als die Menge und Mannichfaltigkeit derer Früchte, die sie bey jedem Schritte antrafen, als wie in einem natürlichen Garten, wo alles ohne Wartung wuchs. Man wird sich hier nur, nach der alten Art dieses Werkes, bey denjenigen aufhalten h), die dem Lande mehr eigen zu seyn scheinen, und sie bald unter den indianischen Namen, die sie noch behalten haben, und bald unter denen, die sie von den Engländern bekommen haben, anführen. Der ungenannte

B b b 2

Vir-

f) Pilgrimage de Purchas, IV Buch.

g) Relation de la Virginie, II Buch, 3 Cap.

h) Was die andern Länder auch haben, wird in die Naturgeschichte des nordlichen America verwiesen.

Zustand von Virginien, dem man hier besonders folget, redet hier nur von dem, was er kennet, wie er saget.

Besondere  
Landpflanzen.

Er unterscheidet dreyerley Art Kernfrüchte, Kirschen, Pflaumen und Persimonen. Die Kirschen wachsen in den Gehölzen, und sind von vielerley Arten, wovon ihrer zwey auf Bäumen, von der Dike einer weißen engländischen Eiche, wachsen, und die eine ihre Früchte büschelweise trägt, wie Weintrauben. Sie sind beyde auswendig schwarz, die eine innen inwendig aber roth und von einem angenehmem Geschnacke, als unsere schwarze Kirsche, weil sie nicht die Bitterkeit davon hat: die andere ist inwendig weißlich und von einem schlechten Geschnacke, doch fressen die kleinen Vögel solche gern. Eine dritte Art wächst noch tiefer im Lande, und findet sich längst den Flüssen auf kleinen Bäumen von der Dike unserer Pfirsichbäume. Diese ist die angenehmste Kirsche von der Welt. Ihre Farbe ist dunkel purpurfarben. Sie ist sehr klein. Die Vögel sind so begierig nach dieser Frucht, daß sie nicht so lange warten bis solche reif ist, um sie abzufressen. Diese Ursache macht sie überaus selten; und die Engländer haben noch kein Mittel ausfindig machen können, sie wenigstens in ihren Obstgärten zu erhalten.

Virginien hat zweyerley Art wilder Pflaumen, die alle beyde sehr klein, aber von einem bessern Geschnacke sind, als unsere Damascenerpflaumen. Was die Indianer Persimon nennen, ist eine andere Art, welche Smith, Purchas und Laet nach ihnen indianische Pflaume heißen, welchen Namen aber der Ungenannte für gar zu unbestimmt hält. Man findet Persimonen von verschiedener Größe. Der Geschnack derselben ist sehr scharf, wenn sie noch nicht recht reif sind: bey ihrer Reife aber kömmt nichts seiner Unnehmlichkeit bey. Einige Neugierige haben sie trocken lassen, um daraus einen Teig zu machen, welcher einen vortreflichen Trank machet, wenn er in Wasser zerlassen wird.

Alle Beeren in Virginien sind in ihrer Art gut. Man unterscheidet daseibst dreyerley Art Maulbeeren, zwey schwarze und eine weiße. Die schwarzen und langen von der Größe eines Zolles werden für die besten gehalten. Die beyden andern haben nichts, was sie von den unserigen an der Gestalt unterscheidet, ihr Geschnack aber ist von einer abgeschmackten Süßigkeit. Ihre Bäume sind sehr dick und wachsen erstaunlich geschwinde. Die Blätter von allen dreyen Arten dienen gleich gut zur Fütterung der Seidenwürmer. Zuckles heißen dreyerley Art Beeren, die auf Gesträuchen von verschiedener Höhe von zweyen bis auf zehn Fuß hoch wachsen. Sie lieben die Thäler und die bedeckten Derter. Ihr Geschnack ist nicht einerley: er ist aber bey jeder Art, vornehmlich bey den großen sehr angenehm. Die Beeren, welche man Chau nennet, wachsen an niedrigen und unfruchtbaren Dertern, auf kleinen Gebüsch, welche unsern Johannisbeersträuchen nahe kömmen. Sie haben einen vortreflichen Geschnack, der nicht wie der Johannisbeeren ihrer ist, ob ihn gleich Smith damit vergleicht. Er nennet sie Rawcomers, vermuthlich, weil er sie nur grün gesehen hat. Die wilde Himbeere ist in Virginien so gut, daß man sie mit denjenigen vergleicht, die man in England verpflanzet hat. Die Erdbeeren sind daseibst lieblich. Sie wachsen überall in den Gehölzen und Feldern; und obgleich die meisten Thiere solche begierig fressen, so sind sie doch in so großem Ueberflusse, daß man sich nicht die Mühe nimmt, sie zu verpflanzen.

Die Castanien in Virginien sind kleiner, als die in Frankreich, obgleich ihre Bäume überaus hoch sind, und haben mit ihnen fast einerley Geschnack. Die Chincapinen sind eine Frucht von eben dem Wesen, wie die Castanien, aber nicht so groß als eine Eichel.

del, und ebenfalls mit einer doppelten Schale umgeben. Man rühmet ihren Geschmack. Zustand von  
Virginien.  
Sie wächst auf großen Sträuchern an unfruchtbaren Orten. Alle morastige Dörter und die nahe an den Quellen liegen, sind mit Haselstauden bedeckt, welche Früchte tragen. Die Siccories, wovon man vielerley Arten hat, sind Früchte von einem großen Baume. Sie sind mit einer sehr harten Schale bekleidet, welche von einer grünen Haut ist; und das Wesen der Frucht ist mit einem Häutchen bedeckt, wovon man sie schwerlich absondern kann. Sie ist eine Art von Nuß, deren Geschmack nicht ohne Annehmlichkeit ist. Man hat noch eine andere, die man Blacknut, oder Schwarznuß, nennet. Sie ist doppelt größer, als unsere, und in eine dicke und salzichte Schale eingeschlossen, wovon man sie nicht leicht losmachet. Diese Frucht ist von einem sehr ranzichten Geschmacke: sie giebt aber viel Del.

Der Ungenannte hat in den Gehölzen in Virginien siebenereley verschiedene Eichen beobachtet. Die von der grünen Eiche schlagen fast alle Jahre aus, werden reif, und fallen ab. Sie sind weit stärker, als die andern; und man könnte ein sehr gutes Del daraus machen. Die wilden Thiere fressen sie auch begierigst.

Die Beobachtungen des Ungenannten von den Trauben sind merkwürdig. Es wachsen ihrer, sagt er, von Natur eine mannichfaltige Menge, worunter einige sehr süß, und von einem angenehmen Geschmacke sind. Andere sind sehr scharf und würden vielleicht am besten können gebraucht werden, Wein oder Branntwein daraus zu machen. Ich habe große Bäume gesehen, fährt er fort, die mit einem einzigen Stocke bedeckt, und unter den Trauben versteckt waren; und ich habe deren wohl auf sechserley Arten unterschieden. Zwo wachsen unter den Sandbänken auf den äußersten Spizen der niedrigen Länder, und in den benachbarten Inseln der großen Bay. Die Trauben derselben sind klein und selten an dem Stocke, der über dieses sehr niedrig ist: die Traube aber ist auserlesen; und ob sie gleich ohne die geringste Wartung wächst, so ist doch jede Beere von der Größe der holländischen Johannisbeeren. Man findet weiße und blaue: sie sind aber beynah von einerley Geschmacke. Eine dritte Art wächst in den Morästen und an den Abhängen. Die Trauben derselben sind klein, wie der Stock, der sie trägt: die Beere aber ist so groß, wie unsere wilde Pflaumen. Selbst bey ihrer Reife hat sie noch einen scharfen Geschmack; und dieser betrüglische Schein hat gemacht, daß man sie Fuchstranden genant hat. Indessen ist sie doch von einem sehr guten Geschmacke, wenn sie gekocht ist; und man machet Sorten davon, die der Verfasser sehr rühmet. Er zweifelt nicht, daß man diese Traube nicht durch eine gute Wartung sollte vollkommen machen können. Von den beyden andern Arten, die in dem ganzen Lande sehr gemein sind, ist die eine auswendig schwarz und die andere blau: alle beyde aber tragen viele Früchte. Man könnte sie in viele Classen vertheilen, wovon jede an Farbe, an Größe und Geschmacke unterschieden ist. Der Ungenannte aber machet eine weit einfachere Unterscheidung, welche die von der ersten und letztern Jahreszeit sind. Die Trauben von der ersten Jahreszeit sind viel größer, viel süßer, unvergleichlich besser, als die andern. Einige von dieser Art sind ganz schwarz, andere blau. Es giebt so gar einige, welche sechs Wochen oder zween Monate vor den andern reif werden. Diese bleiben gemeinlich auf dem Stocke bis zu Ende des Windmonates oder auch wohl des Christmonates, sind nicht so groß, und von einem nicht so angenehmen Geschmacke. Von der erstern von diesen beyden Arten haben die Franzosen zu Monacan rothen Wein zu machen verjuchet. Man hat gefunden, daß er Stärke und Feuer hatte,

Beobachtungen, wegen der Weinstöcke in Virginien.

Zustand von ob er gleich nur von Trauben gefelkert worden, die man in den Gehölzen gelesen; und der  
 Virginien. Ungenannte, welcher dieses Unternehmen wieder aus den Augen gelassen hat, zweifelt nicht,  
 daß man nicht Weinstöcke verpflanzt habe, um ordentliche Weinberge daraus zu machen.  
 Indessen machet er sich doch einen Einwurf, welcher in seinen Ausdrückungen angeführt  
 zu werden verdienet.

„Man wird vielleicht sagen: da man in Carolina eben diesen Vorsatz gefasset gehabt,  
 „so wären viele Franzosen dahin gegangen, in der Hoffnung, Wein allda zu machen, und  
 „ihre Bemühung wäre ihnen nicht gelungen. Ich gestehe es: es sey mir aber erlaubt, den  
 „Fortgang ihrer Arbeit, und die Hindernisse, welche solche haben sehr schlagen lassen, all-  
 „hier anzuführen. Die Fichte und Tanne sind dem Weinstocke so schädlich, daß er, wie  
 „man beobachtet hat, niemals fort kömmt, wenn er den Einflüssen dieser Bäume ausgesetzt  
 „ist. Sie wachsen in den niedrigen Orten nahe an den Flüssen. Wenn man daselbst  
 „ein Feld umgräbt: so ist der erste Baum, den man allda hervortreiben sieht, allezeit eine  
 „Fichte, obgleich vielleicht vorher keine da gewesen ist. Der Weinstock hingegen wächst  
 „viel lieber an den Abhängen im Kiese, und in der Nachbarschaft von Brunnen. Man  
 „sind aber die Weinstöcke, die man in Carolina gepflanzt hat, nicht allein bey dem Salz-  
 „wasser, das ihnen schädlich ist, sondern auch zu noch mehrern Versehen in niedrige Län-  
 „der gesetzt worden, wo sich die Fichte sehr vervielfältiget. Der Versuch, welchen Jha-  
 „Tamar, ein französischer Kaufmann, anfänglich in Virginien unter der Bucht Archers-  
 „Hope creek genannt, gemacht hatte, war fehlgeschlagen, weil er allen diesen Nachthei-  
 „len unterworfen gewesen; und sein Beyspiel hinderte nicht, daß man nicht zu Carolina  
 „eben den Fehler begienge, da man längst den salzichten Flüssen, und an niedrige Orte  
 „Weinstöcke pflanzete, wo man die Fichten ausgerissen hatte. Seit kurzem hat der Herr Ni-  
 „ter Johnson, einer von den letzten Statthaltern in Carolina, welche an die Abhänge pflan-  
 „zen lassen: es ist aber zu befürchten, daß seine Zwistigkeiten mit der Colonie den Erfolg  
 „davon aufhalten möchten,; i).

Eine sechste Art von Trauben, die noch angenehmer ist, als alle die andern, und von  
 der Größe des weißen Muscat, findet sich nur auf den Gränzen von Virginien an den  
 Quellen der Flüsse. Der Stock, welcher sie trägt, ist sehr klein und steigt nicht höher,  
 als die Pflanze oder der Strauch, welcher ihm zur Stütze dienet. Die Vögel und so gar  
 die wilden Thiere sind so begierig darnach, daß man sie selten reif findet. Der ungenannte  
 Verfasser aber ist überzeuget, daß man einen vortreflichen Wein daraus machen würde.

Die Engländer haben nicht immer ermangelt, auf diese reichen Geschenke des Him-  
 mels Acht zu geben. Schon im 1622sten Jahre, welches vor dem Jahre des Blutabtes  
 vorher gieng, welches eine unglückliche Denckzeit des Verfalls vieler nützlichen Anschläge  
 ist, ließ man einige französische Winzer von England nach Virginien hinüber gehen, um  
 mit einer guten Wartung einen Versuch zu machen. Sie waren von den Vortheilen der  
 Himmelsluft dergestalt gerühret, daß sie in ihren Briefen an die engländische Gesellschaft  
 versicherten: es wäre solche weit besser, als in ihrer Provinz Languedoc; die Weinstöcke  
 wüchsen daselbst überall in Ueberflusse; es fänden sich Trauben von einer so seltsamen Größe,  
 daß

i) Am angef. Orte, II Buch, 4 Cap.

k) Man findet einige von den Briefen dieser  
 Franzosen in dem vierten Theile der Pilgrimage of  
 Purchas.

l) Die meisten süßen Säfte, welche aus den  
 Bäumen tränseln, können in Zucker verwandelt  
 werden, wie der Alten Lakomeli bezeuget, wel-  
 cher



daß sie solche für eine andere Frucht gehalten hätten, ehe sie die Kernen davon gesehen: Zustand von nachdem sie die Weinstöcke beschnitten, hätten sie bloße Neben um Michaelis gepflanzt, Virginien. welche schon das Frühjahr darauf Früchte getragen. Kurz, sie hätten in keinem andern Lande von der Welt jemals von etwas dergleichen reden gehört k). Der Ungenannte bestätigt ihr Zeugniß durch seine eigene Erfahrung. Sie ist ihm mit einem natürlichen Saft aus dem Lande, und mit einem aus Europa gekommenen Senker wunderbarer Weise geglückt. Seit der bemerkten Zeit aber verschließt eine unglaubliche Nachlässigkeit den Virginiern die Augen vor ihrem eigenen Besten.

Der Baum, welcher den Honig trägt, und derjenige, welcher den Zucker giebt, wachsen in Virginien um die Quellen der Flüsse. Der Honig ist in einer dicken und sehr aufgeblasenen Hülse enthalten, die man von fern für eine Erbsenschote oder Bohnenschote halten würde. Der Baumzucker ist nur ein Saft, welcher aus dem durchbohrten Stamme abfließt, und den man beim Feuer kochen läßt. Aus acht Pfund von diesem Saft machet man ein Pfund Zucker. Er ist feucht, aber glänzend, von einem schönen Korne, und seine Süßigkeit kömmt der Cassonade ihrer nahe. Es ist noch nicht gar lange, daß die Virginiern diese Entdeckung gemacht haben. Einige Soldaten, die man auf die Gränzen geschickt hatte, ruheten sich in einem Gehölze vierzig Meilen von den bewohnten Gegenden des Patowmeck aus. Sie wurden daselbst eines dicken Saftes gewahr, der aus einigen Baumstämmen heraustropfelte, und wovon schon die Sonne einen Theil candiret hatte. Sie kosteten solchen aus Neugierigkeit; und da sie ihn sehr süß fanden, so schlossen sie, man könnte Zucker daraus machen. Zum Unglücke sind diese Bäume von den bewohnten Orten gar zu weit entfernt, als daß sie zum Handel nützlich werden könnten l).

Man findet um die Mündung der Flüsse längst dem Meere und der Bay und in der Nachbarschaft vieler Buchten eine Art von Myrthen, deren Beeren ein Wachs von einem sehr schönen Grüne geben, welches hart, zerbrechlich, und geschickt ist, Wachsstöcke daraus zu machen, welches die Finger nicht beschmutzet, in der größten Hitze nicht schmilzt, und einen sehr angenehmen Geruch giebt. Man eignet diese Entdeckung einem Wundarzte aus Neu-England zu, welcher das Geheimniß erfunden hatte, die Beeren zu schmelzen, und auch ein Pflaster von sonderbarer Kraft daraus machete. Man läßt sie zu be-  
deley Gebrauche im Wasser kochen, so lange, bis der Kern, welcher in der Mitte ist, und fast die Hälfte von ihrer Dicke einnimmt, von dem Wesen losgeht, welches ihn bedeket.

Der Hagedorn in Virginien kömmt der Salseparille etwas gleich, und trägt Beeren, so groß, wie eine Erbse, rund, sehr glänzend carmesinroth, hart, und so glatt, daß sie zu verschiedenen Zierrathen dienen können. Man findet daselbst nicht allein vieles Färbeholz, sondern auch eine Menge Pflanzen und Erden, woraus man schöne Farben ziehet. Die Pucoon und Muskajun sind zwei Wurzeln, deren sich die Indianer bedienen, sich roth zu malen. Der Schumat und der Sassafras geben ein Dunkelgelb. Die Wasebur ist eine Pflanze, die Chapatur eine Wurzel, und die Tangomotonomin-  
ge

des nichts anders war, als der Birkenast. Der man den Jagera in Ostindien siedet und raffinire  
Karetus Malabaricus giebt eine lange und umständ-  
liche Beschreibung von der Art und Weise, wie welcher ein Zucker aus den Cocosbäumen ist.

Beeren, wor-  
aus man grün  
Wachs machet

Färbeholz und  
Wurzeln.

Zustand von  
Virginien.

Heilsame  
Wurzeln und  
Kräuter.

ge eine Rinde, die auch schöne Farben geben. Die Serpentine, das so gerühmte Gegengift wider allerhand Gifte und pestilenzialische Krankheiten, ist nirgend besser, als in Virginien. Eben das Lob giebt man auch einer Wurzel, welche man Klapperschlange nennet, weil sie den Biß dieser fürchterlichen Schlange heilet. Sie wirkt in einer Zeit von zwey bis drey Stunden durch Brechen und Schwitzen. Die Pflanze, welche die Geschichtschreiber Jamestowner Apfel genannt haben, weil sie dem stachelichten Peruapfel sehr ähnlich ist, verbindet mit der Kraft zu erfrischen sehr gefährliche Eigenschaften, wenn man zu viel davon isst. Einige erst neulich angekommene Engländer, welche dafür hielten, man könnte sie gekocht essen, machten einen im Wasser aufgewellten Sallat davon, welcher seltsame Wirkungen hervorbrachte. „Sie wurden insgesammt auf viele Tage ganz „abermüdig und dumm davon. Der eine brachte seine Zeit damit zu, daß er Federn in die „Luft blies, ein anderer, daß er Strohhalmen warf; ein dritter pflanzete sich in einen „Winkel, und machte Geberden, wie ein Affe; ein vierter hörte nicht auf, diejenigen zu „umarmen, die er antraf, und lachete ihnen ins Gesicht, woben er allerhand närrische „Stellungen machte. Man war genöthiget, sie eils Tage lang einzusperrn; denn so „lange währete ihr Wahnmüß; und diese Zeit über machten sie sich ein Vergnügen daraus, „sich in ihrem Kothe herum zu wälzen. Sie bekamen den Gebrauch ihrer Vernunft wieder: jedoch konnten sie sich nicht im geringsten erinnern, was ihnen begegnet war.“

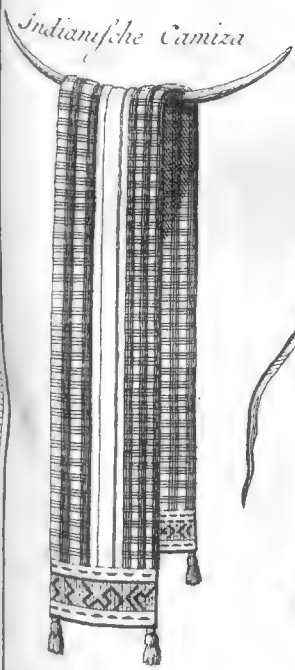
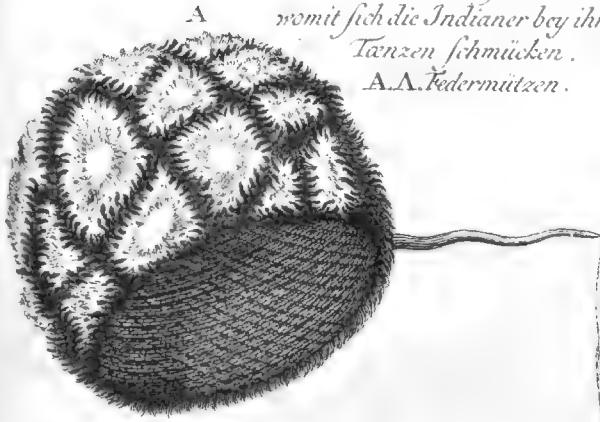
Seltame  
Bluhme.

Den größten Theil des Jahres über sind die Ebenen und Thäler in Virginien mit Blumen bedeckt. Man nahet sich keinem Walde, ohne von dem mannichfaltigen Geruche gerühret zu werden, den er ausdünstet. Unter den Blumen rühmet man die außerordentliche Schönheit der Imperialen, Cardinalen und Moleasinen. Der ungenannte Virginier beschreibet eine, wovon man nichts ähnliches in irgend einer andern Nachricht gelesen hat. „Eines Tages, saget er, da ich in einiger Entfernung von meiner Pflanzung „spazieren gieng: so unterschied ich eine Bluhme von der Größe einer Tulipe, die ihr auch „am Stengel sehr ähnlich war. Sie war fleischfarben, und an dem einen Ende mit zarten Härchen bedeckt, an dem andern aber ganz glatt. Ihre Gestalt stellet die natürlichen Glieder des Mannes und der Frau zusammengefüget vor. Nachdem ich diese Seltenheit entdeckt hatte: so vermochte ich einen meiner Freunde, daß er mit mir hingienge, sie zu sehen, indem ich ihm nichts weiter sagete, als er hätte vielleicht in seinem Leben das niemals gesehen, was ich ihm zeigen wollte. Ich brach diese Bluhme ab, und gab sie ihm. Er war ein ernsthafter Mann, welcher sich über diesen Scherz der Natur gleichsam zu schämen schien. Er warf die Bluhme mit einer Art von Unwillen weg; und ich konnte ihn nicht vermögen, sie wieder zu nehmen, damit er sie besser beobachtete.

Der schöne Lorber, welcher Tulipen trägt, ein anderer großer Baum, der auch welche trägt, und den die Virginier den Tulpenbaum oder Tulipier nennen; ein Johannisbrodtbaum, welcher dem Jesmine sehr ähnlich ist, und verschiedene wilde Aepfelbäume sind eben so viel wohlriechende Bäume, welche die Gehölze mit ihrem Geruche erfüllen.

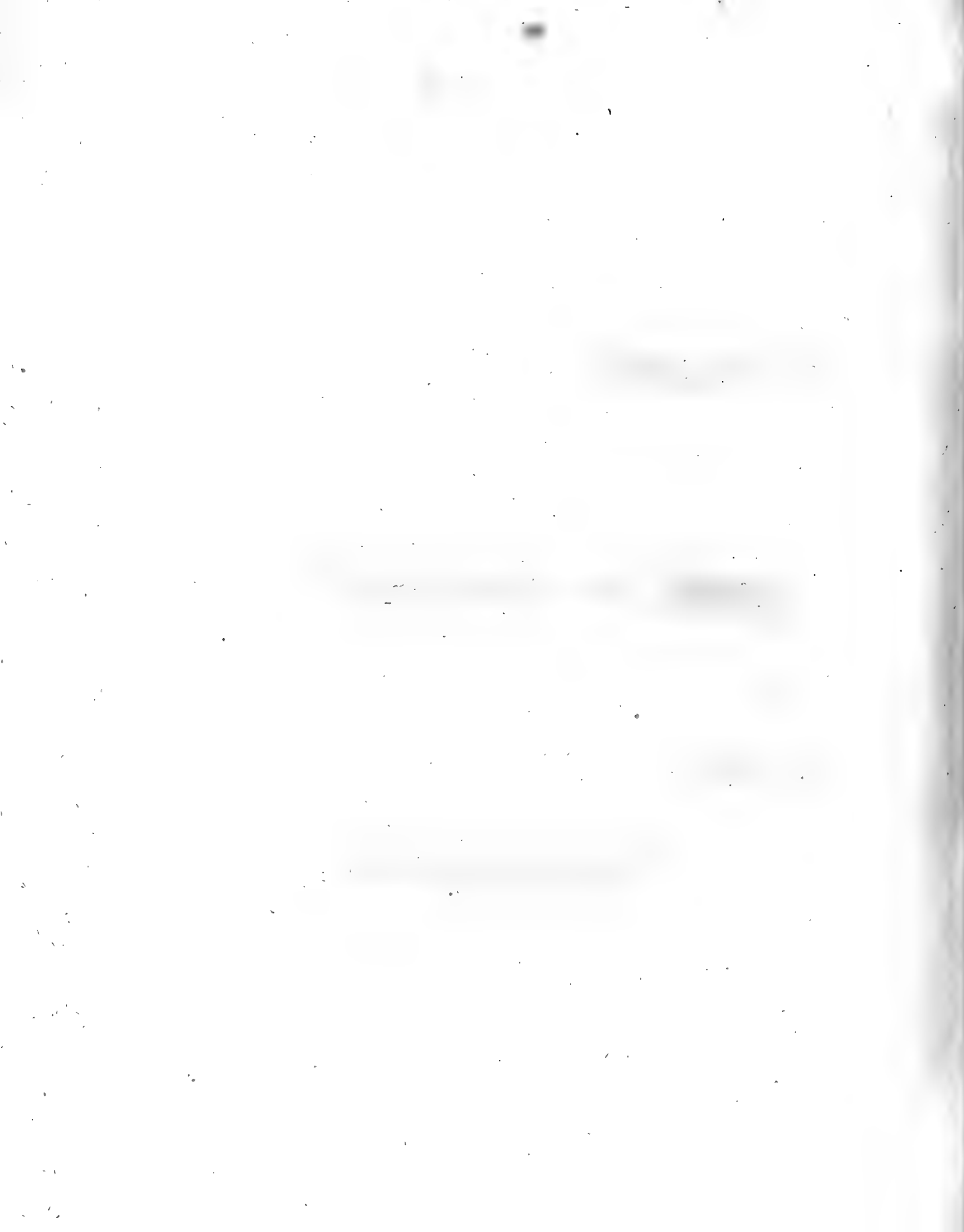
Man saget hier nichts von den Wurzeln und Samen, welche den Indianern zur Nahrung dienen, noch von den Thieren und Fischen, weil sie von denen in den andern Theilen des nordlichen America wenig unterschieden sind, und man sie zusammen in einen Abschnitt setzen will. Ob man sich aber auch gleich vornimmt, dasjenige, was die meisten Einwohner dieser weitläufigen Gegend in ihren Sitten und Gebräuchen gemein haben, unter einerley Anblick zusammen zu bringen: so verlangen doch viele Unterschiede, die bey

Mancherley Putz  
womit sich die Indianer bey ihren  
Tänzen schmücken.  
A.A. Federmützen.



Cuzcu, oder  
indianische Schurze





bey denen in Virginien und andern engländischen Pflanzstädten beobachtet worden, einige Erklärung allhier.

Zustand von Virginien.

Die Landeseingeborenen in Virginien sind gemeiniglich von der längsten Gestalt der Engländer. Sie sind gerade und wohlproportionirt. Die meisten haben recht wunderfam schöne Arme und Beine. Man sieht nicht die geringste Unvollkommenheit an ihrem Körper; und die Engländer haben niemals weder Zwerge, noch Bucklichte oder andere ungestaltete gesehen. Ihre Weiber begeben sich allein in die Gehölze, um sich von ihren Kindern zu entbinden; und man versichert, sie begrüben diejenigen auf der Stelle, welche mit einem Gebrechen auf die Welt kämen.

Gestalt der Indianer in Virginien.

Die Farbe beyder Geschlechter ist kastanienbraun, welche in der Kindheit viel lichter ist, aber durch die Hitze der Sonne und das Fett, womit sie sich den Leib schmieren, nach und nach viel dunkler wird. Ihre Haare sind kohlschwarz. Sie haben auch sehr schwarze Augen, und den schielichten Blick, den man bey den meisten Juden bemerkt. Fast alle Weiber sind von einer großen Schönheit. Sie haben eine feine Gestalt, sehr zarte Züge, mit einem Worte, es fehlet ihnen nichts, als eine schöne Gesichtsfarbe.

Die Mannspersonen verschneiden sich die Haare auf mancherley Art, und reißen sich mit einer Muschelschale die Haare aus dem Barte: die angesehensten aber behalten eine lange Flechte hinten am Kopfe. Der gemeine Gebrauch der Frauenspersonen ist, daß sie ihre Haare sehr lang tragen, die ihnen über den Rücken hinflattern, oder mit einem Korntaden in einen einzigen Zopf zusammen gebunden sind. Bey beyden Geschlechtern erscheinen die Oberhäupter niemals ohne eine Art von Krone, fünf oder sechs Zoll breit, oben offen, und aus Muschelschaalen und Beeren gemacht, die durch eine sonderbare Mischung derselben und der Farben vielerley Gestalten bilden. Sie tragen auch zuweilen um den Kopf ein Stück von gefärbtem Pelzwerke. Die gemeinen Indianer gehen in bloßem Kopfe: sie schmücken solchen aber ohne andere Regel, als nach ihrer Grille, mit großen Federn. Die Kleidung der Häupter ist eine Art von sehr weitem Mantel, worinnen sie nachlässiger Weise, den Leib einhüllen, und den sie zuweilen mit einem Gürtel um die Lenden fest binden. Der Obertheil geht gerade über die Schultern, von da das Uebrige bis unter die Knie hinunter hängt. Sie haben unter diesem Mantel ein Stück Leinwand oder ein kleines Fell unten um den Bauch herum fest gemacht, welches sich bis mitten auf die Hüfte erstreckt. Das gemeine Volk hat nur einen Strick um die Lenden, und zieht zwischen die Schenkel einen Streif Leinwand oder einen von einem Felle, wovon beyde Enden hinten und vorn von dem Stricke gehalten werden. Diejenigen, welche Schuhe tragen, welches nicht beständig geschieht, und nur auf die Gelegenheiten ankömmt, machen sie von Hirschleder, und setzen noch ein anderes Stück darunter, um die Sohle desto dicker zu machen. Diese Beschuhung wird oben auf dem Fuße mit Schnüren zugezogen, so wie man einen Beutel zuzieht, und die Schnüre oder Riemen werden um den Knöchel fest gebunden. Man beobachtet, daß die Weiber hier sehr von denen in den andern amerikanischen Ländern unterschieden sind, eine kleine, runde und so derbe Brust haben, daß man auch in dem Alter selbst fast niemals hängende Zitzen bey ihnen sieht. Sie sind über dieses voller Wiß, beständig lustig, und ihr Lächeln hat eine Annehmlichkeit, welche man zu nähmen niemals müde wird. Es fehlet ihnen auch nicht an Keuschheit; und der ungenannte Verfasser wirft denjenigen vor, die sie einer freyen Lebensart beschuldigen, sie hätten keinen

Kleidung der Manns- und Frauenspersonen.



Zustand von **Virginien.** nen Geschmack von den Annehmlichkeiten einer anständigen Freyheit. Doch man muß das Uebrige von dieser Abschilderung den Kupferstechern zu den Kupfern überlassen.

**Regierung.** Die Indianer in Virginien und den benachbarten Ländern machen Gemeinen unter sich, die zuweilen auf fünfhundert Familien in einem einzigen Flecken bestehen. Ordentlicher Weise ist jeder von diesen Wohnplätzen ein Königreich; das ist, die Macht des Königes oder des Oberhauptes erstreckt sich nicht weiter. Einige von diesen kleinen Monarchen aber herrschen über viele Flecken, die durch das Recht der Eroberung oder der Nachfolge unter seiner Bothmäßigkeit vereinigt worden. Sie haben in einem jeden Unterkönige oder Verweser, welche dem Herrn einen Tribut bezahlen, und verbunden sind, ihm mit ihren Unterthanen in den Krieg zu folgen. Die Häuser dieser Indianer werden mit wenigen Kosten gebauet. Sie hauen junge Bäume um, stecken das dicke Ende derselben in die Erde, und binden die umgebogenen Spitzen mit Bändern von Baumrinden zusammen. Die kleinsten von diesen Hütten sind von kegelförmiger Gestalt, beynah wie ein Bienenstock. Die großen aber sind länglich, und die einen so wohl, als die andern, sind mit großen Stücken von Baumrinden bedeckt. Man läßt kleine Löcher darinnen, die das Licht durchfallen lassen, und die man bey schlimmem Wetter zumachet. Der Feuerheerd ist stets mitten in der Hütte. Wenn die Einwohner sich nicht weit von ihrer Wohnung entfernen: so machen sie die Thüre nur mit einer bloßen Matte zu: bey einer langen Reise aber, verrammeln sie solche mit großen Baumstämmen. Ein jedes Haus hat nur ein einziges Zimmer. Sie schlafen längst den Mauern auf Betten von Röhren und Zweigen, die von Gabeln in einiger Entfernung von der Erde unterstützet werden, und mit Matten und Häuten bedeckt sind. Im Winter setzen sie sich um ein Feuer herum auf gutes Pelzwerk. Auf ihren Reisen bedienen sie sich keiner Hamacken, und das Gras dienet ihnen zum Bette unter dem ersten Baume. Die Befestigungen ihrer Flecken bestehen in einem Pfahlwerke von zehn bis zwölf Fuß hoch, welches sie von dreyfach gesetzten Pfählen machen, wenn sie mit einiger Gefahr bedrohet zu werden glauben. Im Frieden aber verabsäumen sie ordentlicher Weise diese Vertheidigung, ausgenommen, bey der königlichen Cabane, welche niemals bloß ist, und in deren Bezirke sie stets eine gewisse Anzahl Gebäude haben, welche hinlänglich sind, bey einer Ueberfallung alle Leute einzunehmen.

**Religion der Indianer.** Diese Gebräuche sind sehr weit von der Wildheit entfernt, welche immer mehr zunehmen scheint, so wie man weiter gegen Norden geht. Man übergeht alles, was ihre Sitten und ihre Ceremonien im Kriege und Frieden betrifft, als in welchen beyden Punkten sie von den nördlichen Americanern wenig unterschieden sind: ihre Religion und ihr Gottesdienst aber verdienen um so vielmehr Beobachtung, weil man nichts dergleichen in eben dem Theile des festen Landes von America kennet. Das Zeugniß des ungenannten Dichters ist hier vor aller Art von Ausnahme gedeckt.

**Quioccosan,** Er hält sich für verbunden, saget er, dasjenige ungekünstelt zu erzählen, was er mit seinen eigenen Augen wahr befunden hat. „Er verschaffete sich auf vielen Reisen, die er oder ungefähr entdeckter Tempel. „nach den indianischen Flecken that, die Gelegenheit, mit einigen von den vornehmsten Einwohnern vertraut umzugehen; und er konnte niemals aus ihrem Munde etwas herausbringen, weil sie die Offenbarung ihrer Grundsätze als eine Entheiligung derselben ansahen. „Eine unvermuthete Begebenheit aber ließ ihn etwas davon entdecken. Eines Tages, da er mit einigen Freunden in dem Gehölze spazieren gieng, gerieth er von ungefähr auf den Quioccosan, oder den Tempel der Indianer, zu einer Zeit, wo der ganze Flecken

versammelt war, um sich wegen der Gränzen einiger Länderereyen zu berathschlagen, welche Zustand von ihnen die Engländer abgetreten hatten. Weil die Gelegenheit nicht günstiger seyn konnte: Virginien. so entschloß er sich, solche zu ergreifen, es möchte auch kosten, was es wollte, und eine vollkommene Kenntniß von diesem Quicocosan einzuziehen, dessen Lage sie den Engländern sorgfältig verhehlen. Nachdem man zwölf bis funfzehn Baumstämme von der Thüre hinweggeräumt, womit sie versperrt war: so giengen er und seine Gefährten hinein. Bey dem ersten Anblicke sahen sie nichts weiter, als leere Wände, und einen Heerd in der Mitten, welches sie in Zweifel setzete, ob sie nicht eine ordentliche Hütte für einen Tempel genommen hätten. Die Gestalt war von den andern in nichts unterschieden. Sie war ungefähr achtzehn Fuß breit, und dreyßig lang, mit einem Loche in dem Dache, den Rauch durch zu lassen, und der Thüre an dem einen Ende. Außen in einiger Entfernung von dem Gebäude war ein Bezirk von Pfählen, deren Spitzen gemahlet waren, und halberhobene Menschengesichter vorstellten. Da die neugierigen Engländer aber in dem ganzen Tempel kein Fenster, noch etwas anders, als die Thüre und das Loch zum Rauchfange, erblicketen, wodurch das Licht hineinfallen konnte: so singen sie schon an, die Hoffnung zu verlieren, als sie an dem andern Ende, der Thüre gegen über, eine Absonderung von sehr dichten Matten wahrnahmen, welche einen Raum enthielt, worinnen man nicht das geringste Licht sah. Sie hatten anfänglich einige Abneigung, sich in diese gräuliche Finsterniß einzulassen. Sie giengen aber doch hinein, und tappeten auf beyden Seiten herum. Gegen die Mitte dieses Verschlages, welcher ungefähr zehn Fuß lang war, fanden sie große Bohlen, die von Pfählen unterstützt wurden, und auf diesen Bohlen drey zusammen gerollte und zugenähete Matten, welche sie geschwind an das Licht strugen, um zu sehen, was darinnen wäre. Damit sie mit dem Aufstrennen keine Zeit verlorren, so schnitten sie die Fäden mit ihren Messern entzwey; und ihre einzige Sorge gieng nur dahin, daß sie die Matten nicht beschädigten. In der einen fanden sie einige Gebeine, die sie für Menschenknochen hielten; und der Hüftknochen, den sie maßen, war zwey Fuß, neun Zoll lang. In der andern waren einige Tomahawks *m*), nach indianischer Art schön gemahlet, und wohl geschnitzet, welche den Dusäcken ähnlich waren, deren sich die Klopfechter in England bedienen, nur mit dem Unterschiede, daß sie von einem harten und schweren Holze waren, und keinen Bügel hatten, die Hand zu bedecken. An die eine hatte man den Bart von einem calecutischen Habue angeheftet; und die beyden längsten Federn aus seinen Flügeln hingen am Ende durch eine fünf bis sechs Zoll lange Schnur. Die dritte Matte enthielt verschiedene zusammengesetzte Stücke, welche die Engländer für den Gözen der Indianer ansahen. Göze in dem Quicocosan. Erstlich war ein Brett vier- und halb Fuß lang, oben an welchem man einen Einschnitt sah, um den Kopf daselbst einzufassen, und gegen die Mitte halbe Zirkel, welche vier Zoll vom Rande angenagelt waren, und die Brust und den Bauch der Statue vorzustellen dienten. Darunter war ein anderes um die Hälfte kürzeres Brett, als das vorige, und welches man mit Stücken Holz daran fügen konnte, die auf beyden Seiten eingeschoben wurden, und sich alsdann auf funfzehn oder sechzehn Zoll von dem Leibe erstrecketen, und bestimmt zu seyn schienen, die Krümmung der Knie zu machen. Ueber dieses waren in eben der Matte Walzen, welche anstatt der Arme und Beine zu dienen schienen, und Stücken von rothem

C c c 2

und

*m*) Vermuthlich dasjenige, was in den französischen Berichten Macanas, Kopfschmeißer, heißt.

Zustand von  
Virginien.

„und blauem baumwollenen Zeuge. Die Engländer legeten diese Kleider über die Zirkel, um den Leib daraus zu machen; sie steckten die Arme und die Beine an, und in diesem Zustande machten sie sich eine ziemlich richtige Vorstellung von dem Bilde: sie fanden aber nichts, was sie für den Kopf annehmen konnten. Nachdem sie über eine Stunde zugebracht hatten, ihre Neugier zu befriedigen: so machte die Furcht, sie möchten überfallen werden, daß sie alle diese Materialien wieder in die Matten einwickelten, und die Matten an den Ort legeten, wo sie solche gefunden hatten.

Der Verfasser urtheilte, es wäre dieses Gößenbild, wenn es mit seinem Schmucke bekleidet worden, schon vermögend, an einem dunkeln Orte, Ehrfurcht zu erwecken, wo der Tag nur durch eine Matte hineinsiele, die man leicht aufheben könnte. Auf der andern Seite, zweifelte er nicht, daß die Priester, wenn sie allein hinein gingen, nicht die Arme und Beine der Bildsäule bewegen könnten, ohne daß ihr Betrug wahrgenommen würde. Er sezet hinzu, es gäben nicht alle Indianer ihrem Gößen einerley Namen; die einen nenneten ihn Okos, andere Quioco, oder Kiowsa.

Erklärung von  
einem Wilden.

Man liest in der Reisebeschreibung des P. Sennequins <sup>n)</sup>, es erkannten die Wilden, die er auf seinen langen Herumwanderungen kennen lernen, im geringsten keine Gottheit, und sie wären zu denen dem menschlichen Geschlechte gemeinen Vernunftschlüssen unfähig. Er versichert so gar, sie hätten keine äußerliche Ceremonie, woraus man schließen könnte, daß sie eine Gottheit erkannten; und man sähe unter ihnen weder Opfer, noch Tempel, noch Priester. Der Baron de la Fontan hingegen eignete ihnen seine Begriffe und spitzige Vernunftschlüsse zu. Der ungenannte Virginier entfernt sich von beyden, beschuldigt den ersten des Irrthumes, und den andern der Vergrößerung. Weil man nicht vermuthen kann, saget er, daß die Indianer in Virginien und andern engländischen Colonien mehr oder weniger erleuchtet sind, als die in eben dem Theile des festen Landes, mit denen sie häufigen Umgang haben: so urtheilte er von den Einsichten aller dieser barbarischen Völkerschaften nach denjenigen, die er bey einem Indianer fand, der einer von den redlichsten und vernünftigsten seiner Colonie war. Diese Eigenschaften, die er an demselben kannte, machten, daß er eine Unterredung mit ihm wünschte. „Er fand auch ein Mittel, ihn allein in seine Pflanzung zu bekommen. Er gab ihm vielen alten Cider zu trinken, bey einem guten Feuer, damit er ihn bewegte, offenherzig zu werden; und als er glaubete, daß solcher durch den Trank, durch das Feuer, und durch seine Liebkosungen erhitzt genug wäre: so fragete er ihn, wer der Indianer Gott wäre, und was für einen Begriff sie von ihm hätten? Er antwortete mir ganz natürlich, erzählet der Ungenannte, sie glaubeten einen höchstgütigen Gott, der im Himmel wohnete, und dessen guthätige Einflüsse sich über die Erde verbreiteten. Ich sagete zu ihm, man beschuldigte sie, daß sie den Teufel anbetheten; und da ich sah, daß er stockete, so fragete ich ihn, warum sie nicht viellieber diesen gütigen Gott anbetheten, den sie für den Urheber aller Güter erkannten? Er antwortete mir: Gott wäre zwar wirklich der Urheber aller Güter: er gäbe sich aber damit nicht ab, daß er solche den Menschen mittheilte. Da er sie sich selbst überliesse, so ließe er ihnen auch die Freyheit, die Güter zu gebrauchen, die sein Werk wären, und sich so viel davon zu verschaffen, als sie könnten; folglich wäre es unnütz, daß man ihn fürchtete, oder anbethete; wenn man hingegen den bösen Geist nicht besänftigte den „ich

n) Neue Reise 10. 13 Cap.

nich den Teufel nennete, so würde er ihnen alle die Güter entführen, die Gott der Erde gegeben hätte, und würde ihnen Krieg, Hunger und Pest zuschicken. Unterdessen, daß Gott seiner Seligkeit im Himmel genösse, wäre dieser böse Geist ohne Aufhören mit ihren Angelegenheiten beschäftigt; er besuchte sie oftmals, und er wäre in der Luft, in dem Donner und in den Stürmen.

„Ich redete darauf mit ihm von dem Götzenbilde, welches sie in ihrem Quioccosan anbeteten, und ich versicherte ihn, es wäre ein Stück unempfindliches Holz, das von Menschen Händen gemacht wäre, welches weder hören, noch sehen, noch reden könnte, und folglich unvermögend wäre, ihnen gutes oder böses zu thun. Er schien verlegen zu seyn. Er stusete. Ich hörte ihn einige gebrochene Worte sagen, als es sind unsere Priester . . . sie sagen uns . . . sie lassen uns glauben . . . es sind unsere Priester. Darauf versicherte er mich, sein Gewissen erlaubete ihm nicht, mir mehr zu sagen.“

Der Fleiß, welchen der Virginier lange Zeit auf eben die Materie wandte, ließ ihn beobachten, daß die Wahrsager viel Macht über die Indianer haben; daß sie ihnen statt der Priester dienen; daß sie ihren Gottesdienst und ihre Bezauberungen in einer allgemeinen Sprache verrichten, die er für der Algonquinen ihre hält; daß sie die Opfer für den bösen Geist nicht sparen; daß sie bey dem Anfange einer jeden Jahreszeit ihm die Erstlinge von den Früchten, den Vögeln, dem Viehe, den Fischen, den Pflanzen, den Wurzeln und allem opfern, was einigen Nutzen oder einiges Vergnügen bringt. Sie erneuern ihre Opfer, wenn sie mit gutem Glücke aus dem Kriege, von der Jagd und der Fischerey zurück kommen.

Smith erzählet eine Bezauberung, wovon er selbst zu Pamouky Zeuge gewesen, als er daselbst gefangen gehalten worden. Man zündete mit Anbruche des Tages, saget er, ein großes Feuer in einem langen Hause an, und man breitete Matten dahin, auf deren eine ich mich setzen mußte. Darauf erhielten meine ordentlichen Wachten Befehl, hinaus zu gehen. Ich sah so gleich einen großen Mann von einem rauhen Ansehen herein treten, dessen Leib schwarz gemalt war, und welcher auf seinem Kopfe ein Paß von Schlangenhäuten und Wieselstellen hatte, die mit Moose ausgestopft waren, deren zusammengebundene Schwänze oben eine Art von Quaste machten, und deren Leiber über seine Schultern hinunter hingen, und ihm fast ganz das Gesicht bedecketen. Eine Krone von Federn untermüßete diesen wunderlichen Zierrath. In der Hand hatte er eine Klapper, die er lange Zeit erschallen ließ, wobey er tausenderley närrische Stellungen machte. Darauf fing er seine Anrufung mit einer starken Stimme an, und machte einen Kreis mit Mehle um das Feuer. Nach diesen kamen drey andere schwarz und roth gemalte Wahrsager, die aber auf den Backen noch einige weiße Flecken hatten, mit verschiedenen Sprüngen auf den Schauplatz. Sie sangen insgesammt an, um mich herum zu tanzen; und bald erschienen noch drey andere, die eben so ungestalt, als die erstern waren, aber nur allein die Augen roth gemalt, mit vielen weißen Strichen auf dem Gesichte, hatten. Nach einem ziemlich langen Tanze setzten sie sich gegen mich über, drey auf jeder Seite des Oberhauptes; und alle sieben fügten ein Lied an, welches mit dem Geräusche der Klapper vergesellschaftet war. Nach Endigung dieser seltsamen Musik legete das Oberhaupt fünf Weizenkörner auf die Erde, eröffnete die Arme, und streckete sie mit solcher Gewalt aus, daß sich seine Adern aufzublähen schienen. Er that darauf ein kurzes Gebeth, nach welchem sie alle einen Seufzer ausstießen.

Darauf legete er wieder drey Körner in einiger Entfernung von den andern; und eben diese

Zustand von Virginien. Uebung wurde so lange wiederholt, bis die Körner drey Kreise um das Feuer machten. Sie nahmen darauf ein Päck kleiner Zweige, die ausdrücklich dazu gebracht wurden, und wovon sie einen in jeden Raum zwischen den Körnern legeten. Diese Verrichtung dauerte den ganzen Tag. Sie brachten solchen, so wie ich, zu, ohne die geringste Speise zu sich zu nehmen. Beym Anbruche der Nacht aber bewirhteten sie sich mit dem, was sie am allerbesten hatten. Eben die Ceremonie wurde drey Tage hinter einander von neuem wieder angefangen, ohne daß ich errathen konnte, worauf solche hinaus laufen sollte. Endlich sageten sie mir, die Völkerschaft hätte wissen wollen, ob ich böse oder gut gegen sie gesinnet wäre; der Kreis von Mehle bedeutete ihr Vaterland, die Kreise von den Körnern die Gränzen des Meeres, und die kleinen Zweige mein Vaterland. Sie bilden sich ein, sehet Smith hinzu, die Erde sey platt und rund, und ihr Land liege in der Mitten.

Zeugniß des  
Obersten  
Byrd.

Ein engländischer Oberster, Namens Byrd, hat ein feyerliches Zeugniß von einer Sache gegeben, die unter seinen Augen vorgegangen war. Man erfuhr alle Uebel einer großen Dürre an den Quellen der Flüsse, vornehmlich in dem obern Theile des Flusses James, wo Byrd eine Menge Negern bey seinen Pflanzungen brauchete. Er wurde von allen benachbarten Indianern so geehret, daß sein bloßer Namen schon genug war, sie unter dem Joche zu erhalten. Einer von ihnen schien darüber gerühret zu seyn, daß er den Taback eines so lieben Mannes umkommen sah, und kam zu dem Aufseher, und erbot sich, er wollte Regen fallen lassen, wenn er ihm im Namen des abwesenden Obersten zwei Flaschen von dem engländischen Getränke versprechen wollte. Obgleich nicht die geringste Anscheinung von Regen da war, und der Aufseher nicht viel Vertrauen auf die indianische Zauberey setzte: so wurden doch die beyden Flaschen, bey der Rückkunft des Herrn, versprochen. Sogleich unternahm der Indianer seine Beschwörungen, welches in der Landessprache Pawaroci heißt; und in weniger, als einer halben Stunde sah man eine dicke Wolke erscheinen, die einen starken Regen auf das Korn und den Taback des Obersten brachte, ohne daß die benachbarten Felder etwas davon bekamen. Der Aufseher, welcher sehr darüber erstaunete, reisete den Augenblick ab, und that über vierzig Meilen, um nur das Vergnügen zu haben, ihm selbst von dieser Begebenheit Nachricht zu geben. Obgleich Byrd von Natur wenig leichtgläubig war: so konnte er dennoch dem Zeugnisse eines vernünftigen Mannes nichts entgegen setzen. Indessen führten ihn doch seine Zweifel nach den Pflanzungen zurück, wo sie durch die einmüthige Aussage aller Engländer bestätigt wurde. Die Aufführung, die er bey dem Indianer beobachtete, war so weislich, daß sie seiner Erzählung ein neues Gewicht zu geben scheint. Er bewilligte ihm die zwei Flaschen, doch hielt er ihn dabey für einen Betrüger, und behauptete, er hätte die Wolke gesehen; denn sonst würde er den Regen nicht haben heran bringen, noch vorher sagen können. Warum haben denn eure Nachbarn keinen erhalten? antwortete der Indianer. Warum haben sie ihre Erndte verloren? Ich habe euch lieb, und habe keinen andern Bewegungsgrund gehabt, die eurige zu retten o).

Opfer.

Diese Wilden werden beschuldiget, daß sie zuweilen junge Kinder opfern; sie vertheidigen sich aber deswegen; und wenn man diese jungen Schlachtopfer verschwinden sieht, so

o) Die französischen Nachrichten sind auch mit bergleichen Historien angefüllt; und dieses macht ihnen eben nicht am meisten Ehre. Gott ist allmächtig; unter den Menschen aber sind einige große Betrüger und andere sehr leichtgläubig.



so sagen sie, ihre Priester entführten sie der Gesellschaft, um sie zu ihrem Stande zu bilden. Smith giebt eine Nachricht von einem dieser Opfer. „Man malete, saget er, funfzehn von den wohlgebildetsten Knaben weiß, die nur erst zwölf bis funfzehn Jahre alt seyn mochten. Das Volk brachte einen ganzen Morgen mit Singen und Tanzen um sie herum zu, wobey es Klappern in der Hand hatte. Den Nachmittag wurden sie unter einen Baum gestellet; und man machte zwischen ihnen eine doppelte Reihe von Kriegesleuten, die mit kleinen in Bündel zusammen gebundene Röhren bewaffnet waren. Fünf junge frische starke Leute nahmen wechselsweise eines von diesen Schlachtopfern, führten es durch die Reihen fort, und verwahrten es auf ihre eigenen Unkosten vor den Schlägen der Röhre, die man auf sie regnen ließ. Unter dieser grausamen Uebung weineten die Mütter die heißesten Thränen, und machten Matten, Häute, Moos und trockenes Holz zurechte, welches ihren Kindern zum Leichenbegängnisse dienen sollte. Nach diesem Austritte, welchen der Verfasser mit der Strafe der Spießruthen vergleicht, hieb man den Baum voller Wuth nieder, und den Stamm und die Aeste in Stücken; man machte Blumenbinden daraus, um die Schlachtopfer zu bekränzen, und ihre Haare wurden mit dessen Blättern geschmückt. Smith kann nicht sagen, wo sie hingekommen. Man warf diese funfzehn Unglückselige über einander in einem Thale, als wenn sie todt wären; und die ganze Versammlung hielt daselbst einen Schmaus,„

Zustand von  
Virginien.

Der ungenannte Virginier zweifelt an der Wahrheit einer Begebenheit, wovon Smith nicht saget, daß er ein Zeuge dabey gewesen. Ohne ihn einer Unredlichkeit zu beschuldigen, muthmaßet er nur, daß er sich in einigen Umständen einer indianischen Ceremonie betheiliget habe, welche *Zuscana-wiment* heißt, weil sie in funfzehn oder sechzehn Jahren nur einmal gefeyert wird, und weil die jungen Leute sich nicht eher in dem Stande befinden, dazu gelassen zu werden. Es ist eine Prüfung, die sie ausstehen müssen, bevor sie unter die Zahl der Tapfern einer Völkerschaft aufgenommen werden, welche man durch den Namen der *Cotarowen* unterscheidet. Man hat schon etwas ähnliches in der Beschreibung von Mexico gesehen. In Virginien wählen die indianischen Häupter die jungen Leute von schöner Gestalt, die sich schon auf der Jagd und in ihren Kriegen hervorgethan haben. Diejenigen, welche sich nicht wollen erwählen lassen, werden beschimpfet, und dürfen sich in ihrem Vaterlande nicht mehr sehen lassen. Man läßt sie anfänglich einige von den thörichten Ceremonien vornehmen, die man nach Smithen angeführet hat: die vornehmste aber ist eine lange Eingezogenheit in dem Walde, wo sie ohne den geringsten Umgang mit jemanden und ohne andere Nahrung, als einen Trank von einigen Wurzeln, eingeschlossen sind, welche die Kraft haben, das Gehirn zu verrücken. Dieser Trank, den sie *Wisoccan* nennen, nebst der scharfen Zucht, stürzet sie in eine Art von Thorheit, welche achtzehn bis zwanzig Tage dauert. Das Gebäude, worinnen sie verwahret werden, ist mit einem sehr starken Pfahlwerke umgeben. Der Ungenannte hat eines im 1694 Jahre in den Landen der Indianer von *Pamontky* gesehen. Seine Gestalt war wie ein Zuckerhut, und mit Löchern gleichsam durchbohret, um der Luft einen freyen Durchgang zu verschaffen. Man hätte es für ein Vogelbauer halten sollen. Wenn man sie von diesem Franke genug hat trinken lassen: so vermindert man das Maaß desselben, damit sie nach und nach wieder zur Vernunft kommen. Vorher aber, ehe sie völlig wiederhergestellt worden, führet man sie durch durch alle Flecken der Völkerschaft. Darauf unterstehen sie sich nicht, zu sagen, daß sie das geringste Andenken des Vergangenen behalten,

Indianische  
Ceremonie,  
Zuscana-wi-  
ment.

aus

Zustand von aus Furcht, sie möchten noch einmal hufcanaviret werden; weil ihnen alsdann so rauch  
Virginien. begegnet wird, daß es sich gemeiniglich mit dem Tode endiget. Sie müssen gleichsam, taub,  
stumm und blind werden, und alle Kenntnisse verloren zu haben scheinen, damit sie neue  
erlangen. Der Ungenannte hat viele Beyspiele davon gesehen. „Ich weis nicht, faget er,  
„ob ihre Vergessenheit verstellet oder wirklich ist: es ist aber gewiß, daß sie sich befeßen,  
„nichts von dem zu wissen, was sie gewußt haben, und daß ihre Führer sie begleiten, bis  
„sie die gemeinen Begriffe wieder erlangt haben. Die Meynung, welche sich Smith von  
„dem Opfer gemacht, kam vermuthlich daher, weil allezeit einige bey dieser beschwerlichen  
„Prüfung darauf gehen. Uebrigens behaupten die Indianer, die Absicht eines so gewalt-  
„samen Gebrauches sey, die Jugend von den übeln Eindrücken der Kindheit zu befreien,  
„damit die Vorurtheile der Erziehung und Gewohnheit keinen Antheil an dem Urtheile ha-  
„ben, welches sie von den Dingen, vornehmlich bey Verwaltung der Gerechtigkeit, fällen  
„sollen,, p).

Ihre Feste,  
Jahreszeiten.

Die Opfer, welche sie ihren Götzen darbringen, sind Pelzwerk, das Fett und die  
besten Stücke von dem Wildprate, das sie auf der Jagd bekommen, Früchte, Pucoon,  
und vornehmlich Taback, wovon ihnen der Rauch zum Räucherwerke dienet. Ihre Feste  
sind nach den Jahreszeiten eingerichtet. Sie feyern einen Tag bey der Ankunft ihrer wil-  
den Vögel, das ist der Gänse, Enten u. s. w. einen andern zur Zeit ihrer Jagd, einen  
dritten, wenn die Früchte reif sind. Das vornehmste Fest aber ist das Erndttest, bey  
welchem sie alle arbeiten, ohne Ausnahme des Standes und Geschlechtes, wie sie denn auch  
alle etwas zum Feldbaue beitragen.

Sie zählen nach Einheiten, nach Zehnen und nach Hunderten: ihre Jahre aber  
rechnen sie nach den Wintern, welche sie Cahouque, von dem Geschreye der wilden Gän-  
se nennen, die nur in dieser Jahreszeit ankommen. Sie theilen das Jahr in fünf Theile;  
der erste, wenn die Bäume ausschlagen und blühen; der zweyte, wo die Aehren gebildet  
werden, und gut zum Rösten sind; der dritte der Sommer oder die Erndte; der vierte  
das Abfallen der Blätter, und der fünfte, der Cahouq oder Winter. Ihre Monate  
kommen mit des Mondes Laufe überein, und nehmen ihre Namen von denen Sachen, die  
ordentlicher Weise in diesem Zeitraume wiederkommen: als der Hirschmond, der Korn-  
mond, der erste und zweyte Cahouqmond u. s. w. Sie theilen den Tag nicht in Stun-  
den ein, sondern machen drey Stücke daraus, die sie den Aufgang, das Steigen und den  
Untergang der Sonne nennen. Ihre Register halten sie beynah eben so, wie in Peru,  
durch verschiedene Knoten, die sie in Schnüre machen, oder durch Kerben, die sie in Holz  
schneiden.

Ihr Quilocosan oder ihr Tempel, ist nicht allein mit Pfählen umgeben, deren  
Spitze halberhabene und gemalete Menschengesichter vorstellet, sondern sie pflanzen auch  
welche an einige andere Derter, die geheiliget, oder für ihre Völkerschaft berühmt sind, um  
welche sie an gewissen Tagen herum tanzen. Ostmals errichten sie steinerne Pyramiden  
und Säulen, welche sie malen und schmücken, um ihnen hernach eine Art von Gottes-  
dienste zu erweisen; nicht als der obersten Gottheit, welche sie schon gedachter maßen nicht  
anbethen, sondern als einem Sinnbilde seiner Dauer und Unveränderlichkeit. Ihre Caba-  
nen zeigen steinerne Körbe, die sie in eben der Absicht verwahren. Sie erweisen auch den  
Fluß

Flüssen und Brunnen Ehre, weil ihr beständiger Lauf die Ewigkeit Gottes vorstellet. Mit Zustand von einem Worte, sie errichten, bey der geringsten Gelegenheit, Altäre und zuweilen aus geheim- Virginien. nippvollen Ursachen. Dergleichen war der crySTALLENE Würfel, wovon Smith mit Verwunderung redet, und den viele von ihren Völkerschaften auf gleiche Art verehren. Sie nannten ihn Pacorance, aus Anspielung auf den Namen eines Waldvogels, dessen Gesang dieses Wort ausdrückt, welcher beständig allein geht, und sich nur bey dem Anbruche der Nacht sehen läßt. Sie glauben, dieser kleine Vogel sey die Seele eines von ihren Fürsten, und die Ehrerbietung, die sie für ihn hegen, ist überaus groß.

Man belehret uns, auf was für Art und Weise sie die Leichname ihrer Könige erhalten. Sie spalten die Haut längst dem Rücken auf, und heben sie mit so vieler Geschicklichkeit ab, daß sie nichts daran zerreißen. Darauf fleischen sie die Knochen ab, ohne die Nerven zu beschädigen, damit alle Gelenke ganz bleiben. Wenn sie nun die Knochen ein wenig an der Sonne trocken werden lassen: so stecken sie solche wieder in die Haut, welche sie mit einem Oele feucht zu erhalten gesucht haben, welches sie auch vor der Fäulniß verwahret. Wenn die Knochen wieder in ihre natürliche Lage gestellet sind: so füllen sie den Zwischenraum mit sehr feinem Sande aus. Darauf wird die Haut wiederum zugenähet, und der Körper scheint wieder eben so ganz zu seyn, als wenn das Fleisch noch daran wäre. Man trägt ihn an den Begräbnißort, wo er auf ein großes mit einer Matte bedecktes Brett, ein wenig über der Erde, geleyet und mit einer Matte bedeckt wird. Das Fleisch, welches man von den Knochen abgelöset hat, wird auf einer Hürde an die Sonne geleyet; und wenn es ganz trocken ist, so thut man es in einen wohl vermachten Korb, und setzet es zu den Füßen des Leichnames. Die ein wenig alten Völkerschaften haben also ziemlich lange Reihen von Gräbern, oder vielmehr unter einerley Gewölbe ausgebreitete Körper. Sie setzen daselbst nicht nur ein Quioccas, das ist ein Götzenbild, sondern auch noch einen Priester zur Wache, welcher den Altar unterhalten, und für die Körper Sorge tragen muß.

Vor der Ankunft der Engländer hatten die Indianer in Virginien eine Art von Münze, die so wohl zu ihrem Nuße, als zu ihrer Handlung dienete. Es waren viele Arten von zusammengereiheten Muschelschalen, die sie Peak, Runtis und Roenokes nenneten. Die Peake waren verschiedene Theile von einerley Muschelschale, glatt und in kleine Cylinder gebildet, welche unsern kleinen Glasröhrchen ziemlich gleich kommen, aber nicht so durchsichtig und nicht so zerbrechlich sind. Es gab deren braune und weiße. Sie waren ein Drittel eines Zolls lang, und hatten ungefähr drey Linien im Durchschnitte. Die Runtis waren eyförmig und glatt, wie die Peake. Die Roenokes waren nur kleine Stücke von der Petunkelmuschel, deren Ränder sehr rauh bleiben. Als diese Wilden von den Engländern gelernet hatten, ihre Häute und ihr Pelzwerk höher zu schätzen, weil sie bey dem Umtauschen mehr Vortheil daraus zogen: so schien ihre alte Neigung zu den Muschelschalen ein wenig zu erkälten. Indessen nehmen sie solche doch noch im Handel, vornehmlich den braunen Peak, den sie Peak Wampon nennen, und welcher der theuerste ist. Die engländischen Kaufleute schätzen die Ruthe achtzehn Stüber, und die weißen neun Stüber.

Man wiederhohlet, daß alles das, was die Indianer in Virginien mit den andern wilden Völkerschaften gemeines haben, weiter hin verschoben wird. Unsere Schriftsteller

Zustand von Virginien. gestehen, es habe die Anzahl der Eingeborenen in dieser Colonie sehr abgenommen. Ob sich gleich noch viele Flecken finden, welche ihre alten Namen behalten: so haben sie doch alle zusammen nicht über fünfhundert Mann, welche vermögend sind, die Waffen zu führen. Diese Leute leben in einem beständigen Elende, und in einer steten Furcht vor den benachbarten Indianern. Vermöge eines 1677 geschlossenen Vertrages soll jeder von ihren Wohnplätzen jährlich drey Pfeile und zwanzig Castorhäute für den Schutz der Engländer bezahlen: derjenige Schutz aber, welcher ihnen zugestanden ist, geht nicht so weit, daß man ihrentwegen etwas gefährliches oder beschwerliches unternehme. Man giebt uns ein Verzeichniß von allen ihren Flecken.

Zustand und Namen der indianischen Flecken.

Die Landschaft Nocomac enthält deren neune: **Nanoquin**, welches durch die Kimpocken fast gänzlich ausgestorben ist. **Gingoteque**, wovon die traurigen Ueberbleibsel sich mit einer von den Völkerschaften in Maryland vereinigt haben; **Kietotang**; **Nachopungo** und **Occahenok**, die nur eine sehr kleine Anzahl Menschen haben; **Pungoteque**, wo eine Königin herrscht, aber über eine sehr kleine Völkerschaft; **Wanancok**, welches nicht über vier oder fünf Familien hat; **Chiconesser**, welches nicht viel mehr hat; **Nanduy**, der Sitz einer Königin, welche man Kaiserin nennet, und welcher alle Völkerschaften auf dieser Küste zinsbar sind, ob es gleich nicht über zwanzig Familien in ihrem Flecken giebt.

Die Provinz Northampton hat nur den Flecken **Gangasko**: die Anzahl seiner Einwohner aber ist der in den obgenannten Flecken fast gleich. In der Provinz Prinz George ist **Dayanok** fast ganz wüste. In der Nachbarschaft von Charlestown findet man den Flecken **Appamabor**, welcher sechs bis sieben Familien enthält. **Nattaway**, welches in der Provinz Surrey ist, fängt seit kurzem an, in Aufnahme zu kommen, und hat wenigstens hundert Kriegesleute. Bey **Nansamon** zählt man zween Flecken, wovon der eine sehr bevölkert ist und eben den Namen hat; der andere aber **Nembiring** heißt, und ungefähr dreyßig Mann bewaffnen kann. Die Provinz König Williams hat auch zween Flecken; **Pamunky**, worinnen man ungefähr vierzig Kriegesleute zählt, deren Anzahl sich vermindert, und **Chickahomony**, wo man nur ihrer sechzehn zählt, welche aber sich zu vermehren anfängt. Die Völkerschaft **Kapahanok** in der Provinz Essex ist auf eine kleine Anzahl Familien herunter gekommen, die in den engländischen Pflanzungen zerstreuet sind. In der Provinz Richmond hat der Flecken **Port-Tabago** nur fünf bis sechs Familien, die eingehen. Die Provinz Northumberland hat den Flecken **Onicocomoco**, wo nur drey Familien übrig sind, die aber nichts destoweniger noch ihre alten Gebräuche beobachten, und von den andern Indianern eben so abgesondert leben, als von den Engländern.

Der IV Abschnitt.

Niederlassung in Neu-England.

Niederlassung in Neu-England.

Ursprung dieser englischen Colonie. Erstes Unternehmen. Namen, die verschiedenen Dertern zum Voraus gegeben worden. Verschiedene Secten stiften daselbst Pflanzstädte. Carver legt Neu-England an. Erste Verbindung der Engländer mit den Wilden. Bradfords Gesandtschaft an den großen Sachem. Engländer bemächtigern sich des Landes. Beschreibung von Neu-England. Provinz Massachusetts. Essex. Middlesex. Suffolk. Beschreibung der Hauptstadt Boston. Andere Städte dieser Provinz.

Provinz Hampshire; Plymouth; Barnstable; Bristol. Insel Rhode. Providence und Warwick. Provinzen Connecticut und Newhaven. Grafschaft Newlondon. Grafschaft Hartford. Grafschaft Newhaven. Grafschaft Fairfield. Regierung in Neu-England. Gesetze daselbst. Harvards Collegium zu Cambridge. Bibliothek. Newhavens Collegium. Indianer in Neu-England. Stärke derselben. Innere Unruhen. Geschichte von den Heren des Landes.

Bei der Ordnung der Entdeckungen und Niederlassungen habe ich die chronologische Ordnung allezeit vorgezogen. Was aber die Verbindung der Begebenheiten anbelangt, so hat sie vielen Vortheil von der Nähe der Derter.

Man muß sich erinnern, daß sich 1602 ein engländischer Hauptmann, Namens Bartholomäus Gosnold, zuerst an dieser Küste aufgehalten. Er hatte noch zwey und dreyßig Mann am Borde, welche geneigt zu seyn schienen, sich daselbst zu setzen, wenn sie einen Ort fänden, dessen Lage sie dazu einlud. Sie hatten verschiedene Arten von Korne und Samen mit gebracht, das Erdreich zu prüfen. Nachdem sie in zwey und vierzig Grad einige Minuten Norderbreite zwischen den Inseln, welche die nordliche Seite der Massachusettsbay bilden, an das Land gestiegen waren: so machte der Ekel, den sie vor diesem Lande bekamen, daß sie sich so weit gegen Süden wandten, bis sie ein Vorgebirge im Gesicht hatten, welches sie Cod oder das Stockfischvorgebirge nannten, weil sie daselbst eine ungeheure Menge von diesem Fische fingen. Dieß ist heutiges Tages die Nordspitze der Grafschaft Plymouth. Sie stiegen in einer kleinen Insel aus, die sie Elisabeth nannten, und in einer andern, die sie Marchens Weinberg hießen. Endlich kamen sie, ohne ihre Beobachtungen und Unternehmungen zu wiederholen, das folgende Jahr so verläßt über ihren Handel, den sie mit den Wilden geführt hatten, wieder zurück, daß auf ihre Erzählung verschiedene Privatpersonen eben die Reise versuchten. Allein, nur erst im 1606ten Jahre bildete sich unter der Gewalt des Hofes zu London eine Gesellschaft, welche der Plymouther Rath genannt wurde, weil die meisten von den Gesellschaftern aus dieser Stadt waren. Ihre offenen Briefe enthielten ein ausdrückliches Recht, sich zwischen dem acht und dreyßigsten und fünf und vierzigsten Grad in den Ländern dieser Breite niederzulassen, denen man noch keinen andern Namen gab, als das mittägliche Virginien. Da diese Gesellschaft zu eben der Zeit, wie die von dem eigentlich so genannten Virginien ihren Ursprung genommen: so kann man sagen, daß der Ursprung dieser beyden Colonien von einerley Zeit ist; obgleich diese viel ältere Grundlagen zu einigen Niederlassungen gehabt hat, die aber keinen Fortgang gehabt haben.

Ursprung dieser englischen Colonie.

Popham und Gilbert, zween von den vornehmsten Gesellschaftern, giengen mit zweyen Schiffen und hundert Mann ab. Sie fingen an, sich an den Ufern des Flusses Sagadahot, nicht weit von dem Flusse Casco in demjenigen Theile des festen Landes

Erstes Unternehmen.



**Niederlassung in Neu-England.** niederzulassen, welchen die alten Erdbeschreiber *Norembegue* nennen, ohne uns den Ursprung dieses Namens recht zu erkennen zu geben. Sie baueten daselbst ein Fort, welches sie *St. Georg* nannten, an der Mündung eben dieses Flusses. Da aber *Popham* 1608 starb, und *Gilbert* sich nicht lange in der neuen Colonie aufgehalten hatte: so verfiel sie in eine Mattigkeit, welcher viele Privatpersonen, die vier oder fünf Jahre lang die Reise dahin thaten, nicht abhelfen konnten, und welche bis auf die Reise des Hauptmannes *Johann Smith* dauerte, der auch an der Bildung der Niederlassung in *Virginia* so vielen Antheil gehabt hat. Er fiel aber gleichwohl nicht auf das Fort *St. Georg*; sondern da er bey der Insel *Nenahigan* angelandet war: so zog er so große Vortheile aus seinem Handel mit den *Indianern*, daß die Reichthümer, womit er beladen zurück kam, so wohl den englischen Hof, als die Gesellschaft, oder den *plymouther Rath* aufmunterten. Der Entwurf, den er von dem Lande mitbrachte, wurde dem Prinzen *Karl* übergeben, welcher sich ein Vergnügen daraus machte, den vornehmsten Dertern den Namen zu geben. Die neue Colonie, oder vielmehr der Raum, den sie einnehmen sollte, erhielt von dem Prinzen den Namen *Neuengland*. Der Fluß *Massachusets* wurde *Karlsfluß* genannt, die *Bay* des Vorgebirges *Cod* *Milfordsbay*, und das Vorgebirge selbst *Jamesvorgebirge*: es hat aber doch den Namen behalten, den es dem Hauptmann *Gosnold* zu danken hatte, welcher die Ehre gehabt, es zu entdecken.

**Verschiedenen Dertern werden zum Vortheil aus Namen gegeben.**

**Verschiedene Secten stiften Pflanzstädte daselbst.**

Man war nur bedacht, sich eines so schönen Landes zu Nuzge zu machen; und einige *Widerwärtigkeiten*, welche die *Engländer* nur ihrer schlechten Aufführung zuschreiben konnten, hinderten nicht, daß nicht eine neue Gesellschaft von Kaufleuten zu *London* und *Plymouth* entstand, die durch eine große Anzahl rechtschaffener Leute von allerhand Ständen unterstüzet wurde, welche die *Religionsunruhen* eine Ruhe wünschen ließen, die sie in ihrem Vaterlande selbst nicht mehr fanden.

Diese *Independenten* giengen den 6ten des Herbstmonates 1721 unter Segel und stiegen den 9ten des Windmonates auf dem Vorgebirge *Cod* aus Land. Dieses war eine verdrießliche Zeit, ihre Pflanzungen anzufangen. Nachdem sie sich ein wenig ausgeruhet hatten: so wandten sie sich gegen Norden, um den *Hudsonsfluß* zu suchen, wo sie sich zu setzen Willens waren. Einer von ihren Wegweisern aber, Namens *Jones*, hatte sich von den *Holländern*, die von diesem Lande Besitz zu nehmen dachten, wie sie denn auch einige Zeit darnach thaten, bestechen lassen, und führete das Schiff zwischen Klippen, wo es von einem Sturme ergriffen wurde, der es in die äußerste Gefahr setzete, und wider nach dem Vorgebirge zurück trieb. Dieser Unfall nebst der rauhen Jahreszeit machte, daß die *Engländer* den Schluß fasseten, wieder in die *Bay* einzulaufen. Weil indessen dieser Theil von der Küste in dem ersten offenen Briefe der Gesellschaft nicht mit begriffen war: so entschlossen sie sich aus eigener Kraft und Gewalt, einen politischen *König* zu errichten, indem sie sich durch eine feyerliche Urkunde für *Untertanen* der *Krone* *England* erkannten. Diese berühmte Zusammengesellung wurde von der ganzen *Versammlung* unterzeichnet. Darauf erwähleten sie zu ihrem Statthalter einen reichen Edelmann, Namens *Carver*, welcher sein ganzes Vermögen mitgenommen hatte, um es zu ihrer Unternehmung anzuwenden.

**Carver leget Neu-England an.**

*Carver* stieg mit sechzehn Leuten in einer Gegend aus Land, die heutiges Tages die *Grasschaft Barnstable* heißt, und fing an, einen zu seinem Vorhaben bequemen Ort zu suchen.

suchen. Indem er sich von der Küste entfernete: so entdeckete er fünf Indianer, welche so geschwind die Flucht nahmen, daß es ihm unmöglich war, sie einzuhohlen. Den andern Morgen kam er in ein schönes mit Maiz bepflanztetes Gefilde, wo er viele Gräber und die Ueberbleibsel von einem Hause antraf. Da er aber daselbst kein Wasser fand: so kam er von seinem Gange nicht recht vergnügt zurück. Der Winter nahete heran, und die Zeit war schon sehr rauh. Einige von diesen Abentheurern stiegen vor Ungeduld in eine Schaluppe, um die ganze Bay des Vorgebirges Cod zu besichtigen. Sie kamen den 6ten des Christmonates zu Ende der Bay, wo Taunton heutiges Tages liegt; und der Anblick von einem Duzend Indianern, die sich um einen todten Wallfisch versammelt hatten, hinderte sie nicht, daselbst ans Land zu steigen. Die Nacht gieng ruhig vorbey. Da der Tag aber eine Menge Wilde herbey geführt hatte, welche zum Frieden nicht geneigt zu seyn schienen: so gieng man mit einem guten Winde wieder in See, und die Schaluppe wurde in einen bequemen Hasen, Namens Patuxet, von dem Namen der benachbarten Indianer, geführt. Das Land wurde ohne den geringsten Schein einiger Gefahr besichtigt. Es war nicht allein mit Maiz bepflanzt, sondern auch von vielen kleinen Flüssen so gut bewässert, daß die Abentheurer alle ihre Absichten daselbst erfüllt fanden, und daher eilten, diese glückliche Zeitung ihren Gefährten zu hinterbringen. Das Schiff begab sich auch so gleich nach eben dem Orte. Es kam den 16ten des Christmonates daselbst an; man schiffete den 19ten aus; und den 25ten als am Weihnachtstage legete man den Grund zu einer Stadt. Die Colonie wurde in neunzehn Theile abgetheilet, denen man den zu Häusern und Gärten nöthigen Grund und Boden anwies. Darauf gieng die erste Sorge dahin, daß man diesen ganzen Raum mit einem Graben umgab, der mit einem guten Pfahlwerke besetzt war, damit die Arbeitsleute sicher seyn möchten. Man verglich sich auch wegen einiger bürgerlichen, geistlichen und Kriegesverfassung. Die aufwachsende Stadt erhielt den Namen Neu-Plymouth.

Man sah den ganzen Winter über keinen Indianer zum Vorschein kommen. Verschiedene Krankheiten aber, die sich unter den Engländern ausbreiteten, verminderten ihre Anzahl sehr. Es singen ihnen die Lebensmittel an abzugehen, als ein Indianer, mit dem Namen Squanto, welcher einige Worte von ihrer Sprache auf der ersten Reise ihrer Nation gelernet hatte, sich trotzig, mit seinem Bogen und seinen Pfeilen bewaffnet, mitten unter ihnen zeigte. Er war einer von den Segamoren, oder Fürsten des Landes, seine Wohnung aber fünf oder sechs Tagereisen entfernt. Er war nackt, ausgenommen in der Mitte des Leibes, wo er mit einem Stücke Leder bedeckt war. Seine Gestalt war gerade, und von einer sonderbaren Länge; seine Haare waren schwarz, und sehr lang. Einige Erklärungen, welche genug zu verstehen gaben, daß sie an seiner Freundschaft nicht zweifeln durften, zogen ihm so viel Liebkosungen von Seiten der Engländer zu, daß, nachdem er mit großen Freundsbezeugungen abgereiset war, er acht Tage darnach in Begleitung vieler andern Indianer wieder kam. Man begegnete ihnen eben so höflich; und ihre Zufriedenheit war so lebhaft, daß, nachdem sie lange Zeit gegessen und getrunken hatten, sie mit Entzücken aufstundten, und zu tanzen anfingen. Man vernahm von ihnen, sie wären Unterthanen des Königes der Massassoiten, welcher den Titel des großen Sachem führet, und dieser Herr wäre entschlossen, selbst zu ihnen zu kommen, um mit den Fremden ein Bündniß zu machen. Er kam auch wirklich den 22ten März in Begleitung des Quandebanco, seines Bruders, und einer Bedeckung von sechzig Mann. Er

Niederlassung in Neu-England.

Erste Verbindung der Engländer mit den Wilden.

**Niederlassung in Neu-England.** wurde von den Soldaten der Pflanzstadt empfangen, und nach dem Hause des Statthal- ters geführt, wo er sich auf drey Kissen niedersetzte, die man zu seiner Ankunft bereit ge- halten hatte. Sein Puz war von seiner Leute ihrem wenig unterschieden, außer, daß er ei- ne Kette von kleinen Knochen hatte, die er um den Hals trug, und ein großes Messer, das ihm vor der Brust hing. Ueber dieses hatte er, wie alle andere, ein kleines Bündel Za- bac hinten auf dem Rücken, ein Stück Leder vorn am Gürtel, und das Gesicht mit ver- schiedenen Farben gemalt. Carver trat mit einem vorhergehenden Trommelschläger und Trompeter in das Zimmer. Der indianische Monarch stund auf, um ihm Ehre zu erwei- sen, und ihn zu umarmen. Sie setzten sich beyde. Man brachte starke Getränke, wor- von der große Sachem auf einmal ein so großes Glas verschluckete, daß er den übrigen ganzen Tag das Fieber davon hatte. Squanto, der ihn begleitete, und dessen Eifer für die Engländer immer einerley blieb, dienete zum Dolmetscher zwischen ihm und dem Stat- thalter. Man machte ein Bündniß, welches gegenseitige Versprechungen der Gewogen- heit und Dienste enthielt. Der große Sachem gab den Engländern für sie und für ih- re Nachkommen alle die um ihre Stadt herum liegenden Felder, und ließ ihnen Squan- to da, daß er sie den Mais bauen, und die Art zu fischen im Lande lehren möchte.

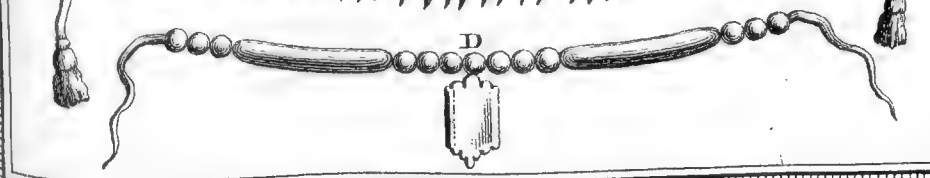
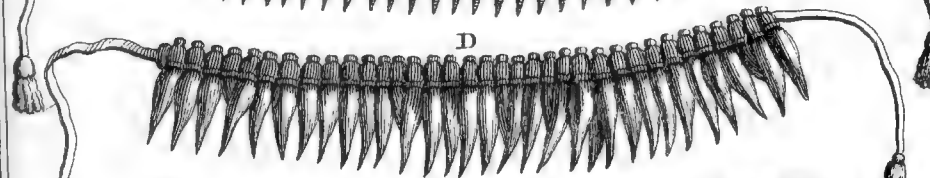
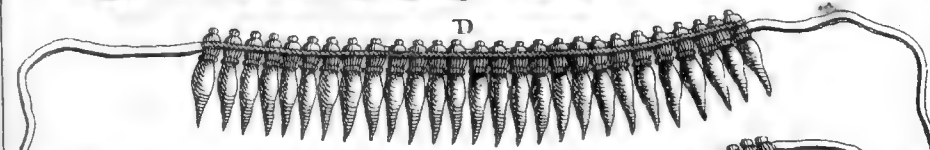
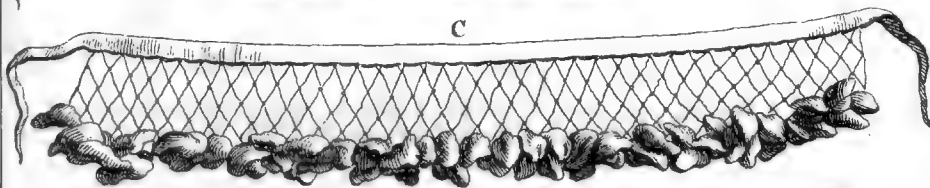
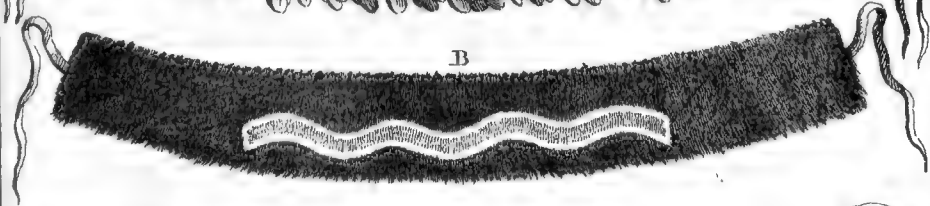
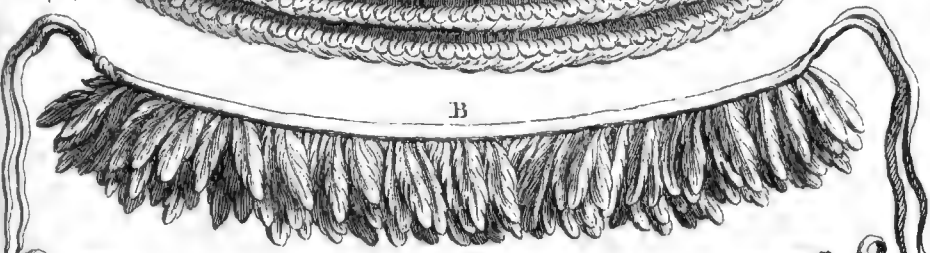
**Bradford's Ge- sandtschaft an den großen Sachem.**

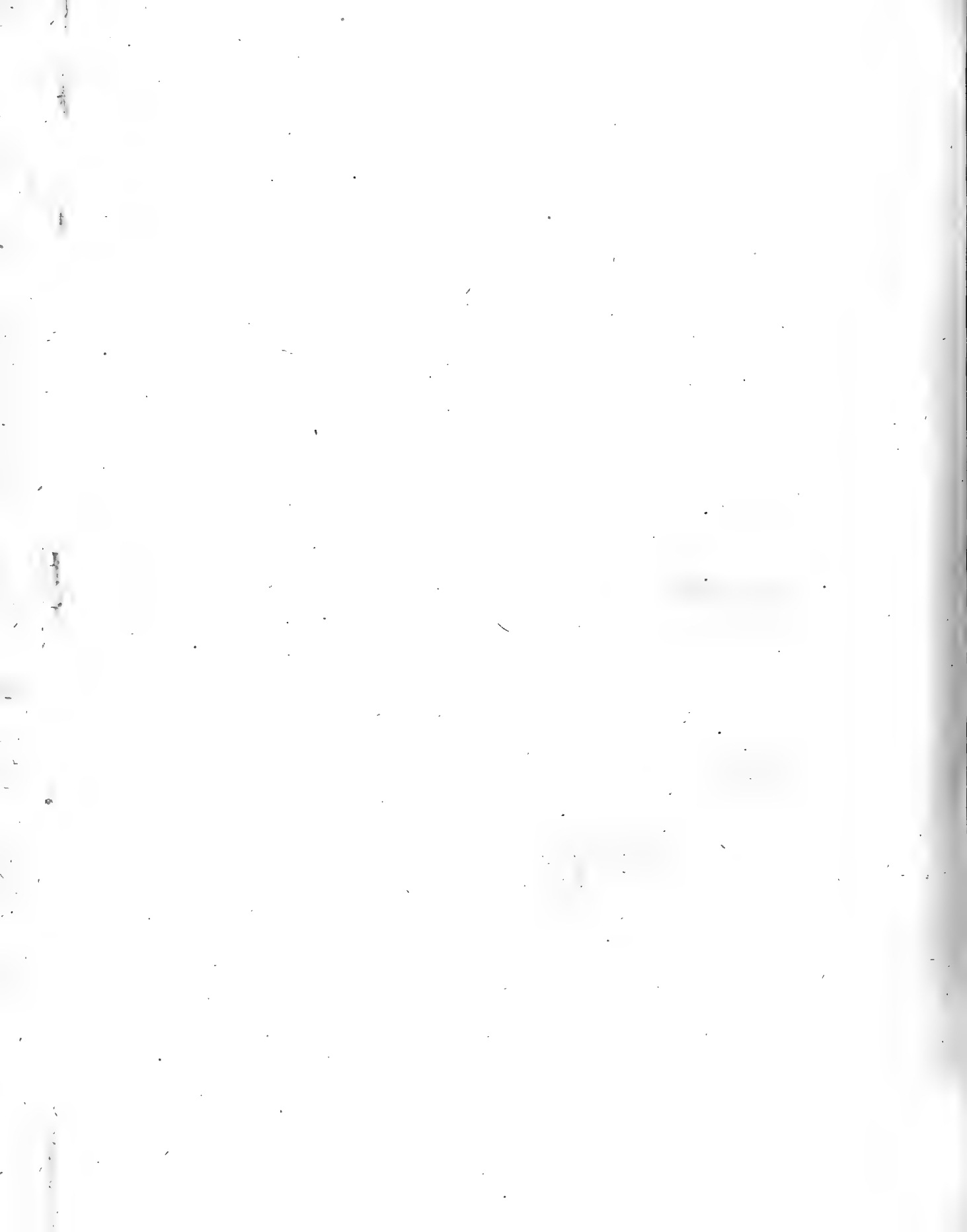
Carvers Tod, welcher im April erfolgte, änderte nichts in diesen glücklichen Verfa- sungen. Bradford, welcher zu seinem Nachfolger erwählet worden, schickete so gleich zween von seinen vornehmsten Einwohnern an den großen Sachem, mit dem Titel der Ge- sandten von der Colonie. Unter die Ehrenbezeugungen, die sie in der königlichen Woh- nung der Massassoiten erhielten, rechnet man auch diejenige, daß sie selbst in dem Bette des Königes und der Königin geschlafen haben. Man setzt aber auch hinzu, daß es nur aus einigen Brettern bestanden, welche einen Fuß hoch über dem Boden der Cabane erho- ben gewesen; und daß zween oder drey Große von der Völkerschaft diese Gnade mit ihnen getheilet haben. Der große Sachem und seine Gemahlinn waren auf einer sehr kleinen Matte an der einen Seite, und die Gesandten mit den Großen an der andern. Ueber dieses war der Hof so schlecht mit Lebensmitteln versehen, daß die beyden Engländer daselbst bald vor Hunger gestorben wären. Sie merketen an, daß das Land schlecht bevölkert war. Ein lange Pest hatte neun Zehnthelle der Einwohner ausgerieben: man sagete ih- nen aber, die Narraganseten, welche die andere Seite der Bay bewohnten, wo 160 Neu- london ist, wären eine zahlreiche und fürchterliche Völkerschaft.

**Engländer be- meistern sich des Landes,**

Was für Hoffnung die Engländer auch immer gefasset hatten, es durch Gelindigkeit dahin zu bringen, daß sie von den Wilden geehret würden: so sahen sie sich doch gar bald genöthiget, die Furcht zu gebrauchen. Ihr getreuer Freund, Squanto, wurde von eini- gen benachbarten Segamoren gemishandelt. Diesen Namen gaben die Indianer klei- nen Herren, welche die Obergewalt des großen Sachem erkannten. Bradford schickete ei- nen Haufen Truppen in ihre Lande, und die bloße Annäherung derselben breitere schon so viel Furcht daselbst aus, daß sie kamen, und ihn um Gnade bathen. Man ergriff die Ge- legenheit, saget der Verfasser einer engländischen Nachricht, sie einen Vertrag der Untere- würfigkeit unterzeichnen zu lassen, welchen er in diesen Worten anführte: „Wir erklären „durch diese Urkunde, daß wir uns für Unterthanen des Königes Jacob, Königes in Groß- „britannien &c. &c. erkennen, zu Beglaubigung haben wir unsere Namen oder unfere Zei- „chen darunter gesetzt.“ Dieser Segamoren waren ihrer neune an der Zahl, und hießen sie: Ohquamchud, Aconnacome, Obatinowa, Vattawahunt, Cubatant, Chil- 17.

*Femeres Putz der Indianer*  
B.B.B. Federbinden von verschiedener Art  
C. Gürtel von Ahuainußen.  
D.D.D. Verschiedene Halsbänder







Labak, Kwadaquina, Zuttamoiden und Apadnan. Nach dieser Verbindung, sie mochte nun gezwungen, oder freywillig seyn, säumete die engländische Colonie nicht, sich auszubreiten; und die Unruhen in England schaffeten ihr noch immer eine große Anzahl Flüchtlinge, vornehmlich Sectirer, wohl oder übel gesinnete, welche einen Aufenthalt suchten, den man ihnen in der übrigen Welt versagete, und welche sich in verschiedenen Provinzen niederließen, deren Beschreibung man hier lesen wird.

Beschreib. v. Neuengland.

Neu England erstreckt sich nicht weniger, als auf drey hundert Meilen an der See-Küste, ohne die Winkel zu rechnen. Man giebt ihm nirgend über funfzig Meilen Breite. Seine Lage ist zwischen ein und vierzig und fünf und vierzig Grad Norderbreite; und seine Gränzen sind Neu-Frankreich gegen Norden, Neu-York gegen Westen, und das Weltmeer gegen Osten und Süden. Ob es gleich mitten in dem gemäßigten Erdgürtel liegt: so ist seine Himmelsluft doch nicht so lieblich noch so regelmäßig, als die in denen Ländern ist, welche in Europa mit ihm in gleichem Striche liegen, dergleichen viele Provinzen in Wälschland und Frankreich sind. Man versichert, die Himmelsluft in Neu-England sey gegen die in Virginien wie die Himmelsluft in Schottland gegen die in England. Der Sommer ist daselbst viel kürzer und heißer, als der unserige; der Winter viel länger und kälter. In dessen ist die Luft daselbst doch gesund, und so wenig veränderlich, daß man daselbst oftmals zween oder drey ganzer Monate hintereinander des reinsten und heitersten Wetters genießt. Die Tage sind daselbst von einer guten Länge. Zu Boston, welches heute zu Tage die Hauptstadt ist, geht die Sonne in dem Brachmonate um vier Uhr sechs und zwanzig Minuten auf, und sechs und dreyßig Minuten nach sieben unter. Den 13ten des Christmonates, welcher der kürzeste Tag im Jahre ist, geht sie um sieben Uhr fünf und dreyßig Minuten auf, und sieben und zwanzig Minuten nach vier Uhr unter.

Beschreibung von Neuengland.

Man fängt die geographische Beschreibung des Landes mit der Provinz Massachusetts an, welche heutiges Tages die größte, und die volkreichste ist, und die alte Colonie Neu-Plymouth nebst Cornwallien oder Neu-Hampshire in sich schließt. Sie erstreckt sich also von Osten gegen Westen längst der Küste, fast auf hundert und zehn Meilen von Scituate in der Grafschaft Plymouth, bis an den Fluß Saco in der Grafschaft Maine, und fast sechzig Meilen von eben dem Puncte bis nach Enfield in Hampshire. Ihre Strecke ist in das Land hinein nicht so beträchtlich. Man hat auf dieser Seite an den Gränzen, welche sie von den indianischen Besizungen absondern, ein Fort, Namens Punnaquid genannt, welches so gar außerhalb dem durch die königlichen Patente angewiesenen Raume ist. Wenn man aber den vorgeschriebenen Gränzen folget: so ist die erste Grafschaft die folgende, Maine, welche unter dem Statthalter von Massachusetts steht, und in welcher man die fünf Flecken York, Salmouth, Scarborough, Wells und Rittersy zählet. York giebt seinen Namen einer Grafschaft, welche ein kleines Stück von Maine ausmachet; so wie Cornwallien eine in Neu Hampshire ausmachet. Uebrigens wird ein Ort, den man hier einen Flecken nennet, zuweilen auch eine Stadt betitelt; weil man sich daselbst mit einigen kleinen Festungswerken wider die Ueberfaltungen der Wilden verwahret hat, welche ohne diese Vorsicht die Provinz in vier und zwanzig Stunden überschwemmen könnten.

Provinz Massachusetts.

Sie begraift Maine u Neu Hampshire.

Neu-

Indessen giebt ihm doch Neal in seiner Geschichte von Neu England dreyhundert und dreyßig Meilen in der Länge, und hundert und neunzig in

der Breite von dem Vorgebirge Cod gegen Nordost bis an Neu-York.

**Beschreib.** Neu-Hampshire oder Cornwallien, welches auch in der Statthaltertschaft Massachusetts mit v. Neueng-  
land. enthalten ist, hat die Flecken Douvres, Exeter, Hampton, Hedeb oder Newcastle, Portsmouth, Edgar'stown, Berwich, Priddiford und Schoals.

Sechs Meilen von Scarborough oder Saco gegen Westen findet man einen andern Flecken, Blak-Point genannt, und gegen Osten desselben Sagadahok und Kennebek, welche alle beyde der Fischerey wegen berühmt sind. Das Ufer des Flusses Saco zeigt hier ein kleines Fort, welches mit zwölf Stücken versehen ist.

Man rechnete ehemals hundert Familien in dem Flecken oder der Stadt Wells: die Indianer aber haben einen großen Theil derselben in den letzten Kriegen entführt. Die Gränzen dieses Gebietes gegen Norden nach Neuschottland zu, sind der Fluß Casco, in welchen der Saco fällt. Die ganze Provinz wird von andern Flüssen gewässert, dergleichen der Kennebek, der Piscataha, der Sagadahok, der Spurwisk und York sind, wovon die meisten ihren Namen einem Flecken geben, und einige Meilen weit schiffbar sind. Man findet daselbst auch viele gute Häfen, unter welchen die Reisebeschreibungen Porpus, Unstar, Pistrataques nennen; und viele Eylande an der Küste, deren einige nicht weniger, als zehn Meilen lang sind. Das Innere des Landes ist bergicht, und folglich unfruchtbar: gegen die Küsten und bey den Flüssen aber rühmet man die Fruchtbarkeit des Bodens. Die Handlung der Einwohner besteht gleichwohl nur in Fischen, Biberfellen und andern Pelzwerke. Die Gerichte haben ihren Sitz zu Douvres und Portsmouth.

**Provinz Esser.**

Die zweyte Provinz in Neu England ist Esser, deren Flecken Amersburg, Andover, Beverly, Boyford, Gloucester, Havershill, Ipswich, Lynn, Manchester, Marblehead, Newbury-Est, Newbury-West, Rowley, Salem, Salisbury, Topsfield, und Wenham sind. Man giebt Salem den ersten Rang, welches an dem nördlichen Arme des Karlsflusses liegt. Dieser Flecken liegt in einer Ebene zwischen zweenen Flüssen, die ihm zween Häfen machen. In dieser Gegend ließ sich die englische Colonie von Massachusetts zuerst nieder. Gegen Norden von Salem findet man das hohe Vorgebirge Trabigzando, welches heutiges Tages das Vorgebirge St. Anna genennt wird, und wegen seiner Fischerey und seines Hafens berühmt ist. Ipswich liegt etwas höher an dem Ufer eines schönen Flusses, welcher sein Wasser nur im Winter bis in das Meer bringt. Newbury ist an der Mündung des Flusses Merrimack in einer angenehmen Lage. Man fischet daselbst eine Menge Störe, welche, wie an den Ufern des balthischen Meeres, mariniret werden. An dem andern Ufer Newbury gegen über findet man Salisbury; und diese beyden Flecken werden gleichsam durch ein Bock oder eine Fähre mit einander verbunden, welche ihre Handlung unterhält, obgleich der Fluß, welcher sie von einander sondert, wenigstens eine halbe Meile breit ist. Vier Meilen gegen Süden von Salem findet man den Flecken Marblehead.

Der Boden in der Grafschaft Esser ist nicht überaus fruchtbar, ausgenommen gegen die Secküste, wo die meisten Pflanzungen zur Bequemlichkeit der Fischerey liegen. Der Fluß Merrimack, welcher ihn bewässert, würde an einem Theile seines Laufes ohne viele Sandbänke und Steine, die ihn verstopfen, schiffbar seyn. Ein wenig oberhalb einem von seinen Wasserfällen an einem Orte, welcher Amuskeag heißt, sieht man mitten in seinem Bette einen großen Felsen, dessen Spitze in viele Brunnen ausgehöhlet ist, so rund wie eine Tonne, die meistens viele Tonnen Wasser fassen können. Die Indianer kennen den Ursprung derselben nicht: und man kann kaum begreifen, wie sie ohne eiserne Werk-  
zeu-



**KARTE  
VON NEU ENGLAND  
NEU YORCK UND PENSILVANIE**

*zu der allgemeinen Historie der Reisen*  
Maass-stab von gemeinen Französischen See meilen

5 10 15 20 25 50 M.

Von M.B. Ing. de la Mar.

80 Westliche Länge von 78 der Pariser 77 Mittag 76 Linie 75 74 73 72 71 70

128

3

©

zeuge ein Werk von der Art haben machen können. Der einzige Nutzen, welchen sie daraus ziehen, ist, daß sie darinnen ihre Güter verstecken, wenn es Krieg ist, in der Einbildung, der Himmel habe sie ihrer Völkerschaft dazu geschenkt. Neal, ein Geschichtschreiber von Neu-England, versichert, er habe nach genauer Besichtigung gefunden, daß sie kein Werk der Natur sind, woraus er schließt, daß die alten Americaner, die vielleicht dem Noah näher, als dem Christoph Columbus, gewesen, größere Künstler gewesen sind, als die heutiges Tages, ungeachtet derer Kenntnisse, die sie von den Europäern erhalten haben.

Beschreib.  
v. Neueng-  
land.

Die Provinz Middlesex, in welche man durch die vorbergehende kommt, hat die Provinz Middlesex.  
Flecken Billerica, Charlestown, Concord, Groton, Marlborough, Medford, Reading, Shireburn, Stow, Woburn, Lexington, Cambridge, Chelmsford, Dunstable, Lancaster, Malden, Newton, Oxford, Sudbury, West-Water-  
ton, West-Waterton, Worcester, Framlingham und Waston.

Cambridge ist der Hauptort dieser Grafschaft. Sein erster Namen war New-  
ton, Neustadt. Er liegt an dem nördlichen Arme des Karlsflusses, einige Meilen von Boston. Man rühmet dessen Gassen und Gebäude. Er nahm den Namen Cambridge an, als er der Sitz einer Universität wurde, deren Vortheile nachher werden gerühmet werden.

Charlestown, oder Karlsstadt, welche man Bostons Mutter nennet, und welche viel bevölkerter ist, als Cambridge, liegt zwischen zweenen Flüssen, dem Mistik und dem Karlsflusse, welcher sie von Boston absondert. Sie hat mit dieser Stadt durch ein Back oder eine Fähre Gemeinschaft, die so bequem ist, als die beste Brücke, ausgenommen im Winter, wo der Ueberfluß des Eises keine Schiffahrt zuläßt. Die Stadt ist so groß <sup>\*)</sup>, daß sie den ganzen Raum zwischen den beyden Flüssen einnimmt. Man sieht daselbst eine sehr schöne Kirche, einen großen und schönen Marktplatz, und zwei schöne Straßen, die dahin führen. Man versichert, es giengen jährlich von Charlestown und Boston tausend Schiffe mehr ab, als aus allen andern americanischen Pflanzstädten, die den Engländern nicht zugehören. Reading ist eine kleine ziemlich volkreiche Stadt, aber schlecht gebaut, ob sie gleich eine bequeme Lage an dem Ufer eines großen Sees hat. Man sieht daselbst zwei Mühlen, eine Kornmühle, und eine Schneidemühle, die Bretter zu sägen, womit man in allen Inseln, wo Zucker wächst, einen guten Handel treibt. Waterton ist wegen derer Märkte berühmt, die daselbst im Brachmonate und Herbstmonate gehalten werden.

Diese Grafschaft hat keine große Flüsse: ihre Anzahl aber ist so groß, daß sie überall eine Röhle ausbreiten, und diese Gegend zu einer der angenehmsten und fruchtbarsten in Neuengland machen. Die Weiden sind daselbst mit allerhand Thieren angefüllt, und geben eben so viel zur Ausführung, als zur Verzehrung im Lande selbst. Es finden sich keine Hügel, die nicht mit zahlreichen Heerden bedeckt sind. Kurz, die Engländer vergleichen diese Provinz mit ihrem Devonshire in Europa.

Auf sie folget Suffolk, welche die Flecken Braintry, Dedham, Dorchester, Wood-  
Singham, Sull, Medfield, Mendon, Milton, Roxbury, Weymouth, Wood-  
stock,

Provinz Suf-  
folk.

\*) Eine Nachricht des Hauptmannes Dring giebt Karlistown nur die Hälfte von Bostons Größe.



**Beschreib.** stock, Wrentham, Brocklin und Needham hat. Ihre Hauptstadt ist Boston, v. Neueng- welche für die größte Stadt in America gehalten wird, zwey oder drey spanische Städte land. auf dem festen Lande ausgenommen.

Boston, die Hauptstadt.

Boston, welches die Engländer **Boston** aussprechen, hat eine angenehme Lage in einer Halbinsel vier Meilen lang, am Ende der schönen Massachusettsbay. Sie wird wider den Ungestüm der Wellen durch eine Menge Felsen vertheidiget, die man über dem Wasser sieht, und durch ein Duzend kleiner Inseln, die meistens fruchtbar und bewohnt sind. Die Bay hat nur eine sichere Einfahrt, die so eng ist, daß kaum drey Schiffe neben einander daselbst einlaufen können: das Innere aber hat einen bequemen Ankerplatz für fünfshundert Segel. Die merkwürdigste unter ihren Inseln heißt **Castle Island**, oder die Schloß Insel, und zeigt wirklich ein Schloß oder ein Fort, welches eine Meile von der Stadt in dem Canale selbst, der dahin führet, so vortheilhaft liegt, daß kein Schiff dahin kommen könnte, ohne sich in Gefahr zu begeben, von dem Geschütze versenket zu werden. Unter Karls und Jacobs des II. Regierungen waren die Befestigungswerke des **Castle Islands** sehr unregelmäßig; und diese beyden Prinzen beschäftigten sich wenig mit der Sicherheit eines Volkes, welches sich lieber unter die Wilden in America hatte begeben, als unter dem Schutze der Geseze in England leben wollen. Der König Wilhelm aber schickete den Obersten Romer, einen wohlverdienten Kriegesbaumeister, dahin, welcher erstlich alle die alten Werke niederreißen ließ, und hernach die regelmässigste Festung in allen englischen Colonien daraus machte, welcher er den Namen **Williamsfort** gab. Man zählet daselbst auf vielen Batterien ungefähr hundert Canonen, wovon die meisten zwey und vierzig pfündige sind, und dieser Provinz von der Königin Anna geschenkt worden. Sie stehen so gut gerichtet, daß sie ein Schiff von vorn und von hinten beschießen können, ehe es im Stande seyn kann, seine Lage zu geben. Bey Kriegeszeiten sind fünfshundert Mann von den ordentlichen Soldatendiensten frey, damit sie zum Dienste des Schlosses stets bereit sind; und wenn es wahr ist, wie man denn keine Schwierigkeit machet, zu versichern, daß in einer Zeit von vier und zwanzig Stunden Boston zehn tausend Mann zu seiner Vertheidigung bewaffnen kann, so muß man urtheilen, daß seine Einwohner nichts von einer Ueberfallung zu befürchten haben. Ueber dieses hat man zwey starke Seemeilen von der Stadt einen sehr erhabenen Leuchthurm, wovon die Zeichen von der Festung können gesehen werden, welche sie so gleich für die Küste wiederhollet; und im Falle der Noth giebt Boston auch seine Zeichen, um in allen benachbarten Wohnplätzen Lärm zu machen; so daß, außer bey einem sehr dicken Nebel, unter welchem einige feindliche Schiffe sich zwischen den Inseln durchschleichen könnten, es keinen Fall giebt, saget man, wo nicht die Stadt fünf oder sechs Stunden hat, um sich zu ihrem Empfange anzuschicken. Gesezt aber, daß sie auch unter dem Geschütze vom Schlosse glücklich durchkämen, so würden sie doch gegen Norden und Süden von Boston zwey Batterien finden, welche die ganze Bay bestreichen, und die größte Macht aufhalten würden; unterdessen, daß sich die engländischen Fahrzeuge, und alles, was zu dem Handel gehöret, in den Karlsfluß außer dem Schusse ziehen könnte.

Die **Bostonsbay** ist geraum genug, das ganze Kriegeswesen der Engländer zur See zu enthalten. Es machen auch die Masten von den Schiffen zur Zeit des Handels eine Art vom Walde daselbst, wie in den Häfen zu Amsterdam und London; welches man sich leicht einbilden kann, saget der Verfasser eben dieses Berichtes, wenn man erwägt, daß nach

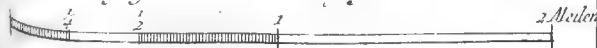
# GRUNDRISS VON DER STADT BOSTON

und ihren Gegenden

Anzeige der Plätze in der Stadt Boston

- A. Batterie von 25 Stück Canonen.
- B. Batterie von 16 Stück Canonen.
- C. Batterie von 25 Stück Canonen.
- D. Nord-kirche der Presbiterianer.
- E. Quaguer-kirche.
- F. Rath haus.
- G. Anabaptisten-kirche.
- H. Waffen-platz.
- J. Fanal od. Leucht-thurm.
- K. Hohe Warte mit einer Schildwache.
- L. Pulver-magazin.
- M. Mühle und kleiner Damm.
- N. Kleines Becken, welches bey der Ebbe trocken ist.
- O. Zucht-haus u. Gefängniße.
- P. Sud-kirche der Presbiterianer.
- Q. Land-thor, welches durch einen Graben und 2 Batterien vertheidiget wird.

Maaß-stab von zwey englischen Meilen.



Maaß-stab von zwey-tausend Toisen.



Beschrei  
v. Neuen  
Land.

Woskon, |  
Hauptstadt.

nach den Zollbüchern jährlich achtzig tausend Tonnen Kaufmannsgüter allda geladen oder ausgeladen werden. Am Ende der Bay ist ein Damm ungefähr zweytausend Fuß lang, an der Nordseite mit einer Reihe Vorrathshäuser bedeckt. Er geht so weit in die Bay hinein, daß die größten Schiffe daselbst ohne Beystand der Schaluppen und Lichter ausladen können. Die vornehmste Straße der Stadt, welche bis an das Ende des Dammes geht, zeigt an dem andern Ende das Rathhaus, ein großes und schönes Gebäude, mit welchem man auch die Kaufmannsbörse, die Rathskammer, das Haus der Gemeine und alle Gerichte vereinigt hat. Die Börse ist mit Buchläden umgeben, die guten Abgang haben. Man zählt in Boston bis auf fünf Buchdruckereyen, in deren einen die Zeitungen gedrucket werden, welche wöchentlich zweymal heraus kommen. Die Pressen haben hier vollauf zu thun, welches größten theils denen zur nützlichen Gelehrsamkeit in Neuengland errichteten Collegien und Schulen zuzuschreiben ist; dahingegen zu Neu-York nur ein einziger kleiner Buchladen, und in Virginien, Maryland, Carolina, Barbados und den andern englischen Eylanden, Jamaica selbst nicht ausgenommen, gar keiner ist.

Beschreib.  
v. Neueng-  
land.

Die Gestalt der Stadt, welche wie ein halber Mond um den Hafen herum liegt, und zwischen drey bis vier tausend Häuser enthält, muß eine schöne Aussicht geben. Man setzt hinzu, der Kai sey sehr hoch, die Straßen breit, und es fehle nichts an der Schönheit der Häuser, das Pflaster aber vergleicht man mit dem zu London, das heißt, es ist überaus schlecht. So ist es auch bey Strafe verboten, darauf zu gallopiren. Man läßt uns von der Anzahl der Einwohner zu Boston aus dem jährlichen Todtenzettel urtheilen, welcher die Hauptrichtschnur der Staatsrechenmeister ist. Schon vor mehr als zwanzig Jahren, sagt man <sup>s)</sup>, enthielt er dreyhundert und vier und dreyßig Weiße, und sechs und vierzig Negern; das ist zusammen dreyhundert und achtzig Einwohner, und die letztern enthalten ungefähr vierhundert und funfzehn. Hierbey beobachtet Neal, daß, wenn man nach dem Verhältnisse der Rechnung zu London urtheilet, Boston neunzehn bis zwanzigtausend Seelen enthalten muß. Die Miliz dieser Stadt bestund vor vierzig Jahren nur aus vier Compagnien zu Fuße; zehn Jahre darnach wurde sie um die Hälfte vermehret, und eine Compagnie Reiter hinzugethan. Wenn die Vermehrung der Miliz der Zunahme der Einwohner gemäß ist: so muß man schließen, ihre Anzahl habe sich in dieser Zeit verdoppelt.

Boston enthält zehn Kirchen, deren Namen die mannichfaltigen Secten anzeigen, woraus diese Colonie besteht; dergleichen sind die englische Kirche, die französische Kirche, die Kirche der Wiedertäufer, die Quackerkirche &c. Dieses hindert indessen doch nicht, daß die Gesellschaft daselbst nicht eben so höflich und leutselig seyn sollte, als in den besten Städten von England. Die meisten Kaufleute gehen nach Europa, und bringen die Moden und Gebräuche von da mit. Ein Engländer, welcher von London nach Boston geht, merket es nicht, daß er den Aufenthalt verändert habe. Er findet daselbst eben die Luft, eben den Umgang, eben die Kleidung, eben die Reinlichkeit in dem Geräthe, eben den Geschmack in den Speisen und deren Zurichtung; kurz, Boston ist diejenige Stadt, die in dem engländischen America am meisten blühet. Man hat in einem einzigen Jahre sechshundert Segel nach Europa und andern Orten abgehen sehen. Sie ist der Sitz des Statthalters, der Gerichte, der allgemeinen Versammlung, und der Mittelpunkt aller Geschäfte des Landes. Man giebt der Stadt ungefähr zwey Meilen in der Länge, und fast eine

E e e 2

Mei-

<sup>s)</sup> Die Nachricht, der wir folgen, ist von 1741.

**Beschreib.** Meile in ihrer größten Breite. Die Massachusettsbay, an deren Ende sie liegt, erstreckt sich ungefähr acht Meilen in das Land.

**v. Neuengland.** **Dorchester**, die zweyte Stadt der Provinz, liegt an der Mündung der beyden Flüsse, sehr nahe bey der Küste. **Roxbury** nimmt das Ende einer Bay ein, die sehr wenig Wasser hat, und nicht die geringste Zuflucht für die Schiffe zeigt: das Land aber wird von einer großen Anzahl Quellen gewässert, und die Stadt ist wegen einer Schule merkwürdig, die allen Secten offen steht. **Braintry** genießt eben des Vortheiles. **Weymouth** ist die älteste Stadt der Provinz: sie ist aber von ihrem ersten Glanze sehr herunter gekommen, obgleich ihre Fähre sehr zum Ueberfahren gebraucht wird.

**Audere Städte dieser Provinz.**

Die Provinz **Suffolk** hat keine großen Flüsse: sie wird aber von einer Menge kleinen so gut gewässert, daß sie wegen ihrer Fruchtbarkeit und Annehmlichkeiten das **Paradies von Neuengland** genannt wird. Man findet wenigstens zwölf oder funfzehn artige Flecken um die Bay, nebst einer Menge schöner Thäler. Die Nordspitze an der Einfahrt heißt **Pulling-Point**, und die an der Südspitze **Merton-Point**. Diese ist mit einem kleinen Dorfe begleitet, wo die Schiffe bey ihrer Ankunft ordentlicher Weise vor Anker legen.

**Provinz Hampshire.**

Gegen Westen von den Provinzen **Suffolk** und **Middlesex** kömmt man in die Provinz **Hampshire**, welche die Flecken **Enfield** oder **Harfield**, **Hadley**, **Northampton**, **Springfield**, **Southfield**, **Westfield**, und **Brookfield** hat. Diese Provinz, welche bergicht ist, und in dem Innern des Landes liegt, kömmt an Fruchtbarkeit denen an der Küste nicht bey, ob sie gleich von dem großen Flusse **Connecticut** gewässert wird, an dessen Ufern alle ihre Flecken liegen. Der vornehmste ist **Northampton**, welcher der Sitz der Gerichte ist.

**Provinz Plymouth.**

Die benachbarte Provinz an der Küste und gegen Süden ist **Plymouth**, die erste Niederlassung der Engländer in Neuengland. Sie enthält die Flecken **Plymouth**, **Scituate**, **Bridge-Water**, **Durbury**, **Marschfield**, **Middleborough**, **Pembroke** und **Plympton**. **Plymouth**, welchem man den Namen der Stadt nicht versagen kann, besteht aus ungefähr vierhundert Familien oder zweytausend vierhundert Seelen. In den leztern Zeiten aber ist dieser Ort von **Scituate** übertroffen worden, wo man noch einmal so viel anzutreffen glaubet. Diese Provinz hat zween oder drey kleine Flüsse, und ist wenig von **Suffolk** unterschieden, was die Eigenschaft des Erdbodens anbetrifft. Wenn man von hier zur See in die Provinz **Barnstable** geht, welche die nächste ist: so findet man das Vorgebirge **Cod**, welches so wohl wegen seiner Höhe, als wegen der großen Menge **Stockfische**, die man daselbst fängt, gleich berühmt ist. Er bildet eine breite und bequeme Bay, welche tausend große Schiffe enthalten würde, und deren Eingang vier Meilen breit ist. Sie war ehemals mit **Eichen**, **Fichten**, **Sassafras** und vielerley gewürzhafte Bäumen bis an das Meer umgeben. Das Gesetz aber, welches man in Neuengland gegeben, um zu verbiethen, daß man kein Holz weniger, als zehn Meilen von der Küste, fällen soll, läßt urtheilen, daß die Zeit den Ueberfluß vermindert habe. Was man von den **Wallfischen** gesaget hat, die man in großer Menge in der Bay fand, scheint sich nur auf die alten Zeiten zu schicken. Der **Stockfischfang** aber geschieht noch stets mit so vielem Vortheile daselbst, daß, ungeachtet der Unfruchtbarkeit des Bodens, die Gegenden um das Vorgebirge doch eben so bevölkert sind, als irgend ein Theil von Neuengland. Der ganze Kreis **Estham** ist wegen seines Ueberflusses berühmt.





**Beschreib.** Länder, zum Aufenthalte dienete. Nachdem endlich die Gewalt der Waffen sie da hätte  
**v. Neueng-** hinein dringen lassen: so eigneten sie sich dasselbe durch das Recht der Eroberung zu; wor-  
**land.** auf uns der Verfasser belehret, es habe unter Karls des II Regierung ein comischer Poet,  
 Namens Johann Crown, welcher zwey gute Lustspiele gemacht, sich dieses Gebirge von  
 dem Könige ausgebetthen, welcher einen Geschmack an seinen Schriften fand. Es scheint  
 aber nicht, daß er es erhalten habe; sondern der König, welcher von dem, was in Neu-  
 england vorgieng, schlecht unterrichtet war, schrieb so gleich dahin, um sich zu beschweren,  
 daß man ihn nicht wissen ließe, was Mount-Zope wäre; „obgleich, nach dem Verfasser  
 „der Beschreibung, diese Sache ihn nichts angienge, und er kein Recht über einen Grund  
 „und Boden hatte, welcher seinen Besitzern ihr Gut und Blut gekostet hatte.“ Eben der  
 Schriftsteller meynet, Crown sey in dieser Colonie geböhren worden, weil er über dieses ei-  
 nige Ansprüche auf einen Theil von Neuschottland gehabt, welches in die Hände der Fran-  
 zosen gekommen, und er diesen Vorwand gebraucht, sich den Hoffnungsberg auszubitten.  
 Man kann auch vermuthen, er sey in Neuengland erzogen worden. Denn da er mit ei-  
 nem englischen Gesandten die Reise nach Turin gethan, und die Seltenheiten anzeigen woll-  
 te, welche er daselbst in der Galerie des Pallastes gesehen: so nahm er die Bildsäulen der  
 zwölf Kaiser für die Bildsäulen der zwölf Apostel; und diese gelehrte Beobachtung wurde  
 in seinem Tagebuche bekannt gemacht. Die Bostoner Collegia hatten damals den Glanz  
 noch nicht, den sie ißt haben sollen.

**Insel Rhode.**

**Ursprung ih-**  
**rer Einwoh-**  
**ner.**

Jenseits des Mount Zope findet man das Eyland Rhode, welches die Indianer  
 Aquetnea nennen, an der Bay Narraguntset. Ihre Länge ist vierzehn bis funfzehn  
 Meilen, und die Breite vier bis fünf Meilen. Sie wurde schon 1639 von Engländern  
 von einer besondern Secte bewohnet, deren Nachkommenschaft, dem Vorgeben nach, aus  
 Mangel der Prediger und des Unterrichtes, eben so wild geworden seyn soll, als die India-  
 ner. Indessen hat sie doch ihre Privilegien zu erhalten gemußt, die darinnen bestehen, daß  
 sie sich selbst regieren oder wenigstens durch einen Rath, den sie sich erwählen, und der  
 nicht unter der Krone und ihren Beamten steht. Sie machet sich ihre eigenen Gesetze, nur  
 mit der Einschränkung, daß sie nichts an sich haben dürfen, welches den engländischen zu-  
 wider ist. Der Boden dieser Insel ist überaus fruchtbar, und der Aufenthalt daselbst so  
 angenehm, daß man sie den Garten dieser Küste nennet. Diese Vortheile hatten eine so  
 große Anzahl Einwohner dahin gezogen, daß ein Theil von ihnen gezwungen wurde, wie-  
 der nach dem festen Lande zurück zu kehren, wo sie zwey Städte baueten, La Providence  
 und Warwick, welche alle Privilegien der Insel genießen. Sie unterhält eine beträch-  
 tliche Handlung mit Pferden, Schöpfen, Butter, Käse, und andern Sachen mit den eng-  
 ländischen Antillen. Dieß sind Wirkungen ihrer natürlichen Reichthümer, welche nicht  
 unterlassen werden, beobachtet der Verfasser, dereinst die Höflichkeit und gute Lebensart  
 wieder dahin zu bringen. Man zählet auf der Insel Rhode zwey Städte oder zweyen Fle-  
 cken, Newport, welches die Hauptstadt ist, und Portsmouth. Ihre Entfernung von  
 Boston ist ungefähr sechs und sechzig Meilen.

**La Providence**  
**und Warwick.**

La Providence und Warwick, zwey Städte, die obgedachter maßen von Colonien  
 aus der Insel Rhode gestiftet worden, liegen zwischen den Provinzen Plymouth und Bri-  
 stol. Man stellet sie nicht allein, als groß und reich, sondern auch in ihrer Regierung  
 glücklich vor, ob sie gleich aus Sectirern bestehen, die ohne Obriakeit und ohne Prediger  
 leben. „Sie erhalten sich, saget man, in einem guten Verständnisse mit ihren Nachbarn.  
 „Die

Die Freyheit, welche sie haben, allen ihren Begierden zu willfahren, hindert nicht, daß die Verbrechen nicht selten unter ihnen seyn sollten; welches man ihrer tiefen Verehrung gegen die heil. Schrift zuschreibt, die sie nach ihrem Belieben lesen und erklären. Sie haben einen tödtlichen Abscheu gegen alle Auflagen. Ihre Mildthätigkeit gegen Fremde und ihre Gastfreuheit ist groß. Ein Reisender, der durch diese Städte geht, kann mit eben derselben Freyheit in einem jedweden Hause einsprechen, als ob es ein Gasthof wäre, und er wird daselbst mit dem besten, was sie haben, umsonst bewirthet. Die Viehzucht und Butter und Käse machen, ist ihre vornehmste Beschäftigung, wodurch sie sehr reich geworden sind...

Beschreib.  
v. Neueng-  
land.

Die Provinzen, wovon wir noch zu handeln haben, sind die vereinigten Colonien Connecticut und Newhaven, welche, wie die Insel Rhode, alle Privilegien erhalten haben, die man ihnen im Anfange gegeben hat. Diese beyden Provinzen sind siebenzig Meilen lang von Stoniton in der Graffschaft Neulondon, bis Rye in Fairfield an den Gränzen von Neuyork, und funfzig breit von Saybrook in der Graffschaft Neulondon bis Windsor in Hartford.

Provinzen  
Connecticut  
u. Newhaven.

Die erste von diesen Graffschaften, welche man an der Küste antrifft, ist Neulondon, welche die Flecken Stoniton, Saybrook, Preston, Danisit, Neulondon, Lyme, Lebanon und Killingworth hat. Die ostlichen Theile dieses Landes sind angenehm und fruchtbar, die westlichen sind voller Gebirge und Moräste. Saybrook, die älteste Stadt der Graffschaft, hat ihren Namen von ihren beyden Stiftern, Mylord Say und Mylord Brook, zweenen eifrigen Puritanern, welche sie an der Mündung des Flusses Connecticut bauen ließen. Lyme ist gegen über an dem andern Ufer. Neulondon liegt an einem Flusse, die Themse genannt, welcher sich in drey Arme unter den Namen Glas-River, Ruffels-delight, und Indian-River theilet.

Graffschaft  
Neulondon.

Die Graffschaft Hartford, welche inwendig im Lande an die vorhergehende stößt, ist die einzige in Neuengland, welche keine Seestadt und keinen Hafen hat. Dies hindert aber doch nicht, daß sie nicht wohl bevölkert sey, und ihre Einwohner im Ueberflusse leben. Sie hat die Flecken Hartford, Farmington, Glastonbury, Middletown, Windsor, Hadham, Sinsburg, Weatherburg, Watersfield, Farm und Windham. Der vornehmste ist Hartford, welcher zwey Pfarrkirchen hat, die alte und neue Kirche genannt, wobey man beobachtet, daß die verschiedenen Secten, woraus Neuengland besteht, darinnen einig sind, daß sie ihren Kirchen niemals den Namen eines Heiligen geben. Nicht bey Hadham wird der Fluß Connecticut, welcher die nordlichen Gränzen dieser Graffschaft bewässert, durch eine Insel getheilet, Thirty-Miles oder Dreyfigmeilen genannt, weil sie so weit von der Mündung ist. Man findet in den westlichen Theilen der Graffschaft Hartford viele Ketten von Gebirgen und dicke Wälder, welche viel Farbholz und Leder gaben, als dieser Handel in der Colonie noch geehret war.

Graffschaft  
Hartford.

Zwo Graffschaften bilden die Provinz Newhaven, welche mit Neulondon vereinigt ist. Die eine, welche auch Newhaven heißt, hat die Flecken Brainford, Derby, Guilford, Nulford, Newhaven und Wallingford, wovon der vornehmste, welcher Newhaven ist, das Ansehen einer volkreichen Stadt angenommen, seit dem man daselbst ein Collegium mit einer öffentlichen Bibliothek gestiftet hat. Brainford hat einen Eisenhammer an den Ufern eines kleinen Flusses, welcher sein Wasser bis in das Meer führt. Man wundert sich, daß man hier den ersten Eisenhammer in einem Lande findet,

Graffschaft  
Newhaven.

**Beschreib.** wo die Eisenadern so gemein seyn sollen, und wo die Wälder nicht selten sind. Wie groß  
**v. Neueng-** muß nicht die Trägheit der Einwohner seyn, beobachtet der Verfasser der Nachricht, wenn  
**land.** sie deswegen ein Metall verachten, woraus sie fast eben so viel Nutzen, als aus dem Gol-  
 de, ziehen würden! Zween andere kleine Flüsse, wovon sich der eine zu Gallfort und der  
 andere zu Millford in das Meer ergießt, würden zu eben der Arbeit eben so gut seyn.

**Grafschaft**  
**Fairfield.**

Die folgende Grafschaft ist Fairfield, welche die Flecken Fairfield, Danbury,  
 Norwich, Stamford, Woodbury, Greenwich, Rie und Strarsford hat. Die-  
 se Grafschaft hat keine schiffbaren Flüsse; denn derjenige, welcher in den großen Fluß Hud-  
 son fällt, ist zwar bey seiner Mündung sehr breit, er verdienet aber diesen Titel nicht, weil er  
 seine Breite nicht über drey oder vier Meilen behält, und er nicht über zwanzig in seinem gan-  
 zen Laufe hat. Die meisten Flecken, oder vielmehr Dörfer des Landes, liegen in kleinen  
 Buchten, und sind eben so wenig wegen ihrer Handlung, als wegen ihrer Größe merk-  
 würdig. Das Innere des Landes ist voller unbewohnten Moräste. Dieses nannte man  
 ehemals den Mohegin-Kreis, wo sich die Holländer gesetzt hatten. Er wird durch New-  
 York begränzet.

Außer der Insel, die man auf dieser Küste beschrieben hat, sieht man daselbst auch  
 die Falkeninsel, die Inseln Fisher und Block, wo die Seeräuber oftmals Wasser ein-  
 genommen haben; ohne der zwanzig Inselchen ohne Namen zu gedenken, die nur zur  
 Vertheidigung verschiedener Theile des Ufers wider die Wuth der Winde und Sturzen  
 dienen.

Dasjenige, was Neuengland von Natur hervor bringt, ist von demjenigen, was  
 Virginien trägt, nicht so sehr unterschieden, daß es besonders vorgestellt werden dürfte:  
 man wird sich aber nicht überheben können, von ihrer Regierung etwas zu sagen. Sie  
 wird einem merkwürdig vorkommen, wenn man die mannichfaltigen Religionen und das ver-  
 schiedene Interesse betrachtet, welches in der ganzen Colonie herrschet.

**Regierung**  
**von Neueng-**  
**land.**

Man hat gesehen, daß die erste Niederlassung mit einer Art von Unabhängigkeit, und  
 ohne andere Beziehung auf die Krone, als eine unbestimmte Unterwerfung, gebildet wurde,  
 welche darinnen bestund, daß sie die Könige von England für souveraine Herren erkannten.  
 Indessen wurden doch zwey so genannte Charten oder Verordnungen, die von dem Hofe  
 hintereinander geschickt wurden, ehrerbietig aufgenommen, weil man sie günstig fand,  
 und wurden der Grund zu einer ordentlichen Regierung. Der Statthalter, welchen man  
 General nennet, obgleich die Colonien zu Connecticut, und auf der Insel Rhode in seine  
 Bestallung nicht mit eingeschlossen sind, sein Lieutenant, die Krieges- und bürgerlichen Be-  
 dienten werden von der Krone ernennet: die Ernennung des Admiraltätsgerichtes aber  
 gehöret dem Statthalter zu. Der Rath, welchen man viel eher den Rath der Colonie,  
 als des Statthalters, nennen könnte, wird jährlich von einer allgemeinen Versammlung der  
 vornehmsten Einwohner erwählet, wovon die Provinz Massachusetts achtzehn, Plymouth  
 viere, Maine drey, und alle die andern zweyen stellen. Die Macht dieser Versammlung  
 erstrecket sich weit. Alles, was die Regierung ausführen will, kömmt auf sie und ihre  
 Genehmigung an; und sie hat auch die Macht, Gesetze zu geben. Sie wird alle Jahre  
 zu Ende des Mayes zu Boston gehalten. Alle Glieder desselben leisten zuerst den Eid der  
 Treue gegen die igtige wirkliche Ordnung der königlichen Erbfolge; und der Eifer in Neu-  
 england für das Haus Hanover ist so brennend, daß man sich daselbst rühmet, man habe  
 keinen Jacobiten in der ganzen Colonie. Darauf erkläret sich der Statthalter und unter-  
 zeichnet

zeichnet es mit seiner eigenen Hand, daß er die Wahlen billige und bestätige. Ungeachtet dieser Formlichkeit aber liest man doch nicht, daß er ein Recht habe, sich derselben zu widersetzen; eben so wenig, als der Wahl der Räte, die von der Versammlung geschieht. Nachdem solche erwählt worden: so schreiten sie zur Wahl der Gerichte, zur Hebung der Steuern und von Zeit zu Zeit zur Errichtung einiger Gesetze, welche denen in England niemals entgegen seyn dürfen. Sie verlangen, daß solche an den König geschickt werden, damit er sie bestätige. Wenn aber die Bestätigung innerhalb drey Jahren nicht ankömmt: so haben sie ihre völlige Kraft. „Eine so wenig eingeschränkte Gewalt hat dem Hofe schon mehr, als einmal, die Vorstellung thun lassen, daß die Statthalter in Neuengland, weil sie von der Versammlung abhängen, so gar, daß sie auch ihren Unterhalt von derselben erwarten müssen, könnten gereizet werden, sich solche genogen zu machen, damit sie die Vorrechte der Krone verließen, und wider das Beste von Großbritannien handelten.“

Beschreib.  
v. Neuengland.

Eine jede Privatperson, die eine Einkunft von vier Shillingen in Ländereyen hat, oder ein Capital von funfzig Pfund Sterling besitzt, wird für einen freyen Bürger gehalten, und hat mit Theil an der Erwählung der Mitglieder zu der Versammlung. Es sind ihrer hundert an der Zahl. Man hat eine Sammlung von Gesetzen in Neuengland heraus gegeben, woraus man hier nur einige Stücke anführet, um den Geist dieser sonderbaren Colonie kennen zu lernen. Ehebruch soll bey Männern und Weibern am Leben bestrafet werden. Bastarde; der Vater soll für den Unterhalt des Kindes sorgen; wenn die That zweifelhaft ist, so soll er losgesprochen werden. Gotteslästerung; der Tod. Beständiger Kornpreis; drey Shillinge der Scheffel. Bürger sollen Glieder einer gewissen Kirche, das ist Communicanten seyn. Kinder; der Tod für diejenigen, die ihre Aeltern verfluchet oder sie geschlagen haben. Falsch Zeugniß; der Tod, wenn es das Leben eines andern betrifft. Spielen um Geld; dreyfachen Werth. Gebrauch der Karten oder Würfel, fünf Shilling. Billiardtafel oder Kegelschieben in einem öffentlichen Hause, fünf Shilling. Tanzen, fünf Shilling, oder nach Belieben des Richters zu stäupen. Karten in Verwahrung haben, fünf Pfund Sterling. Ketzerrey; das vierte Geboth leugnen, die Kindertaufe, die Gewalt der Obrigkeit &c. Landesverweisung. Quäker; einen hereinbringen, hundert Pfund Sterling; einen verbergen, vierzig Pfund Sterling, für jede Stunde. In eine quäkerische Versammlung gehen, zehn Shilling. Fremden daselbst zu predigen, Staupenschlag mit dem Brandmarke R (Rogue oder Schelm) auf der linken Schulter und Landesverweisung, und wenn er wieder kömmt, der Tod. Jesuiten und päbstische Pfaffen; Landesverweisung, und wenn sie wiederkommen, der Tod. Indianer, die ihr Land nicht bauen, verlieren solches; ihnen stark Getränk verkaufen, für jedes Maßel, vierzig Shilling; ein Pfund Bleyschrot, vierzig Shilling; ein Pfund Pulver, fünf Pfund Sterling; eine Flinte, zehn Pfund Sterling. Trunkenbolde, nach neun Uhr des Nachts, in Stock gelegt und gestäupet, oder zehn Shilling zehn Stüber. Lügner, zu eines andern Nachtheile, zehn Shilling oder gestäupet. Ehestand soll nur von der Obrigkeit geschlossen werden. Ein Mann, der seine Frau, oder eine Frau, die ihren Mann schlägt, zehn Pfund Sterling. Geld; die neuen englischen Shillinge zwey Stüber weniger, als die alten. Sabbathschänden, vier Shilling. Sonnabends scherzen oder trinken nach der Sonnen Untergange, fünf Shilling oder Stäupung. Schiffe, nach der Sonnen Untergange sollen keine Gesundheiten, am Borde eines Schiffes im Hafen getrunken, noch die Stücke abgeschossen werden, bey zwanzig Shilling



Beschreib. ling Strafe. Spinnen soll jeder, der nichts zu thun hat. Fremdlinge, christliche, die  
v. Neueng- vor der Tyranny geflohen, sollen auf gemeine Kosten erhalten oder sonst versorget werden.  
land. Fluchen und Schwören, zehn Pfund Sterling. Wuchergeld, acht für das Hun-  
dert. Hevrey; der Tod. Wölfe, einen innerhalb zehn Meilen von einer Pflanzung er-  
schlagen, eine Belohnung von vierzig Shillingen. Anbethung der Bilder und Gö-  
tzendienst; Todesstrafe &c.

Harwards  
Collegium zu  
Cambridge.

Man hat gesagt, zu Cambridge sey 1630 ein Collegium unter dem Namen Harwards  
Collegium gestiftet. Diese Stadt, die nur sechs Meilen von Boston ist, hieß vorher New-  
Town. Das Collegium besteht aus einem Präsidenten, fünf Professoren und ei-  
nem Schatzmeister, und ist dem Besuche des Statthalters oder seines Abgeordneten aller  
Obrigkeitspersonen der Colonie, und der Prediger aus den sechs benachbarten Flecken unter-  
worfen. Die Befoldungen wurden anfänglich aus dem öffentlichen Schatze genommen.  
Da aber die Einkünfte von der Fähre zu Charlestown dem Collegio angewiesen wor-  
den, und viele Privatpersonen aus dem alten und neuen England freigebig etwas beuge-  
tragen, ihm andere Fonds zu machen: so hat es sich im Stande befunden, sich von diesen  
beiden Hülfsmitteln zu unterhalten. Einige Zeit nach dieser Stiftung ließ man ein an-  
deres zur Erziehung der indianischen Jugend bauen. Die Schwierigkeit aber, den In-  
dianern eine Neigung zu den Wissenschaften beyzubringen, hat gemacht, daß man eine  
Buchdruckerey daraus gemacht hat; wobey der Verfasser anmerket, es sey in der That nichts  
weniger nöthiger, als ein indianisches Collegium, da es der Colonie nicht an Predigern  
fehlet, die jungen Wilden zu unterrichten, und die engländische Sprache gleichsam die all-  
gemeine Landessprache geworden ist. Was hat man es nöthig, sezet er hinzu, Indianer,  
die vermögend sind, zu arbeiten, von dem Pfluge wegzunehmen, und sich zu bemühen,  
gelehrte Leute aus ihnen zu machen? Ueber dieses hindert solche Veränderung auch nicht,  
daß man nicht diejenigen in Harwards Collegium thun könne, welche man zu dem Stu-  
dieren geschickt halten würde. Bis 160 aber haben sich noch nicht mehr, als ihrer viere-  
oder fünfe, gefunden, unter welchen man Caleb Cheaschaumuck und Pleazar nennet, wel-  
che ihre akademischen Gradus vor mehr als vierzig Jahren angenommen haben.

Dessen  
Bibliothek.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Bücher, ehe das Collegium gestiftet worden, in  
Neuengland so selten gewesen, als sie es noch in den meisten andern englischen Colonien  
sind. Durch die Freygebigkeiten einer großen Anzahl Liebhaber der Wissenschaften aber  
ist daselbst eine Bibliothek entstanden, welche zu den Zeiten der Königin Anna ungefähr  
viertausend Bände enthielt. Man bedauert nur, daß sie bloß aus gelehrten Büchern be-  
steht, und daß das Stück von den schönen Wissenschaften darinnen hindangesezet worden,  
wiewohl es doch am vermögendsten gewesen, die Artigkeit und das gesittete Wesen in allen  
Wohnplätzen der Colonie auszubreiten und zu verewigen. Eins von den ersten Büchern,  
die aus der Druckerey des Collegii gekommen sind, ist eine Uebersetzung der Psalmen in  
Verse. Drey Prediger, Namens Eliot, Mather und Wells wurden dazu erwählet,  
und gaben ihr Werk 1640 heraus. Es fand keinen Beyfall; und ob es gleich bey einer  
zweyten Ausgabe von dem Doctor Dunstar, Präsidenten des Collegii, durchgesehen wur-  
de, so war die Welt doch noch nicht besser damit zufrieden. Diese vier Gelehrte, beobach-  
tet der Verfasser der Nachricht, sollten gewußt haben, daß die Gelehrsamkeit und Kennt-  
niß der Sprachen nicht genug sey, Poeten zu machen, sondern, daß sie mit einem Geschi-  
cke begleitet seyn müssen, welches sie allein, ohne Hülf der Gelehrsamkeit, machet. Das  
euro-

Uebersetzung  
der Psalmen  
in Verse.

europäische England hat folgendes Urtheil davon gefällt: „Ob sie gleich in allem, was die Poesie anbetrifft, abscheulich ist: so hat sie doch den Vortheil, daß sie den Verstand streulicher ausdrückt, als irgend eine bekannte Uebersetzung, welches man vielleicht den Verbesserungen des Doctor Dunstars zuschreiben muß, der in den morgenländischen Sprachen sehr geübet war. Die Entschuldigung, welche die Uebersetzer wegen des schlechten Schwunges und der elenden Reime brauchen, ist, die Märc des Herrn verlangen nicht geschmückt zu seyn; gleich als wenn sie es besser hätten machen können, oder als wenn das Lob Gottes nicht mit aller Vollkommenheit müßte gesungen werden, deren die Menschen nur fähig sind. Wenn die Uebersetzer nur eine treue Uebersetzung haben geben wollen; warum haben sie solche nicht in ungebundener Rede gegeben,?“

Beschreib.  
v. Neueng-  
land.

Das freye Collegium zu Newhaven, dessen Stiftung man auch angeführet hat, ver- Collegium zu  
sammelt Schüler von allerhand Secten, ohne vermuthlich selbst die Quäker auszunehmen; Newhaven.  
weil man ihr Zeugniß zu dessen Ehren anführet. Die Studenten in diesen beyden Col-  
legien, welche man auf drey bis vierhundert steigen läßt, sind nach Verhältniß in viel größ-  
erer Anzahl als auf den Universitäten zu Oxford und Cambridge; „denn, wenn man setzt,  
Neuengland enthalte zweyhundert tausend Seelen, und die Schüler wären daselbst an der  
Zahl vierhundert, so sollte das europäische England, worinnen man acht Millionen See-  
len zählt, sechzehntausend Schüler auf seinen beyden Universitäten haben, da es doch nicht  
einmal die Hälfte von dieser Anzahl hat...“

Es sind in dem Gebiete von Neuengland so wenig Indianer übrig, und diejenigen, Indianer in  
die sich daselbst noch finden, haben die Kleidung, die Sitten, die Gebräuche, die Religion Neuengland.  
und die Sprache der Engländer so durchgängig angenommen, daß man sie bey der gänz-  
lichen Zählung der Einwohner nicht mehr unterscheidet. Indessen behalten sie doch noch  
ihre alten Namen.

Die Massassoiten, oder Wampanager, bewohnen die Gegenden des Mount Massassoiten.  
Hope in der Grafschaft Neubristol. Sie sind die erste Völkerschaft, mit der die Engländer  
Handlung errichtet haben. Sie machten eine genaue Verbindung mit ihrem Sachem  
oder Könige. Der Enkel desselben aber war zwar auch mit ihnen so genau verbunden,  
daß er sich so gar eine Ehre daraus machte, den Namen Philipp von ihnen anzunehmen:  
allein, er wurde doch ihr abgefagtester Todfeind, und erregte alle benachbarte Völkerschaf-  
ten wider die Colonie Plymouth. Er kam in diesem Kriege um, mit so weniger Ergeben-  
heit gegen das Christenthum, welches er angenommen hatte, daß man ihn sagen hörte,  
er machte sich nichts aus einer Religion, deren Anhänger er verachtete.

Die Pokasseten sind die natürlichen Einwohner der Grafschaft Plymouth. Ihre Pokasseten.  
alte Königin, Philipps Freundin, blieb in eben dem Kriege. Die Pitoten, eine sonst  
wilde Völkerschaft, hatten ihre Wohnungen an der Mündung des Flusses Connecticut, zwi-  
schen den Grafschaften Neulondon und Fairfield. Sie bemüheten sich lange Zeit, die Nie-  
derlassung der Engländer an den Ufern dieses Flusses zu beunruhigen. Da aber ihre Krie-  
ge nur zu ihrem eigenen Untergange gedienet haben: so ist die Anzahl derjenigen, welche  
solche überlebet, sehr klein geblieben. Die Patuxeten bewohnen das Land, welches die Patuxeten.  
Grafschaften Neulondon und Neubristol absondert. Die Maskaer wurden zwar ehemals  
auch unter die Völkerschaften von Neuengland gerechnet, sie gehören aber heutiges Tages  
zu Newyork, und sind eine von denen fünf, welche ein immerwährendes Bündniß mit  
dieser Provinz gemacht haben. Die Narraganseten sind der englischen Colonie furcht- Narraganset-  
bar ten.

**Beschreib.** bar gewesen, bevor sie aus ihrer ersten Schwachheit gekommen. Sie wohnten um New  
**2. Neueng-** london herum. Die Neumteaken besaßen das Land, welches heutiges Tages die Graf-  
**land.** schaft Essex ausmachet. Die Massachusettsen, alte Einwohner der Grafschaften Suff-  
**Neumteaken.** folk und Middlesex, waren die zahlreichste Völkerschaft dieses Landes. Sie hat ihren Na-  
**Massachusete-** men der ganzen Provinz von Neuengland gegeben. Denn die Bestallung des General-  
**ten.** statthalters führet den Titel der Massachusettsbay, wovon nur die beyden kleinen Staat-  
 halterschaften Connecticut und die Insel Rhode ausgenommen sind. Man nimmt daher  
 Gelegenheit, uns den Ursprung dieses Namens zu melden. Bey der Ankunft der Engländer  
 hatte der Sachem des Landes sein Wigwam oder seinen Wohnplatz, auf einer kleinen  
 Höhe, sechs Meilen von Boston. Dieser Hügel hatte die Gestalt einer indianischen Pfeil-  
 spize, die in der Landessprache Mas heißt, wie eine Höhe Wiluset genannt wird. Dar-  
 von bekamen die Wohnung und die Unterthanen des Sachem von den benachbarten Völ-  
 kerschaften den Namen Maswiluset, welcher mit der Zeit in Massachusetts verwandelt  
 worden.

**Moheginen.** Die Moheginen hatten ihren Sitz nahe bey dem Flusse Hudson oder Newyork, und  
**Manimogen.** waren eigentlich nur eine Ausbreitung der Maquaer. Die Manimogen bewohnten die  
**Namosketen.** Grafschaft Barnstable, und die Namosketen das Land, welches zwischen den Flüssen  
 la Providence und Menimaf ist. Die alten Einwohner der Länder jenseits Maine wur-  
 den durch verschiedene Namen unterschieden, und bildeten eine Menge kleiner Staaten acht  
 bis zehn Meilen, deren jeder von seinem Sachem regieret wurde. Diese Häupter oder  
 diese Könige waren ordentlicher Weise nur weise Privatpersonen, welche von den Alten et-  
 nes Kreises gewählt wurden; und die königliche Würde blieb so lange bey einer Familie,  
 als die Weisheit und die Herzhaftigkeit derjenigen, die damit bekleidet waren, diese Würde  
 zu rechtfertigen schien. Man kannte keinen andern Adel. Welche Wildheit! beobachtet  
 auf eine ironische Art der Verfasser der Nachricht. Indessen gab es doch einige Ausnah-  
 me von dieser Regel; denn die Abkömmlinge der Sacheme genossen viele Vorrechte bey ih-  
 rer Völkerschaft.

**Macht aller** Fraget man, wie stark sind heutiges Tages die Indianer in Neuengland: so versichert  
**dieser India-** der Verfasser, der zehnte Theil von der engländischen Militz, welche hier, wie in Virgi-  
**ner.** nien, in Classen getheilet ist, würde hinlänglich seyn, sie alle zusammen in ihre Seccn zu führ-  
 zen, oder bis auf den allerletzten auszurotten. Sie sind nur Knechte in den Pflanzungen,  
 und leben, wie die Armen in unsern Kirchspielen, von der Bezahlung für ihre Dienste,  
 oder der freywilligen Freygebigkeit derjenigen, welche sie brauchen. Die meisten, auch die-  
 jenigen nicht ausgenommen, die sich zu dem Christenthume bekant haben, sind so träge,  
 daß sie aller Arbeit feind sind.

**Innerliche** Man wird vielleicht auch fragen, ob bey der Menge Secten, woraus diese Colonie be-  
**Unruhen in** steht, sich keine Unruhen erregen, die der öffentlichen Ruhe schaden. Eine Erläuterung,  
**Neuengland.** welche diese ganze weitläufige Frage beantwortete, würde die Materie zu vielen Bänden  
 seyn können. So wie die englische Kirche die Oberhand über die andern Religionen be-  
 kommen hat: so hat sie sich auch allem Zorne wider die Nonconformisten überlassen; und  
 die Wirkungen davon sind zuweilen blutig gewesen. Die Quäker, die Puritaner und die  
 Antinomier sind mit einer wahren Wuth verfolgt worden. Dieser englische Eifer hat sich  
 bis auf die Hexen erstrecket. Man sollte sich kaum einbilden, wie weit er gegangen ist,  
 und es noch viel weniger glauben, wenn es nicht durch die Urkunden der Colonie selbst bestätigt  
 würde.

würde. Eine so sonderbare Materie verdienet, daß man sich einige Augenblicke dabey Beschreib.  
aufhalte. v. Neueng-  
land.

Ein Prediger zu Salem, mit Namen Paris, war der erste, welcher 1691 einen eben so lächerlichen als traurigen Schauplatz eröffnete, als er angab, seine Tochter und seine Herengeschichte  
Nichte, beyde von etwan zehn bis elf Jahren, wären unter der Gewalt der Hexeren; und te daselbst.  
sein Verdacht davon fiel auf eine Indianerin, Namens Tomba, die bey ihm in Diensten war.

Man peitschete sie scharf, damit sie bekennen sollte. Sie gestund, sie wäre eine Hexe. Man brachte sie auf obrigkeitlichen Befehl in ein enges Gefängniß, worinnen sie sehr lange blieb, bis man sich endlich schämete, sie ohne Beweis so lange eingesperrt zu halten.

Man hoblete sie also wieder heraus, und verkaufete sie, das Geld dafür aber wurde zu Bezahlung der aufgelaufenen Unkosten angewandt. Der Generalstatthalter, welcher damals William Phips war, that bey dieser seltsamen Begebenheit die Augen zu.

Sie fing schon an, in die Vergessenheit zu gerathen, als im August des folgenden Jahres Georg Burrrough, ein Prediger zu Falmouth in der Graffschaft Maine, beschuldiget wurde, er habe eine Frau zu Salem, Maria Wolcor genannt, und viele andere be-  
sorget. Ihm wurde förmlich der Proceß gemacht, und es sageten sechs Weiber wider ihr aus.

Ihre Aussagen wider ihn sind so läppisch, daß sie wider die gesunde Vernunft zu seyn scheinen. Der unglückliche Prediger aber wurde nichts destoweniger zum Galgen deswegen verdammet, und das Urtheil an ihm vollzogen. Der ganze Proceß ist von dem Doctor Mather gesammelt worden.

Viere von eben diesen Weibern brachten eben diese Beschuldigung wider eine Engländerin aus eben dem Orte an, und zwey schwuren auch noch weiter wider eine andere Frau, Namens Susanna Martin. Der Verfasser führet etwas von ihrem Gespräche mit dem Friedensrichter an, der sie ins Gefängniß legen ließ; und fraget, ob sie nicht mehr gesunde Vernunft zeige, als ihr Richter.

Richter. Saget mir doch, was fehlet diesen Leuten? Susanna. Das weiß ich nicht. Richter. Wer was denket ihr wohl, was ihnen fehlet? Susanna. Darüber will ich mir nicht den Kopf zerbrechen. Richter. Meynet ihr nicht, daß sie behert sind? Susanna. Nein, ich denke es nicht. Richter. So saget uns doch, was sind denn eure Gedanken davon? Susanna. Nein, meine Gedanken sind mein eigen, so lange ich sie bey mir behalte; wenn sie aber heraus sind, so sind sie eines andern. Ihr Meister = = =

Richter. Ihr Meister? Wer denket ihr wohl, der ihr Meister sey? Susanna. Wenn sie mit der schwarzen Kunst umgehen, so werdet ihr mich wohl verstehen. Richter. Aber was habet ihr in dieser Kunst gethan? Susanna. Gar nichts. Richter. Ey, ihr sollet ihnen doch erschienen seyn (das ist, der Hexen ihr Geist; denn es wurden unterschiedene auf den Beweis, daß ein solcher Geist erschienen sey verurtheilet.) Susanna. Davor kann ich nichts. Richter. Ist es nicht euer Herr; wie kömmt es denn, daß eure Erscheinung sie beschädiget? Susanna. Wie kann ich es wissen? Derjenige, der in Samuels Gestalt erschienen ist, kann in eines jeden andern Gestalt erscheinen.

Der Verfasser fraget noch einmal, ob dieses, wie eine Frau reden heißt, die als eine Hexe soll gehangen werden? Gleichwohl wurde sie dazu verdammet. Alle Aussagen waren der gesunden Vernunft anstößig. Sie finden sich in der Sammlung, welche der D. Mather bekannt gemacht hat, und wobey Neal anmerket; „es sey doch sehr seltsam, daß, nachdem man alle Aussagen der Ankläger weitläufig angeführet, man die Vertheidigung der Beklagten nur mit allgemeinen Redensarten berühret. Man versichert nur, saget er,

Beschreib.  
v. Neueng-  
land.

„ihre Antworten verdieneten keine Aufmerksamkeit; sie wären voller Widersprüche und zwey-  
deutig; die Strafbareren waren ganz verworren; sie veränderten die Farbe &c. Der Leser  
wird also im Dunkeln gelassen, und kann die Wahrheit nicht erkennen. Wenn die Ver-  
theidigung der Gefangenen so schwach war, als man sie vorstellte: so hätte es zum Vor-  
theile des Gerichts gereicht, wenn man solche der Welt umständlich vor die Augen gelegt  
hätte. Sind sie es aber nicht gewesen: so ist es sehr hart, daß sie sollen vertuscht werden.“

Gleichwohl wurden durch dieses verhaßte Verfahren acht und zwanzig Personen zum  
Tode verdammet <sup>1)</sup>. Eine fromme und tugendhafte Frau, Rebecca Nurse, welche bis-  
her in sehr gutem Rufe gestanden, und ihn auch durch ihr exemplarisches Leben verdient  
hatte, behauptete ihre Unschuld bey dem Verhöre so nachdrücklich, daß die Geschworenen sie  
für nicht schuldig erklärten. Die wider sie aufgestellten Zeugen aber machten ein so  
großes Geschrey, daß sie noch einmal abtreten mußte, worauf sie denn für strafbar erkannt  
wurde. Sie stund auch den Tod mit aller der Ernsthaftigkeit und Bescheidenheit aus,  
welche einer Christinn geziemete; und man kann die Geschichte ihrer Hinrichtung nicht ohne  
Entsetzen und Verabscheuung lesen. Ihre Schwester, Maria Casly, welche eben  
dieses Verbrechens wegen verurtheilt wurde, und eben so unschuldig war, überreichte  
den Richtern eine Bittschrift, welche sie hätte beschämen sollen. Sie ist so  
kurz und so sonderbar, daß man sich nicht beschweren wird, die Uebersetzung davon  
allhier anzutreffen. „Da ich, eure demüthige und arme Supplicantin, meiner eigen-  
en Unschuld überzeuget bin, und die listigen Ränke und Lücke meiner Ankläger deut-  
lich bey mir selbst sehe: so kann ich von andern, die eben den Weg gehen müssen, den  
ich gehe, nicht anders als liebeich urtheilen. Ich war einen ganzen Monat aus eben der  
Ursache, weswegen ich nun verurtheilt bin; ins Gefängniß verschlossen, und damals von  
den geplagten Personen, nämlich den Beherten, wie Ew. Edl. selber bekannt ist, für un-  
schuldig erklärt; und in zweenen Tagen wurde ich wieder angeschrien, und bin eingeschlossen  
worden, und jetzt zum Tode verurtheilt. Gott der Herr, oben im Himmel, wußte da-  
mals meine Unschuld, und weis sie auch noch jetzt, wie an jenem großen Tage vor Men-  
schen und Engeln offenbar werden wird. Ich bitte, Ew. Edl. nicht um mein eigenes Le-  
ben; denn ich weis, daß ich sterben muß, und die Zeit darzu ist schon bestimmet; sondern  
bloß der Herr weis es, wenn es möglich ist, daß nicht noch mehr unschuldig Blut möge  
vergossen werden, welches nach der Art, wie ihr verfähret, unmöglich vermieden werden  
kann. Ich zweifele nicht, daß Ew. Edl. in Entdeckung und Herausbringung der Hexen-  
rey nach äußerstem Vermögen handeln, und nicht die ganze Welt nehmen würden, un-  
schuldiges Blut zu vergießen. Aber aus meiner eigenen Unschuld weis ich, daß ihr auf  
einem unrechten Wege seyd. Der Herr regiere euch nach seiner unendlichen Barmher-  
zigkeit in diesem wichtigen Werke, wenn es sein heiliger Wille ist, damit kein unschuldiges  
Blut vergossen werde. Ich wollte euch demüthig gebethen haben, daß Ew. Edl. geruhen  
wollen, einige von diesen bekennenden Hexen auszufragen; weil ich gewiß weis, daß  
unterschiedene derselben, so wohl sich selbst, als andere belogen haben, welches wo nicht in  
dieser, gewißlich in jener Welt, wo ich hingehet, erscheinen wird; und ich zweifele nicht, daß  
ihr selbst noch eine Aenderung in diesen Dingen sehen werdet. Sie sprechen, ich  
und andere hätten ein Bündniß mit dem Teufel gemacht, wir können nicht bekennen. Ich  
weiß,

<sup>1)</sup> Darunter waren zween Prediger.



weis, und der Herr weis es, wie in kurzem erhellen wird, daß sie mich belügen, und weise also nicht, daß sie es ändern eben also machen. Der Herr allein, der der Herrskündiger ist, weis, daß ich, wie ich es vor seinem Richtersthule verantworten will, nicht das geringste von Hereren verstehe, und darum kann ich nicht, und darf nicht meine Seele belügen. Ich bitte Ew. Ebl. diese demüthige Bitte einer armen sterbenden unschuldigen Person nicht zu versagen.

Niederlassung in Newyork.

Dieses hatte nicht mehr Wirkung über ihre Richter, als ob dieselben eben so unemphänglich gewesen wären, als der Galgen, woran sie gehangen wurde. Als sie ihren letzten Abschied von ihrem Ehemanne, ihren Kindern und Freunden nahm, that sie es auf eine so ernsthafte und bewegliche Weise, daß allen, die gegenwärtig waren, die Thränen in die Augen traten. Obgleich die Furcht viele von den Beklagten bewogen hatte, sich für strafbar auszugeben: so beobachtet doch Neal, daß sich keiner von ihnen gefunden, welcher es nicht bey seinem Tode widerrufen, und den Himmel gebethen, sein Blut solle über seine Ankläger und Richter kommen. Da einige Frauenspersonen einen Aufschub erhalten, weil sie theils schwanger, theils noch so jung waren, daß sich auch welche von zehn bis eils Jahren darunter fanden: so wollte ihr Glück, daß die Regierung unterdessen die Augen aufthat. Diese Veränderung rettete ihnen das Leben und war für noch hundert und fünfzig Personen nicht weniger glücklich, die damals eben der Ursache wegen im Gefängnisse waren. Es würde aber unglaublich zu seyn scheinen, wenn man nicht solche gewisse Zeugnisse davon hätte, daß sich die Friedensrichter, welche den Anklägern nicht mehr hülfliche Hand leisten wollten, selbst angeklaget, und gezwungen sahen, die Colonie zu verlassen, damit sie nur der Wuth des Volkes entgiengen. Man redete auf unterschiedene Art von dem Statthalter. Weil er von einer schwachen Gemüthsart, wiewohl ein Freund der Gerechtigkeit, war: so war er der Verfolgung bald günstig, bald zuwider: es scheint aber, daß die Quelle des Uebels besonders von den Puritanern herkam, und daß man der allgemeinen Versammlung Dank schuldig war.

### Der V Abschnitt.

#### Niederlassungen in Neu-York und Neu-Jersey.

Entdeckung des Landes durch Hudson. Er nennet es Neu-Holland; es bekömmt den Namen Neu-Belgien. Alter Zustand der holländischen Colonie. Mißtrauen der Holländer. Die Engländer bemeistern sich Neu-Belgiens. Es bekömmt den Namen Neu-York. Theilung dieser Provinz. Beschreibung ihres wirklichen Zustandes. Hauptstadt. Insel Monahattan. Kingston.

Grafschaft West-Chester. Albanien. Schenectada. Lange Insel. Queens County. Grafschaft Suffolk. Alte Sprache der Indianer daselbst. Die Schweden hatten Newjersey vordem. Dessen Eintheilung. Lage. Grafschaften Berghen, Essex, Middlesex, Monmouth. West-Newjersey. Hauptstadt Burlington.

Da die Verbindung gegen Norden zwischen den englischen Colonien des festen Landes nicht aufhöret: so geht man aus Neuengland nur heraus, um in eine andere Niederlassung von eben der Nation zu treten, die heutiges Tages unter dem Namen Neu-York bekannt ist, nachdem sie lange Zeit den Namen Neu-Belgien unter den Holländern, ihren ersten Herren, geführt hatte. Nichts hatte den Engländern so viel Verdruß verursachen können, als da sie den Besiß eines Landes, welches von einem Seefahrer ihrer Nation

Entdeckung des Landes durch Hudson.

Niederlassung in Neuyork.

Er nennet es Neu-Holland.

Es bestimmet den Namen Neu-Belgien.

Alter Zustand der englischen Colonie.

tion entdeckt worden, in fremde Hände hatten kommen sehen. Der berühmte Heinrich Hudson, welchen man mit mehrerm Glanze unter den Reisen nach Norden wird erscheinen sehen, hatte sich unter der holländischen ostindischen Compagnie vergebens bemühet, in den nördlichen Theilen von America einen Weg in das Ost- oder Westmeer zu finden, und gieng also wieder nach Süden längst dem festen Lande hin. Er gieng vor Neufrankreich vorbey, und landete anfänglich im ein und vierzigsten Grade, drey und vierzig Minuten an einer Küste, die er anfänglich für eine Insel hielt. Er gab ihr den Namen Neu-Holland, denjenigen zu Ehren, welche sich seiner Dienste bedienet hatten. Nachdem er die Eigenschaften des Landes, und die Gesinnungen der Einwohner erkannt hatte: so gieng er wieder nach Holland unter Segel, von da er abgereiset war; und weil der Ehrgeiz die Holländer damals eben so erhitete, als der Handel: so erregete sein Bericht viele amsterdamsche Schiffe, eben den Weg zu nehmen. Die Engländer gestehen, Hudson habe den Generalstaaten das Recht verkauft, welches er aus seiner Entdeckung gezogen, und behaupten, sie hätten sich dagegen gesetzt, weil dieser Handel, ohne Theilnehmung des Königs Jacob, geschlossen worden. Man sieht aber nicht, was für ein Recht sich dieser Herr auf die Früchte einer Unternehmung zueignen können, woran er nicht den geringsten Antheil gehabt; und wenn er einige Klagen zu führen gehabe, so hätte es nur über die Untreue eines Unterthanen geschehen können, welcher sein Vaterland vergessen zu haben geschienen. Was für ein Urtheil man auch davon fällen muß, so beobachteten doch die Kaufleute zu Amsterdam schon 1610 einen Befehl der Generalstaaten, um den Grund ihrer Handlung in Neu-Holland zu legen. Im 1615ten Jahre baueten sie daselbst ein Fort, auf Befehl der Generalstaaten selbst, welche das Land nunmehr den Namen Neu-Belgien annahmen, daselbst einige Städte, worunter die vornehmste Neu-Amsterdam genennet wurde.

Ungeachtet der Eifersucht der Engländer behauptete sich diese Niederlassung dennoch ohne Unruhe bis zu dem ersten Kriege, welchen Holland mit ihnen unter Karls des II Regierung hatte. Sie wurde wenigstens nicht angegriffen, als durch einen Streif des Hauptmannes Argall, welcher auf seiner Fahrt von Virginien nach Neu-Schottland einige Pflanzungen daselbst zu Grunde richtete; und damit sich die Holländer vor dergleichen Anfällen verwahren, so wandten sie sich an den englischen Hof, welchen sie auf ihre Seite zogen, indem sie ihm vorstellten, sie hätten diese Colonie nur in der Absicht gebildet, einige Cabanen daselbst zu machen, und einige lebensmittel zur Erfrischung der Schiffe ihrer Nation, die sich in diesen Meeren befinden könnten, in Bereitschaft zu halten. Sie hatten nicht unterlassen, wenn man sich auf die englischen Nachrichten verlassen darf, ihre Gränzen auf eine ansehnliche Art zu erweitern; viele Städte zu bauen, sie zu besetzen, und ihre Lage sehr blühend zu machen. Ihr Neu-Amsterdam lag auf einer Insel, Monahattan genant, an der Mündung desjenigen Flusses, welchem Hudson seinen Namen gegeben hatte, und welchen sie den großen Fluß nannten. Die Bay, welche gegen Osten davon liegt, hatte von ihnen den Namen Nassau erhalten. Sie hatten an diesem Flusse auf hundert und funzig Meilen von der Mündung ein Fort, unter dem Namen Orange, erbauet; und trieben von da einen sehr vortheilhaften Handel mit den Indianern, die ihnen ihr Pelzwerk sehr von weitem herbrachten. Heinrich Christian, derselbe, welcher seinen Namen derjenigen Insel gegeben, die von den Engländern Marthens

thens Weinberg genannt worden, war ihr erster Statthalter gewesen, und Jacob Es-  
sin war ihm gefolget.

Beschreib.  
v. Newyork.

Mistrauen  
der Holländer.

Obgleich dieses Zeugniß bey einem Engländer verdächtig seyn kann: so scheint es doch,  
daß gleich in den ersten Zeiten die holländische Compagnie die Gefahr gemerket hatte,  
worinnen sie war, daß sie sich so nahe bey den englischen Colonien gesetzt. Man hat gese-  
hen, daß die Puritaner, welche nach Neuengland giengen, sich vorsehete, zu ihren Pflanz-  
ungen das Land zu erwählen, welches zwischen den Flüssen Connecticut und Hudson, bey  
der Graffschaft Fairfield, ist, und daß einer von ihren Wegweisern den Verdacht auf sich ge-  
laden, als habe er sich von den Holländern bestechen lassen, um sie einen andern Weg zu  
führen. Dieses Mistrauen wurde endlich noch selbst vor dem Kriege durch das Geschenk  
gerechtfertiget, das Karl der II dem Herzoge von York, seinem Bruder, mit allem demje-  
nigen machte, was den Holländern in Neu-Belgien zugehörte. Man sezet nicht hinzu,  
aus was für Rechte, und aus was für Grunde. Der Herzog aber wartete nicht so lange  
bis der Krieg erkläret war <sup>u)</sup>, um sich in den Besiß desjenigen zu setzen, was ihm ange-  
bothen worden. Er ließ Robert Carre mit so vieler Mannschafft abgehen, daß es wenig  
Wahrscheinlichkeit hatte, daß sich die Holländer mitten im Frieden vermögend befinden wür-  
den, solcher zu widerstehen.

Carre begab sich zu Ende des 1664sten Jahres, zu einer Zeit, da die holländische Co-  
lonie noch keine Nachricht haben konnte, daß England mit den Generalstaaten gebrochen,  
nach der Mündung des Hudsonsflusses. Er sezete dreytausend Mann in der Insel Mo-  
nachattan aus. Man hatte noch niemals eine so große Anzahl bewaffneter Engländer auf  
einmal nach America geschickt. Sie marschireten gerade auf Neu-Amsterdam zu. Der  
Statthalter war ein alter Soldat, welcher in den Diensten der Republik einen Arm verlo-  
ren hatte. Da er aber in dem Schooße des Friedens und des Vertrauens überfallen wur-  
de: so unterfing er sich nicht, zu widerstehen. Carre hatte Befehl, den Frieden und den  
Schuß der Krone England denjenigen anzukündigen, welche ihn mit Unterthänigkeit auf-  
nehmen würden. Alle Einwohner nahmen dieses Geseß an. Man fand die Häuser der  
Stadt sehr wohl gebauet, von Bruchsteinen, und Ziegelsteinen, und mit vermischten rothen  
und schwarzen Ziegeln gedecket, welche auf einem ziemlich erhabenen Boden eine angeneh-  
me Aussicht von der Seeseite machten. Ueber die Hälfte der Holländer blieben, und  
machten keine Schwierigkeit, dem Könige in England den Eid der Treue zu leisten. Die  
Namen einiger der vornehmsten bezeichnen noch ihren Ursprung, als die Schuylers,  
Remsdans, Bekmans, Isbecks, Bankers, Lancays, Kensalaers, Vandams  
u. a. Diejenigen, welche sich weigerten, das Joch der Ueberwinder auf sich zu nehmen,  
erhielten die Freyheit, sich mit ihren Gütern hinweg zu begeben <sup>x)</sup>; und ihre Stelle wurde  
gar bald durch Engländer besezet, welche der Stadt und der Provinz den Namen Neu-  
York gaben.

Die Engländer  
bemeistern sich  
Neubelgiens.

Es erhält den  
Namen Neu-  
York.

Einige Tage nach dieser leichten Eroberung begaben sie sich durch den Hudsonsfluß  
nach dem Fort Orange, welches nicht mehr Widerstand that. Sie gaben ihm den Na-  
men

<sup>u)</sup> Die Unterschrift der Kriegeserklärung ist um viele Monate später, als die bey Robert Carres  
Bestallung.

<sup>x)</sup> England trat ihnen Surinam ab.

**Beschreib.** men Fort **Albanie**, aus den Titeln des Herzoges von York. Die holländischen Pflan-  
**v. Newyork.** zungen waren mehr zerstreuet, als sie es ordentlicher Weise in den engländischen Colonien  
 sind. Es fand sich nicht eine einzige an der westlichen Seite des Flusses. Die beträch-  
 lichste war Zehgate gegen Süden nach Rye in Neuengland zu. Eine berühmte englä-  
 ndische Antinomianerin, Namens Madame Zurchinson, welche sich dahin begeben hat-  
 te, nachdem sie aus der Provinz Massachusetts war verbannet worden, war daselbst mit ih-  
 rer ganzen Familie, die aus sechzehn Personen bestund, von den Indianern umgebracht  
 worden. Es kostete den Engländern weiter keine Mühe, als daß sie die Namen änderten.  
 Carre ließ einen seiner Befehlshaber, Namens Nichols, zum Statthalter daselbst, und  
 gieng nach England, sich einer so schnellen Ausführung zu rühmen.

**Eintheilung** Die ersten Gränzen von Neubelgien, in dem holländischen Bewilligungsbriefe, waren  
**dieser Provinz.** Maryland gegen Süden, die indianischen Länderen gegen Westen, die französischen ge-  
 gen Norden, und Neuengland gegen Osten gewesen. Nach den neuen Verfügungen des  
 Königes Karls wurden sie weit mehr eingeschränket. Der Herzog von York sah sich nicht  
 so bald Meister vom Lande, so trat er einen ansehnlichen Theil davon an unter ihm stehen-  
 de Eigentümer ab, welche es in Ost- und West-Jersey theileten, vermuthlich dem Rit-  
 ter Georg Carteret, eines von ihren Collegen zu Ehren, welcher aus der Insel Jersey  
 gebürtig war. Es ist das Stück dieses Namens, welches heutiges Tages die Gränzen  
 von Neu-York gegen Westen und Süden ausmachet. Gegen Norden wird es von Long  
 Island oder dem langen Eylande begränzet, und gegen Westen von Neuengland. Der  
 Fluß Hudson sondert es von Jersey ab; und eine Linie, die von Rye nach Greenwich ge-  
 zogen wird, sondert es von Neuengland. Die ganze Provinz geht also nicht über  
 zwanzig Meilen tief ins Land hinein: ihre Länge aber ist ungefähr hundert und zwanzig  
 Meilen an der Küste. In dieser Bestimmung liegt es also zwischen vierzig und einem hal-  
 ben Grade, und ein und vierzig Grad funfzig Minuten Norderbreite, und folglich in ei-  
 ner gemäßigtern Himmelsluft, als Neuengland.

**Beschreibung** Alle engländische Colonien in America haben ihr Land in Grasschaften eingetheilet, sie  
**ihres wirkli-** mögen nun bevölkert seyn, oder nicht; und die Reisenden von ihrer eigenen Nation halten  
**chen Zustandes** diese Eitelkeit für lächerlich. Die beyden Jerseys, die lange Insel, und die andern Theile  
 von Neu-York machen also heutiges Tages neun Grasschaften aus, wovon fünf, die vor-  
 nehmlich von den alten Holländern bewohnet worden, die Namen Albanie, Ulster, Dur-  
 chesse, Orange und King's County, oder des Königes Grasschaft führen. Die vier  
 andern sind der Königin Grasschaft, oder Queen's County, Suffolk, Chester,  
 und Neu-York.

**Hauptstadt** Die Stadt Neu-York ist heutiges Tages viel größer, als da sie noch Neu-Amster-  
**des Landes.** dam hieß, und bildet folglich eine noch weit angenehmere Aussicht. Man zählet darinnen  
 auf eihundert Häuser, und fast siebentausend Einwohner. Die Gebäude sind daselbst sehr  
 schön; und man versichert, das geringste Haus koste daselbst hundert Pfund Sterling,  
 welches man von der besten Stadt in England nicht mit Wahrheit sagen könnte. Die  
 vornehmste Kirche, welche 1695 erbauet worden, ist von einer sonderbaren Schönheit.  
 Man zählet noch drey andere, die holländische Kirche, die französische Kirche, und die lu-  
 therische Kirche. Denn, hier ist so, wie in Neu-England, allen christlichen Secten der  
 Eingang offen. Die Einwohner von holländischer Herkunft machen einen ansehnlichen  
 Theil der Stadt aus. Da ihnen aber die engländische Sprache zur Muttersprache gewor-  
 den;



den: so besuchen sie keine andere Kirche, als die von dieser Nation, vornehmlich diejenige, die nach Stadträtern streben. Nebst einer Freyschule hat die Hauptstadt in Neu-York auch ihre Druckerey, aus welcher zwar wenig Werke kommen, weil in der Stadt nur ein Buchladen ist, und man dessen Handel eben nicht sehr rühmet. Die vornehmste Vertheidigung der Stadt ist das Fort Georg, welches mit zweyen Batterien versehen ist, die nach dem Meere zu gehen. Es ist in gutem Stande, und wird von zweyen Compagnien regulierter Truppen besetzt. Das Rathhaus ist ein sehr schönes Gebäude. Man läßt uns nicht den geringsten Unterschied unter der Regierung in Neu-York, und der in den Städten in England bemerken: die Parteyen aber, die unter den Obrigkeitspersonen entstehen, verursachen in der Provinz oftmals Unruhe.

Beschreib.  
v. Neuyork.

Fort Georg.

Die Insel Monahattan, wo diese Hauptstadt liegt, ist vier Meilen lang. Sie ist fruchtbar, angenehm, und der Hudsonsfluß, welcher sie bewässert, machet eine reiche und liebliche Pflanzung daraus. Kurz, was die Aussicht, das Vergnügen, und den Nutzen betrifft: so giebt die Stadt mit ihren Gegenden keiner Stadt in England etwas nach.

Insel Mona-  
hattan.

Kingston liegt zwischen Neu-York und Albanie, an dem westlichen Ufer des Flusses, funfzig Meilen von der erstern. Ihre Häuser sind zerstreuet, hundert etwan angenommen, welche den Mittelpunkt ausmachen, und sehr wohl gebauet sind. Man zählet dafelbst ungefähre zweyhundert Familien. Ein Fluß, Aesopus genannt, welcher von Neu-Yersey herunter kömmt, fällt in den Hudson bey dieser Stadt, und machet eine vortheilhafte Gemeinschaft zwischen beyden Provinzen.

Kingston.

Die Graffschaft West-Chester hat nur ein Kirchspiel, oder wenigstens nur eine Pfarrkirche, welche in dem Flecken gleiches Namens ist. Taskars, Chams, und Muncie sind alte holländische Pflanzungen.

Graffschaft  
West-Chester.

Die Stadt Albanie, sonst das Fort Orange, ist einhundert und vierzig Meilen von Neu-York gegen Canada und Quebeck. Ihre meisten Einwohner sind noch von holländischer Herkunft, und belausen sich etwan auf drehundert Familien, die ein stilles Leben führen, und sich so gar durch ihren Handel mit den Indianern bereichern. Dasselbst halten die Statthalter der Provinz ordentlicher Weise ihre Unterredungen mit den Sachemmen. Eine von den berühmtesten war diejenige Zusammenkunft, die unter der Königin Anna gehalten wurde, wo man zweyen Sacheme der Huronen aus Canada, fünfe von den Indianern, die Twightwighte und Tronondaden genannt, und die von den fünf mit den Engländern verbundenen Völkerschaften sah, welche die Oneyder, die Wandager, die Cayanger, die Sinekaer, und die Maquaer oder Maquoesen heißen. Man beobachte hier, daß außer den letztern von diesen fünf Namen, nicht ein einziger allezeit auf einerley Art geschrieben und ausgesprochen werde. Das Gebieth aller dieser Indianer erstrecket sich bis zu den französischen Niederlassungen in Canada, deren Gränzen gegen Süden, saget der englische Verfasser, nicht über zweyhundert Meilen von denen von Neu-York gegen Norden sind. Albanie wird von einem guten steinernen Forte vertheidiget; und man unterhält dafelbst eine Besatzung von zwey Compagnien; wovon ein Theil nach Shenectada, einer andern Stadt, geschicket wird, die zwanzig Meilen höher liegt, und auch von einem Forte vertheidiget wird, welches man in den letztern Zeiten wiedergebauet hat. Das Thal Shenectada ist ein Ort, dessen Annehmlichkeiten man sehr rühmet; und die Lage der Stadt, mitten in den indianischen Pflanzungen, machet den Handel dafelbst sehr

Albanie.

Shenectada.



**Beschreib.** blühend. Man zählet daselbst ungefähr einhundert und funfzig Familien, Holländer und  
**v. Newyork.** Engländer untermischt.

Zwischen Shenectada und Neu-York, in einem Raume von einhundert und siebenzig Meilen, sah man vordem viele indianische Völkerschaften, die sich in das innere Land gezogen haben. Dergleichen waren die **Nakentowonier**, die **Pokantier**, die **Wuranier**, und die **Namkikamen**. Die **Maquaer** waren gegen Westen von Albanien. Diese Gränzen haben zwey oder drey kleine Schanzen, welche der halbe Mond oder **Half-Moon Nestigam** und **Saraclage** heißen. Das ganze Land, welches an dem Flusse bis an seine Mündung hinliegt, ist fruchtbar und lustig. Es gehörte vor diesem Jahrhunderte noch gänzlich den Indianern, außer dem Gebiete **Sopersbill** an dem westlichen Ufer des **Hudsons**, wo die Holländer niemals einen Sitz gehabt hatten, welches aber heutiges Tages von den Engländern gebauet wird. Die Pflanzungen sind in dem Innern des Landes noch ist selten.

**Long-Island,**  
oder die lange  
Insel.

Gegen Südost von Neu-York liegt **Long-Island**, oder das lange Eyland, sonst die Insel **Nassau** genannt, welche sich längst der Graffschaft **Fairfield** in Neuengland fast bis an die Mündung des **Hudsons** erstreckt. Man rühmet die Güte seines Bodens. Seine Länge ist einhundert und funfzig Meilen, und die Breite zwölfe. Hundert englische Familien, die aus der Graffschaft **Essex** in Neuengland gekommen waren, bewohnten einen Theil vor der Eroberung von Neu-York. Da die Holländer in Neu-Amsterdam aber nicht aufhöreten, ihnen Verdruß zu machen: so hatten sie sich nach der Spitze der Insel begeben, wo sie eine Stadt, mit Namen **Southampton**, gebauet hatten, die sich von selbst zu einer besondern Statthaltertschaft errichtet, unter dem Schutze der Colonie **Massachusetts**. Sie erhält sich noch unter eben dem Namen; und ihre Einwohner sind so zahlreich geworden, daß sie in der Nachbarschaft einen Flecken, **Bridge-Sampton** genannt, gebildet haben. Die lange Insel besteht heutiges Tages aus drey Graffschaften von Neu-York, nämlich der **Königinn**, oder **Queen's**, **Suffolk** und **Richmond**. Denn die Engländer, welche diese Insel als ein Stück von Neu-Belgien ansahen, unterließen nicht, sich derselben, kraft der Gerechtsamen des Herzogs von York, zu bemächtigen. Man verwundert sich, daß die Einwohner zu **Southampton**, welche noch ältere Gerechtsamen darauf hatten, sich nicht widersetzet haben.

**Queen's**  
**County.**

**Graffschaft**  
**Suffolk.**

Die Graffschaft der **Königinn** oder **Queen's-County** hat zwey Kirchspiele; eines zu **Jamaica**, einem Flecken von ungefähr vierzig Familien; das andere in dem Flecken **Hampstead**, mitten in einer schönen Ebene gleiches Namens, welche wegen der schönen Pferde berühmt ist, die sie ernähret, und welche aus dieser Ursache verbunden ist, ihr Antheil von **Miliz** an **Reiterey** zu stellen. Man findet in eben derselben Graffschaft einige andere kleine Plätze, als **Urecht** und **Constable**. Die Graffschaft **Suffolk** wird nur von **Presbyterianern**, **Quakern** und andern **Sectirern** bewohnet, welche die Engländer **Independentes** nennen. **Huntington** und **Wisterbay**, ihre beyden Hauptflecken, bestehen aus ungefähr vierzig Familien. Die Holländer machten auf dem langen Eylande **Zöpfergeschirre**, welches eben so hoch geschähet wurde, als das **Delster**: die Engländer aber haben dafür einen **Kornhandel**, **Pferdehandel**, und **Mauchhandel** eingeführet. In der Mitte der Insel ist eine Ebene, sechzehn Meilen lang, und vier Meilen breit, welche vortrefliches **Gras** hervorbringt, und deren Pferde eben so in Ehren gehalten werden, als die **Hampstader**. In diesem ganzen Raume findet man keinen Stein, noch einen **Strauch**.  
Der

Beschreib.  
v. Newyork.

Der Handel mit Pferden wird daselbst durch Wettrennen und Preise aufgemuntert. Man hat sich auch dieser Vortheile zu Nutze gemacht, um zu Northfleet, einem Flecken auf der Insel, eine Post anzulegen, welche zweymal die Woche eine ordentliche Gemeinschaft zwischen Nettled, Egerton, Afford, Huntington, Dister-Bay, Flushing, Newton, und New-York unterhält. Nicht weit von der Küste findet man viele kleine wüste Inseln: diejenige aber, welche die Holländer die Staateninsel genannt haben, an der westlichen Spitze des langen Eylandes, ist nicht über zehn Meilen lang, und fünf oder sechs Meilen breit, und enthält drey Wohnplätze; Billop, gegen Süden; Palmer gegen Norden, und Doper gegen Osten. Man fing ehemals Wallfische und Schnauber um diese Inseln, und im Winter fängt man noch eine Menge Seekälber daselbst, woraus man einen vortheilhaften Thran machet.

Dasjenige, was Neu-York hervorbringt, ist von dem, was Neu-England trägt, wenig unterschieden. Man zählet nicht über tausend Indianer daselbst, und die Anzahl der Engländer, zu Ende des letzten Jahrhunderts, belief sich auf acht oder zehntausend, deren vornehmster Handel in Pelzwerken, gedörrten Fischen, und vornehmlich Daubenholze besteht, welches sie nach der Insel Madera und den Azoren schicken. Sie führen auch verschiedene Arten von geräuchertem Fleische, Speck, Mehl, Zwiebeln, Erbsen, und Äpfel nach den Antillen.

Alte Sprache  
der Indianer.

Laet hat uns, nach den Nachrichten der Holländer von Neu-Belgien, viele Wörter aus der alten Sprache dieses Landes erhalten. Man zählete daselbst bis auf hundert, welches unter den Wilden in America ziemlich selten ist; und die Namen der Zahlen hatten keine Verwandtschaft mit denen aus den andern Theilen des festen Landes. Cotte hieß als 1; Nisse 2; Naba 3; Wiows 4; Parenagh 5; Cottasch 6; Nissus 7; Gelas 8; Peston 9; Terren 10; Missonat 20; Nabinat 30; Wewinat 40; Parahginat 50; Cottaginat 60; Nissastigen 70; Gabashinat 80; Pestkonginat 90; Cottapat 100. Von den Theilen des Leibes nennen sie Wier, den Kopf; Schintoy, die Augen; Toonne, den Mund; Wieranow, die Zunge; Dufhe, die Schulter; Nach, den Arm; Sykaes, die Nägel; These, den Magen; Syr, die Füße; Mytrak, die Haare; Akywan, die Nase; Chertoch, die Lippen; Hochtoy, das Kinn; Toorsay, die Brust; Kinstan, die Finger; Cher, die Nerven; Nacheg, den Bauch; Nachkaronck, die Stirne; Zitrowab, die Ohren; Wipit, die Zähne; Nekoysangam, den Hals; Noenakam, die Zehen; Riderein, den Daumen; Motocht, das Blut; Promine, den Schenkel.

Der Mann heißt Kenoës; die Frau Oskoian; das Feuer Tinteur; das Wasser Empie; der Regen Sowkeri; der Hagel Cassikii; das Eis Repatten; der Schnee Winowi; ein Baum Sittcocke; ein Hirsch Utto; ein Bär Mackoivo; ein Biber Temakoy; ein Wolf, Metumnu; ein Löwe, Sintoy-Mackirggh; Fischotter, Rownamock; Hund, Atram; Fuchs, Wowcows; Schwan, Winckiofo; Ente, Camconcke; Pfau, Sickenam; Rebhun, Wokin; Kranich, Tarecka; Turkeltaube, Writink; Gans, Ciahac; Aal, Syackamet; Parsch, Cavicanosse; Forelle, Cackitanem; gut, Wret; böse, Mater.

Der Verfasser einer engländischen Nachricht bewundert es, daß in dem Worte Nequoyhangen der Nacken, die erste Sylbe mit dem englischen Neck oder Hals übereinkomme.

**Beschreib.** Denjenigen, nach welchen man die Entdeckung von Neu-York Hudsonen zuschreibt, konnte es nicht unbekannt seyn, daß Cabot, Verazzani, Gosnold selbst und Smith eben den Theil des festen Landes schon erkannt hatten; und sie konnten diese Ehre folglich nicht v. Neu-Jersey. Hudsonen beylegen, der erst lange nachher dahin gekommen. Sie scheinen aber alle zusammen nicht gewußt zu haben, daß die ersten Europäer, die sich an dieser Küste nieder- Die Schweden hatten Neu-Jersey vor dem. gelassen, Schweden gewesen, welche daselbst drey Flecken oder Wohnplätze, Christina, Elsinburg und Gortenburg genannt, angeleget haben. Ihre vornehmsten Niederlassungen waren an der mittäglichen Seite des Flusses gegen Pensylvanien; und man siehet daselbst noch die Ueberbleibsel von einem Forte, welches man das Fort Elsinburg zu nennen nicht aufgehöret hat. Indessen zogen doch die Schweden wenig Vortheile von ihren Pflanzungen; und die Holländer, welche stets in ihren Handlungsunternehmungen ämßig sind, trieben die andern so weit, daß das Land Berghen, der nordliche Theil von Neu-Jersey, fast gänzlich durch ihre Hände umgeackert wurde. Obgleich Karl der II dieses Land unter der Schenkung mit begriffen hatte, die er dem Herzoge von York gethan: so sungen die Engländer doch nur erst viele Jahre darnach an, sich daselbst zu setzen, nachdem sie ihre Pflanzungen in den andern Theilen von Neu-York ausgebreitet hatten. Nachher, da der Herzog seine Gerechtsamen auf dieses Land dem Mylord Berkeley, und dem Ritter Carteret, unter dem Namen von Neu-Cararea, abgetreten, verglichen sich diese beyden Herren, oder ihre Abgeordneten, es in zween andere Theile zu theilen, die sie, wie man schon angemerket hat, Neu-Jersey gegen Osten, und Neu-Jersey gegen Westen nannten; und diese Eintheilung machte viele Jahre zwey besondere Eigenthume.

**Deffen Lage.**

Neu-Jersey gegen Osten, oder derjenige Theil, welcher an Neu-York gränzet, wurde dem Ritter Carteret zu Theile; und Neu-Jersey gegen Westen, oder derjenige Theil, welcher an Pensylvanien gränzet, dem Mylord Berkeley. Die ganze Provinz also, welche die beyden Jerseys enthält, hat gegen Südost das Meer, gegen Westen den Fluß Delaware, gegen Osten den Hudsonsfluß, und das Innere des Landes gegen Norden zu Gränzen. Ihre Lage ist zwischen dem neun und dreyßigsten und vierzigsten Grade Nordbreite. In der Länge erstrecket sie sich ungefähr hundert und zwanzig Meilen an den Seeküsten und längst dem Hudsonsflusse; und die Engländer geben ihr nicht weniger Umfang in ihrer größten Breite. Nach dieser Eintheilung in Ost- und West machet man uns ihre Graffschaften, oder wenn man will, ihre Kreise, bekannt.

**Deffen Graffschaften.**

Die größte und volkreichste von diesen beyden Abtheilungen ist Ost-Jersey. Sie erstrecket sich gegen Osten und Norden längst den Küsten und dem Hudsonsflusse, von dem Hafen Little-Egg, bis an den Theil eben des Flusses, welcher im ein und vierzigsten Grade ist. Gegen Süden und Westen ist sie von West-Jersey durch eine von Little-Egg bis an die Flüsse Cresswick und Stony, und bis an den mittäglichen Arm des Flusses Karitan gezogene Linie abgefondert. Sie erstrecket sich also auf hundert Meilen in die Länge an dem Hudsonsflusse, und an der Seeküste: ihre Breite aber ist sehr ungleich. Man theilet sie in Graffschaften, welche diesen Titel wenig zu verdienen scheinen. Dergleichen sind Berghen, Essex, Middlesex und Monmouth.

**Graffschaft Berghen.**

Die Graffschaft Berghen liegt an dem Hudsonsflusse, Nework gegen über, und war die erste, die in dieser Provinz angebauet wurde. Sie wird von vielen Flüssen bewässert, wie alle andere Theile von Jersey. Man nennet nach dem Hudsonsflusse noch den Satinsack, den Dasaak und viele andere kleinere. Die vornehmste Stadt darinnen ist Berghen; und dieser Namen, welcher

der Hauptstadt in Norwegen ihrer ist, läßt zweifeln, ob nicht die ersten Einwohner daselbst Beschreib. v. Neuzeesey. Dänen gewesen. Es ist keine andere Stadt da; und alles übrige besteht aus zerstreuten Pflanzungen. Die meisten Einwohner sind Holländer, und die ganze Stadt hat nicht über sechzig Familien. Sie liegt auf der Westspitze einer Landzunge, welche eine Straße zwischen der Staateninsel und dem festen Lande machet.

In der Grafschaft Esser ist die Hauptstadt Elisabeth am Ende einer Bucht, der Westspitze der Staateninsel gegen über. Sie ist die erste Niederlassung der Engländer, die am meisten Fortgang gehabt zu haben scheint. Denn ungeachtet der Absicht, die man gehabt hat, Perth zur Hauptstadt zu machen, ist sie doch viel volkreicher. Man zählt daselbst über zweihundert und funfzig Familien. Ueber dieses ist sie der Sitz des Statthalters, der Gerichte, und der allgemeinen Versammlung, und der Mittelpunkt der ganzen Handlung der Provinz. Nework, eine andere Stadt dieser Grafschaft, ist sechs bis sieben Meilen gegen Norden von Elisabeth, und enthält ungefähr hundert Familien. Der ganze westliche Theil von Esser wird von den Flüssen Kotway, Pasauk und Whipanny gewässert. Der nordliche Theil ist eine Kette Berge, welche die blauen oder Blue Hills heißen.

Die Grafschaft Middlesex ist die volkreichste und das blühendste Stück des Landes, in ihren Pflanzungen: doch verdienet seine Hauptstadt Perth kaum den Namen eines Dorfes. Mylord Berkeley und der Ritter Carteret, denen man die Lage dieses Ortes gerühmet, hatten ihren Agenten befohlen, daselbst die Hauptpersonen der Colonie zusammen zu bringen: Elisabeth aber hat sie an der Anzahl übertroffen. Diese Grafschaft hat noch zweien andere Flecken: 1 Piscataway, sechs Meilen von dem Flusse Karitan, und aus achtzig Familien; 2 Woodbridge, acht Meilen weiter, in einer Bucht der von der Staateninsel gemachten Straße, aus hundert und zwanzig Familien. Der westliche Theil von Middlesex wird von dem Flusse Milston gewässert, der in einem schönen Thale fließt. Ein großer Theil der Einwohner ist von schottländischer Herkunft. Man hat unter ihnen den Grafen von Perth gesehen, welchen der König Jacob der II zum Herzoge gemacht hat, und ihm zu Ehren nahm die Stadt Perth den Namen an, zu welchem man noch Amboy, den Namen der Spitze, worauf sie liegt, setzet, so daß sie insgemein Perth-Amboy genannt wird. Sie ist an der Mündung des Karitan, welcher in eine Bay, Namens Sandihook, fällt, die fünfhundert Schiffe soll fassen können. Der Grundriß zu der Stadt war sehr regelmäßig entworfen. Man hatte den Boden in einhundert und fünfzig Vierecke abgetheilet, worauf man Häuser bauen sollte, und die Mitte sollte ein Marktplatz von drey Acker Landes seyn. Es war auch Raum genug für alle Dörter angewiesen, die zur Handlung dienen sollten. Kurz, der allgemeine Grundriß der Stadt hielt nicht weniger, als tausend Acker Landes, in sich, nebst zweien großen Heerstraßen, die von dem Mittelpuncte nach den Flecken Piscataway und Woodbridge gehen sollten. Einige Schottländer sungen an, zu bauen. Das Unternehmen aber ist ausgefegget geblieben; und die Stadt hat nicht über dreihundert Einwohner. Indessen versichert man doch, daß nichts an der Bequemlichkeit seiner Lage fehle. Ein Schiff von dreihundert Tonnen kann den Hafen hinauf fahren, und bis vor die Thüre der Kaufleute, mit einer einzigen Fluth, kommen. Das ganze Land an dem Flusse Karitan hat nur schöne Pflanzungen, wovon die vornehmste durch Robert Barclay, den berühmten schottischen Quäcker, angeleget ist, welcher eine Schußschrift seiner Secte, in sehr schönem Lateine, heraus gegeben hat. Verschiedene Arme des Flusses bewässern eine Menge schöner Ländereyen, welche noch von jemandes Händen angebauet zu werden erwarten. In



Beschreib.  
v. Neu-Jersey.

Grasschaft  
Monmouth.

In der Grasschaft Monmouth findet man anfänglich Middletown, eine von den artigsten Städten des Landes, welche aus ungefähr hundert Familien besteht, mitten unter einer großen Anzahl Pflanzungen, die nicht unter dreysigtausend Acker Landes einnehmen. Sie liegt zwölf Meilen gegen Norden von Shrewsbury, und sechs und zwanzig Meilen gegen Süden von Pisentawan, ziemlich nahe bey der Seeküste, welche sich an diesem Orte krümmt, und eine sandige Bay dieses Namens machet. Shrewsbury, die mittäglichsste Stadt oder Flecken, wird für die Hauptstadt gehalten, und enthält ungefähr einhundert und sechzig Familien. Sie liegt an dem Ufer eines süßen Flusses nicht weit von der Mündung: Treehold ist ein anderer Flecken, von ungefähr vierzig Familien, die sich seit kurzem in eben dem Kreise gesetzt haben.

Diese Provinz hatte vor dreysig oder vierzig Jahren noch keine Kirche: es wurden aber daselbst in den Flecken Shrewsbury, Perth-Amboy und Elisabeth, Versammlungen von der englischen Kirche gehalten. Die Quacker und schottischen Nonconformisten hatten auch ihre Versammlungen daselbst; und vermuthlich ist der Fortgang einer jeden Secte dem Erfolge ihrer Pflanzungen gemäß gewesen.

West-Neu-Jersey.

West-Neu-Jersey, oder der westliche Theil von Neu-Jersey, ist nicht, wie die meisten andern engländischen Colonien in Grasschaften abgetheilet. Seine östliche Spitze ist das Vorgebirge May, an der Mündung des Delaware, der Grasschaft Suffer in Pensylvanien gegen über. Der Raum Land, welcher zwischen dem Vorgebirge und dem Hafen Little Egg ist, wird gleichwohl die Grasschaft des Mayvorgebirges genannt: bisher aber hat sie noch keine Gerichtsbarkeit noch Befehlshaber gehabt. Man findet daselbst nur zerstreute Pflanzungen; und die Küste hat keine andere Einwohner, als Fischer. Auf das Vorgebirge May folget der Fluß Moris, der größte in diesem Kreise; und weiter hin der Cohenz, welcher klein, aber auf zehn oder zwölf Meilen bis an den Flecken gleiches Namens, der aus ungefähr achtzig Familien besteht, für Barken schiffbar ist. Die Bay und der Fluß Delaware bewässern alle südöstlichen, südlichen, und südwestlichen Theile des westlichen Neu-Jersey. Die Pflanzungen, wovon einige so nahe bey einander sind, daß sie daher den Namen der Flecken führen, liegen an dem Ufer der Bay und des Flusses, die meisten in der Bucht. Diese Provinz ist zwar eine von den angenehmsten und bequemsten zum Leben, aber doch gar nicht eine von den volkreichsten. Auf der einen Seite stößt Neu-York, und auf der andern Pensylvanien alle ihre Nahrung an sich.

Antioch ist ein kleiner Flecken in einer Bucht. Gibbon und Allony sind zwey andere näher an der Mündung des Delaware. Darauf findet man das Fort Pismburg an der Mündung selbst und der Grasschaft Newcastle in Pensylvanien gegen über. An dem Flusse Salham, welcher in den Delaware dicht bey dem Forte fällt, trifft man einen Flecken an, welcher seinen Namen annimmt, oder ihm seinen giebt, zwanzig Meilen von Cohenz.

Die Spitze Sin, und der Flecken gleiches Namens, liegen dem Flecken Newcastle gegen über. Man findet darauf die Buchten Tamau, Raccocos und Allon, Long Island und die Bucht Wash, welche Chester in Pensylvanien gegen über ist; darauf die Bucht Greatman, den Fluß Wrodberry, Green-Bank, und die Bucht Gloucester, Philadelphia gegen über. Das ganze Land ist lustig, gesund, und zu den Bedürfnissen des Lebens bequem. Gloucester ist ein sehr schöner Flecken, von ungefähr hundert Familien. Auf ihn folget die Bucht Ponthakin, der Fluß Northampton, und der Flecken



ten oder die Stadt Burlington, die Hauptstadt der Provinz, Bristol in Pensylvanien  
gegen über. Zwanzig Meilen weiter findet man keine Pflanzungen mehr.

Niederlassung in Pensylvanien.

Zu Burlington wurden die Versammlungen der Provinz gehalten, als sie unter einer  
ordentlichen Regierung waren. Da aber verschiedene Unruhen die Einwohner erbittert  
hatten: so haben sie dafür gehalten, das einzige Mittel, zum Frieden zu gelangen, wäre,  
dem Hofe alle ihre Rechte und Privilegien wieder zu übergeben, und in einer Art von  
Anarchie zu leben, welche der Ununterwürfigkeit nahe käme. Die Stadt enthält ungefähr  
zweyhundert Familien. Ihre Häuser sind alle von Ziegelsteinen und nicht schlechter, als  
die europäischen; und auf ihren Märkten ist ein vortrefflicher Vorrath von allen Sachen.  
Ueber Burlington ist ein anderer Flecken, Namens Maiden-Head, welcher funfzig Fa-  
milien enthält; und weiter hin noch ein anderer, dessen Namen man uns nicht meldet, aber  
viel kleiner, nebst einigen zerstreuten Pflanzungen, die an die indianische Völkerschaft der  
Minosinke gränzen. Der Fluß Aesopus, welcher diese Provinz von Neu-York abson-  
dert, fällt in den Hudson bey Kingston. Es würde leicht seyn, West-Neu-Jersey mit Ma-  
ryland durch einen Fluß zusammen zu hängen, welcher nicht über acht Meilen von dem  
Ende der Chespeakbay fließt. Allein, Virginien und Maryland haben sich stets aus  
Gründen, die man nicht erklärt, dem Vorschlage, einen Canal zu eröffnen, widersezt.

Hauptstadt Burlington.

Da beyde Jersey auf allen Seiten einen fruchtbaren Boden zeigen: so ist es erstaun-  
lich, daß sie fast wüste sind. Man zählte dafelbst im Anfange dieses Jahrhunderts nicht  
über sechzehntausend Seelen; und was für Sorgfalt man auch angewandt hatte, die Ge-  
wohnenheit der Indianer zu gewinnen: so waren doch damals in einer so großen Strecke  
Landes nur ungefähr zweyhundert übrig. Indessen versichert man doch, die ersten Eng-  
länder wären im Anfange so gewissenhaft gewesen, daß sie ihre Pflanzungen nicht eher hät-  
ten anfangen wollen, als bis sie von den Landeseingeborenen die Ländereyen um einen sehr  
hohen Preis gekauft hätten. Berkleys und Carterets Berechtigungen sind durch Verkauf  
und Verträge auf andere Eigenthümer gekommen.

### Der VI Abschnitt.

#### Niederlassung und Beschreibung von Pensylvanien.

Später Anfang dieser Colonie. Pen, Haupt der  
Quaker. Er erhält ein großes Land, und nen-  
net es Pensylvanien. Dessen Eintheilung. Graf-  
schaft Buckingham. Philadelphia. Erster Grund-  
riß dieser Stadt. Andere Städte oder Flecken.  
Grafschaft Chester. Neu Schweden. Erstes  
Land in America, wo man Kalksteine findet.  
Grafschaft Kent. Grafschaft Suffer. Bevöl-  
kerung von Pensylvanien; dessen Himmelsluft.  
Was es hervor bringt. Dessen erste Regierung.  
Veränderung seiner Gestalt.

England sieht Pensylvanien heutiges Tages als eines von seinen vornehmsten Nieder-  
lassungen in America an, und es hat in der That auch keine, deren Fortgang so schnell  
gewesen. Obgleich die Entdeckung dieses Landes eben so alt ist, als die von Virginien:  
so war es doch bis 1680 fast wüste geblieben, da die Neigung zur Freyheit nur Sectirer  
bewog, sich dafelbst niederzulassen. Man wird hier nicht bis auf den Ursprung des Quä-  
kerthums zurück gehen. Diese seltsame Secte hatte schon ihre wunderlichen Religionsfäße  
ausgekramet, als sie eine Zuflucht in America suchete: es ist aber dienlich, daß man das  
Haupt dieser berühmten Wanderer kennen lerne.

Später An-  
fang dieser Co-  
lonie.

**Niederlas-**  
**sung in Pen-**  
**sylvanien.**

Pen, Haupt  
der Quaker.

Er war der Sohn eines englischen Ritters, Namens Wilhelm Pen, welcher einen Theil der englischen Flotte unter Cromwells Regierung geführt hatte; und welcher, ungeachtet seiner Abneigung vor der englischen Kirche, dennoch mit dem königlichen Hause Friede gemachet hatte, als er solches wieder auf den Thron steigen sehen. Der junge Pen hatte also gleichsam mit der Muttermilch die Neigung zur Unabhängigkeit eingegeben; und anstatt, daß er durch das Beispiel seines Vaters hätte sollen wandend gemacht werden, so fand er vielmehr in Karls des II. Verordnungen neue Bewegungsgründe, sich wider die eingeführte Form aufzulehnen. Da dieser Herr gleich im Anfange seiner Regierung gewollt hatte, es sollte der Dienst in der Kirche in einem Uebervurfe verrichtet werden, wie es von alten Zeiten her gebräuchlich gewesen: so ergriff Pen, welcher zu Oxford studierte, diese Gelegenheit, die Maske abzunehmen. Mylord Spencer, der mit ihm studierte, und nachher ein berühmter Staatsmann unter dem Namen des Grafen von Sunderland wurde, und einige andere von ihren Collegen, unterstützten ihn; und er beschimpfte die ersten, die in einem Uebervurfe erschienen. Auf das Gerücht von dieser Begebenheit wurde er von seiner Familie wieder nach London gerufen, und gezwungen, nach Frankreich zu gehen, um eine Zeitlang zu reisen. Er bekam aber zu Turin einen Brief von seinem Vater, welcher zum Viceadmirale war ernannt worden, und nicht eher in See gehen wollte, als bis er seinem Sohne die Regierung seines Hauswesens überlassen hätte. Der Ritter Pen genoss seiner Würde nicht lange. Er starb bey der Zurückkunft von seiner Fahrt, nachdem er zur Belohnung für seine Dienste das Versprechen erhalten hatte, man wolle ihm ein ansehnliches Stück Land in dem festen Lande von America schenken. Man zweifelt nicht, daß ihm nicht einer von seinen Anverwandten, der sich in Neuengland gesetzt hatte, diesen Vorsatz, durch eine schmeichelhafte Abschilderung des Landes, eingegeben hatte. Allein, der junge Pen, welcher mehr mit den Begriffen seiner Religion beschäftigt war, säumete lange, ehe er um die seinem Vater versprochene Gnade anhielt. Da er aber seine Secte von allen geistlichen Gerichten in England verfolgt sah: so entschloß er sich, er wollte sich denjenigen zum Führer anbieten, welche ihm folgen wollten; und er wollte mit ihnen von denen Länderen Besitz nehmen, die ihm endlich bewilliget wurden. Seine offenen Briefe sind vom 4ten März 1680. Sie gaben ihm unter dem Namen Pensylvanien, welcher von dem seinigen gemacht ist, den ganzen Raum, welcher zwischen dem drey und vierzigsten Grade Norderbreite liegt, nebst denen Eylanden, die zu dieser Strecke gehören; so daß das Land, wovon er ein Eigenthümer geworden, gegen Osten von der Bay und dem Flusse Delaware, gegen Norden von West Neu-Jersey, oder vielmehr Neu-York, denn es erstrecket sich weit über beyde Jersey hinaus; gegen Westen von den indianischen Völkerschaften, um den Quellen der Flüsse Susquahanough und Delaware, gegen Süden von Maryland von dem Flusse Pensberry, nahe bey den Sprüngen, bis nach Senlope an der Mündung der Bay, begränzet wurde, welches über hundert und funfzig Meilen in gerader Linie ausmachet, deren Breite aber durch Maryland schmal gemacht wird.

Er bekommt  
ein groß-  
Land, welches  
er Pensylva-  
nien nennet.

Dessen Ein-  
theilung.

Dieses sind die in dem Bewilligungsbriefe angegebenen Gränzen. Nachdem aber Pen nachher von dem Herzoge von York noch ein wüstes Stück von dem alten Neu-Belgien erhalten hatte: so ließ er solches der ersten Urkunde beyfügen, und theilte alles, unter einerley Namen Pensylvanien, in sechs Graffschaften, wovon die drey erstern, welche den obern Theil ausmachen, Buckingham, Philadelphia und Chester, und die drey andern

andern oder der untere Theil Newcastle, Kent und Sussex genannt wurden. Der obere Theil endiget sich bey Marcus Hook, vier Meilen unter der Stadt Chester; und der untere Theil erstrecket sich ungefähr hundert und zwanzig Meilen längst der Küste, auf vierzig Meilen tief gegen Maryland. Die ganze Provinz Pennsylvania also, von den Pensberryspringen an bis an das Wilhelmsvorgebirge, zwanzig Meilen unter Henlope, ist wenigstens dreyhundert und dreyßig Meilen lang und zweyhundert breit.

Man giebt zu, daß nicht der zwanzigste Theil dieses großen Landes bewohnet sey: es ist aber durchgängig artbarer gemacht, als in irgend einer andern englischen Colonie in America. Bey der Austheilung der Ländereyen behielt sich Pen vier schöne Besitzungen in jeder Graffschaft vor. Der untere Theil von Pennsylvania ist bequemer zum Ackerbau, und geschickter zur Handlung. Der obere ist so schlecht bevölkert, daß die meisten von seinen Dörfern noch nicht würdig geachtet worden, Namen zu bekommen.

Die vornehmste Stadt der Graffschaft Buckingham ist Bristol. Sie liegt zwanzig Meilen von Philadelphia, Burlington in West-Neu-Jersey gegen über, und besteht aus ungefähr achtzig Familien. Man giebt ihr einen reichen Anhänger der quackerischen Lehre, Samuel Carpenter, zum Stifter. Diese Stadt hat nichts merkwürdigers, als verschiedene Arten von Mühlen. Pensberry ist ein Flecken, der in einer kleinen Bucht liegt, und eine von denen Besitzungen, die sich Pen vorbehalten. Er baute daselbst ein sehr schönes Haus mit Küchengärten und Obstgärten, worinnen die Früchte vortreflich sind.

Diesen Vortheil scheinen sie von dem Delaware zu haben, der dreyimal herum geht. Man zehlet sonst in dieser Graffschaft noch zehn oder zwölf andere kleine Flecken, welche sechs Abgeordnete zu der allgemeinen Versammlung schicken. Die Graffschaft Philadelphia, deren Hauptstadt gleiches Namens auch die Hauptstadt der ganzen Provinz ist, hat überall einen sehr angenehmen Boden. Ihr ältester Flecken ist Frankfort, welcher ziemlich gut bebauet, und so groß, wie Bristol, ist.

Dieser Kreis wurde anfänglich von Schweden, darauf von Holländern bewohnet. Beyde aber hielten sich nur an den Buchten der Flüsse auf, als wenn sie die Annehmlichkeiten nicht gekannt hätten, die sie weiter gegen Süden von dem Hudson hätten finden können. Die Holländer hatten eine Pflanzung an der Bay, da wo also der Flecken Orford liegt, welcher aus siebenzig oder achtzig Familien besteht.

Darauf findet man Philadelphia, welches mehr wegen des Grundrisses zu seiner Anlage als wegen der wirklichen Anzahl seiner Häuser und Einwohner des Namens der Hauptstadt würdig ist. Nach Pens Absichten würde sie verdienet haben, die Hauptstadt eines großen Reiches zu seyn. Ob sie gleich noch nicht ausgeführet worden, so stellet man sie dennoch als eine große Stadt vor, die sehr vorthellhaft zwischen zweyen schiffbaren Flüssen, dem Delaware, und Schuilkill, liegt.

Sie sollte aber ein langes Viereck, von ungefähr zweyen englischen Meilen, von einem Flusse bis zum andern bilden. Sie sollte acht solche lange Straßen haben, die von sechzehn andern eine englische Meile langen Gassen, geradewinklicht durchschnitten seyn sollten. Alle sollten von einer schönen Breite, und mit prächtigen Häusern besetzt seyn. Zu den Marktplätzen, und andern öffentlichen Plätzen, zu den Kirchen, Schulen, Hospitälern, Rayen und Magazinen, hatte man bequeme und gehörige Plätze gelassen. Es scheint so gar, daß dieser Grundriß bey denen Häusern und Gebäuden, die man daselbst ausgeführet hat, und die sich von Tage zu Tage vermehren, nicht aus den Augen gesehet worden.

Man versichert wenigstens, daß zwey von den Seiten der Stadt fertig sind; die eine gegen Osten nach dem Schuilkill zu; und die andere

Beschreib.  
von Pennsyl-  
vanien.

Graffschaft  
Buckingham.

Graffschaft  
Philadelphia.

Hauptstadt  
des Landes.

Deren erster  
Grundriß.

**Beschreib.** deren gegen Westen nach dem Delaware, welcher hier zwei Meilen breit ist. Die Straf-  
**von Pensyl-** se, welche an dem Schuilkill hingehet, ist schon drey Viertelmelle lang; die Häuser auf  
**vanien.** derselben sind schön, die Vorrathshäuser in großer Menge, und die Kaye bequem. Man  
 urtheilet leicht, daß der übrige Raum zu schönen Gärten angewandt wird. Der vornehm-  
 ste Vortheil von Philadelphia aber ist der Delaware, wo die Schiffe auf einem sehr guten  
 Grunde in sechs bis sieben Faden Wasser vor Anker legen können.

Ihre ersten Einwohner waren Quaker, welche noch immer die größte Anzahl aus-  
 machen. Es währte auch ziemlich lange, ehe man daselbst eine englische Kirche sah. Un-  
 ter dem Könige Wilhelm aber entstand eine, welcher man den Namen Christ Church  
 gab, und ein Kirchspiel von mehr als zwölfhundert Seelen ausmachet. Die Quaker wil-  
 ligten nicht ohne Mühe in diese Niederlassung, und es fiel ihnen schwer, mit Nachbarn  
 umzugehen, die sie in Europa nicht hatten leiden können. Weil sie indessen den ersten  
 Rang hatten, nicht allein wegen ihrer Anzahl, sondern auch als Stifter der Colonie: so  
 haben sie nebst den Engländern verschiedene Religionsverwandten aufgenommen, die auch  
 ihre Kirchen haben, als Presbyterianer, schwedische Lutheraner, und Wiedertäufer. Die-  
 se Vermischung von Engländern und Fremden nebst der leichten Schifffahrt und Hand-  
 lung dahin, hat Philadelphia schon zu einer der reichsten Städte in America gemacht, und  
 ihre Einwohner schmachteln sich, sie werde dereinst auch die schönste seyn. Die Franzosen  
 faget der Verfasser einer engländischen Nachricht, haben nichts, und können auch nichts  
 haben, das mit ihr zu vergleichen wäre.

**Anderer Städ-  
 te oder Flecken.**

Nicht weit davon hat die Natur an den Ufern des Schuilkills ein sehr schönes Gehölz  
 angeleget, welches den Einwohnern zum Vergnügen dienet. Wioco ist ein Flecken, eine  
 halbe Meile weit von Philadelphia, wo sich viele schwedische Familien gesetzt haben. Eben  
 die Nation besitzt noch einen andern Flecken, Namens Tenectum, dessen Lage so ungewiß  
 ist, daß man nicht weiß, ob er zu der Grafschaft Buckingham oder zu Philadelphia gehö-  
 ret. Wbingdon und Dublin sind zwey artige Städtchen, die von englischen Quakern  
 bevölkert sind. Germantown ist ein anderes, welches nur aus deutschen und holländi-  
 schen Quakern besteht, deren Anzahl man auf zwey bis drehundert Familien rechnet. Man  
 beobachtet als eine sonderbare Seltenheit, daß alle ihre Straßen mit Pflanzbäumen be-  
 pflanzt sind. In dem Innern der Grafschaft findet man Radnor, einen Flecken von  
 mehr als funfzig Familien, der wohl gebauet, und in einer schönen Lage ist. Er führete  
 vordem den Namen Amstel, welchen er von den Holländern erhalten hatte. Amersland  
 ist noch ein Flecken eben desselben Landes zwischen zweyen Buchten, wovon die eine Derby  
 heißt. Von da geht man durch Redloyer in die Grafschaft Chester.

**Grafschaft  
 Chester.**

Ihr erster Flecken ist Newton, welcher nur dreyßig bis vierzig Familien enthält.  
 Chester, die Hauptstadt, wird über kurz oder lang eine schöne Stadt wegen ihrer Lage  
 werden, die einen vortrefflichen Ankergrund in ihrer Bay darbeut. Man zählet nur noch  
 erst ungefähr hundert Familien daselbst, die aber meistens Engländer sind. Weiter hin fin-  
 det man eine andere Stadt, Namens Chichester, deren Einwohner fast eben so stark an der  
 Zahl sind, und welche auch in einer zur Schifffahrt sehr bequemen Bucht liegt. Darauf  
 zeigt sich der kleine Flecken Concord. Ueberhaupt sind die Flecken dieser Grafschaft nicht  
 groß und schlecht bevölkert: die Pflanzungen aber sind daselbst in großer Anzahl. Mar-  
 cus-Zooß, vier Meilen von Chester, endiget den obern Theil von Pensylvanien.

Unter



Unter Chichester ist eine große Bucht, Namens Brandyrwine, welche sehr zahlreiche Vögel in sich nehmen könnte. Auf sie folgt diejenige, die man Christina genannt hat, wo die Schweden ehemals eine Stadt und Pflanzungen gehabt haben. Dieser Kreis der an der andern Seite des Delaware waren ihre vornehmsten Niederlassungen; daher ihnen ein französischer Erdbeschreiber den Namen Neu-Schweden gegeben hat. Die Christinenbucht ist ziemlich groß; und man sah daselbst noch in den letztern Zeiten ein schwedisches Dorf mit einer Kirche. Zwischen dieser Bucht und der folgenden findet man die Stadt Newcastle, welche ihren Namen der benachbarten Grafschaft giebt. Die Länder umher führen den Namen des Landes Wallis; weil sie ihren ersten Anbau, Wallisern zu danken haben. Sie sind voller Dörfer oder kleinen Flecken, als Zaverford-West, Merioneth &c. und die Arbeitsamkeit der Einwohner läßt den Ueberfluß alba herrschen.

Beschreib.  
von Pensyl-  
vanien.  
Neu-Schwe-  
den.

Montjoy ist ein ansehnliches Landgut, wo sich Pens Schwester niedergelassen; und hier ist der erste Kalkstein gegraben worden, den man in America gefunden hat. Das übrige Land ist wegen seines vortrefflichen Kiefes eben so merkwürdig, weil solcher in dem ganzen festen Lande von America etwas seltenes ist. Es wird von Engländern und Holländern untermengt bewohnt. Newcastle kömmt Philadelphia, was die Handlung und die Anzahl der Einwohner betrifft, nahe. Die Häuser sind daselbst sehr schön, und man zählet in diesen letztern Zeiten fast auf sechshundert Familien. Die englischen Walliser und die holländischen Presbyterianer haben Kirchen daselbst. Zehn Meilen von Newcastle findet man ein schönes Dorf mit Quakern, deren Kirche St. Georg heißt, worüber sich die meisten verwundern, welche wissen, daß diese Sectirer keine Heilige erkennen. Es folgen darauf die Buchten Blackbird und Apaquanamy, wovon die letztere einen Flecken gleiches Namens zeigt. Weiter hin findet man eine andere Bucht, welche eben so heißt; und sie werden nur durch Süd und West unterschieden.

Erstes Land  
in America,  
wo man Kalk-  
steine findet.

Wenn man vor der Bombayspize und der Duckbucht vorbei geht: so kömmt man in die Grafschaft Kent, welche die Flecken Cranebrook, Dover, Warden und Mispelliven in eben so vielen Buchten gleiches Namens enthält. Dover, sonst St. Johns-Town genannt, besteht aus ungefähr fünfzig Familien, und wird für die Hauptstadt der Grafschaft gehalten, welche, wie Virginien, weniger Städte und Flecken, als zerstreute Pflanzungen hat. Dover liegt an dem Ufer der Delawarebay.

Grafschaft  
Kent.

Der vornehmste Flecken der Grafschaft Suffer ist Lewes an einer Bucht gleiches Namens, und nicht weit von der Phembucht. Man rühmet ihre schöne Lage an dem Ufer eines Flusses, der sie von dem Meere absondert, ohne ihr die Aussicht desselben zu benehmen; und der einen sehr bequemen Hafen machet. Cedar ist ein anderer Flecken, welchem Pen diesen Namen von seinem Landgute in der Grafschaft Suffer in England gab. Nicht weit davon unter Lewes an der Mündung des Delaware findet man das Vorgebirge Kentopen oder Wilhelmsvorgebirge; und zwanzig Meilen weiter das Jamesvorgebirge, welches die letzten Gränzen von Pensylvanien macht. Die Grafschaft Suffer hat so wie Kent, keine zerstreute Pflanzungen.

Grafschaft  
Suffer.

Man rechnet wenigstens achtzigtausend Engländer in den sechs Grafschaften von Pensylvanien und funfzehntausend andere Europäer, Franzosen, Holländer, Schweden und Pfälzer. Drey Meilen unter der Lewesbucht fängt die Theilungslinie an, welche Pensylvanien von Maryland absondert. Pen läßt auf eine geschickte Art in einer Nachricht von dem Zustande seiner Colonie anmerken, dieser Theil von America sey seiner Breite nach in

Bevölkerung  
von Pensylva-  
nien.



**Beschreib.** eben dem Abstände von der Sonne, als Neapolis in Wälschland und Montpellier in Frank-  
**von Pensyl-** reich, das ist, als die beyden Länder, welche für die gesundesten und angenehmsten in der  
**vanien.** Welt gehalten werden. Andere aber haben angemerket, die Himmelsluft der Gegenden  
**Himmelsluft.** auf dem festen Lande in America wäre sehr von derjenigen ihrer unterschieden, die unter  
 eben der Breite in Europa lägen. Die Hudsonsbay und die Themse, welche in Ansehung  
 der Sonne in gleicher Lage liegen, erfahren nicht einerley Einflüsse; und die Naturkünde-  
 ger geben davon leicht die Ursache an. Es ist gewiß, daß die Luft in Pensylvanien lieb-  
 lich und rein ist: die Regen aber fangen daselbst gegen den zosten des Weinmonates an,  
 und dauern bis zu Anfange des Christmonates. Die Kälte ist daselbst oftmals so heftig,  
 daß der Fluß Delaware ungeachtet seiner Breite zufriert. Der Frühling dauert vom  
 März bis in den Brachmonat: das Wetter aber ist in dieser Jahreszeit nicht einerley.  
 In den Sommermonaten, welche der Heumonath, der August und Herbstmonath sind, wür-  
 de die Hitze unerträglich seyn, wenn sie nicht durch frische Winde gemäßiget würde. Der  
 Wind ist im Sommer Südwest; der im Winter gemeinlich Nordwest, welcher von  
 den Eisbergen, von dem Schnee und den Seen in Canada herkömmt, und alle Kälte mit-  
 bringt, die man in dieser Jahreszeit erfährt.

**Was es her-  
 vor bringt.**

Die Natur des Erdreiches ist an einigen Orten der Colonie ein gelber und schwarzer  
 Sand, an andern ein Kies, und am öftersten ein fettes Land, vornehmlich zwischen den  
 kleinen Flüssen und Bächen, wo die Felder unvergleichlich fruchtbarer sind, als bey den schiff-  
 baren Flüssen. Man findet daselbst auch ein schwarzes und staubichtes Erdreich auf einem  
 steinichten Grunde. Dasjenige, was das Land hervor bringt, ist mit dem einerley, was  
 in den vorhergehenden Colonien hervor kömmt, nur mit dem Unterschiede, daß es hier be-  
 fer und stärker zu seyn scheint; welches auch eben so wohl das Korn, die Hülsenfrüchte und  
 andere Früchte angeht, die man aus Europa hieher gebracht hat. Ein Scheffel Korn Mas-  
 saat trägt hier vierzig, oftmals funfzig und zuweilen sechzigfältig. Man hat mit Ver-  
 wunderung angemerket, daß auf einem Felde nahe bey dem Schuilkill ein Weizenkorn aus  
 England funfzig schöne Aehren auf einem Halme gebracht hat.

**Seine erste  
 Regierung.**

Die Abneigung, welche die Quaker in ihren Grundfäßen vor allen Arten der Un-  
 einigkeit, vornehmlich vor denjenigen haben, die zum Kriege führen können, hat in der  
 Colonie einen solchen beständigen Frieden herrschen lassen, daß man daselbst nicht die ge-  
 ringste Begebenheit weis, welche der Geschichte zur Materie dienen könne. Nachdem  
 Penn seine offenen Briefe erhalten hatte: so begnügete er sich nicht bloß mit einem Rechte  
 solcher Art, sondern fügete auch noch die Bewilligung der Indianer hinzu, die ihn solche  
 eben nicht sehr theuer bezahlen ließen. Darauf setzete er einen seiner Neffen, Namens  
 Wilhelm Markam, zum ersten Statthalter in seiner Niederlassung, und die Quaker  
 von verschiedenen Völkerschaften machten keine Schwierigkeit, sich ihm zu unterwerfen.  
 Der Ritter Jones, ein berühmter Rechtsgelehrter, setzete die Verfassungen der Regie-  
 rung auf. Nach dem ersten Artikel sollte die Macht, Gesetze zu geben, bey dem Stat-  
 halter und der Versammlung des Volkes seyn; welches bey einer Gesellschaft von Leuten  
 sehr billig war, die aus Liebe zum Frieden, zur Freyheit und zu ihrer Religion ihr Vaterland  
 verlassen hatten. Andere Artikel setzten fest, man sollte nicht allein ohne Einwilligung des Vol-  
 kes kein Gesetz machen und kein Geld heben; sondern es sollten auch alle Privilegien, und  
 alle Gerechtsamen der Engländer in Europa, ihre völlige Gültigkeit in Pensylvanien ha-  
 ben; und da man viel Ehrfurcht für den englischen Hof und die englische Regierung hatte, so  
 erwart-

erwartete man keine Befehle von außen wegen alles desjenigen, was das Beste, die Sicherheit und die Ruhe des Landes anbeträfe. Diese Verfügungen, und eine Menge andere, wurden von zweyen allgemeinen Versammlungen bestätigt, welche Pen bey seinem Aufenthalte in der Colonie hielt. Er bestellte Gerichte in jeder Grafschaft; und setzte, zur Verminderung der Anzahl der Schwierigkeiten und der Gerichtshändel, besondere Beamten, unter dem Titel der Friedensmacher, welche in jedem Kreise von dem Volke selbst gewählt werden, und über alle Zwistigkeiten vorher erkennen sollten, ehe sie vor die ordentlichen Gerichte gebracht würden.

Niederlassung in Carolina.

Er brachte zwey ganze Jahre in dem Lande zu, damit er diesen Niederlassungen eine beständige Gestalt gäbe. Nachdem er aber wieder nach England zurück gegangen war, und die natürliche Freyheit seiner Gemüthsart ihm nicht sters erlaubet hatte, in seinen Ausdrücken behutsam zu seyn: so wurde er nach Jacobs II Widerwärtigkeit verdächtig, ohne daß man ihm etwas anders vorzuwerfen hatte, als seine alte Gnade bey diesem Herrn, welcher ihm ein gutes Stück von Neu-Belgien gegeben, da er noch Herzog von York gewesen. Die Regierung von Pensylvanien wurde ihm genommen; und der Hof machte sich dieser Gelegenheit zu Nutze, die Regierungsform zu ändern, die er daselbst eingeführt hatte. Einige Jahre darnach dienten andere Umstände, ihn bey dem Könige Wilhelm besser in Gnaden zu bringen: er machte sich derselben aber nicht zu Nutze, die Einrichtung seiner Colonie wieder herzustellen. Die Regierung dieser Provinz ist heutiges Tages eben so beschaffen, als die in den andern englischen Besitzungen auf dem festen Lande von America. Pen starb im 1718ten Jahre, und hinterließ einen sehr jungen Sohn, welcher nur erst im 1733sten Jahre abgieng, von der unermesslichen Erbschaft Besitz zu nehmen, die ihm sein Vater hinterlassen hatte.

Veränderung ihrer Gestalt.

### Der VII Abschnitt.

#### Niederlassung der Engländer in Carolina und dessen Beschreibung.

Wenn die Engländer es zuerst besucht. Karls des II Bewilligung. Allgemeine Duldung daselbst. Bürgerliche Verordnungen und Regierung. Eintheilung. Grafschaft Albemarle. Grafschaft Clarendon. Grafschaften Craven und Berkeley. Hauptstadt Charlestown. Grafschaft Colliton. Grafschaft Carteret. Port Royal. Beobachtungen von Carolina und dessen Einwohnern. Auflagen. Münze. Arbeitslohn.

Hier ist man durchaus gezwungen, die Ordnung der Dertter der Ordnung der Zeiten nachgeben zu lassen. Man weis nicht, ob seit 1507, da Gourgues Carolina nach seinem Unternehmen verließ, die Franzosen oder Spanier andere Versuche gemacht, sich daselbst zu setzen: es scheint aber, daß es 1622 verlassen gewesen, da viele englische Familien, um sich der Wuth der Indianer bey den Niedermegelungen in Virginien und Neuengland zu entziehen, auf der Küste dieser Provinz an der Mündung des Mayflusses geländet, und die Partey ergriffen, sich daselbst niederzulassen. Der Zustand des Landes konnte damals unter einigen indianischen Völkerschaften, die es bewohneten, noch nicht blühend seyn. Man findet eine kurze Abschilderung davon in einer Schrift von 1644, die ein Engländer, Namens Briestock, heraus gegeben, welcher im vorigen Jahre daselbst angeländet, und von seinen Landesleuten wohl aufgenommen worden war. Ihre Colonie hatte noch nicht viel

Wenn die Engländer es zuerst besucht.

Niederlassung in Carolina. viel Zuwachs erhalten, weil man daselbst nur noch die alten französischen und spanischen Namen kannte.

„Der erste Fluß, sagt Briestock, oder wenigstens der merkwürdigste nach Virginien zu, ist der Jordan, welcher im zwey und dreyßigsten Grade Norderbreite in das Meer fällt. Zwanzig Meilen von seiner Mündung gegen Süden findet man das Vorgebirge St. Helena, nahe bey dem Orte, welchen die Franzosen Port Royal genannt, und erwählet hatten, ihre Pflanzungen daselbst anzufangen. Zwischen dem Jordane und St. Helena sind die Ueberbleibsel von Dristan, Ostan und Cayagne; Dristan sechs Meilen von dem Vorgebirge; Ostan viere von Dristan; und Cayagne acht von Ostan. Von dem Vorgebirge St. Helena bis nach der Bay dos Barros rechnet man drey Seemeilen; von da bis nach der Bay Asapo drey; und weiter drey bis nach Casanusium, drey bis Capula, neun bis Saron, vierzehn bis nach St. Alcan, zwanzig nach St. Peter, welches im ein und dreyßigsten Grade ist; und endlich fünf bis nach San Matteo. Es würde schwer werden, diese Namen mit denen zu vergleichen, die ihnen gefolget sind. Ueber dieses scheint es nicht, daß Briestock sie für ordentliche Wohnungen ausgiebt, noch daß die englische Niederlassung vor Karls des II Regierung einige Gestalt angenommen habe.

Karls des II  
Bewilligung.

Nur erst im 1663ten Jahre bewilligte dieser Herr einigen Herren <sup>9)</sup>, die ihre Ansprüche auf die alten Entdeckungen gründeten, welche Sebastian Cabot in Englands Namen unternommen hatte, auf ihr heftiges Anhalten offene Briefe, wodurch er ihnen, ohne andere Bedingung, als daß sie der Krone einen jährlichen Tribut von zwanzig Mark Goldes bezahlen sollten, das ganze Stück von dem Lande, welches er sich in America; von dem sechs und dreyßigsten Grade Norderbreite an, bis an den Fluß San Matteo, welcher in dem ein und dreyßigsten ist, zueignete, nebst allen königlichen Gerechtsamen auf die Fischereyen und die Bergwerke, über das Leben, die Gliedmaßen, und Besizungen ihrer Vasallen bewilligte. Der englische Verfasser einer Geschichte von Carolina gesteht, er wisse nicht, mit was für Rechte der König Karl so freygebig weiltläufige Stücke von America weggeschicket. „Man kann aber die Wirklichkeit der Urkunde nicht anfechten, sagt er; und es würde den Franzosen oder Spaniern schlecht anstehen, wenn sie fordern wollten, es sollte ein Land, welches sie zu bauen aufgehört haben, auch niemals von andern gebauet werden.“

Allgemeine  
Duldung.

Die Eigenthümer hatten nicht so bald ihre Briefe erhalten, so eröffneten sie gleich anfangs nach einer Methode, die damals durch den Erfolg gerechtfertiget wurde, den Eingang in ihre Besizungen allen Religionsverwandten. Diese Duldung wurde so gar durch die königliche Urkunde ohne Einschränkung bestätigt. Man giebt uns den Inhalt von der ersten Verordnung, welche bey dieser Gelegenheit bekannt gemacht worden. Sie enthielt, da die Eigenthümer die Vortheile der Duldung erkannt hätten, um eine Provinz zu bereichern und zu bevölkern, so wären sie entschlossen, die größte Religionsfreyheit zu bewilligen, die man nur verlangen könnte, oder wovon man jemals ein Beyspiel in irgend einer menschlichen Gesellschaft gehabt hätte; da die natürlichen Einwohner des Landes noch nicht die geringste Kenntniß von dem Christenthume hätten, so gäben ihre Abgötterey und ihre Unwissenheit in der That noch kein Recht, ihnen übel zu begegnen; die

<sup>9)</sup> Die vornehmsten waren Eduard Graf von Clarendon, Georg Herzog von Albermale, Mylord Craven, Berkeley, Ashley, die Ritter Carteret, Berkeley und Colliton.

Christen, welche andere Grundsätze, als der englischen Kirche ihre, in die Colonie bräch-  
ten, würden ohne Zweifel erwarten, daß man sie in ihren Meinungen nicht zwingen wür-  
de; und man würde folglich wider gute Treue und Glauben handeln, wenn man ihnen die  
geringste Gewalt anthäte; was die Juden, Heiden und andere Feinde des Christenthums  
anbeträfe, so sähe man nicht mehr Ursache, sie zu verwerfen, weil ihr Unglück nur  
von einem Mangel ihrer Einsicht herkommen könnte, und man sich also vielmehr schmei-  
deln mußte, daß die Kenntniß des Evangelii, und das Beyspiel der christlichen Tugenden  
bereinst dienen könnten, ihnen die Augen zu eröffnen; es würde also jedermann nach Ca-  
rolina eingeladen, und könnte versichert seyn, daß er daselbst einer vollkommenen Unab-  
hängigkeit, was seine Meinungen und den Gottesdienst beträfe, genießen sollte; man se-  
hete nur eine Bedingung zu dieser allgemeinen Duldung, es sollten nämlich alle Personen  
über siebenzehnjährigen Jahren, die den Schuß der bürgerlichen Geseze verlangeten, einer Kirche  
oder einer Religion zugethan seyn, und ihre Namen sollten in das Verzeichniß ihrer Secte  
eingeschrieben werden.

Beschreib.  
v. Carolina.

Alles dieses wurde unter dem Titel der Grundgeseze von Carolina in hundert und  
zwanzig Artikel abgefaßt, und von den acht genannten Herren mit diesem förmlichen Zu-  
sage unterzeichnet, sie sollten auf immer und ewig der unveränderliche Grund und die heiligi-  
ge Richtschnur der Regierung der Colonie seyn. Man muß merken, daß die bürgerlichen  
Verordnungen einen Theil davon ausmachten. Man hatte den berühmten Locke erwäh-  
let, dieses besondere Stück von Grundgesezen, auf Bitte des Mrlord Shaftesbury, auf-  
zusetzen, welcher einer von den Eigenthümern wurde. Wir wollen doch auch einige von  
den vornehmsten Artikeln anführen, welche die Regierung betreffen.

Der erste bestellte zum Statthalter, unter dem Namen Palatin, einen von den Ei-  
genthumsherrn, dessen Macht sein ganzes Lebenlang dauern sollte, und drey andere von ih-  
nen zu Benfigern. Der Nachfolger des Palatins sollte stets der älteste von ihnen seyn.  
Dieser Gerichtshof, wo man allen andern Eigenthümern das Recht des Sitzes, nebst dem  
Rechte der Stimme und allen andern Privilegien gab, wurde das Palatingerichte ge-  
nannt. Die Gewalt, Geseze zu geben, gehörte dem Gerichte allein zu, und die vollstre-  
kende Gewalt dem Palatine allein. Die Abgeordneten der Eigenthümer konnten ihre  
Herren mit aller ihrer Macht und Gewalt vorstellen.

Bürgerliche  
Verordnungen  
u. Regierung.

Da die königliche Bewilligung den Eigenthümern das Recht zugestanden, Edelknechte  
zu machen, mit der bloßen Einschränkung, ihnen nicht eben die Titel zu geben, als in  
England: so enthielt ein Artikel, sie sollten nach der Eintheilung des Landes in Grafschaf-  
ten, in jeder Grafschaft drey Edelknechte ernennen; den einen unter dem Namen eines Land-  
grafen, und die beyden andern unter dem Titel der Caciquen, deren Adelsbriefe mit dem  
großen Siegel der Colonie besiegelt seyn sollten; und sollten sie mit den Eigenthümsherrn  
oder ihren Abgeordneten das Oberhaus eines Parlamentes ausmachen. Die Wahl derer  
zum Unterhause war dem Volke überlassen. Man gedachte, die Zahl der Landgrafen auf  
fünf und zwanzig, und der Caciquen auf fünfzig sich belaufen zu lassen. Die Landgra-  
fen sollten vier mit ihren Würden verknüpfte Baroneten haben, und jede Baroneten aus  
sechstausend Acker Landes bestehen. Die Würde des Cacique hatte nur zwey Baroneten,  
jede von dreystausend Acker Landes. Weder die einen, noch die andern konnten diese Grund-  
stücke durch Schenkung oder Verkauf veräußern: sie konnten aber ein Drittheil davon auf  
drey Lebzeiten vermietthen. Die Mitglieder des Unterhauses sollten aus den Freysäßen el-

**Beschreib.** **v. Carolina.** ner jeden Graffschaft erwählet werden, wie die Gemeinen in England. Dieses Parlament sollte in zweyen Jahren einmal zusammen kommen, oder auch öfter, wenn das gemeine Wesse außerordentliche Zusammenberufungen erforderte. Außer dem Palatingerichte, welches als der obere Rath der Colonie angesehen werden sollte, sollten auch in allen Graffschaften Untergerichte, Friedensrichter, Connetable, ein Kanzleygerichte u. s. w. bestellet werden. Ein jeder Freysasse hatte den Eigenthümern nur einen Stüber von einem Acker Landes zu bezahlen, und konnte diese Abgabe so gar abkaufen. Alle Einwohner von sechzehn bis auf sechzig Jahren waren verbunden, auf den ersten Befehl von dem Palatingerichte die Waffen zu ergreifen.

Der erste Palatin war der Herzog von Albermale, und der erste Statthalter oder Abgeordnete desselben der Oberste Wilhelm Sayle. Die ersten Pflanzungen waren an den Flüssen Albermale und Portroyal. Als darauf die schönen Viehweiden mehr Leute nach den Flüssen Ashley und Cooper gezogen hatten: so ist dieser letzte Theil der Provinz heutiges Tages am volkreichsten. Das Land wurde bald in Graffschaften abgetheilet, welche in Vierecke von zwölftausend Acker Landes, so wohl zur Vertheilung unter die Eigenthümern, als zur Unterscheidung der Landgrafen und Caciquen, abgemessen worden. Die Angelegenheiten und Geschichte dieser Colonie aber gehören nicht eigentlich zu dieser Sammlung und es ist Zeit; daß wir zur Beschreibung von Carolina schreiten.

**Eintheilung**  
**von Carolina.**

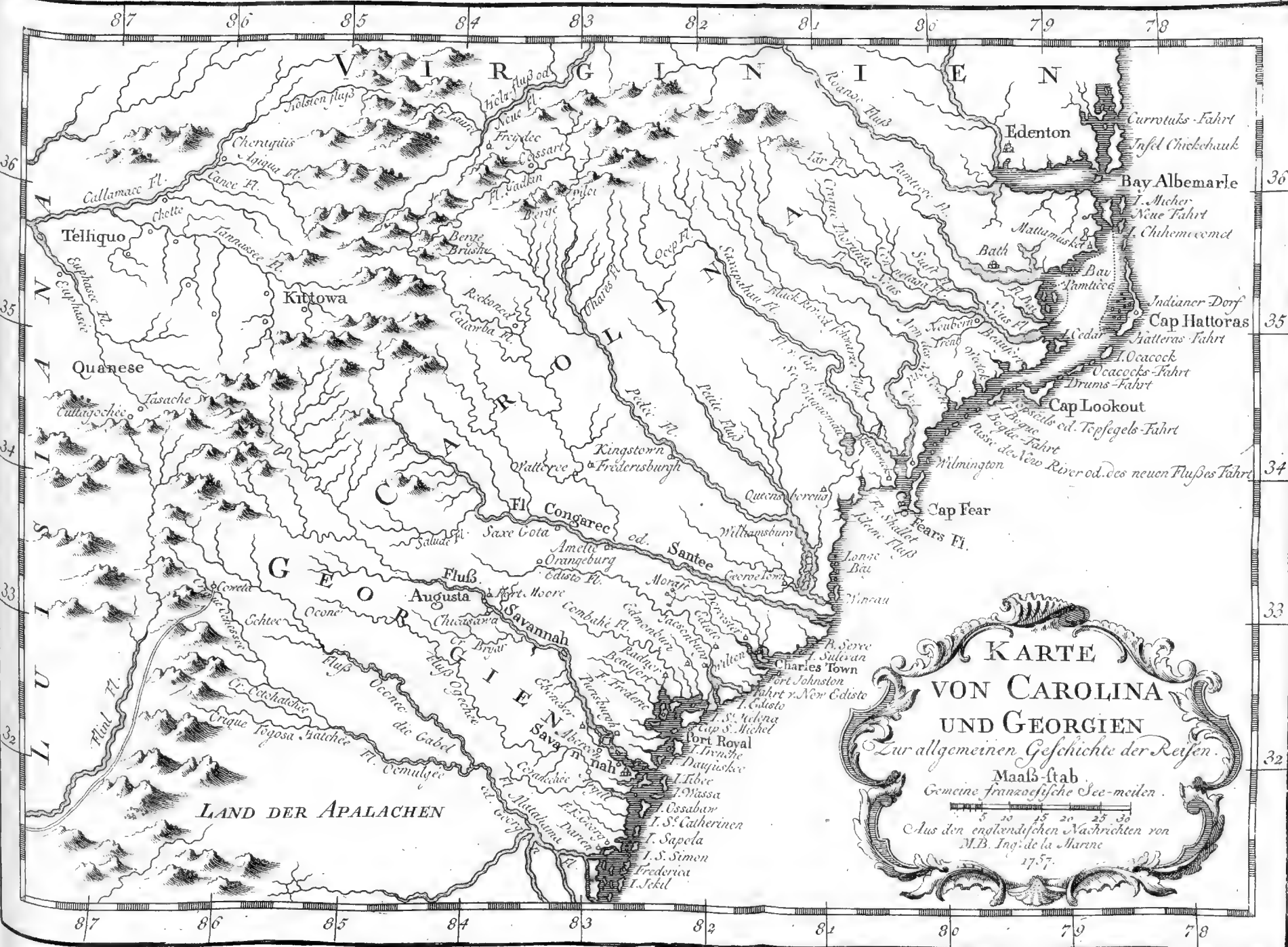
Man theilet es in zweyen Theile, welche heutiges Tages zwo kleine Statthalterchaften ausmachen; die gegen Norden, und die gegen Süden: die letzte aber führet gemeinlich den Namen Carolina allein, weil sie am volkreichsten ist. Ueber dieses hindert diese Eintheilung nicht, daß sie nicht beyde einerley Eigenthümern zugehören.

Das ganze Land behält die Länge, die es in der Bewilligungsurkunde erhalten hat; das ist, es hat nicht weniger, als dreyhundert Meilen zwischen dem ein und dreyßigsten und sechs- und dreyßigsten Grade Norderbreite. Seine Breite würde unermesslich seyn, wenn der König Karl das Recht gehabt hätte, es so weit auszudehnen, als er in seiner Urkunde gethan, nämlich bis an das Südmeer, das ist, queer durch das ganze feste Land von America. Seine Lage ist die bequemste zur Handlung; seine Küste ist sehr angenehm, ohne Stürme und ohne Eis, den ganzen Winter über. Was die Himmelsluft betrifft: so giebt ihr Archdale, ein engländischer Seefahrer, dieses Lob: „Carolina ist das mittäglichs- te Stück von Florida, zwischen dem neun und zwanzigsten und sechs und dreyßig- sten Grade. Es ist der Mittelpunct von dem wohnbaren Theile der nordlichen Halb- kugel; denn, wenn man setzt, daß diese Hälfte der Erdkugel bis auf den vier und sechs- zigsten Grad wohnbar ist: so ist Carolina der Mittelpunct, welches im zwey und drey- ßigsten Grade und mit dem Lande Canaan in gleicher Linie ist. Man kann ihm den Na- men des gemäßigten Erdgürtels geben, wenigstens Vergleichungsweise; weil es nicht der übermäßigen Hitze der mittäglichen Pflanzstädte, noch der gewaltigen Kälte der entgegen- gesezten Niederlassungen unterworfen ist. Was es hervorbringt, ist dem Namen Flo- rida gemäß.“

**Graffschaft**  
**Albermale.**

Seine gegenwärtige Eintheilung ist in sechs Graffschaften, zwo in Nord-Carolina, Albermale und Clarendon; und viere in Süd Carolina, Craven, Berkeley, Colli- ton und Carteret. Die erste, welche Albermale ist, gränzet an Virginien. Sie wird von einem Flusse gleiches Namens bewässert. In diesem Theile der Provinz liegt die Insel Roanoke, wo Philipp Amidas und Barlow auf der Reise zusammen aussa- stie.





**KARTE**  
**VON CAROLINA**  
**UND GEORGIEN**  
*Zur allgemeinen Geschichte der Reisen.*  
 Maass-Staff  
 Gemeine französische See-meilen.  
 Aus den engländischen Nachrichten von  
 M.B. Ing. de la Marine  
 1757.

10

11

12

liegen, die sie unter dem Ritter Raleigh unternommen hatten. Diese Grafschaft sollte wegen ihrer Lage zu Virginien gehören, welches vielleicht die große Freugebigkeit des Königes Karls ein wenig rechtfertiget. Man hat angemerket, daß im Anfange die Grafschaft Albermale mehr Pflanzungen gehabt, als irgend eine andere, und daß sich daselbst über dreyhundert Familien versammelten: der Ashleyer Kreis aber behielt bald die Oberhand. Der Fluß Albermale zeigt an seinen beyden Ufern eine Menge Buchten, die vielleicht den Namen der Flüsse verdienen würden, wenn ihr Wasser weiter aus dem Lande käme. An der Spitze, die man Sandy heißt, theilet er sich in zween Arme, den Noratoke und Notaway; und seine Nordspitze wird von der indianischen Völkerschaft der Matoromagen bewohnet. Zwischen dieser Spitze und dem Flusse Pontego, der darauf folget, findet man das Vorgebirge Sartoras, wovon man in der Beschreibung von Virginien geredet hat. Darauf trifft man den Fluß Neusa an. Die Koraninen, eine indianische Völkerschaft, wohnen um den Lookoutsee.

Beschreib.  
v. Carolina.

Nach der Grafschaft Albermale kömmt man in die Grafschaft Clarendon, welche das berühmte Cap Fear, oder Furchtvorgebirge, an der Mündung des Flusses Clarendon, enthält, welchen man auch den Fluß des Cap Fear nennet. Die Gegenden umher werden von einer Colonie aus Barbade bewohnet. Man stellet die benachbarten Indianer als die wildesten in der ganzen Provinz vor. Darauf findet man den Fluß Waterey oder Winnyan, fünf und zwanzig Seemeilen von dem Ashley. Ob er gleich geringer, als der Portroyal, ist: so kann er doch große Schiffe tragen. Es wohnet aber noch niemand an ihm. Ein anderer Fluß, Namens Wingau, welcher zwischen diesem und dem Clarendon fließt, bewässert einen kleinen Ort, den man mit dem Namen Charlestown, oder Karlsstadt beehret, der aber so wenig bevölkert ist, daß er kaum den Namen eines Dorfes verdienet.

Grafschaft  
Clarendon.

Von hier geht man unmittelbar nach Süd-Carolina, welches von dem andern durch den Fluß Zanti abgesondert ist. Die erste Grafschaft, die sich zeigt, ist Craven, welche von Engländern und Franzosen unter einander bewohnet ist, wovon die letztern einen besondern Sitz an dem Flusse James haben. Nach dem Flusse Zanti trifft man den Sewer an, wo sich viele aus Neuengland gekommene Familien niedergelassen haben. Berkeley, die zwerte Grafschaft, wo man auch von Norden gen Süden geht, ist nur an der mittäglichen Seite gut bevölkert, die von den Flüssen Ashley und Cooper bewässert wird. Gegen Norden ist der kleine Fluß Bowal, und an der Küste sind viele kleine Inseln, Namens Sunting-Island, und Sullivant. Zwischen dem letzten Eylande und dem Flusse Bowal erhebt sich eine Kette von Bergen, welche von der Beschaffenheit ihres Bodens Sandhills oder Sandhügel genannt werden. Der Fluß Wando, welcher die nordwestlichen Theile dieser Grafschaft bewässert, zeigt eine Menge schöner Pflanzungen, und vereiniget sich mit dem Flusse Cooper, um sich zusammen in den Ashley bey Charlestown zu ergießen.

Grafschaften  
Craven u. Berkeley.

Diese Hauptstadt, welche von den Engländern mit dem Namen ihres Königes, Karls des II beehret worden, wie die Franzosen der ganzen Provinz den Namen Carolina, aus Achtung gegen ihren König Karl den IX, gegeben, liegt auf einer Landzunge zwischen den Flüssen Ashley und Cooper, und genießt der Vortheile zweer Buchten, eine gegen Norden, und die andere gegen Süden. Ihre Lage ist in zwey und dreyßig Grad, vierzig Minuten Norderbreite, zwey Meilen von der See. Dieß ist der einzige freye Hafen der

Hauptstadt  
Charlestown.

Beschreib. v. Carolina. Provinz; und dieses Privilegium, welches der Handlung sehr schadet, hat nicht unterlassen, Klagen zu erregen. Die Befestigungen der Stadt dienen vielmehr sie zu zieren, als zu vertheidigen. Sie bestehen aus sechs Basteyen; drey an dem Flusse Affley und drey an dem Flusse Cooper, nebst einem halben Monde auf jeder Seite. Diese Werke aber sind so schlecht angeleget, daß man nicht viel Nutzen davon haben kann. Ein Fort, welches die Mündung des Flusses Affley bestreicht, machet die Fahrt sehr schwer.

Charlestown ist der Mittelpunct von der Handlung in Carolina. Es würde an seiner Lage nichts fehlen, wenn sein Hafen Schiffe über zweyhundert Tonnen einnehmen könnte. Alle Gegenden umher sind gleich angenehm, und fruchtbar. Man rühmet die Schönheit der Heerstraßen sehr, vornehmlich derjenigen, welche der breite Weg (Broadway) heißt. Die Bäume, welche auf vier Meilen weit beständig grün sind, machen einen so ordentlichen Spasiergang, daß, nach den Ausdrücken des Berichtes, alle Kunst der Fürsten in Europa niemals etwas machen wird, welches dem beykömmt. Die Stadt hat viele große Gassen, und eine Menge schöner Häuser, unter welchen man zwölf bis funfzehn von einer ausnehmenden Bauart nennet. Die Pfarrkirche ist wegen ihrer Schönheit nicht weniger merkwürdig. Man setzet aber daran aus, daß sie für die Anzahl der Einwohner gar zu klein ist, welche nicht aufhöret, sich zu vermehren. Man findet zu Charlestown eine öffentliche Bibliothek, die von dem Doctor Bray gestiftet ist, welchem die meisten Bibliotheken in dem englischen America ihre Stiftung zu danken haben, und dessen Eifer, welcher besonders auf die Vermehrung der Gelehrsamkeit gerichtet war, sich sein ganzes Lebenlang beschäftigte, um Beysteuern dazu in England anzuhalten. Die Presbyterianer und Wiedertäufer haben ihre Kirchen in der Stadt; und der französischen Presbyterianer ihre macht eine Zierde der vornehmsten Straße aus. Der Quäcker ihre ist in der Vorstadt an dem Affley. Man zählet nicht über zweyhundert und funfzig Familien in der Stadt und den Vorstädten: die Luft aber ist daselbst der Fortpflanzung günstig, und es findet sich fast keine Ehe, welche nicht zehn oder zwölf Kinder hervorbringt. Diese Hauptstadt ist die Residenz des allgemeinen Statthalters, und der Sitz der vornehmsten Gerichte. Kurz, sie ist die Seele der ganzen Provinz. Das ganze benachbarte Land ist voller schönen Pflanzungen, welche gleichsam eben so viele kleine Flecken ausmachen. Man nennet Ferguson, Underwood, Gilbertson, Garnett, Mathews, Green, Gray, Starkeys, Grimboll, Dickson, Izard, Roman, Bellenger, Gibbs, Shinking, Moor und Quarry.

Der Fluß Backe, welcher in den Cooper drey Meilen von Charlestown fällt, zeigt die Pflanzungen Commins und Johnson, welche dasjenige begränzen, was man die Baroney Colliton nennet. An den Ufern des Affley findet man West, Baden, Godfrey, Simonds, Trevillian, Pendarvis und Marshall. Diese Gegend, welche den Shafsburns gehöret, hat gegen Südwest des Flusses eine Gemeinwiese, die durch den Namen der großen Savana unterschieden wird. An dem Ende der Graffschaft gegen Colliton findet man eine Stadt, Namens Dorchester, deren Einwohner, die man nicht über dreyhundert und funfzig sich belaufen läßt, sind Independenten. Der Fluß Stono, welcher nicht weit davon fließt, sondert die Graffschaften Berkeley und Colliton von einander. Er ist durch einen Graben mit dem Wadmola, bey einer Pflanzung, Namens Blake, zusammen gehängt.

Die nordöstlichen Theile der Graffschaft Colliton sind noch von Indianern bewohnet; an ihren Flüssen aber sieht man eine Menge englischer Pflanzungen, wovon die meisten des Namens der Flecken nicht unwürdig sind. Der Stono und andere Wasser bilden unterhalb Charlestown eine sehr bevölkerte Insel, welche Bonny's Island heißt. Der Nord-Edistow und der Süd-Edistow, zween von den größten Flüssen dieser Graffschaft, haben fruchtbare Ufer, welche man zu bauen nicht verabsäümet. Sie vereinigen sich alle drey sechs oder sieben Meilen oberhalb eines Fleckens, oder einer Pflanzung, Paul Grim-boll genannt. Zwo Meilen höher trifft man Witton an, welches auch Neu-London heißt, eine kleine Stadt von ungefähr achtzig Häusern. Zween Landgrafen und andere Bediente haben in diesem Kreise ansehnliche Pflanzungen.

Beschreib.  
v. Carolina.  
Graffschaft  
Colliton.

Die Graffschaft Carteret ist noch nicht bewohnet, ob sie gleich für die angenehmste und fruchtbarste in der Provinz gehalten wird. Sie wird von einem großen Flusse, Namens Cambage, gewässert, welcher sich mit dem Mayflusse vereinigt, und an ihrer Mündung eine Insel macht, Namens Edelano. Das ganze Land an dem May wird von der indianischen Völkerschaft der Westoer bewohnet. Man sieht daselbst einen sehr schönen See in einem großen Thale, wo die ersten Engländer, die nach Carolina kamen, eingeschlossen waren, sich zu setzen: die Indianer selbst aber stellten ihnen vor: da sie nahe an Portroyal, dem schönsten Hafen von Florida, wären: so hätte es wenig Ansehen, daß sie daselbst von den Spaniern lange würden geduldet werden. Es hatten sich auch wirklich einige Schotten, welche es versucht hatten, sich daselbst unter Mylords Cardros's Anführung zu setzen, gezwungen gesehen, ihren Sitz zu verlassen. Portroyal liegt zwanzig Meilen gegen Süden von dem Ashley, im ein und dreyßigsten Grade, fünf und vierzig Minuten Norderbreite. Die Einfahrt ist bequem, und hat niemals weniger, als siebenzehn Fuß Wasser über der Barre. Sein Becken ist weit, sicher, und erstreckt sich in ein schönes und fruchtbares Land, dergleichen man in ganz Carolina nicht mehr weis. Der Fluß, welcher es bildet, hat durch verschiedene Arme eine Gemeinschaft mit andern großen Flüssen. Er ist nicht über zweyhundert Meilen von St. Augustin, wo die Niederlassung der Spanier nicht so beträchtlich ist, daß sie ohne Eifersucht oder Furcht eine andere Völkerschaft so nahe bey sich sehen könnte. Nach Portroyal findet man den Mayfluß, auf welchen San Matteo folget, der letzte Kreis von Carolina oder dem englischen Florida.

Graffschaft  
Carteret.

Portroyal.

Obgleich, außer etwas mehr sanfterer Luft, und einer geschwindern Reifung der Früchte, dieses Land nichts hat, was es von den vorhergehenden Colonien unterscheidet: so bemerkt man doch, daß es insbesondere so guten Reiß hervorbringt, daß ihn die englischen Nachrichten über den morgenländischen Reiß sehen. Die Indianer in Carolina waren viel wilder, als die in Virginien: ihre gegenseitigen Kriege aber, die Kinderblattern, und andere ansteckende Krankheiten haben ihrer eine große Anzahl aufgerieben. Die natürliche Hartigkeit ihrer Gemüthsart benimmt ihnen nicht eine eifrige Neigung zum Tanzen. Ein französischer Tanzmeister, welcher sich in der Graffschaft Craven geseset hatte, hat sie die europäischen Contretänze nach dem Klange der Flöte und der Schallmeyer gelehret, und daselbst ein gutes Glück gemacht.

Beobachtun-  
gen wegen Ca-  
rolina u. seiner  
Einwohner.

Man zählte vor dreyßig Jahren nicht über zwölftausend Seelen in der ganzen Colonie. Die letztern Nachrichten aber versichern, diese Zahl sey sehr gestiegen; und ohne es zu erklären, so geben sie eine Verhältnistabelle, die curiöser, als nützlich



Beschreib. licher ist z). Man wird dafür weit lieber einige andere Beobachtungen lesen. Ueberhaupt v. Carolina. ist der Boden in Carolina eben. In einem Raume von hundert Meilen in der Länge und beynahe in eben der Breite trifft man keine beträchtliche Höhe an. Indessen finden sich doch überall ganz sanfte von fünf bis siebenzig Fuß hoch. Hinter einer weiten Strecke plattes Landes herrschet eine hohe Kette von Gebirgen, welche im vier und dreyßigsten Grade der Breite anfangen, ungefähr hundert Meilen gegen Westen von dem Mississipi, und fast mit der Seeküste gleich hinter Florida, Carolina, Virginien und Maryland laufen. Es sind die, welche man schon die apalachischen Gebirge genannt hat, wiewohl man ihnen doch auch den Namen der Apelchen, Apelacheer und Apelleanen giebt. Von ihrem Fuße bis an das Meer zählt man ziemlich ordentlich zweyhundert Seemeilen. Die Quellen aller der beschriebenen großen Flüsse sind in diesen Gebirgen.

Die Provinz ist vermögend, sechs und sechzigmal so viel Einwohner zu enthalten, und zu ernähren, als sie ist wirklich hat. Man säet daselbst indianisches Korn oder Mais seit dem ersten März bis den 10ten des Brachmonates. Ein Acker von den gemeinen Ländereyen trägt von achtzehn bis auf dreyßig Scheffel. Die Jahreszeit, Reiß zu säen, ist zwischen dem ersten April, und 20sten May. Man säet ihn in Furchen achtzehn Zoll von einander. Ein jeder Acker giebt selten weniger, als dreyßig Scheffel, und zuweilen über sechzig. Die ordentliche Ernte aber steigt und fällt nach Beschaffenheit des Bodens zwischen diesen beyden Maassen. Diese letztere Ernte geschieht im Herbstmonate bis zu Ende des Weinmonates, und wird so überflüssig, daß sie in England eine jährliche Handlung von mehr, als achtzig tausend Pfund Sterling wird. Die Engländer schmeicheln sich, man werde auf den europäischen Märkten bald keinen andern Reiß mehr sehen, als den aus dieser Provinz.

Die Seidenwürmer fangen daselbst auch an, gut fortzukommen. Sie kriechen gegen den 6ten März aus ihren Eiern, welches die Zeit ist, da die Maulbeerblätter hervorzukommen anfangen. Das Harz, das Theer, und das Pech, sind in der ganzen Colonie im Ueberflusse. Man zieht das Harz heraus, daß man in die Stämme der Bäume Furchen machet, die von oben bis unten hinunter gehen, wo sich Becken finden, die selbsten aufnehmen. Man muß aber erst die Rinde an der Seite abschälen, die nach der Sonne zu ist, damit der Saft, wenn er von der Sonnenhitze getrieben wird, desto häufiger fällt. Man läßt ihn darauf in großen Kesseln kochen, wo er sich in Harz verwandelt. Das Theer und Pech werden auf die gewöhnliche Art bekommen.

Die Vermehrung des Viehes ist seit dem Anfange der Colonie allhier zu bewundern. Vor dem Ende des letzten Jahrhunderts sah man es als einen großen Reichthum an, wenn man drey oder vier Rühе hatte. Heute zu Tage ist es nichts seltsames, deren tausend zu haben, und die meisten Privatpersonen haben ihrer nicht weniger, als zweyhundert. Sie weiden in den Wäldern. Des Abends treibt man sie zusammen. Die Kälber, welche den Tag über in wohlverschlossenen Weiden behalten worden, kommen zu saugen. Einige Zeit darnach melket man sie; man schließt sie die Nacht über ein; und

z) Hier ist sic. Weiße, Colonisten, wie acht gegen zwölff; Kaufleute, wie ein und ein halber gegen zwölffe; Handwerksleute, wie zwey gegen zwölffe. Alle Weiße, die unterthänigen Indianer, die Neger, die Neger, die in Absicht auf die ganze Summe, die erstern, wie zwölffe gegen hundert, die zweyert wie

und den Morgen melket man sie wieder, ehe man sie ins Holz schicket. Die Schweine, deren Anzahl noch größer ist, werden eben so gehalten. Sie entfernen sich auf viele Meilen, Eicheln und Wurzeln zu suchen. Da sie aber gewohnt sind, in den Pflanzungen einen Schutz und Schirm zu finden: so unterlassen sie nicht, des Abends wieder zurück zu kommen.

Beschreib.  
v. Carolina.

Die Handlung, welche zwischen Carolina und England mit der andern Colonien ihrer einerley ist, brauchet jährlich zwey und zwanzig Schiffe; und man rechnet nicht weniger, als sechzig, welche jährlich von verschiedenen Gegenden aus Africa und America nach Charlestown kommen.

Man hat in Carolina keine andere Auflage, als den Zoll auf die starken Getränke, die Weine, den Zucker, das Mehl, den Zwieback, den gedörrten Fisch, das Pelzwerk u. s. w. welches sich jährlich auf vier tausend fünfhundert Pf. Sterling beläuft, und den öffentlichen Schatz ausmachtet. Hiervon bezahlet man tausend Pfund den englischen Predigern, deren nur zehn in der ganzen Colonie sind, tausend zur Vollandung und Unterhaltung der Festungswerke, sechshundert den Kriegesbedienten und Wachten, zweyhundert dem Statthalter, drehhundert für Kriegesbedürfnisse, und vierhundert für zufällige Ausgaben. Es bleiben folglich noch tausend Pfund übrig, welche zum Abtragen der Zinsen für die Steuerscheine dienen, die man vor Alters nur auf sechstausend Pfund Sterling gemacht hatte, nachher aber bis auf zehn tausend vermehret hat. Außer diesen Scheinen, die sehr gäng und gebe sind, sind die Münzen, deren man sich hier am meisten bedienet, die französischen Louis, die spanischen Pistolen, die holländischen Thaler, und die peruanischen Piaster. Man sieht wenig englisches Geld, weil aller Handel mit England durch Umsaß geschieht. Man meldet uns so gar den Lohn der Handwerksleute, welche ohne Geld nach der Colonie kommen, und ihre Arbeit vermietzen wollen. Dieser ist für einen Schneider fünf Shilling des Tages; für einen Schuster drittelhalb Shilling; für einen Schmidt achtehalb, für einen Weber drey, für einen Ziegelstreicher sechs, und für einen Böttcher vier Shilling des Tages.

Auflagen,  
Münze, Arbeitslohn.

Der

wie sechs und sechzig gegen hundert, die dritten, wie zwey und zwanzig gegen hundert. Die bischöfliche Partey, die französischen und andere Presbyterianer, die Wiedertäufer und Quacker, in Ansehung der ganzen Summe, die erstern und zweyten wie vier und ein halbes, gegen zehn; die dritten, wie einer gegen zehn; die lehtern, wie ein Viertel gegen zehn.

Charlevoix.

1722.

## Der VIII Abschnitt.

## Spanisches Florida und Reise des P. Charlevoix an dessen Küste.

Einleitung. Schiffbruch des P. Charlevoix. Er geht wieder nach Louisiana. Schwäche seines Fahrzeuges. Verzweiflung des Schiffvolkes. Sehr wüstes Land. Schiffbruch eines spanischen Schiffes. Ankunft der Franzosen in dem Fort St. Marcus. Beschreibung desselben. Beschaffenheit des Landes. Weg von St. Marcus nach St. Joseph. Beschreibung dieses Forts.

Weg von da nach Pensacola. Ursprung der spanischen Niederlassung. Die Franzosen besitzen das Fort. Beschaffenheit der Bay. Pensacola wird den Spaniern wieder gegeben. Beobachtung wegen der Stimmelsluft; wegen des Canales von Bahama. Lauf von diesem Canale nach St. Domingo.

Einleitung.

Nebst St. Augustin, welches seinen Ursprung dem Menendez zu danken hat, haben die Spanier keine beträchtlichen Niederlassungen in Florida, als St. Marco, St. Joseph und Pensacola, die alle drey in dem mittäglichen Theile sind, welcher nach dem mexicanischen Meerbusen zugeht. Weil man aber niemals in den spanischen Berichten Erläuterungen von den Besetzungen dieser Krone suchen darf: so würde man den Zustand dieser drey kleinen Pflanzstädte wenig kennen, wenn das Unglück eines französischen Reisenden ihm nicht gedienet hätte, sich Einsichten zu verschaffen, die er bekant gemacht hat. Dies ist der P. Charlevoix in dem historischen Tagebuche von seinen Reisen. Er hatte das Unglück gehabt, in einem Schiffe, Namens Adour, im Angesichte von Florida, nahe bey einer von den Märtyrerinseln, Schiffbruch zu leiden, als er von Louisiana wieder nach Frankreich gehen wollte. Ein Theil des Schiffsvolkes bemächtigte sich der Schaluppe, ein anderer des Canotes; und der dritte nebst dem P. Charlevoix, den Schiffsofficieren, und den vornehmsten Reisenden, ergriff die Parthey eine Bark zu bauen, welche der Verfasser ein Boot nennet (un bateau), um wieder nach Louisiana zurück zu kehren. Von diesem Puncte an muß man dem Reisenden folgen, und seine Beobachtungen sammeln, ohne die Zufälle auf seiner Reise davon abzusondern, die auch ihren Nutzen haben.

Schiffbruch des P. Charlevoix.

Er geht wieder nach Louisiana.

Wir fuhren, saget er, den 25sten April 1722 zu Mittage ab, und schifften viele Meilen weit zusammen einmüthig fort. Gegen Untergang der Sonne aber sahen wir die Schaluppe in den Canal einlaufen, über welchen man hinfahren muß, wenn man nach der Havana will, ohne daß sie sich um das Canot bekümmerte, dessen Lebensmittel sie führte, und welches ihr nicht folgen konnte; daher es denn genöthiget war, sich an uns zu halten. Den Abend stiegen wir zusammen in der Insel aus, wo die drey Fahrzeuge sich wieder zu vereinigen, verabredet hatten. Eine Rotte Wilde, die sich schon dahin begeben hatte, machte, daß wir die ganze Nacht auf unserer Hut seyn mußten, und wir giengen bey frühem Morgen wieder unter Segel.

Schwäche seines Fahrzeuges.

Das Wetter war schön, und das Meer ruhig. Unser Schiffvolk beneidete das Schiffschal der Schaluppe bald. Darauf kam es zum Murren, und unsere Häupter glaubeten, sie müßten sich wenigstens so stellen, als ob sie ihnen willfahren wollten. Man nahm also die Fahrt des Canales. Zwo Stunden darnach wurde der Wind stärker, und zeigte alle Anzeichen zu einem Sturme. Jedermann erkannte nunmehr, man könnte sich ohne Berwegenheit mit solchen Fahrzeugen, wie die unserigen, in eine so lange Ueberfahr nicht einlassen. Denn nichts war schwächer, als unser Boot, und das Wasser drang schon überall hinein. Man redete davon, man wollte sich nach St. Augustin begeben. Weil man aber

aber durch eben den Weg, den man genommen hatte, wieder hätte zurück gehen müssen: Charlevoix.  
1722.  
 so war man ziemlich durchgehends einig, man wollte nach Villoyi gehen. In dieser Absicht hielten wir uns westwärts. Man rückete bey Tage nicht weit fort, und wir brachten die Nacht in dem Boote zu, wo gar nicht Raum genug war, daß sich ein jeder ausstrecken konnte. Den 27sten lagerten wir uns in einer Insel, wo wir verlassene Cabanen, gebahnete Wege, und Fußstapfen von spanischen Schuhen fanden. Diese Insel ist die erste von den Schildkröteneylanden. Der Boden ist so schlecht, daß ich nicht begreife, was Menschen in einem so schlechten und von aller menschlichen Wohnung so entfernten Lande machen wollen. Wir hörten nicht auf, gen Westen zu halten, und wir schifften mit einer solchen Geschwindigkeit, die nur von den Strömen herkommen konnte. Den 28sten fuhr man fort, weiter zu rücken; und ob wir gleich wenig Wind hatten, so schien es doch, als ob die Enlande an unserer Seite fortflögen. Die Beobachtung der Höhe zu Mittage ließ uns vier und zwanzig Grad, funfzehn Minuten finden. Wenn unsere Seekarten richtig waren: so waren wir an dem westlichen Ende der Schildkröteneylande. Das hieß uns zu weit in die offene See einlassen; und ich war der Meinung, alle diese Inseln zur Linken liegen zu lassen. Allein, unsere Officier befürchteten, sie möchten zwischen ihnen und dem festen Lande keine Fahrt finden können. Es gereuete sie bald; denn wir sahen in zweenen Tagen kein Land, ob man gleich gegen Norden und Nordost hielt. Darauf be- Verzweiflung des  
Schiffvolkes.  
 mächtigte sich die Verzweiflung des Schiffvolkes. Es brauchete nur noch einen solchen Windstoß, dergleichen wir schon mehr, als einen, ausgestanden hatten, um uns zu versenken. Die Windstille so gar hatte ihre Beschwerlichkeiten. Man mußte den ganzen Tag rudern, und die Hitze war überaus groß. Endlich sahen wir Land, und wir kamen Vormittage daselbst an. Den 4ten gegen Mittag waren wir in sechs und zwanzig Grad sechs und funfzig Minuten stets mit dem Lande im Gesichte, aber ohne daß wir hinan kommen konnten, weil es mit Inseln und Halbinseln besetzt ist, welche meistens sehr niedrig sind, zwischen welchen ein Canot von Baumrinde kaum durchkommen würde. Unsere größte Noth war, daß wir daselbst kein Wasser fanden. Wir fanden Schuß genug, und zuweilen auch ein wenig Waidwerk und Fischey.

Man sieht in diesem ganzen Lande sehr wenig Wilde; und nur drey, die wir eines Tages in einer Pirogue sahen, hatten nicht das Herz, zu uns zu kommen. Den 10ten war man genöthiget, keinen Aquavit mehr zu geben, und das wenige, was noch übrig war, für die dringendsten Bedürfnisse aufzuheben. Die Lebensmittel singen auch an, abzunehmen, vornehmlich der Zwieback, wovon ein Theil verdorben war; wir waren also bis auf die bloße Nothdurft gebracht; das ist, wir hatten bey jeder Mahlzeit oftmals nur eine Handvoll Reiß, die man in dem salzhaften Wasser kochen ließ. Diese Küste aber ist das Reich der Auster, wie die Bank bey Neuland, der Busen und der Fluß St. Laurentz das Reich der Stockfische ist. Alle diejenigen niedrigen Länder, an welchen wir dicht dabey hinfuhren, sind mit Manglebäumen besetzt, woran sich eine ungeheure Menge kleiner Auster von einem auserlesenen Geschmacke hängen. Andere, die viel größer und nicht so leckerhaft sind, findet man in der See selbst in so großer Anzahl, daß sie daselbst Klippen bilden, die man anfänglich für Felsen hält, die mit dem Wasser gleich sind.

Den 12ten des Morgens trafen wir eine spanische Schaluppe an, die ungefähr funf- Schiffbruch  
eines spani-  
schen Schiffes.  
 lehn Mann führte. Sie waren von einem Schiffe, welches an dem St. Martinsflusse Schiffbruch gelitten. Es waren ihrer zusammen zwey und vierzig; ihre Schaluppe aber war

**Charlevoix.** war so klein, daß sie sich derselben nur wechselsweise bedienen konnten; und zwey Drittheile von ihrer Anzahl genöthiget waren, der Küste zu Fuß zu folgen. Es war eine Gewogenheit des Himmels für uns, daß wir sie antrafen; denn ohne den Unterricht, den wir von dem spanischen Hauptmanne erhielten, hatte es wenig Wahrscheinlichkeit, daß wir den Weg hätten finden können, und die Verzweiflung würde unsere unruhigen Köpfe zu einigen Gewaltthätigkeiten bewogen haben. Den 16ten verließ uns das Canot, um den Spaniern zu folgen. Wir hatten widrigen Wind; und die Gefährlichkeiten an der Küste, welche flach und voller spitzigen Kiesel ist, zwang uns, beständig das Sentbley in der Hand zu haben. Diese Unruhen nahmen die beyden folgenden Tage nicht ab; und den 20sten lagerten wir uns in einer Insel, welche die Ostspitze der Apalachenbay ausmachet. Wir wurden die ganze Nacht hindurch Feuer auf dem festen Lande gewahr, woran wir sehr nahe waren.

**Die Franzosen  
kommen nach  
St. Marco.**

Den 21sten, da wir mit einem sehr dicken Nebel ausgefahren waren, welcher sich bald zertheilte, sahen wir Baken, denen wir, auf Anrathen der Spanier, folgen sollten. Man that es und steuerte gegen Norden; und wir erkannten, daß wir ohne diesen Beystand nicht würden vermieden haben, auf Sandbänke zu kommen, die mit Austern bedeckt, und an dieser ganzen Küste sehr häufig sind. Gegen zehn Uhr endlich entdecketen wir ein kleines steinernes viereckichtes und ziemlich regelmäßig befestigtes Fort. Wir stecketen so gleich die weiße Flagge auf. Einige Augenblicke darnach aber rief man uns französisch zu: wir sollten nicht weiter anrücken. Wir hielten still; und bald darauf sahen wir eine Pirogue mit drey Mann an Bord kommen. Einer von den dreyen war ein Vasque. Er war in Louisiana Canonier gewesen, und die Spanier hatten ihm eben das Amt anvertrauet. Nachdem er uns gemeldet hatte, daß wir vor dem Fort San Marco wären, und nachdem er die gewöhnlichen Fragen an uns gethan, so hielt er dafür, der Hauptmann und ich sollten allein aussteigen, und uns mit dem Befehlshaber unterreden. Wir wurden wohl aufgenommen. Dieser spanische Officier war ein bloßer Lieutenant, ein verständiger Mann, welcher uns die Erlaubniß ertheilte, unser Boot dem Fort gegenüber anrücken zu lassen. Er lud die Officier und die vornehmsten Franzosen zu Tische, allein nicht eher, als nachdem er das Boot durchsuchet, und das Gewehr und den Kriegesvorrath in sein Magazin bringen lassen, mit dem Versprechen, uns solches bey unserer Abreise wieder zu geben.

Dieser Posten, den de l'Isle auf seiner Karte unter dem Namen **Sainte Marie d'Apalache** bezeichnet hat, hat niemals einen andern, als **San Marco** geführt. Die Spanier hatten ehemals einen ansehnlichen Sitz daselbst. Sie waren aber schon sehr geschwächt, als er im 1704ten Jahre von den Engländern aus Carolina, mit Hülfe einer großen Anzahl Indianer Alibamoner, gänzlich zerstöret wurde. Die spanische Besatzung, welche aus zwey und dreyßig Mann bestand, wurde zu Kriegesgefangenen gemacht, welches die Wilden aber nicht abhielt, siebenzehn davon zu verbrennen, unter welchen man drey Religiösen des heil. Franciscus zählte; und von siebentaufend Apalachen, die sich in dieser Gegend gesetzt hatten, blieben nur vierhundert übrig, die sich darauf nach Maubile zogen, woselbst die meisten noch sind.

**Beschaffen-  
des Landes.**

Die dem Fort nahegelegenen Wälder und Wiesen sind voller Ochsen und Pferde, welche die Spanier daselbst sich haben vermehren lassen. Man sieht daselbst einige Wohnplätze von Wilden, die vermuthlich ein Theil von eben denen Apalachen sind, welche der Einfall der Engländer in die Flucht gejaget hatte, und welche nach dem Kriege wieder kamen.



men. Ihre Bay ist genau eben das, was die ersten spanischen Berichte den Hafen Nute Charlevoix nennen. Die Lage des Forts ist auf einer kleinen mit Sümpfen umgebenen Anhöhe, ein wenig unterhalb der Vereinigung zweener kleinen Flüsse, wovon der eine von Nordost und der andere von Nordwest kömmt. Zwo Meilen höher findet man an dem nordwestlichen ein apalachisches Dorf, und ein anderes gegen Westen im Lande. Diese Völkerschaft, die ehemals sehr zahlreich war, und ein sehr großes Land besaß, ist heutiges Tages fast zu nichts geworden, ob sie gleich seit langer Zeit die christliche Religion angenommen hat. Allein, der geistliche Beystand fehlet ihnen, zu geschweigen, daß es schwer ist, gute Christen aus einem Volke zu machen, bey dem man damit angefangen hat, daß man ihm das Christenthum recht verhaßt gemacht. Man sagete uns in dem Fort San Marco, man hätte den Entschluß gefasset, diesen Posten wieder in seinen alten Glanz zu setzen, und man erwartete daselbst fünftausend Familien; das ist weit mehr, als das ganze spanische Florida aufbringen kann. San Marco steht, was das Kriegeswesen und die bürgerliche Regierung betrifft, unter St. Augustin, im Geiztlichen aber unter Havana. Indessen nimmt es seine Priester doch aus dem Franciscanerkloster zu St. Augustin. Man geht zu Lande von San Marco nach St. Augustin. Die Reise ist von achtzig Meilen und der Weg sehr schlecht.

Da einige Geschenke den spanischen Befehlshaber bewogen hatten, uns Führer nach St. Joseph zu geben, welches dreyßig Meilen von San Marco ist: so giengen wir den 23ten ab, und folgten der Küste ziemlich langsam zween Tage lang, nach welchen uns unsere Führer eine Ueberfahrt von drey Seemeilen thun ließen, um in eine Art von Canale zu kommen, welcher durch das feste Land, und eine Reihe von Inseln von verschiedener Größe gebildet wurde. Ohne sie würden wir uns niemals getrauet haben, uns dahin einzulassen, und wir würden die St. Josephsbay verfehlet haben. Indessen nahmen unsere Lebensmittel ab, und das Wasser war schwer zu finden. Eines Tages, da wir zehn Schritte von der See auf einem ziemlich erhabenem Orte gegraben hatten, hatte man nur salzhastiges Wasser bekommen. Es fiel mir also ein, an dem Ufer der See selbst, und in dem Sande ein Loch zu machen. Es wurde so gleich mit einem süßen und eben so hellen Wasser angefüllet, als das aus der schönsten Quelle. Als ich es verriegete bald wieder, woraus ich urtheilte, daß solches Regenwasser wäre, welches einen harten Grund angetroffen, und sich also an diesem Orte gesammelt hätte. Als wir an der Spitze der Inseln waren: so segelten wir bis den Abend. Darauf fiel der Wind: die Ebbe aber, welche wieder zu gehen anfang, ersetzte solchen die ganze Nacht hindurch. Dieß ist das erstemal, daß ich in dem mexicanischen Meerbusen ordentliche Ebbe und Fluth gesehen habe; und unsere beyden Führer versicherten uns, daß von den Inseln bis nach Pensacola die Fluth zwölf Stunden und die Ebbe eben so lange ist. Den andern Morgen den 26ten, hielt uns ein widriger Wind, in einer mit Holze wohl versehenen Insel auf, welche zehn bis zwölf Meilen lang war, wo sich Lerchen und Schnepfen im Ueberflusse befanden. Wir sahen daselbst auch eine Menge Klapperschlangen. Sie heißt die Zunder-Insel, und unsere Wegweiser rechneten von ihrer ersten Spitze nur zehn Meilen bis nach San Marco, und funfzehn bis nach San Joseph: sie irreten sich aber in dieser letztern Weite, welche wenigstens zwanzig Meilen ist.

Den 27ten strandeten wir um Mitternacht auf einer Austerbank, die eben so breit war, als die Gestalt eines Hutes; und wir brachten über eine Stunde zu, ehe wir heraus kamen. Unsere Wegweiser ließen uns bey dem Landhause eines Hauptmannes von der

Charlevoix.  
1722.

Befahrung aus St. Joseph anlanden, wo wir die übrige Nacht vollends zubrachten. Wir waren nur noch sieben Meilen von St. Joseph; und wir kamen den folgenden Tag, um fünf Uhr des Abends daselbst an. Wir wurden daselbst von dem Statthalter wohl aufgenommen. Zwo große französische Schaluppen waren daselbst von Bilori mit vier Officier angekommen, welche Ueberläufer wieder forderten. Sie hatten aber daselbst keine angetroffen, und wir glaubeten, sie den 24sten in einer Barke mit Segeln gesehen zu haben; die in einiger Entfernung vor uns vorbeigegangen.

Fort St. Joseph und dessen Beschreibung.

Ich glaube nicht, daß ein Ort in der Welt sey, wo man sich weniger vermuthen sollte, Menschen und vornehmlich Europäer anzutreffen, als zu St. Joseph. Die Lage dieser Bay, ihre Ufer, ihr Boden, alles, was sie umgiebt, nichts kann einem begreiflich machen, was für eine Ursache die Spanier bewogen hat, sich da zu setzen. Eine flache Küste, die allen Winden ausgesetzt ist, ein unfruchtbarer Sand, ein verlorenes Land, welches nicht die geringste Art von Handlung haben, und auch nicht einmal zur Niederlage dienen kann, ist der Ort, den sie erwählt haben. Wir hatten vor ihnen eben die Thorheit begangen: sie hat aber nicht lange gedauert. Das Fort liegt nicht in der Bay selbst: es ist auf der Rückkehr einer gekrümmten Spitze, welche eine Insel einschließt, und es ist nur von Erde gebauet, aber mit Palissaden versehen, und mit gutem Geschütze besetzt. Die Befahrung ist zahlreich, der Stab vollständig, und fast alle Officier haben ihre Familien bey sich. Die Häuser sind sauber, bequem und wohl meublirt: auf den Straßen aber geht man bis an die Knöchel im Sande. Die Frauenzimmer gehen nicht anders aus, als in die Kirche; und das geschieht stets mit dem Gepränge und der Ernsthaftigkeit, welche ihrer Nation eigen ist. Wir wurden zu Mittage von dem Major Sergenten bewirthet, welcher bey seinem Aufenthalte zu Louisiana viele Höflichkeiten genossen hatte, und uns seine Erkennlichkeit dafür bezeugen wollte. Er trieb solche auf das höchste, da er uns mit Lebensmitteln zur Fortsetzung unserer Schiffahrt versah. Wir giengen den 30sten mit den beyden französischen Schaluppen ab; und das Fort besetzte uns mit fünf Canonenschiffen.

Weg von St. Joseph nach Pensacola.

Man fuhr diesen Tag ungefähr sieben Meilen bis an die Einfahrt eines Flusses, der aus einer gegen Südost offenen Bay kömmt, wo wir vor Anker legeten. Gegen Mitternacht machten wir uns eines guten Windes zu Nutze, um nach Westnordwest zu steuern. Die ganze Küste läuft nach einerley Windstriche auf zwanzig Meilen bis an die Insel St. Rosa, ohne einen einzigen Ort zu haben, wo man sich bergen könnte. Den 31sten giengen wir diese zwanzig Meilen um vier Uhr des Abends zurück geleet; und wir legeten hinter einer Insel vor Anker, welche die große Bay von St. Rosa verschließt, deren Einfahrt bey stürmischer See gefährlich ist. Den 1sten des Brachmonates macheten wir uns der Fluth zu Nutze, welche anzulaufen anfing, und liefen in den Canal von St. Rosa ein, welcher vierzehn Meilen lang ist. Er wird durch eine Insel gleiches Namens verschlossen, die eben die Länge hat, aber sehr schmal ist, und der es nicht an Holze fehlt, ob sie gleich ganz mit Sande bedeckt zu seyn scheint. Das feste Land ist hier sehr erhaben, und trägt verschiedene Arten von Bäumen. Der Boden ist fast eben so sandig, als zu St. Marco. Wenn man aber nur ein wenig gräbt, so hat man Wasser. Die ganze Küste ist voller Wildprät, und das Meer voller Fische. Die Einfahrt in den Canal ist sehr schmal. Er erweitert sich darauf, und behält bis nach Pensacola eine halbe Meile Breite. Gegen Mittag fuhren wir um die Rehs Spitze hinum, deren Umschweif den Anfang der Bay

Bay ausmachtet. Man wendet sich daselbst gegen Nordost; und das Fort, welches nur Charlevoix eine kleine Seemeile weiter ist, läßt sich von dieser Spitze wahrnehmen. Wir kamen da-  
selbst eine Stunde nachher an. 1722.

Die Bay, welche heutiges Tages den Namen Pensacola führet, ist, bey den Spaniern nur unter dem Namen Santa Maria de Galve bekannt, wovon wir schon an einem andern Orte Nachricht gegeben a). Als Charlevoix daselbst ankam, so war das Fort in so schlechtem Zustande, daß man sich keine Mühe zu geben schien, es zu bewachen. Der Befehlshaber, Namens Carpeau de Montigny, war in dem Hauptquartiere zu Bilori, und sie fanden daselbst nur einige Soldaten. Von dem spanischen Fort, welches zwey Jahre zuvor von dem Grafen von Champmeln weggenommen worden, war nur noch eine sehr schöne Cisterne übrig, welche vierzehntausend Piastras zu bauen soll gefordert haben.

Die Pensacolabay würde ein ziemlich guter Hafen seyn, wenn die Würmer nicht daselbst die Schiffe zernageten, und wenn ihre Einfahrt etwas tiefer wäre. Der Herrles, auf welchem der Graf von Champmeln fuhr, stieß daselbst auf. Diese Einfahrt ist gerade zwischen dem westlichen Ende der Insel St. Rosa und einer Klippe. Sie ist so eng, daß nur ein Schiff auf einmal einlaufen kann; und ihre Oeffnung ist Nord und Süd. An der andern Seite der Klippe findet man einen zweyten Canal, der gegen Südwest offen ist, welcher nur für Barken Wasser hat, und welcher auch sehr schmal ist. Der Ankerplatz in der Bay ist längst der Insel St. Rosa.

Wir giengen um Mitternacht von Pensacola ab, saget Charlevoix, und um vier Uhr des Morgens ließen wir zur Rechten den Rio de los Perdidos, einen Fluß, der wegen des Schiffbruches eines spanischen Schiffes berühmt ist, von dessen Verluste und dem Untergange aller darauf befindlichen Leute er diesen Namen bekommen hat. Die Dauphinensinsel liegt fünf Meilen weiter zur Linken. Zwischen diesem Eylande und dem Eylande la Corne, welches nur eine halbe Meile davon ist, hat man wenig Wasser. Auf die letzte von diesen beyden Inseln folget eine andere, die man wegen ihrer Gestalt die runde Insel genannt hat. Gegen über ist die Pascagulasbay b), worein sich ein Fluß gleiches Namens ergießt. Von da braucheten wir nur eine Stunde, uns nach Bilori zu begeben.

Der vernünftige Reisende, welchem wir diese Erläuterungen zu danken haben, wurde, da er sich wieder in der französischen Colonie befand, woraus er abgereiset war, von dem mit Spanien geschlossenen Frieden, und der doppelten Verbindung dieser beyden Kronen gar bald benachrichtigt. Einer von den Artikeln war die Wiederabtretung von Pensacola. Diese Zeitung wurde von Vera-cruz nach Louisiana durch Don Alexander Walcop, einen Irländer und Schiffshauptmann in Neuspanien, auf einer Brigantine überbracht, die Don Augustin Spinola führete. Diese beyden Officier verhehleten es nicht, daß die Spanier Willens wären, daselbst eine beträchtliche Niederlassung anzulegen, und die Besatzung und alle Einwohner von St. Joseph dahin zu versetzen. Don Walcop war zum Statthalter daselbst ernannt. Man kann nicht zweifeln, daß dieser Entwurf nicht ausgeführt worden.

R f f f 3

Der

a) Im XIV Bande a. d. 603 S.

b) Die Madame de Chaumont hatte eine ihr bewilligte Strecke Landes an dieser Bay.

Charlevoix.

1722.

Beobachtung  
wegen der  
Himmelsluft.

Der Reisende füget zwo Beobachtungen hinzu, die zu diesem Artikel gehören. Bey seiner Rückkehr, welche den 2ten des Heumonates Nord und Süd von Pensacola geschah, wo er seinen Punct der Länge recht gewiß haben wollte, weil der von der Mündung des Mississippi noch nicht recht fest gesetzt war, hatte er die Sonne gerade über seinem Kopfe; und auf seiner Reise von den Märtyrern nach Bilori hatte er die größte Hitze des Sonnenstillstandes ausgestanden, und konnte er sich davor eben so wenig verwahren, als vor dem Thau, welcher die Nacht über sehr häufig fiel. Indessen stund er doch in dem Heumonte noch mehr Hitze aus, als er vor seinem Schiffbruche ausgestanden hatte. Er erinnerte sich dabey, saget er, daß er sich mehr als einmal verwundert, wenn er Personen, die in dem heißen Erdgürtel geböhren worden, sich über die große Hitze in Frankreich sehr habe beklagen hören. Er war im April in eben dem Falle gewesen. Der Unterschied, den er im Heumonte empfand, konnte nicht von den Winden herkommen; denn sie waren eben dieselben; und es weheten solche in beyden Jahreszeiten; es kam auch eben so wenig davon her, daß er nunmehr dazu gewöhnet worden; denn weder er, noch seine Gefährten waren den beständigen Schweißn unterworfen, welche ihnen im April sehr beschwerlich gewesen. Er glaubet, folgende Erklärung davon geben zu können. Im Frühjahre ist die Luft noch von Dünsten beschweret, welche der Winter darinnen zusammen gezogen. Wenn sich die Sonne nähert: so werden sie davon zuerst entzündet; und dieß, saget er, verursachete die drückende Hitze und den häufigen Schweiß, wovon wir im April beschweret wurden. Im Heumonte waren diese Dünste zertheilet; und ob uns gleich die Sonne viel näher war, so war doch der geringste Wind hinlänglich, uns abzukühlen, indem er die Heftigkeit ihrer fast senkrecht auf unsere Häupter fallenden Stralen brach. Nun zertheilet aber in Frankreich die Sonne niemals die Dünste eben so gut, als unter den Wendekreisen; wenigstens sind sie hier viel gröber; und dieses bringt, nicht den Unterschied der Hitze, sondern den Unterschied der Empfindung des Heißens hervor.

Beobachtung  
wegen des Ca-  
nales zu Ba-  
hama.

Die zweyte Beobachtung betrifft den Canal von Bahama. Da das Schiff, auf welchem man nach Frankreich zurück kehrte, die Einfahrt in den Hafen zu Havana nicht hatte erhalten können, wo man sich aufzuhalten gedacht hatte: so ergriff man die Partey nach der Matancebay zu rücken, und man fand daselbst andere Hindernisse, die den Hauptmann bewogen, seine Fahrt fortzusetzen. In einer Zeit von ungefähr vier und zwanzig Stunden entdeckete man von der Spitze der Masten das Land von Florida. Bey diesem Anblicke ließ man das Vorgebirge gegen Nordnordost. Zwo Stunden darnach fuhr man ein wenig weiter gegen Osten, und nachdem man sich wieder in den Strich begeben, so fand man sich in zwoen andern Stunden darnach in dem wahren Strome, der nach dem Canale Bahama führet. Man gieng geschwind in einem fort. Wir sahen in diesem Augenblicke, saget er, den Adour, eben das Schiff, worinnen wir Schiffbruch gelitten hatten, welches noch ein Ende von dem Maste zeigte, dessen Körper aber ganz mit Wasser überdeckt war; und wir erkannten, daß es ganz und gar nicht an der nordlichsten von den Märtyrern gescheitert war, wie man sich anfänglich überredet hatte; denn wir hatten sie durch unsere Ueberfahrt um halb elf Uhr des Morgens, und um halb zwey Uhr blieb uns die letzte von diesen Inseln gegen Norden. Gegen drey Uhr erblickete man von dem Mastkorbe eine Brandung, bey welcher wir nahe vorbeys fahren wollten, und weiter hin eine Klippe, die sehr breit war. Diese Klippe ist vermuthlich das Ende der Märtyrer; und damit wir sie vermieden, so nahmen wir wieder Süd und Ost den ganzen übrigen Tag

Tag über mit dem Strome, der stets gegen Norden gieng. Gegen Abend hielten wir nach Nordost. Den andern Morgen zu Mittage waren wir bey der Einfahrt in den Canal, im fünf und zwanzigsten Grade, dreyßig Minuten. Um halb acht des Abends befürchtete man, gar zu nahe am Lande zu seyn, und das Vorgebirge wurde gegen Südost bis um Mitternacht mit einem sehr guten Winde gebracht. Wir nahmen um Mitternacht den Lauf wieder, und den folgenden Tag sahen wir kein Land mehr. Den Abend glaubete man außer dem Canale zu seyn; der Lootsmann aber fuhr aus einer weisen Vorsicht fort, bis um zehn Uhr Nordnordost zu halten.

Wenn man aus dem Canale von Bahama heraus ist: so würde der gerade Weg, die Insel St. Domingo zu erreichen, Südost seyn. Die Winde aber, welche fast stets von Osten her wehen, erlauben nicht, ihn zu nehmen. Man muß sich durch eine parabolische Linie bis auf die Höhe der Bermuden erheben, welche zu erkennen, dienlich seyn würde, wenn es möglich wäre, um seinen Punct der Länge gewiß zu bekommen. Aus Mangel dieser Kenntniß ist man zuweilen verbunden, bis zu der großen Bank von Neuland zu gehen, bevor man sich Rechnung machen kann, daß man weit genug gegen Osten von allen Klippen ist, die gegen Norden und Osten von der Insel St. Domingo sind. Indessen hat man doch nicht immer diesen großen Umschweif genommen, um von dem mexicanischen Meerbusen nach dieser Insel zu gehen. Wenn man in den ersten Zeiten der Entdeckung der nordlichen Küste der Insel Cuba bis an die Spitze Itaque, welche das ostliche Ende ist, auf vierzehn Meilen von Matance gefolget war: so wandte man sich zur Rechten, und ließ zur Linken alle lucailische Inseln und die Insel Bahama, welche unter dieser Anzahl ist. Dieses nennet man igo den alten Canal von Bahama, auf welcher Fahrt es den größten Schiffen nicht an Wasser fehlet, die aber so voller Klippen ist, daß sich heutiges Tages kaum die großen Barken trauen, sich da einzulassen.

Charlevoix.  
1722.

Weg dieses Canales nach St. Domingo.

Der IX Abschnitt.

Niederlassung in Neu-Georgien, und dessen Beschreibung.

Niederlassung in Neu-georgien.

Bewegungsgründe zu dieser Niederlassung. Umfang derselben nach der Bewilligung. Entstehung einer Gesellschaft. Oglethorpe geht von ihr dahin. Erste Stadt daseibst. Ihre erste Verbindung mit den Indianern. Artikel des Vertrag. Oglethorpes Rückkehr. Rede des Tomatichi.

Solcher geht wieder nach Georgien. Erzählung des Hauptmanns Dumber. Purnsburg. Ebenezer. Oglethorpe besucht die fremden Pflanzstädte. Darien. Fort Frederica. Stadt Savannah. Augusta. Unfall der Colonie.

Wir kommen wieder auf die engländischen Niederlassungen nach der Zeitordnung, nach dem wir sie in dem vorigen Abschnitte der Ordnung der Dertter haben weichen lassen. Die mittäglichste und neueste von den englischen Colonien in America ist Georgien, welche sich vor unsern Augen gebildet hat. Ihre Stifter leben noch. Ihre Absicht, wie sie solche 1732 bekannt machten, da sie Bewilligungsbriefe zur Niederlassung enthielten, welche dieses Datum haben, war, einer Menge unglücklicher Bürger, welche einen Beystand brauchten, einen ehrlichen Unterhalt zu verschaffen, und zu gleicher Zeit England von einer beschwerlichen Last zu befreien. Sie luden in diesen Ausdrückungen alle wohlgesinnete Patrioten ein, ein so liebreiches Unternehmen zu unterstützen.

Die

Bewegungsgründe zu dieser Niederlassung.



**Niederlassung in Neu-Georgien.** Die königlichen Briefe bewilligen ihnen und ihren Nachfolgern alle die Länderen, die zwischen dem Flusse Savannah, längst der See Küste und dem Flusse Atamaha sind, nebst den vor dieser Küste liegenden Inseln, die nicht über zwanzig Meilen davon entfernt sind. Es ist ein ziemlich weitläufiges Land gegen Süden von Carolina, welches durch den Umfang derselben nach der Bewilligung. Savannah davon abgefordert ist. Gegen Süden wird es von dem Atamaha begrenzt, welcher groß und schiffbar ist. Von einem Flusse zum andern soll es an der Seeseite sich hundert und zwanzig Meilen weit erstrecken *b*); und gegen Westen bis an die apalachischen Gebirge giebt man ihm wenigstens dreyhundert Meilen. Das ganze Land wurde zu einer besondern Provinz errichtet, unter dem Namen Neu-Georgien, welcher von des Königes Georg in England seinem gebildet worden.

**Es entsteht eine Gesellschaft.** Da der Ritter Heathcote gleich im August desselben Jahres den Directoren der Bank die beyden Hauptgegenstände dieser Bewilligung gemeldet hatte: so fügte er noch andere Vortheile hinzu, welche England davon haben könnte; dergleichen waren die Verstärkung seiner Colonien in America, die Vergrößerung seines Handels, die Vermehrung seiner Schiffe, und vornehmlich der Seidenbau in seinen eigenen Landen, welches ihm jährlich über funfzigtausend Pfund Sterlings ersparen könnte, welche es nach Walschland gehen ließ. Darauf legete er eine ansehnliche Summe nieder, um den Grund zu dieser Unternehmung zu legen, und seinem Beispiele folgete eine große Anzahl reicher Privatpersonen, unter denen man ihrer drey und zwanzig zur allgemeinen Führung erwählte *c*). Der Schluß dieser Versammlung war nicht so bald bekannt gemacht: so bestrebete sich ganz England, etwas zur Ausführung beizutragen, und das Parlament gab zehn tausend Pfund Sterling in eben der Absicht.

**Oglethorpe geht von ihr dahin. 1732.** Den 6ten des Windmonates wurden hundert Personen von beyderley Geschlechte, die man mit mehrer Sorgfalt erwählet hatte, als man gemeinlich zu dergleichen Unternehmungen gethan, zu Gravesend auf dem Schiffe, die Anna genannt, eingeschiffet, welches der Hauptmann Thomas führete, der zugleich allerhand Werkzeuge, Gewehr und Kriegesbedürfnisse bey sich hatte. Oglethorpe, einer von den Directoren, stellte sich an die Spitze dieses Haufens, um die ersten Unternehmungen einzurichten, und bey der Niederlassung den Vorsth zu haben. Den 15ten Januar des folgenden 1733sten Jahres kamen sie glücklich zu Carolina an.

Sie nahmen dafelbst Wegweiser, welche sie anfänglich nach Portroyal führeten. Den 18ten, da Oglethorpe in der kleinen Insel Trench ans Land gestiegen, ließ er eine Wache auf der Spitze dieser Insel, welche den Canal bestreicht, und zwischen Beaufort, und dem Flusse Savannah ist. Von da begab er sich nach dem Flecken Beaufort, wo er den dienstfertigsten Eifer fand, Hütten zur Aufnahme seiner Leute zu machen. Unter dessen daß man mit dieser Arbeit beschäftigt war, besuchete er den Savannah; und seine erste Wahl zur Niederlassung fiel auf eine sehr schöne Gegend, zehn Meilen von der Mündung. Man muß aber ihn selbst die Erzählung davon in seinen eigenen Ausdrückungen thun lassen. „An dem Orte, den ich erwählet habe, bildet der Fluß einen halben Mond, dessen Ufer ungefähr vierzig Fuß hoch an seinem mittäglichen Theile sind. Die Spitze ist sehr eben, und machet eine Fläche, die sich fünf oder sechs Meilen in das Land hinein erstrecket,

*b*) Die erste Nachricht saget, sechzig oder siebenzig Meilen.

*c*) Ihre Namen sind Mylord Shaftsbury, Mylord Percival, Mylord Tyrconnel, Mylord Limerick,

streckt, und fast eine Meile an dem Flusse hingehet. Ein Schiff, das zwölf Schuh Wasser brauchet, kann funfzehn Fuß weit vom Ufer ankeren. Ich habe mitten auf dieser Ebene, an dem Ufer des Flusses, gerade einer Insel gegen über, wo vortreffliche Weide ist, eine Stadt anzulegen angefangen. Der Fluß ist breit, und hat süßes Wasser. Von dem Kay oder dem Damme meiner Stadt entdecket man das Meer, und die Insel Tibigoqui bildet die Mündung. Auf der andern Seite erstreckt sich das Gesicht auf dem Flusse ungefähr sechzig Meilen weit. Nichts kömmt der Annehmlichkeit dieser Landschaft bey, zwischen großen Gehölzen, welche die beyden Ufer besetzen. Alle meine Leute kamen hier den 1sten des Hornungs an. Ihre Hütten waren vor Mitternacht errichtet. Ich schreibe den 10ten. Das erste Haus war gestern Nachmittage fertig. Eine kleine indianische Völkerschaft, die einzige, welche in einem Raume von funzig Seemeilen um uns herum ist, will sich dem Könige Georg unterwerfen, verlangt Ländereyen unter den unserigen, und will ihre Kinder in unsern Schulen erziehen lassen. Ihr Oberhaupt und sein Liebling, welcher den ersten Rang nach ihm in der Völkerschaft hat, sind bereits entschlossen, das Christenthum anzunehmen.

Oglethorpe  
1733.

Herr Oglethorpe suchete keinen andern Namen für seine Stadt, als den Namen des Flusses, dessen Zierde sie seyn sollte. Die erste Niederlassung also, oder, wenn man will, die Hauptstadt von Neu-Georgien hieß Savanah. Eine zweyte Nachricht, vom 20sten des Hornungs, giebt ihre Lage vollends zu erkennen. „Ich habe, schreibt er, den Ort, wo meine Stadt liegt, nicht allein wegen der Annehmlichkeit seiner Lage, sondern auch noch deswegen erwählet, weil mich die Güte des Bodens, die Kühle des Wassers, und andere Zeichen überreden, die Luft daselbst sey sehr gesund. Sie ist vor den West- und Südwinden, den gefährlichsten in diesem Lande, durch große Wälder von Fichten, welche meistens hundert Fuß hoch sind, gesichert. Man sieht daselbst kein Moos an ihren Stämmen, wie bey denen in Carolina. Ich habe die Breite des Flusses messen lassen, welcher ungefähr tausend Fuß hat.

Savanah,  
erste Stadt daselbst.

Die Indianer, welche sich mit den Engländern zu verbinden sucheten, hießen die Gammacraue. Sie machten einen Theil von einer ansehnlichen Völkerschaft aus, welchen Namen der Lowercreek oder Indianer von der niedern Bucht erhalten hat, und in acht Stämme getheilet wird, deren jeder seine eigene Regierung hat. Oglethorpen wurde gemeldet, alle die Häupter verlangeten, ihn zu sprechen, um ein ordentliches Bündniß mit der neuen Pflanzstadt zu errichten. Er empfing sie in einem von seinen neuen Gebäuden. Diese Zusammenkunft, und die Namen der Stämme und Nicoe erscheinen auf eine anständige Art in seinem Berichte. Mico heißt in der Landessprache dieser Indianer so viel, als König.

Erste Verbindung der Colonie mit den Indianern.

Von dem Stamme der Cowetaer, Nahow-Laki Mico, und Pfabow, sein Hauptmann, oder General, ein Sohn des alten Brinn, welchen die Spanier den Kaiser der Buchten genannt hatten. Acht Manns- und zwei Weibesperonen zu ihrem Gefolge.

Von

die, Mylord Carpenter, die Herren Digby, Oglethorpe, Georg Heathcote, Tower, Mock, Hucks, Sloper, Eyllis, la Roche, Verna, Hales, Chandler, Frederick, Apotre, Wilhelm Heathcote, Keusdal und Bundy.

Oglethorpe.

1733.

Von dem Stamme der Cuffetaer der Mico Cuffeta und sein Hauptmann Tatchigleutschi, vier Leute zu ihrem Gefolge.

Von dem Stamme der Owschayer ihr Mico Ogise und ihr Hauptmann Neathlouthko, und ein anderer Hauptmann Ougaki mit drey Leuten zu ihrem Gefolge.

Von dem Stamme der Chichawer ihr Mico Outhleteboa, und die Hauptleute Thlauthohluki, Sigir, und Sutamilla mit drey Mann zu ihrem Gefolge.

Von dem Stamme der Schetaer zween Hauptleute Chutabiche und Robin, wovon der zweyte bey den Engländern in Carolina erzogen worden, nebst vier Mann in ihrem Gefolge.

Von dem Stamme der Valachucolaer der Hauptmann Gillary und fünf Mann zu seinem Gefolge.

Von dem Stamme der Oconaer ihr Mico Quikachumpa und sein Hauptmann Curvu.

Von dem Stamme der Lufauler der Hauptmann Tomaumi und drey Leute in seinem Gefolge.

Der Mico der Rammacrawer, welchen man mit unter diese Indianer setzt, ohne sie durch den Namen eines Stammes zu unterscheiden, hieß Tomochichi.

Nachdem sich alle Micoe und ihre Hauptleute um den Herrn Oglethorpe herum geset hatten: so hielt Quikachumpa, ein sehr langer alter Mann, eine Rede, welche nach der Verdolmetschung, folgendes Inhaltes war. Erstlich zeigten sie ihr altes Recht auf das ganze Land, welches gegen Süden von dem Flusse Savanah ist. Darauf sageten sie: „ob sie schon nur arm und unwissend wären: so hätte doch derjenige, der den Engländern den Athem gegeben, ihnen auch den Athem gegeben; derjenige, der beyde geschafften, hätte den weißen Leuten mehr Weisheit gegeben. Sie wären gewiß, die große Macht, die im Himmel wohnete, und alles umgab (wobey er seine Hände ausbreitete, und den laut seiner Worte verlängerte) und welcher allen Menschen den Athem gegeben, habe die Engländer zu ihrem Unterrichte, und zum Unterrichte ihrer Weiber und Kinder dahin gesandt. Daher sie ihnen ihr Recht zu allem demjenigen Lande freywillig aufgaben, das sie nicht selbst gebraucheten. Und dieses sey nicht nur seine eigene Meynung, sondern auch die Meynung der acht Städte der Creeks, die sich alle mit einander berathschlaget, und einige von ihren vornehmsten Männern mit Häuten (welches ihr Reichthum ist) abgesandt hätten.

Alsdann brachten die vornehmsten einen Paß Damhirschhäute, und legeten achte von den acht Städten vor dem Oglethorpe nieder. Er ließ sich dabey vernehmen, dieses wären die besten Sachen, die sie hätten, und diese schenketen sie ihnen mit einem aufrichtigen Herzen. Er dankete ihm dabey vor seine Gütigkeit gegen den Tomochichi Mico und seine Indianer und sagete, daß er mit demselben verwandt wäre. Und ob schon der Tomochichi von seiner Nation vertrieben worden: so wäre er doch ein braver Mann, und wäre ein großer Krieger gewesen, und hätten ihn die vertriebenen Leute, seiner Klugheit und Gerechtigkeit wegen, zu ihrem Könige erwählt. Er sagete gleichfalls, er habe gehört, daß die Cherokees einige Engländer getödtet hätten. Daher wenn Oglethorpe befehlen wollte, so wollten sie mit ihrer ganzen Macht in das Cherokee-Land einfallen, ihre Erndte verwüsten, das Volk tödten, und die Engländer rächen. Als er ausgesprochen hatte, kam Tomochichi mit dem Rammacraw Indianern hinein, machte eine sehr tiefe Verbeugung und sagete: „Ich war ein verbanneter Mann: Ich kam hieher arm

und hilflos, mich nach gutem Lande, neben den Gräbern meiner Vorfahren, umzusehen; **Oglethorpe.**  
 und als die Engländer an diesen Ort kamen, so befürchtete ich, ihr würdet uns vertrei- **1733.**  
 ben, denn wir waren schwach, und hatten Mangel an Korne. Ihr aber bestätiget uns  
 in unserm Lande, und versorgetet uns mit Speise,„

Darauf hielten die Häupter der andern Nationen ihre Reden, die aber fast auf eben das-  
 jenige hinaus liefen, was der **Quikachumpa** gesagt hatte. Hierauf schlossen sie mit  
**Oglethorpe** ein Bündniß der Freundschaft und Handelsgemeinschaft, welches von ihm  
 und ihnen unterschrieben wurde. Es wurde jedem Könige ein bordirter Rock, ein bordir-  
 ter Hut, und ein Hemde, und jedem von den Kriegeshelden ein Feuerrohr, und ein Man-  
 tel von Duffils, und allen denen von ihrem Gefolge grobes Tuch zu Kleidern, nebst an-  
 dern Sachen gegeben.

Die Vergleichungspuncte waren:

I. „Die Vorsteher verpflichteten sich, ihre Leute alle Arten Güther, und Handels- **Vergleichs-**  
 waaren, deren Preis durch den Vergleich fest gestellet wurde, in die indianischen Städte **puncte.**  
 führen zu lassen. II. Daß auf beyden Seiten eine Wiedererstattung und Zufriedenstel-  
 lung geschehen, und Missethäter nach den englischen Gesezen gerichtet und bestrafet wer-  
 den sollten. III. Daß einer jedweden indianischen Stadt, die wider den Vergleich han-  
 delt, die Handelschaft entzogen werden soll. IV. Daß die Engländer alles Land, das von  
 den Indianern nicht gebrauchet wird, besizen sollen, jedoch mit dem Bedinge, daß sie, bey  
 Anlegung einer jeden neuen Stadt, solche Länder zum Gebrauche ihrer Nation anweisen  
 sollen, weswegen man sich zwischen den englischen beliebten Leuten, und dem Haupte ih-  
 rer Nation verglichen habe. V. Daß man alle entlaufene Negroes wieder zurück gä-  
 be, und sie entweder nach **Charlesstadt**, oder nach **Savanah**, oder **Parachuchula**  
 führe, und der Besatzung übergäbe, nachdem für einen jeden solchen Neger vier Bett-  
 decken, oder zwey Feuerrohre, oder der Werth derselben in andern Gütern, wenn sie auf  
 der andern Seite des **Ocorivy-Flusses** ergriffen werden; und eine Bettdecke, wenn der  
 Negro über der Gefangennehmung getödtet wird, oder zu entfliehen suchet, bezahlet wor-  
 den. VI. versprachen sie ihren Brüdern, den Engländern, mit aufrichtigem und liebrei-  
 chem Herzen, keinem andern weißen Volke Vorschub zu thun, sich daselbst nieder zu lassen,„  
 Und zu diesen allen setzten sie die Zeichen ihrer Geschlechter.

Nach des Herrn **Oglethorpe** Rechnung erhellet, daß der erste Aufwand zu der Nie-  
 derlassung sich nicht über drey und zwanzig tausend Pfund Sterlinge belaufen habe. Außer  
 denen Personen, die auf Kosten der milden Gesellschaft geschickt wurden, giengen ein und  
 zwanzig Herren, und hundert und sechs Dienstbothen auf ihre eigenen Kosten mit. Gleich  
 im ersten Jahre also zählte man sechshundert und achtzehn Personen in der Colonie, die  
 aus drehundert und zwanzig Mannspersonen, hundert und dreyzehn Frauenspersonen,  
 hundert und zwey Knaben und drey und achtzig Mägden bestunden.

Im 1734sten Jahre zu Ende des Sommers kam **Oglethorpe** wieder nach England, **Oglethorpes**  
 und brachte **Tomochichi**, den **Nico** oder König der **Yamacrawer**, **Senawki**, seine Rückkehr mit  
 Königin und **Toonakowi**, den Prinzen, seinen Neffen, wie auch **Hillispilli**, einen vielen indiani-  
 Kriegshauptmann, und **Apakowtski**, **Stimalechi**, **Sintouchi**, **Stinguitki**, und schen Häu-  
**Umpychi**, fünf andere indianische Hauptleute, nebst ihrem Dolmetscher mit sich herüber. ptern.  
 Sie wurden in dem Amtshause **Georgia** in **Old Palace Yard** einlogiret, wo sie stan-  
 desmäßig bewirtheet wurden; und da sie auch sauber heraus gekleidet worden, so wurden  
 sie

Oglethorpe. sie nach Hofe, der damals zu Kensington war, geführt. Tomochichi überreichte dem  
 1734. König unterschiedene Adlersfedern, welches, nach ihrer Gewohnheit, das ehrerbietigste Ges-  
 schenk war, das er ihm konnte überreichen, wobey er die folgende Rede an Se. Majestät  
 hielt: „Diesen Tag sehe ich die Majestät eures Antlitzes, und die Hoheit eures Hauses,  
 „und die Menge eures Volkes. Ich bin zum Besten der ganzen Nation, welche die Creeks  
 „genannt wird, gekommen, den Frieden, den sie schon längst mit den Engländern gehabt ha-  
 „ben, wieder zu erneuern. Ich bin in meinen alten Tagen herüber gekommen. Aber ob  
 „ichs schon nicht erleben kann, selbst großen Vortheil zu sehen: so bin ich doch zum Be-  
 „sten der Kinder aller Nationen der obern und niedern Creeks gekommen, daß sie in der  
 „Wissenschaft der Engländer unterrichtet werden möchten. Dieses sind die Federn des Ad-  
 „lers, welcher der schnellste unter allen Vögeln ist, und rund um alle unsere Nationen herum  
 „fliegt. Diese Federn sind ein Zeichen des Friedens in unserm Lande, und wir haben sol-  
 „che mit herüber gebracht, sie euch, o! großer König, als ein Zeichen ewigen Friedens  
 „zu lassen. O! großer König! was für Worte ihr zu mir sagen werdet, die will ich allen  
 „Königen der Creeknationen getreulich wieder sagen... Worauf Se. Majestät der König  
 eine gnädige Antwort ertheilte, und diese Nationen seines Schutzes und seiner Gnä-  
 de versicherte.

Des folgenden Tages starb einer aus dem Creekgesolge an den Kinderpocken, und  
 wurde, nach der Weise seines Landes, auf den St. Johannis Gottesacker in Westminster,  
 begraben. Der Körper war in zwey Bettdecken eingewickelt, lag auf einem Brette, und ein  
 anders über ihm, und war mit einem Stricke angebunden, in welcher Parade er also auf  
 einer Baare zu Grabe getragen wurde. Es waren dabey nur der König Tomo, zwey ober  
 drey von den Hauptleuten, der Oberküster, und der Todtengräber zugegen. Als der  
 Körper in die Erde gelegt wurde, so wurden die Kleider des Verstorbenen ins Grab nach-  
 geworfen, und nach diesen eine gute Menge gläserner Paternosterknöpfchen, und dann eini-  
 ge Silberstückchen, indem die Gewohnheit dieser Indianer war, alle Sachen des Verstor-  
 benen mit ihm zu begraben. Tomochichi brachte einige Zeit in England zu, und schien  
 an den Lustbarkeiten ein Vergnügen zu haben, die man ihm verschaffete. Er gieng wie-  
 der an Bord des Prinzen Wallis, welches Schiff der Hauptmann Dunbar führte,  
 der einen Haufen salzburgischer Emigranten nach Georgien bringen sollte. Diese flüchti-  
 gen Protestanten kamen den 17ten des Christmonates zu Savanah an; und da sich das Ge-  
 rücht ausgebreitet hatte, die spanischen Indianer wären über den Ogiche gegangen, so se-  
 gelte Dunbar nebst andern Engländern von Savanah nach der Küste, um nähere Erkun-  
 digung daselbst einzuziehen.

1735.  
 Erzählung des  
 Hauptmann  
 Dunbars.

Den 8ten des Jenners, saget er in seiner Nachricht, langeten wir zu Thunderbolt  
 „an, wo diejenigen, die sich daselbst niedergelassen, so viel Land gefäubert und umzäunt  
 „haben, daß es ihnen diese folgende Jahreszeit nicht fehlen kann, eine große Menge Lebens-  
 „mittel zu haben, die sie verkaufen können. Sie haben es sehr weit gebracht, absonderlich  
 „in Verfertigung der Pottasche, und seit meinem Hierseyn, drey Häuser mit einer guten  
 „Befestigung vollendet, und eine Schaluppe mit Fassdauben nach den Madeiras beladen.  
 „Wir waren die ganze Nacht zu Skidarway, wo sie es in Häusern und Ländereyen viel  
 „weiter gebracht haben, als ich mir eingebildet hatte. Sie sind so ordentlich in ihrer Wa-  
 „rhe, daß bey Tag und bey Nacht kein Schiff vorbey passiren kann, ohne verbunden zu  
 „seyn, die Segel einzuziehen; wie ich bey meiner Rückkehr selbst erfahren habe. Maßen ih-  
 re,



te Batterie aus drey Wagen, und vier großen metallenen Canonen besteht, die in sehr guter Ordnung sind. Zwo Meilen von dieser Niederlassung liegt das Avischiff, wenns zu Hause ist, wo sie eine sehr weite Aussicht haben, und zu einer jeden Zeit der Fluth, in die See stechen können. Wir besuchten die verschiedenen Inseln bis an die Jekylinsel, und der Mündung des Flusses Alatomaha, fanden aber keine, als unsere freundlichen Indianer. Den 19ten Jan. kehrten wir nach Savanah zurück.

Im Monate May 1735 hatten die Einwohner von Savanah ihr Fort beynah vollendet, und bereits eine gute Anzahl Häuser, darunter einige von Ziegeln waren, aufgebauet. Im Anfange des folgenden Januars, langten auf die einhundert und funfzig schottische Hochländer oder Gebirger zu Savanah an, des Vorhabens, sich an den Gränzen solcher Colonie, die den Spaniern am nächsten war, nieder zu lassen. Sie verzogen eine kurze Zeit daselbst, in Erwartung des Oglethorpe. Weil er aber nicht so bald kam, als man vermuthete: so begaben sich die Hochländer in Periquas gegen Süden, und ließen sich an der Seite des Flusses Alatomaha, ungefähr zwölf Meilen von der See, nieder, wo sie ein kleines Fort errichteten, und die vier Stücken groben Geschüzes, die sie mit sich brachten, daselbst aufführten, eine Hauptwache, ein Vorrathshaus, eine Capelle und verschiedene Hütten baueten, und ihrer neuen Colonie den Namen Darien beylegeten. Dreyhundert Engländer, welche den folgenden Monat zu Savanah ankamen, trösteten die Einwohner darüber, daß sie die Schotten nicht halten konnten.

In eben dem Jahre brachte Peter Pury von Neuchatel in der Schweiz, welcher Director bey der indischen Compagnie in Frankreich gewesen, eine große Anzahl von seinen Landesleuten zusammen, an deren Spitze er die Regierung in England um die Erlaubniß ersuchte, einen besondern Sitz in Neu-Georgien für sie anzulegen. Es wurde ihm solches nicht allein bewilliget, sondern er erhielt auch, auf Ansuchen seiner brittannischen Majestät, von dem französischen Hofe die Freyheit, sich zu Calais einzuschiffen. Nachdem er sich nun mit seinem Haufen dahin begeben: so thaten ihm die Engländer die Ehre, daß sie ihn durch ein königliches Schiff abholten ließen, welches ihn glücklich nach Savanah brachte. Er bauete daselbst eine Stadt, die er Purysburg nannte, vier und zwanzig Meilen von der Engländer ihrer, an dem nördlichen Ufer eben des Flusses. Man zählte gleich im Anfange hundert Häuser daselbst.

Die salzburgischen Emigranten hatten auch ihre Niederlassung über der englischen Stadt genommen, und ihr den Namen Ebenezer gegeben. Verschiedene Unbequemlichkeiten aber, die sie nicht hatten vorher sehen können, machten ihnen diese Lage bald zuwider, und ließen sie wünschen, daß sie an die Mündung des Savanah verlegt würden. Der Baron Van Keek, welcher ihr Vorgesetzter war, hatte die Zurückkunft des Herrn Oglethorpe kaum vernommen, so begab er sich mit zweenen salzburgischen Predigern zu ihm. Sie bathen ihn im Namen des Volkes, daß er ihr Vorhaben genehm halten möchte, und daß diejenigen Salzburger, die eben ist mit herüber gekommen wären, nicht weiter südwärts reisen, sondern bey ihnen wohnen dürften. Oglethorpe verwarf ihr Ansuchen nicht: er wollte aber erst selbst sehen, ob die Ursache, die sie vorschüseten, warum sie sich hinweg begeben wollten, gegründet wäre.

In dieser Absicht reisete er ab, und kam erstlich zu des Sir Francis Bathurst's Haus, sechs Meilen über Savanah, wo er sich zu Pferde begab, und bey einer Brettmühle vorbeiritt, die von Augustino gebauet war, und langete noch denselben Abend zu Ebenezer.

Oglethorpe.  
1735.

Pury, aus der Schweiz geht dahin,

bauet eine Stadt Purysburg.

Ebenezer, Sitz der Salzburger.

Oglethorpe besuchet die fremden Pflanzstädte.

**Oglethorpe.** eger an, wo die Salzburger eine hübsche hölzerne Brücke über den Fluß, zehn Fuß breit, und zehn Fuß lang, gebauet hatten. Es waren in der Stadt vier feine Zimmerhäuser, die von den Kosten der Beysteuer gebauet waren, und zwar für jeden Priester eins, eins für einen Schulmeister, und eins zu einem öffentlichen Vorrathshause. Es wurde auch eine Capelle, und ein Wachthaus von dem Volke, eine große Menge mit Brettern verschlagene Häuser, welche die Leute alle zu verlassen, und weiter hinunter eine neue Colonie anzulegen, entschlossen waren. Herr Oglethorpe bemühet sich, aus unterschiedenen Ursachen, ihnen solches zu wiederrathen. Allein ihre eigenen Gründe hatten ein stärkeres Gewicht bey ihnen; daher ihr Bitten und Flehen ihn endlich bewog, in ihr Verlangen einzuwilligen. Da er denn Befehl gab, an dem Orte, wo sie es begehreten, eine Stadt für sie abzuzeichnen. Er blieb die Nacht über in des Obersten Purrys Hause, kehrte des folgenden Tages nach Savanah zurück, und machte sich den 12ten auf Besiß von der Insel St. Simon zu nehmen. Er langete ungefähr in zweenen Tagen daselbst an, gab den Leuten Befehl, zu arbeiten; da sie denn bald ein Haus aufführeten, solches mit Palmblättern bedecketen, einen Keller gruben, ein Vorrathshaus baueten, und ein Fort mit vier Basteyen abzeichneten.

Von dar besuchete er die Hochländer zu Darien, die er mit ihren schottländischen Mänteln, breiten Schwertern, Tartschen und Musqueten im Gewehre fand, und aus Höflichkeit gegen sie, kleidete sich Herr Oglethorpe, die ganze Zeit über, die er daselbst war, in ihren Habit. Und in etlichen Tagen kehrte er wieder nach der Insel St. Simon zurück, wo die angefangenen Werke, durch seine Gegenwart und Anweisung, mit solcher Geschwindigkeit fortgeführt wurden, daß im April das Fort beynahе vollendet, und sieben und dreßsig Palmettohäuser aufgebauet waren.

**Fort Frederica.** Das Fort wurde Frederica genennet, und war eine reguläre Festung mit vier Bastionen, und einem Graben, wie auch einigen Außenwerken umgeben, die mit Cederpallisaden rund herum besetzt, und die Wälle mit grünen Rasen bedeckt waren. Hinter dem Forte wurde eine Stadt angeleget, und da der Grund ordentlich eingetheilet war, wurde das Volk in Besiß ihrer Löße eingesehet, damit sie möchten anfangen, für sich selbst zu bauen und zu handthieren. Denn alles, was bisher war hervor gebracht, gepflüget oder gesäet worden, war zum gemeinen Besten geschehen.

Bald nach des Herrn Oglethorpe Ankunft auf der Insel St. Simon, kam Tomochi, sein Neffe, und eine große Menge Indianer herab zu ihm, und brachten ihm so viele Thiere mit, daß die Colonie etliche Tage davon leben konnte. Er gab ihm zu erkennen, sie wollten den Buffalo oder Auerochsen bis an die spanischen Gränzen jagen. Weil er aber aus einigen Worten, die er entfallen lassen, schloß, daß er die spanischen Außenwachen anzufallen gesonnen wäre: so vermeldete er ihm, daß er mit ihnen gehen wollte. Sie sageten darauf, sie wollten ihm zeigen, wie sie dem Könige von England versprochen hätten, was für Länder ihrer Nation zugehörten. Den ersten Tag führeten sie ihn zu einer Insel an der Mündung des Jekyllsundes, wo er auf einem hohen Grunde, wo man die Pässe des Flusses übersehen konnte, eine Partey Hochländer, unter dem Commando des Herrn Hugh Mackay ließ, und ein Fort abzeichnete, welches er, auf ihr Verlangen St. Andrew nennete. Und weil der Toonakowi eine Taschenuhr heraus zog, die ihm Sr. königl. Hoheit der Herzog geschenkt hatte, so gab er der Insel den Namen Cumberland.

Des nächsten Tages passirten sie Clothogotho, einen andern Arm des Alatomaha, und entdeckten eine andere sehr feine Insel, ungefähr sechzehn Meilen lang, mit Pomeranzbäumen, Myrthenbäumen und Weinstöcken, die wild wuchsen; welcher der Name Amelia gegeben wurde. Und als sie des dritten Tages bey den spanischen Vorposten anlangten: so bezeigten die Indianer ihr Verlangen, die Spanier anzugreifen. Dieses zu verhüten, ließ sie Herr Oglethorpe auf einer Insel, indem er den Fluß St. Wans hinabschiffete, und das Vorgebirge St. Georg vorbey strich, welches der Nordtheil vom St. Johannisflusse, und das südliche Vorgebirge von den brittischen Herrschaften, auf der Seeküste von Nordamerica war, wo die Spanier auf der andern Seite des besagten Flusses eine Wache hatten.

Oglethorpe.

1738, 1739.

Der vorbemeldte Mackay wurde befehliget, mit einer Parthey zu Lande von Savanah nach Darien zu reisen; welches sie thaten, und die Entfernung zwischen den zweenen Plätzen auf die siebenzig Meilen in gerader Linie, und neunzig bey den Dertern, wo man über die Moräste hinüber kommen kann, rechneten.

Die Stadt Savanah hatte im 1738 Jahre einhundert und vierzig Häuser, nebst Waarenhäusern und Hütten; hier ist auch eine Kanzleystube, die aus drey Amtleuten und einem Registrator besteht, die alle sechs Wochen Gericht hält. Ueber Ebenezer wurde in eben demselben Jahre die Stadt Augusta angeleget. Sie liegt in einem lustigen und fruchtbaren Lande, da ein Acker Grundes beynah dreyßig Scheffel indianisches Korn hervor bringt, welches unter dem gemeinen Volke hier gemeinlich gebraucht wird, und wird vielleicht auch allerwege so seyn, wie in andern Colonien auf dem festen Lande. Sie hat bereits einen guten Theil von der indianischen Handlung, und durch ihre Nachbarschaft mit den indianischen Nationen, Gelegenheit, dieselbe so sehr zu vermehren, daß sie, allem Ansehen nach, die nahrhafteste englische Colonie werden wird. Sie ist zweyhundert und sechs und dreyßig Meilen zu Wasser von dem Munde des Savanahflusses, und es können große Fahrzeuge von dar nach der Stadt Savanah schiffen. Und das letzte Jahr wurden hundert tausend Lasten Häute daher gebracht. Hieher begeben sich die indianischen Handelsleute von Carolina und Georgia im Frühjahr. Im Junio 1739 machten die Handelsleute, die Knechte, die Einwohner und andere, die mit solchem Gewerbe zu thun haben, sechshundert weiße Leute aus. Hier haben die Vorsteher der Colonie eine kleine Besatzung unterhalten, und die Sicherheit, welche die Handelsleute durch das Fort genießen, bewegt sie, dahin zu gehen. Die Stadt liegt auf einem hohen Grunde an der Seite des Flusses. Es ist von dar aus bis nach Alt. Ebenezer eine Straße abgezeichnet worden, so, daß man zu Pferde von Savanah nach Augusta, wie auch zu den Cherokeeindianern, die über Augusta gegen N. W. und an der Georgia Seite des Flusses in dem Thale der Appalacheengebirge liegen, reiten kann. Westwärts von Augusta wohnen die Creekindianer; deren vornehmste Stadt die Cowetas ist. In die zweyhundert Meilen davon liegt an der Gränze des Landes das Fort Albasas. Ueber den Creeks liegen die Chickesaws. Sie wohnen neben dem Mississippiflusse, und besitzen die Bänke desselben. Die Engländer sinnen an, sich zu schmeicheln, daß ihnen eine genaue Verbindung mit dieser Völkerschaft einen vortheilhaften Handel bis an die Mündung dieses Flusses verschaffen würde.

Man sah zu der Zeit viele schöne Pflanzungen gegen Süden von Savanah, und zwey kleine Dörfer, Highgate und Hampstead genannt, ungefähr vier Meilen davon, nebst vielen andern Dörfern durch die ganze Provinz. Es giebt auch verschiedene Dörfer auf

Fortgang der Stadt Savanah.

Stiftung von Augusta.

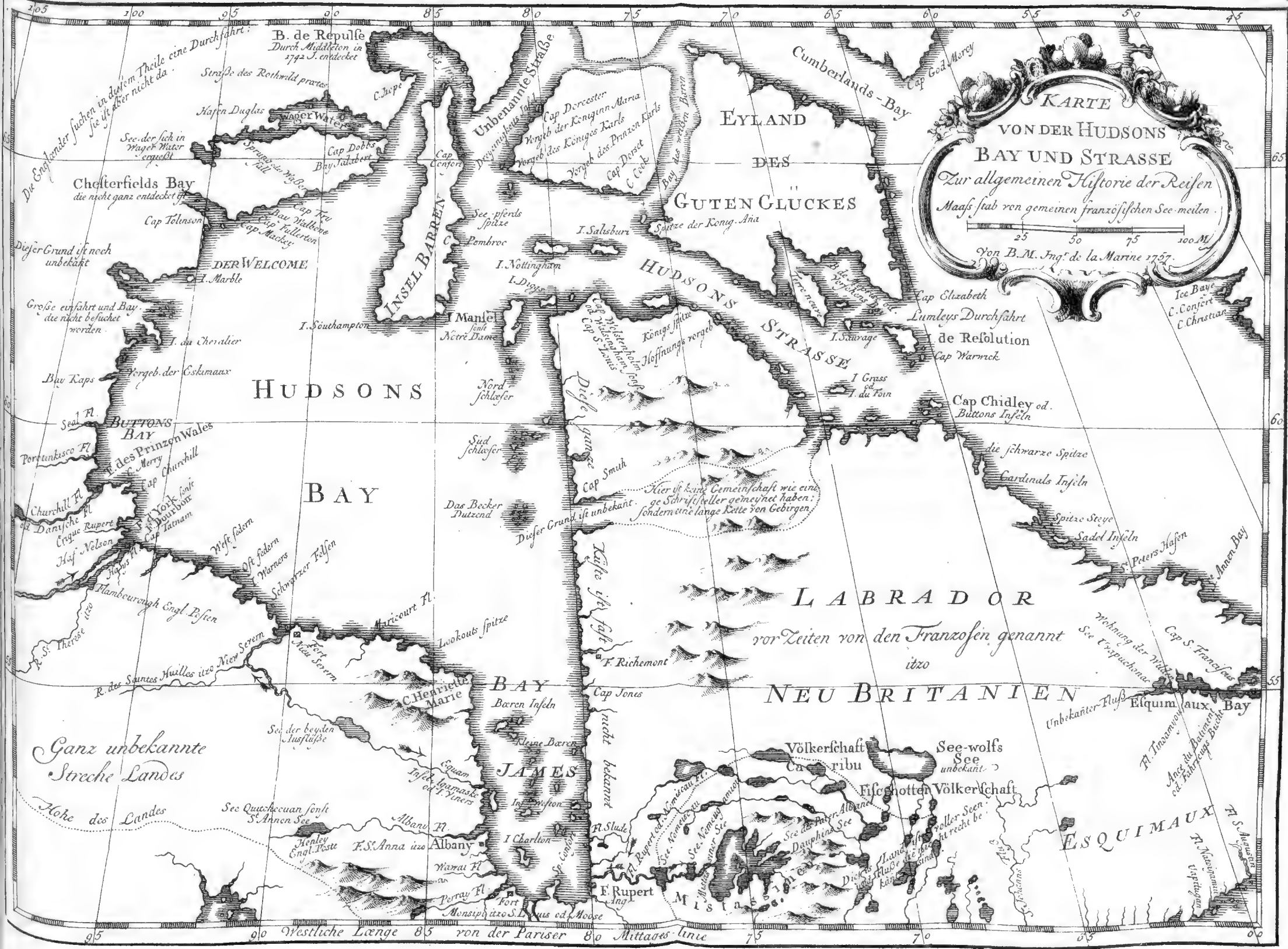
Oglethorpe. auf der Insel St. Simon, und die Stadt Frederica ist nun gar sehr verbessert. In deren Nachbarschaft ist eine schöne Wiese von dreihundert und zwanzig Acker Landes, mit einem Graben umgeben, worauf eine große Heerde Vieh auf der Weide geht, und gutes Heu gemacht wird. Ein Stück davon ist das Lager für des General Oglethorpe Regiment; und es sind den Soldaten kleine Loosje Landes verliehen worden; daher viele darunter verheirathet sind, daß das letzte Jahr fünf und funzig Kinder daselbst gebohren worden. Das Volk von Frederica hat angefangen, zu malzen und zu brauen. Der Soldaten Weiber spinnen Baumwolle, die im Lande wächst, woraus sie Strümpfe stricken. Bey der Stadt ist ein Gericht für den südlichen Theil der Provinz, und hat eben so viel obrigkeitliche Personen als zu Savanah sind.

Widerwärtig-  
keiten der Co-  
lonie.

Nach der Rückkehr des Herrn James Oglethorpe, welcher lange Zeit unter dem Titel eines Befehlshabers über alle Völker in der Provinz Carolina und Georgia regieret hatte, hielt eine Folge von Widerwärtigkeiten den Lauf dieses Wohlstandes auf einmal auf. Die Zwistigkeiten, welche sich zwischen England und Spanien ereigneten, hatten so verdrüssliche Einflüsse in America, daß die Engländer sich daselbst für berechtigt hielten, die spanische Pflanzstadt St. Agostino anzugreifen. Sie wurden mit Verluste zurück getrieben; und da die Spanier nun auch ihrer Seits Neugeorgien mit Kriege überzogen: so waren sie in ihren Unternehmungen weit glücklicher. Die Nachrichten, denen man bisher gefolget ist, sind von einer Zeit, da der Ausgang dieser Feindseligkeiten noch ungewiß war. Die Engländer schmeichelten sich noch mit den schönsten Hoffnungen. Der Verfasser setzt voraus, Neu Georgien müsse als ein Stück von Carolina angesehen werden, welches durch unstreitige und von den Spaniern selbst erkannte Rechte, wie er sagt, England zugehöret; und er hält die Forderungen für vermessen, die sie deswegen gemacht hatten, zweifelt auch nicht, daß sie nicht noch vor dem Friedensschlusse deswegen würden gezüchtigt werden. Allein, er würde gemerket haben, daß die Vermessenheit nur in seiner Sprache wäre, wenn er hätte vorher sehen können, daß die Engländer es gar nicht dahin zu bringen vermochten, daß sie sich an den Spaniern gerächet, sondern vielmehr durch neue Widerwärtigkeiten, die ihren Feinden eben so gerecht vorgekommen sind, die Kränkung gehabt haben, ihre Colonie noch vor dem Ende des Krieges zerstöret zu sehen. Man weis nicht, was für Mißhe sie sich gegeben haben, solche wieder herzustellen, und folglich auch nicht, in was für einem Zustande sie heutiges Tages ist.



**KARTE**  
**VON DER HUDSONS**  
**BAY UND STRASSE**  
*Zur allgemeinen Historie der Reisen*  
 Maafsstab von gemeinen französischen See-meilen.  
 Von B. M. Fing. de la Marine 1757.





Q

u

Q  
fe  
to

## Das XIII Capitel.

Fortsetzung der Reisen, der Entdeckungen und Niederlassungen  
der Franzosen in Nord-America.

Alles dasjenige, was uns Herr Prevot im Anfange dieses Capitel's vorleget, ist aus des P. Charlevoix Geschichte von Neuf Frankreich genommen, die wir bereits in dem vierzehnten Bande mitgetheilet haben. Zuletzt aber hat er bey Gelegenheit der Streifigkeiten zwischen den Franzosen und Engländern wegen der Hudsonsby, die man eben daselbst erzählt findet, doch noch einige Nachrichten beygebracht, die man nicht daselbst antrifft, und wir hier unter folgendem Abschnitte zusammen fassen.

## Der I Abschnitt.

## Beschreibung der Hudsonsby und dasiger Wilden.

Geographische Beschreibung derselben. Insel Char- ton. Handel daselbst. Die Franzosen nehmen sie weg. Jeremie wird daselbst Statthalter. Seine Beobachtungen von dem Lande. Lauf des Flusses Bourbon. Fluß St. Therese. Fluß des Salböles. Eigenschaften der Himmelsluft. Fische. Abschilderung der dasigen Wilden. Die Engländer bekommen die Hudsonsby. Gegenwärtiger Zustand derselben. Handel. Auer- bahn. Weißes Rebhuhn. Pelican. Adler mit weißem Schwanze. Bekrönter Uhu. Stachelschwein. Walverene. Einwohner. Ihre Canote. Ihre Kleidung. Ihre Schneebrillen. Ihr Fischer- und Jagdgeräthe. Arzeneymittel. Ihre Religion. Liebe gegen ihre Kinder. Ermordung der Alten. Indianische Quacksalber. Grausame Begebenheiten. Ihre Sprache. Zweier- sonderbare Gebräuche. Marmorinsel. Böse Gewohnheit, die sie von den Engländern anneh- men.

Die engländischen Nachrichten halten sich nur bey der geographischen Beschreibung der Hudsonsby auf, da uns der P. Charlevoix schon eine allgemeine Beschreibung derselben gegeben hat a). Sie setzen die Bay zwischen den ein und funfzigsten und vier und sechzigsten Grad Nordbreite, und geben ihr zehn Grad oder sechshundert englische Meilen Länge. Die Mündung der Straße ist, nach eben den Tagebüchern, in ungefähr sieben und sechzig Grad und sechs Meilen breit. An der Einfahrt selbst findet man eine Insel, Resolution genannt; darauf kommen die Inseln Charles, Salisbury und Nottingham in der Straße und Mansfield an der innern Mündung. Die Länge der Straße ist hundert und zwanzig Seemeilen. An beyden Seiten wird das Land von Wilden bewohnt, die noch wenig bekannt sind. Die mittägliche Küste ist unter dem Namen Terra di Labrador bekannt, und die nördliche unter eben so vielen Namen, als Schiffer von verschiedenen Nationen dahin gefahren, welche sich die Ehre der Entdeckung zu eignen. An der Westseite haben die Engländer ein Fort gebauet, Namens Nelsonshafen oder Port Nelson, und nennen das ganze Land New-South-Wales, Neusüdwallis. Dieses Stück der Bay heißt Buttonsby; und hier, als an dem breitesten Orte mag sie etwa hundert und dreyßig Seemeilen breit seyn. An der Küste von Labrador trifft man viele Inseln

a) Man sehe sie in dem XIV Bande dieser Samml. a. d. 274 S.

**Beschreib.** Inseln an, als die Sleepers und Baker's-dozen. Der Grund der Bay, wodurch man das ganze Stück versteht, welches zwischen dem Cap Henriette Maria in Neufschwedisland und Redonda unter dem Rupertsflusse ist, hat wenigstens achtzig Seemeilen in der Länge. Man findet daselbst auch eine Menge Eylande, denen die ersten englischen Schiffahrer verschiedene Namen von vornehmen Engländern gegeben, als Weston, Thomas Roe, Charlton u. s. w.

der Hudsonsbay.

Insel Charlton.

Das Fort, welches die Engländer an dem Rupertsflusse unter dem Namen Charltonsfort baueten, war mit keiner Pflanzung begleitet, und wird es vermuthlich auch niemals seyn. Sie lebeten anfänglich daselbst in kleinen Hütten, wo sie vornehmlich bedacht waren, sich vor dem Regen und der Kälte zu schützen, mehr aber vor der Kälte, als vor dem Regen. Die genannte Insel Charlton hat in ihrer Lage eine überaus sonderbare Gestalt. Sie ist nicht allein mit einem sehr grünen Moose bedeckt, sondern auch voller Bäume, vornehmlich Birken, Kiefern und Wacholdersträucher; welches eine so freudige Aussicht für diejenigen ist, die nach einer dreymonatlichen Reise in den gefährlichsten Meeren dahin kommen, daß sie auf einmal den Frühling hervor brechen zu sehen meynen. Denn wenn man den einen Tag die Ufer ganz nackend, die Berge mit Schnee bedeckt, und die Natur gleichsam, wie einen erfrorenen todten Körper erblicket, und den folgenden Tag die Charltonsinself, als mit einem grünen Teppichte überzogen, und mit Bäumen bewachsen sieht: so kömmt es einem recht wunderbar vor, und giebt das größte Vergnügen von der Welt. Die Luft, auch am Grunde der Bay, ob sie schon nach ihrer Breite der Sonne näher ist, als London, indem sie nur ein und funfzig Grad liegt, ist neun Monate lang überaus kalt, und die andern drey Monate ungemein heiß, wofern nicht ein Nordwestwind geht. Das Erdreich trägt nicht das geringste Getreide. Um den Rupertsflus herum wachsen einige Früchte, als Johannisbeeren, Erdbeeren und Brombeeren.

Handel daselbst.

Die Handelswaaren, welche man allhier am besten absetzen kann, sind Flinten, Pulver, Schrot, Tuch, Beile, Kessel, Taback u. d. g. welche man mit den Indianern gegen verschiedene Arten von Pelzwerke umsetzet. Man giebt uns ein Verzeichniß, wie diese Güter von der Compagnie im Anfange umgesezt worden. Für eine Flinte zehn gute Viberhäute; für ein halb Pfund Schießpulver eine Viberhaut; eine solche Haut für vier Pfund Schrot; eine für ein Beil; eine für acht große Messer; eine für ein halb Pfund Glasknöpfchen oder Kugelchen; sechs für einen guten Tuchrock; fünf für einen schlechtern; eine für ein Pfund Taback; eine für ein großes Pulverhorn oder für zwey kleine; eine für ein jedes Pfund an einem Kessel; zwey für einen Spiegel und Kamm. Der Verfasser dieser Nachricht läßt daraus urtheilen, wie groß der erste Gewinnst der Compagnie gewesen seyn müsse; und sezet ihn auf dreyhundert von Hundert.

Die Franzosen nehmen sie weg.

Man hat aus dem P. Charlevoix gesehen, wie sich Frankreich dabey aufgeführt, als es die Niederlassung der Engländer daselbst vernommen, und wie es sie daselbst zu vertreiben gesucht habe. Dieses glückete ihm sonderlich im 1686 Jahre unter dem Ritter de Troye, wovon wir die engländische Erzählung der schon mitgetheilten französischen an die Seite stellen müssen <sup>e</sup>), um wenigstens die Namen kennen zu lernen, welche die Engländer damals ihren Besitzungen daselbst gegeben. Sie hatten deren fünf, als den Albanyfluß, Hayesinsel, Rupertsfluß, Port Nelson und Neu-Severn. Ihre Handlung bey einem jeden

<sup>e</sup>) Im XIV Bände a. d. 288 S.

leben war so beträchtlich, daß sie vom Albanyflusse allein jährlich über dreytausend fünf-  
 hundert Biber bekamen. Die Franzosen befürchteten, es dürften die oberländischen In-  
 dianer alle zu der Bay hinunter gezogen werden; daher beschloffen sie denn, die Engländer  
 aus allen ihren Plätzen an derselben zu verjagen. Beschreib.  
der Sud-  
sonsbay.

Den 5ten des Heumonates, saget der Verfasser dieser Nachricht, kam der Ritter de  
 Tropes vor das Fort am Albanyflusse, wo der Statthalter Sergeant damals seinen Sitz  
 hatte. Es hatten ihm schon zween Indianer Nachricht ertheilet, daß die Franzosen die  
 Forte zu Hayes-Enlande und am Rupertsflusse überrumpelt und ihr grob Geschütz von sol-  
 chen Orten mit sich gebracht hätten. Zwo Stunden hernach hörten sie die Engländer ihre  
 Stücke lösen, und wurden einige derselben von ferne gewahr. Worauf sich einige von der  
 Compagnie Knechten erklärten, sie wollten ihr Leben nicht wagen, sie müßten denn ihres  
 Soldes gewiß seyn, und sandten John Parsons und John Garret, zween aus ihrer Anzahl,  
 in aller Namen zu dem Statthalter, demselben ihren Entschluß zu hinterbringen. Herr  
 Sergeant vermochte sie durch gute Worte und einige Kleider und andere nöthige Dinge,  
 womit er sie versah, dahin, daß sie wieder an ihre Pflicht zurück kehreten. Aber in etlichen  
 Tagen fingen sie wieder an, aufrührisch zu werden, und Elias Turner, der Connestabel,  
 nahm das Volk mit einer Furcht ein, daß es unmöglich wäre, daß sich der Ort halten könn-  
 te: mit Beyfügung, daß er sich selbst den Franzosen unterwerfen wollte. Diesemnach  
 gieng er hin zu dem Statthalter und verlangete Urlaub, solches zu thun. Weil er aber be-  
 drohet wurde, daß er erschossen werden sollte, im Falle er sich dessen unterstünde: so wurde  
 er endlich verpflichtet, wieder zu seinem Posten zurück zu kehren. Die Engländer gaben  
 Feuer auf die Franzosen, so oft als sie einen Anfall thun wollten, und nöthigten dieselben,  
 sich wieder unter die Bänke zurück zu ziehen, wo sie das Geschöß vom Fort nicht treffen  
 könnte. Die Franzosen schossen nur mit kleinem Schrote nach den Engländern, wenn sich  
 einer von ihnen auf den Flanquen oder Streichwehren blicken ließ. Wenn sie sich wieder  
 unter die Bänke zurück gezogen hatten: so sucheten sie sich mit aller Gewalt einzugraben,  
 und warfen eine große Schanze von Erde auf, worunter sie so verdeckt lagen, daß ihnen die  
 Engländer keinen Schaden zufügen konnten. Der Statthalter hielt dafür, der Feind  
 wollte nur eine Bank oder Schanze aufwerfen, damit er vor dem Geschüße des Forts sicher  
 seyn möchte. Allein, er wurde bald hernach gewahr, daß sie eine Batterie aufführten. Dar-  
 auf ließ er alsbald das grobe Geschütz des Forts auf sie lösen, welches aber jedennoch nichts  
 bey ihnen ausrichtete. Friederich Johnson, der als Connestabel dienete, weil es der Turner  
 ausgeschlagen hatte, rief dem Herrn Sergeant, das übrige der großen Kugeln in dem Fort  
 nicht vergeblich zu verschießen, weil nicht über eine Runde mehr da wäre, und er muth-  
 maßete, die Franzosen müßten ihre Stücke zu Wasser herbey gebracht haben, und wenn  
 diesem also wäre, so gedächte er, ihre Boote zu senken, welches mehr Dienste gethan haben  
 würde, als wenn er auf ihre Trencheen gefeuert hätte. Allein, die Franzosen hatten einen  
 Weg gefunden, ihr grobes Geschütz durch die Wälder zu bringen, und solches auf ihre Bat-  
 terie gepflanzt, ehe es die Engländer gewahr wurden.

Der Statthalter sandte Francis Cave und John Michem aus, zu sehen, ob sie  
 die Stellung ihrer Feinde bemerken könnten. Da denn die Rundschafter Antwort brachten,  
 daß sie ihre Batterie vollendet, und ihre Stücke schon aufgeführt, welche sie dieselben  
 hätten laden sehen. Dieses benahm dem Volke den Muth dergestalt, daß es sich versammel-  
 te, und den Schluß fassete, die Ansehnlichsten unter ihnen an den Statthalter abzusenden,  
 M m m 2 und

**Beschreib.** und demselben in ihrer aller Namen anzuliegen, das Fort unter den möglichsten Bedin-  
**der Hud-** gungen zu ergeben. Diesemnach kamen Eduard Coles, Philipp Scovell, Hugh Mit-  
**sonsbay.** chel, William Arrington, William Zolder, John Stephens und andere mehr, zu  
dem Herrn Sergeant, und gaben ihm zu erkennen, daß sie ihm nicht länger beystehen woll-  
ten, sintemal es vergeblich wäre, sich einzubilden, als ob sie vermögend wären, es auszu-  
halten, und sageten, wenn einer oder der andere von ihnen einen Arm oder ein Bein ver-  
lihren oder gar bleiben sollte, so zweifelten sie daran, daß die Compagnie für sie, oder für  
ihre Weiber und Kinder, die geringste Sorge tragen würde, dabey sie den Coleburn zum  
Exempel anführten; daher sie ihn ersuchten, ohne viele Weitläufigkeit zu capituliren.

Mitlerweile feuerten die Franzosen auf die Flanquen, und die Engländer verließen,  
ungeachtet des Statthalters Gegenbefehlen, ihre Posten. Er weigerte sich, die Chamade  
schlagen zu lassen, und bedrohte diejenigen, die ihre Schuldigkeit nicht in Acht nehmen  
wollten. Des Feindes Geschütz hatte eine Deffnung in die Flanque gemacht, und die Häu-  
f. c. in dem Fort beschädiget. Worauf der Statthalter, auf das wiederholte und instän-  
dige Bitten der Leute, welche sageten, die Jahreszeit wäre schon so weit vorbey, daß sie  
nicht hoffen könnten, nach Hause zu gelangen, sondern Hungers sterben müßten, wenn  
die Factorey eingenommen würde, in die Capitulation einwilligte; und weil ihn der Herr  
Bridger versicherte, daß sie der Feind zu unterminiren suchete, daß sie gewiß in die Luft  
fliegen würden, so stimmte der Hauptmann Outlaw auch der Capitulation bey, da denn  
die weiße Flagge aufgesteckt wurde. Die Bedingungen der Uebergabe waren folgende:

**Vergleichs-**  
**puncte wegen**  
**der Uebergabe.**

Vergleichspuncte zwischen dem Herrn de Troyes, Commandanten en Chef des Des-  
tachements des Nordwest, für die französische Compagnie zu Canada; und zwischen Hen-  
ry Sergeant, Esquadrans Statthalter für die engländische Compagnie zu Hudsonsbay, den  
16 Julii 1686.

„Zuförderst wird verglichen, das Fort mit allen Gütern, die der Compagnie zuge-  
hören, welche zu Befriedigung aller Parteyen richtig specificirt werden sollen, zu über-  
geben. II. Daß allen Bedienten der Compagnie zu Albannflusse diejenige Kleidung, die  
ihr eigen ist, zu tragen vergönnet seyn soll. III. Daß der vorbesagte Henry Sergeant  
Esq. Statthalter, alles was ihm zugehöret, genießen und besitzen soll, und daß sein Pre-  
diger, seine drey Diener und Mägde beständige Erlaubniß haben sollen, bey ihm zu blei-  
ben, und ihm aufzuwarten. IV. Daß der Chevalier de Troyes alle Bedienten der Com-  
pagnie nach Charlotneyland bringen soll, daselbst englische Schiffe zu ihrer Transportir-  
ung zu erwarten; und wenn keine englische Schiffe anlangen sollten, so soll sie der vor-  
besagte Chevalier de Troyes, mit Schiffen, die das Land aufbringen kann, zu ihrer Be-  
quemlichkeit nach England begleiten. V. Daß der besagte Chevalier de Troyes dem be-  
sagten Henry Sergeant, Esq. Statthalter, oder dem Bewahrer seines Vorrathshauses,  
so viel Proviant überliefern soll, als für bequem und nöthig erachtet wird, sie nach Eng-  
land zu führen, wenn keine Schiffe von dannen ankommen, und ihnen immittelst noch  
dürftigen Unterhalt verschaffen. VI. Daß alle Vorrathshäuser sollen zugeschlossen, und  
die Schlüssel des besagten Chevalier de Troyes Lieutenant eingehändiget werden, damit  
in den besagten Vorrathshäusern nichts entwendet werden möge, bis, dem ersten Ver-  
gleichspuncte gemäß, ein richtiges Verzeichniß davon gemacht worden. Letztes, daß der  
Statthalter, nebst allen Bedienten der Compagnie am Albannflusse, aus dem Fort heraus-  
kommen, und solches dem besagten Chevalier de Troyes überliefern sollen, wobey alle Mann-  
schaft,



Schaft, den Statthalter und seinen Sohn ausgenommen, ohne Waffen, und zwar so fort  
erscheinen sollen,„

Diesemnach wurde das Fort übergeben: allein die Franzosen machten sich kein Ge-  
wissen, diejenigen Vergleichspuncte zu übertreten, durch welche sie etwas gewinnen  
konnten. Denn sie plünderten den Herrn Sergeant rein aus, und sandten ihn mit seiner  
Familie in einer sehr schlechten Barke, und die sehr übel mit Proviant versehen war, hin-  
weg. So sehr hält solche Nation über ihre Ehre! ruft der Verfasser aus.

Dieses verursachete nachher noch mancherley Kriege, da bald die Engländer, bald die  
Franzosen den Meister spieleten, wie man solches am angeführten Orte gesehen hat. Doch  
sahen es, als ob die letztern im Anfange dieses Jahrhunderts ruhige Besizer davon bleiben  
sollten. Denn Jeremie, welcher als Lieutenant und Dolmetscher bis 1707 da geblieben,  
bezeuget, daß unter dreym Befehlshabern, die seit 1698 auf einander gefolget, der franzö-  
sischen Colonie nichts widriges begegnet sey. Er erhielt im gedachten Jahre Erlaubniß,  
wieder nach Frankreich zu gehen. Als er aber zu Roschelle ankam: so wurde er erwählet,  
denjenigen abzulösen, welcher in dem Fort Bourbon Befehlshaber war. Seine Abreise  
wurde bis in das folgende Jahr verschoben, und unter der Zeit warb er sich eine Com-  
pagnie an, damit er eine neue Besatzung mitbrächte. Man muß ihn selbst von einigen  
Jahren anhören, wovon man keine andere Nachrichten hat, als seine. Er reisete im  
1708ten Jahre von Roschelle ab.

„Als wir an der Mündung der Hudsonsstraße waren,  
saget er: so waren uns die Winde so lange Zeit entgegen, daß sie uns nöthigten, zu Plai-  
sance in Neuland anzulegen. Wir hohleten Lebensmittel aus Canada. Das Jahr dar-  
nach, da wir in dem Fort Bourbon ankamen, fand ich den Statthalter und die Besa-  
tzung in der äußersten Verlegenheit. Es fehlte ihnen an Kriegesbedürfnissen und Lebens-  
mitteln. Weil wir sehr spät angekommen waren, und das Schiff zwischen dem Eise  
vielen Schaden gelitten: so mußte man noch einen Winter aushalten, welches ein ansehn-  
licher Schade für die Gesellschaft war, die auf einmal ein starkes Schiffsvolk und zwei  
Besatzungen zu unterhalten hatte. Den Winter über bekam der Statthalter, den  
ich ablösen sollte, eine Engbrüstigkeit, woran er starb. Sein Tod überließ mir alle  
Gewalt,„

Die Einsichten, welche sich Jeremie in den sechs Jahren, die er da war, entweder  
durch seine Augen oder aus getreuen Erzählungen verschaffet hat, dürfen aus diesem Ab-  
schnitte nicht weggelassen werden. Obgleich das Fort an dem St. Theresenflusse gebauet  
ist: so sieht man dennoch alle Wilden, welche Handels wegen herkommen, den Bourbons-  
fluß herabfahren. Dieser Fluß, welcher sein Wasser majestätisch fortwälzet, kömmt durch  
einen so langen Lauf herunter, daß er durch viele Seen geht, wovon der nächste am Meere,  
welches hundert und funfzig Seemeilen davon entfernt ist, hundert solche Meilen im Um-  
fange hat. Die Indianer nennen ihn Tatusquoyau Secahigan, das ist der Star-  
ken See. Ein Fluß, Namens Quisiquatschium, ergießt sich an der Nordseite da-  
hinein. Er nimmt seinen Ursprung aus einem andern See, welchen man über dreihundert  
Meilen von dem erstern sehet, und Michinipi, oder groß Wasser nennet, weil er in der  
That der größte und tiefste von allen Seen in diesem Lande ist. Man giebt ihm über sie-  
benhundert Seemeilen im Umfange. Er nimmt viele Flüsse ein, wovon einige mit dem  
dänischen Flusse Gemeinschaft haben, und die andern in dem Lande der Hundeplocoter  
sind. Rund um diesen See herum, und längst an allen diesen Flüssen findet man eine

Beschreib.  
der Hud-  
sonsbay.

Jeremie wird  
daselbst Statt-  
halter.

Seine Beob-  
achtungen von  
dem Lande.

Lauf des Flus-  
ses Bourbon.

Beschreib.  
der Hud-  
sonsbay. Menge Wilde, wovon sich einige Leute des großen Wassers, und andere Affinibue-  
len nennen. Die meisten sind von leutseliger Gemüthsart, da hingegen die Esquimaux,  
die eigentlichen Bewohner der Hudsonsbay, wild und rauh sind. An dem Ende der See  
nimmt der Bourbon seinen Lauf wieder, welcher aus einem andern See, Namens Anis-  
quawigaonu, das ist Vereinigung zweyer Meere, weil sich gegen seine Mitte das Land sehr  
nähert, heraus kömmt. Die Ostseite dieses Sees, welcher sich zwischen Nord und Süd verlän-  
gert, ist ein waldiges Land, wo man viele Biber und Elendthiere (Orignaux) findet. Dasselbst  
fängt das Land der Cristinaux an, und die Himmelsluft ist dasselbst viel gemäßigter, als  
in dem Fort Bourbon. Die westliche Seite hat sehr schöne Wiesen, woselbst eine Menge  
Vieh weidet. Alle die Länder sind von Affinibuclen bewohnet. Man giebt dem See unge-  
fähr vierhundert Seemeilen im Umfange; und er ist von dem ersten auf zweyhundert See-  
meilen entfernt.

Hundert Meilen weiter gegen Westsüdwest, und stets, wenn man eben den Fluß hin-  
auf geht, trifft man einen andern See an, Wenipigozubi oder das kleine Meer genannt.  
Das Land dasselbst ist dem vorigen ähnlich, und seine Einwohner sind Affinibuclen, Cri-  
stinaux und Springer. Man giebt diesem See ungefähr hundert Meilen im Umfange.  
Ein Fluß, der an seinem Ende heraus geht, ergießt sich in einen nicht so großen See, Na-  
mens Tacoamirwen, in welchen sich auch der Hirschfluß ergießt, dessen Quelle noch un-  
bekannt ist, durch welchen man aber in einen andern kommen kann, der gegen Westen  
geht, da sich die genannten insgesammt, entweder in die Hudsonsban oder in den St.  
Laurenzfluß ergießen. „Ich habe es bey meinem Aufenthalte in dem Fort Bourbon ver-  
suchet, fährt Jeremie fort, Indianer nach dieser Seite zu schicken, um zu entdecken, ob  
sich dieser Fluß nicht in das Meer ergösse: sie haben aber wilde Völkerschaften gefunden,  
die ihnen den Weg versperret. Ich habe Gefangene von diesen Völkerschaften gefragt,  
die mir meine Indianer gebracht haben. Diese Gefangenen haben mir gesaget, sie wä-  
ren unaufhörlich mit einer andern Völkerschaft im Kriege, die noch weiter gegen Westen  
wohnete, als sie, und härtige Leute zu Nachbarn hätte, welche in Häusern von Steine  
wohneten, anders gekleidet giengen, als sie, und deren Kessel weiß wären. Ich wies  
ihnen eine silberne Schale: sie sageten, sie fänden daran eine Aehnlichkeit mit solchen;  
und diese Leute baueten das Feld mit Werkzeugen von eben dem Metalle. Die Abbildung  
von dem Korne, welches sie säeten, ließ mich den Maij erkennen, f).

An dem südwestlichen Ende des Tacamirwensees findet man einen Fluß, der sich in  
einen andern See ergießt, der Hundeseer genannt, welcher von dem obern See nicht weit  
entfernet ist, wo die reisenden Franzosen täglich durch den Montreaufluß hinkommen.

Fluß St. The-  
rese.

Was den St. Theresenfluß betrifft, so ist er an der Mündung, wo das Fort Bour-  
bon liegt, nur eine halbe Seemeile breit. Im Jahre 1700 ließ man zwo Seemeilen weit  
von diesem Fort ein anderes bauen, welches Phelipeaux heißt, nebst einem großen Ma-  
gazine, um die Kaufmannsgüter dahin zu bringen, im Falle man angegriffen würde,  
welches so oft geschehen wäre. Dasselbst fängt dieser Fluß an, sich durch eine große Menge  
Inseln, wovon er unterbrochen wird, zu theilen. Zwanzig Seemeilen von dem Forte thei-  
let

f) Der Reisende setzet hinzu, als ihn der In-  
tendant zu Quebec, Begon, gefragt, wie er doch  
die Entdeckung dieser Länder durch Canada am be-  
sten unternehmen könnte: so habe er ihm geant-  
wortet, es würde weit leichter durch die oberwähn-  
ten Wege seyn; dieser Weg wäre der kürzeste; das  
Land

er sich in zween Arme; und derjenige, welcher von Norden kömmt, und von den Wild- Beschreib.  
den Apitsibi oder Feuerschlagsfluß (Bate feu) genannt wird, hat mit dem Bourbon Ge- der Süd-  
meinschaft. Dadurch kommen die meisten Wilden zum Handeln mittelst einer Ueber- sonsbay.  
trage (portage) von dem Waldsee bis zu diesem Flusse. Zwanzig Meilen über dieser er-  
sten Gabel findet man eine andere, welche von Süden kömmt, und bey den Wilden Ma-  
tarwang oder die große Gabel heißt. Sie hat mit einem Flusse Gemeinschaft, welchen  
die Franzosen den Salböfluß (Saintes Huiles) genannt haben. Der Arm, welcher von  
Westen kömmt, heißt noch ferner St. Therese: er geht aber nicht weit, sondern zertheilet  
sich in viele kleine Bäche, wovon er seinen Ursprung zu nehmen scheint, und an welchen  
sich eine Menge Viber, Luchse und Marder finden.

Zwischen dem Fort Bourbon und dem Fort Phelipeaur fließt ein kleiner Fluß, wel-  
cher der Verirrte (l'Egarée) heißt, auf welchem man einiges Brennholz bekömmt, wel-  
ches um die beyden Forts herum sehr selten ist. Weiter unten und sehr nahe am Meere  
findet man einen andern, welcher Gargoussi heißt, wo die Fluth eine Menge Meerschwei-  
ne hinbringt. Jeremie glaubet, wenn man daselbst eine Fischerey anlegete, so würde man  
jährlich über sechshundert Tonnen Thran davon bekommen können.

Der Salböfluß ist von dem Forte Bourbon ungefähr hundert Seemeilen weit gegen Salböfluß.  
Süden entfernt, und geht nach dem Grunde der Bay zu. Die Engländer hatten daselbst  
einen Sitz, den sie selbst zerstörten, nachdem sie die Hoffnung verloren hatten, ihn zu er-  
halten. Im 1702ten Jahre erhielt Flamanville, welcher damals Befehlshaber in dem  
Fort Bourbon war, Befehl, diesen Posten zu besetzen. Die Schanze aber, welche er  
daselbst anlegete, bestund nur zwey Jahre; weil die Quebecker Compagnie der Unkosten  
überdrüssig wurde. Ueberdieses ist der Fluß, ob es gleich daselbst viele Viber giebt, und  
das Holz nicht so selten ist, als bey dem Forte Bourbon, doch so flach, daß er keine Schif-  
fe über funfzig oder sechzig Tonnen trägt.

Der Umsatz ist in dem Forte Bourbon vortheilhaft mit den Wilden, wenn sie daselbst Eigenschaften  
die Waaren finden, die sie gern haben mögen. Die Lage desselben ist im sieben und funfzigsten der Himmels-  
Grad Nordbreite. Der Winter ist allda überaus kalt. Er fängt um Michaelis an, luft.  
und endiget sich vor dem Maye nicht. Im Christmonate geht die Sonne daselbst um drey  
Wierthel auf drey unter, und um neun Uhr auf. In den schönen Tagen der Kälte, wo Zug der Vögel.  
die Luft ein wenig gemäßiget ist, erstaunet man über die Menge Rebhühner und Hasen,  
die sich allda versammeln. Jeremie hatte die Neugier, einmal zu zählen, wie viel doch die  
Jäger in einem Winter in das Fort brächten. Unter achtzig Menschen fand sich im Früh-  
jahre, daß man daselbst neunzigtausend Rebhühner und fünf und zwanzigtausend Hasen  
gegessen hatte. Zu Ende des Aprils kommen die Gänse, die Trappen und die Enten  
daselbst eben so überflüssig an, und sind nicht schwerer zu tödten. Diese Vögel bringen  
zweyen Monate in dem Lande zu; dann ziehen sie weiter. Man giebt den Wilden ein  
Pfund Pulver und vier Pfund Blei für zwanzig Gänse oder zwanzig Trappen, die sie in Zug der Cari-  
das Fort bringen müssen. Die Caribour ziehen zweymal des Jahres; und ihr erster Zug bour.  
ist im März und April. Diese Thiere kommen aus Norden, und gehen gen Süden, und  
es

Land wäre schöner; es fehlte da nicht an Wild- schiedene Arten von Früchten, als Pflaumen, Kerpel,  
werke; und es wüchsen daselbst von Natur ver- Trauben, und viele andere.

**Beschreib.** es sind deren eine so große Anzahl, daß sie über sechzig Meilen längst den Flüssen einnehm-  
**der Hud-** men. Jeremie scheuet sich auch nicht, zu versichern, daß die Wege, die sie in dem Schnee  
**sonsbay.** machen, mehr betreten werden, als die Straßen zu Paris. Die Wilden machen alsdann  
 Schlagbäume oder Verzäunungen von auf einander gehürmten Bäumen. Hin und  
 wieder lassen sie Deffnungen, wo sie Fallen stellen, und die Menge Caribour, die sie  
 fangen, ist unglaublich. Der zweyte Zug oder die Rückkehr geschieht im Heumonate und  
 August.

**Fische.**

Die Fischey ist im Sommer ein anderes Hülfsmittel für die Europäer in der Hud-  
 sonsbay. Sie ermangeln nicht, Netze zu stellen, die sie niemals herauf ziehen, ohne darin-  
 nen verschiedene Arten von vortreflichen Fischen zu finden, als Hechten, Forellen, Karpen  
 und vornehmlich einen weißen Fisch, bennase in der Gestalt eines Häringes, dergleichen  
 man, nach Jeremies Meynung, in der ganzen Welt nicht mehr hat. Man versteht sich  
 damit reichlich auf den Winter, und die einzige Art und Weise, ihn zu erhalten, ist, daß  
 man ihn in den Schnee leget. Er gefriert daselbst, und verdirbt nicht bis der Sommer  
 wieder kömmt. Das Fleisch selbst und alle die gedachten Arten von Wildpräte erhalten sich  
 nicht anders. Also fehlet unter einer sehr schlechten Himmelsluft, schließt eben der Reisens-  
 de, nichts zum Unterhalte des Lebens, wenn man aus Europa nur Brodt und Wein be-  
 kömmt. Obgleich der Sommer daselbst sehr kurz ist: so machet man sich dennoch kleine  
 Gärten, welche gute Sallate, grünen Kohl und andere Kräuter hervorbringen, die man  
 auf den Winter einzusalzen bedacht ist.

**Abshilderung**  
**der dastigen**  
**Wilden.**

Da die Wilden den Gebrauch der Pfeile verloren, seitdem ihnen die Europäer Feuer-  
 gewehr bringen: so haben sie im Winter nichts anders zu leben, als das Wildprät, was  
 sie sich mit der Flinte schießen. Sie haben es niemals versuchet, ein Land zu bauen, des-  
 sen Unfruchtbarkeit sie kennen. Da sie beständig mitten in dem Schnee herumsehweifen:  
 so bringen sie nicht acht Tage an einem Orte zu. Jeremie versichert, wenn ihnen der  
 Hunger scharf zusetzet, so tödteten die Aelteren ihre Kinder und äßen sie, und wer hernach  
 von ihnen am stärksten wäre, verzehrete auch den andern. Er sezet hinzu, die Beyspiele  
 davon wären nicht selten. „Ich habe einen gekannt, saget er, welcher seine Frau und sechs  
 „Kinder aufgefressen, die er von ihr gehabt hatte. Er gestund, daß ihm nur erst bey dem  
 „letzten das Herz weich geworden; er habe ihm diesen Rang gegeben, weil er es am lieb-  
 „sten gehabt hätte; als er ihm den Kopf aufgemacht, das Gehirn daraus zu essen, so hätte  
 „er sich gerühret gefühlet, und er hätte nicht die Kraft gehabt, ihm die Beine zu zerbre-  
 „chen, um das Mark heraus zu saugen.“ Diese Erzählung könnte einem auf das Zeug-  
 niß eines einzigen Reisenden nicht sehr wahrscheinlich vorkommen: sie wird aber durch die  
 engländischen Nachrichten von eben dem Lande bestätigt. Man liest daselbst, wie in des  
 französischen Befehlshabers seiner, diese Indianer lebten ungeachtet ihres Elendes sehr  
 lange. Wenn sie das Alter außer Stand sezet, zu arbeiten, so stellen sie einen Schmans  
 an, wozu sie ihre ganze Familie einladen. Nach einer langen Rede, worinnen sie die  
 Einigkeit anpreisen, überreichen sie demjenigen von ihren Kindern, welches sie am liebsten  
 haben, einen Strick, den sie sich selbst um den Hals fest machen, und bitten es, sie zu er-  
 droffeln, damit sie von einem Leben befreuet würden, welches ihnen und andern zur Mar-  
 ter ist. Jedermann lobet ihren Entschluß; und der Sohn eilet, ihnen zu gehorchen.  
 Man wird Gelegenheit haben, in einem andern Abschnitte ihre Gebräuche beyzu-  
 bringen.

**Sie essen ihre**  
**Kinder.**

Jeremie

Jeremie hatte das Misvergnügen, daß ihm zwey Jahre vor seiner Zurückberufung einige seiner Leute von diesen Indianern ermordet wurden, wovon man die Erzählung schon anderwärts gelesen hat <sup>g</sup>). Im 1714ten Jahre erhielt er Befehl, den Engländern das Fort Bourbon und alles, was Frankreich bisher in der Hudsonsbay besessen hatte, zu übergeben. Dieses geschah vermöge des XII Artikels des Utrechter Friedens; und Jeremie meynet, es sey solches ein großes Opfer gewesen, welches Ludwig der XIV dem Frieden gebracht habe. Er versichert, es könnte mit etwas wenigem Aufwande die Hudsonsbay der beste Posten des französischen America werden; und das einzige Fort Bourbon, welches mit Kaufmannswaaren wohl unterhalten wurde, brachte damals einen reinen Gewinnst von mehr als hundert tausend Livres.

Beschreib.  
der Hud-  
sons-  
bay.

Die Engländer bekommen die Hudsons-  
bay.

Wir vernehmen von einem berühmten Engländer in dem Berichte von seiner Reise nach der Hudsonsbay in den Jahren 1746 und 1747 <sup>h</sup>), daß das Fort Bourbon seinen alten Namen Fort York wiederum angenommen, und daß die Engländer in der Bay noch drey andere Posten haben, welche heutiges Tages die Namen Churchill, St. Alban und Moosfluß führen. Die Abschilderung, welche er von diesen Niederlassungen machet, und die Anmerkungen, welche er wegen der Handlung seiner Nation beyfüget, gehören mit zu diesem Abschnitte.

Gegenwärtiger Zustand derselben.

Das Fort York, saget er, liegt an dem südlichen Arme des Flusses des Nelsonshafens, welchen die Engländer den Saiesfluß nennen, fünf Seemeilen von dem Orte, wo er sich in das Meer stürzet, in sieben und funfzig Grad zwanzig Minuten Breite, und drey und neunzig Grad acht und funfzig Minuten Länge von London; welche Lage ich selbst durch sehr genaue Wahrnehmungen bey der Mondfinsterniß den 14ten des Hornungs 1747 bestimme. Dieses Fort, aufrichtig zu reden, ist nur ein viereckichtes Gebäude mit vier kleinen Basteyen flankiret, welche heutiges Tages bedeckt sind, und zu Wohnungen oder Magazinen dienen. Eine jede Curtine hat drey kleine Canonen, und alles ist mit Palissaden versehen. Eine Batterie von ziemlich großen Canonen, welche den Fluß vertheidiget, wird selbst durch eine kleine Brustwehr von Erde vertheidiget. In den Kriegeszeiten, wenn alle Einwohner zusammen seyn müssen, ist ihre Anzahl ungefähr drey und dreyßig; woraus man schließen kann, daß dieses Fort, so fürchterlich es auch den Wilden vorkommen könne, ganz und gar nicht im Stande seyn würde, sich zu vertheidigen, wenn es von den mindesten Truppen aus Europa angegriffen würde.

Ungefähr sieben Seemeilen davon sieht man eine mit Steinen bedeckete Gegend, worunter viele vollkommen runde Feuersteine sind, beynah von der Größe einer sechspfündigen Canonenkugel. Die Engländer des Landes sind so einfältig, und glauben, die Gestalt dieser Steine sey ein Werk der Franzosen, welche sie in ihren Canonen gebrauchen, als sie sich des Fortes bemächtigten. Ellis erkennet daran nur ein Werk der Natur, und sieht sie als einen gewissen Beweis an, daß dieses Land voller Erze sey, auch die kostbarsten nicht ausgenommen. Die Feuersteine, saget er, enthalten stets ein wenig Gold und sind oftmals sehr reich an Silber: es ist aber sehr selten, daß man Bley oder Zinn darinnen findet.

Die

<sup>g</sup>) Im XIV Bande dieser Samml. a. d. 581 S.

<sup>h</sup>) Sie ist in das Französische übersetzt und in zwey Duodezbanden, im 1749sten Jahre zu Paris heraus gekommen.



Beschreib.  
der Hud-  
sonsbay.  
Ihr Handel.

Die Niederlassung des Fortes York wird mit Recht für die wichtigste von der englischen Compagnie gehalten, welche den Namen der Hudsonsbay-Compagnie führet. Sie ist der Mittelpunct ihrer Handlung. Man zieht daraus jährlich zwischen vierzig bis funfzigtausend Stück Felle; und nach allen Zeugnissen würde es leicht seyn, mit einem klein wenig Fleiße noch fünfmal mehr daraus zu bekommen. Sie schrecket aber selbst, durch eine unbegreifliche Staatskunst, die dem Besten der Nation so schädlich ist, ihre Comptore ab, so daß sie auch alles anwendet, zu verhindern, daß sie ihre Handlung nicht weiter ausbreiten. Der Verfasser sehet hinzu, sie machen nicht die geringste Bewegung, den Fortgang der Franzosen in Canada aufzuhalten, welche täglich, saget er, von ihren Vortheilen etwas abknippen, indem sie Wohnplätze an ihren Flüssen anlegen, vermittelst welcher sie die besten Pelzwerke, als Marder, Zobel und Fischotter, auffangen; „die besten, weil sie die leichtesten, und folglich am bequemsten fortzubringen sind; denn da die Dertter, wo solche gekauft werden, von ihrer Behausung sehr weit entfernt sind, so würden sie ihre Rechnung nicht dabey finden, wenn sie sich mit dem ordentlichen und schweren Pelzwerke beladen wollten. Ueber dieses haben sie in dieser Betrachtung noch einen beträchtlichen Vortheil; nämlich, daß die Indianer stets mehr Neigung haben, mit ihnen zu handeln, als mit den Engländern.

Ellis glaubet, die Ursache dieses Vorzuges in dem Preise der Waaren zu finden, welche die Franzosen allezeit besser bezahlen, als die Engländer; welches ihm aus dem Handlungstarife der englischen Compagnie augenscheinlich zu seyn dünket, welcher gemeinlich alle Pelzwaaren nach Bibern rechnet. „Zwo Fischottern zum Exempel oder drey Marder sind so viel als ein Biber; da doch kein Biber so viel werth ist, als ein einziges Stück von diesem feinen Pelzwerke. Daher kömmt es, daß die Indianer die englischen Waaren drey mal theurer kaufen, als die französischen; nicht als ob es ihnen an Bibern fehle, solche bey ihrem Umsetzen zu brauchen; sondern diese Häute sind so schwer, und machen ihnen so viel Mühe, sie fortzubringen, daß sie genöthiget sind, den Engländern nur die leichtesten zuzuführen, und folglich diejenigen, die am meisten gesucht werden, welches ihnen denn eine sehr harte Bedingung machet. Es ist auch gewiß, daß, wenn die Franzosen so nahe an den nordlichen Niederlassungen der Engländer wären, als sie an ihren südlichen Colonien sind, die Handlung der englischen Compagnie noch weniger beträchtlich seyn würde, weil sie an dem Moose und St. Albanyflusse schon den Verdruß hat, daß sie nichts anders, als ihren Ausschuß, kaufen kann...

Indessen ist der Verfasser doch überzeuget, daß es den Engländern leicht seyn würde, diesen Unbequemlichkeiten abzuhelfen. Sie dürften nur, saget er, höflicher und ehrlicher mit den Indianern umgehen. Da es auf der einen Seite gewiß ist, daß der Nutzen der einzige Bewegungsgrund ist, welcher sie an die Franzosen verknüpfet: so ist es auf der andern Seite sicher, daß die Engländer ihre Waaren um eben den Preis, oder vielleicht noch wohlfeiler geben können, als ihre Nebenbuhler; welches wirklich geschehen würde, wenn dieser Handel nicht in ein Monopolium bey ihrer Nation ausgeschlagen wäre.

Eine andere Grundregel der englischen Compagnie, welche der Verfasser eben so verdammet, ist, „daß sie gemeinlich die geringsten und dümlichsten von ihren Dienern zu Factoren wählen. Ist es nicht augenscheinlich, daß Beamte von solcher Art am wenigsten geschickt sind, eine Handlung zu unterstützen? Wenn sie etwas fein und verschlagen sind; so begnügen sie sich bloß, die Indianer zu betrügen, den Daumen, 3. E. in „das

Beschreib.  
der Hud-  
sonsbay.

Das Maas zu stecken, wenn sie ihnen Schießpulver verkaufen, etwas Wasser unter den Aquavit zu mischen, den sie ihnen geben; kurz, ohne Bedenken und Gewissen, die Betrügeren bis auf das alleräußerste zu treiben. Ueber dieses machen sie keine Schwierigkeit, über den von der Compagnie gesetzten Preis zu verkaufen. Durch diese Kunstgriffe nebst denen Geschenken, die sie von den Wilden erpressen, gewinnen sie dasjenige, was sie den Ueberschuß nennen, und welches wenigstens auf ein Drittheil der Handlung steigt. Muß es einem also erstaunlich vorkommen, daß die jährliche Ausfuhr der Compagniewaaren sich ordentlicher Weise nicht über drey bis viertausend Pfund Sterling am Werthe beläuft; und daß in einer Zeit von ungefähr vierzig Jahren die ganze Summe nicht über sechzigtausend betragen hat? Indessen wird doch ein Gegenstand, der von so weniger Wichtigkeit für das gemeine Beste zu seyn scheint, durch die kleine Anzahl von Personen, die damit zu thun haben, und vornehmlich durch den unermesslichen Gewinnst, den sie daraus ziehen, beträchtlich. Man weis aber, daß eine gewisse Art der Handlung so kann geführt werden, daß sie zwar einigen Privatpersonen zum Vortheile gereicht, jedoch einer ganzen Nation höchst nachtheilig ist.

Die Betrübniß des Reisenden vermehret sich, wenn er die Vortheile der englischen Niederlassungen wegen ihrer Lage, wegen der zahlreichen Völkerschaften, die sie umringen, wegen der ungeheuren Menge Pelzwerke, welche diese Indianer verschaffen können, und wegen der Achtung, worinnen die englischen Waaren bey ihnen sind, in Betrachtung zieht. Er beneidet die Handlung der Franzosen mit eben den Völkerschaften, welche unermesslich ist, saget er, obgleich ihre Niederlassungen nichts haben, das so günstig ist, sondern vielmehr einer Menge Unbequemlichkeiten unterworfen sind. Er zeigt, wie leicht es seyn würde, denen Misbräuchen abzuhelfen, welche seinem Vaterlande einen überaus großen Schaden bringen. „Die ganze Mühe besteht darinnen, daß man weiter hin in dem Innern des Landes neue Niederlassungen errichte, daß man den Indianern dienliche Aufmunterungen gebe, und vornehmlich mehr Gerechtigkeit und Redlichkeit in dem Handel beobachte. Alsdann würde man zehnmal mehr Waaren aus England vertzhen; und die Engländer würden bald die Oberhand an denen Orten erhalten, wo die Franzosen sie ausgestochen haben.“ Es hat sehr das Ansehen, daß diese Vorstellungen die englische Nation erhitzt haben, und daß sie vielen Antheil an denen Unternehmungen haben, welche so den Frieden von Europa stören lassen.

Die drey Forte, welche man nebst York genannt hat, verdienen keine Beschreibung. Sie enthalten ungefähr siebenzig Einwohner, welche nebst denen in dem Fort York nicht über hundert Engländer in der ganzen Hudsonsbay ausmachen.

Wenn Ellis von den Zugvögeln redet: so beschreibt er auch einige, welche das Land nicht verlassen. Der Auerhahn, braun und sprenglicht, ist das ganze Jahr über in den benachbarten Ländern der Bay häufig anzutreffen. Er ist etwas stärker, als ein engländisches Rebhuhn, mit einem etwas länglichten Körper, und einem nach Verhältniß längern Schwanz. Der Schnabel ist schwarz und mit braunen Federn bedeckt; das Fell über dem Auge ist roth, oben der Kopf, der Hals und der ganze Leib schwärzlich braun mit dunkel Orange und Aschfarbe untermengt; der Schwanz schwärzlich braun; der Hals unter dem Schnabel gelblich weiß, weiter hinunter und die Brust dunkel Orangefarben mit schwarzen Flecken, wie halbe Monde; oben der Leib ist weiß, und wie Sahne schattiret und mit schwarzen halben Monden gefleckt, die Pfoten von den Gelenken bis auf die

Auerhahn.

Beschreib.  
der Hud-  
sonsbay.

Weißes Reb-  
huhn.

Pelican.

Adler mit weißem Schwanz.  
je.

Gekrönte Uhu.

Große weiße Uhu.

Stachel-  
schwein.

Füße sind mit einer Art von braunen schwarzgemischten Pflaumfedern bedeckt; und die Füße sind braunröthlich. Die drey Vorderzehen haben ziemlich lange schwarze und zackichte Krallen, da der Hinterzehe ihre ganz gleich ist. Es ist merkwürdig, daß diese Vögel hier die Ebenen und die sehr niedrigen Länder bewohnen, da doch unter einem andern Himmel eben diese Art sich nur in sehr erhabenen Ländern, und so gar auf den Spitzen der Berge findet.

Das weiße Rebhuhn ist von einer mittlern Größe zwischen dem gemeinen Rebhuhn und dem Fasane. Seine Gestalt würde wenig von der unserigen ihrer unterschieden seyn, wenn es nicht einen längern Schwanz hätte. Diese Vögel sind erdentlich Weise im Sommer braun, und werden im Winter auf einmal weiß, außer den äußersten Schwanzfedern, welche schwarz und weiß gesprengt sind. Bey der strengen Kälte bringen sie alle Nächte im Schnee zu, welchen sie des Morgens abschütteln, indem sie sich gerade in die Luft heben. Den Tag über wärmen sie sich an der Sonne, und sie suchen nur des Morgens und Abends ihre Nahrung. Ein engländischer Naturkundiger, Edwards, behauptet, dieser Vogel sey eigentlich kein Rebhuhn, und hält ihn für den Auerhahn, im Englischen Heath Game, welcher in America und auch in Europa, auf den Gebirgen in Wälschland, der Schweiz und Spanien ziemlich gemein, nirgend aber in so großem Ueberflusse ist, als in der Hudsonsbay.

Der Pelican ist daselbst nicht seltener, und gleicht dem africanischen: er ist aber nicht so groß, und die Tasche an seinem Schnabel nicht so breit.

Der Adler mit dem weißen Schwanz ist einer von den merkwürdigsten Vögeln der Bay. Er ist bennähe so groß, wie ein calcutischer Hahn. Seine Krone ist platt. Er hat einen überaus kurzen Hals, eine breite Brust, starke Schenkel, sehr lange und nach Verhältniß des Körpers sehr breite Flügel, die nach hinten schwärzlich, und an den Seiten viel heller sind. Die Brust ist weiß gefleckt, die Federn des Flügels sind schwarz, der Schwanz scheint, wenn er geschlossen ist, oben so wohl, als unten, sehr weiß zu seyn, die Spitze ausgenommen, welche schwarz oder braun ist. Die Schenkel sind mit braunen schwärzlichen Federn bedeckt, unter welchen sich an einigen Orten weiße Pflaumfedern befinden. Die Beine sind bis auf die Füße mit braunen etwas röthlichen Pflaumfedern bedeckt; ein jeder Fuß hat vier große und starke Zehen, drey vorwärts, und den vierten hinterwärts, die mit gelben Schuppen bedeckt, und mit überaus starken und spizigen Krallen mit einem schönen glänzenden Schwarz versehen sind.

Der gekrönte Uhu, ein sonderbarer und in der Bay sehr gemeiner Vogel, hat einen fast eben so großen Kopf, als eine Kage. Er hat Federn, die sich wie Hörner gerade über dem Schnabel erheben, wo sie mit Weiß gemischt sind, und nach und nach braunroth schwarz gefleckt werden. Man sieht auch an eben den Orten große weiße Uhu, von einer so blendenden Weiße, daß man sie kaum auf dem Schnee unterscheiden kann. Sie sind daselbst das ganze Jahr über häufig. Oftmals fliegen sie am hellen Tage, und jagen die weißen Rebhühner.

Das Stachelschwein in der Hudsonsbay ist dem Wiber an Gestalt und Größe sehr ähnlich. Sein Kopf, welcher von des Kaninichen seinem wenig unterschieden ist, hat eine platte und ganz mit kurzem Haare bedeckte Nase. Seine Vorderzähne, zween oben und zween unten, sind gelb und sehr stark. Es hat so kurze Ohren, daß sie kaum zwischen den Haaren seiner Haut hervorkucken. Die Pforten sind auch sehr kurz: die Nägel aber, deren man viere an den Vorderpfoten, und fünf an den Hinterpfoten zählt, sind sehr lang, einwärts hoch,

hohl, und am Ende spitzig. Der ganze Leib ist mit einem sehr weichen ungefähr vier Zoll langen Haare bedeckt, zwischen welchem sich oben am Kopfe, am Leibe, und am Schwanz eine Art von starren, und stachelichten Röhren von weißer Farbe, mit schwarzen, Spizen befindet, die man nicht leicht aus der Haut herauszieht, wenn man damit gestochen wird. Dieses Thier machet ordentlicher Weise sein Nest unter den Wurzeln der größten Bäume, wo es viel schläft. Es nährt sich vornehmlich von ihrer Rinde. Im Winter frisst es Schnee, und im Sommer sauft es Wasser, allein, ohne die Füße hinein zu setzen. Die Indianer essen sein Fleisch, und finden es eben so angenehm, als gesund.

Beschreib.  
der Hud-  
sonsbay.

Ein noch sonderbarer Thier ist der Volverene, von den Engländern Quick-Hatch genannt. Es ist von der Größe eines großen Wolfes. Seine Schnauze ist bis unter die Augen schwarz; der Kopf oben weißlich, die Augen schwarz, die Kehle und der Hals unten schwarz gefleckt, die Ohren klein, und rund, der ganze Leib röthlich braun, an den Schulterseiten dunkel, und auf dem Rücken und an den Seiten heller; alles Haar am Leibe ziemlich lang, und nicht sehr dick; die Pforten mit einem kleinen schwarzen Haare bis auf das erste Gelenk bedeckt; die Schenkel braun, die Nägel von einer lichten Farbe, endlich der Schwanz braun bis gegen die Spitze, welche dicker, so gar buschicht und schwarz ist. Der Volverene trägt den Kopf sehr niedrig, wenn er geht, und sein Rücken scheint beständig gewölbet zu seyn. Wenn er angegriffen wird: so vertheidiget er sich mit so vieler Hartnäckigkeit, als Lebhaftigkeit. Man schreibt ihm die Geschicklichkeit zu, daß er alle Arten von Ballen und Netzen, die man ihm stellet, in tausend Stücke zerbreche oder zerreiße.

Volverene  
oder Quick-  
Hatch.

Da dieser Abschnitt bloß die Hudsonsbay angeht, und von den Reisen gegen Norden nur bey Gelegenheit derer Niederlassungen abgerissen worden, deren Geschichte man mitgetheilet hat: so wiederholten wir, daß alles dasjenige, was diese Bay mit den andern Theilen dieser Gegenden gemein hat, in den allgemeinen Abschnitt verwiesen wird. Was wir also noch aus des Herrn Ellis Berichte beyzubringen haben, betrifft nur die Indianer des Landes. Da er dasjenige bestätigt, was wir schon nach des Jeremie und anderer Reisebeschreiber Zeugnisse angeführt haben: so setzt er noch viele Beobachtungen hinzu, die demjenigen gemäß sind, was ihm besonders aufgetragen worden, nämlich die Beschaffenheit des Landes und die Gemüthsart derjenigen zu erkennen, die solches bewohnen.

Einwohner  
an der Hud-  
sonsbay.

Die Bewohner der Hudsonsbay, welche die Engländer Nodwais, und die Franzosen Esquimaux nennen, sind von einer mittelmäßigen Statur, gemeintlich handfest, ganz wohl bey Leibe und schwarzbraun. Sie haben einen breiten Kopf, ein rundes und flaches Gesicht, kleine schwarze und funkelnde Augen, eine flache Nase, dicke Lippen, schwarze und lange Haare, breite Schultern, und überaus kleine Füße. Sie sind munter und lustig: aber fein, listig und betrügerisch. Die Schmeicheley kostet ihnen nichts. Es ist leicht, sie zu erzürnen; man sieht sie alsdann ein trostiges Wesen annehmen: allein, es ist eben so leicht, sie in Furcht zu jagen. Sie hängen ihren Gebräuchen überaus fest an. Ich weis, sagt Herr Ellis, daß viele von diesen Indianern, die in ihrer Jugend gefangen genommen, und in die englischen Comptore gethan worden, stets ihr Vaterland bedauert haben. Einer von ihnen, welcher lange Zeit unter den Engländern gelebet, und stets nach seiner Art gegessen hatte, sah von einem unserer Matrosen ein Seekalb eröffnen. Er fiel über den Thran her, welcher sehr häufig herausfloß, und verschlang eiligt mit einer erstaunlichen Begierde alles, was er in seinen Händen davon auffammeln konnte. Darauf rief er in eben der Entzückung: ach! wie gut bin ich doch meinem Vaterlande, wo ich mir

Ihre Gestalt  
und Gemüths-  
art.

**Beschreib.** „so oft ich wollte, von diesem Dele den Bauch vollsaufen konnte, .. Es würde nicht schwer  
 der Sud- fallen, diese Völker gesittet zu machen, wenn der Handel, den man mit ihnen treibt, verlan-  
 sonsbay. gete, daß man sich diese Mühe gäbe.

**Ihre Canote.**

Sie sind sehr geschickt, ihre Canote zu regieren. Ellis giebt deren Abbildung, die man mit anderer dergleichen Fahrzeugen ihrer in den Berichten von Nordwest und Nordost wird vergleichen können. Sie sind entweder von Holze oder Wallfischrippen gemacht, sehr dünn, und ganz mit der Haut von Seekälbern bedeckt, außer einem Loche in der Mitte, welches mit einem hölzernen oder fischbeinernen Rande umgeben ist, damit das Wasser von dem Verdecke nicht hineinkomme, und welches nur so groß ist, daß es einen einzigen Menschen fassen kann, welcher darinnen sitzt, und die Füße nach vorwärts kehret. Von diesem Rande geht ein Stück Haut in die Höhe, welches er sich um den Leib herum bindet, und welches dem Wasser alles Eindringen verwehret. Die Nähte der Häute sind mit einer Art von Theere oder Leime überzogen, welcher von dem Thranen von Seekälbern gemacht wird. In diesen Canoten nehmen die Indianer alles mit sich, was sie brauchen, vornehmlich Fischergeräthe. Sie haben darinnen auch Schleuder und Steine, deren sie sich sehr geschickt bedienen. Ihre Harpunen sind an dem einen Ende mit einem Zahne von einem Seeperde <sup>i)</sup> bewaffnet, welches dienet, die großen Fische damit zu werfen, wenn sie schon verwundet sind, damit sie desto eher sterben. Das andere Ende ist eigentlich gemacht, sie zu verwunden. Es ist eine Art von Bart mit Eisen versehen, welcher sich in dem Leibe des Fisches einhakt und aufhält, da hingegen die Knochenspitze von selbst wieder heraus geht. Ein Riemen, welcher an den Bart angeheftet ist, hält an dem andern Ende eine aufgeblasene Seekalbeshaut, welche anstatt des Zeichens dienet, um den Ort zu bemerken, wo der Fisch ins Wasser tauchet, und ihn bey seinem Schwimmen sehr ermüdet, so lange, bis er seine Kräfte erschöpft hat, und stirbt. Alsdann ziehen ihn die Fischer ans Land, und nehmen ihm sein Fett oder seinen Thran ab, welches ihnen zur Nahrung dienet, und sie in ihren Lampen brennen.

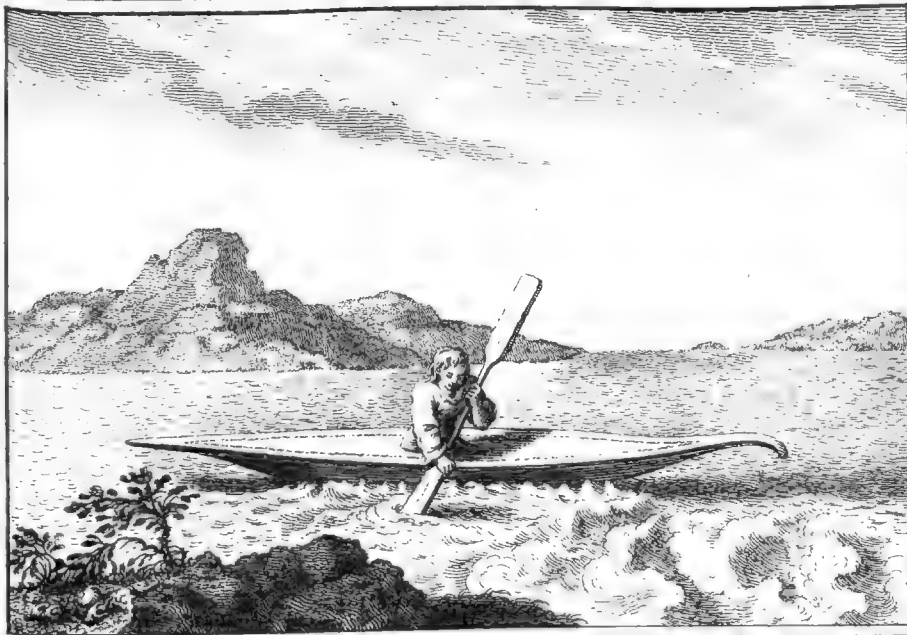
Diese kleinen Canote, die nur für die Mannspersonen sind, haben ungefähr zwanzig Fuß in der Länge, und achtzehn Zoll in der Breite, und laufen an beyden Enden spitz aus. Der Schiffer hat nur ein ziemlich breites Ruder, welches auf beyden Seiten zum Rudern dienet. Es giebt aber auch noch andere Canote für die Weibspersonen, welche größer und offen sind, worinnen sie die Ruder führen, und bis auf zwanzig Personen sitzen können. Die Materialien sind einerley.

**Ihre Kleidung**

Die Kleidung der Mannspersonen ist ordentlicher Weise von den Häuten der Seekälber oder des Rothwildprätes. Sie machen sich auch welche von den Fellen der Land- und Wasservögel, welche sie künstlich zusammen zu nähen wissen. Alle diese Kleidungen haben eine Art von Kapuze, werden um den Leib zugemacht, und gehen nur bis auf die Mitte des Schenkels. Die Hosen werden vorn und hinten zugezogen, wie man einen Beutel zusiehet. Viele Paare Stiefel und Socken über einander dienen beyden Geschlechtern, sich die Beine und Füße warm zu halten. Der Unterschied unter den Manns- und Weibeskleidern ist, daß die Weibspersonen an ihren Röcken einen Schweif haben, der ihnen bis auf die Ferse hinunter geht, daß ihre Kapuzen an den Seiten der Schultern breiter sind, um ihre Röhren der hinein zu stecken, wenn sie solche auf dem Rücken tragen wollen, und daß ihre Stiefeln, die

<sup>i)</sup> Die Franzosen nennen es sonst ein Seekalb.





Esquimauer von der nortwestlichen Küste der Hudsons bay.



die auch viel größer sind, ordentlicher Weise mit Fischbeine versehen sind. Ein Kind, welches sie auf einen Augenblick von ihren Armen nehmen müssen, wird in einen Stiefel gesteckt, so lange, bis sie es wieder nehmen können. Man sieht bey einigen Mannspersonen Hemden von den Blasen der Seefälber, die zusammen genähet sind, und fast eben die Gestalt haben, wie unsere Hemden. Ueberhaupt sind ihre Kleider sehr sauber mit einer Nadel von Elfenbeine <sup>k)</sup>, und mit den Sehnen von Thieren, die sie in sehr dünne Fäden spalten, zusammen genähet. Es fehlt ihnen auch nicht an Geschmacke, sie mit Bändern von Häuten, nach Art der Galonen und Bänder, zu verbrämen und zu zieren, welches ihnen ein sehr sauberes Ansehen giebt.

Beschreib.  
der Sud-  
sonsbay.

Nichts machete dem Herrn Ellis einen höhern Begriff von ihrer Geschicklichkeit, als dasjenige, was sie in ihrer Sprache Schneeaugen nennen. Dieses sind kleine Stückchen Holz oder Elfenbein, die zur Erhaltung der Augen gemacht, und hinter dem Kopfe zubunden werden. Ihre Spalte ist gerade so lang, als die Augen, aber sehr schmal; welches nicht hindert, daß man nicht sehr deutlich dadurch sehe, ohne die geringste Beschwerlichkeit davon zu empfinden. Diese Erfindung verwahret sie vor der Verblindung; eine erschreckliche und sehr schmerzhaftes Krankheit für sie, welche durch die Wirkung des sehr stark von dem Schnee zurückprallenden Lichtes verursacht wird: vornehmlich im Frühlinge, wenn die Sonne mehr über dem Horizonte erhaben ist. Der Gebrauch dieser Maschinen ist bey ihnen so üblich, daß, wenn sie etwas in der Ferne beobachten wollen, sie sich derselben, als eines Fernglases, bedienen.

Schnebrillen.

Eben den Geist der Erfindung beobachtet man auch an ihrem Geräthe zum Fischen und zur Vogeljagd. Ihre Harpunen und ihre Wurfspieße sind gut gemacht, und zu dem Gebrauche bequem, wozu sie solche anwenden. Vornehmlich sind ihre Bogen sehr sinnreich gemacht. Sie bestehen aus dreyen Stücken Holz, die mit so vieler Kunst, als Sauberkeit, zusammen gefüget sind. Das Holz ist von Lannen, oder Latix. Weil aber solches weder stark noch elastisch ist: so helfen die Wilden diesen beyden Mängeln dadurch ab, daß sie es hinten mit einer Binde von Sehnen oder Spannadern von ihrem Reichwildpräte verstärken. Sie legen ihre Bogen oft ins Wasser; und die Feuchtigkeit, welche diese Saiten verkürzet, giebt ihnen zugleich mehr Stärke und Federkraft. Man hat aber gesehen, daß sie seit der Zeit, da sie mit den Europäern handeln, ihren Bogen für die Flinten verlassen.

Werkzeuge.

Man kennet in der Bay keine ansteckende Seuche. Die Brustbeschwerden, die da selbst am gemeinsten sind, werden durch einen Trank von einem Kraute, **Vuizze Kaput-** <sup>Arzeneymit-</sup> <sup>tel.</sup> **ta** genannt, oder durch Schwißen, gehoben. Wenn diese Indianer schwißen wollen: so nehmen sie einen großen runden Stein, worauf sie ein Feuer machen, welches sie so lange unterhalten, bis der Stein glühend davon wird. Darauf machen sie eine kleine Hütte umher, die sie sorgfältig verstopfen; sie gehen nackt mit einem Gefäße voller Wasser hinein, womit sie den Stein besprengen; und das Wasser, welches sich in heiße und feuchte Dünste verwandelt, die gar bald die Hütte erfüllen, verursacht dem Kranken eine sehr geschwinde Ausdünstung. Wenn der Stein anfängt, kalt zu werden: so eilen sie hurtig hinaus, ehe sich ihre Schweißlöcher verschließen, und tauchen sich auf der Stelle in frisch Wasser. Ist es im Winter, wo das Land ohne Wasser ist: so wälzen sie sich im Schnee herum. Dieses ist durchgängig eingeführet, und wird für ein unschätzbares Mittel wider die meisten Krankhei-

k) Oder vielmehr von einer Fischgräte.

Beschreib. ten des Landes gehalten. Dasjenige, welches sie wider die Colik und alle Unordnung in  
der Sud: den Gedärmen brauchen, ist eben so sonderbar; es ist der Tabackrauch, den sie häus-  
sonsbay. sig verschlingen.

Ihre Religion.

Ihre Begriffe von der Religion sind sehr eingeschränket. Ellis entdeckete, ohne den  
Muthmaßungen etwas einzuräumen, wie er saget, daß sie ein Wesen von einer unendlichen  
Güte erkennen, und es Ukcoroma, das ist in ihrer Sprache, das große Haupt, nennen.  
Sie sehen es als den Urheber aller Güter an, die sie genießen; sie reden mit Ehrerbietung  
von ihm; sie singen sein Lob in einem Liede mit einem sehr ernsthaften, und so gar ziemlich  
harmonischen Tone: ihre Meinungen von dessen Wesen aber sind so verworren, daß man  
nichts davon versteht. Sie erkennen auch noch ein anderes Wesen, welches sie Witrifk:  
nennen, und als die Quelle und das Werkzeug alles Bösen ansehen. Sie fürchten sich  
sehr davor. Ellis konnte aber nicht entdecken, ob sie ihm einigen Dienst erweisen, es  
zu befänstigen.

Ihre Liebe ge-  
gen ihre Kin-  
der.

Was für eine Abschilderung übel unterrichtete Reisebeschreiber uns auch von ihrer  
Wildheit machen mögen: so versichert er doch, daß sie viel Menschlichkeit besitzen, welche  
sie bey dem Unglücke eines andern empfindlich machet. Die zärtliche Liebe, welche sie ge-  
gen ihre Kinder haben, verdienet Bewunderung. Ellis führet ein sonderbares Beyspiel das  
von an, welches fast vor seinen Augen vorgegangen ist. Zwey Canote, die über einen sehr  
breiten Fluß giengen, kamen mitten aufs Wasser. Das eine, welches nur von Kinde  
war, und einen Indianer mit seiner Frau und ihrem Kinde führete, wurde durch die Wellen  
umgeworfen. Der Vater, die Mutter und das Kind kamen glücklich in das andere  
Canot: es war aber so klein, daß es sie nicht alle drey retten konnte. Hier entstand ein  
Wortwechsel. Die Frage war nicht unter Mann und Frau, wer für einander sterben soll-  
te; sondern einzig und allein, wie der Gegenstand ihrer gemeinschaftlichen Zuneigung zu  
retten wäre. Sie braucheten einige Augenblicke, zu erwägen, welcher von ihnen beyden zu  
dessen Erhaltung am nützlichsten seyn könnte. Der Mann behauptete, das Kind hätte in  
seinem so zarten Alter mehr Beystand von der Mutter nöthig: sie hingegen behauptete, es  
hätte solchen nur von seinem Vater zu erwarten, weil es von eben dem Geschlechte wäre,  
und von ihm die Jagd und Fischerey erlernen müßte. Sie empfahl auch ihrem Manne,  
seine väterliche Sorgfalt gegen das Kind niemals zu verabsäumen, und stürzte sich darauf  
in den Fluß, wo sie bald ersoff. Der Mann kam mit seinem Kinde an das Ufer. Allein,  
diese Begebenheit nahm den Herrn Ellis um so viel weniger Wunder, weil er bey diesen  
Völkern schon sehr wenig Achtung gegen ihre Weiber bemerkt hatte. Ein Mann, der auf  
der Erde sitzt, hält sich für sehr beleidiget, wenn ihm eine Weibsperson die geringste Un-  
bequemlichkeit in dieser Stellung verursacht; und es ist eine eingeführte Gewohnheit, daß  
die Männer niemals nach ihren Weibern aus eben dem Gefäße trinken.

Gewaltsamer  
Zod der Alten.

Die Gewohnheit, die Alten zu erdroffeln, die man nach Jeremies Zeugnisse angefüh-  
ret hat, wird vom Ellis bestätigt, aber mit Umständen, die solche noch seltsamer machen.  
Sie erstrecket sie auf beyde Geschlechter. „Wenn die Väter oder die Mütter in einem Alter  
„sind, welches ihnen nicht mehr erlaubt, zu arbeiten: so befehlen sie ihren Kindern, sie zu  
„erdroffeln. Dieß ist auf Seiten der Kinder eine Pflicht des Gehorsames, der sie sich  
„nicht entziehen können. Die alte Person steigt in eine Grube, die sie gegraben haben,  
„daß sie ihr zum Grabe dienen soll. Sie unterredet sich darinnen eine Zeitlang mit ihnen,  
„rauchet eine Pfeife Taback, und trinkt einige Gläser starkes Getränkes. Endlich legen sie  
„ihr

ihre auf ein Zeichen, das sie ihnen machet, einen Strick um den Hals; und da ein jeder auf seiner Seite zieht, so erdroffeln sie solche in einem Augenblicke. Sie sind darauf verbunden, sie mit Sande zu bedecken, worüber sie einen Steinhaufen aufrichten. Die Alten, welche keine Kinder haben, fordern eben diesen Dienst von ihren Freunden: aber da ist es keine Pflicht mehr; und sie haben oft den Verdruß, daß man es ihnen abschlägt. Man steht nicht, daß sie jemals, wenn sie des Lebens überdrüssig sind, sich durch ihre eigene Hand davon zu befreyen bedacht seyn sollten.

Beschreib.  
der Hud-  
sonsbay.

Herr Ellis, welcher öffentlich bekennet, daß er nichts bekannt mache, was er nicht mit seinen eigenen Augen gesehen, hält sich bey einer andern Gewohnheit dieser Indianer auf, die man für einen Scherz annehmen würde, wenn er nicht eine bittere Anmerkung wider seine Nation hinzusetzte. „Man sieht ihrer viele, saget er, welche das Gewerbe der Quacksalber, mit allerhand Materialistenwaaren, treiben, die sie in unsern Comptoren kaufen, als Zucker, Ingwer, Gerste, allerhand Specereyen, Samenkörnern zu Gartenfrüchten, Süßholz, Schnupstaback ic. Sie verkaufen solche in kleinen Portionen, die sie als Hülfsmittel wider verschiedene Krankheiten, oder als gute Mittel zur Fischerey, zur Jagd, zu den Befechten anrühmen. Alle diese Vorstellungen bekommen sie von den Engländern selbst; und ich kann es nicht verhehlen, ein Drittheil der Handlung in der Hudsonsbay hängt heutiges Tages von diesen indianischen Quacksalbern ab, welche ihre eigenen Freunde betrügen, indem sie ihre falschen Drogen gegen gute Pelzwaaren umsetzen, die sie unter uns verhandeln. Dieser Betrug ist ohne Zweifel den Interessenten vortheilhaft. Würde es aber nicht rühmlicher und nützlicher für uns seyn, daß wir einen sichern und beständigen Abgang der Waaren aus unsern Wollen- und Eisenfabriken einführeten, als einen schändlichen Handel duldeten, wovon die Folgen England nothwendig nachtheilig seyn müssen?“

Indianische  
Quacksalber.

Ein Vorwurf, welcher nur auf die Indianer fällt, ist derjenige, den sie wegen ihrer Unvorsichtigkeit verdienen, welcher sie verhindert, sich wider das Elend zu verwahren, welchem sie alle Jahre ausgefetzt sind. Sie wenden ihren Vorrath großmüthig auf, wenn solcher überflüssig ist, ohne jemals daran zu denken, daß sie etwas davon auf den Winter verwahren sollten. Kaum heben sie sich ein wenig Fische und Wildprät auf. Es begegnet denjenigen sehr oft, welche nach den Comptoren in der Bay zu handeln kommen, daß sie unterwegs gendehiget sind, ein Tausend Häute zu rösten, und zu essen, weil sie sich auf einen Beystand Rechnung gemacht haben, den sie nicht antreffen. In der That, diese Unfälle haben nicht die Kraft, sie niederzuschlagen. Sie nehmen zu allerhand Mitteln ihre Zuflucht, sich mit ihren Familien zu erhalten; und in der äußersten Noth ist ihre Geduld unbeweglich. Oftmals reisen sie zwey bis dreyhundert Seemeilen in dem strengsten Winter durch kahle und gefrorene Länder, ohne Zelte, sich vor dem rauhen und ungestümen Wetter zu schützen, oder des Nachts zu ruhen. Auf diesen Reisen machen sie, bey Annäherung der Nacht, einen kleinen Zaun von Gesträuchen, der ihnen zur Verschanzung wider den Wind und die wilden Thiere dienet. Sie zünden an der Seite des Zaunes, die dem Winde entgegen ist, ein großes Feuer an, und legen sich ohne weitere Umstände, als daß sie den Schnee wegräumen, auf die Erde, um zwischen dem Zaune und dem Feuer zu schlafen. Ueberfällt sie die Nacht auf einer Ebene ohne Gehölze, wo sie weder Zaun noch Feuer machen können: so legen sie sich unter den Schnee, welchen sie nicht so kalt finden, als die äußere Luft, vor welcher sie der Schnee verwahret. Sie gestehen aber selbst, daß die größte Strenge der Kälte mit demjenigen nicht zu vergleichen ist, was sie oftmals vom Hunger auszustehen haben.

Grausame Be-  
gebenheiten ih-  
rer Völkern.



**Beschreib.** **der Jud-**  
**sonsbay.** Bey diesen Gelegenheiten werden sie dahin gebracht, daß sie ihre Weiber und Kinder freisen. Ellis führet ein Beyspiel davon an, welches demjenigen nichts nachgiebt, was man bereits gelesen hat. Er sezet zur Schande seiner Nation hinzu, daß der unglückselige Judianer, dessen Geschichte er erzählet, „da er voller Betrübniß nach dem englischen Comptore gekommen, die traurigen Umstände davon nicht habe verhehlen können; daß aber der Statthalter, welcher sie angehört, nicht anders, als mit einem großen Gelächter, darauf geantwortet. Der Wilde, welcher über diese Unmenslichkeit erstaunte, sagete in gebrochenem Englisch darauf: das ist doch eben keine Erzählung zum Lachen; und bezag sich sehr schlecht von der christlichen Sittenlehre erbauet, hinweg...

**Ihre Sprache.** Die Sprache dieser Völker ist etwas durch die Kegel, ohne daß sie deswegen rauh oder unangenehm ist. Sie haben wenig Wörter, die aber viel bedeuten, und eine ziemlich glückliche Art, neue Begriffe durch zusammengesetzte Wörter auszudrücken, welche die Eigenschaften derer Dinge vereinigen, denen sie Namen geben wollen).

**Zwo sonderbare Gewohnheiten.** Zuletzt eignet ihnen Ellis noch zwo sonderbare Gewohnheiten zu. „Sie sind, saget er, „von allen bekannten Nationen in ihrer Art zu pissen unterschieden. Die Mannspersonen hocken sich beständig nieder, wenn sie ihr Wasser abschlagen, und die Weiber hingegen stehen aufgerichtet. Die Männer erlauben auch ihren Weibern oder nöthigen sie vielmehr oft dazu, daß sie sich durch den Gebrauch eines Krautes, welches die Bay hervorbringt, und anderswo nicht unbekannt ist, das Kind abtreiben... Uebrigens ist diese letzte Gewohnheit hier nicht barbarischer, als in China, wo die Gesetze denjenigen, die ihre Kinder nicht ernähren können, erlauben, sie zu tödten, wenn sie auf die Welt kommen.

**Marmorinsel, und deren Beschreibung.** Ellis giebt die Beschreibung von der Marmorinsel, wo er durch widrigen Wind aufgehalten wurde. Sie liegt in zwey und sechzig Grad, fünf und funfzig Minuten der Breite, und zwey und neunzig Grad der Länge von London. Sie ist sechs Seemeilen lang zwischen Ost- und West, und zwo bis drey breit von Norden gegen Süden. Der ganze Boden, welcher an der Westseite erhaben, und an der Ostseite niedrig ist, ist nur ein an einander hangender Fels von einer Art harten und weißen Marmors mit grünen blauen, und schwarzen Flecken gestreift. Die Spitzen der Berge aber scheinen gebrochen zu seyn; und Felsen von einer ungeheuren Dicke, mit einer unaussprechlichen Verwirrung unter einander gemischt, scheinen ihre Gestalt und Lage einer unbekanntem Umkehrung zu danken zu haben. Sie bedecken sehr tiefe Höhlen, worinnen man ein großes Geräusch höret, welches nur von verschiedenen Wasserströmen herkommen kann, die sich über die Steine hinunter stürzen, und die man an vielen Orten durch Spalten herausbrechen sieht. Aus der Beschaffenheit dieser Wasser urtheilte Ellis, sie müßten durch Kupferadern gehen. Sie sind bald grünlich nebst einem Grünspangeschmacke, bald vollkommen roth und färben die Steine, die sie benetzen, mit eben der Farbe. Die Thäler sind mit einer sehr dünnen Erdlage überzogen, die ein wenig Gras trägt, und enthalten einige Seen süßes Wassers, auf welchen man Schwäne und Enten sieht. Man wird auch an ihren Ufern verschiedene Arten von Rothwildprä-

Man findet in einer andern englischen Nachricht folgende Wörter, die, wie der Verfasser saget, am Grunde der Bay gesammelt sind: Arakana, Brodt; Astam, komm hieher; Assinne, Schrot; Apit, ein Feuerstahl; Arremitogisy, reden; A Notch, alsbald; Chicahigon, eine Art; Es- kon, ein Meißel, oder Schrooteisen; Manito whigin, ein rother Steck; Metus, Strümpfe; Mokenan, Messer; Mickedoy, oder Pickow, Pulver; Mekish, Knöpfchen; Mousfodawbish, ein Siefelstein; No mun-niff e to ta, ich verstehe euch nicht; Owma, dieser; Pishbiss, ein kleines Ding;

te gewahr, die nur von dem festen Lande dahin kommen, ob es gleich über vier Seemeilen gegen Norden davon liegt: diese Thiere aber gehen vermuthlich im Winter auf dem Eise hinüber, oder schwimmen auch im Sommer hinüber; denn sie schwimmen hier sehr leicht und halten sich sehr lange im Wasser. Endlich findet man in der Insel auch viele Spuren von Menschen, als sonderbar über einander gehäufete Steine, welche Ellis für Gräber hält, und die Gründe von vielen zirkelrund, wie Bienenstöcke, von einer Vermengung von Steinen und Moose gebaueten Cabanen. Zwischen der Insel und dem nördlichen festen Lande ist der Unterplatz ziemlich gut, auf zehn bis zwölf Faden Wasser. Sie hat nur einen einzigen Hafen, welcher gegen Südwest ist, und wohl auf hundert Schiffe halten kann: die Einfahrt aber ist eng, und mit einem sehr niedrigen Inselchen bedeckt, die ganz voller Felsen ist, wider welche sich das Meer heftig bricht. Man muß diese kleine Insel zur Linken lassen, um in den Hafen einzulaufen, welcher einer von den schönsten seyn würde, wenn die Einfahrt etwas tiefer wäre.

Beschreib.  
der Hudsonsbay.

Da Ellis den Winter in der Bay zugebracht: so hatte er Gelegenheit, zu beobachten, daß die Indianer daselbst wenig Krankheiten unterworfen sind, und wenn sie zuweilen davon angegriffen werden, so kömmt solches fast allezeit davon her, daß sie sich erkälten, wenn sie starke Getränke getrunken haben. „Dieses haben sie, saget er, den Engländern zu danken, die ihnen solche geben; da ihnen hingegen die Franzosen, nach weit weiseren und vernünftigeren Grundsätzen, solche nicht verkaufen wollen, aus Furcht, sie möchten ihrem Temperamente, und folglich ihrer Handlung schaden, deren guter Erfolg auf die Munterkeit und Stärke des Körpers, und die Geschicklichkeit zur Jagd ankömmt. Es sind auch diejenigen, die unter den Engländern leben, mager, klein, und verdrossen. Sie übernehmen sich zuweilen in ihrem Saufen so sehr, daß sie die abscheulichsten Ausschweifungen begehen; sie schlagen sich wie Rasende mit einander: sie stecken ihre Cabanen in Brand; sie misbrauchen einander ihre Weiber; und im Winter, wenn sie sich von Sinnen gefoffen haben, legen sie sich um ein gutes Feuer herum schlafen, da sie sich zuweilen entsetzlich verbrennen, oder auch erfrieren, nachdem sie sich nahe zu dem Herde oder weit davon machen. Die andern hingegen sind gesund, groß, munter und stark, so wie man sie vorgestellt hat.

Schlimmer  
Einfluß der  
Engländer.

Der II Abschnitt.

Beschreibung von Canada oder Neu-Frankreich.

Beschreib.  
von Canada.

Einleitung. Strecke dieses Landes. Schwierigkeiten bey dessen Beschreibung. Beschreibung der Seen darinnen. Der Obersee. Huronsee. Torontobay. Michigansee. Eriesee. Fort Niagara. On-

tariosee. Land der Troquesen. Beobachtung wegen der Mündung des Laurentzflusses. Insel Anticosty. Seiten des Laurentzflusses.

Ungeachtet wir bereits in einem eigenen Bande die Geschichte von Neufrankreich geliefert haben: so können wir uns doch nicht entbrechen, dasjenige allhier beyzufügen, was

Einleitung.

Do oo 2

noch

Ding; Pistosigon, eine Canone; Pistosigon a bisb, eine Pistole; Pibickeman, ein großes Messer; Petta a shum e, gib mir ein Stück; Pe quish a con Gau Mowon, ich esse einigen Pudding; Spog, m, eine Pfeife; Stenna, i,

Taback; Soth, im, m, Röchelstein; Sheka- hoon, ein Kamm; Taney, wo; Tinesonec iso, wie heißet ihr dieses? Teguan, was saget ihr? Tapoy, das ist wahr.

**Beschreib. von Canada.** noch zu dessen geographischen Beschreibung gehört, und vornehmlich aus dem Baron de la Fontan genommen ist. Bevor wir uns aber darein einlassen, müssen wir anmerken, daß Herr Prevost noch einen Abschnitt von dem Cap Breton, oder der von dem Franzosen so genannten *Isle Royale*, vorher gehen lassen. Da er aber nichts weiter darinnen zusammen getragen, als was man schon vorher davon gelesen hat *m*): so haben wir solchen süglich unberührt gelassen.

**Strecke dieses Landes.**

Die französischen Reisebeschreiber geben Neufrankreich gemeinlich einen größeren Umfang, als die Hälfte von Europa hat. La Fontan, welcher vor der Abtretung von Neu-land und der Hudsonsbay schrieb, gab ihm damals eine Strecke von dem neun und dreyßigsten Grade der Breite bis zu dem fünf und sechzigsten *n*), und fing von Süden des Eriesees an bis nach Norden der Hudsonsbay, und vom zweyhundert und vier und achtzigsten Grade der Länge bis zu dem dreyhundert und sechs und dreyßigsten, das ist von dem Flusse Mississippi bis an das Cap Rose in der Insel Neu-land. Wenn man also Europa mit einigen Erdbeschreibern, zwischen den fünf und dreyßigsten und zwey und siebenzigsten Grade der Breite von Süden gegen Norden, und dem neunten und vier und neunzigsten der Länge einschließt: so findet sich, daß es nur eilf Grad der Breite und drey und dreyßig Grade der Länge mehr hatte, als

*m*) Nämlich bey dem P. Charlevoix, im XIV Bande dieser Samml. a. d. 567 u. f. Seite, und bey dem Don Ulloa im IX Bande a. d. 625 u. f. S.

*n*) Der Abt Lenglet, welcher unter dem Namen Neufrankreich, Canada und Louisiana begreift, giebt ihm eine Lage zwischen fünf und zwanzig und drey und fünfzig Grad Norderbreite, und zweyhundert und sieben und sechzig und dreyhundert und dreyßig Grad der Länge, da er seine größte Strecke von Südwest gegen Nordost nimmt, von der Provinz Panuco in Neuspanien an bis nach Cap Charles bey dem St. Laurentsbayen; welches eine Weite von mehr als neunhundert Seemeilen in sich schließt. Man sehe aber die folgende Anmerkung.

*o*) Man hat dem P. Charlevoix eine Menge schöner critischer Beobachtungen zu danken, welche zwar diese Dunkelheiten nicht völlig ins Licht setzen, jedoch wenigstens dienen können, den Leser wider eine unendliche Menge Irrthümer auf seiner Hut zu halten; und der Entwurf dieses Werkes nöthiget uns, einige davon anzunehmen. Weil wir keine vollständige Geschichte von Neufrankreich haben, sagt er, und die Nachrichten von diesem großen Lande, die am meisten herum gehen, nicht die richtigsten und getreuesten sind: so ist es nicht zu verwundern, daß die Weltbeschreiber, Erdbeschreiber, und die geographischen und historischen Wörterbücher nicht richtiger gewesen sind. Es ist dabey sonderbar, daß die alten nicht so voller Fehler sind, als die neuern. Es ist wahr, zu ihrer Zeit waren die französischen Colonien in dem nordlichen Ame-

rica wenig beträchtlich: allein, sie haben doch weit genauer davon geredet, als diejenigen, die auf sie gefolget sind, und sie haben verbessern wollen. Man kann zur Ursache davon angeben, daß sie nur eine kleine Anzahl Nachrichten vor sich gehabt haben, deren Verfasser bloß dasjenige erzählten, was sie gesehen oder von Augenzeugen vernommen hatten, und also nur einiger Vergrößerung beschuldiget werden konnten. Also ist Blaeus großer Atlas, welcher im 1677sten Jahre verfertigt worden, besonders nach Laets India Occidentalis gemacht, welcher selbst nur nach Verrazani, Cartier, Champlain, Laudoniere und Lescarbot, lauter Reisenden von ziemlich guter Treue und Glauben, gearbeitet, und also für seine Zeit das Beste war, was man haben konnte. Diejenigen, welche vor Blaeus großen Atlasse vorher gegangen, als Johann und Wilhelm Blaeus Theatrum mundi, Robert Dudley Arcana del Mare, Mercators Atlas, Davitys Welt, Thevets Reisebeschreibung ic. sind in den Karten und Abhandlungen noch weit unvollkommener. Sand man aber wenig Erläuterungen darinnen: so konnten sie auch keine große Irrthümer verursachen.

Corneille hat sich in seinem geographischen Wörterbuche vornehmlich an des Barons de la Fontan Reisen gehalten, der in vielen Puncten ein schlechter Führer ist, von demjenigen aber gute Nachrichten hatte, was den Gegenstand des Wörterbuchs ausmachete; und dieser Artikel ist darinnen nicht der mangelhafteste. Man redet nicht von der Abbildung von Canada, die in dem sechsten Bande des Atlas

als Neufrankreich vor der Abtretung. Fügete man alle nordwestliche Länder hinzu, fährt dieser Reisebeschreiber fort: so würde es unvergleichlich größer seyn, als ganz Europa. Man kann es aber nur bey dem bewenden lassen, sagt er, was entdeckt und eingerichtet ist, und welches nur diejenigen Länder begreift, wo die Franzosen Forte, Magazine und Missionen haben.

Beschreib.  
von Canada.

Es ist unmöglich, eine ordentliche Beschreibung von diesem weitläufigen Lande zu geben, dessen gesammte Theile niemals ordentlich eingetheilet worden, und auch nicht einmal auf gleiche Art bekannt sind o). Wir wollen aber mit den allgemeinen Vorstellungen anfangen, damit wir hernach mit unsern scharfsinnigsten Reisebeschreibern zu den einzelnen Stücken kommen können.

Schwierigkeiten  
bey dessen  
Beschreibung.

Man giebt gemeinlich Neufrankreich, oder wenn man will, demjenigen Theile von Neufrankreich, welcher Canada heißt, das Nordmeer, und die engländischen Colonien gegen Osten, unermessliche indianische Länder gegen Westen, das Land Labrador und die Hudsonsbay gegen Norden, und Louisiana gegen Süden zu Gränzen, wobey man unter diesem Namen das Land der Illinesen mit begreift, welches sich durch den Fluß Mississippi damit vereiniget, und zu eben der Statthalterschaft gehöret. Man theilet Canada oder

Do 00 3

Neu-

Atlas des Herrn de Guendeville bekannt gemacht ist, weil solche nur ein übel verdauter Auszug aus la Fontans Nachrichten ist. Robbe und la Martiniere theilen Neufrankreich in zwei Provinzen, welche Canada besonders und Saguenay sind. Diese Eintheilung ist nur erdichtet, und über dieses sehr schlecht geordnet. Erstens, ist die Stadt Quebec, die Hauptstadt des französischen Canada darinnen in die Provinz Saguenay gesetzt. Zweitens, findet sich diese vorgegebene Provinz Saguenay daselbst in der Provinz Canada eingeschlossen, welche Robbe unterhalb des Flusses Saguenay bis in den Meerbusen St. Laurent, und über Quebec bis jenseits der Seen erstreckt. La Martiniere ist viel weitläufiger gewesen, als Corneille, und führet fast alle seine Schriftsteller an; man wirft ihm aber vor, er sey in seiner Wahl nicht allzeit glücklich gewesen. Der Abt Lenglet du Fresnoy hat ihn durch seine Eintheilung von Canada in den östlichen und westlichen Theil oder Louisiana verführet; welche eine schlechte Eintheilung ist, weil sie fälschlich voraus setzt, diese letzte Provinz sey Canada gegen Westen, da sie doch gegen Süden und gegen Südwest ist. Man muß hinzusetzen, Martiniere habe überhaupt dieses Land schlecht gekannt. Der bloße Anblick der Karten hätte ihn z. E. abhalten sollen, zu sagen, der Sacramentsee empfangt sein Wasser aus dem Champlainsee; weil vielmehr der Champlainsee sein Wasser aus dem Sacramentsee empfängt. Er kannte die großen Seen in Canada nicht besser, da er den Champlainsee in das Land

der Troquesen gesetzt hat. Er ist dadurch verführt worden, daß dieser See von dem Sorelflusse gebildet wird, welchen man vordem den Troquesenfluß nannte. Man hatte ihm aber diesen Namen nur deswegen gegeben, weil die Troquesen oftmals auf diesem Flusse in die französische Colonie hinunter kamen. Er machet aus Michillimac und Missilli Makimac, die nur einerley bedeuten, zween Artikel; welcher Irrthum vermuthlich aus einigen Reisebeschreibungen kömmt, wo das eigenthümliche Wort, welches Michillimac ist, sich verstelllet findet.

De l'Isle hat in seinem Atlas Untersuchungen und ziemlich glückliche Entdeckungen gemacht. Seine Karte von Canada aber war sehr mangelhaft. Er war auch wenig damit zufrieden; und der P. Charlevoix versichert, er habe vor seinem Tode eine bessere zu liefern unternommen. Der Kunstrichter setzt hinzu, der Artikel von Canada in den beyden letzten Ausgaben des historischen Wörterbuches vom Morery komme dem Wahren sehr nahe; und er wirft nur den Buchdruckern vor, daß sie sich derer Nachrichten nicht besser zu Nutze gemacht, die man ihnen gegeben, solchen vollkommen zu machen. Wir müssen bey Endigung dieser langen Note noch anmerken lassen, daß Herr Bellin, dem man alle die Karten dieser Sammlung zu danken hat, auch die zu der Geschichte von Neufrankreich gemacht hat. Wir verweisen den Leser zu der Erläuterung, die er dem historischen Tagebuche des P. Charlevoix vorgefetzt hat.

**Beschreib.** Neufrankreich in zween Theile, in das nordliche und südliche, in Ansehung des Flusses St. **von Canada.** Laurentz, welcher queer durchgeht; und in dem erstern liegt die Stadt Quebec, die Hauptstadt von beyden.

Da die Länder also, welche auf beyden Seiten dieses Flusses sind, eigentlich Neufrankreich ausmachen: so begreift man, die beste Art sey, daß man seinem Laufe folget. Seine Quelle ist noch unbekannt, ob man gleich bis auf sieben oder achthundert Seemeilen hinauf gefahren. Die Walbläuser *p)*, saget la Hontan, sind nicht bis jenseits des Lenemignonssees oder Mimipegonssees gewesen, welcher sich in den obern See ergießt; wie dieser in den Huronensee, der Huronensee in den Eriesee oder Contysee, und der Eriesee in den Ontariosee oder Frontenacsee sich ergießt. Aus dieser letztern See geht der große Fluß heraus, welcher zwanzig Seemeilen weit ziemlich ruhig fortfließt; darauf noch dreyßig mit großer Geschwindigkeit bis an die Stadt Montreal, von da er seinen Lauf mit Mäßigkeit bis an die Stadt Quebec fortsetzet, von da er sich nach und nach bis an seine Mündung erweitert, die über hundert Seemeilen davon entfernt ist. Wenn man den Nordwildern glauben muß, setzet eben der Reisebeschreiber hinzu: so hat er seinen Ursprung aus dem großen Assinipuelensee, funfzig oder sechzig Seemeilen jenseits des Lenemignonssees. Gegen Norden von seiner Mündung findet man das große Land Labrador, welches die Engländer Neu-Bretagne nennen, und von sehr wilden Indianern bewohnt wird, mit denen man keinen andern Handel, als mit Pelzwerken treibt, und deren Land sich bis an die Hudsonsbay erstrecket, welche davon gegen Westen liegt.

**Beschreibung**  
**der Seen.**

La Hontan aber führet uns wieder zu dem obern See zurück, welcher über zweyhundert Seemeilen von dieser Bay ist, und von da man durch einen Fluß, Namens Nachakandibi, hinauf steigt, der so schnell und so voller Sprünge ist, daß sechs Indianer in einem guten Canote Mühe haben, diesen Lauf in fünf und dreyßig Tagen zu thun. Er führet nicht bis zum obern See: man findet aber an der Quelle dieses Flusses, nachdem man ihn hundert Seemeilen weit hinauf gefahren ist, einen kleinen See gleiches Namens, wo man genöthiget ist, einen Uebertrag von sieben Seemeilen vorzunehmen, damit man zu dem Flusse Michipikoton komme, welchen man darauf zehn oder zwölf Tage lang hinunter fährt, jedoch die Beschwerlichkeit dabey hat, daß man ebenfalls einigemal übertragen muß. Man findet in den Karten die Namen der beyden Flüsse und des kleinen Sees nicht; woraus man urtheilet, daß der kleine See der Lenemignon oder Mimipegon, und der große Fluß der Fluß Pere ist, welcher von diesem See in den Grund der Hudsonsbay hinunter geht. La Hontan erkläret über dieses nicht, ob der Fluß, den er Michipikoton nennet, bis an den obern See führet.

**Ober's See.**

Er giebt diesem See ungefähr fünfhundert Seemeilen im Umfange, indem er darinnen den Umfang der Buchten und kleinen Meerbusen mit begreift. Dieses kleine Meer von süßem Wasser ist seit dem Anfange des Mayes bis zu Ende des Herbstmonates ziemlich ruhig. Die Süderseite ist die sicherste zur Schiffahrt der Canote, weil sie eine Menge Baye und kleiner Flüsse enthält, wo man bey schlimmem Wetter anlegen kann. Ihre Ufer werden nur von stilleisenden Indianern bewohnt: nach der Gewohnheit dieser Völker aber findet sich ihrer eine große Menge, die den Sommer über dahin jagen oder fischen gehen, und die Biber, die sie den Winter über gefangen haben, nach gewissen Orten bringen, um solche

*p)* Man glebt diesen Namen denjenigen, welche wegen des Pelzhandels im Lande herum streichen.



solche mit den französischen Waldläufern umzusetzen, die alle Jahre dahin kommen. Die <sup>Beschreib.</sup> vornehmsten von diesen Märkten heißen Baguash, Lemipisaki und Chaguamigon. <sup>von Canada.</sup>  
 Ein Handelsmann, Namens Dulhut, hatte daselbst ein Fort von Pfählen erbauet, worinnen er Niederlagen von allerhand Waaren hatte. Dieser Posten, welcher Camanistigoyau hieß, schadete den Engländern in der Hudsonsbay sehr, weil er einer Menge wilder Völkerschaften die Mühe erspartete, ihre Pelzwerke nach dieser Bay zu bringen. Es finden sich um diesen See herum Kupferminen, deren Erzt so rein ist, daß man nicht ein Seentheil davon abscheiden darf. Man sieht daselbst einige Inseln voller Elendthiere und Caribue. Die Schwierigkeit aber, hinüber zu kommen, erlaubt nicht, daß man daselbst hingehet, sie zu jagen. Der See bringt eine große Menge von Störe, Forellen und Weißfische hervor. Den Winter über, welcher daselbst wenigstens sechs Monate dauert, ist die Kälte so heftig, daß das Wasser bis auf zehn oder zwölf Meilen von den Ufern zufriert.  
 Von dem obern See geht la Hontan nach dem Huronensee, dem er ungefähr vierhundert Seemeilen im Umfange giebt. Man hat auf dieser Fahrt den St. Mariensprung <sup>Huronensee und St. Mariensprung.</sup> hinunter zu fahren. Dieß ist ein Wasserfall zwey Seemeilen lang, wo hinein sich die Wasser des obern Sees ergießen. Die Jesuiten hatten daselbst im 1668ten Jahre ein Haus, als der reisende Franzose dahin in ein Dorf einer Völkerschaft gieng, die Utschipuer genannt, denen die Nachbarschaft des Wasserfalles den Namen der Sprinz gegeben hat. Dieser Posten ist eine große Passage für die Waldläufer, die sich im Sommer an die Ufer des Sees begeben. Es wächst daselbst aber nichts; weil beständige Nebel die Felder unfruchtbar machen. Der Huronensee hingegen liegt unter einer schönen Himmelsgegend. Eine Menge kleiner Inseln sehen die Canote daselbst an der Nordseite in Sicherheit. Die Südseite aber ist bequem zur Jagd des Kothwildprätes. Die Gestalt des Sees stellet ein vollkommenes Dreyeck vor. Man unterscheidet unter den Inseln die Insel Manitualin, welche über zwanzig Seemeilen lang, und zehn ungefähr breit ist. Sie wurde vordem von den Ontawaern, von der Völkerschaft der Serse und des Sandes bewohnt: sie findet sich aber durch die Verheerungen der Iroquesen vom Volke entblößet. Zwey andere Völkerschaften, die Wocker und die Massitagnuer haben ihre Dörfer dieser Insel gerade gegen über, zwanzig Seemeilen von einander. An dem östlichen Ende eben dieser Insel findet man einen Fluß, welcher den Namen des Franzosenflusses erhalten hat, und so breit, als die Seine zu Paris, aber in seinem Laufe nicht so lang ist, der nicht über vierzig Seemeilen von dem Nepicerinisee, wo er seinen Ursprung nimmt, bis an seine Mündung in den Huronensee hat. Gegen Nordost von Torontobay diesem Flusse sieht man die Torontobay, welcher man zwanzig oder fünf und zwanzig Seemeilen in der Länge und funfzehn in der Breite giebt. Sie nimmt einen Fluß ein, welcher aus einer kleinen See gleiches Namens kömmt, und durch Wasserfälle von einer unüberwindlichen Schwierigkeit zerschnitten wird. Von seiner Quelle kann man zu dem Frontenacsee, vermittelst einer Uebertragung bis an den Fluß Theonontate, kommen, welcher da hinein fällt. Dreyßig Seemeilen von da gegen Süden findet man das Land Theonontate, welches vor Alters von Huronen bevölkert gewesen. Von da führen dreyßig an- <sup>Sakinacbay.</sup> dere Seemeilen nach der Sakinacbay, welche sechzehn bis siebenzehn Seemeilen lang und sechs breit ist. Ein Fluß gleiches Namens ergießt sich in den Grund dieser Bay, nach einem Laufe von ungefähr sechzig Seemeilen. Von der Sakinacbay zählet man dreyßig Seemeilen bis nach der Donnerbucht, und dreyßig andere von dieser Bucht bis nach dem Fort Michi

**Beschreib.** Michillimackinac, welches fünf und vierzig Grade dreyßig Minuten der Breite liegt, von Canada. Dieser Posten ist nur eine halbe Meile von der Mündung des Illinesensees, und seine Lage macht ihn um so viel wichtiger, weil man keinen andern Weg hat, zu den Illinesen, Unamiern, der Stinkerbay und dem Flusse Mississippi zu kommen.

**Michigansee** oder Illinesee. Der Illinesensee oder Michigansee hat dreyhundert Seemeilen im Umfange: und in einer so großen Strecke hat er weder Klippen noch Felsen, noch Sandbänke. Er liegt in einer sehr schönen Himmelsgegend. Seine Ufer sind mit Tannen und Bauholze bedeckt. Eine von seinen Bayen, welche man die Bärenbay nennet, empfängt einen Fluß, wohin die Völkerschaft der Ontawaer alle dreye Jahre auf die Biberjagd geht. Die mittägliche Seite des Sees ist voller Rehe, Hirsche und indianischer Hühner. Man findet in der Straße, die von dem Huronensee zu dem Eriesee führet, ein Fort, Namens St. Joseph.

**Eriesee** oder Contisee. Der Eriesee, welcher auch den erlauchten Namen Conti führet, wird für den schönsten See in der Welt gehalten. Er hat zweyhundert und dreyßig Seemeilen im Umfange. Auf allen Seiten beut er angenehme Aussichten dar. Seine Ufer sind mit Eichen, Nüstern, Kastanienbäumen, Apfelbäumen, Pflaumenbäumen und schönen Weinreben bedeckt, welche ihre Trauben bis zu der Spitze der Bäume tragen. Der Boden ist sehr eben. Alle Reisende reden mit Verwunderung von der Menge Rothwildpräte und den indianischen Hühnern, die sich in den Gehölzen und in den weiten Wiesen befinden, welche man an der Südseite entdeckt. Die Ufer zweener schönen Flüsse, die sich in den Grund des Sees ergießen und keine Wasserfälle haben, sind mit wilden Ochsen bevölkert. Er ist voller Störe und Weißfische: die Forellen und andere Fische aber, die man in dem Huronensee und Illinesensee häufig antrifft, sind daselbst selten. Er ist vierzehn bis funfzehn Faden Wasser tief, und hat keine Klippen und Sandbänke. Man weis daselbst nur im Christmonate, Jenner und Hornunge von starken Winden; und selbst in diesen Jahreszeiten sind sie weder gefährlich noch häufig. Die Errierononer, die Andastoguerononer und andere Völker, welche seine mittäglichen Ufer bis an den Fluß Dyo bewohneten, sind von den Troquesen aufgerieben worden. Die Nordseite hat eine Erdspeise, die ungefähr funfzehn Seemeilen weit vorgeht. Gegen Morgen, dreyßig Seemeilen von dieser Spitze findet man einen kleinen Fluß, welcher seinen Ursprung bey Gananaske, einer Bay des Frontenacsees, hat, und ein sehr kurzer Weg von einem See zum andern seyn würde, wenn nicht die Gemeinschaft durch die Wasserfälle unterbrochen würde. Von der Mündung dieses Flusses bis zur Straße, das ist, wo sich der Eriesee in den Frontenacsee ergießt, sind wenigstens noch dreyßig Seemeilen übrig. Die Straße ist vierzehn Seemeilen lang und eine breit. An ihrem ostlichen Ufer liegt das Fort Niagara, von da man zwanzig Meilen bis an die Mündung des Flusses Conde zählet. La Fontan giebt diesem Flusse, nach der Erzählung der Wilden, einen Lauf von sechzig Meilen ohne Wasserfälle. Sie versichern, sezet er hinzu, man könne, vermittelst einer kurzen Uebertragung, in einen andern Fort-

g) Der P. Charlevoix, welcher das historische Tagebuch seiner Reisen in Nordamerica an das Licht gestellet hat.

r) Man machet hier zwö Beobachtungen: er-

stens, ist in dem Meerbusen St. Laurentz, acht oder zehn Seemeilen auf der Höhe, die Ebbe und Fluth nach der verschiedenen Lage der Länder oder der Veränderung der Jahreszeiten unterschieden. An eini-

nigen

kommen, welcher sein Wasser bis in die See führet. Die Inseln des Eriesees, vornehmlich die im Grunde, sind wirkliche Thiergärten, wo die Natur allerhand Bäume und Früchte, zur Nahrung der indianischen Hühner, der Fasanen und des Rothwildprätes zusammen gebracht hat. Wäre die Schifffahrt von diesem See bis nach Quebec frey: so könnte man aus seinen Ufern und den benachbarten Landen das fruchtbarste, reichste und schönste Königreich von der Welt machen. Ein Reisebeschreiber versichert, es finden sich daselbst nebst den natürlichen Schönheiten vortreffliche Silberadern zwanzig Meilen im Lande längst an einem Abhange eines Berges, von da die Wilden große Steine gebracht haben, die mit diesem kostbaren Metalle angefüllet sind.

Beschreib.  
von Canada.  
Schönheit des  
Landes.

Von dem Eriesee geht man in den Ontariosee oder Frontenacsee, welcher hundert und achtzig Meilen im Umfange hat. Seine Gestalt ist eyrund; und seine Tiefe zwanzig bis fünf und zwanzig Faden. Er bekömmt von der Südseite die Flüsse der Onnontuanager, der Onnontaguer und den Hungerfluß; von der Nordseite den Fluß Ganaraste und Theonontate. Seine Ufer sind mit großen Wäldern auf einem ziemlich ebenen Boden, und ohne jähe Küsten besetzt. Er machet an der Nordseite viele kleine Busen. Man kann von dem Huronensee in den Ontariosee, durch den Theonontate, vermittelt einer Uebertragung von sieben oder acht Seemeilen bis an den Torontosee, der sich durch einen Fluß gleiches Namens da hinein ergießt, gelangen; und man hat angemerket, daß man auch von dem Eriesee durch einen kleinen Fluß dahin kommen kann, der aber voller Wasserfälle ist, und seine Quelle bey der Ganarastebay hat. Das Land der Troquesen, welches in allen Nachrichten von Neufrankreich so berühmt ist, nimmt die mittägliche Seite des Ontarioses zwischen den engländischen Pflanzstädten und dem See ein. Es ist sehr fruchtbar, aber von Wildpräte und Fischen so entblößet, daß seine Einwohner genöthiget sind, an den Ufern des Sees zu fischen, von da sie den Fisch bucaniret in ihre Dörfer tragen, und ziemlich weit auf die Jagd gehen. Vermuthlich hat sie die Nothwendigkeit, also aus ihrem Gebiete zu gehen, um sich Lebensmittel zu verschaffen, nach und nach zu einer von den kriegerischsten und fürchterlichsten Völkerschaften gemacht. Um diesen eben so unruhigen als kriegerischen Völkern einen Schlagbaum vorzulegen, ließ der Graf von Frontenac 1672 an dem Eingange der See, an einem Orte, Namens Catarocuy ein Fort erbauen, dem er seinen Namen gab.

Ontariosee  
oder Fronte-  
nacsee.

Land der Tro-  
quesen.

Der Fluß St. Laurentz, welcher aus dem Ontariosee gegen Nordost kömmt, geht nach Montreal, wo er den großen Fluß der Utawaler einnimmt, queer durch den schönen Theil der französischen Niederlassung bis nach Quebec, und begiebt sich von da majestätisch in das Meer. Man muß aber von dem Meere selbst mit einem weit richtigern Reisebeschreiber 9) hinauf steigen. Er giebt dem Meerbusen St. Laurentz eine Länge von achtzig Seemeilen; das ist dem Raume des Meeres, welcher zwischen der Insel Neuland und der Ile Royale gegen Osten und den Küsten des festen Landes gegen Westen eingeschlossen ist. La Pointe giebt ihm hundert Seemeilen Breite. Die Einfahrt in den Meerbusen ist zwischen der Südostspitze der Insel Neuland, und der Nordostspitze der Ile Royale 10). Man läßt einige kleine

Beobachtun-  
gen wegen der  
Mündung des  
St. Laurentz-  
flusses.

an diesen Orten folgen sie den Winden; an andern gehen sie wider den Wind. In der Mündung des Flusses treiben die Ströme in gewissen Monaten des Jahres beständig in die offenbare See; in an-

dern aber stets nach dem Lande. Endlich in dem Flusse selbst bis nach den sieben Inseln auf sechzig Seemeilen weit, ist keine Fluth an der Südseite, noch Ebbe an der Nordseite. Man hält dafür, es

**Beschreib.** kleine Inseln gegen Süden, welche an einem andern Orte werden genannt werden; und man kommt an das Rosenstocksvorgebirge, welches an der Südspitze des Flusses ist, und eigentlich die Einfahrt desselben machet. Von da wird die Breite seiner Mündung gemessen, welcher man ungefähr dreyßig Seemeilen giebt, von diesem Vorgebirge an bis an die Küste von Labrador. Sie wird fast in der Mitte durch die Insel Anticosty zerschnitten, die sich ungefähr auf vierzig Seemeilen weit Nordost und Südost erstreckt, aber wenig Breite hat. Dieses Eyland gehöret den Nachkommen eines Franzosen, Jolyer, welcher an der Entdeckung des Mississippi Theil gehabt, und diese Belohnung für einen Dienst erhielt, welcher dem Haupte seiner Unternehmung das Leben gekostet hatte. Man gab ihm aber kein reiches Geschenk; sie ist unfruchtbar, schlecht mit Holze versehen, und ohne einen einzigen Hafen, wo das geringste Fahrzeug einen Aufenthalt finden könnte. Das Gerücht gieng vor einigen Jahren dahin, man hätte daselbst eine Silberader entdeckt, und man ließ von Quebec einen Goldschmied dahin gehen, solches zu prüfen. Man kam aber bald aus seinem Irrthume. Der bloße Vortheil der Insel Anticosty ist die Fischerey, die an ihren Küsten sehr reichlich ist.

**Seiten des Flusses.**

Die mittägliche Seite des Flusses bildet ein schönes Land, das von der indianischen Völkerschaft, die Abenaquier genannt, bewohnt wird; und die Nordseite ist noch eine große Wüste, wo man in einem Raume von fünfhundert Meilen kaum einige Geschlechter von denen herumschweifenden und wilden Völkern antrifft, die wir unter dem allgemeinen Namen der Esquimaux begreifen. Wenn man erst vor der Insel Anticosty vorbeysieht, so sieht man sich stets zwischen zweyen Ländern mit dem Vergnügen das Maas seiner Fahrt genau zu wissen; und man hat nur bloß Vorsicht nöthig, um sich vor den Gefährlichkeiten des Flusses in Acht zu nehmen. Es würde aber schwer seyn, solche recht vorzustellen, wenn man sich nicht beflisse, dem Reisenden getreulich zu folgen.

### Der III Abschnitt.

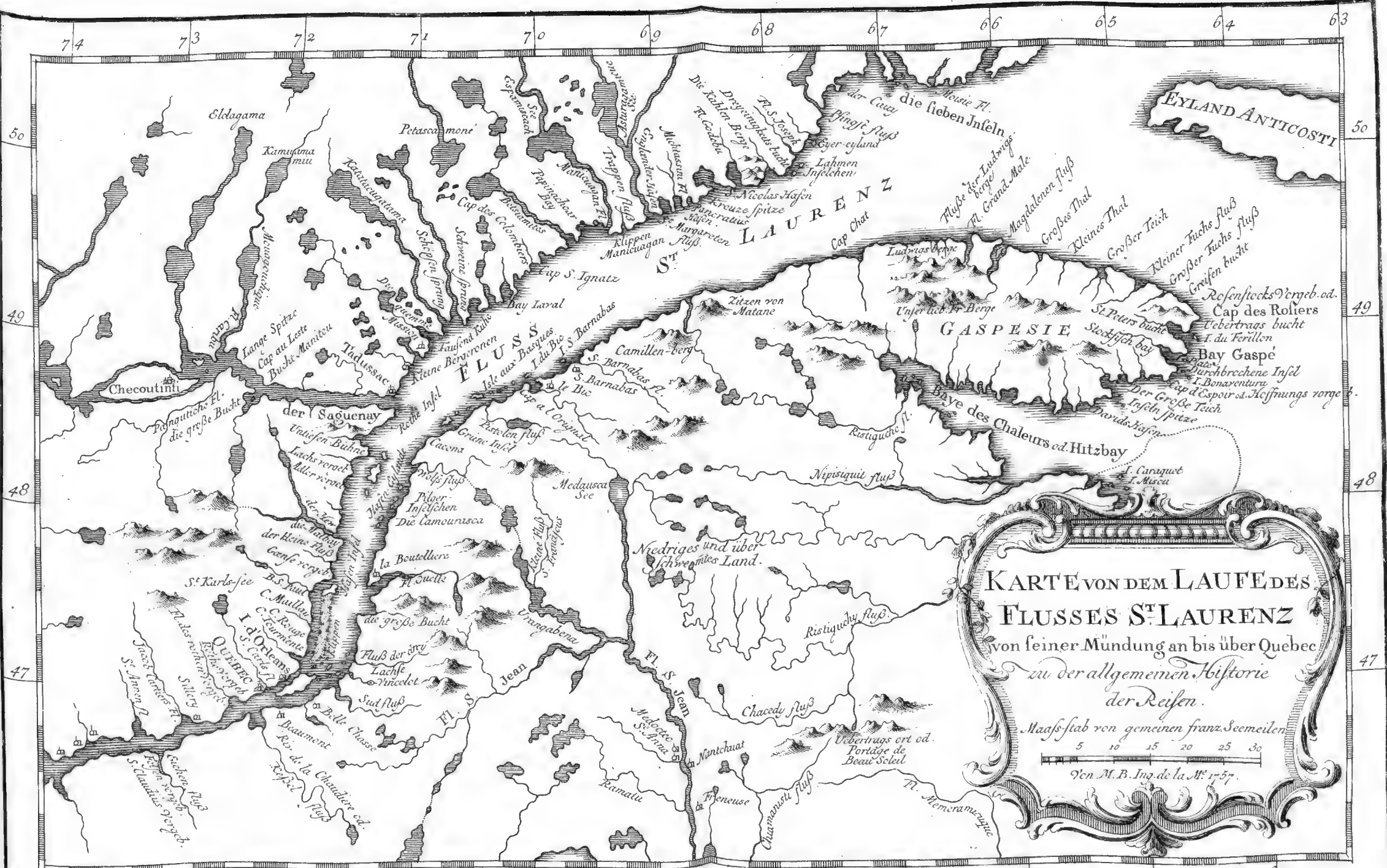
#### Reisen und Beobachtungen des P. de Charlevoix.

Er geht von Roschelle ab; läuft in den St. Laurentzfluß ein. Grüne Insel. Fluß Saguenay. Lezchenspitze. Cap Tourmente. Beschreibung von Quebec. Vorstadt der Unterstadt; Oberstadt. Vornehmste Gebäude. Das Fort. Festungswerke. Einwohner und ihre Gemüthsart. Baronnen Deckancourt und Portneuf. Stadt Trois Rivieres. Nicheliens Inseln. Das Land von Trois Rivieres bis nach Montreal. Beschreibung dieser Insel und Stadt. Ihre vornehmsten Gebäude. Gegenden umher. Zwey christliche irroquesische Dörfer. Fort Chambly. Wasserstürze. Nothwendigkeit eines Forts zu la Galette. St. Franciscussee. Insel Tonihata. Fort Catarocny. Weinstöcke in Gehölzen in Neufrankreich. Verschiedene Flüsse. Fluß Onnontague. Werkwürdigkeiten des Cascachiagen. Tonontuanerbay. Niagarasprung. Beobachtungen wegen des Eriesees. Klapperschlangensinsel. Fort Pontchartrain. St. Clarence. Fort Michillimackimac. Beobachtungen wegen des obern Sees. St. Mariensprung. Stinkerbay. Ursprung dieses Namens. Michigansee. Des P. Marquette Fluß. St. Nicolasfluß. St. Josephfluß. Theakittfluß. Die Gabel. Der Felsen. Lauf des Illineseflusses.

Er geht von Roschelle ab; **D**er P. Charlevoix hatte sich den 2ten des Heumonates 1720 auf eine Flute des Königes eingeschiffet, welche das Kamehl hieß, und von dem Herrn von Voutron ge-

führt  
 geschehen unter dem Wasser Bewegungen, welche diese Unregelmäßigkeiten verursachen, oder es gebe Ströme, welche von der Fläche nach dem Grunde und aus dem Grunde nach der Fläche gehen und kommen, nach Art der Pumpen. Zweytens, die

Abweichung der Magnetnadel, welche in einigen französischen Häfen nur zwey oder drey Grad Nordwest ist, nimmt stets bis bey der Ueberfahrt nach den Azoren ab, wo sie nicht mehr merklich ist: jenseits aber nimmt sie dergestalt zu, daß sie an der großen



Wesliche 73. Länge von 72 der Pariser 71 Mittagss - 70 linie 69 68 67 66 65 64





führt wurde. Den 2ten des Herbstmonates lief er in den St. Laurentzfluß ein. Den 3ten, da er vor der Insel Anticosty vorbeigegangen war, ließ er die Berge U. L. Fr. und den Ludwigsberg zur Linken. Dieß ist eine Kette von sehr hohen Gebirgen, zwischen welchen einige Thäler sind, und die vordem von Wilden bewohnt worden. Es finden sich so gar in den Gegenden um den Ludwigsberg ziemlich gute Felder und einige französische Wohnplätze. Man könnte daselbst eine vortheilhafte Niederlassung zur Fischerey, vornehmlich zum Wallfischfange, errichten.

Charlevoix.  
1720.

In der folgenden Nacht nahm der Wind zu. Man war nicht weit von der Drey- lauft in den einigkeitsspitze, welche man zur Rechten lassen mußte. Die Booten aber, welche nicht so nahe zu seyn dachten, verabsäumeten es, sich auf der Höhe zu halten; und diese Sicherheit setzte das Schiff in Gefahr. Den 4ten gegen Abend legete man das erstemal unter den so genannten Rizen von Natance, vor Anker. Dieses sind zwey Spitzen von einem Gebirge, welches nicht über zwey Seemeilen weit vom Ufer ist. Das Land ist überaus wild. Man entdeckt daselbst nur schlechtes Holz, Felsen und Sand, ohne einen Zoll breit gutes Land. Die Wasserquellen sind daselbst schön, und die Jagd überflüssig, aber sehr beschwerlich. Man brachte vier Tage an diesem Orte zu; weil man an der andern Seite des Flusses sich vor der gefährlichen Sandbank Manicougan in Acht zu nehmen hatte, die zwey Seemeilen weit in den Fluß hinein geht. Sie hat ihren Namen von einem Flusse, welcher aus den Gebirgen von Labrador kommt, einen ziemlich großen See dieses Namens machet, welchen man auch den St. Barnabassee nennet, und sich in der Sandbank selbst in den Fluß ergießt. In einigen Karten heißt er der schwarze Fluß.

läuft in den  
St. Laurentz-  
fluß ein.

Man segelte den 8ten fort, legete aber nicht viel zurück. Den folgenden Tag kam man auch nicht sehr weit: die Nacht darauf aber that man funfzehn Seemeilen. Eine halbe Meile weiter würde man vor dem gefährlichsten Orte des Flusses vorbeigekommen und in die stärkste Ebbe und Fluth gerathen seyn; denn bisher sind sie nur an den Ufern merklich. Der Wind aber hatte sich auf einmal plötzlich gegen Südwest gedrehet, und man war genöthiget, einen Schutz zu suchen, der sich nur unter der grünen Insel fand. Man brachte daselbst fünf Tage zu. Ob es gleich daselbst an nichts fehlte: so wünschete man dennoch aus Ungeduld, über den Fluß hinüber zu fahren, in der Hoffnung, an der Nordseite Landwinde zu finden, welche das Schiff in die große Fluth hinein bringen könnten. Man legete sich an der Baldusmühle (Moulin Baude) vor Anker. Diese Ueberfahrt ist von fünf Seemeilen. Bey der Ankunft hatte Charlevoix die Neugier, die Mühle zu sehen. Man zeigte ihm Felsen, woraus ein Bach helles Wassers floß; das ist, einen bequemen Ort, eine Mühle daselbst zu bauen: es hat aber nicht sehr das Ansehen, daß man jemals eine daselbst bauen werde; denn die Welt hat vielleicht kein weniger wohnbares Land.

Grüne Insel.

P p p 2

Ein

Großen Dank von Neuland zwey und zwanzig Grad und drüber ist. Darauf fängt sie an, wieder abzunehmen, aber langsam, weil sie zu Quebec noch sechzehn Grad, und zwölf in dem Lande der Huronen ist, wo die Sonne drey und dreyßig Minuten später untergeht, als zu Quebec. Journal histori-

que du P. de Charlevoix p. 68.

s) La Hontan, la Potherie und die meisten andern Reisebeschreiber machen auch eine Erzählung von ihrer Schiffahrt, allein nicht so ausführlich, und nicht mit so vielen nützlichen Beobachtungen.

Charlevoix.

1720.

Fluß Saguenay.

Hafen Tadussac.

Ein wenig darüber vermischt der Saguenay sein Wasser mit diesem Flusse. Die größten Schiffe können ihn fünf und zwanzig Seemeilen weit hinauffahren. Wenn man einläuft: so läßt man den Tadussachafen zur Rechten, den die meisten Erdbeschreiber mit dem Namen einer Stadt beehren: man hat aber niemals mehr, als ein französisches Haus und einige Hütten der Wilden, daselbst gesehen, die sich zur Zeit des Handels dahin begaben, und ihre Hütten wieder mitnahmen, wenn sie weggienge, so wie man auf einem Markte die Buden wegnimmt. Es ist wahr, vordem begaben sich alle Wilden von Norden und Osten dahin, und die Franzosen kamen auch in der schönen Jahreszeit entweder aus Frankreich oder Canada dahin. Nach dem Umsage reifeten die Kaufleute ab, und die Indianer nahmen ihren Weg wieder nach ihren Dörfern, oder in ihre Wälder. Allein, diese Versammlungen waren von keiner Dauer; und Tadussac ist niemals etwas mehr, als ein guter Hafen gewesen, worinnen fünf und zwanzig Kriegeschiffe vor allen Winden sicher seyn könnten. Seine Gestalt ist fast rund. Nähe Felsen von einer ungeheuren Höhe umgeben ihn auf allen Seiten; und es gebricht den Schiffen nicht an süßem Wasser. Das ganze Land ist voller Marmor: sein größter Reichthum aber würde der Wallfischfang seyn. Er zog vordem die Vasquen dahin. Man siehet noch auf einer kleinen Insel, die ihren Namen führet, ein wenig unter der grünen Insel, die Ueberbleibsel von Defen und Wallfischrippen.

Leuchenspitze,  
und ihre Gefahr.

Eine große Windstille von zweenen Tagen machte, daß es die Schifflente bedauerten, daß sie ihren ersten Ankerplatz verlassen hatten, bey welchem einige französische Wohnsitz waren: da sie hier hingegen gar keine Einwohner fanden. Endlich wurde der Anker den dritten Tag gelichtet; und man that die Fahrt der rothen Insel, die nicht ohne Gefahr ist. Man ist verbunden, anfänglich nach der Insel zuzusteuern, als wenn man da selbst anlanden wollte, damit man die Leuchenspitze vermeide, welche an dem Eingange des Saguenay zur Linken ist, und weit hineingeht; darauf wendet man sich. Die Fahrt gegen Süden von der Insel ist sicherer. Diese Insel ist nur ein Felsen, fast mit dem Wasser gleich, welcher wirklich roth zu seyn scheint, und den viele Schiffbrüche berühmt gemacht haben. Den andern Morgen legete man sich mit einem wenigen Winde über der Haselinsel, funfzehn Seemeilen von Quebec und Tadussac, vor Anker. Man läßt sie zur Linken, und die Fahrt hat ihre Beschwerlichkeiten, wenn einem die Winde nicht helfen. Sie ist schmal, und eine gute Viertelmeile schnell. Man beobachtet, daß sie ehemals leichter gewesen, und daß 1663 ein Erdbeben einen Berg ausgerissen, und solchen auf die Haselinsel geworfen, die dadurch um die Hälfte größer geworden, und an statt dieses Verges erschien ein Schlund, dem man sich nicht sicher nähern kann. Man könnte gegen Süden der Insel vorbehen, welches Ibervilles Paß genennet wird, weil dieser Befehlshaber

1) Man bemerket von der Ebbe und Fluth, daß das Wasser hier ordentlicher Weise fünf Stunden steigt, und sieben Stunden fällt. Zu Tadussac steigt und fällt es sechs Stunden, und je weiter man den Fluß hinauffährt, desto mehr nimmt die Fluth ab, und die Ebbe vermehret sich. Zwanzig Seemeilen über Quebec ist drey Stunden Fluth, und neun Stunden Ebbe. Noch weiter ist Ebbe und Fluth nicht mehr merklich. Wenn in dem Hafen Tadussac und bey der Einfahrt in den Saguenay halbe Fluth ist: so fängt sie an bey Checattimi, fünf und zwanzig Meilen höher an diesem Flusse zu steigen; und indessen befindet sie sich doch an diesen dreyen Orten zu gleicher Zeit hoch. Diese Wirkungen, saget man, kommen daher, daß der reisende Strom des Saguenay, der noch schneller ist,

ber solche Fahrt glücklich versuchet hat: es ist aber gewöhnlich, gegen Norden vorbey zu gehen. Ueber dem Schlunde findet man die St. Paulsbay, wo die Wohnplätze an der Nordseite anfangen. Diese Bay, welche dem Seminario zu Quebec zugehöret, hat sehr gerühmte rotte Fichten, und vor kurzem hat man daselbst auch eine schöne Bleygrube entdeckt.

Charlevoix.  
1720.

Sechs Seemeilen höher endiget ein sehr erhabenes Vorgebirge eine Kette von Bergen, die sich über vierhundert Meilen gegen Westen erstrecket. Man nennet es, vermuthlich zum Andenken eines Sturmes, Cap Tourmente. Indessen ist der Ankerplatz gut, und man ist daselbst mit Inseln von verschiedener Größe umgeben. Die ansehnlichste ist Orleans, die von Jacob Cartier die Bacchus-Insel genannt worden, weil er sie voller Weinstöcke fand. Ihre wohlgebaueten Gefilde stellen ein Amphitheater vor, und machen eine angenehme Aussicht. Dieses Eyland, welches nicht über vierzehn Seemeilen im Umfange hat, wurde 1676 zu einer Graffschaft errichtet, unter dem Namen St. Laurentz, für den Generalsecretär der Artillerie Franz Berthelot, welcher solche von dem ersten Bischöfe zu Quebec, Franz von Laval, erlanget hatte. Sie hatte schon vier Dörfer; und man zählet heutiges Tages sechs ziemlich bevölkerte Kirchspiele daselbst. Von zweenen Canälen, welche die Insel Orleans bildet, ist nur der südliche allein schiffbar. Selbst die Schaluppen können bloß bey hoher Fluth den nördlichen befahren. Man muß also von Cap Tourmente über den Fluß fahren, um nach Quebec wieder hinauf zu gehen; und diese Ueberfahrt verlangt Vorsicht. Man trifft daselbst Erieband an, worüber nicht allezeit für große Schiffe Wasser genug ist, so daß sie die Fluth erwarten müssen. Diese Schwierigkeit würde man auch noch vermeiden, wenn man durch Ibervilles Paß gieng.

Cap Tourmente.  
Insel Orleans.

Das Cap Tourmente ist auf hundert und zehn Seemeilen weit von dem Meere; und das Wasser des Flusses ist daselbst doch noch salzig; welches ungeachtet der Breite des Flusses sehr was seltsames ist, wenn man seine überaus große Schnelle erwägt. Den 23ten des Herbstmonates endlich legete man sich bey Quebec vor Anker. Wir müssen die Beschreibung dieser Stadt aus eben diesem Reisebeschreiber nehmen; denn er meldet, daß alle diejenigen, die vor seiner hergegangen sind, unvollkommen oder fehlerhaft sind. Unsere Genauigkeit darf also nur darinnen bestehen, daß wir nichts ändern.

Merkwürdige Beobachtung.

Quebec liegt in einer sehr besondern Lage, sechs und vierzig Grad, sechs und fünfzig Minuten Norderbreite. Es ist die einzige Stadt in der Welt, so viel man weiß, die einen Hafen mit süßem Wasser, sechs und zwanzig Seemeilen von dem Meere, hat, der hundert Schiffe von der Linie halten kann. Sie liegt auch an dem allerschiffbaresten Flusse in der Welt. Er hat bis an die Insel Orleans, das ist hundert und zehn oder zwölf Meilen vom Meere

Beschreibung von Quebec.

Pppp 3

ist, als des St. Laurentzflusses seiner, die Fluth zurück stößt, und einige Zeitlang das Gleichgewicht bey Checutimi mit dem Eintritte des Flusses in diesen Strom macht. Uebrigens meldet man uns, daß diese Schnelle nur erst seit dem Erdbeben 1633 wirklich ist. Es stürzte einen Berg in den Fluß, wovon dessen Bette enger wurde, und eine Halbinsel entstand, die man Checutimi genannt hat,

über welcher ein reißender Strom ist, den auch selbst Canote nicht befahren können. Die Tiefe des Saguenay von seiner Mündung bis nach Checutimi ist seinem reißenden Strome gleich. Man würde sich nicht getrauen, daselbst Anker zu werfen, wenn man die Fahrzeuge nicht leicht an Bäume binden könnte, womit die Ufer dieses Flusses besetzt sind. Journal du P. Charlevoix, p. 68.

**Charlevoix.** 1720. Meere, niemals weniger, als vier oder fünf Seemeilen, Breite: über der Insel aber zieht er sich auf einmal dergestalt zusammen, daß er vor Quebec nicht über eine Meile breit ist. Daher kömmt der Name Quebec, oder Quebeis, welches in der algonquinischen Sprache eine Verengerung heißt <sup>u)</sup>.

**Montmorency's Sprung.** Der erste Gegenstand, welcher in das Auge fällt, wenn man in die Rheede hineinfährt, ist ein schönes Wassertuch, ungefähr dreyßig Fuß breit, und vierzig Schuh hoch ist, welches sich unmittelbar an der Einfahrt des kleinen Canales der Insel Orleans befindet. Man sieht es von einer langen Spitze der mittäglichen Seite des Flusses, die sich nach der Insel Orleans zu krümmen scheint. Dieser Wasserfall hat den Namen **Montmorency's Sprung**, und die Spitze den Namen **Lepi**, dem Admirale Montmorency und seinem Neffen dem Herzoge von Ventadour zu Ehren, erhalten, welche alle beyde hintereinander Unterkönige in Neufrankreich gewesen. Man urtheilet anfänglich, daß ein so überflüssiger Wasserfall, der niemals versieget, der Fall von einem großen Flusse seyn müsse. Allein, es ist nur ein kleiner Bach, wo man an einigen Orten nicht bis an die Knöchel Wasser hat, und welcher seinen Ursprung aus einem schönen See, zwölf Meilen von dem Sprunge, nimmt. Die Stadt liegt eine Seemeile höher, und an eben der Seite, an dem Orte selbst, wo der Fluß am schmalsten ist. Der Raum aber, welcher zwischen ihm, und der Insel Orleans ist, bildet ein Becken einer Seemeile lang und breit, worin sich ein Fluß, Namens **St. Karlsfluß**. Karl ergießt, welcher von Nordwest kömmt. Quebec liegt zwischen der Mündung dieses Flusses und dem Diamantvorgebirge, welches ein wenig in den Fluß hineingeht. Im 1608ten Jahre hat sich das Wasser des Flusses, welches bey der Fluth zuweilen bis an den Fuß des Vorgebirges gestiegen, unvermerkt zurück gezogen, und läßt heutiges Tages einen großen Boden trocken, worauf man die Unterstadt gebauet hat. Sie ist hoch genug über dem Hasen erhaben, um die Einwohner wider die Ueberschwemmung zu versichern.

**Vorstadt der Unterstadt von Quebec.** Wenn man aussteigt, so trifft man einen Marktplatz von mittelmäßiger Größe, und unregelmäßiger Gestalt an, wo sich darauf eine Reihe von Häusern zeigt, die hinten an den Felsen stoßen, und sehr gut gebauet sind. Sie sind nicht sehr tief, bilden aber eine ziemlich lange Straße, welche die ganze Breite des Platzes einnimmt, und sich zur Rechten und Linken bis an zween Wege erstreckt, die nach der Oberstadt führen. Der Platz ist zur Linken durch eine kleine Kirche, und zur Rechten durch zwei Reihen gleichlaufender Häuser eingeschränket. Zwischen der Kirche und dem Hasen sieht man eine andere Reihe, und noch eine andere um das Diamantvorgebirge, an dem Ufer einer Bucht, welche die **Mutterbucht** heißt. Dieß ist gleichsam die Vorstadt der Unterstadt.

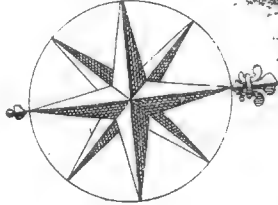
**Oberstadt.** Zwischen der Vorstadt und der großen Straße geht man nach der Oberstadt durch einen so steilen Abhang, daß man nur zu Fuße vermittelst einiger Stufen dahin gehen kann. Von dem Marktplatze aber hat man zur Rechten einen Weg von einem sanftern Abhange gemacht, welcher mit Häusern besetzt ist. An dem Orte, wo die beyden Wege zusammen kommen, fängt sich die Oberstadt an der Seite des Flusses an. Denn man findet noch eine

<sup>u)</sup> Die Abenaguer, deren Sprache eine algonquinische Mundart ist, nennen ihn Quelibec, welches etwas verschlossenes heißt, weil von dem Eintritt eines kleinen Flusses, La Chaudiere, der Kessel, genannt, auf welchem die Wilden nach Quebec aus der Nachbarschaft von Acadia kamen, die Lepi

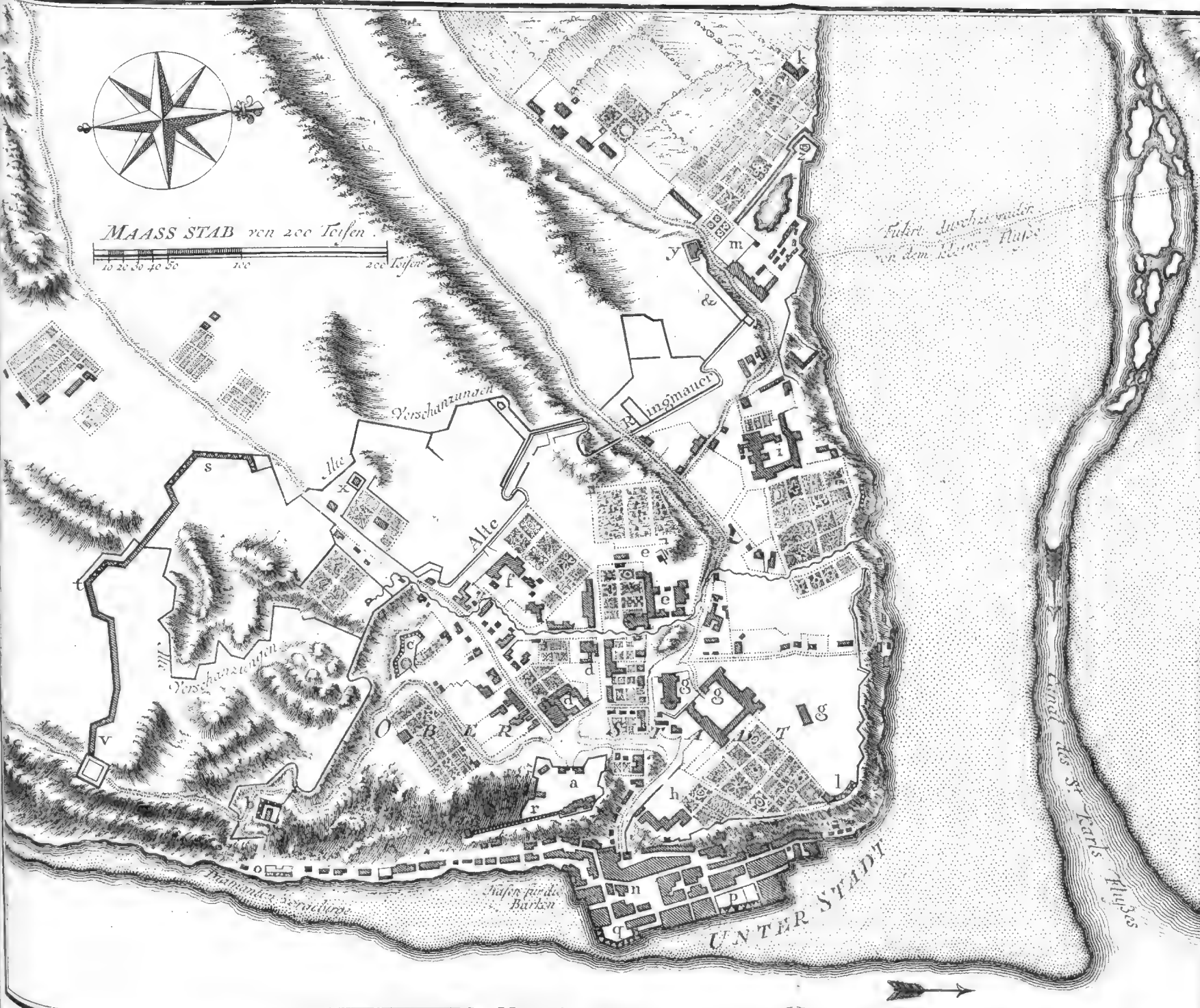


# GRUNDRISS der Stadt QUEBEC

- a. Fort S<sup>t</sup> Ludovic.
- b. Schanze auf dem Diamant vord.
- c. Mühlen aqualier
- d. Die Recoletten
- e. Die Jesuiten und was dazu gehört
- f. Die Ursulinerinnen
- g. Die Pfarr-kirche nebst dem Seminario und was dazu gehört
- h. Bischofs-hof.
- i. Das große Spital.
- k. S<sup>t</sup> Roch.
- l. Matrosen-sprung.
- m. Ober aufseher wohnung.
- n. Kirche der Unter-Stadt.
- o. Yaudreuil's Batterie.
- p. Dauphinen Batterie.
- q. Königliche Batterie.
- r. Schloß-batterie.
- s. S<sup>t</sup> Ludwigs Bastey.
- t. Eisgruben bastey.
- v. Jouberts halbe Bastey.
- x. S<sup>t</sup> Ursula Schanze.
- y. Henkerschanze.
- z. S<sup>t</sup> Rochs Schanze.
- & Potaschen. Abhang.



MAASS STAB von 200 Toisen.  
10 20 30 40 50 100 200 Toisen



1 2

3 4

5 6

7 8



Charlevoix.  
1720.

ne Unterstadt an dem St. Karlsflusse. Das erste merkwürdige Gebäude, welches man zur Rechten der ersten Seite antrifft, ist der bischöfliche Pallast. Die ganze linke Seite ist mit Häusern besetzt. Zwanzig Schritte weiter befindet man sich zwischen zweenen ziemlich großen Plätzen. Der zur Linken ist der Waffenplatz, auf welchen das Fort geht, wo der Generalkatholik wohnt. Die Recolleten haben ihr Kloster gegen über; und der übrige Bezirk wird durch ziemlich schöne Häuser eingenommen. Auf dem Platze zur Rechten trifft man anfänglich die Domkirche an, welche der ganzen Stadt zur Pfarrkirche dienenet. Das Seminarium ist an der Seite in einem Winkel, der von dem Quebecstrome und dem St. Karlsflusse gebildet wird. Der Domkirche gegen über ist das Jesuitercollegium, und dazwischen giebt es ziemlich gute Häuser. Von dem Waffenplatze geht man in zwei Straßen, die durch eine dritte quer durch geschnitten werden, welche eine ziemlich große Insel bildet, die von der Kirche und dem Kloster der Recolleten ganz eingenommen wird. Der andere Platz hat zween Abhänge mit dem St. Karlsflusse; der eine, welcher sehr steil ist, an der Seite des Seminarii, und wenig Häuser hat; der andere an der Seite des Collegii; und dieser, welcher sich sehr drehet, ist mit sehr kleinen Häusern besetzt, geht an der halben Seite vor dem Spital vorbei, und endiget sich an dem Intendantenhanse. Die andere Seite der Jesuiten, wo ihre Kirche ist, zeigt eine ziemlich lange Straße, welche das Ursulinerkloster enthält.

Dies ist die allgemeine Gestalt von Quebec. Wir müssen noch anmerken, daß der Grund, worauf die Oberstadt gebauet ist, zum Theile Marmor, und zum Theile Schiefer ist. Unter den vornehmsten Gebäuden, deren Beschreibung man besonders mittheilet, ist die Kirche der Unterstadt, die unter dem Namen U. L. F. vom Siege geweiht ist. Sie rühret von einem Gelübde her, welches 1690, bey der Belagerung der Stadt von den Engländern, gethan worden, und dienet, zur Bequemlichkeit der Einwohner, der Pfarrkirche zur Hülfkirche. Sie ist ganz schlecht gebauet, und eine bescheidene Sauberkeit machet ihren einzigen Schmuck aus. Einige Schwestern von einer geistlichen Congregation, welche dem Hospitale dienet, halten zwischen dieser Kirche und dem Hasen eine Schule.

Vornehmste Gebäude in Quebec.  
Kirche U. L. F. vom Siege.

Von dem bischöflichen Pallaste ist nur die Capelle und die Hälfte von denen in dem Grundrisse mit begriffenen Gebäuden fertig, die zusammen ein langes Viereck bilden sollen. Sein Garten erstreckt sich bis auf den Rücken des Felsen, und bestreicht die ganze Abende. Charlevoix überläßt sich hier seiner Einbildungskraft, und verzweifelt nicht, es werde die Hauptstadt von Neufrankreich dereinst eben so blühend seyn, als die in dem alten Frankreich. „So weit nur das Gesicht tragen kann, saget er, wird man Flecken, Schlösser, Lusthäuser wahrnehmen; und der Anfang dazu ist schon gemacht. Der Laurentzfluß, welcher sein Wasser majestätisch fortrollet, und es von Norden oder Westen herführet, wird daselbst mit Schiffen bedeckt seyn. Die Insel Orleans, und die Ufer der beyden Flüsse, welche den Hafen bilden, werden die schönsten Wiesen, reiche Weingebirge, und fruchtbare Gesilde zeigen; und was fehlt ihnen dazu, als daß sie besser bevölkert seyn sollten? Ein

Bischöfliche Pallast.

solche, welche nach der Insel Orleans vorgeht, den südlichen Canal gänzlich verstecket, so wie die Insel Orleans den nördlichen verbirgt, so daß der Hafen

Quebec von dieser Seite her nur eine große Bay zu seyn scheint.

Charlevoix.  
1720.

„Theil des St. Karlsflusses, welcher sich auf eine angenehme Art in einem Thale fort-  
„schlängelt, wird mit der Stadt vereinigt seyn, wovon er ohne Zweifel das schönste Bier-  
„thel ausmachen wird; die ganze Rheebe wird mit prächtigen Kayen bekleidet, der Hafen  
„mit stolzen Gebäuden umgeben seyn; und man wird daselbst drey oder vierhundert Schif-  
„fe sehen, die mit Reichthümern beladen sind, welche man iso noch nicht in Werth gesetzt,  
„und sie werden solche gegen die aus der alten und neuen Welt umsetzen, die man wird da-  
„hin gebracht haben. Alsdann wird die Terrasse des bischöflichen Pallastes eine Aussicht  
„zeigen, welcher nichts gleich kommen wird; und schon iso ist solches ein Ort von einer groß-  
„sen Schönheit.

Domkirche.

Die Cathedralkirche verdienet nicht, der Sitz des einzigen Bischofes in dem französi-  
schen America zu seyn. Sie würde in einem kleinen Flecken in Frankreich keine schöne  
Pfarrkirche seyn. Das merkwürdigste an ihr ist ein sehr hoher Thurm, der fest gebauet  
ist, und in der Ferne einiges Ansehen hat. Das Seminarium, welches an diese Kirche  
stößt, ist ein großes Viereck: die Gebäude aber sind unvollkommen. Zwo' Feuers-  
brünste, wovon sich die zweyte 1705 ereignete, und sie fast ganz in die Asche legete, als  
man fertig war, sie wieder herzustellen, haben die Ausbesserung des Gebäudes verzög-  
ert. Von dem Garten entdeckt man die Rheebe und den St. Karlsfluß, so weit das  
Gesicht reicht.

Fort.

Das Fort ist ein sehr schönes Gebäude mit zweenen Pavillionen an der Seite ver-  
hen. Man geht durch einen geräumigen und regelmäßigen Hof hinein: es hat aber keinen  
Garten, weil es am Rande des Felsen gebauet ist. Eine schöne Galerie nebst einem her-  
umgehenden Erker ersetzen solchen. Es bestreicht die Rheebe bis in deren Mitte man sich  
durch ein Sprachrohr zu verstehen geben kann; und man hat die Aussicht der ganzen Un-  
terstadt unter seinen Füßen. Wenn man hinaus geht: so tritt man zur Linken in eine große  
Esplanade, von da man durch einen sanften Abhang auf den Gipfel des Diamantvorgebir-  
ges steigt, welcher eine schöne Plattform macht. Bey einer allerliebsten Aussicht sieht  
man daselbst die reineste Luft ein; und man hat daselbst den Anblick von einer großen Anzahl  
Meerschweine, die auf der Fläche des Wassers spielen. Es ist nichts seltenes, daß man  
daselbst Diamanten findet, die schöner sind, als die zu Alenzon. Man schneidet sie zu  
Quebec recht gut. Sie waren ehemals daselbst sehr gemein, und das Vorgebirge hat da-  
von seinen Namen bekommen. Der Abhang an der Feldseite ist noch sanfter, als nach  
der Esplanade.

Recolleten-  
kloster.

Die Recolleten haben eine sehr schöne Kirche, die mit einer breiten Portkirche gezier-  
et ist, welche rund herum geht, aber ein wenig massiv ist. Es ist das Werk eines Layen-  
bruders des Ordens. Unter vielen Gemälden von einer groben Malerey thun sich des  
Bruder Lucas seine hervor. Das Haus ist groß, wohlgebauet, bequem, mit einem ge-  
räumigen und wohlgewarteten Garten begleitet.

Ursulinerin-  
nen.

Die Ursulinerinnen haben, wie das Seminarium, das Unglück gehabt, zwo Feuers-  
brünste auszustehen. Sie haben so wenig Capital, daß man nach dem ersten von diesen  
beyden Unfällen gereizet wurde, sie wieder nach Frankreich zurückkehren zu lassen. Indessen  
haben sie sich doch durch ihre gute Haushaltung, durch ihre Arbeit und Mäßigkeit nebst  
der Ehrerbiethung, die sie sich in der Colonie zuziehen, zweymal wieder herstellen kön-  
nen.

nen. Sie vergolden; sie stücken. Alle ihre Beschäftigungen sind nützlich, und von Charlevoix.  
Gutem Geschmacke.

Das Jesuitercollegium, welches ehemals nur ein grober Haufen von französischen  
Baracken und Hütten der Wilden war, hat eine sehr schöne Gestalt angenommen. Die  
Lage aber ist nicht vortheilhaft. Es hat keine Aussicht. Die nach der Rheede, welche es  
sonst hatte, ist heutiges Tages durch die Domkirche und das Seminarium bedeckt. Der  
Garten ist groß, und endiget sich mit einem kleinen Gehölze, welches der Ueberrest von ei-  
nem alten Walde ist, der ehemals dieses Gebirge bedeckete. Die Kirche hat von außen  
nichts schönes, als einen ziemlich artigen Glockenthurm. Sie ist mit Schiefer gedeckt,  
und die einzige so in ganz Canada, wo bis 1720 alle Dächer von Schindeln sind. In-  
wendig ist sie sehr geschmückt. „Sie hat eine leichte, und mit einem eisernen gemalten und  
vergoldeten Geländer umgebene Pfortkirche von ziemlich guter Arbeit; eine schön vergoldete  
und in Holz und Eisen gut gearbeitete Kanzel; einige gute Gemälde; kein Gewölbe, aber ei-  
ne flache ziemlich gezierte Decke von Holzwerke; kein Pflaster, aber einen guten bretternen  
Fußboden, welches diese Kirche im Winter erträglich macht, da man hingegen in den an-  
dern fast erfrieren möchte,..“ Dies ist des P. Charlevoix Beschreibung. Er erkannte  
an den vier hohlen und grobgemarmelten Säulen, welche den Zierrath des großen Altares  
ausmachen, die vier großen cylindrischen und massiven Säulen nicht, die aus einem Stücke  
Porphyr, so schwarz, als Achat, ohne Flecken und Streifen seyn sollen, wie la Fontan  
vorgiebt. Man würde es diesem Reisebeschreiber, saget er, verzeihen, wenn er sonst nur  
nicht die Wahrheit überschritten hätte, als den Kirchen einen Glanz zu geben.

Das Hospital hat zween große Säle, einen für die Mannspersonen, den andern für  
die Frauenspersonen. Alles ist darinnen bequem und sauber. Die Kirche ist hinter dem  
Weibersaale, und hat nichts merkwürdiges, als den hohen Altar, dessen Einfassung sehr  
schön ist. Dieses Haus wird von Hospitaliterinnen des heil. Augustins von einer Congre-  
gation, die sich von der Barmherzigkeit Jesu nennet, bedienet. Die erstern sind von  
Dieppe gekommen, und haben sich gleich keine übele Wohnung genommen: ihr Haus aber  
ist noch nicht fertig. Die Lage desselben an einer Anhöhe, auf einem flachen Orte, der ein  
wenig nach dem St. Karlsflusse zu geht, läßt sie eine schöne Aussicht genießen.

Das Intendantenhaus führet den Namen des Pallastes zu Quebec, weil es zu den  
Versammlungen des obern Rathes dienet. Es ist ein weitläufiger Pavillon, dessen beyde  
äußersten Enden einige Fuß weit übergehen, und wozu man durch eine steinerne Treppe  
mit einer doppelten Reihe Stufen hinauf geht. Die Seite nach dem Garten, von da man  
die Aussicht auf den kleinen Fluß hat, und gerades Fußes dahin kommen kann, ist weit an-  
genehmer, als die Vorderseite, wo man hinein geht. Der Hof zeigt zur Rechten die Ma-  
gazine des Königes; dahinter ist das Gefängniß. Die Thüre zum Eingange wird durch  
das Gebirge bedeckt, welches die Oberstadt bildet, und an diesem Orte nur einen dem Ge-  
sichte unangenehmen Felsen zeigt. Dieser Pallast ist zweymal abgebrannt, und das letz-  
temal im Jahre 1726.

Wenn man der Straße folget, oder dem Wege, welcher sie begränzet: so kömmt Generalhospit-  
man auf das Feld, und man geht eine halbe Viertelmeile nach dem Generalhospitale. Dies tal.  
ist das schönste Gebäude in Canada. Die Recolleten hatten vordem den Grund und Bo-  
den. Der Herr de Saint Vallier, Bischof zu Quebec, verlegete sie in die Stadt, kau-  
fete ihnen den Platz ab, und machte einen Aufwand von hunderttausend Thalern zur Stif-  
tung



**Charlevoix.** 1720. **tung des Spitalen.** Der einzige Fehler daran ist, daß es in einem Moraste gebauet worden, welchen auszutrocknen, es allezeit schwer werden wird. Dreyßig Klosterfrauen werden zur Bedienung der Armen daselbst gebraucht. Sie kommen von denen in dem Hospitale zu Quebec her, sind aber doch durch einige besondere Verordnungen und durch ein silbernes Kreuz, welches sie auf der Brust tragen, von ihnen unterschieden. Die meisten sind Frauenzimmer vom Stande.

**Festungswerke** Quebec ist nicht regelmäsig befestiget. Seit langer Zeit aber bemühet man sich, einen guten Platz daraus zu machen. Es ist schon vermögend, sich muthig zu vertheidigen. Der Hafen ist mit zweyen Basteyen versehen, die bey der großen Fluth fast mit dem Wasser gleich sind; das ist, sie sind fünf und zwanzig Fuß hoch erhaben; denn, wenn Tag und Nacht gleich sind: so steigt die Fluth so hoch. Ein wenig oberhalb der Bastey zur Rechten, hat man eine halbe gemacht, die in dem Felsen mit begriffen ist; und höher an der Seite der Galerie des Fortes stehen fünf und zwanzig Canonen in Batterie. Drüber ist ein kleines viereckichtes Fort, welches man die Citadelle nennet; und die Wege, welche von einer Befestigung zur andern führen, sind sehr steil. An der linken Seite des Hafens längst der Rheede, sind gute Batterien zu Canonen und Mörfern. Von dem Winkel der Citadelle, der nach der Stadt zu geht, hat man noch eine Eckbastey gemacht, von der eine wie ein Winkelmaß gezogene Bedeckung zu einem sehr erhöhten Cavaliere geht, auf welchem man eine wohlbefestigte Mühle antrifft. Wenn man von dem Cavaliere hinunter geht: so findet man einen Flintenschuß weit einen Thurm, der mit guten Basteyen versehen ist, darauf noch einen andern in gleicher Weite von dem erstern. Es haben daselbst noch andere Werke sollen angeleget werden, wie man denn auch auf dem Diamantvorgebirge eine kleine Schanze sieht: es ist aber nicht ausgeführet worden. In diesem Stande war der Ort, als ihn die Engländer 1711 angegriffen; und er ist auch 1720 noch nicht anders gewesen. Nach der Zeit aber hat man nicht gehört, daß etwas mehr daran gethan worden.

**Anzahl der Einwohner; ihre Gemüthsart und Gebräuche.** Man rechnet zu Quebec nicht über siebentaufend Seelen. Die Abschilderung aber, welche man uns von den vornehmsten Einwohnern und ihren Gebräuchen machet, giebt die Vorstellung von einer sehr angenehmen Gesellschaft in dieser kleinen Anzahl. Ein Generalstatthalter nebst einem Stat-Major, Adel, Officier, und Truppen, ein Intendant, ein Oberrath, und Untergerichte, ein Oberstraßenbereiter, ein Oberforstmeister, dessen Gerichtsbarkeit gewiß die größte in der Welt ist, begüterte Kaufleute, oder die wenigstens so leben, als wenn sie es wären, ein Bischof und ein zahlreiches Seminarium, Recolleten und Jesuiten, drey Frauenklöster, die wohl eingerichtet sind, große Zusammenkünfte bey der Statthalterinn und der Intendantinn, die können schon machen, nach den Ausdrücken des P. Charlevoix, daß einer seine Zeit ohne lange Weile zubringen kann. Ein jeder bemühet sich auch, etwas dazu beyzutragen. Man spielt; man machet Partien zu Lustfahrten, des Sommers in Caleschen oder Rähnen; des Winters in Schlitten auf dem Schnee oder mit Schlittschuhen auf dem Eise. Man jaget sehr stark; und eine Menge Edelleute haben sonst kein anderes Hülfsmittel, bequem zu leben. Die neuen Zeitungen bedeuten wenig, weil das Land wenig verschaffet, und weil die aus Europa alle auf einmal kommen. Sie machen aber doch die Beschäftigung eines guten Theiles des Jahres. Man urtheilet über das Vergangene, man muthmaßet von dem Künftigen. Die Künste und Wissenschaften kommen auch an die Reihe, und die Unterredungen und der Umgang werden nicht schläfrig. Die Canadier, das ist, die Creolen in Canada, nehmen gleich bey der Geburt ein freyes Wesen an,

Charlevoix.  
1721.

an, welches sie in dem Umgange sehr angenehm macht; und man redet nirgend die französische Sprache reiner. Es ist sehr merkwürdig, daß man hier keinen besondern Accent hat. Man sieht hier keine reiche Privatpersonen; weil ein jeder sich gern mit seinem Vermögen eine Ehre zu machen sucht, und sich niemand befließiget, Schätze zu sammeln. Man ißt und trinkt gut; man kleidet sich sehr sauber; jedermann ist hier von gutem Wuchse; und das Blut ist bey beyden Geschlechtern sehr gut. Die Fröhlichkeit, die Höflichkeit und die Freundlichkeit sind auch gemeinschaftliche Vortheile; und die Grobheit so wohl in dem Bezeigen, als in der Sprache, ist hier auch nicht einmal auf dem Lande bekannt.

Es ist viel daran gelegen, daß man dem reisenden Pater auf seinen verschiedenen Fahrten folget, damit man der Beschreibung der Dertter nützliche Anmerkungen beyfüge, womit sie stets begleitet ist. Den 19ten März 1721 reifete er auf einem Schlitten von Quebec ab, um sich nach der Stadt der Drey Flüsse (Trois Rivieres) zu begeben, welche fünf und zwanzig Seemeilen weit davon entfernt ist. Er legete sehr hurtig sieben Meilen zurück bis nach der Espenspiße (Pointe aux Trembles), eines von den guten Kirchspielen des Landes. Die Kirche daselbst ist groß, wohlgebauet, und die Einwohner sehr vermögende Leute. Ueberhaupt sind die alten Einwohner viel reicher in Canada, als die Herren; und man giebt diese Ursache davon an. Als die Franzosen anfangen, sich daselbst zu setzen: so war es nur ein großer Wald. Officier, Edelleute, ganze Gemeinen, denen man Herrschaften gab, waren nicht vermögend, sie selbst für sich nutzbar zu machen, und hatten nicht so ansehnliche Capitalien, daß sie eine hinlängliche Anzahl Arbeitsleute halten konnten. Man mußte also Einwohner dahin setzen, welche sich genöthiget fanden, sehr viel zu arbeiten, bevor sie so viel einerndeten, daß sie ihren Lebensunterhalt davon hatten, und sich also nur auf sehr mäßige Abgaben, mit den Herren einlassen konnten; so daß nebst den Lehnsgebühren und Rauffchillingen, die fast gar nichts heißen, dem Mühlenzolle und der Meyeren, eine Herrschaft von zweyen Seemeilen in der Länge, und von einer unbegrenzten Tiefe ein sehr mittelmäßiges Einkommen in einem so wenig bevölkerten Lande giebt, dessen innerer Handel so schwach ist.

Reise des Br.  
fassers.

Espenspiße.

Siebenzehn Meilen von der Espenspiße findet man auf eben dem Wege die Baroney Beckancourt, welche ein Dorf der Abenaquier enthält, und gegen über an der andern Seite des Flusses, eine andere Baroney, Namens Port-neuf. Die Wohnung des Barons von Beckancourt ist an der Einfahrt eines kleinen Flusses, welcher ganz in seinem Gebiete fließt, und davon den Namen angenommen hat. Er hieß vor dem der stinkende Fluß, weil er einige Zeitlang von einer großen Anzahl todter Leichen stank, die nach einem sehr blutigen Gefechte zwischen zweyen wilden Völkern hineingeworfen worden. Man geht über den Laurentzfluß, wenn man sich nach Trois Rivieres begeben will; und nichts ist reizender, als die Lage dieser Stadt. Sie ist auf einer Anhöhe von Sande gebauet, die sonst nichts unfruchtbares hat, als den Raum, den sie bey ihrer Vergrößerung einnehmen kann; denn sie hat noch keinen großen Umfang: sie ist aber mit allem umgeben, was eine Stadt angenehm machen, und sie zum Ueberflusse gelangen lassen kann. Der Fluß, welcher eine halbe Meile breit ist, läuft unten am Fuße. Jenseits sind gebauete Felder, welche fruchtbar und mit den schönsten Wäldern gekrönet sind. Ein wenig darunter und an eben der Seite nimmt der Fluß einen andern ziemlich schönen Fluß, welcher sich nicht eher damit vereiniget, als bis er zweyen andere, einen zur Rechten, und einen zur Linken eingenommen hat; und daher kömmt der Namen Drey Flüsse, Trois Rivieres, welchen die

Baroneten,  
Beckancourt,  
u. Port-neuf.

Stadt Trois  
Rivieres.

**Charlevoix.** Stadt bey ihrem Ursprunge angenommen hatte. Darüber und fast in eben der Weite findet man den **St. Peterssee**, sieben Meilen lang und drey breit. Nichts schränkt also die Aussicht von dieser Seite ein, und die Sonne scheint in dem Wasser unter zu gehen. Dieser See, der nur eine Erweiterung des Flusses ist, nimmt viele Flüsse ein, und ist wegen der Menge seiner Fische eben so berühmt, als wegen deren Güte.

1721.

Man rechnet nicht über sieben bis achthundert Franzosen in der Stadt **Trois Rivières**, ob sie gleich in ihrer Nachbarschaft vortreffliche Eisenbergwerke hat, die vermögend seyn würden, eine Stadt zu bereichern. Man hat nur seit kurzem angefangen, sie zu nutzen. Uebrigens hindert die kleine Anzahl der Einwohner dieser Stadt nicht, daß ihre Lage sie nicht wichtig machet. Sie ist eine von den ältesten Pflanzstädten der Colonie; und man hat daselbst gleich zu den ersten Zeiten einen Statthalter nebst einem **Etat Major** gesehen. Ein **Recolletenkloster**, eine ziemlich schöne Kirche, die von eben den Religiosen bestellet wird, und ein sehr schönes Hospital, welches ein Stück von einem **Ursulinerkloster** ausmachtet, worinnen man ihrer vierzig zählet, die das Amt der Hospitaliterinnen haben, sind die vornehmsten Gebäude daselbst. Schon 1650 hatte der **Seneschall** von **Neufrankreich**, dessen Gerichtsbarkeit durch den **Overrath** verschlungen ist, einen **Lieutenant** in dieser Stadt. Heutiges Tages hat sie nur ein ordentliches Gericht mit einem **Generallieutenant** zum **Oberhaupt**.

**Richelieus-**  
**inseln.**

**Inseln und**  
**Fluß St.**  
**Franciscus.**

An dem Ende des **St. Peterssees** sieht man eine große Anzahl **Inseln** von verschiedner Größe, welche die **Richelieusinseln** heißen; und zur Linken, wenn man von **Quebec** kommt, findet man sechs andere, die eine ziemlich tiefe Bucht umgeben, worein sich ein schöner Fluß ergießt, dessen Quelle in der Nachbarschaft von **Neuyork** ist. Die **Inseln**, der Fluß und das ganze Land, welches er bewässert, führen den Namen **St. Franciscus**. Alle diese **Inseln** waren ehemals voller **Hirsche**, **Rehe** und **Elendsthiere**, die verschwunden sind. Man fängt in dem **St. Franciscusflusse** vortreffliche Fische. Den Winter über machet man Löcher in das Eis, um **Fischergarne** fünf bis sechs Faden lang dadurch zu stecken, die man gemeiniglich voller **Barsche**, **Goldfische**, **Achiganen**, und vornehmlich **Maquingonen**, einer Art von **Hechten**, die einen größern Kopf haben, als die unserigen, und deren **Kachen** unter einer gekrümmten Schnauze ist, wieder heraus zieht. Die **Wilden** daselbst sind **Abenaquiter**, unter denen sich einige **Algonquinen**, **Sokokier** und **Mahinganer** befinden, die unter dem Namen der **Wölfe** bekannter sind, und sich ehemals um den Fluß **Manhate** in **Neuyork** geseset hatten, woher sie auch vermuthlich gebürtig sind. Die **Abenaquiter** sind von den mittäglichen Küsten **Neufrankreichs**, die **Neuengland** am nächsten sind, nach **St. Franciscus** gekommen. Ihre erste **Niederlassung** bey dieser **Wanderung** war an einem kleinen Flusse, der sich mit dem **St. Laurentz**, **Sillery** gegen über, vereiniget, das ist anderthalb Meilen über **Quebec** gegen Süden, bey einem **Wasserfalle**, den man den **Kesselsprung** nennet. Tho sind sie an dem Ufer des **St. Franciscusflusses**, zwey Seemeilen von seiner **Mündung** in dem **St. Peterssee**.

**Land von**  
**Dreyflüssen**  
**bis nach**  
**Montreal.**

Von **Trois Rivières** über den **St. Peterssee**, nach Süden zu brauchete der **P. Charlevoix** nur einen halben Tag, sich nach **St. Franciscus** zu begeben x). Er reisete den 13ten ab,

- x) Noch allezeit im Schlitten; denn das Eis hatte den 11ten März noch alle seine Stärke. scharfer ist die Kälte, weil man weiter gegen Norden rückt. Man hat gesaget, **Quebec** sey im feinsten und vierzigsten Grade sechs und fünfzig Minuten der
- y) Je weiter man den Fluß hinunter fährt, desto



பக்கம் 12

0909

22



ab, und kam den andern Morgen nach Montreal. Diese letzte Ueberfahrt ist fünf und zwanzig Seemeilen. Was für Annehmlichkeit man auch hat, solche im Winter auf einem Schlitten zu thun, da man über die gefrorenen Canäle, zwischen den Inseln, hingehen kann, die nach der Schnur, wie Drangenbäume, dahin gepflanzt zu seyn scheinen: so ist dennoch der Anblick bey einer Jahreszeit nicht schön, wo das Weiß überall die Stelle der schönsten Farben in der Natur einzunehmen scheint. Die Himmelsluft ist an dem St. Peterssee sehr rauh y). Wenn man aber vor den Richelieusinseln vorbehey ist: so scheint es, man sey auf einmal in eine ganz andere Gegend versetzt worden. Die Luft wird lieblicher, der Boden ebener, der Fluß schöner, und seine Ufer angenehmer. Man trifft dafelbst Inseln an, davon einige bewohnet, andere noch in ihrem natürlichen Zustande sind, die aber alle zusammen die schönste Landschaft in der Welt ausmachen.

Beschreibung der Insel und Stadt Montreal.

Die Insel Montreal, welche gleichsam der Mittelpunct davon ist, hat von Osten gegen Westen zehn Seemeilen in der Länge und fast viere in der größten Breite. Das Gebirge, wovon sie ihren Namen hat, und welches zwey Spitzen von ungleicher Höhe zeigt, ist fast mitten in der Länge der Insel, aber nur eine halbe Meile von der Mittagesküste, wo die Stadt Montreal liegt. Der Namen *Ville-Marie*, welchen diese Stadt bey ihrer Stiftung erhielt, hat nicht wollen gebräuchlich werden. Er wird nur in den öffentlichen Urkunden, und unter den Herren der Insel gebraucht, die sehr darüber halten. Man hat schon angemerkt, daß es die Sulpicier sind. Weil alle Ländereyen der Insel sehr gut sind, und die Stadt nicht weniger bevölkert ist, als Quebec: so ist diese Herrschaft, nach des P. Charlevoix Meinung, wenigstens so viel werth, als ein halb Duzend von den besten in Canada. Dieß ist die Frucht der Weisheit und Arbeit ihrer Herren.

Die Stadt Montreal hat einen sehr angenehmen Anblick. Sie ist wohlgelegen und wohlgebauet. Die Anmuth ihrer Gegenden und ihrer Ausichten flößet eine Munterkeit ein, welche alle Einwohner empfinden. Sie ist nicht befestiget. Ein mit Basteyen versehenes und schlecht unterhaltenes Pfahlwerk, nebst einer elenden Schanze auf einer kleinen Erdhöhe, die zum Bollwerke dienet, ist ihre ganze Vertheidigung. Sonst war sie offen, und den Anfällen der Wilden oder Engländer ohne Unterlaß ausgesetzt. Der Ritter Callieres ließ sie verschließen, da er Statthalter war; und seit einigen Jahren ist sie mit einer guten Mauer umgeben. Ihre stärkste Vertheidigung aber besteht in der Tapferkeit ihrer Einwohner.

Ihre Gestalt ist ein längliches Viereck an dem Ufer des Flusses. Der Boden, welcher sich unvermerkt erhebt, theilet die Stadt nach ihrer Länge in die obere und untere. Die erste enthält die Pfarrkirche, das Seminarium, die Recolleten, die Jesuiten, und die Wohnung des Statthalters; die andere das Spital, die königlichen Magazine, und den Waffenplatz. Jenseits eines kleinen Flusses, der von Nordwest kömmt und die Stadt auf eben der Seite begränzet, findet man das allgemeine Hospital nebst einigen Häusern; und an der Rechten jenseits der Recolleten, deren Kloster an dem äußersten Ende der Stadt ist, hat man eine Art von Vorstadt zu bauen angefangen, die dereinst ein sehr schönes Viertel seyn wird. Die Jesuiten haben kein geräumiges Haus: ihre Kirche aber ist groß und

Ihre vornehmsten Gebäude.

29993

wohl-

der Breite; Trois Rivieres in sechs und vierzigsten Grade einige Minuten, und Montreal zwischen vier und vierzig und fünf und vierzig Grad. Der Fluß machet einen Ellbogen gegen Süden nach dem St. Peterssee.

Charlevoix.  
1721.

wohlgebaut. Das Recolletenkloster ist größer, und die Communität zahlreicher. Das Seminarium ist mitten in der Stadt, und man erkennet es an dem Herrnhaufe. Es hängt an die Pfarrkirche, die mehr Ansehen hat, als die Domkirche zu Quebec. Das Frauenkloster von der Congregation ist zwar eins von den größten Gebäuden der Stadt, jedoch kaum zureichend, einer so zahlreichen Gemeinschaft Wohnungen zu verschaffen. Es ist das Haupt und das Noviciathaus eines Ordens, der in Canada seinen Ursprung genommen, und sich daselbst sehr nützlich machet. Das Spital wird von Klosterfrauen besorget, wovon die ersten aus la Fleche in Anjou genommen worden. Ihre Kirche und ihr Krankensaal sind zwey sehr schöne Gebäude: sie sind aber doch arm, und die Einkünfte ihrer Stiftung ihren Diensten nicht gemäß. Das allgemeine Hospital hat seine Errichtung einer Privatperson, Namens Charon zu danken, der alle sein Vermögen anwandte, eine Gesellschaft von mildthätigen Personen zu errichten in der doppelten Absicht, daß sie für die Kranken sorgen, und die jungen Leute auf dem Lande unterrichten sollten. Sein Anschlag wurde 1719 ausgeführt. Er hat aber nicht so lange gelebet, daß er ihn bestätigen konnte; und da der Hof seinen Anhängern die Erlaubniß untersaget, sich unwiederrufflich zu verbinden, so befürchtet man, dieses neue Stift werde nicht lange dauern.

Gegenden um  
Montreal.

Zwischen der Insel Montreal und dem festen Lande gegen Norden findet man eine andere Insel, ungefähr acht Seemeilen lang und zwey breit. Sie hieß anfänglich Montmagni, nach dem Namen eines Statthalters in Canada, der sie besaß. Darauf wurde sie den Jesuiten gegeben, welche solche die Jesusinsel nannten. Man meldet nicht, wie sie an die Sulpicier gekommen, welche sie zu bevölkern angefangen, und ihr den letzten Namen gelassen haben. Der Canal, welcher die beyden Inseln absondert, heißt der Wiesenfluß, weil er auf beyden Seiten sehr schöne Wiesen bewässert. Sein Lauf wird in der Mitte durch einen Wassersturz etwas beschwerlich, den man den Recolletensprung nennet, seitdem ein Religiose dieses Ordens darinnen ersoffen ist. Der dritte Arm des Flusses ist mit einer ungeheuren Anzahl Inseln besät, und hat den Namen Tausend Inseln oder St. Johannisfluß. An der Spitze der Jesusinsel sieht man die kleine Insel Bizard, und höher gegen Süden die Insel Perrot, die zwey Seemeilen lang und fast eben so breit ist. Die Insel Bizard endiget den See der beyden Gebirge; und die Insel Perrot sondert ihn von dem St. Ludwigssee ab. Was man den Gebirgesee nennet, ist eigentlich die Mündung eines großen Flusses, der Ontawaier Fluß genannt, welcher hier in den St. Laurentfluß fällt. Er ist zwey Meilen lang und fast eben so breit. Der St. Ludwigssee, welcher ein wenig größer ist, ist eigentlich nur eine Erweiterung des Flusses. Bisher gieng die französische Colonie noch nicht weiter gegen Westen: man fängt aber an, jenseits neue Wohnplätze anzulegen; und die Felder sind durchgängig vortreflich.

Zwey christliche  
Troquesen-  
dörfer.

In den letzten Kriegen hat man zwey Dörfer christlicher Troquesen, und das Fort Chamblé, als die Sicherheit von Montreal und den benachbarten Dörtern angesehen. Das erste von diesen beyden Dörfern, welches St. Ludwigsprung genannt wird, liegt in Terra firma an der Südseite drey Seemeilen über Montreal. Seine Einwohner, deren eine große Anzahl ist, sind stets einer von den stärksten Schlagbäumen der Colonie wider die abgöttischen Troquesen und wider die Engländer aus Newyork gewesen. Es hat in einem Raume von zweyen Seemeilen zweymal die Stelle verändert. Nachdem es bey einem Wassersturze gewesen, wovon es den Namen führet, so ist es igo in einer angenehmen Lage. Der Fluß ist daselbst sehr breit und mit Inseln bedeckt. Die Insel Montreal ist in Perspectiv an

Charlevoix.

1721.

an der einen Seite, und an der andern ist die Aussicht bis nach dem Ludwigssee nicht be-  
gränzet, welcher ein wenig höher anfängt. Die Kirche dieses Dorfes und das Haus der  
Missionarien sind zwey der schönsten Gebäude des Landes. Das andere Dorf heißt la  
Montagne, weil es lange Zeit auf dem doppelten Gebirge gestanden, wovon die Insel  
ihren Namen hat. Iso ist es in Terra firma, dem westlichen Ende dieses Eylandes gegen  
über; und die Sulpicier regieren es.

Fort Chambly.

Das Fort Chambly ist stets für einen Posten von der äußersten Wichtigkeit gehalten  
worden. Bey dem Ursprunge der französischen Colonie giengen die Troquesen bis an den  
Mittelpunct der Wohnungen durch einen Fluß hinunter, der sich in den St. Laurenzfluß,  
ein wenig über dem St. Peterssee ergießt, und den man aus dieser Ursache damals den  
Troquesenfluß nannte. Nachher hat man ihn Richelieusfluß von einem Forte dieses Na-  
mens genannt, welches man an seiner Mündung erbauet hatte. Als nachher dieses Fort  
zerstört worden: so ließ ein Officier, Namens Sorel, ein anderes bauen, dem man sei-  
nen Namen gab, welcher sich auch dem Flusse mitgetheilet hat. Er hat ihn noch, obgleich  
das Fort nicht mehr da ist. Von da geht man ungefähr siebenzehn Seemeilen den Fluß  
hinauf, stets gegen Süden, ein wenig Südwest, wo man einen Wassersturz und gegen  
über eine Art von einem kleinen See findet, der durch den Fluß selbst gemacht wird. An  
dem Ufer des Wassersturzes, und dem See gegen über liegt das Fort Chambly. Es wurde  
anfänglich, durch einen Officier, nur von Holze aufgeführt, der ihm seinen Namen gab, zu  
eben der Zeit, da Sorel seines bauete. Um das 1721ste Jahr aber bauete man es von  
Steinen, und versah es an den Seiten mit vier Basteyen. Es hat allezeit eine starke  
Besatzung. Die benachbarten Felder sind so gut, daß man sich gezaubert hat, daselbst  
Wohnplätze anzulegen; und man verzweifelt nicht, daraus noch dereinst eine gute Stadt  
entstehen zu sehen. Von Chambly nach dem Champlainssee rechnet man nur acht Seemei-  
len. Der Sorelfluß geht durch diesen See, und der Verfasser beobachtet, daß Neufrank-  
reich vielleicht keine Gegend habe, welche dienlicher sey zu bevölkern. Er sezet hinzu, die  
Himmelsluft sey daselbst gelinde; die Einwohner werden die Troquesen zu Nachbarn ha-  
ben, gute Leute, saget er, die keine Zänkerey mit den Franzosen anzufangen suchen wer-  
den, wenn sie solche im Stande sehen, daß sie sich nicht vor ihnen fürchten dürfen;  
und die sich zu dieser Nachbarschaft noch besser gewöhnen werden, als zu der von  
Neuyork.

Verschiedene  
Wasserstürze.

Doch wir müssen mit ihm den Fluß St. Laurenz noch weiter hinauf gehen. Er gieng  
den 1sten May vom Ludwigsprunge ab, um die Nacht an der westlichen Spitze der Insel  
Montreal zuzubringen. Den andern Tag, nachdem er den Morgen mit Besichtigung des  
Landes zugebracht hatte, welches er sehr schön fand, gieng er über den St. Ludwigssee,  
um sich nach den Cascaden zu begeben, welchen Namen man einem Wassersturze besle-  
get, der gerade über der Insel Perrot ist, welche den Ludwigssee und den See der beyden  
Gebirge von einander absondert. Man vermeidet ihn, wenn man sich ein wenig zur  
Rechten hält, um die Canote leer nach einem Orte gehen zu lassen, welchen man das Loch  
nennet. Darauf zieht man sie an das Land, und machet eine Uebertragung von ei-  
ner halben Bierthelmeile, welche nothwendig wird, einen andern Wassersturz zu ver-  
meiden, welcher le Buïsson, das Gebüsche, heißt. Es ist ein schönes Wassertuch,  
welches von einem flachen Felsen ungefähr einen halben Fuß hoch herunter fällt. Char-  
levoix glaubet, man könnte sich von dieser Beschwerlichkeit befreyen, wenn man das  
Bette

Charlevoix. Bette eines kleinen Flusses ein wenig ausgrübe, der sich in den andern oberhalb der Casca-  
 1721. den ergießt.

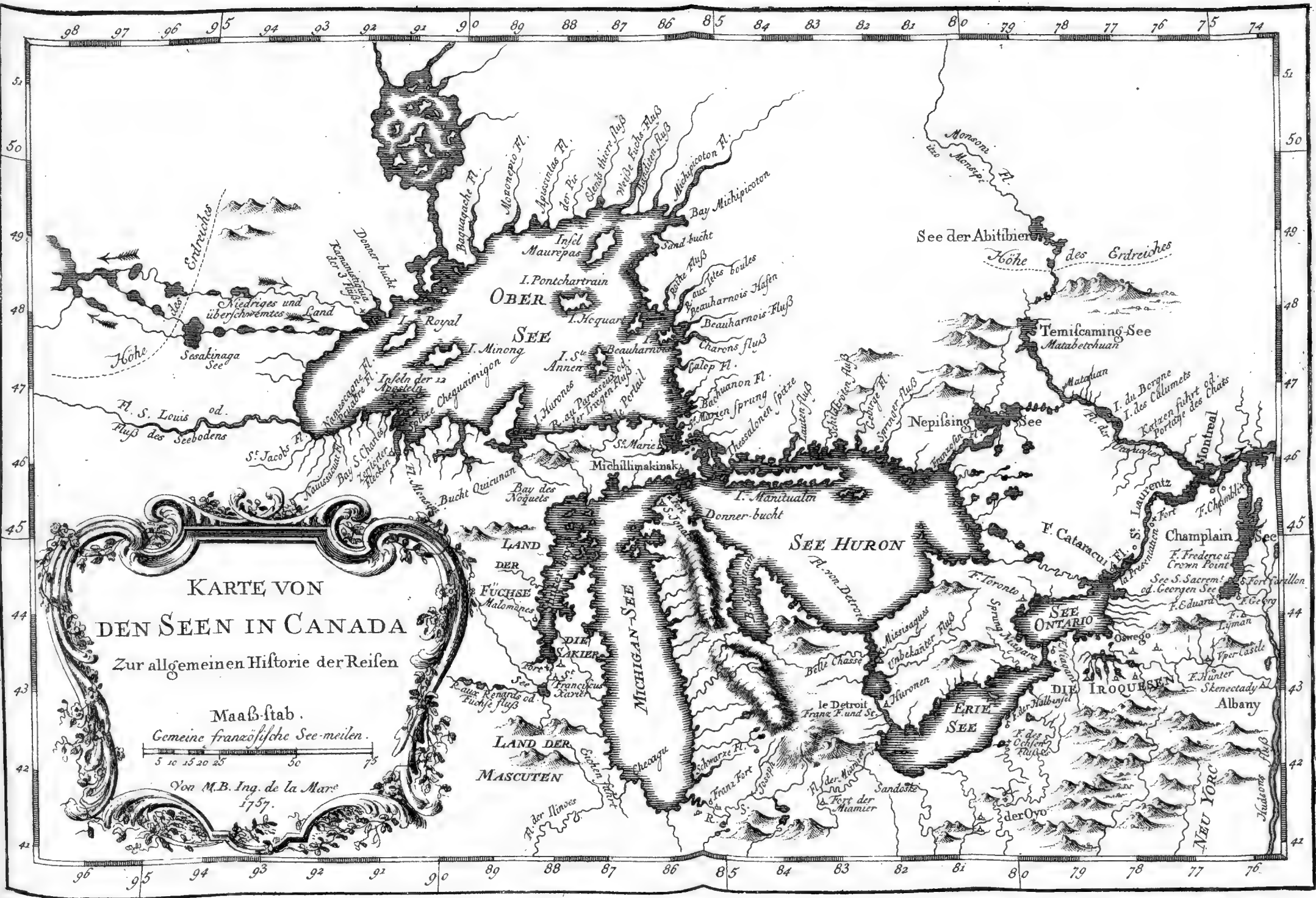
Nothwendig-  
 keit eines For-  
 tes zu la Ga-  
 lette.

Oberhalb des Buïsson ist der Fluß eine große Viertelmeile breit; und das Erdreich an beyden Seiten ist vortreflich. Man hatte angefangen, das an der Nordseite umzugra-  
 ben; und nichts würde leichter seyn, als daselbst einen großen Weg von der Spitze, welche der Insel Montreal gegen über ist, bis an die Bucht zu machen, welche man la Galette nennet. Es scheint so gar, daß zu la Galette ein Fort besser angebracht und nothwendiger seyn würde, als zu Catarocui, weil daselbst nicht ein Canot vorbey geht, das man nicht sieht; da man sich hingegen zu Catarocui leicht hinter den Inseln weg schleicht. Diese Beobachtung ist von dem Kriegescommissar Clerambaut d'Agremont, welcher 1706 von dem Könige abgeschickt wurde, alle entfernete Posten zu besuchen. Er bemerkete über dies, „weil die Felder in den Gegenden von la Galette sehr gut wären: so würde man daselbst stets Lebensmittel im Ueberflusse haben, ohne zu rechnen, daß in zweenen Tagen mit gutem Winde eine Barke von la Galette nach Niagara gehen könnte. Einer von denen Gegenständen, saget er, die man sich bey Erbauung des Fortes zu Catarocui vorgestellt hatte, war die Handlung mit den Troquesen. Nun würden diese Wilden so gern nach la Galette, als Catarocui, kommen. Sie würden zwar einen etwas weitem Weg haben: allein, sie würden auch eine Ueberfahrt von acht oder neun Seemeilen auf dem Ontariossee vermeiden: endlich so würde das Fort zu la Galette das ganze Land bedecken, welches zwischen dem Flusse der Ontawaiier und dem St. Laurentzflusse ist; denn man kann wegen der Wasserstürze von der Flussseite nicht an diese Gegend kommen, und die Ufer des Ontawaiierflusses sind leicht zu bewahren.“

Franciscussee.

Den 2ten May reifete Charlevoix drey Seemeilen nach den Cedern. Dieß ist ein dritter Wassersturz, der seinen Namen von einer großen Menge Cedern hat, die man vor dem an diesem Orte sah, die aber fast alle abgehauen sind. Den 4ten erlaubete ihm ein Zufall, welcher eines von seinen Canoten zerbrach, nicht, über den vierten Wassersturz zu gehen, ob er gleich nur drittehalb Meilen von dem vorigen ist. Den 5ten gieng er über den St. Franciscussee, welcher sieben Meilen lang und drey in seiner größten Breite ist. Das Erdreich auf beyden Seiten ist niedrig, und scheint nichts destoweniger gut zu seyn. Die Fahrt von Montreal bis hieher geht ein wenig Südwest, und der St. Franciscussee läuft Westsüdwest und Ostnordost. Den 6ten mußte man über die Röhren des Sees gehen. So nennet man die Canäle, die von einer großen Anzahl Inseln gebildet werden, womit der Fluß an diesem Orte fast bedeckt ist, und welche das Land allertieft machen. Der übrige Tag wurde zugebracht, über die Wasserstürze zu kommen, wovon der ansehnlichste, den man das Mühlchen nennet, erschrecklich anzusehen ist; und wo es viel Mühe kostet, vorbey zu kommen. Gleichwohl that man sieben Meilen an dem Tage, und man lagerte sich unten an dem langen Sprunge, einem Wassersturze einer halben Meile lang, welchen die Canote nur halb beladen hinauf gehen. Man passirete ihn den 7ten des Monats, damit man darauf bis um drey Uhr des Abends schiffen könnte. Nach dem Lobe, welches Charlevoix der Himmelsluft gegeben, und nach dem Unterschiede, den er bemerkt hat, so wie man den Fluß hinauffähret, scheint es sehr wunderfam zu seyn, wenn man hier höret, es habe hier die folgende Nacht, mitten im Maymonate, so stark gestoren, als es im Jenner in Frankreich thut. Gleichwohl war man in gleichen Linien mit Languedoc. Den 9ten gieng man über den Wassersturz, Ploc genannt, der von dem langen Sprunge et-  
 wan





KARTE VON  
DEN SEEN IN CANADA

Zur allgemeinen Historie der Reisen

Maaß-stab.  
Gemeine französische See-meilen.  
5 10 15 20 25 50 75

Von M.B. Ing. de la Mare  
1757.



04

31  
tel  
ter  
kt

08

etwan sieben Seemeilen weit ist, und fünf von den Galloten, welcher der letzte ist. Charlevoix.  
1721.  
La Galette ist noch anderthalb Meilen weiter, und man kam den roten alda an. Das ganze Land, welches zwischen der Bucht und den Galloten ist, verdienet Bewunderung. Die Wälder sind allerliebste; und man bemerket daselbst vornehmlich Eichen von einer außerordentlichen Schönheit.

Fünf oder sechs Meilen von la Galette findet man eine Insel, Tonihata genannt, eine halbe Meile lang, wovon ein Iroquese, der den Franzosen sehr geneigt war, das Eigenthum mit einem Bewilligungspatente erhalten hatte, woraus er sich eine Ehre machte, solches zu zeigen. Charlevoix rühmet den Wis dieses Wilden, ob er gleich nicht unterlassen hat, saget er, seine Herrschaft für vier Kannen Branntwein zu verkaufen. Da er sich aber die Nutzung von derselben vorbehalten: so hatte er daselbst achtzehn bis zwanzig Familien von seiner Völkerschaft zusammen gebracht. In seiner ganzen Aufführung besaß er sich, den französischen Sitten nachzuahmen. Von da bis an das Fort Catarocui sind noch ungefähr fünfzehn Seemeilen übrig, in welchem Raume man über eine Art von Archipelagus geht, die Tausend Inseln genannt, deren wenigstens über fünfhundert sind. Darauf hat man nur anderthalb Meilen bis an das Fort. Der Fluß ist hier viel freyer und eine halbe Meile breit. Man läßt zur Rechten drey große Buchten, die ziemlich tief sind; und das Fort ist in der dritten gebauet. Es ist ein Viereck mit vier Basteyen, welches nicht weniger als eine Viertelmeile im Umfange hat. Es ist von Steinen gebauet, und hat eine überaus anmuthige Lage, vornehmlich gegen den Fluß, dessen Ufer eine sehr abwechselnde Landschaft vorstellen. Eben so ist es auch an der Einfahrt in den Ontariosee, der nur eine halbe Meile davon entfernt ist. Die Bucht ist voller Inseln von verschiedener Größe, die insgesammt mit Bäumen bekleidet sind, und nichts beschränket den Horizont daselbst. Dieser See hatte anfänglich den Namen des h. Ludwigs, darnach Frontenacs, welcher auch dem Forte zu Catarocui gegeben worden, welches der Graf von Frontenac angeleget hatte. Unvermerkt aber hat der See wieder seinen alten Namen, und das Fort den von der Bucht angenommen, deren Ufer es einnimmt. Das Erdreich von la Galette an ist sehr gut, ob es gleich am Rande nicht das Ansehen hat. Man sieht mitten in dem Flusse, dem Fort gegenüber, eine sehr schöne Insel, worauf man Schweine gesezet hatte, die sich vermehret haben, und wovon sie ihren Namen angenommen hat. Die Cederninsel und die Hirschinsel sind zwey kleine Eylande unter dem großen, eine halbe Meile von einander. Die Bucht zu Catarocui ist doppelt, das ist, sie hat gegen ihre Mitte eine Spitze, die sehr weit vorgeht; und unter welcher ein sehr guter Ankerplatz für die großen Barken ist. Hinter dem Forte ist ein Morast, wos viel Wildprät giebt. Vordem wurde in dem Forte ein ansehnlicher Handel getrieben, sonderlich mit den Iroquesen, deren Wohnplätze gegen Süden sind; und das Fort wurde gebauet, so wohl um sie anzuziehen, als sie in Ehrerbietung zu halten. Dieser Handel aber hat sich nicht lange erhalten; und die Wilden haben nichts desto weniger der Colonie Böses gethan. Sie haben ist wirklich einige Familien in den Gegenden des Fortes; wie sich denn auch einige Missisaguer, eine algonquinische Völkerschaft, da befinden, welche drey Flecken an dem See haben, einen an dem östlichen Ufer, den andern am Niagara, und den dritten in der Straße.

Von Catarocui hatte der P. Charlevoix nur sechs Seemeilen bis zu der Rehinzel zu thun, wo man einen sehr guten Hafen findet, welcher große Barken einnehmen kann. Da aber verschiedene Hindernisse seine Schiffahrt verzögert hatten: so brachte er die Nacht

Allgem. Reisebesch. XVI Band.

K r r

an

Insel Toni-  
hata.

Beschreibung  
des Forts Ca-  
tarocui.

Weinstöcke in  
Gebözen in  
Neufrank-  
reich.

Charlevoix.

1721.

Verschiedene Flüsse.

an einem sehr unbequemen Orte zu, wo er gleichwohl zum erstenmale Weinstöcke im Walde sah. Die meisten Bäume, sagt er, haben Neben, die sich bis an deren Gipfel hinauf schlingen. Er hatte diese Anmerkung noch nicht gemacht, weil er sich stets an offenen Orten aufgehalten: man versicherte ihn aber, es wäre nichts so gemein bis nach Merico. Diese Weinstöcke haben einen sehr starken Fuß und tragen viel Trauben. Die Beeren sind nur so groß wie eine Erbse, vermuthlich weil man sie nicht wartet. Dieß ist eine so liebliche Erfrischung für die Bären, daß sie solche auf den größten Bäumen suchen: sie finden aber nichts mehr, als was die Vögel übrig gelassen, welche bald ganze Wälder abgelesen haben.

Den 13ten, nachdem man vor der Kehinsel vorbeý war und sich drey Seemeilen weiter hin, bey der Galloteninsel, die in 43 Gr. 33 Minuten liegt, aufgehalten hatte, mußte man anderthalb Seemeilen weit überfahren, um nach einer Spitze zu kommen, die man deswegen Traversse nennet. Man gewinnt dadurch über vierzig Seemeilen, die man fahren müßte, wenn man an der Küste von Terra firma hinliefe. Von der Spitze der Galloteninsel entdeckt man gegen Westen den Fluß Chuguen oder Onnontague, welcher vierzehn Seemeilen weit davon entfernt ist. Bey der Windstille steuret man gerade auf den Fluß zu, damit man sich noch einen Umweg von funfzehn oder zwanzig Meilen erspare. Sechs Flüsse, die man zur Linken läßt, wenn man diesen Weg nimmt, sind wegen ihrer vortreflichen Fische berühmt. Erstlich ist der Assomption, der nur eine Seemeile von der Traversspitze ist; darauf der Sandfluß, drey Seemeilen weiter; darauf die Planke, zwey Seemeilen darüber; der große Hungerfluß, noch zwey Seemeilen weiter; der kleine Hungerfluß eine Seemeile weiter, und eben so weit darüber der dicke Rindfluß. Ob man gleich dem Anscheinen nach schön Wetter hätte haben sollen: so änderte sich solches doch auf einmal; und man hatte viel Mühe, das nächste Land zu erreichen, wovon man noch drey Seemeilen weit entfernt war. Charlevoix landete um sieben Uhr des Abends in der Hungerbucht an, welche seit der Zeit diesen traurigen Namen führet, da der Statthalter in Neufrankreich, de la Barre, beynahse sein ganzes Heer durch Hunger und Krankheiten daselbst verloren hätte, als er die Troquesen bekriegen wollte. Die Ufer des Sees allda sind mit Wäldern bedeckt, in welchen man die weißen und rothen Eichen unterscheidet, die sich bis in die Wolken erhoben. Man sieht da auch einen andern Baum von der größten Art, dessen hartes aber zerbrechliches Holz dem Ahorne ähnlich ist, und dessen Blatt von fünf Spizen und mittelmäßiger Größe inwendig sehr schön grün, und auswendig weiß ist. Es ist eine Art von Baumwollenbaume, der in einer Hülse von der Dicke der indianischen Maronen eine Wolle trägt, die man aber unglücklicher Weise zu Nichts brauchen kann. Im drey und vierzigsten Grad der Breite und zu einer schon so weit vorgerückten Jahreszeit, wo man zuweilen eine solche Hitze empfand, als man in Frankreich im Heumonate verspühret, verwunderte sich Charlevoix sehr, daß er noch kein Blatt auf den Bäumen sah. Er schreibt diese Langsamkeit der Natur dem Schnee zu, womit das Land viele Monate bedeckt gewesen. Die Erde ist noch nicht genug erwärmet, daß sie die Lustlöcher der Wurzeln eröffnen und den Saft eintreten lassen könne. Es giebt in dieser Gegend Adler von einer ungeheuren Größe. Man ist daselbst auf den Gränzen des Landes der Troquesen.

Fluß Onnontague.

Einige Seemeilen weiter gieng Charlevoix vor der Mündung des Onnontague vorbeý, welcher ihm so breit vorkam, als ein Morgen Landes. Das Erbreich ist daselbst sehr niedrig, aber mit schönen Gehölzen bekleidet. In diesen Fluß ergießen sich alle diejenigen, die das Land der Troquesen bewässern; und seine Quelle ist ein sehr schöner See, Gantantaba,

nantaha genannt, welcher an seinen Ufern Salzgruben hat. Zehen Seemeilen von dem Charlevoix.  
 Onnontague findet man die Goyoguinenbay. Die ganze Küste in diesem Raume wech- 1721.  
 selt mit Moräften und hohem etwas sandigem Erdreiche ab, das aber mit sehr schönen Bäu-  
 men, voraus Eichen, bedeckt ist, wovon man glauben sollte, daß sie mit Menschenhän-  
 den dahin gepflanzt wären. Die Goyoguinenbay ist einer von den schönsten Dertern in  
 der Welt. Eine mit Gehölzen bedeckte Halbinsel geht in der Mitte vor, und bildet gleich-  
 sam ein Theater. Zur Linken wird man in der Vertiefung eine kleine Insel gewahr, welche  
 die Einfahrt eines Flusses verdeckt, wodurch die Goyoguinen in den See herunter kommen.  
 Man begiebt sich von dieser Bay nach der Tsnonontuanerbay: man trifft aber in diesem  
 Zwischenraume einen kleinen Fluß an, wovon man sehr merkwürdige Seltsamkeiten anföh-  
 ret. Er heißt Cascuchiagon. Obgleich seine Mündung weder breit, noch tief ist: so Seltsamkeiten  
 erweitert sie sich doch ein wenig höher, und die größten Schiffe könnten darinnen gehen. des Cascu-  
 Darauf wird man durch einen Fall aufgehalten, der nicht weniger, als sechzig Fuß hoch, chiagon.  
 und zween Morgen Ackers breit ist. Einen Flintenschuß darüber findet man einen zweyten  
 von eben der Breite, aber um zwey Drittheile niedriger; und eine halbe Meile weiter einen  
 dritten, der hundert Fuß hoch und drey Morgen Ackers breit ist. Nach diesen großen  
 Wasserfällen trifft man viele Wasserfälle an; und funfzig Seemeilen weiter findet man  
 einen vierten Fall, der dem dritten in nichts nachgiebt. Der Lauf dieses Flusses ist hundert  
 Seemeilen; und wenn man ungefähr sechzig Seemeilen hinauf gegangen ist, so hat man  
 nur zehn zu Lande, wenn man zur Rechten geht, um zu dem Ohio oder dem schönen Flusse,  
 an einem Orte, Namens Ganos zu kommen, wo man einen Brunnen findet, dessen  
 Wasser die Dicke des Deles und einen Eisengeschmack hat. Die Wilden brauchen ihn in  
 ihren Krankheiten, alle Arten der Schmerzen zu stillen.

Die Tsnonontuanerbay ist allerliebste. Ein artiger Fluß schlängelt sich daselbst Tsnonontua-  
 zwischen zween mit kleinen Höhen besetzten Wiesen hindurch; und man entdeckt allda Thä- nerbay.  
 ler von einer großen Strecke, die durch Wälder begränzt sind. Den 22sten gieng man  
 vor einer andern Bay vorbei, die der große Morast heißt, und den Nachmittag dessel-  
 ben Tages lief man in die Niagarastraße ein. Dieß ist ein Raum von vierzehn Seemeilen,  
 welcher die Gemeinschaft des Eriesees mit dem Ontariosee machet, und wodurch der St. Lau-  
 renzfluß aus dem erstern in den andern geht. Von der Einfahrt bis an den Ontariosee  
 führet diese Straße den Namen des Niagaraflusses. Der Zwischenraum ist von unge-  
 fähr sechs Seemeilen; und man findet an der Einfahrt das Fort eben dieses Namens. Es  
 steht aber nur seit des P. Charlevoix Reise. Herr von Joncaire, welcher der Stifter des-  
 selben ist, hatte damals einen kleinen Sitz drey Seemeilen weiter hin, an dem Ufer der  
 Straße, nebst einigen indianischen Hütten. Man fährt gegen Süden, wenn man in den  
 Niagarafluß hinein läuft; und der Wohnplatz dieses Herrn, dem man im Voraus den  
 Namen eines Fortes gab, war zur Linken in derjenigen Weite von dem Orte, wo heutiges  
 Tages das Fort ist.

Nachdem Charlevoix einige Tage in einer angenehmen Gesellschaft zugebracht hatte: Beschreibung  
 so mußte er gräuliche Gebirge besteigen, um zu dem beschriebenen Niagarastrunze zu kom- des Niagara-  
 men, oberhalb dessen er sich wieder einschiffen sollte. Diese Reise ist drey Seemeilen weit. strunzes.  
 Sie war sonst fünf bis sechs, weil man auf der andern Seite des Flusses, das ist an der  
 Westseite, gieng, und sich nur zwe Seemeilen über seinem Falle einschiffete. Man hat

Charlevoix.

1721.

aber an der Linken eine halbe Viertelmeile von diesem Wasserfalle eine Bucht gefunden, wo der Strom nicht merklich ist, und wo man sich ohne Gefahr einschiffen kann.

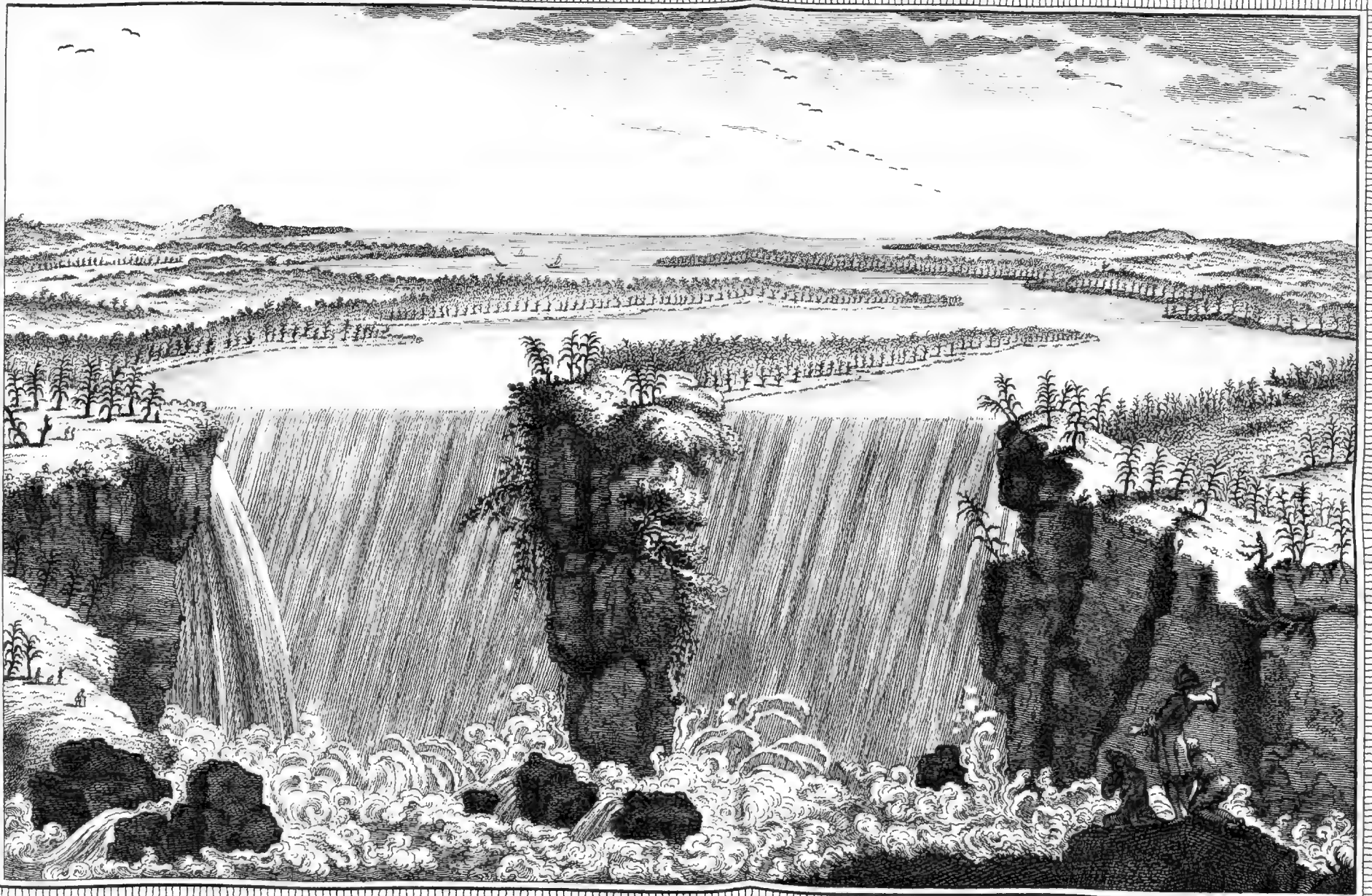
Der Fall des St. Laurentsflusses in dieser Straße bildet einen von den schönsten Wasserfällen der Natur. Nach denen Beobachtungen, woran man sich hält, hat sich La Hontan so wohl in seiner Höhe, als in seiner Gestalt, geirret. „Es ist gewiß, sagt Charlevoix, daß, wenn man die Höhe nach denen drey Gebirgen mißt, worüber man anfangs gehen muß, man von denen sechshundert Fuß, die ihm Delile in seiner Karte giebt, nicht viel abziehen darf; und er hat ohne Zweifel solches nur auf Treu und Glauben des Barons de la Hontan und des P. Hennepin vorgegeben. Als ich aber auf die Spitze des dritten Gebirges gekommen war: so bemerkete ich, daß ich in denen drey Meilen, die ich noch bis an den Wasserfall hatte, mehr hinunter, als hinauf, steigen mußte; und hierauf haben diese beyden Reisenden nicht genug Acht gehabt. Weil man sich nur von dieser Seite dem Wasserfalle nähern und ihn nur von der Halbseite sehen kann: so ist es nicht leicht, die Höhe derselben mit den Instrumenten zu messen. Man hat es mit einem Stricke, der an das Ende einer Stange gebunden worden, versucht; und auf diese Art hat man nur hundert und funfzehn bis hundert und sechs und zwanzig Fuß Tiefe gefunden. Allein, es ist nicht möglich, sich gewiß zu versichern, ob die Stange sich nicht an einem Felsen, der vorgiehet, aufgehalten; und ob man sie gleich allezeit naß, so wie auch das eine Ende des Strickes, wieder zurück gezogen: so kann man doch nichts daraus schließen, weil das Wasser, welches von dem Gebirge hinunter stürzt, sehr hoch mit vielem Schaume wieder aufspringt. Ich meines Theiles habe ihn von allen Seiten, wo man ihn nur ansehen kann, betrachtet, und schätze, daß man ihm nicht weniger als hundert und vierzig oder funfzig Fuß geben kann z).

Seine Gestalt ist wie ein Hufeisen, ungefähr vierhundert Schritte im Umfange. In der Mitte ist er durch eine sehr schmale Insel, die eine halbe Viertelmeile lang ist, in zweyen getheilet. Diese beyden Theile aber säumen sich nicht, sich wieder zu vereinigen. Derjenige, den man nur von der Halbseite sieht, hat viele vorgehende Spitzen; und diejenige, die man von vornen entdeckt, scheint sehr eben zu seyn. La Hontan setzet noch einen Strom hinzu, der von Westen kömmt. Vielleicht waren es nur wilde Wasser, die sich durch einige Rauschbäche dahinein ergossen, wenn der Schnee geschmolzen war. Man urtheilet leicht, daß unterhalb des Falles der Fluß noch lange Zeit einen so gewaltigen Stoß empfindet. Er ist auch nur erst drey Seemeilen darnach schiffbar, und gerade vor dem Orte, wo Joncaire seinen Wohnplatz hatte. Er sollte nicht weniger oberhalb unfahrbar seyn; weil der Fluß in seiner ganzen Breite daselbst schnurgerade fällt. Außer der Insel aber, die ihn theilet, halten noch viele Klippen die Schnelle des Stromes auf. Er ist gleichwohl so stark, daß man nicht nach der Insel hinüber fahren kann. Man hatte dem P. Charlevoix gesaget, die Fische, die daselbst hinein kämen, fielen in dem Flusse todt darnieder: allein, er sah dergleichen in dem Flusse nicht. Man hatte ihn auch versichert, die Fische, die darüber hinflögen, fänden sich zu eilen in dem Wirbel verwickelt, welchen die Heftigkeit des Wassersturzes in der Luft machet. Indessen sah er doch kleine Vögel, ziemlich niedrig, gerade über dem Falle wegfliegen.

Dieses

z) Journal historique p. 233.





*Wasserfall von Niagra*

Ch  
1

Dieses große Wassertuch wird von einem Felsen aufgefangen; und zwei Ursachen be- Charlevoix.  
wegen einen, zu glauben, daß es daselbst eine Höhle von einiger Tiefe gefunden oder mit der 1721.  
Zeit ausgehöhlet habe. Erstlich ist das Geräusch daselbst sehr dumpficht und gleicht einem  
entfernten Donner. Kaum höret man es so weit, als der französische Wohnplatz ist; und  
was man daselbst höret, kann wohl nur von dem Anstoßen an die Felsen seyn, womit der  
Fluß in diesem Raume angefüllet ist; und das um so vielmehr, weil man oberhalb dieses  
Wasserfalles ihn schon weit näher nicht mehr höret. Die zweite Ursache ist, daß nichts  
wieder von dem, was man hinein fallen läßt, zum Vorscheine kömmt. Wenn man übrige  
gens einen Nebel darüber wahrnimmt: so ist es von hinten; und von ferne würde man  
ihn für einen Rauch halten. Das Erdreich ist in denen dreyen Meilen, die man zu Fuße  
thut, um sich nach dem Sprunge zu begeben, und welche man die Uebertragung von Nia-  
gara nennet, weder gut, noch mit schönen Gehölzen bekleidet; und man kann daselbst nicht  
zehn Schritte thun, ohne auf einen Ameisenhaufen zu treten, oder Klapperschlangen an-  
zutreffen, vornehmlich bey der Hitze des Tages.

Man rechnet ungefähr sieben Seemeilen von dem Niagara sprunge bis zu dem Eriesee. Beobachtun-  
Der P. Charlevoix gieng den 27ten daselbst ab, und kam glücklich in den See. gen an dem  
Weg, da er an der Südküste hinfuhr, war weit angenehmer, als an der Nordküste, aber Eriesee.  
auch um die Hälfte länger. Dieser See ist von Osten gegen Westen auf hundert Seemei-  
len lang. Seine Breite von Norden gegen Süden ist ungefähr dreyßig Seemeilen. Der  
Namen Erie ist der Namen einer Völkerschaft in der huronischen Sprache, die an seinen  
Ufern saß, und von den Troquesen gänzlich zerstöret worden. Er heißt Karze; und die  
Erier werden in einigen Nachrichten die Völkerschaft der Karzen genannt. Man findet  
wirklich in diesem Lande eine Menge von diesen Thieren, die viel größer sind, als die unse-  
rigen; und ihre Felle werden sehr hochgehalten. Der Namen Conty, welchen man auch  
dem Eriesee giebt, kömmt vermuthlich von dem Ritter von Conti her, welcher diesem Prin-  
zen seine Beförderung zu danken hatte.

Den 28ten fand sich Charlevoix, nachdem er neunzehn Seemeilen zurückgeleget hat-  
te, vor dem großen Flusse, welcher durch zwey und vierzig Grad funfzehn Minuten von  
Osten kömmt. Obgleich die Bäume noch nicht grün waren: so kam ihm das Land den-  
noch schön vor. Den 29ten und 30ten kam er nicht weit: den andern Morgen aber rü-  
ckete er mehr fort. Den 1sten des Brachmonates, da er eine Stunde lang einen Fluß hin-  
auf gefahren war, der, wie man faget, von sehr weit herkömmt, und zwischen zweyen schö-  
nen Wiesen wegfließt, mußte er ungefähr sechzig Schritte weit übertragen lassen, damit  
man nicht um eine Spitze hinum dürste, die funfzehn Meilen in den See hinein geht, und  
die lange Spitze heißt. Ob sie gleich sandig ist, so trägt sie doch von Natur sehr viele  
Weinstöcke. Die folgenden Tage fuhr er an einem sehr schönen Lande hin, welches zuwei-  
len durch unangenehme Höhen, die sich aber nicht weit erstrecken, bedeckt wird. Den  
4ten wurde er einen Theil des Tages an einer Spitze aufgehalten, welche drey Seemeilen  
weit Nord und Süd läuft, und welche man die kahle Spitze nennet. Das Land ist vol-  
ler Bären; und man hatte den vorigen Winter nur allein auf dieser Spitze über vierhun-  
dert erleget.

Den 5ten um vier Uhr des Abends wurde man das Südländ und zwei kleine Inseln Klapper-  
gewahr, die sehr nahe dabey sind. Sie heißen die Klapperschlangensinseln, und man ver- schlangens-  
sichert, sie seynd mit diesen gefährlichen Gewürmen so angefüllet, daß die Luft davon ganz insel.

**Charlevoix.** angestecket ist. Man gieng gegen Abend in die Straße hinein, und brachte die Nacht da selbst oberhalb einer sehr schönen Insel zu, die Weißholzinsel genannt. Von der langen Spitze bis an die Straße, geht die Fahrt nur nach Westen: von der Straße an aber bis an die St. Clareninsel, welche fünf bis sechs Seemeilen davon ist; und von da bis an den Huronensee wendet sie sich ein wenig von Osten nach Süden. Die ganze Straße also, welche dreyßig Seemeilen lang ist, ist zwischen dem zwey und vierzigsten Grad, zwölf bis funfzehn Minuten, und dem drey und vierzigsten und einem halben Grade Nordbreite. Ueber der St. Clareninsel erweitert sie sich, so daß sie auch einen See von ungefähr sechs Seemeilen lang und an einigen Orten eben so breit, bildet, welcher den Namen der Insel angenommen, oder ihr seinen gegeben hat. Man stellet diesen Ort als die schönste Gegend von Canada vor. Hügel, Wiesen, Felder, Gehölze, Bäche, Brunnen und Flüsse, alles ist daselbst wunderbarer Weise zusammengebracht. Charlevoix sah daselbst Felder, welche achtzehn Jahre hintereinander ohne gedüngt zu werden, Weizen getragen hatten. Die Inseln scheinen daselbst zum Vergnügen des Auges mit der Hand dahin gesetzt zu seyn. Der Fluß und der See sind sehr fischreich. Die Luft ist daselbst rein, gemäßigt und gesund. Vor dem französischen Forte, welches zur Linken liegt, eine Seemeile unter der St. Clareninsel, findet man an eben der Seite zwey zahlreiche Dorfschaften nahe beyeinander. Die erste wird von Huronen Tionontatern, welche erst lange herumgeschweift, und sich darauf anfangs am St. Mariensprunge gesetzt haben; die zweyte von Puteotamiern bewohnt. Ein wenig höher sieht man ein Dorf von Ontawaiern, den unzertrennlichen Gefährten der Huronen, seit dem beyde von den Froquesen aus ihren Landen verjaget worden.

Die schönste Gegend in Canada.

Fort Pontchartrain.

Das französische Fort, welches den Namen Pontchartrain führet, ist von Feldern, die mit Sande untermengt, aber dennoch fruchtbar sind, und mit sehr schönen Gehölzen umgeben, die aber fast allezeit mit Wasser angefüllte Gründe haben. Charlevoix scheint für die Meynung derjenigen zu seyn, welche eine ansehnlichere Niederlassung an dieser Straße wünschen würden, ungeachtet man Gefahr lief, daß man dem nordlichen Pelzhandel der engländischen Colonien gar zu nahe käme. Diesen Einwurf glaubet er dadurch zu zernichten, daß er behauptet, an welchem Orte auch die Wilden seyn und was für Vorsicht man auch brauchen möchte, so würde man sie doch nicht abhalten, daß sie nicht ihre Waaren auswärts trügen, wenn man ihnen nicht in der französischen Colonie eben die Vortheile verschaffen könnte, die sie bey den Engländern hoffen.

St. Clarensee.

Charlevoix reisete den 13ten des Brachmonates von da nach Michillimackinac ab. Der St. Clarensee worüber er fuhr, zeigt auf beyden Seiten ein sehr schönes Land. Gegen die Mitte der Ueberfahrt, die nur vier Seemeilen ist, läßt man einen ziemlich breiten Fluß zur Linken, den man den Huronenfluß genannt hat; weil sich die Indianer dieser Völkerschaft bey dem Kriege mit den Froquesen dahin flüchteten; und zur Rechten fast gerade gegenüber, sieht man einen andern, der noch breiter ist, den man aber achtzig Meilen weit hinauf fahren kann, ohne einen Wassersturz zu finden, welches ein seltener Vortheil bey einem Flusse dieses Landes ist. Die Fahrt von dem Fort der Straße bis jenseit des St. Clarensees ist Ostnordost; von da wendet man sich gegen Nord durch Ost bis nach Süden, vier Seemeilen weit, nach welchen man zur Rechten ein Dorf von Mississaguern findet, welches in einer fruchtbaren Gegend an dem Anfange der schönsten Wiesen von der Welt liegt. Von diesem Dorfe rechnet man nach dem Huronensee zwölf Seemeilen in einem allezeit allertiebsten Lande. Es ist ein schöner Canal, mit großen Gehölzen besetzt, die durch Wiesen

Wiesen abgefondert werden, welche mit Inseln durchschnitten sind. Man folget darinnen stets Nord gen Nordost bis an die Einfahrt in den Huronensee, wo die Fahrt noch zwölf Seemeilen gegen Norden ist. Es sind ihrer wenigstens hundert von der Straße bis Michillimacimac. Fünf und zwanzig Seemeilen von der Einfahrt in den See geht man über eine Felsenbank, die flachen Länder genannt, die nicht über einen halben Fuß hoch Wasser haben. Darauf rücket man nach der Saguinambay vor, welche fünf oder sechs Seemeilen Deffnung und dreyßig Tiefe hat. Der Grund dieser Bay, wo die Ontawater ein Dorf haben, ist ein schönes Land. Von ihrer Einfahrt aber bis Michillimacimac findet man nichts, was dem Auge gefällt. Zehn Seemeilen über der Bay wird man zweener ziemlich großer Flüsse gewahr, wenigstens eine Meile von einander, und vier oder fünf Meilen weiter hin ist die Donnerbucht, welche eine Deffnung von drey Seemeilen aber wenig Tiefe hat.

Charlevoix.  
1721.

Das Fort Michillimacimac ist drey und vierzig Grad dreyßig Minuten Nordbreite. Es ist sehr verfallen, seitdem man den besten Theil der Wilden, die sich da gesetzet hatten, nach der Straße verlegt hat. Es ist bey dem Forte nur noch ein mittelmäßiges Dorf übrig, wo sich der Pelzhandel gleichwohl noch erhält, weil eine große Anzahl indianischer Völkerschaften da durchgehen. Die Lage dieses Posten ist sehr vortheilhaft zwischen dreyen großen Seen, dem Michigan oder Illinesensee, dem Huronensee und dem obern See, die alle drey für die größten Barken schiffbar, und die beyden erstern durch eine einzige kleine Straße abgefondert sind, ohne zu gedenken, daß eben die Fahrzeuge ohne Hinderniß in dem ganzen Eriesee bis nach dem Niagarasprunge gehen können. Obgleich zwischen dem Huronensee und dem obern See sich nur durch einen Canal von zwey und zwanzig Seemeilen, der mit Wasserstürzen durchschnitten ist, eine Gemeinschaft findet: so können doch die Canote alles, was man aus dem obern See bekömmt, bis nach Michillimacimac bringen.

Fort Michillimacimac.

Charlevoix giebt dem obern See zweyhundert Seemeilen in der Länge von Osten gegen Westen, achtzig in der Breite an vielen Orten, von Norden gegen Süden, und fünf- hundert im Umfange. Seine ganze mittägliche Küste ist sandig, ziemlich gerade, und sehr von den Nordwinden beschweret. Das nördliche Ufer hat weniger Gefahr für die Reisenden, weil es bey wenigern Winden mit Felsen besetzt ist, welche kleine Hafnen machen; und nichts ist in einem See, wo man etwas sehr sonderbares wahrnimmt, nothwendiger, als diese Zufluchtsörter. Es wird daselbst ein Sturm zween Tage vorher angekündigt. Anfanglich nimmt man auf der Oberfläche des Wassers ein kleines Wallen wahr, welches den ganzen Tag dauert, ohne daß es merklich zunimmt. Den andern Morgen bedecken ziemlich starke Wellen den See, und brechen sich den ganzen Tag nicht, so daß man ohne Furcht vorrücken kann, und man leget so gar mit einem günstigen Winde einen großen Weg zurück. Den dritten Tag aber sieht man den See ganz in Feuer; und die Bewegung der Wellen wird so heftig, daß man Schußörter nöthig hat, die man an der Nordküste findet. An der südlichen ist man genöthiget, gleich den zweyten Tag ziemlich weit vom Ufer zu bleiben.

Beobachtung-  
gen wegen des  
obern Sees.

Die Jesuiten hatten an dem Canale, wodurch dieser See mit dem Huronensee zusammen hängt, eine blühende Kirche, welche sie St. Mariensprung nannten, weil sie nahe an einem Wassersturze war, welcher durch große Felsen verursacht wurde: Man hat be- reits angemerket, daß die Indianer, woraus sie bestund, nach Michillimacimac versetzt worden. An den Ufern des Sees findet man an einigen Orten große Stücke Kupfer, welche

St. Mariens-  
sprung.



Charlevoix.  
1721.

che der Gegenstand einer abergläubischen Verehrung bey den Wilden sind. Sie sehen solche als ein Geschenk derer Götter an, die unter dem Wasser wohnen; und ob sie gleich solche zu nichts brauchen: so sammeln sie doch die kleinsten Stücke davon sorgfältig. Vor Alters, fogen sie, sah man daselbst einen Felsen von dieser Materie, welcher sich weit über das Wasser erhob; und weil er nicht mehr erscheint: so behaupten sie, die Götter hätten ihn an einen verborgenen Ort versetzt. Charlevoix verwirft das Daseyn eines Kupferfelsen nicht, und urtheilet, die Wellen könnten ihn wohl mit der Zeit mit Sande bedeckt haben. Er versichert, man habe an vielen Orten eine ansehnliche Menge von diesem Metalle entdeckt, ohne daß man sehr gegraben habe; es sey fast rein; und ein Jesuitenbruder, der ein Goldschmiedt seines Handwerkes war, und bey der Mission am St. Mariensprunge diene- te, habe Leuchter, Kreuze und Rauchpfannen daraus gemacht.

Stinkerbay.

Man rechnet achtzig Seemeilen von dem Forte Michillimackinac nach der Stinker- bay, oder der großen Bay; und Charlevoix hatte Gelegenheit, diese Reise mit dem Ritter von Montigny zu thun. Sie schifften sich den 2ten des Heumonates ein. Dreyßig Meilen weit liefen sie an einer Erdzunge hin, die den Michiganssee von dem obern See, abson- dert, und an einigen Orten nur einige Meilen breit ist. Das Land ist sehr schlecht: es en- diget sich aber mit einem schönen Flusse, la Manistie genannt, der sehr fischreich und vor- nehmlich voller Stöhre ist. Ein wenig weiter hin, wenn man gegen Südwest fährt, kömmt man in einen großen Meerbusen, dessen Einfahrt mit Inseln besetzt ist. Er heißt die Nokaierbay von dem Namen einer kleinen Völkerschaft, die von dem obern See ge- kommen ist, und wovon nur noch einige zerstreute Familien übrig sind, die keine beständi- ge Wohnung haben. Dieser Busen ist von der großen Bay nur durch die Inseln der Pu- tewacamier, die alten Wohnungen der Wilden dieses Namens, abgesondert. Die mei- sten sind reich an Gehölzen: die einzige aber, welche noch bevölkert ist, ist weder die größte, noch die beste. Sie enthält ein Dorf, dessen Einwohner sich stets durch ihre Ergebenheit gegen die Franzosen hervorgethan haben.

Nokaierbay.

Die beyden Reisenden wurden den 6ten durch widrige Winde aufgehalten. Weil aber die zurückgekommene Windstille ihnen erlaubet hatte, sich den Abend bey dem Mondenscheine einzuschiffen: so giengen sie vier und zwanzig Stunden lang hinter einander fort. Die Sonne brannte so stark, und das Wasser in der Bay war so heiß, daß das Gummi ihres Canotes an vielen Orten schmolz; und da dieser Unfall sie genöthiget hatte, sich zu dessen Ausbesserung aufzuhalten; so fanden sie sich von vielerley Arten von Fliegen belagert, die ihnen eine traurige Nacht machten. Den andern Morgen, nachdem sie, fünf bis sechs Meilen gefahren, fanden sie sich vor einer kleinen Insel, die nicht weit von der Ostküste der Bay ist und ihnen die Einfahrt eines Flusses verbarg, woran die Malominer wohnen. Diese Indianer, welche von den Franzosen die Völkerschaft des tauben Habers genannt worden, vermuthlich, weil sie sich davon nähret, sind in einem einzigen Dorfe zusammen. Man rühmet ihren schönen Wuchs; und man giebt vor, daß sie nebst der Sprache der No- kaier und Springer, woraus man sie für Völker von einerley Herkunft hält, noch eine be- sondere Sprache haben, welche sie niemanden bekannt machen. Ein wenig unter der klei- nen Insel ändert sich die Gestalt des Landes auf einmal, und wird liebreizend. Es hat so gar etwas angenehmers, als die Straße. Allein, ob es gleich mit schönen Bäumen be- deckt ist, so scheint es dennoch sandig, und nicht so fruchtbar zu seyn. Die Orchagraer, welche man die Stinker genannt hat, bewohnten vordem die Ufer der Bay. Man er- zäh-

Völkerschaft  
des tauben-Ha-  
bers.

zählet, als sie von den Illinesen von da verjaget worden, so haben sie sich in den Fluß der Charlevoix. Utagamier geflüchtet, und sich daselbst an einem so fischreichen Orte gesetzt, daß man um <sup>1721.</sup> ihre Hütten herum nichts anders, als verfaulere Fische, gesehen, wovon die Luft ganz ange-  
steckt gewesen. Diesen Ursprung giebt man ihrem Namen. Die Franzosen haben in der Namens der Bay ein ziemlich gutes Fort an dem westlichen Ufer des Utagamierflusses, zwölf Seemeilen Stinkerbay. von seiner Mündung. Man sieht zur Rechten ein Dorf von Saktiern; und die Dschagraer haben sich seit kurzem um das Fort herum niedergelassen. Ihre Sprache hat mit der andern Völkerschaften in Canada ihrer nichts ähnliches: sie haben auch gar keinen Umgang, als mit den westlichen Völkern. Charlevoix erstaunete, als ihm die Dschagraer eine catalo-  
nische Pistole, und ein Paar spanische Schuhe, nebst einer Art von Salbe zeigten. Sie hatten solches von einem Nyue; und sie erzähleten, wie es in ihre Hände gekommen wäre. <sup>Raub von einem spanisch. Priester.</sup> Vor ungefähr zwey Jahren, sageten sie, kamen Spanier aus Neu-Mexico, in der Absicht, bis zu den Illinesen zu dringen, und die Franzosen von da zu verjagen, welche sie ungern näher kommen gesehen. Sie waren den Missuri herunter gefahren, und hatten zwey Dörfer der Octotataer angegriffen, welche der Nyuer Freunde waren. Diese Wilden, die noch ohne Feuergewehr waren, hatten nicht viel Widerstand thun können: ein drittes Dorf von eben der Völkerschaft aber, das nicht weit von den beyden andern entfernt war, und aus ihrem Unglücke lernete, was es selbst zu befürchten hätte, legete den Siegern einen Hinterhalt. Sie waren so unvorsichtig, und geriethen hinein; und die meisten wurden erschlagen. Sie hatten zween Priester bey sich, wovon der eine bey dem Gefechte blieb, der andere aber gefangen genommen wurde, und sich auf eine sehr listige Art rettete. Sein Pferd, welches er geschickt ritt, hatte ihm das Leben erhalten. Eines Tages, da die Wilden sich eine Lust machten, ihn solches tummeln zu sehen, entfernete er sich unvermerkt, und verschwand bald ganz. Vermuthlich war dieses noch von seinem Geräthe übrig geblieben, oder der Raub von einem Erschlagenen, der zu den Dschagraern gekommen. Charlevoix, welcher das, was er von diesen Indianern vernahm, mit andern Erzählungen verglich, überredet sich leicht, es gäbe in dem festen Lande Spanier, oder andere europäische Pflanzstädte weiter gegen Norden, als diejenigen, die wir von Neumexico und Californien kennen; und wenn man den Missuri hinaufführe, so weit man könnte, so würde man einen großen Fluß finden, der gegen Westen bis in das Südmeer liefe. Er setzet hinzu, daß außer dieser Entdeckung, die er von dieser Seite für leichter hält, als von der Nordseite, einförmige Anzeigen, die aber an verschiedenen Orten gesammelt sind, ihm nicht erlauben, zu zweifeln, daß, wenn man versuchete, bis an die Quelle des Missuri zu dringen, man nicht daselbst so viel finden sollte, daß man wegen der Beschwerlichkeit und Unkosten einer so großen Unternehmung schadlos seyn sollte a).

Eine andere Reise, die er von Michillimacimac nach dem St. Josephsflusse that, machet den Michigansee bekannt. Er reisete den 29sten des Heumonates zu Mittag mit einem widrigen Winde ab, welcher ihn nicht hinderte, acht Seemeilen den Tag zurück zu legen; woraus er schloß, daß ihn die Ströme fortrieben. Diese Beobachtung, die er schon gemacht hatte, da er in die große Bay einlief, ließ ihm keinen Zweifel, daß sich diese Bay, die ein Sack ist, nicht in den Michigansee ergießt, und daß der Michigan, der auch ein Sack

a) Journal historique p. 301.

Charlevoix.  
1721.

Michigansee.

Schönheit des  
Landes.

Sack ist, nicht in den Huronensee geht; und das um so vielmehr, saget er, weil der eine und der andere viele Flüsse einnehmen, und der Michigan vornehmlich eine große Anzahl derselben einnimmt, deren einige nicht geringer sind, als die Seine *b*).

Anfangs gieng er fünf Seemeilen gegen Westen, um nach dem Michigansee zu kommen; darauf wandte er sich gegen Süden, in welcher Richtung man hundert Seemeilen fortgeht, bis an den St. Josephsfluß. Nichts scheint mit dem Lande zu vergleichen zu seyn, welches den Michigansee von dem Huronensee absondert. Den 1sten August, nachdem er über eine Bay gefegelt, die dreyßig Seemeilen tief ist, hatte er die Biberinseln zur Rechten, die mit schönen Bäumen bedeckt sind; und einige Meilen weiter sah er zur Linken auf einer Sandhöhe das, was die Wilden den liegenden Bären, und die Franzosen den schlafenden Bären nennen. Nach zwanzig Seemeilen, die er diesen Tag that, kam er in eine kleine Insel, die in vier und vierzig Grad dreyßig Minuten, das ist, fast auf der Höhe von Montreal, ist. Von der Einfahrt in den Michigansee bis an diese Insel ist die Küste so sandig, als das innere Land gut zu seyn scheint. Es ist über dieses so gut bewässert, daß man keine Meile weit geht, ohne entweder einen großen Bach oder einen schönen Fluß zu entdecken; und je weiter man gegen Süden kömmt, desto größer sind die Flüsse, vermuthlich, weil sie weit her kommen. Indessen fehlet es doch den meisten an Tiefe einzulaufen. Das Sonderbareste ist, daß man da fast gleich Anfanges Seen von zweyen, drey, oder vier Seemeilen im Umfange antrifft, welches ohne Zweifel von der Menge Sand herkömmt, den sie führen, und welcher von den Wellen zurück gestossen wird, da er sich denn an ihrer Mündung häuſet.

Fluß des P.  
Marquette.

Den 2ten gieng er vor dem Flusse vorbei, den man des P. Marquette Fluß nennt. Charlevoix lief daselbst hinein, um sich von der Wahrheit, derer Erzählungen zu versichern, die man ihm davon gemacht hatte. Er ist anfangs nur ein Bach: fünfzehn Schritte weiter aber kömmt man in einen See, ungefähr zwey Meilen im Umfange. Ein großer Bug (Morne), den man zur Linken an der Einfahrt läßt, scheint von Menschenhänden gehauen zu seyn, damit er sich desto leichter in den Michigan ergießen könne. Zur Rechten ist die Küste sehr niedrig, hundert Schritte lang; darauf wird sie auf einmal sehr hoch. Diese Beschreibung hatte man ihm davon gemacht. Er sehet hinzu, der P. Marquette habe sich daselbst, nachdem er viele Entdeckungen in allen diesen Ländern gemacht, den 18ten May 1675 an der Mündung aufgehalten; er sey daselbst plötzlich gestorben, und allda begraben worden. Die Franzosen haben dem Flusse seinen Namen gegeben; und die Wilden selbst nennen ihn nicht anders, als den Schwarzrock *c*).

St. Nicolas-  
fluß.

Drey Seemeilen weiter findet man den St. Nicolasfluß, welcher auch mit einem See begleitet ist, der viel länger, als der vorige, aber nicht so breit ist. Er ist mit rothen und weißen Fichten besetzt, wovon die leßtern, die eine rauhere Rinde, aber ein besseres Holz haben, ein ziemlich feines Gummi geben; da man hingegen aus den andern nur ein Harz bekömmt, woraus man sehr gutes Theer machet. Den 6ten gieng er vor dem schwarzen Flusse vorbei, ruhete am Ufer seines Sees aus, und lief in den St. Josephsfluß ein.

*b*) Diese großen Ströme sind nur in der Mitte des Canales zu merken, und bringen an beyden Ufern Remouls oder Gegenströme hervor, deren man sich bedienet, wem man am Lande hingeht, wie man in den

Canoten von Rinde thun muß.

*c*) Diesen Namen geben die Wilden den Jesuiten, wie sie die Weltpriester Weißhälschen, und die Franciscaner Grauröcke nennen.

Er

Er giebt ihm über hundert Seemeilen in seinem Laufe. Seine Quelle, saget er, ist Charlevoix. nicht weit von dem Eriesee. Er ist achtzig Seemeilen weit schiffbar. Man fährt ihn un- <sup>1721.</sup> gefähr fünf und zwanzig hinauf, um sich nach dem französischen Fort zu begeben; und in diesem Raume entdeckt man nur vortreffliche Felder, die mit Bäumen von einer ungeheuern Höhe bedeckt sind, worunter an einigen Orten eine Menge sehr schönes Frauenhaar wächst. Bey seiner Fruchtbarkeit ist dieser Fluß so bequem zur Handlung aller Theile von Canada, daß er stets von den Wilden häufig besucht worden. Die Mascutinen hatten daselbst einen Sitz: sie sind aber wieder in ihr Land gegangen, das man noch schöner vorstellt. Die Putewatamier und Niamier haben daselbst zwey Dörfer. Was man das Fort nennet, ist die Wohnung des französischen Befehlshabers, und einiger Soldaten, welche nur mit einem schlechten Pfahlwerke umgeben ist. So sind bey nahe alle Forte in diesem Lande, Chambly und Catarocui ausgenommen, welche wirkliche Festungen sind.

Der St. Josephsfluß kömmt von Südost, und ergießt sich im Grunde des Michi- Seine Eigen- gansees. Ob er gleich ziemlich groß ist: so erfordert seine Einfahrt doch große Behutsam- schaften. keit; weil bey den Westwinden, die daselbst häufig sind, die Wassermogen die ganze Länge des Sees haben, ohne zu gedenken, daß die Ströme eine große Anzahl Flüsse haben, die von der Ditsseite herunter kommen, und die Schifffahrt durch ihren Stoß mit den Wellen gefährlich machen. Man hat auch in Canada keinen See, worauf mehr Schifff- brüche vorgehen.

Es finden sich hier eine Menge Kräuter, unter denen man den Ginseng bemerkt, Ginseng da- der im Ueberflusse an den Ufern des schwarzen Flusses wächst. Man weis, was der P. selbst. Saffiteau von dieser Pflanze bekannt gemacht hat, die er Aurelianam Canadensem nennet. Man bemerkt hier nur, daß der schwarze Fluß in einerley Höhe mit Corea ist, wo man den Ginseng für den Kaiser in China hohlet; welche Gleichförmigkeit der Himmelsluft denn ein großes Vorurtheil für den in Neufrankreich ist. An dem St. Josephsflusse sieht man viele sonderbare Bäume; und die Gesilde, welche das Fort umgeben, sind mit Sassafras dergestalt bedeckt, daß die Luft davon ganz wohlriechend gemacht wird: es ist aber kein großer Baum, so, wie man ihn bey Carolina vorgestellt hat, sondern eine fast kriechende Staude.

Charlevoix hatte sich vorgenommen, nicht allein bis zu den Illinesen zu gehen, welche Zween Wege igo in der Statthalterschaft von Luisiana mit begriffen sind, sondern auch noch den großen zu den Illine- Fluß Mississippi bis nach Neworleans hinunter zu gehen. Wir wollen ihm auf diesem schd. sen. nen Wege folgen, welcher die beyden französischen Pflanzlande verbindet. Von dem Forte St. Joseph hatte er unter zweenen Wegen zu wählen; der eine war, daß er wieder nach dem Michiganssee zurückgieng, an der ganzen Südküste hinsuhr, und in den kleinen Fluß Chicagu einlief, von da man erst fünf bis sechs Seemeilen hinauf fährt, hernach durch zwey Uebertragungen, wovon die längste nur fünf Bierthelmeile ist, in den Illinesenfluß einläuft. Weil aber bey der Jahreszeit, worinnen man war, der Chicagu nicht Wasser genug für die Canote hatte: so mußte man sich zu dem zwennten Wege entschließen, der nicht so angenehm, aber sicherer ist. Er gieng den 16ten des Herbstmonates von St. Joseph ab, und den Fluß gleiches Namens hinauf. Sechs Meilen über dem Forte ließ man ihn an dem rechten Ufer aussteigen. Er gieng fünf Bierthelmeilen erstlich an dem Flusse hin, darauf queer über eine unermessliche Wiese, die mit kleinen Gehölzen besäet ist, und von den Franzosen die Ochsenkopfeswiese genannt worden, nachdem sie daselbst einen solchen Kopf von ungeheu-

Charlevoix. 1721. rer Größe, gefunden hatten. Er lagerte sich an einem sehr schönen Orte, den man das Fuchsfort nennet, weil die Völkerschaft der Fuchse, das ist, der Utagamier, vordem daselbst ein nach Art dieser Wilden besetztes Dorf hatten. Den andern Morgen gieng er noch eine Meile auf dieser Wiese zwischen Wasserteichen von verschiedener Größe, welche die Quellen eines Flusses, Theakiki, und verderbet Kiatiki genannt, sind. Theak heißt Wolf; und die Nachinganer, welche auch die Wölfe heißen, haben sich ehemals nach diesem Flusse geflüchtet. Das Canot, welches man bis hieher getragen hatte, wurde auf eine von den Quellen gesetzt, und die folgenden Tage schiffete man von Morgen bis auf den Abend, mit Hülfe des Stromes, welcher ziemlich stark ist, und zuweilen auch mit Hülfe eines guten Windes. Man fing schon an, Frost zu empfinden, welches in ein und vierzig Grad vierzig Minuten der Höhe, wo man sich befand, erstaunlich vorkommen muß. Die Umschweife des Flusses machten, daß man einen großen Weg that: man rückete aber so wenig fort, daß, nachdem man zehn oder zwölf Meilen gefahren war, man sich noch im Gesichte des letzten Lagers befand. Indessen nimmt er doch nach und nach einen geradern Lauf, und seine Ufer werden funfzig Meilen von seiner Quelle sehr angenehm. Bisher ist er schmal und mit Bäumen besetzt, die ihre Wurzeln im Wasser haben: darauf aber bildet er einen kleinen See, der mit Wiesen umgeben ist, die man nicht absehen kann, wo die wilden Ochsen sich in Heerden von zwey bis dreihundert zeigen. Das einzige Uebel ist, daß der Theakiki von seiner Tiefe verliert, so wie er breit wird; dieses nöthigte, zu Fuße zu gehen, um das Canot zu erleichtern, mit Gefahr von einigen Parteyen von Sussiuern und Utagamiern überfallen zu werden, welche durch die Nachbarschaft der Illinesen, ihrer größten Todseinde, herbey gezogen worden, und die denen Europäern kein Quartier geben, die sie auf ihrem Wege antreffen. Man erstaunet um so vielmehr, daß man so wenig Wasser in dem Theakiki antrifft, da er so viel Flüsse einnimmt.

Die Gabel, Vereinigung des Theakiki und des Illinesenflusses.

Den 27sten, da man nach der Gabel kam, welchen Namen die Canadier der Vereinigung des Theakiki, und des Illinesenflusses geben, verwunderte sich Charlevoix noch mehr, daß dieser Fluß, nach einem Laufe von sechzig Meilen, so schwach allhier ist, daß ein Ochse, den er hinüber gehen sah, nicht bis mitten an seine Beine Wasser hatte. Indessen verliert doch der Theakiki, welcher sein Wasser von hundert Meilen herführet, und es majestätisch fortrollet, allhier seinen Namen; vermuthlich weil die Illinesen, die ehemals an vielen Orten, so wohl des einen, als des andern wohnten, ihm ihren Namen gegeben haben. Nach seiner Vereinigung wird er noch schöner, und das Land, welches er bewässert, ist auch von einer sonderbaren Schönheit: aber nur erst zwölf oder funfzehn Meilen unter der Gabel ist seine Tiefe seiner Breite gemäß, ob er gleich in diesem Raume viele Flüsse einnimmt. Der größte heißt Pisticuti, und kömmt aus dem Lande der Mascutinen. Ein Wassersturz, welcher seine Mündung zerschneidet, hat den Namen des Kohlenplatzes erhalten, weil die Gegenden umher voller Steinkohlen sind. Man sieht auf diesem Wege nichts, als unermeßliche Wiesen, die mit kleinen Waldungen besät sind, daß man glauben sollte, sie wären mit der Hand dahin gepflanzt. Das Gras ist daselbst so hoch, daß ein Mensch darinnen verschwindet: man trifft aber aller Orten gebähnete Fußsteige an, welche die Wege der Heerden Ochsen, Hirsche und Rehe sind. Eine Meile unter dem Kohlenplatze entdeckt man zur Rechten einen Felsen von runder Gestalt, und sehr erhaben, dessen Spitze wie eine Terrasse ist. Er heißt das Fort der Miagamier, weil diese Indianer daselbst ehemals ein Dorf hatten. Noch eine Meile weiter zur Linken sieht man einen von eben



eben der Gestalt, den man schlechtweg den Felsen nennet. Es ist die Gesichtslinie von einer schroffen Höhe, die zweyhundert Schritte weit fortgeht, und beständig an dem Ufer des Flusses. Man sieht daselbst noch einige Ueberbleibsel von dem Pfahlwerke einer alten Verschanzung der Illinesen. Ihr Dorf ist an dem Fuße dieses Felsen auf einer Insel, der viele andere folgen, die insgesammt überaus fruchtbar sind, und an diesem Orte den Fluß in zween ziemlich breite Canäle theilen. Wir wollen den P. Charlevoix einen Augenblick selbst reden lassen. „Ich stieg daselbst, den 29sten, um vier Uhr des Abends aus, und traf einige Franzosen an, die mit den Wilden handelten. Kaum war ich am Ufer, so erhielt ich die Höflichkeiten des Hauptes in diesem Flecken, eines wohlgebaueten, leutseligen Indianers, der eine liebenswürdige Gesichtsbildung hatte, und von dem die Franzosen mit vielem Lobe gegen mich redeten. Ich stieg darauf durch einen ziemlich bequemen, aber überaus schmalen Weg auf den Felsen. Ich fand daselbst eine sehr ebene Erdofläche, von einem großen Umfange, wo alle Wilden in Canada nicht zwanzig Mann überwältigen würden, denen es daselbst nicht an Lebensmitteln, vornehmlich an Wasser fehlte; denn man kann keines, als aus dem Flusse, bekommen. Der Regen und noch mehr ein Anblick, welcher mir Abscheu machte, hinderten mich, um diesen Posten herum zu gehen, von da ich eine große Strecke Landes zu erblicken meynete. Ich wurde an dem äußersten Ende des Dorfes zwey Körper gewahr, die wenig Tage vorher, nach Art dieser mittäglichen Völkerschaften, verbrannt, das ist von der Gewalt des Feuers gestorben waren, welches man bey allen Theilen des Körpers anwendet. Sie waren, wie gewöhnlich, den Raubthieren in derjenigen Stellung überlassen, die man sie bey Anwendung dieses Feuermittels annehmen läßt. Es werden zween Pfähle in die Erde gesteckt, und zwey Quercrhölzer daran gemacht, das eine zween Fuß hoch von der Erde, das andere sechs bis sieben Fuß höher. Man läßt den Kranken auf das erste steigen, worauf man ihm die Füße in einiger Entfernung von einander anbindet. Die Hände bindet man ihm an die Ecken des zweyten; und in dieser Stellung brennet man ihn,“

Charlevoix.  
1721.

Der Felsen,  
Fort und Dorf  
der Illinesen.

Seine Beschreibung.

Nachdem sich Charlevoix vier und zwanzig Stunden in dem ersten Dorfe der Illinesen aufgehalten hatte: so gieng er den letzten Ort des Flusses vorbei, wo man übertragen muß, und fand ihn nur von einer Breite und Tiefe, die den meisten großen Flüssen in Europa gleichen, wie er saget. An eben dem Tage sah er zum erstenmale Papegeyen. Sie begaben sich nach dem Mississipi, wo man welche in allen Jahreszeiten antrifft, da man sie hingegen nur den Sommer über an dem Theakiki sieht. Die beyden folgenden Tage gieng man durch ein sehr schönes Land, und den 2ten des Weinmonates kam man in ein zweytes Dorf der Illinesen, funfzehn Meilen von dem erstern. Es liegt sehr angenehm an dem Grunde des Pimitewyssee, wie ein Ort heißt, wo sich der Fluß drey Meilen lang auf eine Meile breit erweitert. Einige französische Canadier, die sich noch hier befanden, verursacheten dem P. Charlevoix viel Unruhe, indem sie ihm meldeten, er wäre zwischen vier feindlichen Parteyen, und es wäre eben so unsicher, seine Reise fortzusetzen, als zurück zu gehen. Seine Geschäfte erlaubeten ihm nicht, den Winter bey den Illinesen zuzubringen. Endlich erbotben sich zween Canadier, sie wollten mitgehen; und dieser Beystand stärkete seinen Muth. Er fuhr den 5ten des Weinmonates wieder ab. Man rechnet siebenzig Seemeilen von dem Pimitewy bis zu dem Mississipi. Von dem ersten illinesischen Dorfe, welches im ein und vierzigsten Grade ist, läuft der Fluß westwärts, etwas gegen Süden: er machet viele Umschweife. Hin und wieder trifft man Inseln an, deren einige ziemlich groß

Wo man die  
ersten Pape-  
geye sieht.

Pimitewyssee.

Lauf des  
Flusses.

La Fontan.  
1688.

sind. Die Ufer sind an verschiedenen Orten so niedrig, daß die meisten Wiesen, wo der Fluß durchläuft, im Frühlinge überschwemmet werden. Man versichert, er sey überall sehr fischreich: die Reisenden aber, welche ihre Furcht forttrieb, dachten wenig ans Fischen. Es ist viel leichter, einen Ochsen oder ein Reh zu erlegen; und man hat auf diesem Wege stets das Aussuchen.

Den 6ten bey Erblickung einer Menge Ochsen, welche sehr geschwind über den Fluß setzten, zweifelte Charlevoix nicht, daß sie nicht von einigen feindlichen Wilden gejaget würden. Er glaubete also, er dürfte nicht schlafen, damit man die ganze Nacht anwende, nur fort zu kommen. Den andern Morgen fuhr er vor dem Sagumon vorbeÿ, einem großen Flusse, der von Süden herunter kömmt. Fünf oder sechs Seemeilen weiter ließ er an eben der Seite einen kleinern, den man den Macopinensfluß nennet. Dieß ist der Namen einer großen Wurzel, die ein Gift für diejenigen ist, welche sie roh essen: wird sie aber viele Tage lang bey dem Feuer gekochet, so wird sie eine gute Speise. Zwischen diesen beyden Flüssen in gleicher Weite findet man einen Morast, Machutin genant, welches gerade der halbe Weg zwischen Pimiteroy und dem Flusse ist; und wenn man vor dem Macopinensflusse vorbeÿ ist, so wird man die Ufer des Flusses bald gewahr, die ungleich erhaben sind: man muß aber noch über vier und zwanzig Stunden fahren, ehe man einläuft; weil sich hier der Illinesenfluß von Westen bis nach Süden durch Osten wendet. Es scheint, nach des P. Charlevoix Ausdrucke, als wolle er nicht gern sein Wasser andern Gewässern zollen, und suche daher wieder zu seiner Quelle zu kehren. Seine Mündung in dem Mississipi ist Ostsüdost.

#### Der IV. Abschnitt.

##### Reise des Barons de la Fontan auf dem langen Flusse.

Er geht von der Stinkerbay ab; kömmt in den langen Fluß; wird von vielen Leuten am Ufer begleitet; läßt viele Hasen jagen; seine Aufnahme bey den Essanapern; er beschweret sich bey ihrem Oberhaupte; wird bis zu den Snacitar begleitet; daselbst wohl aufgenommen. Beschreibung des Landes der Mogenleken. Allgemeine Beschreibung des langen Flusses. Was noch für Entdeckungen zu machen sind.

**W**ir müssen den Verfolg dieser Erzählung ein wenig aussetzen, und des Barons de la Fontan Reise auf dem langen Flusse dazwischen einrücken, die sich gleichsam von dem übeln Rufe gerettet hat, worein dieser Reisebeschreiber gerathen ist. In der That scheint hier seine Treue durch so viele Zeugen bewähret zu seyn, als er Franzosen in seinem Gefolge gehabt hat; und dieses Stück seiner Nachrichten ist um so viel merkwürdiger, weil noch niemand vor ihm so weit gegen Westen in das Innere des festen Landes gedrungen ist.

Er geht von der Stinkerbay ab.

Er gieng den 16ten des Weinmonates 1688 aus der Stinkerbay an der Spitze seiner Compagnie mit zehn Wilden Utagamiern ab, welche die Sprachen derer Länder verstunden, wodurch er zu gehen hatte. Durch eine Uebertragung kam er den Abend an den Fluß Wiscusinc, der nur ungefähr drey Viertelmeile von dieser Bay entfernt ist. Von da brauchete er nur vier Tage durch eine friedliche Schiffahrt, an die Mündung des Wiscusincs in dem Flusse Mississipi zu kommen; und nach sieben andern Tagen gelangete er an die

die Einfahrt in den langen Fluß. Man muß ihn selbst reden lassen, und nur seine Schreib- La Hontan.  
1688.  
art ein wenig verändern d).

Den 2ten des Windmonates waren wir in die Mündung dieses Flusses eingelaufen, Kömmt in den  
langen Fluß.  
welche eine Art von See voller Binsen machet. Wir fanden in der Mitte einen kleinen Canal, dem wir bis in die Nacht folgten. Nachdem wir die Nacht in den Canoten geschlafen: so fragete ich den Morgen meine zehn Utagamier, ob diese Fahrt zwischen den Binsen lange dauern würde? Sie antworteten mir, sie wären in Canoten nur an der Einfahrt des Flusses gewesen, zwanzig Meilen weiter hin aber wären seine Ufer nur Gehölze und Wiesen. Man brauchte nicht so weit zu gehen; denn den folgenden Tag, früh um zehn Uhr, fanden wir den Fluß ziemlich schmal, und seine Ufer mit Wäldern voller Bauholz besetzt; und da wir den übrigen Tag vollends fortschifften, so sahen wir von einem Raume zum andern einige Wiesen. Den Abend schlugen wir an einer Erdspeize Hütten auf, um unser bucaniretes Fleisch kochen zu lassen. Den 5ten hielten wir uns bey der ersten Insel auf, die sich zeigte. Sie hatte weder Menschen noch Thiere; und weil es ein wenig zu spät war, fortzurücken, so brachten wir daselbst die Nacht zu. Einige Fische, die ich fangen ließ, schmecketen modericht. Den 6ten kamen wir mit einem kleinen frischen Winde zwölf Meilen weiter nach einer andern Insel, wo wir Hütten aufschlugen. Die Schiffahrt dieses Tages war sehr geschwind, ungeachtet der großen Stille des Flusses, den ich für den stilltesten in der ganzen Welt halte. Den 7ten wurden wir durch eben den Wind in die dritte Insel zehn bis zwölf Meilen von der vorigen gebracht, und unsere Wilden erlegeten daselbst dreßzig bis vierzig Fasanen. Den 8ten hinderten uns Halben, die mit Tannen besetzt waren, daß wir uns den Wind nicht zu Nuße machen konnten, und wir mußten also wieder zum Ruder greifen; und um zwey Uhr Nachmittages entdecketen wir große Wiesen zur Linken nebst einigen Hütten, eine Viertelmile vom Flusse. So gleich sprangen die Wilden mit zehnen von meinen Soldaten ans Land. Sie giengen gerade auf die Hütten zu, wo sie ungefähr sechzig Jäger fanden, welche sie mit dem Bogen und Pfeile in der Hand erwarteten, auf das Zurufen der Utagamier aber solche niederlegten. Sie beschenkten meine Soldaten mit einigen Hirschen, die sie an diesem Orte gefället hatten, und halfen ihnen das Wildpret nach dem Canote bringen. Es waren *Toroc*, mit denen die Utagamier seit zwanzig Jahren in Friede lebten, und die ihrer jährlichen Jagd wegen, ihre Dörfer verlassen hatten. Ich gab ihnen, mehr aus Staatsklugheit, als Erkenntlichkeit, Taback, Messer und Nadeln, die sie zu bewundern nicht aufhörten. Sie eilten wieder nach ihren Dörfern; und den andern Morgen gegen Abend sahen wir an dem Ufer des Flusses über zweytausend von diesen Wilden, welche zu tanzen angingen. Unsere Utagamier stiegen aus, und ließen einige von den Vornehmsten in unsere Canote steigen, die bis auf das erste Dorf vor uns herruderten, wo wir erst um Mitternacht ankamen. Ich schlug auf einer Erdspeize, eine Viertelmile von da, bey einem kleinen Flusse eine Hütte auf. Ob uns gleich diese Wilden sehr bathen, in ihre Cabanen einzutreten: so erlaubete ich solches doch nur den Utagamiern und vier Utagamaern, die mir gefolget waren. Den andern Morgen aber besuchte ich die Häupter der Völkerschaft und beschenkte sie mit Messern, Scheeren, Nadeln und Taback. Sie sageten, sie freueten sich, mich in ihrem Lande zu sehen, weil sie von andern Völkerschaften vorthellhaft von den Franzosen reden gehört hätten. Den

d) Voyages du Baron de la Hontan. Tom. I. Lettre XVI. Haag 1709.

La Fontan.  
1688.  
wird von vie-  
len Leuten am  
Ufer begleitet.

Den 12ten gieng ich mit einer Bedeckung von fünf bis sechshundert Mann ab, die ich mit Vermunderung zu Lande an der Seite unserer Canote hingehen sah, ohne daß ich sie um diesen Dienst ersuchet hatte. Nachdem ich ein Dorf von eben der Völkerschaft zur Rechten hatte liegen lassen: so gieng ich auch noch vor vielen andern vorbei, ohne mich aufzuhalten, ausgenommen des Abends, um in Hütten zu schlafen oder die Häupter zu beschenken. Sie gaben mir mehr indianisches Korn und bucanirtes Fleisch, als ich verlangte. Endlich gieng ich bis an das letzte Dorf fort, wo ich Sprache halten wollte. Bey meiner Ankunft schickete das Oberhaupt, welches ein ehrwürdiger Greis war, Jäger aus, um uns recht zu bewirthen. Er sagete zu mir, sechzig Meilen weiter würde ich die Völkerschaft der Essanaper finden, mit der die Kokoroer Krieg führten: er konnte mir folglich keine Begleitung bis an ihr Land anbieten: er wollte mir aber sechs Sklaven von dieser Völkerschaft mitgeben, die mir einigen Dienst leisten könnten; und ich hätte nichts zu fürchten, wenn ich den Fluß weiter hinunter führe, als nächtliche Ueberfallungen. Er setzte hinzu, seine eigene Völkerschaft hätte nur noch zwanzigtausend Krieger in zwölf Dörfern, und sie wäre vor dem Kriege, den sie zugleich mit den Noduessiern, Panimohaern und Essanapern führen mußte, viel zahlreicher gewesen. Die Kokoroer sind ziemlich höfliche Völker. Ihre Hütten sind lang und oben rund, beynähe wie der Wilden in Canada ihre, aber aus Schilf und Binsen in einander geflochten und mit fetter Erde überschmieret. Sie betheuen die Sonne, den Mond und die Sterne an. Beyde Geschlechter gehen nackend, ausgenommen in der Mitte des Leibes. Man bemerket in ihren Dörfern eine Art von Ordnung, und sie sind mit Baumzweigen und Reisbündeln befestiget.

Wir giengen mit Anbruche des Tages den 21sten von dem letztern ab; und stiegen den Abend in einer Insel aus, die mit Steinen und Riese bedeckt war, nachdem wir vor einer vorbei gegangen, wo ich mich nicht aufhalten wollte, damit ich nicht die Gelegenheit eines guten Windes verlöre. Er fuhr den andern Morgen fort; und auf das Wort der sechs Essanaper, die mich versicherten, der Fluß hätte weder Bänke noch Sand, segelten wir nicht allein den ganzen Tag, sondern auch noch die folgende Nacht. Den 23sten stiegen wir an dem rechten Ufer aus, welches mit Gehölzen bedeckt war, und unsere Wilden giengen hinein, allda zu jagen: sie fanden aber nur kleine Vögel. Da der Wind auf einmal aufhörte, so mußten wir wieder zu den Rudern greifen. Meine Essanaper versicherten mich, wir würden zwey Meilen weiter eine Menge Hasen finden. Sie betrogen mich nicht: die Gehölze aber waren so dicke, daß wir sie an vielen Orten anzünden mußten, um diese Thiere zu nöthigen, daß sie heraus kamen. Nach der Jagd schmauseten meine Soldaten dergestalt von ihrem Wildpräte, daß sie in einen tiefen Schlaf darauf fielen, und ich viel Mühe hatte, sie bey einem falschen Lärmen aufzuwecken, den uns die Wölfe machten. Den 24sten da wir uns um zehn Uhr wieder in die Canote gesetzt, konnten wir in zweyen Tagen nicht über zwölf Meilen zurück legen, weil unsere Wilden längst dem Flusse mit ihren Flinten hingehen wollten, um Gänse und Enten zu schießen. Den 26sten wurden unsere Hütten zur Rechten an der Mündung eines kleinen Flusses aufgeschlagen, von da nur noch, wie mich die Essanaper versicherten, sechzehn bis achtzehn Meilen bis zu ihrem ersten Dorfe wären. Ich ließ zweyen von meinen Sklaven abgehen, um daselbst unsere Ankunft zu melden. Den 26sten ruderten wir aus allen unsern Kräften, in der Hoffnung, daselbst noch an eben dem Tage anzukommen: wir wurden aber durch eine Menge Fließholz aufgehalten, welches uns nöthigte, in unsern Canoten zu schlafen. Den 27sten endlich

endlich näherten wir uns dem Dorfe, nachdem wir die große Friedenspfeife auf dem Vordertheile unserer Canote aufgesteckt hatten.

So bald wir erschienen, kamen uns drey bis vierhundert Essanaper entgegen. Sie tanzeten an dem Ufer des Flusses, und luden uns ein, auszustiegen. Als sie uns nahe am Ufer sahen: so wollten sie in unsere Canote kommen: ich ließ ihnen aber durch die vier Soldaten aus, und befahl meinem Sergenten, Schildwachten auszustellen, wenn meine übrigen Truppen ans Land stiegen. Kaum hatte ich das Land berührt, so fielen alle Essanaper mit den Händen vor der Stirne vor mir nieder; und was mich sehr Wunder nahm: so sah ich mich und alle diejenigen, die mich begleiteten, durch eine Menge von diesen Willden entführt, die uns in einem Augenblicke mit einem Freudengeschreye, wovon ich hätte taub werden mögen, nach ihrem Dorfe brachten. Sie setzten uns daselbst an die Erde, um ihr Oberhaupt zu erwarten, welches gar bald mit fünf oder sechshundert Mann heraus kam, die mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren. Unsere Utagamier sageten zu mir, diese Leuten wären unverschämt, daß sie mit ihrem Gewehre Fremde empfangen wollten, und riefen ihnen zu, sie sollten ihre Bogen und Pfeile weglegen. Die beyden Essanaper aber, die ich den vorigen Tag abgeschickt hatte, näherten sich mir, und gaben mir zu verstehen, das wäre so die Gewohnheit ihrer Völkerschaft, und bathen mich, ich sollte daraus kein Mistrauen schöpfen. Indessen drangen die Utagamier heftig in mich, wieder nach den Canoten zu kehren, als sich das Oberhaupt und sein Hausen entschlossen, ihr Gewehr nieder zu legen. Ich machte weiter keine Schwierigkeit, zu ihnen zu gehen, und wir giengen mit unsern Flinten in ihr Dorf, welche diese Barbaren nicht genug bewundern konnten. Sie kannten diese fürchterlichen Werkzeuge nur aus sehr unvollkommenen Erzählungen. Das Haupt, welches ein Mann von funfzig Jahren war, führte uns in eine große Hütte. Als ich mit meinen zwanzig Soldaten hinein gegangen war: so wollte man die Utagamier nicht hinein lassen, unter dem Vorwande, sie hätten einen Krieg erregen wollen, da sie unter den Essanapern und mir eine Zänkeren entstehen lassen, und verdieneten also nicht, in die Friedenshütte zu gehen. Ich ließ die Thüre von meinen Leuten wieder aufmachen, und rief den Utagamiern zu, sie sollten niemanden übel begegnen. Allein, sie wollten nicht herein gehen, sondern lagen mir vielmehr an, so gleich wieder nach unsern Canoten zu kehren; und ich folgte ihrem Rathe. Ich führte aber viere von denen Essanapern mit, die ich von dem Haupte der Coforoer bekommen hatte, um mir zu Führern nach den andern Dörfern ihrer Völkerschaft zu dienen. Wir waren kaum eingestiegen, so erschienen die beyden andern in einer Pirogue mit funfzig Mann, und kündigten uns in ihren Worten an, ihr Oberhaupt versperrte uns seinen Fluß; worauf die Utagamier trotzig antworteten, er müßte also einen Berg dahin setzen. Ich verbot, daß der Streit nicht weiter getrieben würde; und ob es gleich ziemlich spät war, so rücketen wir doch nach dem andern Dorfe, wovon wir nur drey Seemeilen weit entfernt waren.

Während der Reise hatte ich von meinen sechs Slaven Nachricht von ihrem Lande, und vornehmlich von ihrem Hauptorte eingezogen. Sie hatten mir gemeldet, es läge solcher an einer Art vom See. Ohne mich also bey allen den andern Wohnplätzen aufzuhalten, wo ich nur um meine Zeit und meinen Taback gekommen seyn würde, entschloß ich mich, gerade nach dem Hauptdorfe zu gehen, um daselbst meine Klagen bey dem großen Oberhauptem.

La Fontan.  
1688.  
Seine Aufnahme bey den  
Essanapern.



La Fontan. haupte anzubringen. Wir kamen auch wirklich den 2ten des Windmonates dafelbst an, und wurden mit vieler Leutseligkeit allda aufgenommen. Unsere Utagamier beklageten sich über den ihnen erwiesenen Schimpf. Das große Oberhaupt, welches von dieser Begebenheit schon Nachricht hatte, sagete, sie hätten den Urheber dieser Unordnung entführen, und mit sich bringen sollen. Es waren uns in einem Raume von funfzig Meilen, die man von dem ersten Dorfe bis zu dem Hauptdorfe zählet, eine Menge Essanaper gefolget, die uns sehr gefellig zu seyn geschienen. Da meine Leute ihre Hütten in einiger Entfernung von dem Dorfe aufgeschlagen: so begab ich mich mit zwölf Soldaten, den Utagamiern und Uta-waern nach der Hütte des großen Oberhauptes. Die vier Slaven, von denen ich mich ebenfalls begleiten ließ, brachten eine ganze halbe Stunde zu, daß sie vor ihm auf der Erde lagen. Ich machte ihm ein Geschenk von Taback, Messern, Nadeln, Scheeren, zweenen Feuerstählen mit Flintensteinen, Angeln, und einem schönen Säbel. Er schien über diese Kleinigkeiten entzückt zu seyn, dergleichen er noch niemals gesehen hatte; und seine Erkenntlichkeit, die weit gründlicher war, brach so gleich durch den Befehl aus, den er stellte, Erbsen, Bohnen, Hirsche, Rehe, Gänse und Enten zusammen zu bringen, die überflüssig in unser Lager getragen wurden.

Er sagete zu mir, weil ich entschlossen wäre, weiter zu gehen, so wollte er mir zwey bis dreyhundert Mann mitgeben, die mich bis zu dem Lande der Gnacsitarer begleiten sollten. Diese Völker waren rechtshaffene Leute, die mit seiner Völkerschaft wider die Mozenleken verbunden waren, die er für sehr kriegerische Völker erkannte, deren kleinste Kriegesheere aus zwanzigtausend Mann bestünd: um sich vor ihren Anfällen in Sicherheit zu stellen, hätten die Gnacsitarer und Essanaper ein Bündniß mit einander gemacht, welches schon seit sechs und zwanzig Jahren dauerte; und eben die Ursache hätte die Gnacsitarer bewogen, sich in die Inseln zu flüchten, welches die einzige Zuflucht gewesen, die sie wider so fürchterliche Nachbarn hätten finden können. Ich nahm seine Bedeckung an; und ich ersuchete ihn um vier Piroguen, die er mir mit guter Art bewilligte. Er ließ mich sie so gar unter funfzig aussuchen. So gleich ließ ich sie durch meine Zimmerleute behobeln und behauen. Diese einfältigen Leute konnten die Wirkung der Art nicht begreifen. Bey einem jeden Hiebe thaten sie einen Schrey vor Verwunderung; und wir konnten sie von diesem Schauspieler nicht wegbringen, ob wir gleich einige Pistolenschüsse thaten; wiewohl das eine für sie so neu, als das andere war. Als die Piroguen fertig waren: so überließ ich meine Canote dem großen Oberhaupte, und bath ihn dabey, er möchte nicht erlauben, daß man solche anrührete. Er versprach es mir, und sein Wort wurde treulich beobachtet. Je weiter ich den Fluß hinauf fuhr, desto mehr Vernunft und Leutseligkeit fand ich bey den Wilden. Dieses letzte Dorf übertrifft alle andere an Größe. Es ist der beständige Sitz des großen Oberhauptes. Seine Cabane ist gegen die Küste des Sees zu gebauet, in einem abgefonderten Viertel, sie ist aber mit funfzig andern umgeben, worinnen alle seine Verwandten zusammen sind. Wenn er geht, so streuet man ihm Baumblätter auf den Weg. Er wird gemeinlich von sechs Slaven getragen. Seine königliche Kleidung ist nicht prächtiger, als des Hauptes der Esfordorer. Er ist beständig nackend, ausgenommen die untern Theile, welche vorn und hinten mit einer großen Binde vom baumrindenen Zeuge bedeckt sind. Sein Dorf verdienete seiner Größe wegen den Namen einer Stadt: die Häuser aber sind von der Esfordorer ihren nicht unterschieden. Den Abend vor meiner Abreise, da ich spazieren gieng, sah ich dreyßig bis vierzig Weiber mit einem überaus großen Eifer laufen. Dieser Anblick

Anblick kam mir sonderbar vor; und ich fragete meine vier Slaven, welche meine einzigen Dolmetscher in diesem unbekanntem Lande waren, um die Erklärung desselben. Sie sageten mir, es wären Neuvermählte, welche die Seele eines sterbenden alten Greises empfangen wollten. Ich schloß daraus, diese Völker wären Pythagoräer; und ich fragete, warum sie denn Thiere und Vögel äßen, worein ihre Seelen könnten versetzt werden? Man antwortete mir, die Seelenwanderung wäre nur auf eine jede Art eingeschränket; das ist, die Seele eines Menschen käme niemals in den Körper eines Thieres. Ich reifete den 4ten des Christmonates aus diesem Dorfe ab; und das große Oberhaupt machte keine Schwierigkeit, mir meine vier Slaven zu lassen. Hier endiget sich das Ansehen der Friedenspfeife. Die Gnacsitarer kannten dieses Zeichen des Bündnisses und der Freundschaft nicht.

La Fontan.  
1688.

Den ersten Tag erlaubete uns eine große Menge Vinsen, welche den See bedecket, kaum sechs oder sieben Meilen zu thun. Die beyden folgenden aber legeten wir zwanzig zurück. Den 4ten überfiel uns ein Westnordwestwind mit solcher Gewalt, daß er uns auf das Ufer warf, wo wir zween Tage auf einem sandigen Boden zubrachten, dessen Unfruchtbarkeit uns der Gefahr aussetzte, vor Hunger und Kälte zu sterben. Es fand sich nicht ein einziges Stück Holz daselbst, um das Fleisch kochen zu lassen, und uns zu wärmen. Das ganze Land umher zeigte nur Wiesen, die man nicht absehen konnte, oder vielmehr mit Schilfe bedeckete Moräste. Endlich seteten wir uns wieder in den Stand, fort zu schiffen, bis unterhalb einer kleinen Insel, wo wir eine Menge Forellen fingen. Nach einer sechstägigen Schifffahrt, kamen wir den 1sten an die Spitze einer andern Insel. Ich hatte mich bey vielen Dörfern nicht aufhalten wollen, vor welchen wir in der letzten Nacht vorbeigefahren waren. Da die Kälte aber anfing, sehr heftig zu werden: so schickete ich hier meine Essnaper ab, daß sie die Zeitung von unserer Ankunft dem ersten, den sie auf dem Wege anträfen, melden sollten. Sie kamen sehr beunruhiget über die Antwort des Oberhauptes der Gnacsitarer zurück, welcher uns für Spanier hielt, und ihnen ein Verbrechen daraus gemacht hatte, daß sie uns in das Land geführet hätten. Die Klugheit erlaubete uns nicht, ohne Vorsicht fortzurücken. Nachdem wir das Oberhaupt hatten versichern lassen, er irrete sich in seiner Meynung, die er von uns hätte, und nachdem wir ihm alle Erläuterungen angeboten, die er nur verlangen konnte: so ließ ich die Hütten in einer benachbarten Insel aufschlagen, um seine Entschließungen zu erwarten. Es fehlte uns daselbst an nichts: ich aber hatte Zeit, daselbst lange Weile zu haben.

Sie werden  
für Spanier  
gehalten.

Die Gnacsitarer, welche wegen ihrer Sicherheit zitterten, schicketen Boten über sechzig Meilen zu den mittäglichen Völkern, welche die Spanier in Neumexico kannten, und ließen sie bitten, sie möchten doch zu ihnen kommen und unsere Kleider, unser Ansehen, und unsere Sprache untersuchen. Die Entfernung schreckete sie nicht ab. Sie unternahmen mit Freuden eine Reise, deren Gegenstand ihnen wichtig vorkam. Man führete sie zu mir. Nachdem sie unsere Kleider, unsere Degen, unsere Flinten, unser ganzes Wesen, unsere Gesichtsfarbe betrachtet und uns reden gehört hatten: so erkannten sie, daß wir keine Spanier wären. Andere Erklärungen, die ich ihnen von der Ursache meiner Reise, von dem Kriege, den wir mit den Spaniern führeten, und von dem Lande, welches wir gegen Morgen bewohnten, gegeben hatte, überredeten sie vollends, und die Gnacsitarer bethen mich darauf, ich möchte mein Lager in ihrer Insel nehmen und brachten mir einen Vorrath von ihrem Landeskorne, welches unsern Linsen sehr ähnlich war.

Aufnahme  
bey den  
Gnacsitarern.

La Fontan.  
1688.

Ich machte keine Schwierigkeit, mit sechs wohlbewaffneten Soldaten und meinen Wilden in ihre Insel zu gehen. Weil es aber seit zehn Tagen stark frohr: so mußte man an vielen Orten das Eis aufhacken. Man ließ mich zwey Meilen von einem Dorfe aussteigen, wohin ich mich denn vollends zu Lande begab. Diese Wilden waren die gesittetsten, die ich in der neuen Welt gesehen hatte. Die Gestalt ihres Oberhauptes war genug, ihn von andern zu unterscheiden. Er herrschete über alle Dörfer der Inseln. Das seine hatte große umpfahlte Plätze, voller wilden Ochsen, zur Nahrung der Einwohner. Ich brachte zwey Stunden bey diesem Oberhaupte zu, und unsere Unterredung betraf vornehmlich die Spanier in Neumexico, die von seinem Lande, wie er mir sagete, nur achtzig Tazue entfernt waren. Ein jeder Tazui machet drey Seemeilen. Er bath mich, eine große Cabane anzunehmen, die er für mich hatte zurechte machen lassen; und seine erste Höflichkeit war, daß er eine Menge Mägdchen kommen ließ, worunter ich mir aussuchen sollte. Ich wurde wenig davon gereizet; und ich ließ ihm durch meine Wegweiser sagen, meine Soldaten erwarteten mich zu der ihnen bestimmten Stunde. Wir schieden also sehr zufrieden von einander. Diese Begebenheit begegnete mir den 7ten Jenner.

Zween Tage darnach erhielt ich den Besuch von dem Oberhaupte. Er wurde von vierhundert der Seinigen begleitet, und hatte noch vier Kriegsgefangene von den Mozenleken bey sich. Ich hatte diese Fremden in der großen Insel gesehen, und wenig Acht darauf gehabt: da ich sie aber näher betrachtete, so hielt ich sie für Spanier. Sie waren bekleidet. Sie trugen einen dicken Bart und die Haare bis hinter die Ohren. Sie hatten eine sehr braungelbe Gesichtsfarbe; kurz, ihr höfliches und unterthäniges Bezeigen, ihr gesetztes Ansehen, und ihr verbindliches Wesen ließen mich urtheilen, es könnten keine Wilden seyn. Ich irrete mich gleichwohl. Man sehe hier, was ich von ihrem Lande durch meine Wegweiser und aus einer geographischen Beschreibung, die mir die Gnacsitarer, in Gestalt einer Karte, auf einer Hirschhaut machten, vernommen habe.

Beschreibung  
des Landes  
der Mozen-  
leken.

Ihre Dörfer liegen an dem Ufer eines Flusses, der seine Quelle aus einer Kette von Gebirgen hat, wo sich auch der lange Fluß aus einer großen Anzahl Bäche bildet. Die Gnacsitarer, welche sich der Piroguen zu ihren Jagden bedienen, gehen gemeinlich bis an die Vereinigung beyder Flüsse. Ihre Thäler sind den ganzen Sommer über voller Ochsen, und diese Jagd verursachet oftmals grausame Kriege. Wenn die verschiedenen Völkerschaf ten nur ein klein wenig auf ihr gegenseitiges Gebiet kommen: so ist solches eine Ursache zu einem großen Blutbade. Die Gebirge sind sechs Meilen breit, und so hoch, daß man durch große Umwege hinüber kommen kann. Sie werden nur von Bären und andern wilden Thieren bewohnt. Die Völkerschaft der Mozenleken ist zahlreich und mächtig. Die vier Wilden dieses Namens ließen sich nicht lange bitten, uns einige Kenntniß von ihrem Lande zu geben. Sie sageten zu mir, auf hundert und funfzig Seemeilen ergoß sich ein großer Fluß, welcher der vornehmste in diesem Lande ist, in einen großen salzichten See von ungefähr drehundert Seemeilen im Umfange, dessen Mündung nur höchstens zwey Seemeilen hat; unten an diesem Flusse fände man sechs schöne Städte, mit einer steinernen Mauer umgeben, deren Häuser ohne Dächer wären, das ist oben platt; um den See herum wären über hundert andere von verschiedener Größe, und man schiffete auf dieser Art von Meere mit Fahrzeugen von einer außerordentlichen Gestalt; die Einwohner des Landes machten Zeuge, kupferne Beile und andere Werke, wovon mir die Dolmetscher keinen rechten Begriff geben konnten: die Regierung dieser Völker wäre despotisch, das ist in den Händen

Händen eines großen Oberhauptes, unter welchem alle seine Unterthanen zitterten; sie nennen sich die Tahuglanken, und sie waren so zahlreich, als die Blätter auf den Bäumen. Sie setzten hinzu, die Mozenleken führten oftmals nach den Städten der Tahuglanken eine große Anzahl kleiner Käiber, die sie in den Gebirgen fingen, und welche die Tahuglanken zu verschiedenen Dingenbraucheten; sie äßen das Fleisch derselben; sie gewöhneten sie zur Feldarbeit, und aus ihren Häuten machten sie Kleider und Stiefeln. Diese vier Mozenleken erzählten auch, sie wären von den Gnacsitarern in einem Kriege gefangen genommen worden, der schon zehn Jahre dauerte: sie hoffeten aber, noch das Ende davon zu sehen und ausgewechselt zu werden. Sie rühmeten die Gemüthsart ihrer Völkerschaft sehr, vornehmlich in Vergleichung mit den Gnacsitarern, deren Grobheit sie verachteten. Ob ich sie auch gleich als die höflichsten unter allen Wilden, die ich kenne, vorgestellt habe: so kamen sie doch in der That den vier Mozenleken nicht bey, bey welchen ich so viel Vernunft und Artigkeit antraf, daß ich Europäer zu sehen glaubete. Einer von ihnen hatte ein Kupferblech, das ins Rothliche fiel, am Halse hängen. Er machte keine Schwierigkeit, es mir zu geben. Ich ließ es bey den Jllinesen durch einen Franzosen schmelzen, der einige Kenntniß von den Metallen hatte. Die Materie aber wurde dadurch nur schwerer und die Farbe dunkler. Als der Mozenlek mir solches gab: so sagete er, die Tahuglanken, von denen er diese Art von Medaille hätte, versfertigten solche; diese Leute trügen zween Finger lange Bärte; ihre Röcke giengen ihnen bis auf die Knie; sie trügen eine spizige Mütze auf dem Kopfe; sie hätten unaufhörlich einen langen Stab, der beynabe wie die unserigen beschlagen wäre; sie hätten Stiefeln an, die ihnen bis an die Knie giengen; ihre Weiber ließen sich nicht sehen; ungeachtet ihres kriegerischen Gemüthes aber, welches sie beständig mit den mächtigen Völkerschaften, die jenseits des Sees wären, im Kriege erhielt, beunruhigten sie doch die schwachen Völkerschaften nicht, die sie auf ihren Streifereyen anträfen, oder die um sie herum lebeten.

Ich konnte keine andere Nachrichten von ihnen erhalten, und hatte auch noch Mühe genug, mir diese Erläuterungen bey so schlechten Dolmetschern zu verschaffen, die ich schlecht verstund, und die oftmals sich selbst nicht verstunden. Ein so schwer zu übersteigendes Hinderniß erstickete die Neugier, die mich bewog, weiter zu dringen. Ich machte den vier Mozenleken Geschenke, worüber sie vergnügt waren. Ich bemühet mich vergebens, sie durch die größten Anerbietungen zu bewegen, daß sie mir nach Canada folgen möchten.

Die Rückkehr des Barons de la Fontan hat nichts merkwürdiges oder nütliches, als die allgemeine Beschreibung, die er von dem langen Flusse machet. Er reisete von den Gnacsitarern den 26sten des Junners bey einem Thauwetter ab; und den 7ten des Hornungs war er wieder in dem Lande der Essanaper. „Der lange Fluß, saget er, hat einen sehr stillen Lauf, ausgenommen von dem vierzehnten Dorfe bis zu dem funfzehnten, wo man seinen Strom reißend nennen kann: das ist aber nur ein Raum von drey Meilen. Er ist so gerade, daß er sich von seiner Mündung bis an den See fast gar nicht schlängelt. Seine Ufer sind gränlich. Sein Wasser selbst ist eckelhaft. Sein Nutzen aber ersetzt solches; denn er ist so schiffbar, daß er Barken bis auf funfzig Tonnen sehr weit tragen kann. Als ich von der Insel der Gnacsitarer abgieng, hatte ich mich anfänglich Terra firma genähert, um daselbst einen dicken und starken Pfahl, mit einer bleernen Platte, worauf das franösische Wapen war, setzen zu lassen. Ich unterließ nicht, einen andern an dem Orte anzu-

Allgemeine Beschreibung des langen Flusses.

La Fontan. 1688. richten, wo der Fluß aufhöret, für große Barken schiffbar zu seyn; und meine Soldaten nannten ihn Fontans Gränze. Ich kam den 2ten März in den Fluß Mississippi.

Anmerkungen  
und Rath  
wegen der  
Entdeckungen  
in America.

Da es la Fontan bedauert, daß er seine Entdeckungen nicht habe weiter treiben können: so hält er sich doch für verbunden, wenigstens seine Betrachtungen bekannt zu machen, die er für die Frucht einer langen Erfahrung ausgiebt. „Es würde sehr leicht seyn, saget er a), bis an den Grund der westlichen Länder zu dringen, wenn man es recht machete. „Erstlich müßte man statt der Canote, Schaluppen von einem besondern Baue brauchen, die nicht tief im Wasser giengen, von leichtem Holze wären, und zwölf bis dreyzehn Mann halten, und fünf und dreyßig bis vierzig Zentner Last tragen, auch den Wellen auf den großen Seen widerstehen könnten. Der Muth, die Wachsamkeit und Gesundheit sind zu diesen Unternehmungen nicht hinlänglich, man brauchet noch andere Gaben, die sich selten zusammentreffen. Dreyhundert Mann zu führen, mit denen man etwas versuchen könnte, ist sehr kühnlich. Der Fleiß und die Geduld sind auf gleiche Art nöthig, sie im Zaume zu halten. Wie viel Empörungen, Zänkerereyen und andere Unordnungen entstehen nicht unter Leuten, die in der Entfernung von den Städten sich berechtigt zu seyn glauben, alles zu unternehmen? Hier muß der Befehlshaber zuweilen etwas verbeißen, und die Augen zuthun, aus Furcht, das Uebel noch mehr zu erregen. Der gelindeste Weg ist der sicherste. Wenn sich einige Meuterey erhebt, so müssen die Unterofficier solcher dadurch abhelfen, daß sie die Unruhigen überreden, es würde verdrüsslich seyn, wenn der Befehlshaber davon Nachricht erhalten sollte. Dieser muß sich stets stellen, als wenn er nichts von dem wüßte, was vorgienge; wosfern nicht das Uebel in seiner Gegenwart ausbricht; und wenn er alsdann verbunden ist, eilig zu strafen, so erfordert es die Klugheit, daß es heimlich geschehe. Man muß auf den Reisen tausenderley erdulden, das man sonst nicht dulden würde; das ist, ein Befehlshaber muß den Umgang der Soldaten mit den wilden Weibespersonen, die kleinen Zänkerereyen, die unter ihnen entstehen können, ihre Nachlässigkeit auf den Wachen, und alles das nicht wissen, was nicht auf Ungehorsam oder Empörung abzielet. Er muß unter seinem Haufen einen wohlbelohnten Rundschaffter haben, der ihm von demjenigen, was vorgeht, auf eine geschickte Art Nachricht giebt, und muß heimliche Hülfsmittel ausfündig machen, wenn er den ordentlichen Wegen nicht trauet. Er kann zum Beyspiele nicht List und Heimlichkeit genug anwenden, einen Rädelsführer zu entdecken; und wenn er davon so wohl unterrichtet ist, daß kein Zweifel mehr übrig seyn kann, so muß er sich denselben mit so vieler Geschicklichkeit vom Halse schaffen, daß man nicht weiß, wo er hingekommen ist. „Uebrigens muß er ihnen von Zeit zu Zeit Taback und Branntewein geben, sie bey gewissen Gelegenheiten zu Rathe ziehen, sie so wenig ermüden, als es möglich ist, sie aufmuntern, sich lustig zu machen, zu spielen, zu tanzen und vornehmlich sie ermahnen, in gutem Verständnisse mit einander zu leben. Der beste Zaum, den er ihnen anlegen kann, ist die Religion und die Ehre des französischen Namens. Diese Ermahnungen müssen aus seinem eigenen Munde gehen. Er muß Leute von dreyßig bis vierzig Jahren haben, von einem trockenen Temperamente, und einer friedlichen Gemüthsart, die munter, muthig, und der Beschwerlichkeiten auf Reisen gewohnt sind. Unter den dreyhundert Leuten müssen sich Zimmerleute, Waffenschmiede, Brettschneider, mit allen ihren Werkzeugen, Jäger und Fischer finden. Er muß Wundärzte mit ihren Schermessern, Lanzetten, Pflastern

a) Am angeführten Orte I Th. n. d. 180 u. f. S.



zu Wunden und andern Arzneymitteln haben. Alle Gemeinen müssen mit einem Ober-  
 rücke, einem ledernen Koller und Stiefeln versehen seyn, damit sie den Pfeilen widerstehen  
 können. Sie müssen eine Flinte auf zween Schüsse, eine dergleichen Pistole, und einen  
 Degen von guter Länge haben. Der Befehlshaber wird sich mit einer guten Menge  
 Hirschhäute, Elendshäute und Ochsenhäute versehen, die er wird zusammen nähen lassen,  
 um sein Lager damit zu umgeben, nebst Pfählen dazwischen. Ein Viereck von dreyßig  
 Fuß auf jeder Seite scheint genug zu seyn. Er muß auch ein Paar Handmühlen, das in-  
 dianische Korn zu mahlen, Nägel von allerhand Art, Hacken, Pickel, Grabscheite, Beile,  
 Angeln, Seife, und Baumwolle zu Lichtdochten mitnehmen. Man muß mit gutem  
 Pulver, Brannterweine, Brasiliensbacc, und kleinen Krämerwaaren, die man den Wil-  
 den schenken muß, versehen seyn. Der Befehlshaber wird auch nicht vergessen, ein  
 Astrolabium, einen Halbkreis, viele Compasse von allerhand Art, einen Magnetstein,  
 ein Paar große Uhren von drey Zoll im Durchschutte, Pinsel, Farben, Papier zum Zeich-  
 nen, und anderes zu seinen Tagebüchern und Karten mitzunehmen, um die Thiere, die Bäu-  
 me, die Pflanzen, die Samen und alles, was seine Neugier verdienet, abzuzeichnen. Man  
 wäre auch der Meynung, daß er Trompeter und einige Violinisten bey sich hätte, so wohl  
 um seinen Haufen zu belustigen, als bey den Wilden Bewunderung zu verursachen. Mit  
 diesem Gefolge und Geräthe, soll ein jeder verständiger und kluger Mann unerschrocken  
 durch alle ostliche Theile von America gehen können, wie man versichert,

La Fontan.  
1688.

Der V Abschnitt.

Reise des P. Charlevoix nach Louisiana auf dem Mississippi.

Charlevoix.  
1721.

Einfahrt in denselben. Indianische Dörfer. Mis-  
 sion Kasikasquias. Flecken und Fort Chartres.  
 Indianische Völkerschaften. Flüsse, die in den  
 Mississippi fallen. Lange Wiese. Beschwertliche  
 Schiffahrt. Fluß Uabache. Große Kälte. Il-  
 lineisches Denkmal. Fort Bizard. Schlund des  
 Mississippi. Natchenfort. Zustand der französischen

Colonie bey den Natschen. Großes Dorf der  
 Natschen. Schlechtes Christenthum daselbst.  
 Tonicar Fluß. Rio Colorado. Colapissar. Can-  
 nes brülers. Anmerkungen wegen der Lage von  
 Neuorleans. Beschreibung desselben. Pässe des  
 Mississippi. Reise nach Biloxi. Beschreibung von  
 Biloxi. Fluß Maubile. Rückkehr von Biloxi.

Es ist Zeit, daß wir den Lauf des Mississippi wieder vornehmen. Den 9ten des Wein-  
 monates 1721, um halb drey Uhr des Nachmittages lief der P. Charlevoix in diesen be-  
 rühmten Fluß ein, und ließ zur Rechten eine große Wiese, woraus ein kleiner Fluß kömmt,  
 dessen Ufer Kupferadern haben. Diese Küste ist von einer sonderbaren Schönheit, zur Lin-  
 ken aber entdeckt man einige hohe Gebirge, die mit Felsen besäet sind, zwischen welchen ei-  
 nige Cedern wachsen. Indessen bilden sie doch nur einen Vorhang, der nicht sehr tief ist,  
 und sehr schöne Wiesen bedeckt. Wenn man fünf Seemeilen auf dem Mississippi gefah-  
 ren: so trifft man die Mündung des Missouri an, welcher Nordnordwest und Südsüdost ist.  
 Dieß ist der schönste Zusammenfluß von der Welt. Die beyden Flüsse sind beynah von  
 gleicher Breite, die der P. Charlevoix etwan eine halbe Seemeile schäzet: der Missouri aber  
 ist viel schneller, und scheint als ein Eroberer in den Mississippi einzulaufen, queer durch  
 welchen er sein weißes Wasser bis an das andere Ufer treibt, ohne es zu vermischen; dar-  
 auf theilet er ihm diese Farbe mit, welche der andere nicht mehr verliert, und zieht ihn mit  
 großer Eile in das Meer.

Einfahrt in  
den Mississippi.

Die

Charlevoix.

1721.

Indianische  
Dörfer.Man suchet  
Silbererzt.

Die Nacht, den roten, hielt man sich in einem Dorfe der Caoquiaer und Tamaruaer, zweener illinesischer Stämme, auf, die sich unter der Führung zweener Priester aus dem Seminario zu Quebec vereinigt haben. Es liegt an einem kleinen Flusse, der von Osten kömmt. Den folgenden Tag, und fünf Meilen weiter gieng man vor dem Flusse Marameg vorbey, den man zur Rechten läßt, und wo wirklich einige Franzosen beschäftigt waren, Silbererzt zu suchen. Schon im Jahre 1719 hatte ein Gießer, Namens Lochoy, auf Befehl der westindischen Compagnie, an einem ihm angewiesenen Orte gegraben. Er hatte eine ziemlich große Menge Erzgesteine zu Tage gebracht, wovon ein Pfund, welches er zu schmelzen vier Tage gebraucht, ungefähr zwey Quentchen Silber gegeben, wovon man noch dazu argwohnete, daß er solches hinein gethan hätte. Indessen war er doch einige Monate darnach wieder dahin gegangen. Da er aber der Hoffnung zu einer Silberader entsagete: so hatte er aus zwey bis dreystausend Pfund Gesteine vierzehn Pfund sehr schlechtes Bley gezogen, welches ihm auf vierzehn hundert Franken zu stehen kam. Endlich wurde er einer so unfruchtbaren Arbeit überdrüssig, und kehrte wieder nach Frankreich. Die Compagnie, welche nicht weniger Vertrauen zu denen Anzeigungen hatte, die sie bekommen, schrieb den schlechten Erfolg bloß der Unfähigkeit des Gießers zu, und trug eben das einem Spanier, Namens Antonio, auf, der sich rühmete, er hätte in den mericanischen Bergwerken gearbeitet. Es glückete ihm nicht besser. Weil er aber durch einen ansehnlichen Gehalt aufgemuntert wurde: so verließ er die Bleygrube, und eröffnete einen Felsen acht oder zehn Fuß tief. Er ließ viele Stücke davon sprengen, die er in den Schmelztiegel that, und man machte bekannt, er hätte drey bis vier Quentchen Silber daraus bekommen. Darauf wurde eine Brigade Minirer des Königes unter der Anführung eines Officiers, Namens de la Renaudiere, dahin geschickt, welcher mit der Bleygrube anfangen wollte, aber vergebene Mühe hatte, weil er den Bau der Defen nicht verstand. Man bewundert hier, wie leicht doch die Gesellschaft große Summen vorgeschossen, und wie wenig Vorsicht sie bey der Wahl ihrer Leute angewandt hat. Da la Renaudiere und alle seine Minirer nicht einmal fähig gewesen, Bley zu machen: so entstand eine besondere Gesellschaft zu den Matameger Bergwerken, und einer von ihren Directoren, Duval, stund der Arbeit 1721 vor. Nachdem er sie sorgfältig untersucht: so hatte er eine Lage von Bley, zween Fuß tief über eine ganze Kette von Gebirgen gefunden, die sehr weit gieng. Er arbeitete wirklich an diesem Orte, in der Hoffnung, eine Silberader unter dem Bleye zu finden. Charlevoix muthmaßete, auf das Zeugniß eines andern Franzosen, der seit einigen Jahren in eben dem Lande gewesen war, schlecht davon. Man hat auch wirklich nicht gehört, daß diese Unternehmung mehrern Erfolg gehabt, als alle die vorhergehenden.

Mission Kas-  
kasquias.

Man findet nach dem Flusse Marameg die Kasquias, eine sehr blühende Mission, welche die Jesuiten getheilt haben, um zwey indianische Dörfer statt eines daraus zu machen. Das zahlreichste ist an dem Ufer des Mississipi selbst. Eine halbe Meile weiter kömmt man an das Fort Chartres, welches nur hundert Schritte von dem Flusse ist. Du Gue de Bois Brillant, ein canadischer Edelmann, war damals Befehlshaber für die Compagnie darinnen, welcher dieser Ort zugehört, und der ganze Raum bis an den Fluß, fing an, sich mit Franzosen zu bevölkern. Vier Seemeilen weiter, aber wenigstens eine Meile vom Flusse, findet man einen großen französischen Flecken, fast lauter Canadier, die einen Jesuiten zum Pfarrer haben. Das zweyte indianische Dorf ist auch

Die

Die Franzosen in diesem Pflanzorte führen ein ganz bequemes Leben seitdem ihnen ein **Charlevoix** Fläminger, der bey den Jesuiten in Diensten ist, gezeigt hat, wie sie Weizen säen sollen, welcher auf ihren Feldern sehr gut wächst. Sie haben Hornvieh und allerhand Fiedervieh. Auf der andern Seite bauen auch die Indianer, welche Illinesen sind, ihre Felder nach ihrer Art, und halten Federvieh, welches sie den Franzosen verkaufen. Die Webber dieser Wilden spinnen die Wolle von den Ochsen dieses Landes, und machen sie so fein, als die von den engländischen Schafen. Sie verfertigen Zeuge daraus, die sie schwarz, gelb, und dunkelroth färben; und der Faden, welchen sie brauchen, ihre Röcke zu nähen, ist von Rehnerven gemacht. Ihre Art ist ohne viele Kunst. Wenn sie den Nerven abgefeisset haben: so stellen sie ihn zween Tage lang an die Sonne. Sie klopfen ihn, wenn er trocken ist, und ziehen ohne Mühe einen Faden daraus, der eben so weiß, eben so fein, als der Mechelner Zwirn, aber viel stärker, ist. Der französische Flecken wird gegen Norden durch einen Fluß begränzet, dessen Ufer so hoch sind, daß, ungeachtet des Anwachsens seines Gewässers, welches zuweilen bis auf fünf und zwanzig Fuß steigt, er selten übertritt. Dieses ganze Land ist unbedeckt. Es sind große Wiesen, die nur durch Büsche von dem besten Holze abgefondert sind. Man sieht daselbst vornehmlich weiße Maulbeerbäume. Dieser Posten, welcher der älteste ist, den die Franzosen in diesem Lande haben, hat zween Vortheile, die ihn noch mehr unterscheiden: seine Lage, die ihn nahe nach Canada bringt, womit er stets eine Gemeinschaft haben kann, welche beyden Colonien gleich nützlich ist; und daß er die Kornscheune von Louisiana seyn kann, welches er mit Getreide im Ueberflusse zu versehen im Stande ist, wenn es bis an das Meer gänzlich bevölkert seyn sollte. Das Erdreich ist daselbst nicht allein fähig, Weizen zu tragen, sondern es verweigert auch nichts von dem, was zum Unterhalte der Menschen nöthig ist. Die Himmelsluft ist daselbst sehr lieblich im acht und dreyßigsten Grade, neun und dreyßig Minuten Norderbreite. Das Vieh vermehret sich leicht, und man wird auch sogar die wilden Ochsen daselbst zahm machen können, wovon man eben so viel Nutzen zur Handlung mit der Wolle und dem Leder, als zur Nahrung für die Einwohner, ziehen kann. Die Luft ist daselbst so gesund, daß man keine andere Krankheiten kennet, als die von einem lüderlichen Leben oder von dem Elende, oder dem frisch umgegrabenen Erdreiche herkommen können. Die beyden letztern Unbequemlichkeiten aber werden nicht immer dauern. Endlich so kann auch das Vertrauen zu den Illinesen nicht fehlen, welche fast alle Christen von einer sanften Gemüthsart und den Franzosen zu allen Zeiten sehr zugethan sind.

Die Osagier, eine ziemlich zahlreiche Völkerschaft hat sich an dem Ufer eines Flusses ihres Namens gesetzt, der sich in den Missouri vierzig Meilen von seiner Vereinigung mit dem Mississippi ergießt. Die Völkerschaft der Missuriten ist die erste, die man an dem Missouri achtzig Meilen von seiner Mündung antrifft, denen die Franzosen den Namen gegeben haben, weil sie ihren eigentlichen Namen nicht wußten. Weit höher findet man die Canser, darauf die Octotataer, die auch Mactotataer genannt werden, und hernach die Njuer und Panier, sehr zahlreiche Völker, die in viele Kreise, und unter verschiedene Namen getheilet sind. Eine Weibesperson von den Missuriten versicherte den P. Charlevoix, der Missouri komme aus einer Kette kahler und sehr hoher Gebirge, hinter welchen man einen großen Fluß findet, welcher auch da herausgehen muß, und gegen Westen fließt. Dieses Zeugniß, saget er, ist von einigem Gewichte, weil man von allen Wilden keine kennet, die weiter reisen, als die Missuriten.

Verschiedene indianische Völkerschaften

Charlevoix.

1721.

Flüsse, die in  
den Mississippi  
fallen.

Alle diese Völker bewohnen das westliche Ufer des Missouri, außer den Ajuern, welche gegen Osten, Bundesgenossen und Nachbarn der Siuer sind. Unter denen Flüssen, die in den Mississippi über dem Illinesenflusse fallen, sind die größten: erstlich der Ochsenfluß, welcher auf zwanzig Seemeilen davon entfernt ist, und von Westen kömmt. Man hat in seiner Nachbarschaft eine sehr schöne Salzgrube entdeckt, wie man denn noch andere an dem Maramez gefunden. Zweytens, vierzig Seemeilen weiter läßt man den Affenesipi oder Felsenfluß, von der Nachbarschaft eines in dem Flusse selbst gelegenen Berges also genannt, wo man Bergcrystall finden soll, wie einige Reisebeschreiber versichern. Drittens, fünf und zwanzig Meilen darüber trifft man zur Rechten den Wiscusing an, wodurch der P. Marquette und Jolhet in den Mississippi einliefen, als sie solchen entdecketen. Die Ajuer, welche auf dieser Höhe sind, das ist, in drey und vierzig Grad, dreyßig Minuten, welche viel reisen, und fünf und zwanzig bis dreyßig Seemeilen in einem Tage laufen, wenn sie ihre Familien nicht bey sich haben, erzählen, man komme, wenn man von ihren Wohnungen ausginge, in dreyen Tagen zu Völkern, die Quanen genannt, welche eine weiße Haut und weiße Haare haben, vornehmlich die Weiber. Sie setzen hinzu, diese Völkerschaft führe unaufhörlich mit den Paniern und andern noch weiter gegen Westen gelegenen Völkern Krieg, und man höre sie von einem sehr weit von ihnen entferneten großen See reden um welchen Völker wären, die den Franzosen gleichen, Knöpfe an ihren Kleidern hätten, Städte baueten, zur Ochsenjagd Pferde brauchten, die sie mit Büffelhäuten bedecketen, aber kein anderes Gewehr, als Bogen und Pfeile hätten. Viertens, zur Linken ungefähr sechzig Seemeilen über dem Ochsenflusse sieht man mitten aus einer unermesslichen und schönen Wiese, voller Ochsen und anderer Thiere, den Moingona heraus kommen, welcher wenig Wasser und Breite bey seiner Vereinigung mit dem Mississippi hat, dem man aber einen Lauf von zweyhundert und funfzig Seemeilen giebt, wobey er sich von Norden gegen Westen wendet. Man setzt hinzu, er habe seine Quelle in einem See, und bilde einen andern funfzig Meilen von dem erstern. Von diesem zweyten See geht man zur Linken, und findet den blauen Fluß, von seinem Boden so genannt, welcher eine Erde von dieser Farbe ist. Er ergießt sich in den St. Petersfluß. Wenn man den Moingona hinaufgeht: so bemerket man eine Menge Steinkohlen; und wenn man hundert und funfzig Meilen weit gegangen ist, so wird man ein großes Cap gewahr, welches diesen Fluß einen Umweg nehmen läßt, und bey welchem sein Wasser roth und stinkicht ist. Man versichert, man habe an diesem Cap verschiedene Erzsteine gesammelt, und man habe von da Antimonium nach dem französischen Flecken gebracht.

Lange Wiese.

Eine Meile über der Mündung des Moingona hat der Mississippi zween ziemlich lange Wasserfälle, welche nöthigen, die Piroguen zu ziehen. Ueber dem zweyten, ein und zwanzig Meilen von dem Moingona, findet man an beyden Seiten des Flusses Bleigruben, die ehemals von Perrrot entdeckt worden, und seinen Namen führen. Zehn Meilen über dem Wiscusing, und an eben der Seite sieht man eine sechzig Seemeilen lange Wiese anfangen, die mit Gebirgen besetzt ist, welche eine allerliebste Aussicht machen. An der Westseite zeigt sich eine andere, die aber nicht so lang ist. Zwanzig Meilen höher, als das Ende der erstern, erweitert sich der Fluß; und dieser Ort heißt der Bonsecourssee. Er ist nur eine Seemeile breit, hat aber sieben im Umfange, und schöne Wiesen umher. Perrrot hatte zur Rechten ein Fort gebauet. Wenn man aus dem See heraus kömmt: so findet man die Kahle Insel, die deswegen also heißt, weil sie nicht einen einzigen Baum hat:

hat: sie bildet aber eine schöne Wiese. Die Franzosen in Canada haben sie oftmals zum **Charlevoix**.  
Mittelpuncte ihrer Handlung in diesen westlichen Landschaften gemacht. Drey Meilen dar-  
über läßt man zur Rechten den Fluß **Sainte Croix**, der aus dem obern See kömmt, und  
einige Seemeilen weiter hin läßt man zur Linken den **St. Petersfluß**, dessen Mündung  
nicht weit von dem **St. Antonsprunge** ist. Man hat schon angemerket, daß der **Mississi-  
pi** nur bis an diesen großen Wasserfall bekannt ist.

1721.

Man muß weislich auf diesem Flusse fahren. Man waget sich nicht leichtlich mit  
Canoten von Baumrinden darauf, weil er stets eine große Anzahl Bäume mit sich führt,  
die von seinen Ufern hinein fallen, oder ihm von denen Flüssen, die er einnimmt, zugeföh-  
ret werden, und viele von diesen fremden Körpern an den Spizen oder auf den Bänken auf-  
gehalten werden, da man denn oft in Gefahr ist, wider einen Ast oder eine Wurzel, die  
unter dem Wasser verborgen sind, zu laufen; welches denn diese schwachen Fahrzeuge leicht  
zerbrechen könnte, vornehmlich wenn man bey der Nacht fahren, oder vor Tage abgehen  
will. Anstatt der Canote von Baumrinden nimmt man Piroguen, d. i. ausgehöhlte  
Baumstämme, die mehr widerstehen können, die aber, ihrer Schwere wegen, nicht leicht  
zu regieren sind. Die Fährleute, die man aus Neuf Frankreich mitbringt, welche zu den klei-  
nen Pagaien gewöhnet sind, die zu den Canoten dienen, schicken sich nicht zu dem Ruder.  
Ueber dieses ist man, wenn der Wind ein wenig stark wird, wie es oftmals geschieht, in  
der Pirogue vor den Wellen nicht bedeckt.

Schwere  
Schiffahrt  
auf dem Mis-  
sissipi.

Den 10ten des Windmonates setzete sich **Charlevoix** wieder zu Schiffe, um durch den  
kleinen Fluß **Kaskasquias** in den **Mississippi** zu kommen, und that den ersten Tag nur zwey  
Meilen. Den andern konnte er nicht mehr, als sechs auf dem Flusse thun. Man muß  
sich verwundern, daß das Laub in einem Lande, wo der Winter ordentlicher Weise sehr  
gelind ist, viel eher abfällt, als in Frankreich, und daß die Bäume nur erst zu Ende des  
**Mayes neues** bekommen. Man giebt keine andere Ursache davon an, als die Dicke der  
Wälder, welche verhindern, daß sich das Erdreich nicht so bald erhizet, den Saft aufstei-  
gen zu lassen. Den 12ten ließ er, nachdem er zwey Seemeilen gefahren, das **St. Antons-  
vorgebirge** zur Linken. An diesem Orte fängt man an, Rohr zu sehen, das dem europäi-  
schen ziemlich ähnlich, aber höher und stärker, ist. Seine Wurzeln, die sehr lang sind, ha-  
ben von Natur einen sehr schönen Vernis, und sind wenig von den Bambuen unterschieden,  
wovon man die schönen Röhre machet, welche die Holländer, unter dem Namen der **Rot-  
tange**, verkaufen. Den 13ten und folgenden Tag wurde die Pirogue von widrigem Win-  
de in einer Gegend aufgehalten, deren Gefahr er kannte. Er wußte, es hatten die **Che-  
raquier** daselbst vor kurzem dreyßig Franzosen erschlagen, die den Sohn des Herrn **Kam-  
jay**, Statthalters zu **Montreal**, und den jungen **Baron von Longueuil** an ihrer Spitze ge-  
habt. Außer dieser Völkerschaft, mit der man noch nicht versöhnet war, machten die **Uta-  
gamier**, die **Siuer** und **Chicachaer** der Bedeckung, die nur aus drey Mann bestund, ande-  
re Unruhe. Man fuhr einige Meilen in dieser Furcht. Den 15ten brachte ein Nordwind  
eine überaus große Kälte. Nachdem man vier Meilen gegen Süden gefahren: so fand  
man, daß sich der Fluß andere vier Meilen gegen Norden wendet. Nach diesem großen  
Umschweife läßt man den schönen Fluß **Uabache** zur Linken, wodurch man bis in das Land  
der **Troquesen** hinauf steigen kann, und dessen Einfluß in den **Mississippi** wenigstens eine  
Viertelmeile breit ist. Ganz **Luisiana** hat keine Gegend, die besser eine Niederlassung ver-  
dienet. Das Land, welches von dem **Uabache** und **Ohio**, der dahinein fällt, gewässert  
wird,

Fluß Uabache  
und seine Ge-  
meinschaft mit  
Canada.



Charlevoix.  
1721.

wird, ist überaus fruchtbar. Es sind große Wiesen, worauf die wilden Ochsen bey tausenden weiden. Ueber dieses ist die Gemeinschaft mit Canada dadurch eben so leicht, als durch den Illinesenfluß, und der Weg kürzer. Ein Fort mit einer guten Besatzung würde die Wilden im Zaume halten, vornehmlich die Cheraquier, welche heutiges Tages die zahlreichste Völkerschaft des festen Landes sind. Sechs Meilen unter dem Uabache geht man vor einer sehr erhabenen Küste von einer gelben Erde vorbey, die man für eisreich hält.

Starke Kälte.

Die folgenden Tage brachten eine so strenge Kälte, daß man den spanischen Wein in der Pirogue gefroren, und den Brantewein eben so dick, als geronnen Del, fand. Charlevoix bewundert diese strenge Luft in einer Himmelsgegend, deren Lieblichkeit er erkannt hatte, und konnte solche bloß den Nord- und Nordwestwinden zuschreiben, die noch immer weheten, ob sie gleich auf verschiedene Art durch das Land gebrochen wurden, so wie man sich mit dem Flusse wandte. Diese Hindernisse hielten die Schifffahrt sehr auf. Den 20sten wurde man zur Rechten des Flusses einen aufgerichteten Pfahl gewahr, der für ein illinesisches Denkmaal, bey Gelegenheit eines über die Chicachaer erhaltenen Sieges, erkannt wurde. Es zeigte zwey Menschenfiguren ohne Kopf, und einige andere mit allen Gliedern. Charlevoix vernahm von seinen Begleitern, die ersten zeugeten von den Todten, und die andern von den Gefangenen; und wenn sich unter beyden Franzosen befinden, so stüßet man ihnen die Arme auf die Hüften, um sie von den Wilden zu unterscheiden, denen sie herunter hängen. Denn man hat wahrgenommen, daß die Franzosen oft die Arme in die Seite setzen. Die Chicachaer waren vordem viel zahlreicher: man sieht aber nichts mehr von dem Reichthume bey ihnen, den ihnen der spanische Geschichtschreiber von Florinda beygelegt. Die Verbindung der Franzosen mit den Illinesen hat sie mit ihnen in Krieg verwickelt, und die Engländer in Carolina blasen das Feuer an.

Illinesisches  
Denkmaal.

Den 2ten des Christmonates endlich kam Charlevoix bey dem ersten Dorfe der Ankasäer an, wo man die französischen Besitzungen ein wenig besser zu kennen anfängt. Dieses Dorf ist auf einer kleinen Wiese an dem westlichen Ufer des Flusses gebauet. Man findet noch drey andere, die eine einzige Völkerschaft unter besondern Namen machen, und in einem Raume von sieben bis acht Meilen. Die Einwohner des ersten heißen die Unapoer, und die Franzosen hatten damals ein Magazin daselbst. Man giebt dem Flusse der Ankasäer eine sehr entfernete Quelle. Er kömmt, saget man, von den Panisnoiren, welche Charlevoix mit den Panisricaraern für einertey hält, wovon er einen Sklaven bey sich hatte. Dieser Fluß ist voller Wasserschüsse, daß man ihn also schwerlich hinauffahren kann. Er theilet sich in zweyen Arme sieben Meilen über seinen beyden Mündungen. Zwo Meilen über der erstern nimmt er einen schönen Fluß ein, der aus dem Lande der Osagaer kömmt, und den die Franzosen den weißen Fluß genannt haben. Noch zwo Meilen höher findet man die Völkerschaften der Torimaer und Topingaer, die nur eine Dorfschaft ausmachen, zwo Meilen von welcher man die Soruier findet. Die Kappaer, eine zahlreiche Völkerschaft zur Zeit der Entdeckung, sind ein wenig weiter hin, und ihrem Dorfe gegen über sieht man noch die Trümmern von der Concession des beschryenen Law. Nach diesem Orte sollte man die neuntausend Deutsche hinschicken, welche in der Pfalz angeworben wurden, und Charlevoix beklaget die Hindernisse, die solche aufgehalten. „Nach dem Illinesenlande, saget er, hat Luisiana vielleicht keine Gegend, die fähiger ist zum Anbaue: er sezet aber hinzu, Law wurde sehr schlecht bedienet, wie die meisten Concessionarien; und es hat wenig

nig Wahrscheinlichkeit, daß man jemals so viel Volk anwerbe, weil man in Frankreich Charlevoix.  
 gar nicht auf das sieht, was die Unternehmungen hat fehl schlagen lassen, damit man die 1721.  
 vorigen Fehler verbessere, sondern sich ordentlich nach dem ersten Erfolge richtet.

Bei der Abreise von dem Anapaerdorfe lagerte sich Charlevoix den 2ten des Christmonates ein wenig unter der ersten Mündung von dem Afansaerflusse, der nicht über fünf hundert Schritte breit ist. Den andern Morgen gieng er über die zweyte, die viel schmaler ist; und den 5ten befand er sich vor der abgesechnittenen Spitze, die ehemals eine ziemlich hohe Spitze war, welche an der Westseite in den Fluß hineingieng, der ist eine Insel daraus gemacht hat. Bis ist aber ist der neue Canal nur bey großen Wassern schiffbar. Von hier rechnet man bis zu dem Hauptarme des Afansaerflusses zwey und zwanzig Seemeilen, obgleich in gerader Linie nicht ihrer zehne sind: allein, der Fluß schlängelt sich sehr, siebenzig Seemeilen weit, zwischen dem Anapaerdorfe und dem Nasuerflusse. Charlevoix lief den 6ten in diesen Fluß ein, dessen Mündung nicht über einen Acker Landes breit ist. Sein Wasser ist tödtlich und ungesund. Bizart, der in Canada von einem Bizarts Fort  
 Schweizer erzeuget worden, Major zu Montreal, hatte seit kurzem ein Fort an diesem bey den Na-  
 Flusse erbauet, drey Meilen von dem Mississipi. Als er darauf erkannte, daß er sich ei- suern.  
 nen bessern Ort hätte erwählen können: so gedachte er seinen Sitz weiter hin in eine schöne Wiese zu verlegen, als dieser Vorfaß durch seinen Tod unterbrochen wurde. Die Compagnie hatte damals daselbst ein Magazin, wie bey den Afansaern, das Fort und der Boden aber gehörte einigen zusammen gesellten vornehmen Personen. Charlevoix erstaunet, daß sie sich für den Nasuerfluß entschlossen haben: „sie konnten sich, saget er, bessere Länder von einer schönern Lage wählen. In der That ist viel daran gelegen, sich dieses „Flusses zu versichern, dessen Quelle nicht weit von Carolina entfernet ist: ein Fort aber mit „einer guten Besatzung war genug, die Nasuer im Zaume zu halten, welche Bundesge- „nosser der Chicachaer sind, und stets mit den Engländern in Verbindung gestanden. Mit „einem Worte, eine Concession wird niemals bey einer Völkerschaft gründlich errichtet, „wider welche man sich ohne Aufhören auf seiner Hut halten muß.

Drey Tagereisen unter den Nasuern findet man in dem Flusse zur Linken an dem Munde eines großen Caps, wo sehr gute Steine seyn sollen, die in der Colonie am meisten fehlen, einen Schlund, dem man sich nicht ohne Gefahr nähert. Fünf Tage darnach, da man das Fort verlassen hatte, kam Charlevoix in das Land der Natschen. Es ist vierzig Seemeilen von den Nasuern an eben der Seite. Dieser Kreis, der in den Nachrichten von Louisiana berühmte ist, ist der schönste, der fruchtbarste, und am meisten bevölkert. Man stieg daselbst, einer ziemlich hohen und sehr steilen Erdhöhe gegen über, aus, an deren Fuße ein Bach geht, der nur Schaluppen und Piroguen einnehmen kann. Von Schlund von  
 dieser Erdhöhe steigt man auf einen Hügel von einem ziemlich hohen Abhange, auf dessen Mississipi.  
 Spitze ein Fort, oder vielmehr eine Schanze mit einem bloßen Pfahlwerke, ist. Viele kleine Berge erheben sich oberhalb des Hügels; und wenn man vor ihnen verhey ist, so sieht man auf allen Seiten nichts anders, als große und schöne Wiesen, die mit Gebüsch abgesehet sind. Die gemeinsten Bäume in diesen Gehölzen sind der Nußbaum und die Eiche, und alle Ländereyen sind vorrefflich. Man hat gesehen, daß Iberville, der erste, der in den Mississipi durch seine Mündung eingefahren, bis zu den Natschen hinaufgegangen; und da er ein so schönes Land bewunderte, so urtheilte er auch, es könnte die Hauptstadt der neuen französischen Niederlassung nicht vertheilhafter liegen. Er entwarf den Grundriß davon

Charlevoix.  
1721.

Zustand der  
französischen  
Colonie bey  
den Natschen  
im Jahr 1721.

unter dem Namen Rosalie, welcher der Gräfinn von Pontchartrain ihrer war. Dieser Anschlag aber ist nicht ausgeführt worden, obgleich die Karten eine Stadt Rosalie bey den Natschen haben. Charlevoix billiget diejenigen, die dafür halten, man müsse sich näher am Meere setzen. Wenn indessen Louisiana eine blühende Colonie würde: so dünkt es ihm, wie Iberville, das Land der Natschen würde zu ihrer Hauptstadt am bequemsten seyn. Die Luft ist daselbst rein, das Land erstreckt sich weit; das Erdreich ist fruchtbar und wohl gewässert. Es ist nicht gar zu weit vom Meere, und nichts hindert die Schiffe, daselbst hinauf zu fahren. Endlich ist es allen denen Dertern gelegen, wo man sich zu setzen nur wünschen kann.

Die Compagnie hatte sich daselbst ein Magazin angeleget, welches durch einen Buchhalter regieret wurde. Zwischen einer großen Anzahl besonderer Concessionen, wovon man schon die Früchte einsammelte, waren zwey von der ersten Größe da, das ist von vier Meilen in Quadrate. Die eine gehörte einer Gesellschaft von Maloern, die andere der Compagnie, welche Arbeitsleute von Clerac dahin geschickt hatte, daselbst Taback zu bauen. Die Gebäude dieser beyden Pflanzungen bildeten ein vollkommenes Dreieck mit dem Fort; und die Weite des einen Winkels von dem andern war eine Seemeile. Das große Dorf der Natschen lag zwischen den beyden Concessionen.

Ob man gleich nicht zweifeln kann, daß unter einer weisen Regierung die meisten von diesen Niederlassungen keinen großen Fortgang seit fast vierzig Jahren gehabt: so wird man dennoch dem P. Charlevoix nachgehen, welcher bekennet, er habe sie sorgfältig beschauet. Die Concession der Maloer schien ihm sehr wohl gelegen zu seyn. Es fehlet da nichts, ein so schönes Erdreich zu nutzen, als Negern oder Dienstleute. Der Compagnie ihre liegt noch besser. Beyde werden von einem und eben demselben Flusse gewässert, welcher zwey Meilen über der erstern in den Mississippi fällt. Der Taback kömmt daselbst wohl fort. Ich habe, saget Charlevoix, in dem Garten des Oberbuchhalters sehr schöne Baumwolle auf dem Baume gesehen. Ein wenig weiter hinunter sah man wilden Indigo, womit man noch nicht die Probe gemacht hatte: man versprach sich aber, es würde damit eben so gut gehen, als auf der Insel San Domingo, und das um so vielmehr, weil ein Boden, der von Natur diese Pflanze hervorbringt, sehr geschickt seyn muß, die fremde zu tragen, die man daselbst säen will.

Großes Dorf  
der Natschen.

Das große Dorf der Natschen besteht nur noch aus einer kleinen Anzahl Hütten; und die Ursache, die man davon angebt, ist, daß diese Wilden, denen ihr großes Oberhaupt alles, was sie besitzen, wegzunehmen, das Recht hat, nicht gern bey ihm wohnen. Sie haben viele andere Flecken in einiger Entfernung von ihm angeleget. Die Siuer, ihre Bundesgenossen, haben auch eines in ihrer Nachbarschaft. Man beschreibet uns ihre Cabanen. Sie sind in Gestalt eines viereckichten Pavillons, sehr niedrig und ohne Fenster mit einem gerundeten Giebel, wie unsere Defen. Die meisten sind mit Blättern und Maisstrohe bedeckt. Einige sind von Leimen gebauet, inwendig und auswendig mit sehr dünnen Matten überzogen. Des großen Oberhauptes seine ist größer und höher, als die andern, sehr sauber gekräuselt, und auf einem etwas höhern Erdreiche, und auf allen Seiten frey. Sie geht auf einen großen Platz, der nichts regelmäßiges hat. Charlevoix sah statt alles Hausgeräthes darinnen eine sehr schmale Schicht Bretter, zwey oder drey Fuß hoch von der Erde, worauf, seinem Urtheile nach, das Oberhaupt eine Matte oder eine Haut ausbreitet, um sich darauf niederzulegen. Diese Cabanen sind sehr weiß, ob sie gleich kein Rauchloch haben.

haben. Der Tempel ist an der Seite der Cabane des großen Oberhauptes an dem Ende des Platzes und gegen Osten gewandt. Er ist aus eben den Materialien, wie die Cabanen, aber von anderer Gestalt. Es ist ein längliches Viereck, ungefähr vierzig Fuß lang und zwanzig breit, mit einem schlechten Dache von der Gestalt, wie die unserigen, und zweien hölzernen Adlern an beyden Enden. Die Thüre ist in der Mitte der Länge des Gebäudes, das keine andere Oeffnung hat; und zu beyden Seite ist eine steinerne Bank. Das Innere ist dem Außern gemäß. Drey Stücken Holz in ein Dreieck geleyet, welche fast ganz die Mitte des Tempels einnehmen, brennen daselbst zu Ehren der Sonne, aber mit einem langsamen Feuer, welches ein Wilder, der mit dem Titel des Tempelhüters beehret wird, zu unterhalten verbunden ist. Wenn das Wetter kalt ist: so kann der Tempelhüter sein Feuer für sich haben: es ist aber niemanden erlaubt, sich bey dem Feuer der Sonne zu wärmen. Die Feuerbrände geben einen Rauch, welcher die Zuschauer blind machet. An Zierrathen sieht man in dem ganzen Raume des Tempels nichts, als drey oder vier Kisten, die einige dürre Knochen enthalten; und an der Erde einige hölzerne Köpfe, nicht so gar grob gearbeitet, als die Adler auswendig. Der Thüre gegen über dienet ein Tisch drey Fuß hoch, fünfse lang und viere breit, zum Altare. Da Charlevoix nichts weiter entdeckt hat: so verwirft er alles dasjenige, was man in den ersten Nachrichten liest; wofern nicht die Natschen, saget er, wegen der Nachbarschaft der Franzosen unruhig geworden, und ihren Tempel desjenigen beraubt haben, was er für ihre Völkerschaft am heiligsten hatte. Er räumt über dieses ein, es hätten die meisten Indianer in Louisiana vordem, so wie die Natschen, ihren Tempel gehabt; sie hätten darinnen ein beständiges Feuer unterhalten; und die Maubillier hätten so gar eine Art von Primarie gehabt, welche eine jede Völkerschaft verbunden, ihr Feuer daselbst wieder anzuzünden, wenn es etwan aus Nachlässigkeit, oder durch einen Unglücksfall ausgelöscht worden. Heutiges Tages aber, saget er, besteht der Tempel der Natschen nur noch einzig und allein; und ob er gleich entblößet, unsauber, und in Unordnung ist, so ist er doch unter allen Wilden dieses festen Landes in großer Hochachtung. Uebrigens ist die Verminderung dieser Völker eben so beträchtlich, als der Völkerschaften in Canada ihre. Sie ist auch noch schneller gewesen, ohne daß man die wahre Ursache davon weis. Ganze Völkerschaften sind verschwunden; und diejenigen, die noch bestehen, sind nur der Schatten von dem, was sie zur Zeit der Entdeckung gewesen.

Die Franzosen in der Niederlassung bey den Natschen hielten den P. Charlevoix länger auf, als er sichs vermüthet hatte. Er machet eine seltsame Abschilderung von der Religion dieser Colonie. Der Thau des Himmels, saget er, ist noch nicht auf ein Land gefallen, welches sich rühmen kann, daß es mehr, als ein anderes, das Mark der Erde zum Antheile hat. Iberville hatte einen Jesuiten, der ihm auf der andern Reise folgete, dahin bestimmet. Er schmeichelte sich, das Christenthum bey einer Völkerschaft einzuführen, deren Befehrung aller andern ihre ohne Zweifel nach sich ziehen würde. Dieser Missionar aber glaubete, günstigere Gesinnungen in dem Dorfe der Bayagulaer zu finden; und da er den Vorsatz gefasset hatte, sich daselbst niederzulassen, so wurde er durch andere Befehle wieder nach Frankreich zurück gerufen. Darauf wurde ein Geistlicher aus Canada zu den Natschen geschickt: seine Arbeiten aber waren ohne Erfolg, ob er gleich die Gewogenheit der Frau des großen Oberhauptes gewonnen hatte. Er wurde von den Wilden auf einer Reise erschlagen, die er nach Maubille that. Ein anderer Priester hatte bey den Afsaern eben das Schicksal. Seit dem Tode dieser beyden Missionarien ist ganz Louisiana

Charlevoix.  
1721.Ihr Tempel  
und sein ewi-  
ges Feuer.Schlechter Zu-  
stand des Chri-  
stenthumes.

Charlevoix.  
1721.

na unterhalb der Illinesen ohne Geistliche geblieben, die Tonicaer ausgenommen, welche seit vielen Jahren einen Priester gehabt haben, den sie so hoch hielten, daß sie ihn zu ihrem Oberhaupte machen wollten, die aber dadurch nicht mehr Neigung zum Christenthume bekamen. Diese Verlassung betraf nicht bloß die Ungläubigen. Obgleich der Matschenkreis der volkreichste in dem ganzen französischen Pflanzlande ist: so waren es doch im Christmonate 1721 fünf Jahre, daß kein Franzose daselbst die Messe gehört, noch einmal einen Priester gesehen hatte. Wir wollen an seinen Ausdrückungen nichts ändern. „Ich nahm zwar wohl wahr, daß die Vberaubung der Sacramente bey den meisten eine Gleichgültigkeit gegen die Religionsübungen hervor gebracht hatte, welche die ordentlichste Wirkung davon ist: indessen bezeigten doch viele eine eifrige Begierde, sich meiner Durchreise zu Nutze zu machen, um ihre Gewissensangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Der erste Antrag, den man mir that, war, eine Menge Einwohner im Angesichte der Kirche zu verheirathen und zu trauen, welche kraft eines bürgerlichen Vertrages, der vor dem Befehlshaber und dem Oberbuchhalter aufgesetzt worden, ohne Bedenken bey einander wohnten, und wie diejenigen, welche diese Rebsehe bestätiget hatten, die Nothwendigkeit, das Land zu bevölkern, und die Schwierigkeit einen Priester zu bekommen, anführten. Ich stellte ihnen vor, es fänden sich solche bey den Masuern und in Neuorleans; und eine Pflicht von solcher Wichtigkeit verdienete wohl die Mühe einer Reise. Man antwortete mir, diejenigen, die solchen Vertrag geschlossen, wären nicht im Stande, weder sich zu entfernen, noch den nöthigen Aufwand dazu zu machen. Endlich so war das Uebel geschehen: und es kam ist nur darauf an, solchem wieder abzuhelfen; und ich that es. Ich hörte darauf alle diejenigen beichten, die sich angaben: ihre Anzahl aber war nicht so groß, als ich es gehoffet hatte.“

Tonicaerfluß.

Von den Matschen reifete Charlevoix den 26sten des Christmonates mit einem Rittersgesbaumeister des Königes ab, welcher die Colonie besuchte, um von denen Dörtern zu urtheilen, wo man Forte anlegen könnte. Nach vier Meilen traf man einen kleinen Fluß zur Linken des Mississipi an. Er machet an diesem Orte einen Umschweif von vierzehn Seemeilen, bey welchem man noch vor einer Menge Inseln vorbeht; und zehn Seemeilen weiter findet man einen andern Fluß an eben der Seite. Er ist so fischreich, daß man des Nachts von dem Geräusche derer Fische aufgeweckt wird, die mit ihrem Schwanze das Wasser schlagen. Zwo Meilen jenseits kömmt man nach Calla der Tonicaer, welcher anfänglich nur ein Bach zu seyn scheint, einen Flintenschuß weit von seiner Mündung aber einen See bildet. Er nimmt seinen Ursprung in dem Lande der Tschactaer, und sein Lauf ist voller Wasserschüsse. Das Dorf ist jenseits des Sees, auf einem ziemlich hohen Boden, ohne Zaun umher, und mittelmäßig bevölkert. Nicht weit davon findet man zwey andere von eben der Völkerschaft; und das ist alles, was von einem sonst zahlreichen Volke noch übrig ist. Die Wohnung des Oberhauptes ist mit halberhabenen Bildern gezieret, welche Charlevoix in einer Hütte eines Wilden nicht geringschäßig fand: er verwunderte sich aber weniger darüber, als er diesen Indianer gesehen hatte, welcher auf französische Art gekleidet gieng, und sich so gar einer ausgesuchten Sauberkeit befließ, ohne im geringsten zu zeigen, daß er sich in diesem Puge nicht finden könnte. Er hatte sich durch seinen Handel mit den Franzosen bereichert, denen er Pferde und Geflügel gab.

Von dem Grunde der Bay oder des Sees der Tonicaer könnte man mit Canoten von Rinde eine Uebertragung von zweyen Seemeilen vornehmen, die zehn Seemeilen auf dem Flusse



Flüsse ersparen würden. Drittehalb Meilen darunter läßt man zur Rechten den heutigen **Charlevoix** Tages so genannten rothen Fluß, welcher bey den Spaniern unter dem Namen **Rio Colorado** bekannt ist. Er läuft einige Zeitlang Ost und West; darnach wendet er sich gen Süden: er ist aber nur für Piroguen auf vierzig Meilen schiffbar, nach welchen man nichts, als Moräste, findet. Seine Mündung in den Mississippi ist ungefähr zweyhundert Loifen breit. Zehn Meilen darüber nimmt er zur Rechten den schwarzen Fluß oder den **Natchitaerfluß** ein, der von Norden kömmt, und über die Hälfte des Jahres fast ohne Wasser ist. Dieß hat die Franzosen nicht abgehalten, etliche Wohnplätze daselbst zu errichten, in der Hoffnung, sich der Nachbarschaft der Spanier zu Nuzen zu machen. Die **Natschitocher** haben sich an dem rothen Fluße gesetzt, wo die indianische Compagnie ein Fort erbauet hat, um diejenigen aufzuhalten, die ihr Schaden können. Ein wenig unterhalb des rothen Flusses findet man eine sehr schöne Bucht; und fünf Seemeilen weiter geht man vor einer abgesechnittenen Spitze vorbei, welche den Reisenden vierzehn Meileweges ersparet. Dieses hat man den **Canadiern** zu danken. Sie haben einen kleinen Bach hinter der Spitze ausgegraben, wodurch denn das Wasser aus dem Fluße mit solcher Heftigkeit in diesen neuen Canal hinein geschossen, daß es sein altes Bette fast ganz trocken gelassen. Unmittelbar unter der Spitze sah man 1721 eine Niederlassung, Namens **Sainte Reine**, auf einem sehr fruchtbaren Boden. Eine Meile weiter hin traf man noch eine andere an, deren Gebäude nur noch aus einigen mit Stroh gedeckten Hütten bestanden. **Charlevoix** prophezeete nicht viel Gutes von diesen beyden Concessionen; weil es an Menschen, saget er, zur Arbeit, und an Liebe zur Arbeit den Menschen fehlte. Er redet nicht mit mehrerm Lobe von einer dritten Niederlassung, der rothe Scab (**Katon rouge**) genannt, drey Meilen von der letztern.

1722.  
Rio Colorado.

Einige Niederlassungen.

Fünf Seemeilen jenseits traf man die **Bayagulaer** an, deren Dorf vor Alters sehr bevölkert war. Es sind nur noch die Trümmern davon übrig, seitdem die Pocken einen Theil seiner Einwohner aufgerieben, und die andern sich entfernt oder zerstreuet haben. Man hatte in dem schönen Lande, welches sie inne gehabt, eine Niederlassung errichtet, wo die weißen Maulbeerbäume nach der Schnur gepflanzt waren. Man machete daselbst schon schöne Seide. Der Taback und der Indigo wurden daselbst mit eben dem glücklichen Erfolge gebauet. **Charlevoix** giebt diese Concession zum Muster.

Er reifete den 3ten des Jenner 1722 von da ab, und kam um zehn Uhr des Morgens zu einem kleinen Dorfe der **Umaer**, welches zur Linken des Mississippi ist, und einige französische Häuser enthält. Das große Dorf eben dieser Völkerschaft ist eine Viertelmeile weiter im Lande. Zwo Meilen über dem kleinen hat sich der Fluß zur Rechten, wohin ihr sein Gang stets treibt, einen Graben gemacht, den man die Gabel der **Sitimachaer** nennet, und welcher, bevor er sein Wasser in das Meer bringt, einen großen See machet. Die indianische Völkerschaft dieses Namens ist gänzlich aufgerieben. Sechs Seemeilen von den **Umaern** sahen die beyden Reisenden die Concession des **Marquis von Ancenis**, die damals durch eine Feuersbrunst und andere Zufälle fast zu nichts geworden war. Sie kam den andern Morgen Vormittages zu dem großen Dorfe der **Colapissaer**, dem schönsten in ganz **Luisiana**, ob es gleich nicht über zweyhundert Krieger enthält. Ihre Cabanen haben die Gestalt eines Pavillons mit einem doppelten Dache, eines von Latanenblättern, das andere von Matten. Des Oberhauptes seine hat sechs und dreyßig Fuß im Durchschnitte. So bald sich die beyden Reisenden im Gesichte des Dorfes befanden, erstauneten sie, daß

Umaer und französische Concessionen.

**Charlevoix.** sie darinnen das Spiel rühren hörten, und sich im Namen des Oberhauptes bewillkommet sahen. Sie wunderten sich aber noch mehr über die Kleidung des Trommelschlägers, welche ein langer Rock, halb roth und halb weiß, mit einem rothen Aermel auf der weißen Seite, und einem weißen Aermel auf der rothen Seite war. Sie frageten nach dem Ursprunge dieses Gebrauches. Man antwortete ihnen, er wäre nicht alt; es hätte ein Statthalter von Louisiana die Einwohner zur Belohnung ihrer Treue mit einer Trommel beschenkt, und die Kleidung wäre von ihrer Erfindung. Die Indianerinnen sind hier besser gebildet, als in Neufrankreich, und ihre Kleidung ist viel sauberer.

**1722.**  
**Trommel und Livree der Colapissaer.**

**Cannes brûlees, französischer Wohnplatz.** Fünf Seemeilen weiter kömmt man zu einem französischen Wohnplatz Cannes brûlees, wo man ein großes Kreuz an dem Ufer aufgerichtet findet, das erste, welches Charlevoix seit den Illinesen wahrgenommen. Als er ausstieg: so wurde er nicht weniger erbauet, da er einige Franzosen sah, welche Vesper sangen. Sie waren ohne Priester, saget er: aber das war nicht ihre Schuld. Man hatte ihnen einen gegeben, den sie abgedanket hatten, nachdem sie erkannt, daß er ein Trunkenbold war. Zwischen den Colapissaern, und Cannes brûlees läßt man zur Rechten den alten Kreis der Lausaer, die gänzlich verschwunden sind. Dieß ist der schönste und beste von ganz Louisiana. Den 5ten Jenner, als den letzten Tag ihrer Reise, giengen beyde Reisende vor einer Niederlassung die Chapitulaer genannt, drey Seemeilen von Neuorleans, vorbei, wo sie um fünf Uhr des Abends ankamen. Die Chapitulaer, und einige benachbarte Wohnungen sind in einem fruchtbaren und wohlgebaueten Lande.

**Anmerkungen wegen der Lage von Neuorleans.** Charlevoix fand nichts merkwürdiges um Neuorleans herum, und war so gar mit der Lage dieser Stadt nicht zufrieden. Diejenigen, welche anders davon urtheilen, saget er, gründen sich auf zwey scheinbare Ursachen; die erste, daß sich, eine Meile von der Stadt gegen Nordost, ein kleiner Fluß findet, der Bayoul von St Johann genannt, welcher sich zwey Seemeilen von da in den Pontchartrainssee ergießt; und da dieser See mit dem Meere eine Gemeinschaft hat: so ist es leicht, dadurch eine sichere Handlung zwischen dieser Hauptstadt und Maubile, Biloxi und andern Posten zu unterhalten, welche die Franzosen nach dem Meere zu thun haben; die zweyte ist, daß unter Neuorleans der Fluß einen sehr großen Umschweif machet, welchen man den Engländer-Umschweif nennet, und welcher der Schifffahrt eine vortheilhafte Verzögerung wider die Ueberfaltungen verursachen kann. Weil aber diese Gründe voraus setzen, daß die Einfahrt des Flusses nur kleine Fahrzeuge aufnehmen könne: so fraget Charlevoix erstlich, was man von der Ueberfaltung befürchten könne, wenn die Stadt nur ein wenig befestiget sey? Ueber dieses, an welchem Orte sie auch liegen mag, muß die Mündung des Flusses nicht durch gute Batterien und durch ein Fort vertheidiget seyn? Zum andern, was dienet eine Gemeinschaft, die man nur durch Schalluppen mit solchen Posten haben kann, denen man nicht zu Hülfe kommen könnte, wenn sie angegriffen würden, von denen man auch nur einen schwachen Beystand haben könnte, und die meistens ohne den geringsten Nutzen sind. Das freundschaftliche Schiff, welches den Engländer-Umschweif herauf fahren will, ist genöthiget, wie das feindliche, von einem Augenblicke zum andern den Wind zu ändern. Dieß kann es auf einer Fahrt von sieben bis acht Meilen ganze Wochen aufhalten. Man setzet hinzu, ein wenig unterhalb der Stadt habe das Erdreich wenig Tiefe an beyden Seiten des Flusses, und nehme beständig ab bis ans Meer. Dieß ist eine Erdspeige, die nicht sehr alt zu seyn scheint. Denn man darf nicht viel graben, so findet man Wasser daselbst; und die Menge Sandbänke und kleiner

ner Inseln, die man seit zwanzig Jahren an allen Mündungen des Flusses hat entstehen Charlevoix.  
sehen, läßt keinen Zweifel, daß sie sich nicht von selbst gebildet habe. Es scheint aus Ver-  
gleichung der Zeugnisse gewiß zu seyn, daß zur Zeit der Entdeckung die Mündung nicht so ge- 1722.  
wesen, wie sie ist. Diese Anmerkung wird bestätigt, so wie man sich dem Meere der Mündung  
näher. Es ist fast kein Wasser an der Barre in den meisten kleinen Ausgängen, die sich des Flusses.  
der Fluß geöffnet hat, und die sich nur durch die Folge von Bäumen, die mit dem Strome  
fortgeschleppt werden, vermehret haben; denn ein einziger von diesen Bäumen, der durch  
seine Wurzeln oder durch seine Zweige an einem nicht sehr tiefen Orte angehalten worden, hält  
bald tausend auf. Nichts ist alsdann vermögend, sie abzureißen. Der Lehm des Flusses die-  
net ihnen zum Ritze, bedeckt sie mit der Zeit; und da jede Ueberschwemmung eine neue  
Lage da läßt, so brauchet es nur zehn Jahre, um daselbst Röhre und Stauden wachsen zu  
sehen. Charlevoix giebt diesen Ursprung den meisten Spitzen und Inseln, welche den Mis-  
sissippi so oft den Lauf ändern lassen.

Das neue Orleans, die erste Stadt, die einer von den größten Flüssen in der Welt Beschreibung  
an seinen Ufern hat bauen sehen, bestund 1722 nur noch aus einem Hundert Baraquen, von Neworle-  
die ohne viele Ordnung gesetzt waren, aus einem großen von Holze gebaueten Vorraths- ans.  
hause, und zweyen oder dreyen etwas scheinbaren Häusern. Man bilde sich zweyhundert  
zur Errichtung einer Stadt abgeschickte Personen vor, saget Charlevoix, die sich am Ufer  
eines großen Flusses gelagert haben, wo sie nur noch erst bedacht gewesen, sich vor der rau-  
hen Witterung der Luft zu bergen, in Erwartung, daß man ihnen einen Grundriß mache  
und Häuser baue. Der genannte Kriegesbaumeister erfüllte einen Theil dieser Erwar-  
tung; das ist, er ließ den Einwohnern einen sehr schönen und regelmäßigen Grundriß: der P.  
Charlevoix aber zweifelte an dessen Ausführung. Indessen hat man doch in einem Mer-  
cure von 1742 bekannt gemacht, Neworleans wäre in fünf Kirchspiele abgetheilet, wo man  
bis auf achthundert schöne Häuser zählte.

Zwischen der Stadt und dem Meere ist niemals eine Concession gewesen, weil sie  
gar zu wenig Tiefe haben würde. Man findet aber einige kleine Wohnplätze und Nieder-  
lagen für die großen Concessionen daselbst. Ein Dorf Chaunchaer, welches man sonst da-  
selbst sah, und dessen Trümmern noch stehen, ist heutiges Tages auf der andern Seite des  
Flusses, eine halbe Meile tiefer, und die Wilden haben so gar die Gebeine ihrer Todten da-  
hin gebracht. Die Küste erhebt sich darunter, und daselbst hätte man nach Charlevoix Urtheile  
die Stadt anlegen sollen; sie würde da nur zwanzig Seemeilen von dem Meere gewesen  
seyn; und mit einem mittelmäßigen Süd oder Südostwinde würde ein Schiff in funfzehn  
Stunden herauf fahren.

Nachdem er über sechs Monate in Neworleans zugebracht: so gieng er den 22sten des  
Heumonates ab, sich nach Bilori zu begeben, welches noch das Hauptquartier der franzö-  
sischen Colonie war. Die folgende Nacht gieng er durch einen neuen Umweg des Flusses,  
der Piakiminer Umschweif genannt, hinunter, und fand sich bald in der Mitte dessen,  
was man die Pässe des Mississippi nennet. Man kann hier nicht mit zu vieler Aufmerk-  
samkeit steuern, damit man sie vermeide; und wenn man hinein gezogen worden, so würde  
es fast unmöglich seyn, heraus zu kommen. Die meisten sind nur kleine Bäche, deren ei-  
nige nur durch hohe fast mit dem Wasser gleiche Böden abgesondert sind. Die Barre des  
Mississippi hat diese Pässe vermehret, so wie die Wasser des Flusses; welche durch das neue  
Land, das von Tage zu Tage entsteht, aufgehalten werden, da zu entwischen und hindurch

Pässe des  
Mississippi.

Charlevoix.  
1722.

La Basse oder  
Insel Toulouse.

zu kommen suchen, wo sie den wenigsten Widerstand antreffen, und wenn man nicht Acht hätte, so würde zu befürchten seyn, daß mit der Zeit keiner von diesen Ausgängen von Schiffen könnte befahren werden.

Jenseits der Barre findet man eine kleine Insel damals la Basse genannt, die aber der P. Charlevoix und der Kriegesbaumeister, der ihn stets begleitete, die Insel Toulouse nannten. Sie hat nur eine halbe Meile im Umfange, worinnen sie sogar noch eine andere Insel mit begreift, die nur durch einen Rauschbach davon abgefondert ist. Ueber dieses ist sie sehr niedrig außer an einem einzigen Orte, welchen die Fluth niemals bedeckt, und wo man ein Fort mit Magazinen bauen könnte, um die Schiffe daselbst auszuladen, welche nicht über die Barre kommen könnten, wosern sie nicht von einem Theile ihrer Last erleichtert würden. Der Kriegesbaumeister, welcher diesen Ort erforschet hatte, fand den Grund ziemlich hart und von thonichter Erde, obgleich fünf oder sechs kleine Quellen herauskommen, die nicht viel Wasser haben. Er bemerkete, daß dieses Wasser auf der Erde, worüber es wegliefe, ein sehr schönes Salz ließe. Wenn der Fluß niedrig ist, das ist in den dreyen Monaten der größten Hitze des Jahres: so ist das Wasser um der Insel Toulouse herum salzlicht: zur Zeit der Ueberschwemmung aber ist es ganz süß und der Fluß behält seine Süßigkeit eine gute Seemeile weit in der See. Die andere Zeit über ist er ein wenig salzlicht über der Barre. Diejenigen, welche geschrieben haben, der Mississippi vermenge wohl auf zwanzig Seemeilen weit sein Wasser nicht mit dem Seewasser, haben nur eine Fabel erzählt e).

Ueberhaupt

e) Ein Theil des Tages, welcher angewandt wurde, die einzige Mündung des Flusses zu erforschen und aufzunehmen, welche schiffbar ist, ließ die beyden Reisenden Beobachtungen machen, deren Wichtigkeit alle Schifffahrer einsehen müssen. Sie läuft Nordwest und Südost, dreyhundert Toisen weit, da sie bis an die Insel Toulouse hinauf geht, gerade gegen welcher über drey kleine Inseln sind, die noch kein Gras hatten, ob sie gleich ziemlich hoch waren. In diesem Raume ist sie zweyhundert und funfzig Toisen breit, und in der Mitte achtzehn Fuß tief, auf einem weichen Thongrunde. Man muß aber daselbst mit dem Sentbley in der Hand fahren. Von da geht man noch beym Hinauffahren Nordwest, vierhundert Toisen weit, nach welchen man noch funfzehn Fuß Wasser und eben den Grund findet. Ueberall ist der Ankergrund sicher, und man ist daselbst vor allen Winden, außer den Süd und Südostwinden sicher, die, wenn sie heftig sind, die Schiffe auf ihre Anker jagen können, aber ohne Gefahr, weil sie auf der Barre stranden würden, die auch von weichem Thone ist. Man fährt darauf Nordwest ein Viertel Nordost, auf funfshundert Toisen weit. Dieß ist eigentlich die Barre, welche zwölf Fuß Wasser mittler Tiefe hat: man brauchet

auch noch Aufmerksamkeit; denn man trifft daselbst Bänke an. Diese Barre ist zweyhundert und funfzig Toisen breit zwischen Ländern, die mit Schilfe bedeckt sind.

In dem Ostpasse, oder der ostlichen engen Fahrt, die unmittelbar darüber ist, geht man eine Seemeile weit gerade gen Westen. Sie ist zweyhundert und funfzig Toisen breit, und vier bis fünf Fuß tief; darauf findet man auf einmal keinen Grund mehr. Wenn man den großen Paß bey der Ausfahrt aus der Barre wieder nimmt: so fährt man noch dreyhundert Toisen weit Nordwest, und man hat niemals weniger, als fünf und vierzig Fuß Wasser. Man läßt den Sauvolepaß zur Linken, wodurch die Schaluppen nach Viloxi gehen können, wenn sie sich nordwärts halten. Dieser Paß hat seinen Namen von einem Officier, der in der Colonie Befehlshaber gewesen. Darauf muß man sich wieder gegen West ein Viertel Nordwest funfzig Toisen lang wenden; und in einer Art von Bucht, die man zur Linken am Ende dieses Raumes läßt, giebt es drey Pässe, einen gegen Südsüdost, einen andern gegen Süden und den dritten gegen Westsüdwest. Diese Bucht hat nur zehn Toisen Tiefe, und zwanzig Fuß im Durchschnitte: die Pässe aber haben wenig Wasser. Man





Charlevoix.

1722.

Was Bilori  
ist.

Was man eigentlich Bilori nennet, ist die Küste von Terra firma, die gegen Norden von der Rheebe ist. Es ist der Namen einer wilden Völkerschaft, die sie ehemals bewohnte, und sich gegen Nordwest an die Ufer eines kleinen Flusses gezogen hat, der Perlfuß genannt, weil man einige Perlen daselbst gefischt hat. Charlevoix verwirft es, daß man diesen Ort erwählet hat, das Hauptquartier der Colonie allda zu errichten. Man konnte, saget er, keinen schlechtern Ort dazu erwählen. Außerdem daß er keinen Beystand von Schiffen erhalten, noch ihnen einigen geben kann, hat diese Rheebe den doppelten Fehler, daß sie nur einen sehr schlechten Ankergrund zeigt, und voller Würmer ist. Der bloße Nutzen, den man daraus ziehen kann, ist, daß man die Schiffe vor einem Windstoße daselbst sichern kann, wenn sie von der Einfahrt in den Mississipi Erkundigung einziehen wollen, welcher sich auf gut Glück zu nähern, bey übeln Wetter gefährlich seyn würde, weil sie nur niedriges Land hat. Das bey Bilori ist nur Sand, worauf nichts anders, als Fichten, Cedern, und die Cassine wächst, welche eine berufene Staude ist, die auch Apalachine genannt wird, und deren Blätter die Spanier in Florida an statt des Thees brauchen. Man findet daselbst auch diejenige Art Myrthen mit breiten Blättern, deren Samen Korn, wenn es im Frühjahre in kochendes Wasser geworfen wird, ein grünes Wachs wird, das nicht so klebricht, und nicht so bröcklicht ist, als der Bienen ihres, aber eben so gut zum brennen tauget.

Fluß Mau-  
bile.

Dreyzehn oder vierzehn Seemeilen von Bilori, wenn man gegen Osten fährt, findet man den Fluß *Mabile*, welcher von Norden gegen Süden fließt, und dessen Mündung der Dauphininsel gegenüber ist. Er nimmet seinen Ursprung in dem Lande der Chicachaer. Sein Lauf ist ungefähr hundert und dreyßig Seemeilen, und sein Bette sehr schmal. Er schlängelt sich sehr, und ist nicht weniger schnell: zu Zeit der niedrigen Wasser aber kann man nur mit kleinen Piroguen hinauf fahren. Man hat gesehen, daß die Franzosen lange Zeit an diesem Flusse ein Fort gehabt haben, welches der vornehmste Posten ihrer Colonie war, nicht weil die Ländereyen daselbst gut waren, sondern man konnte daselbst mit den Spaniern handeln. Charlevoix erfuhr, daß schon im Monate März die Hitze an dieser Küste sehr beschwerlich ist, und sah leicht ein, daß sie überaus groß seyn müßte, wenn sie den Sand erhitzet hätte. Die Kühlung aber, die sich ziemlich ordentlich alle Tage zwischen neun und zehn Uhr des Morgens erhebt, und nur mit dem Untergange der Sonne sich leget, machet die Himmelsluft erträglich. Die Mündung ist in neun und zwanzig Graden der Breite und die Küste Bilori in dreyßig.

Die Rückkehr der beyden Reisenden nach Neuorleans geschah durch einen andern Weg. Nachdem sie wieder bis an die Perleninseln zurückgegangen waren: so ließen sie den Fluß gleiches Namens zur Rechten, welcher drey Mündungen hat, deren Absonderung vier Seemeilen vom Meere geschieht. Von da giengen sie bis zur Einfahrt in den Pontchartrainsee, um ihn hinüber zu fahren. Diese Ueberfahrt ist sieben bis acht Seemeilen. Man kömmt darauf in die St. Johannesbay, von da der P. Charlevoix seinen Weg zu Lande nahm, und nur einige Stunden brauchete, sich in die Stadt zu begeben.

Man hat in einem andern Abschnitte die Folge von seiner Reise, und seine Beobachtungen von dem spanischen Florida angeführet. Diejenigen, welche San Domingo betreffen, werden in dem Abschnitte von den Inseln eben so vorzüglich angeführet werden.

Der

Der VI Abschnitt.

Berfolg der Küste des festen Landes; Inseln und große Bank von Neuland.

Sernere Küste von Neufrankreich.

Ehedabuctubay. Fronsfacsfahrt. Ucticugueebay. Vieliquehefluß. Großes Vorgebirge. Pictufluß. Ormetfluß. Cap Tourmentin. Nechibuctufluß. Sonderbare Aufführung eines Wilden. Miramichifluß. Inseln Wiscu. Hizebay.

Decken Nepigignit. Große Lachse. Ristiguchebay. Hafen Daniel. Maquerelenspitze. Stockfischfang. Cap und Fluß Gasse. Beschreibung der Inseln in dem Meerbusen St. Laurentz; der großen Bank von Neuland.

Nachdem man die Beschreibung der Küsten des festen Landes bis nach dem Camceaurhafen in Acadien gegeben: so kann man nicht Umgang haben, ihnen bis an die Mündung des St. Laurentzflusses zu folgen. Dieser ganze Raum, welcher einen großen Theil des Meerbusens hinter der Ile Royale bildet, ist wenig bewohnt, und würde den Erdbeschreibern wenig bekannt seyn, wenn Denis, der daselbst ansehnliche Ländereyen besaß, sich nicht angelegen seyn lassen, uns eine getreue Abbildung davon zu geben, nach welcher die meisten Landkarten eingerichtet zu seyn scheinen.

Der erste Ort, welcher einige Achtbarkeit verdienet, wenn man von Camceaur her- Ehedabuctubay. ausfährt, ist eine große Bay, Namens Ehedabuctu, vor welcher man viele Seemeilen weit hohes Land und Felsen findet, die bis auf eine kleine Insel hinunter gehen, die Fuchsin- bay. sel genannt. Daselbst sind die Ländereyen flach, sumpfsicht und voller kleinen Teiche von gefalzenem Wasser. Eine Seemeile weiterhin findet man eine andere Bay, deren Einfahrt sehr schmal ist, mit einer Sandbarre, die den Schaluppen nicht erlaubet, daselbst Ehedabuctubay. bey hoher See einzulaufen. Die Ehedabuctubay bildet einen sehr schönen Hafen, wo Schiffe von hundert Tonnen leichtlich einlaufen und beständig flott seyn können. Das Land ist daselbst gut, ob gleich die beyden Seiten des Flusses gleiches Namens von Felsen besetzt sind, die voller schönen Bäume stehen. Denis hatte daselbst eine beständige Fischerey, und seine Niederlassung bestand aus hundert und zwanzig Personen.

Darauf ist die ganze Küste sehr schön bis an die Einfahrt der kleinen Fahrt, welcher die Ile Royale von dem festen Lande absondert. Man findet acht oder neun Seemeilen von Ehedabuctu ein großes Vorgebirge, welches unten, wo es ganz steil ist, als wenn es abgehauen wäre, eine bequeme Bucht macht. Die Schiffe, welche nach dem St. Laurentzbusen auf den Fischfang gehen, und gar zu früh an die Küste kommen, werden bey der großen Fahrt durch das Eis aufgehalten, und suchen alsdann diese hier, welche Fronsfacs- Fronsfacsfahrt fahrt <sup>f</sup> heißt, und legen sich in dieser Bucht vor Anker. „Ich habe daselbst, sezer Denis hinzu, bis auf acht oder zehn Schiffe gesehen; und obgleich der Strom von einer überaus großen Stärke in Fronsfacsfahrt ist, so wird doch ein Schiff daselbst vor dem Eise durch eine Spitze gesichert, die weit genug vorgeht, um die Fluth abzuhalten, welche die Eischollen aus dem Busen herzuführen könnte; da sie denn solche nach der Ile Royale zurückstößt; so wie diejenigen, die von der andern Seite kommen könnten, durch das Vorgebirge zurückgestoßen werden. Bey dieser Spitze, welche der schmaleste Theil der Fahrt ist, ist man nur einen Canonenschuß weit von dem festen Lande der Insel.

Wenn man aus der Bucht hinausfährt, ehe man vor der Spitze vorbei geht, trifft man Teiche von Salzwasser an, worinnen die Austern und Muscheln im Ueberflusse sind. Nach

f) Sie wird in Laets Karte Passage du Glis genannt.

**Sernere Küste von Neufrankreich.** Nach der Spitze findet man einen kleinen Fluß, in welchen die Schaluppen einlaufen können. Inwendig zeigt sich eine Insel; und man ist erstaunet, da man bald erkennet, daß sie eine große Bay in zween Theile theilet, worein zween Bäche fallen. Das Land ist angenehm und mit schönen Bäumen bekleidet, vornehmlich mit Cedern und Espen. Ob gleich die Bay noch nicht zwe Meilen im Umfange hat: so ist sie dennoch an vielen Orten so flach, daß sie sich bey niedriger See bloß zeigt. Es ist ein thonichter Sand, wo man vielerley Arten von Muschelwerke findet, welche im Frühjahre den vornehmsten Unterhalt der Wilden ausmachen.

**Articugueche Bay.** Zwe Meilen weiter, wenn man fortfährt, der Küste zu folgen, findet man eine andere Bay, welche Articugueche heißt; und in dem Lande eine Menge Teiche und Wiesen, die durch sehr schöne Gehölze beschränket werden. Sechs Meilen jenseits derselben trifft man einen Fluß, Mirligueche genannt, an, auf welchem die Wilden im Frühjahre Pelzwerk in ihren Canoten bringen, und dessen Bay oder Bucht, welche eben den Namen führet, sehr weit in das Land hinein geht. Der Herbst bringt eine ungeheure Menge Trappen, Enten, Kriechenten und andere Arten von Wildpräte dahin, welche sich bis zu Anfange des Windmonates daselbst aufhalten. Die Aустern sind allda vortrefflich. Wenn man den Fluß hinauffährt: so entdecket man zur Linken, zwe Seemeilen lang, nur kleine Gypsgebirge; darauf scheint das Land auf beyden Seiten drey Seemeilen weit ziemlich gut zu seyn, und ist mit sehr großen Bäumen bedeckt. Man trifft in dieser Weite zween andere Flüsse an, die wie eine Gabel, in den Mirligueche fallen und aus vielen sehr weit entferneten Seen kommen, wo die Wilden eine Menge Biber tödten. Das Land zeigt zu beyden Seiten große und schöne Wiesen.

**Großes Cap.** Drey Seemeilen von der Bucht und dem Flusse Mirligueche an der Küste findet man eine andere Bucht, mit ihrem kleinen Flusse, wo man Barse, zween bis drey Fuß lang, in so großer Menge fischet, daß in einer Zeit von einer Stunde die Wilden, die sie mit einer Art von Lanze ungefähr sieben bis acht Fuß lang schießen, wohl bis auf zweyhundert fangen. Von da geht die Küste vier Seemeilen weit stets bis an den Fuß eines großen Vorgebirges hinauf, welches mit schönen Bäumen bedeckt ist, und man wohl zwanzig Seemeilen in der See entdecket. Man nennet es St. Ludwig. Es ist mit Felsen besetzt, welche die Annäherung sehr gefährlich machen, wenn die Winde nach der Küste treiben. Zwischen denselben aber findet sich ein kleines Becken, wo die Schaluppen zu beyden Seiten einlaufen können, und sicher sind, auch dabey noch den Vortheil haben, daß sie eine Menge Hummer fischen können, die eine gute Speise abgeben. Die Ländereyen, welche auf das St. Ludwigs vorgebirge folgen, sind auf zehn Seemeilen lang mit eben den Gehölzen bedeckt, nach welchen man einen kleinen Fluß findet, dessen Mündung zuweilen mit Sande verstopfet ist, zu andern Zeiten aber den Schaluppen eine Fahrt läßt. Das Land daselbst ist sehr schön und noch immer mit Bäumen bekleidet.

**Pictufluß.** Die folgenden zwölf Seemeilen zeigen nur eine Felsenküste, außer einigen Buchten von verschiedener Größe. Das Land ist daselbst niedrig und mit großen Eichen bedeckt. Man trifft darauf einen großen Fluß an, Namens Pictu, dessen Einfahrt flach, und ungefähr drey Seemeilen breit, so sandigt ist, daß sie bey der Fluth selbst nur Barken von zwölf bis funfzehn Tonnen einnehmen kann. Zur Linken der Mündung sieht man einen andern Fluß heraus kommen, der nur durch eine Sandspitze davon entfernet ist, und, ob er gleich bey der Einfahrt nur sehr schmal ist, sich darauf erweitert, und viele Buchten machet, wo das Wildprät von allerhand Art in erstaunlichem Ueberflusse ist. Die Ländereyen

reyen sind daselbst sehr schön, das Land sehr angenehm; und die Bäume von einer sonderbaren Schönheit. Die folgende Küste ist auf acht oder neun Seemeilen weit, hoch, mit gefährlichen Felsen besetzt, außer einigen Buchten, wo das Land niedrig ist, aber Brandungen hat, die nicht viel Schuß für Schaluppen lassen. Man findet in diesem Raume einen Fluß, dessen Menge Felsen die Einfahrt verbieten, und gegenüber in einiger Entfernung in der See eine kleine mit Gehölzen bedeckte Insel, welche die Franzosen Ormet genannt haben. Die Mündung des Flusses bildet eine Bay, zwey Meilen tief und eine breit, wo das Land an vielen Orten niedrig und mit schönen Bäumen bedeckt ist. Zwo Spitzen, die sich dem Grunde der Bay nähern, bilden einen Canal, welcher die Einfahrt in den Fluß ist. Man fischet daselbst viel Austern und anderes Muschelwerk. Das Land ist ziemlich gut, und zeigt in der Entfernung einige Gebirge von einer mittelmäßigen Höhe.

Sernere Küste von Neufrankreich.

Insel Ormet.

Zwo Seemeilen weiter wird die Küste durch einen andern Fluß geöffnet, welcher zwischen zweyen sehr gebirgigen Ufern in das Land hinein dringt. Das Meer läuft auch ungefähr zwölf Meilen hintereinander fort, und führt zu dem Cap Tourmentin. Dieses ist eine große Spitze, die in das Meer hinaus geht, und nur drittelhalb Seemeilen von der St. Johannisinsel entfernt ist. Sie ist zwischen zweyen großen Bayen, die mit Gebirgen oder Felsen besetzt sind; und auf allen Seiten findet man hier nur Klippen, wovon einige frey stehen, andere nur bey niedrigem Meere gesehen werden. Wenn man um diese Spitze hinum gefahren ist: so verändert sich die Küste auf zwey Seemeilen weit wenig. Man findet aber darauf einen Fluß, wo die Barken einlaufen, nur mit der Vorsichtigkeit, daß man recht den Canal nimmt, um vor einer kleinen Insel vorbeizukommen, nach welcher man gedeckt ist, und es fehlet nicht an Wasser, einer großen Wiese gegenüber, wo sich eine Bucht von guter Größe bildet. Denis nennet diesen Fluß Cocagne, weil er daselbst, da ihn das böse Wetter gezwungen, acht Tage allda zuzubringen, so gut gelebet hat, daß er, um nur einigen Begriff davon zu geben, das Wildprät und die Fische nennet, welche seine Leute nicht mehr mochten. Das waren Trappen, wilde Enten, Kriechenten, Brachvögel, Waldschneppen, Haarschneppen, Turteltauben, Räninchen, Rebhühner, Lachse, Forellen, Maquerelen, Seeaaltraupen und Austern. „Seine Hunde selbst hatten durch den Ueberfluß einen Ekel davor bekommen, und legeten sich bey diesen Leckerbissen hin, ohne sie anzurühren.“ Die Schönheit des Landes stimmte mit der Vortrefflichkeit dessen, was es hervorbrachte, überein. Es ist sehr eben und mit vielen schönen Bäumen nebst großen Wiesen bedeckt, welche den Fluß fünf bis sechs Seemeilen weit besetzen.

Cap Tourmentin.

Richibuctu.

Nach dem Flusse Cocagne findet man zehn Meilen weiter, den Richibuctu, dessen Einfahrt zwar fast eine Seemeile weit mit Sande besetzt ist, jedoch für Fahrzeuge von zweyhundert Tonnen eine Fahrt läßt. Er bildet darauf ein sehr großes, aber so flaches Becken, daß die Schiffe nicht weit hinein dringen können. Zween andere Flüsse fallen in dieses Becken. Der eine ist sehr klein, und der andere ziemlich groß, welcher vermittelst zweyer Uebertragungen mit dem St. Johannisflusse zusammenhängt. Die Wilden brauchen nur zweyen Tage zu dieser Fahrt. Der kleine Fluß hängt auch, vermittelst einer Uebertragung mit dem Miramichiflusse zusammen, wo Denis eine Wohnung hatte. Er machet hier eine sehr sonderbare Abschilderung von dem Haupte der Wilden am Richibuctu. „Es war“, sagt er, einer von den stolzesten und eingebildetsten Wilden, die ich nur gekannt

Yyy

„habe.

Sernere Küste von Neufrankreich. „habe. Alle Indianer von diesem Theile des Meerbusens fürchteten ihn. Er hatte an dem Ufer des Beckens dieses Flusses ein Fort, welches aus ziemlich dicken Pfählen, und zweyen Basteyen gewissermaßen bestund, in welchen er mit einem Theile seiner Leute wohnete. Ein langes Stück Holz, welches er an die Spitze eines Baumes fest machen lassen, und wodurch Pföcke giengen, die eine Art von Leiter daraus machten, war die Warte, von da er durch einen bis auf die Spitze hinaufgestiegenen Wilden dasjenige beobachten ließ, was auf den Küsten vorgieng. Wenn einiges Fahrzeug erschien: so ließ er alle seine Leute zum Gewehre greifen. Er stellte Schildwachten an die Zugänge, und erwartete ruhig, daß man sich seinem Posten näherte. Man befragete in seinem Namen die Fremden, was sie von ihm verlangeten; und oftmals ließ er sie auf seine Antwort lange warten. Er erlaubete ihnen nicht, hinein zu kommen, als bis er ein- oder zweymal durch Abfeuerung ihres kleinen Gewehres begrüßet worden. Man fand ihn stets auf seinen Fersen sitzen, wie einen Affen, mit der Pfeife im Maule. Niemals redete er zuerst; sondern, nachdem er das angehört, was man ihm zu sagen hatte, so antwortete er mit einer lächerlichen angenommenen Ernsthaftigkeit. Gieng er zu der Hütte eines Wilden, so ließ er einen Flintenschuß thun, um allen den andern zu melden, daß sie ihm mit ihrem Gewehre entgegen kämen; und wenn er aus seiner Schaluppe trat, so wollte er mit Abfeuerung des Gewehres begrüßet seyn. Darauf ließ er sich bis nach seiner Cabane begleiten, und verlangete, daß man wieder feuern sollte, wenn er hinein gieng. Diejenigen, welche ihm diese Ehrenbezeigung versageten, blieben niemals ungestraft: er begegnete ihnen aber niemals öffentlich übel, aus Furcht, er möchte von den andern einen Widerstand finden. Eben die Staatsklugheit machte, daß er alle Arten von Schmauserereyen vermied, die unter den Wilden gemein sind, und in welchen alle Stände mit einander vermengt werden. Er verbarg sich so gar, wenn er sah, daß seine Leute betrunken waren; oder wenn er diese Vorsicht nicht brauchen konnte, so war er sehr bescheiden, und wollte seine Hoheit nicht sehen lassen. Das Land ist sehr schön; und da die Jagd daselbst sehr gut ist, so ist es kein Wunder, daß die Wilden daselbst mit Feuer- gewehre so gut versehen sind.

Miramichi-  
fluß.

Wenn man aus dem Richibuctu kömmt, und sich dem Flusse Miramichi nähern will: so findet man zur Linken große Sandbänke, die sehr weit in das Meer hineingehen; nach welchen man eine große Bay findet, die über zwey Seemeilen in das Land hindringt, und fast eben so viel Breite hat. Sie hat auch eine Menge Sand mitten durch, den man so gar bey niedriger Fluth wahrnimmt; und bey stürmischem Wetter bricht sich das Meer daselbst überall. Ein kleiner sehr krummlaufender Canal, welcher in den Fluß führet, ist die einzige Fahrt, welche Denis als sicher erkannt hat. Allein, außer dem, daß sie nicht leicht zu finden ist, so nimmt sie nur Barken von zwölf bis funfzehn Tonnen ein. Alle diese Sandbänke gehen bis an den Fluß Miramichi fort.

Die Mündung dieses Flusses ist sehr schmal, und gleichsam durch eine kleine Insel verschlossen, die zur Rechten der Einfahrt ist. Man ist aber nicht so bald vor der Insel vorbei, so findet man ein schönes Becken, welches einen Canonenschuß breit und von einer guten Tiefe ist, dessen beyde Seiten ziemlich hohe Felsen sind, meistens mit schönem Gehölzen bedeckt. Es finden sich daselbst gleichwohl kleine Buchten, wo man mit Schaluppen oder Canoten anlanden, und aussteigen kann. Diesen Fluß kann man auf sechs Seemeilen weit hinauffahren, nach welchen man zwey andere findet, die sich daselbst vereinigen;



gen; und die Felsen, wovon sie durchschnitten sind, verschließen einem jeden andern Fahr-  
 zeuge, als Canoten, den Eingang. Der eine geht nach der Rechibuctibay hinauf; der  
 andere nach der Higebay und führet, mit Hülfe einer Uebertragung, nach dem Flusse Nepi-  
 giquit, welcher am Grunde dieser letzten Bay ist. Man rühmet die Schönheit des Lan-  
 des in dem Innern der Länderenen. Die Erdbeeren, und Himbeeren, welche daselbst  
 im Ueberflusse wachsen, ziehen eine unglaubliche Menge Turteltauben dahin. Was aber  
 Denis von den Lachsen erzählt, die in den Fluß hineingehen, ist noch erstaunlicher.  
 „Sie sind in so großer Anzahl, daß man bey der Nacht durch das Geräusch aufgeweckt  
 wird, welches sie machen, wenn sie im Wasser aufspringen. Dieses kömmt von dem  
 Vergnügen her, welches sie empfinden, daß sie sich in einem freyen Becken lustig ma-  
 chen können, nachdem sie viel Mühe gehabt haben, über den Sand hinweg zu gehen,  
 wo es ihnen am Wasser fehlte. Darauf gehen sie in den Flüssen hinauf bis zu denen  
 Seen, woraus sie kommen. Die Biber sind in diesen Seen sehr gemein.“

Sernere Kü-  
 ste von Neu-  
 frankreich.

Die Küste bis an die Inseln Misco, das ist in einem Raume von zehn oder zwölf Inseln Misco.  
 Seemeilen ist fast beständig Sand. Sie wird durch Bäche und Buchten von verschiede-  
 ner Größe zerschnitten; wo gute Jagd ist, und man unaufhörlich große Gehölze antrifft,  
 worinnen die meisten Bäume Cedern sind. Zwo Seemeilen vor den Inseln Misco trifft  
 man eine große Bucht an, welche die Caraquersfahrt genannt wird, und bey der Hige-  
 bay ausgeht. Sie hat Inseln, die in ihrer Ordnung sollen beschrieben werden. Wenn  
 man aber fortfährt, der Küste zu folgen: so findet man eine andere Fahrt, wenigstens für  
 die Barken, zwischen den beyden Inseln Misco. Die Einfahrt ist nicht ohne Ge-  
 fahr, weil zu beyden Seiten Sandspitzen, woran das Meer gewaltig schlägt, sie  
 sehr schmal machen. Wenn man aber vor ihnen vorbeigehet: so findet man sich in ei-  
 nem ziemlichen breiten Canale, zwischen den beyden Inseln. Derjenige, den man zur  
 Rechten läßt, und welcher der kleinste ist, hat ungefähr nur vier Seemeilen im Umkreise,  
 wovon ein Theil aus niedrigen Sümpfen ohne Bäume besteht, wo sich die Trappen im  
 Frühlinge versammeln, ihre Jungen auszubrüten. Jenseits der Sümpfe ist das Land mit  
 Tannen bedeckt, die mit Birken untermengt sind. Nach diesem trifft man eine andere  
 Sandspitze an, welche eine ziemliche große Bucht machet, wo die Fischerfahrzeuge unter  
 den beyden Inseln sicher vor Anker liegen. Es findet sich daselbst kein Fluß süßen Was-  
 sers: die Natur aber ersetzt solches durch eine sehr außerordentliche Quelle. Zweyhundert  
 Schritte von der Küste, den Tannengehölzen gegenüber und gegen die Mitte zu, sieht man  
 aus dem Schooße des Meeres einen Strudel süßes Wassers zween Finger dick hervor kom-  
 men, welcher seine Süßigkeit in einem Umfange von zwanzig Schritten behält, ohne daß  
 Ebbe und Fluth seinen Lauf aufhalten oder stören, so daß er mit ihnen fällt und steigt.  
 Die Fischer gehen dahin, in ihren Schaluppen Wasser einzunehmen, und schöpfen es mit  
 Eimern, wie aus einem Brunnen. Der Ort, woraus es kömmt, hat wenigstens einen Faden  
 Tiefe bey der niedrigsten Ebbe, und das Wasser umher ist eben so salzich, als mitten im Meere.

Seltene  
 Wasserquelle.

Die große Insel Misco hat sieben oder acht Seemeilen im Umfange und viele  
 Buchten, die mit Wiesen und Teichen besetzt sind, wo man ohne Aufhören viele Vögel  
 jagen kann. Sie hat vier Bäche, wovon zween Canote einnehmen. Die meisten  
 Gehölze sind daselbst Tannen. Das Erdreich ist gut, obgleich sandig; und es kom-  
 men darinnen alle Arten von Kräutern sehr gut fort. Denis, welcher sich daselbst einen  
 Wohnplatz gemacht hatte, steckete daselbst Kerne von allerhand Arten von Pflaumen  
 und

Sernere Kü-  
ste von Neu-  
frankreich.

und andern Früchten, welche vollkommen wohl fortkamen; und der Weinstock versprach nicht weniger. Er beklaget sich aber, daß ihn zwey Jahre darnach ein Concessionair von der Compagnie, Namens Nunay, von da vertrieben, und dieser Mangel des beständigen Bleibens in den Besitzungen ist eine Hinderniß, saget er, welche stets hindern wird, daß sich das Land nicht bevölkert. Die Ausfahrt und Einfahrt der Schiffe ist zwischen der großen Insel und der Spitze der kleinen. Man fährt dicht an der großen hin, um den guten Canal zu bekommen, welcher niemals weniger, als anderthalb Faden Wasser, hat; und man höret nicht auf, drey Seemeilen weit an der Küste hinzufahren.

Hizebay.

Darauf kann man in die Hizebay durch die kleine Fahrt einlaufen, welche von der Miramichybay kömmt, und nur für Barken dienlich ist, mit denen man an den Tusquetinseln oder vielmehr Sandbänken hinfährt, welche diese Namen führen. Die größte von diesen Inseln hat zweyen Orter, wo die Fischerfahrzeuge anfern können: sie können sich aber nur durch die Einfahrt der Hizebay dahin begeben. Diese große Tusquetinsel hat nicht weniger, als vier oder fünf Seemeilen im Umfange. Der Fischfang, sonderlich der Herings- und Maquerelenfang, ist daselbst sehr reich. Denis giebt der Hizebay eine Strecke von vier Meilen, und nennet sie auch Tusquet, weil sie die Inseln dieses Namens in sich faffet.

Becken Nepi-  
giguit.

Wenn man aus dem Canale der Inseln Miscu heraus ist, um nach der großen Einfahrt der Hizebay zu kommen: so fährt man zehn Meilen weit an einer sehr jähren Küste hin, an deren Fuß das Meer mit so vieler Gewalt schlägt, daß ein Schiff, welches sich daselbst verlore, keine Zuflucht haben würde. Darauf findet man einen kleinen Fluß, der nur Schaluppen einnehmen kann. Drey Seemeilen weiter ist man an der Einfahrt einer großen Bucht, wovon eine Spitze vorgeht, die in das Meer hinausläuft, und eine Seite von dem Becken Nepigiguit ausmachtet. Die Tiefe dieser Bucht ist von einer Seemeile. Man entdecket hier große und schöne Wiesen, die sich auf eine halbe Meile weit jenseits der Einfahrt des Beckens erstrecken. Es ist selbst über anderthalb Seemeilen lang und eine breit, es bleibt aber bey der Ebbe fast ohne Wasser; und man sieht daselbst eine ungläubliche Menge Trappen, Enten und Cravanen, die sich nach der Küste begeben, wenn das Meer anfängt zu schwellen. Von denen vier Flüssen, die sich in dieses Becken ergießen, kommen drey aus den Gebirgen, die man in der Entfernung entdecket; der andere, welcher der größte ist, ob er gleich nur Canote einnimmt, ist derjenige, der von Miramichi kömmt. Diese Flüsse sind voller Lachse; und die Sandbänke des Beckens zeigen eine ungeheure Menge von allerhand Schalenfischen. Ihre Ufer sind schöne Wiesen, über welchen das Land mit großen Bäumen bedeckt ist. Eine zweyte Sandspitze, die der andern gegen über ist, und die Einfahrt des Beckens ziemlich schmal machet, bildet eine Art von Canale, wo man bey der Ebbe, eine überaus große Menge Maquerelen, Lachse und oft auch Störe von einer sonderbaren Größe fängt. Denis hatte eine Wohnung an dem Ufer des Nepigiguitbeckens. Sein Haus war daselbst mit vier kleinen Basteyen nebst einem Pfahlwerke und sechs kleinen Batteriestücken versehen. Obgleich das Land daselbst eben nicht das beste ist: so hatte er doch einen großen Garten allda, woraus er allerhand Hülsenfrüchte bekam. Die Erbsen und das Getreyde, die Nessel- und Birnenkernen wuchsen daselbst sehr gut, und man sah überall Himbeeren und Erdbeeren.

Lange Lachse.

Wenn man von Nepigiguit hinausgeht: so findet man, nachdem man zwey Seemeilen zurück geleyet, einen kleinen Fluß, den die Canote lange Zeit hinauffahren können, und in welchem man so große Lachse fängt, daß Denis welche von sechs Fuß lang gesehen hatte.

Die

Die Jagd, die Bäume, und die Güte des Bodens erregen auch die Bewunderung der Reisenden. Drey Seemeilen weiter öffnet sich die Küste durch eine große Bay, welche vier Meilen Breite und achtzehn bis zwanzig Seemeilen Tiefe hat. Das Land ist daselbst hoch und mit Felsen besetzt. Unter vielen kleinen Flüssen, welche in diese Bay fallen, bemerkt man einige, wodurch man vermittelst einiger Uebertragungen bis an Seen kommen kann, die sich in den St. Laurentzfluß ergießen. Die Wilden brauchen ordentlicher Weise nur drey Tage zu dieser Fahrt. Die Bay, welche über dieses sehr reich an Wildpräte ist, und deren gesammte Küsten mit großen Bäumen bedeckt sind, heißt **Ristiguche**. Jenseits zeigt fünf bis sechs Seemeilen weit ein hohes Land nichts, als Felsen; nach welchen sich die Küste erniedriget und eine große Bucht macht, die mit Wiesen, Teichen, und sehr schönen Bäumen umgeben ist. Darauf fährt man zwei Seemeilen weit an einem Lande hin, welches sehr weit vorgeht, um ein Vorgebirge zu bilden, das kleine **Paspec-biac** genannt, nahe bey welchem ein Fluß herausgeht, wo sich die Schaluppen bergen können, und von da man bis zu dem großen **Paspec-biac** vier Seemeilen an einer mit Felsen besetzten Küste hat, woran bey hohen Fluthen die Wellen schlagen. Man findet auch eine große Spitze von Kieselsteinen, die mit Sande untermischt sind, welche die Fischer **Grave** nennen, und auf welcher sie ihre Fische trocknen lassen. Die Spitze dieser **Grave** zeigt eine Einfahrt für Schaluppen in einen Fluß, dem es nicht an Plateissen, Muscheln und verschiedenen Arten von Schalenfischen fehlt. Die **Grave** macht überdieses eine Bucht, wo die Fischerfahrzeuge auf vier Kabeln vor Anker legen, und welche bequem zwey Schiffe halten kann.

Man fährt darauf um eine große Sandspitze hinum, nach welcher man eine andere Bucht von einer Seemeile tief findet. Die Küste, die darauf folget, ist noch eine Seemeile weit sehr steil: sie erniedriget sich aber auf einmal, und bildet eine dritte Bucht von einer Meile tief, an deren Grunde ein kleiner Fluß herausgeht. Das Erdreich ist daselbst gut, und die Gehölze sind sehr schön. Von dieser Bucht rechnet man bis **Daniels-Hafen** vier Seemeilen, welche auch noch jähe Felsen sind, an deren Fuß das Meer grimmig schlägt. Die Einfahrt in diesen Hafen hat über eine halbe Seemeile Oeffnung, deren beyde Seiten hohe Felsen sind. Man hält sich an der rechten Seite, damit man die Klippen vermeide, die an der andern Seite vorgehen. Ein Schiff kann nicht über eine Viertelmeile weit hineindringen, und ankert alsdann ohne Gefahr: dem Ankergrunde gegen über aber entdeckt man zur Rechten eine große Sandbucht, wo die Barken in Sicherheit sind. Weiter hin an eben der Seite findet man einen großen Felsen von Kalksteine; und an der andern Sandbänke, die sich bey der Ebbe zeigen. Dem Felsen gegen über bildet eine Sandspitze eine kleine Straße, wodurch die Barken gehen können, und welche die Einfahrt eines großen Beckens ist, das eine Seemeile Tiefe hat, wo zween große Flüsse und einige kleine hineinfallen. Dieser Ort, welcher bey der Zurücktretung der Fluth ohne Wasser bleibt, ist alsdann von allerhand Wildpräte und Schalenfischen bevölkert. Er ist mit Wiesen besetzt. Das Land ist daselbst schön, und mit sehr schönen Bäumen bedeckt. **Denis** rühmet auch dessen Annehmlichkeiten sehr.

Nach dem **Daniels-Hafen** hat man zwei Seemeilen weit eine steinichte Küste, die sich durch ein Vorgebirge oder einen sehr hohen Felsen endiget, welchen man die **Maquerelen-Spitze** nennet; weil dieser Fisch daselbst im Ueberflusse ist. Der **Stockfischfang** ist daselbst nicht weniger glücklich. Dieses Vorgebirge ist zwölf Seemeilen von dem **Hoffnungscap**; und

Sernere Kü-  
ste von Neu-  
frankreich.

und dazwischen findet man eine große Bay ungefähr funfzehn Seemeilen im Umfange, in welche drey Flüsse fallen. Der Stockfisch ist häufig in dieser Bay: er hat aber keinen andern Schuß, als zwischen den beyden Inseln, die über eine Seemeile von der Maquerelenspiße entfernt sind; und diese Rheede nimmt keine Schiffe über achtzig Tonnen auf. Drey Seemeilen weiter, wenn man der Küste der Bay folget, findet man einen kleinen Fluß, dessen Einfahrt zwar schmal und krumm ist, aber doch in ein großes Becken von ungefähr zwey Seemeilen im Umfange führet, wo bey der Ebbe, die einen Theil davon ohne Wasser läßt, der Ueberfluß am Witde nur mit den Schalenfischen kann verglichen werden. Das Land ist angenehm, der Boden ziemlich niedrig, aber sehr gut. Die meisten Bäume, welche das Becken besetzen, sind Cedern und Fichten. Weiter im Lande sind es Thorne, Eschen, Birken, Eichen, Mignogone und andere Arten von Bäumen. Fünf Meilen jenseits ist ein anderer Fluß, der nur Barken einnimmt, inwendig nicht so breit, als der vorige: er hat aber mehr Wasser, und man bringt daselbst weiter hinein. Das Land ist bey nahe einerley. Vier Seemeilen darnach findet man einen dritten Fluß, den man den großen Fluß genannt hat, weil er mehr Wasser hat, als die beyden andern: eine Barre von Kieselsteinen aber und Sande, den das Meer hieher führet, machet die Einfahrt in solchen beschwerlicher. Dieses schreibt man seiner Lage zu, welche am Grunde der Bay und der Einfahrt gegen über ist, da sie ihn denn der Gewalt des Windes aus dem Meere aussetzet. Seine Mündung bleibt zuweilen verschlossen, bis die Menge Wasser, welche die Barre aufhält, Stärke genug hat, dieses Hinderniß zurück zu stoßen, und sich eine Oeffnung durch den Ort machet, wo die Wellen am wenigsten Kiesel hingeführet haben. Auf die Art ist die Einfahrt, welche heute auf der einen Seite ist, morgen auf der andern. In diesen Flüssen sucheten die normannischen Barken von der Waisenbank eine Zuflucht, wenn sie von einem Sturme befallen wurden, und da ihre Schiffe an der durchbrochenen Insel, das ist achtzehn bis zwanzig Seemeilen von dieser Bank, waren, nicht wieder an Bord kommen konnten, wosern ihnen nicht der Wind recht fugete. Denis aber setzet hinzu, man sänge an, wenig Normannen mehr in dieser Bay zu sehen, weil sie nicht so wohl Stockfische, als Pelzwerke, daselbst sucheten, wovon nur noch wenig zum Umsetzen hingebracht würde.

Durchbroche-  
ne Insel.

Man findet sechs Seemeilen weit eine hohe und mit Tannen bekleidete Küste, deren Ende vier Seemeilen von der durchbrochenen Insel entfernt ist, und nur eine Meile von dem Cap enragé oder rollen Vorgebirge. Dieser ganze Strich ist sehr gefährlich, und man wird oftmals daselbst von zweenen widrigen Winden bestritten. Die durchbrochene Insel ist ein großer Felsen, der wenigstens sechzig Faden Höhe hat, und auf beyden Seiten ganz steil geht. Seine Länge ist heutiges Tages nur ungefähr vierhundert Schritte: sie gieng aber vordem bis an die Insel Bonne Avanture; und Denis war Zeuge von ihrer Veränderung. „Das Meer, saget er, höret nicht auf, sie am Fuße unten wegzustressen. Ich habe gesehen, daß sie nur noch ein Loch in Gestalt eines Schwibbogens hatte, wodurch die Schaluppen hinwegsegelten; und daher hatte man sie die durchbrochene Insel genannt. Es sind noch zwey andere Löcher geworden, die nicht so groß sind, die aber alle Tage wachsen. Diese Löcher, welche ihren Grund schwächen, werden endlich Ursache seyn, daß sie einfällt. Die Schiffe, welche dahin auf den Fischfang gehen, legen sich auf vier oder fünf Kabeln von der Insel vor Anker, wo einige andere Felsen dienen, das Meer noch zu brechen. Ich habe auf einmal elf Fischefahrzeuge daselbst gesehen; „und

„und der Fischfang ist daselbst so gut, daß sie ganz beladen zurück kommen...“ Zween *St. Fernere Kü-*  
 tenschiffe weit von der Küste erhebt sich ein großes flaches und viereckichtes Gebirge, wel- *ste von Neu-*  
 ches die *Rolandstafel* heißt, und achtzehn bis zwanzig Meilen weit in der See gesehen *frankreich.*  
 wird. Es stößt an andere Gebirge, die insgesamt bis an den Grund der *Stoekfisch-* *Rolandstafel.*  
*bay* hinunter gehen.

Diese *Bay* ist drey Seemeilen weit von der durchbrochenen Insel. Die Jagd ist da-  
 selbst vortreflich, wenn die *Turteltaubenzelt* ist; und die Fischer bequemen sich so gut nach  
 diesem Aufenthalte, daß sie daselbst Gärten anlegen, worinnen sie *Kohl, Erbsen, Bohnen*  
 und verschiedene Arten von *Sallaten* bauen. Gegenüber anderthalb Seemeilen von der  
 durchbrochenen Insel, sieht man die Insel *Bonne Avanture*, die eben so hoch ist, aber  
 zwey Seemeilen im Umfange hat, und ganz mit *Lannen* bedeckt ist. Von da geht man  
 in die *Stoekfischbay*, welche wegen des Fischfanges berühmt ist, wovon sie ihren Namen  
 hat. Sie ist vier Seemeilen tief, und drey breit. Ein kleiner Fluß, der am Grunde her-  
 ausgeht, kann nur mit *Schaluppen* hinauf gefahren werden, und behält so gar bey der Eb-  
 be nur eine kleine Fahrt für die *Canote*. Alsdann ist auch der größte Theil der *Bay* bloß,  
 und läßt nur eine sandichte Anfuhr sehen. Das benachbarte Land ist nicht weniger ange-  
 nehm. Es bringt so schöne *Lannen* hervor, daß man wegen des *Maßwerkes* daselbst  
 niemals verlegen ist. Die Fischerschiffe legen auf vier Meilen von der *Bay* vor Anker in  
 einem *Flusse* (*Gaspé g*) genannt; und ihre *Schaluppen* machen daselbst auf einer kleinen *In-* *Voraberge u.*  
 sel, die an der Einfahrt der *Bay* ist, vor der Spitze *Forillon* genannt, die *Zubereitungen* *Fluß Gaspé.*  
 zum *Fischfange*. *Gaspé* beut einen schönen *Platz* für zwey große Schiffe dar. Das Land  
 umher ist sehr hoch, mit *Gras* und *Gehölzen* bedeckt. Man hatte auf dieser Höhe einige  
*Anscheinungen* von einer *Blengrube* gefunden; und die *französische Compagnie* ließ sich bes-  
 reden, einigen *Aufwand* darauf zu machen. *Denis* aber erkannte, daß sie nur in einigen  
 kleinen *Abern* bestunden, welche auf den *Felsen* hinführen, und von der *Sonne* gereinigt  
 waren. „Die ganze *Grube*, sagt er, ist nur *Spießglas*, und nicht einmal ergiebig ge-  
 nug, daß sie die *Arbeitskosten* verdienete.“ Man wird an dem *Flusse Gaspé* nur von ein-  
 ander abgesonderte Gebirge gewahr, die beständig mit *Gehölzen* bedeckt sind. Wenn man  
 aus diesem *Flusse* hinaus ist: so geht man vor einem großen *Vorgebirge* vorbei, und drey  
 oder vier Seemeilen weiter entdeckt man das *Rosenstoeksvorgebirge*, welches die *mittägliche*  
 Spitze von der Einfahrt des *St. Laurentzflusses* macht.

Der ganze Raum, welchen man von dem *Camceaurvorgebirge* in *Acadien* bis an  
 das *Rosenstoeksvoraberge* durchlaufen ist, war das *Gebiet* des *Reisenden*, dem man die  
*Beschreibung* davon zu danken hat. Fügt man alle die *Inseln* in eben dem *Theile* des  
*Busens* dazu, die auch in seinem *Bewilligungsbriefe* mit begriffen waren, so war solches  
 ein *Königreich* von einem sehr weiten Umfange. *Denis* giebt auch die *Beschreibung*  
 der *Inseln*.

Er fängt wieder bey der Einfahrt in den *Busen* zwischen dem *Cap de Reg h*), wel- *Beschreibung*  
 ches zu der *Insel Neuland* gehört, und dem *Nord Cap* oder *St. Laurentz* in der *Ile Roya-* *der Inseln in*  
 le an. Die erste *Insel*, die man in diesem Raume findet, ist *St. Paul*, fünf Meilen von dem *St. Lau-*  
 dem *Nordcap*, und achtzehn von dem *Cap de Reg*. Zwanzig Seemeilen weiter in dem *renzbusen.*  
 Bu-

g) Daher kommt der Namen *Gaspesia*, den  
 man diesem ganzen Lande gegeben hat.

h) Der *P. Charlevoix* und die meisten andern  
*Reisebeschreiber* haben es *Cap de Raze* genannt.



Sernere Kü-  
ste von Neu-  
frankreich.

Vögelinsel.

Busen, trifft man die Vögelinseln an, wo man in der That so viele Vögel findet, daß eine Schaluppe, die man bey dem Vorbeyfahren dahin schicket, so gleich mit Eiern und Jungen beladen zurückkömmt. Darauf entdecket man die so genannten Iles Ramees, deren sieben an der Zahl sind, und alle längst der Ile Royale sieben oder acht Meilen davon in der See stehen. Auf sie folget eine viel größere Insel, die Magdalena genannt, welche in ihrem Hafen Schiffe von achtzig oder hundert Tonnem einnimmt; und die Insel Brion: diese beyden Inseln aber sind nur ein Haufen Felsen, die gleichwohl mit Tannen und Birken bekleidet sind. Acht bis zehn Seemeilen weiter trifft man die St. Johannisinsel auf dem Wege der durchbrochenen Insel an; und Denis empfiehlt es den Schiffern, sich ihr nicht sehr zu nähern, weil ihre ganze Küste mit Sande umgeben ist, die über eine Secmelle breit Untiefen hat.

St. Johannis-  
insel.

Diese Insel, welche, wie man schon angemerket hat, durch des Grafen von Saint Pierre Unternehmung berühmt ist, ist fünf und zwanzig bis dreyßig Seemeilen lang, und nicht über eine in der Mitte breit, welche ihre größte Breite ist; und da sie sich ein wenig krümmt, und an beyden Enden spitz ausläuft: so stellet sie die Gestalt eines halben Mondes sehr wohl vor. Die Küste, welche nach dem festen Lande zusieht, ist mit Felsen besetzt. Sie hat zwey Buchten, wo zweyen Bäche in das Meer fallen, und die sehr große Barken aufnehmen, mit dem Vortheile, daß sie solche in vielen kleinen Hafen bergen können. An eben der Seite sind die Gehölze der Insel sehr schön, und das Erdreich scheint gut zu seyn. Die meisten Bäume sind Tannen, Buchen und Birken. Die Seite des Meerbusens zeigt auch zwey Hafen, woraus zwey kleine Bäche kommen: die Einfahrt aber ist flach, und die Anfuhr sehr gefährlich. Man bedauert, daß sie nicht leichter ist; weil der Fischfang an dieser Küste sehr reichlich ist, und man sich über dieses nahe bey der Waisensbank befindet, wo der Fisch eben so gut ist, als auf der großen Bank. Die Fluth überschwemmet viele Theile der Insel, und bildet eine Menge Leiche, die mit Wiesen umgeben sind, deren Weide man rühmet. Die Vögel sind daselbst im Ueberflusse. Man findet allda Kraniche, und vornehmlich eine große Anzahl grauer und weißer Gänse. Die andern Inseln bis Fronsacsfahrt sind schon genannt worden, und verdienen keiner Erklärung weiter.

Beschreibung  
der großen  
Bank v. Neu-  
land.

Wir müssen aber die große Bank von Neuland nicht zurück lassen, welche gleichsam von Natur wegen ihrer Lage zu der französischen Colonie gehöret. Dasjenige, was man die große Bank nennet, ist eigentlich nur ein unter dem Wasser verstecktes Gebirge, beynahe auf sechshundert französische Seemeilen von der Westküste. Denis giebt ihr eine Strecke von hundert und funfzig Seemeilen von Norden gegen Süden: nach den genauesten Seekarten aber fängt sie gegen Süden in ein und vierzig Grad Norderbreite an, und ihr nordliches Ende ist in neun und vierzig Grad fünf und zwanzig Minuten. Der P. Charlevoix,

2) Er setzt anfänglich, man könne solchen nicht der Nachbarschaft des Landes zuschreiben, weil das Cap Raze, welches das nächste Land ist, auf fünf und dreyßig Seemeilen davon entfernt ist; und da über dieses die Insel Neuland nur von der Seite der großen Bank mit einem Dufte überzogen wird: so scheint es gegentheils vielmehr, daß die Nebel,

wovon das Cap Raze gemeinlich umhüllet ist, nur von der großen Bank kommen. Darauf beobachtet man ein anderes Zeichen von der Annäherung der großen Bank, nämlich daß an allen ihren Enden, die man gemeinlich ihre Ecorres nennet, das Meer sters rauschet, und die Winde heftig sind. Könnte man nicht diese Bewegung, saget er, als

levoix beobachtet, es sey schwer, ihre Breite richtig und genau zu bestimmen, da sich ihre beyden äußersten Enden in einer Spitze endigen. Die größte von Osten nach Westen ist ungefähr neunzig französische und engländische Seemeilen zwischen dem vierzigsten und neun- und vierzigsten Grade der Länge. Einige von unsern Matrosen haben daselbst in fünf Tagen vor Anker gelegen, ob man gleich bis auf Denis, daselbst niemals weniger, als fünf und zwanzig, und an vielen Orten über sechzig gesunden hat. Gegen die Mitte ihrer Länge an der Seite bildet sie eine Art von Bay, die man den Graben nennet. Dieses macht, daß von zweyen Schiffen, die auf gleicher Linie und dicht bey einander sind, das eine Grund finden wird, da ihn das andere nicht finden kann.

Zwistigkeit  
ten der Franzosen  
und Engländer.

Vor der großen Bank liegt quer in der Mitte ihrer Länge eine kleinere, welche man Jaquetsbank nennet. Einige fügen so gar noch eine dritte hinzu, der sie die Gestalt eines Kegels geben: die meisten Loetsleute aber machen nur eine aus den dreyen, und behaupten, die große habe Höhlungen, deren Tiefe diejenigen betriegt, welche nicht Kabel genug schießen lassen, und also ihrer drey zu unterscheiden glauben. Von welcher Größe und Gestalt aber dieses Gebirge auch seyn mag, so findet man daselbst doch eine ungeheure Menge Schalenfische und viele andere Arten Fische von allerhand Größe. Die meisten dienen zur Nahrung der Stockfische, wovon man ohne Vergrößerung sagen zu können glaubet, ihre Anzahl sey der Zahl der Sandkörner gleich, welche die Bank bedecken. Alle Jahre ladet man seit fast dreyhundert Jahren her, zwey bis dreyhundert Schiffe damit, ohne daß man noch den geringsten Abgang merket. Uebrigens hat diese Gegend der See Unbequemlichkeiten, welche die Schifffahrt sehr unangenehm machen. Die Sonne zeigt sich daselbst fast niemals; und die Luft ist daselbst gemeinlich mit einem kalten und dicken Dufte bedeckt, welcher die Bank bey ihrer Annäherung zu erkennen giebt. Der P. Charlevoix hat seine Muthmaßungen von dieser Lusterscheinung mitgetheilt. Nachdem man über die große Bank gegangen ist: so trifft man viele kleine an, die fast alle gleich fischreich sind.

### Der VII Abschnitt.

#### Erläuterung wegen der Zwistigkeiten der Franzosen und Engländer in Nord-America.

Ob sich gleich die politischen Untersuchungen wenig zu der Absicht dieses Werkes schicken: so würde es sich doch noch weniger schicken, wenn man ohne einige Erläuterung einen gegenwärtig wirklichen Krieg übergehen wollte, dessen Schauplatz und Gegenstand diejenigen Orte sind, die ich ist beschrieben habe. Was den Grund des Rechtes betrifft, so ver-

die Ursache der Nebel ansehen, die daselbst herrschen, und denken, daß das Wasser, dessen Grund mit Sande und Thone vermischt ist, die Luft verdickt und fett macht, da die Sonne nur grobe Dünste auszieht, die sie ganz und gar nicht zertheilen kann? Fraget man, woher kömmt diese Bewegung des Meeres an den Escorres der großen Bank, da sonst überall und auf der Bank selbst die größte

Windstille herrschet: so antwortet Charlevoix, man erfahre in diesen Seegegenden alle Tage Ströme, die sich in ihrer Richtung sehr ändern, und das Meer, welches auf eine unordentliche Art getrieben werde, stoße mit Heftigkeit wider die Ufer der Bank, die fast überall gerade sind, da es denn mit eben der Gewalt wieder zurück gestossen werde. Journal histor. p. 50.

Zwistigkeiten  
der Franzosen  
und  
Engländer.

verweise ich auf die Nachrichten und Aufsätze beyder Nationen, und begnüge mich nur, auf eine historische Art die Begebenheiten zu sammeln, die von keiner Seite können streitig gemacht werden. Es ist von verschiedenen Theilen in Nord-America die Frage, wegen welcher beyde Mächten seit langer Zeit einstimmig gewesen. Wir wollen sehen, wie die Zwietracht unglücklicher Weise so hoch gestiegen ist, daß sie ihr schwärzestes Gift ausbreiten können.

Wir müssen uns anfänglich zwischen den utrechter Frieden *h)*, und den aachener Frieden *l)* stellen, welches ein Zeitraum von fünf und dreyßig Jahren ist, in welchem die Engländer Acadien nach dem Inhalte des ersten von diesen beyden Frieden besaßen, das ist, so wie wir es in einem andern Abschnitte nach seinen alten Gränzen angeführt haben *m)*. Sie bezeugten damals weder Begierde, weitläufigere Ansprüche gültig zu machen, noch Misvergnügen über die Gränzen, in welchen sie sich eingeschlossen fanden. Die Uneinigkeiten, welche in Europa zwischen Frankreich und Großbritannien entstanden, brachten in America gegenseitige Feindseligkeiten hervor: es waren aber gemelne Wirkungen des Krieges, und die neuen Ansprüche der Engländer hatten keinen Antheil daran. Man redet hier nur noch von Acadien und Frankreichs Abtretungen im 1713 Jahre. Denn die Schwierigkeiten wegen des Laufes des Ono oder Ohio waren bey dem utrechter Frieden noch nicht vorgekommen und auch nicht einmal bekannt, noch gemuthmaßet. Dieß ist so etwas neues, daß es auch selbst kein Stück von denen Artikeln ausgemacht, die von den Commissarien beyder Nationen untersucht worden.

Erst nach dem aachener Frieden unternahmen die Engländer, die auf ihre Seemacht stolz waren, und den Anschlag zu vielen neuen Niederlassungen machten, dem utrechter Frieden eine nach ihren Absichten günstige Auslegung zu geben. Schon im 1749sten Jahre bey den ersten Schwierigkeiten, schlug der französische Hof den Weg durch Commissarien vor, um die Gränzen beyderseitiger Pflanzlande einzurichten. Der englische Hof nahm diese Anerbietung mit zweyen sehr merkwürdigen Erklärungen an; die eine, daß er Befehl abgeschickt hätte, nichts wider die Besizungen oder wider den Handel der Franzosen, weder an der Seite von Neuschottland, noch an der Seite der Hudsonsbay vorzunehmen; die zweyte, daß er keinen Befehl ertheilet hätte, in demjenigen Theile von Neuschottland, worauf die Franzosen Ansprüche hätten, Niederlassungen zu bilden. Ungeachtet so förmlicher Versprechungen, erlaubeten sich die Engländer doch im 1750sten Jahre offenbare Feindseligkeiten, nicht allein gegen die französischen Besizungen in dem festen Lande, sondern auch gegen die von Quebec abgeschickten Schiffe, welche Kriegesvorrath und Lebensmittel nach den Gränzposten in Canada bringen sollten. Der Befehlshaber der engländischen Truppen in Acadia, Cornwallis, hatte aus Europa neue Ankömmlinge und Geschütz erhalten; und in sei-

*h)* Im 1713ten Jahre.

*l)* Im 1748ten Jahre.

*m)* Es ist in dem Aufsätze von den französischen Commissarien, an dessen Auszug man sich hier hält, gezeigt worden, daß das den Engländern abgetretene Acadia nur den mittäglichen Theil von der Halbinsel einnehme; daß Portroyal oder Anapolis nicht in den Kreis von Acadia mitkomme; daß also das Land gegen Norden von der Halbinsel zu

dem französischen Gebiete geböre, und folglich mit noch mehrern Rechte der Isthmus oder die Erdzunge von fünf Meilen breit, welche die französische Bay von dem St. Laurentzbusen absendert. Man sehe die Karte und lese den obenangeführten Artikel des Utrechter Friedens, welchen man zur Zeit dieser Abtretung angeführt hat.

*n)* Man ziehe hier die Karte zu Rathe. Die Eng.

ner eifrigen Begierde, den neuen engländischen Einwohnern einen Sitz zu verschaffen, fing er damit an, daß er die französischen Familien verjagete, welche Ländereyen auf der Halbinsel besaßen. Bald erstreckete er seinen Angriff bis auf die Landenge der französischen Bay, woselbst er ein Fort erbaute. Eben der Geist trieb auch die Engländer an, sich vieler französischer Fahrzeuge, unter andern des Londons in dem St. Laurenzbusen und des St. Franciscus an der Einfahrt der französischen Bay zu bemächtigen. Vergebens forderte der französische Hof Genugthuung wegen dieser Beleidigungen. Der Marquis de la Jonquiere Statthalter in Canada, sah sich genöthiget, Gegenbedrückungen vorzunehmen, da er in der Isle Royale drey oder vier engländische Fahrzeuge anhalten ließ, die auch eingezo-gen wurden. Es ist also gewiß, daß England so wohl zur See, als auf dem festen Lande, den ersten Angriff gethan hat. Es fand wirklich bey den französischen Befehlshabern mehr Widerstand, als es in dem Schoosse des Friedens wider nicht vorher gesehene Gewaltthätigkeiten hätte vermuthen sollen. Diese immer fortwährende Standhaftigkeit hat Neufrankreich vor einer allgemeinen Entzündung verwahret, und die Triumphe der britannischen Nation etwas gemäßiget.

Die französische Tapferkeit hat sich an den Ufern des Ohio nicht weniger hervorgethan, als in den Gränzen von Acadia. Man hat gesehen, daß dieser Fluß eine von denen Gemeinschaften ist, die Canada mit Louisiana hat. Die Franzosen, welche diesen Weg 1676 entdecketen, besuchten ihn allein, als es in diesen letztern Zeiten den Engländern schimpflich zu seyn schien, daß sie längst dem Ohio weder Fort noch Comptor hatten. Carolina, Virginien, Pensylvanien und ein Stück von Neu-England waren gegen Westen durch die Apalachen begränzet, welche Gebirge von der Vorsehung gesetzt zu seyn scheinen, die beyden Nationen in America von einander abzusondern), wie der Ocean sie in Europa scheidet. Nur erst im 1749sten Jahre sinnen engländische Handelsleute, die durch den Statthalter in Philadelphia dazu berechtiget worden, an, über die Apalachen zu gehen, und besuchten den Ohio, um mit den Wilden daselbst zu handeln o). Darauf brauchete der Statthalter, um diese Wilden von den Franzosen abzuziehen, zween Abentheurer, wovon der eine ein Engländer p), der andere ein canadischer Ueberläufer q) war, die den Völkerschaften am Ohio Geschenke brachten, und sich bemüheten, sie zur Vertilgung der Franzosen aufzuheben. Dieses wurde öffentlich von dem Herrn de la Jonquiere bey einer Befragung wahr befunden, die er mit vier Schleichhändlern anstellen ließ, welche auf seinen Befehl in dem Fort Miamis zwischen dem Eriesee und Michiganssee gefangen genommen worden. Bald darauf hielten sich die Engländer nicht mehr bey den heimlichen Ränken auf. Man hörte das ganze 1753te Jahr hindurch in Canada von nichts anderm, als denen Kriegesrüstungen reden, die in ihren Pflanzlanden gemacht wurden r). Ihre Truppen giengen auch gleich in

333 2

den

Engländer haben eine nach ihren Ansprüchen gemacht, aber ohne Grund; weil sie vor den wirklichen Zwistigkeiten noch keine Niederlassung an dem Ohio hatten, den man auch den schönen Fluß nennet.

o) Dieß war ein wirklicher Schleichhandel, weil nach den Verträgen keine von beyden Nationen mit den Wilden anders, als auf ihrem eigenen Gebiethe, handeln kann.

p) Georg Crocken.

q) Andreas Mautour.

r) Diese Rüstungen wurden von dem Hofe zu London so offenbar eingestanden, daß sie in allen engländischen neuen Zeitungen, so gar mit den Reden der Statthalter in Virginien und Neu-England an die Wilden, um sie zum Kriege wider Frankreich zu bewegen, bekannt gemacht wurden.

**Zwistigkeit** den ersten Monaten des 1754ten Jahres mit einem Zuge Artillerie über die Apalachen, **ten der Fran-** bauten ein Fort zwischen dem Ohio und dem Ochsenflusse, entwarfen den Grundriß zu einem andern, und setzten sich in den Ländereyen des französischen Gebietes. **zosen und** schicketen die Franzosen einen Officier, Namens de Jumonville, an sie, der ihnen die **Engländer.** beschworenen Verträge, und den Frieden vorstellen sollte, welcher unter den beyden Königen herrschete. Alle Welt weis, wie ihm begegnet worden. Kaum hatte er angefangen, dasjenige vorzutragen, was ihm anbefohlen war, so schoß man auf ihn und auf seine Bedeckung. Kurz, er wurde unanständiger Weise mit acht von den Seinigen ermordet, und die andern wurden zu Gefangenen gemacht, einen einzigen ausgenommen, welcher das Mittel fand, zu entwisphen. Sieben unter ihnen, welche endlich auf langes Ansuchen ihre Freyheit erhalten hatten, berichteten, daß man ihnen sehr unanständig begegnet wäre.

Indessen verursachte die Ermordung des Herrn von Jumonville bey den Wilden selbst einen Unwillen, und ganze Völkerschaften verließen das Bündniß der Engländer. Dieses liest man in dem Tagebuche des Major Wasington, der das Haupt von der Mannschaft war, die sich durch eine so niederträchtige Uebertretung des Völkerrechtes strafbar machte. Er gab sich gleichwohl viel Mühe, sie zurück zu halten <sup>s)</sup>. Die Reden, die Versprechungen, die Geschenke wurden vermehret: aber mit wenigem Erfolge. Auf die erste Nachricht von dieser Ermordung wurde der Herr de Billiers, der Bruder des unglücklichen Jumonville, befehlet, das von den Engländern gebauete Fort la Necessite, wegzunehmen und zu zerstöhren. Dieses wurde plöglich ausgeführt; und der französische Officier war Meister, sich zu rächen. Er verehrte aber den Namen des Friedens, dessen Rechte noch unter den beyden Kronen bestunden, und bedienete sich seines Sieges mit Mäßigung. Die Engländer wurden frey zurück geschickt, und der Sieger war mit zweenen Geiseln zufrieden. Man sah darauf, daß man ihm zween sehr geschickte Kundschafter mit gab, welche unter der ganzen Zeit ihres Aufenthaltes in dem Fort du Quene, dem Hauptorte der Franzosen an dem Ohio einen beständigen Briefwechsel mit den engländischen Generalen unterhielten. Es ist sehr rühmlich für Frankreich, daß sich unter denen Papieren, welche nach dem berühmten Gefechte den 8ten des Heumonates 1755 weggenommen worden, ein Brief von einem dieser Kundschafter, Namens Robert Strobo gefunden, aus welchem man klärllich sieht, auf welcher Seite die Redlichkeit, und die Begierde zum Frieden waren. Strobo, der an den Major Wasington alles schrieb, was in dem Forte vorgieng, hielt sich beson-

<sup>s)</sup> Man bemerket in dem Tagebuche dieses Officiers eine sehr sonderbare Staatsklugheit: da er mit den Wilden handelte, so eignete er seiner Völkerschaft kein Recht über die am Ohio gelegenen Lande zu, und gab England nur für den Beschützer der Indianer, Herren dieser Länder, aus; da doch an allen andern Orten, außer der Gegenwart der Wilden die Engländer sich für Herren des Ohio, und derer Völker, die an seinen Ufern wohnen, ausgeben.

<sup>t)</sup> Der König in England verlangete erstlich, es sollte die Besizung des Gebietes an der Seite des Ohio wieder in eben den Stand gesetzt wer-

den, wo sie zur Zeit des zu Utrecht geschlossenen Friedens war, und wie es in eben dem Frieden ausgemacht und fest gesetzt worden ic., Allein, was konnte wohl die Absicht und der Vortheil bey diesem Artikel seyn, weil weder mittelbar noch unmittelbar des Gebietes um den Ohio in dem, was in dem utrechter Frieden ausgemacht worden, gedacht wird? Damals besuchte Frankreich diesen Fluß allein; und der Besitz der benachbarten Länder konnte keine Ursache zur Eifersucht für die Engländer seyn, die keinen Anspruch darauf machten. Warum führet man doch den utrechter Frieden wegen einer Sache an, die nicht einmal darinnen genannt wird. Zweytens schlug seine britanische Ma-



sonders bey den Unterhandlungen zwischen den Franzosen und den Wilden auf. Er erzählete, es hätten die Franzosen in einem großen Rathe verschiedener Völkerschaften die Erklärung gethan: „sie kämen nicht in das Land, Krieg zu führen, sondern die Engländer wollten sie nicht in Ruhe lassen; sie hoffeten, es würden die Wilden, ihre Kinder, nicht leiden, daß man ihrem Vater Unrecht und Beleidigungen zufügete: wenn sie indessen Lust hätten, sich zu den Engländern zu schlagen, so könnten sie ihrer Neigung folgen: wofern sie aber besser denken wollten, so würden sie in Frieden bleiben.“ Niemals ist in dem Munde eines Kundschasters und Feindes ein so starker Beweis von der Freymüthigkeit und Mäßigung gewesen.

Zwistigkeiten der Franzosen und Engländer.

Unter der Zeit setzten die Commissarien ihre Zusammenkünfte in Europa fort. Man hat angemerket, daß anfänglich die Rede von den Gränzen in Acadia gewesen. Darauf war man zu den Ansprüchen beyder Mächten auf die Insel St. Lucia gekommen. Die Schwierigkeiten, welche sich wegen des Ohio erhoben, machten einen besondern Punct der Unterhandlung zwischen den beyden Höfen, vermittelst der Gesandten und anderer Staatsbedienten aus. Es war weltkundig, daß vor diesen letztern Zwistigkeiten Frankreich allein die Handlung an dem Ohio und da herum trieb. Was antwortete der englische Hof darauf? Dreyerley, wovon das erste nichts heißt, das andere dem Gegenstande der von den beyden Höfen gebrauchten Commissarien widerspricht, und das dritte mit den Feindseligkeiten nicht kann verglichen werden t). Indessen trieb doch Frankreich die Aufrichtigkeit und das Vertrauen so weit, daß es nicht unterließ, sich so viel es möglich war, nach den Artikeln zu bequemen, die man ihm vortrug. Es willigte darein, daß alles in dem mittäglichen America wieder in den Stand gesetzt werden sollte, worinnen es seit dem utrechter Frieden war, oder seyn sollte; daß das zwischen dem Ohio und den Gebirgen gelegene Gebieth, bis auf weitere Verordnung von den Unterthanen beyder Könige sollte geräumt werden; daß alle Forte, die seit eben dem Vertrage in allen Theilen des nordlichen America, die unter den beyden Nationen streitig wären, auf beyden Theilen sollten eingerissen werden; und daß endlich alle Streitigkeiten, vermittelst Commissarien, innerhalb zweyen Jahren sollten geendigt werden. Dieses hieß alle Unkosten zu dem Vergleiche tragen. England aber verließ sich auf die Macht, die es in der See hatte, und dachte nur die Schwierigkeiten zu vervielfältigen, damit es die Sache in die Länge zöge. Es veränderte seine Forderungen. Es war nunmehr die Rede, man sollte nicht allein die zwischen dem Ohio, und den Gebirgen gelegenen Forte niederreißen, sondern auch noch die Forte Niagara, Friederich, und alle diejenigen, die sich zwischen dem Ohio und Uabache oder dem St. Hieronymusflusse fänden:

3 j j 3

hier-

Majestät vor: „es sollten die andern Besitzungen in dem nordlichen America in eben den Stand wiederum gesetzt werden, worinnen sie zu der Zeit waren, da der utrechter Friede geschlossen, und wie es durch diesen Frieden abgetreten und ausgemacht worden.“ Das war aber gerade dasjenige, woran die Commissarien arbeiteten. Man hatte sie ernannt, um den Sinn des utrechter Friedens in Ansehung dieser Besitzungen fest zu setzen. Als einen vorläufigen Artikel vorschlugen, es sollten diese Besitzungen wieder auf den Fuß gesetzt werden, wie sie nach dem Frieden ausgemacht und abgetreten worden, das hieß gleich den Augenblick den Grund der Sache selbst abhandeln, und folg-

lich die Verrichtung der Commissarien unnütz machen. Drittens that der englische Hof die Erklärung, „die Vertheidigung seiner Gerechtsamen und Besitzungen und die Beschügung seiner Unterthanen wären die einzigen Bewegungsgründe von der Flotte gewesen, die er nach Nordamerica geschickt hätte, und es wäre ohne Absicht geschehen, jemand zu beleidigen, oder etwas zu thun, welches den allgemeinen Frieden stören könnte.“ Diese Erklärung aber geschah den 22sten des Juners, das ist einen Monat nach dem Abgange der Flotte; und die Folge hat gewiesen, daß nichts weniger aufrichtig gewesen.

Zwiftigkeit  
ten der Fran-  
zosen und  
Engländer.

hierzu setzete man noch, die Seen Ontario, Erie und Champlain, sollten niemanden zugehören, sondern sollten ohne Unterschied von den Unterthanen der beyden Könige besucht werden. Was Acadien betraf, so war es nicht mehr genug, daß man alles wieder auf den Fuß des utrechter Friedens setzete; sondern man verlangete auch, es sollte das streitige Stück der Halbinsel den Engländern ganz durch einen endlichen Ausspruch überlassen werden; sie sollten in den Besitz von zwanzig Seemeilen Landes von dem Pentagoetflusse an bis an den St. Laurenzbusen gesetzt werden; und das ganze mittägliche Ufer dieses Flusses, welches unbewohnt bliebe, sollte für niemanden zuständig erklärt werden. Diese Anträge thaten bey der Streitigkeit den Ausschlag. Der Dienst der Unterhändler wurde sehr unnützlich; und Frankreich verlor mit einem Federzuge nicht allein seine alten Gerechtsamen, sondern auch was es zur Handlung seiner Colonie am nöthigsten brauchete. Man erstaunet über die übel erdachten Ansprüche des britannischen Hofes. Der französische Hof erklärte sich auch, er könnte weder das mittägliche Ufer des St. Laurenzflusses, noch die Seen, deren Gewässer sich in diesen Fluß ergössen, noch die zwanzig Meilen Landes an der französischen Bay, noch das Gebieth zwischen dem Ohio und dem Uabache abtreten. Das gab über dieses genug zu verstehen, daß man nicht abgeneigt war, wegen des Uebrigen sich handeln zu lassen, und gab ein neues Merkmaal der Neigung zum Frieden: das Ministerium zu London aber blieb nicht weniger auf seinen Forderungen stehen. Es hatte Maafregeln zu den großen Feindseligkeiten genommen, die es für vermögend hielt, es über alle Verträge hinaus zu setzen. Der General Braddock war in America: der Admiral Kepper sollte ihm in diesen Meeren mit seinem Geschwader beystehen; und der Admiral Boscawen war mit dem Befehle abgegangen, die französischen Schiffe anzugreifen, an welchem Orte er sie nur antreffen könnte.

Braddock war im Hornung des 1755ten Jahres in Virginien angekommen. Er hatte auf der Stelle gleich Maafregeln ergriffen, Geld, Truppen, Lebensmittel und Kriegesvorrath zusammen zu bringen, die Wege zurechte machen zu lassen, und das Geschütz fort zu bringen, die Wilden zu gewinnen, und ihnen einen Eifer wider die Franzosen beizubringen, eine Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Heereshaufen zu errichten, damit die Bemühung allgemein wäre, und Neufrankreich, welches von allen Seiten angegriffen würde, die Umkehrung nicht vermeiden könnte, die man ihm zubereitete. Der Oberste Mocketon hatte Befehl, die französischen Forts an der Seite von Acadien ohne Verzug anzugreifen. Der Oberste Johnson sollte an der Spitze von fast viertausend Mann das Fort Friedrich an dem Champlainsee überrumpeln. Ihm war auch aufgetragen, mit den Wilden zu unterhandeln. Dem Obersten Shirley, Statthalter in Neuengland, war der Ontariosee, und der Angriff des Fortes Niagara angewiesen. Während diesen Einrichtungen fing der Admiral Boscawen, welcher die französischen Convois an der Einfahrt in den St. Laurenzbusen erwartete, den 8ten des Brachmonates, den Krieg öffentlich dadurch an, daß er zwey französische Schiffe <sup>u)</sup> angriff, die sich seiner Absichten noch nicht versehen. Ungeachtet des tapfersten Widerstandes, konnte es ihm doch nicht fehlen, sie bey dem doppelten Vorthelle, daß er sie überfallen hatte, und ihnen an der Zahl überlegen war <sup>x)</sup>, wegzunehmen. Eine so plöbliche That war gleichsam die Lösung zu den verabredeten Unternehmungen, und schien den Engländern allen Erfolg des Krieges zu versprechen.

In der That würde nichts vielleicht fähig gewesen seyn, sie aufzuhalten, wenn es ihnen nicht an Klugheit und Aufrichtigkeit gefehlet hätte. Der Oberste Shirley, welcher zu

<sup>u)</sup> Die Adelsheide und Lisse.

<sup>x)</sup> Seine Flotte bestand aus elf Kriegeschiffen.

Paris bekannt war, wo er zu der Unterhandlung selbst mit dem Titel eines Commissars gebraucht worden, hatte mehr Geschicklichkeit im Cabinette, als zur Führung der Waffen. Sein Eifer, der durch die Umstände erhitzt wurde, ließ ihn den 28sten des folgenden Brachmonates kein Ziel noch Maaß mehr beobachten, als er aus Verdrusse, die Wilden so gut gegen Frankreich gesinnet zu sehen, einen Preis *y*) auf jeden Kopf eines Indianers setzte, der von seinen Leuten gefangen oder erschlagen worden. Dieser Schritt, der den Gesetzen einer gesunden Staatskunst eben so zuwider ist, als den Gesetzen der Gerechtigkeit, erweckte England so viel Feinde, als Wilde von einer so verwegenen und grausamen Ausübung Nachricht erhielten. Braddock empfand die ersten Wirkungen davon. Er hatte sich die beschwerlichste Berrichtung, das ist den Angriff des Fortes Quebec und den ganzen Feldzug, den man an dem Ohio eröffnen wollte, vorbehalten. Er war bey der Ausführung am unglücklichsten, weil er den 9ten des Heumonates eine Schlacht und das Leben verlor.

Zwistigkeit  
tender Franzosen  
und  
Engländer.

Man wird sich hier nicht bey Begebenheiten aufhalten, deren Andenken noch frisch ist, und die noch den Inhalt aller öffentlichen neuen Zeitungen ausmachen. Konnten aber bisher unparteyischen Zuschauern noch Zweifel wegen der Ausführung und Absichten der Engländer übrig bleiben: so setzte eine Entdeckung, worüber die künftigen Zeiten erstaunen werden, solche auf einmal in ein großes Licht. Die Niederlage der Engländer bey dem Fort Duene lieferte den Siegern, neben der Beute von ihren Feinden, alle Papiere von Braddocken in die Hände.

Unter diesen Papieren, dem Schatze eines Generales, der in dem Gefechte geblieben war, fand man die Anweisungsbefehle, die ihm vor seiner Abreise aus Europa, unter dem 25sten Novemb. 1754, das ist bey der größten Hitze der Unterhandlungen zu einem Vergleiche, waren gegeben worden, nebst einem Briefe, den man an eben dem Tage auf Befehl des Herzoges von Cumberland an ihn geschrieben hatte. Diese Schriften sind in dem Aufsatze der französischen Commissarien bekannt gemacht worden. Man sieht daraus, daß ungeachtet aller Ansehnungen und Versicherungen dagegen, der Angriff von Neufrankreich an dem britanischen Hofe beschloffen gewesen. Grundrisse von dem Feldzuge, Unternehmungen auf die Forte der französischen Herrschaft, Verbindungen des Beystandes unter den verschiedenen Haufen Truppen, Anwerbungen zu Kriegesvölkern, Subsidien, Vorsichtigkeiten in Ansehung der Lebensmittel und des Geschüzes ic. mit einem Worte, nichts ist vergessen, große Kriegesunternehmungen zu beschleunigen. Der Hof zu London führte also nur die Sprache des Friedens in Europa, um sich derer Vortheile zu versichern, die er sich in America versprach; und diese Verstellung wurde so weit getrieben, daß er noch den 9ten May 1755 dem französischen Gesandten einen Aufsatz zustellen ließ, worinnen er sich erklärte: „seine Gesinnungen wären sters, ohne Verzug in gütliche Untersuchung aller der streitigen Puncte zu treten; er hätte bey der ganzen Unterhandlung mit Aufrichtigkeit und Vertrauen verfahren; und er hätte seine Absichten ganz natürlich vorgestellt ic. „

Man läßt dem Verdienste des Generales Braddock Gerechtigkeit wiederfahren. Er war munter, wachsam, verstund sich auf die kleinen Umstände, und war vermögend, alle Theile einer sehr verwickelten Unternehmung mit einander zu verbinden. Seine Briefe an die englischen Staatsbedienten, die auch einen Theil von der Beute mit ausmachten, geben diese Vorstellung von ihm. Sie lehren uns aber, daß er in den engländischen Colonien nicht allen gehofften Vorschub zur Erleichterung des glücklichen Fortganges seiner Unternehmung

*y*) Auf zweyhundert Livres.

Zwistigkeit  
ten der Fran-  
zosen und  
Engländer.

mung gefunden; daß sich insbesondere die Provinzen Pensylvanien, Maryland und Virginien geweigert, daran Theil zu nehmen, oder nur sehr schwachen Beystand versprochen, und „daß die erste so gar die Franzosen mit allem Vorrathe versehen, den sie brauchten.“ Hieraus kann man natürlicher Weise schließen, daß diese Provinzen nicht recht von der Nothwendigkeit, mit Frankreich zu brechen, überzeuget waren, und daß nicht die Colonien und die americanischen Engländer, sondern einzig und allein die englische Regierung, und der Hof zu London den Krieg gewollt haben. Braddock beklaget sich in seinen Briefen über die wenige Einstimmung und den geringen Eifer, den er in diesem Puncte bey den Leuten in den Colonien bemerkete. Die Statthalter, die vom Hofe abhingen, bequemeten sich nach dem Verlangen des Generales: die Gemeine einer jeden Provinz aber, vornehmlich der genannten drey, entschloß sich nicht gern zu gefährlichen Rüstungen, die viel kosteten, und nach ihrem Urtheile eben nicht sehr nöthig waren. Was die wilden Völkerschaften betraf, so gestund Braddock in eben den Briefen, die meisten wären auf französischer Seite; und man könnte sich auch auf diejenigen nicht recht verlassen, welche die engländische Parthey angenommen hätten, weil man sich gegen sie mit weniger Behutsamkeit und vieler Unredlichkeit aufgeführt hätte.

Uebrigens bemerket man in denen Reden, die man in seinem Namen an sie hielt, eben den Grund der Staatsklugheit, den man schon bey des Major Washingtons seinen angezeigt hat; das ist, unterdessen, daß sich die Engländer anderwärts für Herren und Meister dieses Landes ausgaben, wiederholten sie den Indianern ohne Aufhören, ihre Absicht wäre, sie wieder in den Besiz ihrer Länder zu setzen, die ihnen von den Franzosen unrechtmäßiger Weise genommen worden z).

Es erhellet aber klärlich, daß der wahre Bewegungsgrund des Hofes zu London gewesen, Neufrankreich anzugreifen; und dieses Unternehmen zu befördern, mußte man vier verschiedene Rollen spielen. Erstens, mußte man den engländischen Colonien zu verstehen geben, Frankreich wollte sie zerstören. Zweytens, mußte man den Wilden beständig vorsagen, man wollte ihr Unrecht rächen, und sie in den Besiz des Ihrigen setzen. Drittens, mußte man in England und den Colonien versichern, das große Land um den Ohio und den Ontariosee, und Eriesee, gehörten der Krone England. Viertens, mußte man gegen Frankreich vielen Eifer zum Frieden zeigen, und den äußerlichen Schein einer Unterhandlung behaupten, die fruchtlos seyn sollte. Von diesen Kunstgriffen scheint der letzte dem Hofe zu London am meisten Vortheile gebracht, oder wenigstens zu seinen Absichten am längsten gedienet zu haben. Zum Unglücke für ihn haben ihm seine eigenen Verwegenheiten die Maske abgenommen; und bisher z) scheint er noch nicht Ursache gehabt zu haben, sehr darüber zu frohlocken-

z) Man liest z. E. in einem Briefe vom Braddock an den Grafen von Halifax, man hätte ihm einen Vertrag von 1701 gewiesen, wodurch sechs um den Ohio wohnende Völkerschaften dem Könige in England ihr ganzes Jagdland geschenkt, das ist eine Strecke von sechzig Seemeilen in der Tiefe an den Seiten des Ontario und des Eriesees. Ist dieses Geschenk wirklich gegründet: so ist es seltsam, daß man vier und funfzig Jahre darnach zu eben den Wilden saget, der Endzweck des Krieges sey, sie wieder in ihre Besitzungen zu setzen. Es ist

nicht weniger seltsam, daß die britannische Nation stets genöthiget gewesen, mit jeder wilden Völkerschaft, als mit ihres gleichen, umzugehen, und anstatt, daß solche von diesen Indianern den Dienst hätte fordern sollen, welchen jeder Unterthan seinem Herrn schuldig ist, so bath man sie nur um ihren Beystand. Alles ist in eben diesen Papieren voll von der Unsanftmuthigkeit derer Gerechtfamen, die sich England zuweinet.

a) Im Windmonate des 1757sten Jahres.

# Geographisches Verzeichniß

der in diesem Bande vorkommenden Länder, Inseln, Städte  
und anderer Dörter.

## Erklärung der vorkommenden Buchstaben.

B. bedeutet Bay; Br. Baronay; C. Canal; Df. Dorf; E. Enland;  
Eb. Ebene; En. Enge Durchfahrt; F. Felsen; Fl. Fluß; Fn. Fiecken;  
Fst. Fort oder Festung; G. Gegend; Gb. Gebirge; Gr. Grafschaft; Gw.  
Goldbergwerk; H. Hafen; Hg. Hügel; Hf. Hauptmannschaft; I. Insel;  
K. Küste; Kl. Klippe; L. Landschaft; Mh. Meyerhof; Ms. Mission;  
N. Niederlassung; Pfl. Pflanzstadt; Pr. Provinz; Pl. Plantage; Rh. Rhede;  
S. See; Sch. Schanze; Sp. Spitze; Th. Thal; U. Ufer; V. Vor-  
gebirge; W. Wald; Wf. Wohnsitz.

Das \* bedeutet, daß an dem Orte eine vollständige Beschreibung  
anzutreffen ist.

*****			
<p><b>A</b> 2. bingdon, St. 612 Abrothos, Kl. 206 Acarigua, Fl. 377 Achalaque, Pr. 435 Achussi, H. 431 Acomak, Gr. 545 Aconcagua, Fl. 150 Acoste, Pr. 446 Acuera, Pr. 411 Aenahigan, I. 580 Aefopus, Fl. 609 Agaric, Fl. 12 Agruaria, Fl. 341 Aio, Gb. 327 Aippe, H. 227 Alagoa, S. 209 — St. 209 Alatrasse, I. 203 Albanie, Iff. 602. 603 Albanyfluß 643 Albermale, Gr. 618*</p>	<p>Alexis, I. 210 Algernoon, Sch. 519 Alibamo, Iff. 457 Altapaha, Pr. 434 Alva, Gb. 205 — St. 209 Amacuma, Fl. 336 Amalienschanze 212 Amana, B. 322 — Fl. 358 Amapaia, L. 331 Amapeia, Pr. 318 Amaricopana, Th. 328 Amatta do Brasil, Fn. 211 Amazonenfluß 1 Ambor, Fl. 213 Aminola, Pr. 482 Anapolis, Fn. 548* Angra dos Reyes, St. 204 — Bg. 213 Anilco, Pr. 474 Anna Perima, I. 315</p>	<p>Ann-Arundel, Gr. 547 Anoso, Fn. 12 Anticosty, I. 666 Aoripana, Fl. 45 Apalache, Pr. 420 Apruague, Gb. 51 Apruack, Fl. 356 Aquetnea, E. 590 Aquitume, Gb. 219 Aracari, E. 107 Aracatihüg, Fl. 221 Aracipe, G. 213 Araguan, Fl. 76 Ararapira, Fl. 107 Aratori, Fl. 344 Aratûri, Fl. 336 Arauary, Fl. 51. 52 Araya, Bg. 373* Ariacoa, Df. 335 Aripe, Fl. 213 Aromaja, L. 328 Aropa, Fl. 326 A a a a</p>	<p>Arra</p>
Allgem. Reisebesch. XVI Band.			



## Geographisches Verzeichniß.

Arrarangué, Fl.	105	Basirura, Fl.	17	Buritaca, St.	386*
Arraropana, Fl.	326	Batima, Fl.	336	Burlington. St.	609*
Arrefeytos, B.	222	Baras de Roccas, Kl.	187	Bustos, H.	217
Arromaja, L.	326	Beccancourt, Br.	675*	— J.	203
Articugumche, B.	720	Belez, St.	394*	Buturuna, Gb.	219
Aruba, J.	198. 375	Bennetscreek, B.	540	Buturunde, St.	202
Arvami, Gb.	327	Verasueaba, Gb.	202	C.	
Añapana, Fl.	326	Berkeley, Gr.	619	Cabatra, Fn.	201
Añipana, J.	336	Beta, Fl.	331	Cabo blanco, Bg.	221
Añoncion, St.	233	Betonia, Pr.	385	Cachipur, Fl.	355
Achúte, Fl.	331	Biaza, H.	106	Cachocra, Fl.	208
Auche, Pr.	479	Bibiribi, Fl.	212	Cachaqui, Th.	76
Aute, Fn.	422	Biobio, Fl.	149	Calvert, Gr.	547
Avarance, Fl.	220	Bizart, Jst.	709	Camamu, Fn.	214
Aves, J.	375. 381. 383*	Blaf Point, Fn.	584	Camara, J.	227
Ayumas, Fl.	389	Blanca, J.	381*	Camaragibe, Fl.	209.
B.		Blanco, Bg.	380	Camaratuba, Fl.	217
Babillo, Fl.	388	Bodkin, B.	547	Camarones, B.	102
Bahia, B.	207*	Bonnaire, J.	198. 375. 380	Camassarim, J.	212
— Fl.	388	Bonne Avanture, J.	727	Cambridge, Gr.	585
Bahia Formosa, B.	217	Bopitanga, C.	107	Camieraguba, J.	214
Bahia Honda, B.	381	Boraguaba, Gb.	221	Camocipe, Fl.	221
Bahia de todos Santos, Hf.	207	Borante, Fl.	377	Camoppi	356
		Borats, Kl.	380	Camocip, Fl.	221
Bahia de Trenciaon, H.	216	Borja, St.	30	Camume, Gb.	219
Batenua, Fl.	372	Boston, St.	586*	Canusi, Fl.	221
Baiaquazu, Fl.	107	Bourbon, Fl.	645	Canance, J.	65
Bairros de San Antonio, Kl.	214	Braintyn, St.	588	Cananea, J.	107
		Brasilien, L.	157	Cananee, St.	201
Bairros de San Rogue Kl.	217	Briquerie, Fl.	170	Cannes brûlees, Wf.	714
Baltimore, Gr.	547	— Fn.	171	Cap de Kaje, oder Cap de	
— Fn.	548*	Bristol, Pr.	589	Rez, Bg.	727
Bandeiras, J.	228	— St.	589*	Cap de Salinas, Bg.	373
Bank, die große von Neu-		Britioca, H.	2 1	Capaha, Fn.	462*
land	728*	Britioga H.	213	— Pr.	461
Paraquan, Fl.	317. 318	Bruqa, Sch.	212	Capaoba, Fn.	218
Pariquí e neto, L.	377	Buckingham, Gr.	611	Caperuaca, Fl.	342
— Pr.	375. 376	Dud, B.	547	Capibarivi, Fl.	211
Barituba, Fl.	219	Buenabrigo, J.	155	Cavim, Fl.	47
Barnestable, Pr.	588. 589	Buenos Aires, Pfl.	57. 67. 83*	Capivari, K.	107
Barra Grande, H.	201	Burapabara, J.	208	Capo Delo, Sch.	218
Barra de Ibaup, J.	106	Burburata, J.	380	Capuri, Fl.	322. 331
Barreira. Sermeilhas Fl.	214	Buria, Fl.	377	Caracas, K.	3
Base, J.	716	Buritaca, Pr.	385	— Sch.	376
				Caracas,	

## Geographisches Verzeichniß.

Caracas, Bg.	380	Charles, J.	641	Commenagos, B.	380
Caraiiba, J.	208	Charlestown, Gr.	585	Commuta, Jn.	22
Carapana, Pr.	326. 328	— St.	619*	Conamarac, Jl.	354
Cararopana, Jl.	335	Charlton, J.	642	Conception, St.	82
Caravaleda, St.	376*	Chartres, Jn.	705*	Congaycu, Jl.	217
Caravelas, Jl.	214	— Jst.	705*	Connecticut, S.	516
Cardera, Bg.	380	Chedabuctu, B.	719*	— Pr.	591
Cari, Jl.	331	Chesapeake, B. 513. 516. 531. 538*		Connetable, F.	54
Caroli, Jl.	328	Chester, Gr.	612	Constabel der große, Kl.	356
Carora, Eb.	376*	Chicacilla, Jn.	456	— der kleine, Kl.	356
Carteret, Gr.	621*	Chicacoan, Jl.	548	Contas, Jl.	214
Caru Bretuma, Jl.	219	Chicaza, Pr.	454	Contifsee	664
Caruarchama, Jl.	219	Chichester, St.	612	Coquibocoa, Bg.	381
Carussü, Bg.	213	Chille, Jl.	150	Coracas, Pr.	375
Cascuchiyagon, Jl.	683*	Chimila, Pr.	385	Corana, St.	375
Casnero, Jl.	331	Chinchipe, Jl.	28	Cordileira, Bg.	380
Casquin, Pr.	460	Chirkahomony, Jn.	521	Cordillieren, Gb.	18
Cassanar, Jl.	317. 331	Chisca, Pr.	458	Corebado, Jl.	214
Cassipa, S.	330	Chovala, Pr.	435	Coreripe, Jl.	209
Castle Island, J.	586	Chucagua, Jl.	458	Coro, St.	375
Catarocui, Jst.	681*	Chuchunga, Df.	28	Corseica, B.	548
Catuaina, B.	213	— Jl.	28	Costa Magoada, L.	228
Catuma, J.	328	— S.	28	Costa Vaya, L.	228
Cauti, Jl.	331	Chugasu, Sp.	218	Cotiva, Df.	256
Cau, Jl.	357	Ciara, Ss.	220	Corendale, Jn.	521
Caulomo, Jl.	44	— L.	219	Coza, Pr.	446
Cavane, Jn.	201	Ciudad Real, St.	232	Craven, Gr.	619*
Caviana, E.	50	Ciudad de los Reyes, St. 387.		Cresswick, Jl.	606
Caya Zambo, Df.	154		388	Criquare, Jl.	214
Cayamuna, Gb.	27	Clarendon, Gr.	619*	Croatian, J.	515
Cayamalca, L.	331	Coari, Pfl.	39	Cromataym, Jl.	217
Cayari, Jl.	17. 18	Coca, Jl.	4	Cubaga, J.	383
Cayenne, Jl.	357	Coche, J.	383*	Cucaratuba, Jl.	219
— J.	357. 360	Codd, Bg.	515. 579	Cuchivara, Jl.	40. 41
— Pfl.	197	Cofa, Pr.	435	Cuenca, St.	47
— St.	360*	Cochenzj, Jl.	608	Cuepin, Gb.	344
Cayete, Pr.	225	Cofaqui, Pr.	435	Cuicas, Pr.	375
Cecil, Jl.	548	Colignyschanze, 165. 170*		Cumana, Pr.	374*
Cecile, Bg.	341	Colima, Pr.	391. 466	Cunuris, Jl.	19. 43
Cesar, Jl.	388	Colliton, Gr.	621*	Curacanas, Mh.	209
Chaco, Pr.	74	Comajamu, Jl.	228	Curacao, J.	198. 375
Chambly, Jst.	679*	Comma, Jl.	225	Cürajo, J.	198
Charles, F.	642	— Pr.	225	Curca, Gb.	329
— Gr.	547	Comma Bassu, B.	227	Curianam, Pr.	375

## Geographisches Verzeichniß.

Curiapan, Sp.	315	Fernambuc, Fn.	158	Golfo Triste, B.	382
Curiara, Fl.	347	— Hf.	209	Govana, Fl.	213
Curú, Fl.	221	Fernand de Noronha, J.	215	Grande, J.	204
Cürumatau, H.	217	Fidalgos, Fl.	211	Grave, Sp.	725
Curupa, Hf.	46	Fin, Sp.	608	Grüne Insel	667
Curupatuba, Wf.	21	Finchares, Fl.	214	Guacane, Pr.	472
D.		Flores, J.	89	Guacheia, Fn.	475
Danielshafen	725	Florida, I.	395	Guachule, Pr.	445
Darien, Pr.	637	Fontes, J.	208	Guadaliazar, St.	82
Daunen, Fl.	331	Forilon, Sp.	727	Guallaga, Fl.	33
Dauphinensinsel	629	Franciscussee	680	Guama, Fl.	47
Delawarebay	548	Franzosenhafen	213	Guamare, Fl.	219
Desaguadero, Fl.	104	Frederica, Hf.	638*	— R.	219
Desire, H.	88. 90*. 92	Friedrich Heinrich, Sch.	212	Guanapu, Fl.	46
Destierro, Sch.	20. 22	Friedrichsstadt, St.	186	Guanca Belica, St.	143
Dibaci, Fl.	388	Frio, Bg. 164. 203. 204.	213. 240	Guanipa, B.	322
Dolce, Fl.	214	Fronsacsfahrt, B.	719*	Guapay, Fl.	75
Don Diego, Fl.	388	Frontenacsee	665*	Guapetuba, Fl.	219
Dorado, (el)	340	G.		Guaralayo, En.	30
Dorchester, Gr.	548	Gachocira, Fl.	207	Guararahu, Fl.	219
— St.	588	Gale, J.	106	Guarape, G.	212
Dreieinigkeitsinsel	315*	Galette, B.	680	Guararahun, Fl.	219
Dublin, St.	612	Ganabara, Fl.	165	Guarrapare, St.	214
Durchbrochene Insel	726	Gänseeyland	60	Guaspuitira, Fl.	221
E.		Gararassu, Fl.	219	Guatapori, Fl.	388
El Dorado, St.	322	Garasu, St.	210. 211*	Guatapugui, Fl.	220
Elisabeth, Gr.	543	Garatuba, Fl.	213	Guater, J.	342
— J.	579	Gasse, Fl.	727	Guatori, Fl.	387
Elisabethtown, St.	543	— Bg.	727*	Guayacüro, Fl.	331
Elsemburg, Hf.	608	Gavea, J.	213	Guayara, Fl.	331
Emerac, Df.	335	Gayra, Fl.	388	Guayra, Pr.	235
Emeria, Gb.	336	Genevre, Fl.	165	Guayru, Fl.	77
Enseada de Garoupas, J.	106	Genes, Fl.	357	Guéirara, S.	217
Eriesee	664. 685*	Georg, Hf.	623	Guépena, Fn.	214
Ernst, Sch.	212	Geraqua, Gb.	202	Guíaba, Gw.	232
Esmeraldas, Pr.	33	Geresippe, Fl.	207. 208	Guíane, J.	197
Espenspize	675*	Germantown, St.	612	Guibay, Fl.	235
Essequibe, Fl.	42. 342	Ginapape, Fl.	22	H.	
Esser, Gr.	545. 607	— Pr.	21	Hampshire, Pr.	588
— Pr.	584	Glacetahe, Fn.	214	Hange, St.	201
Eteperange, Gb.	241	Glocester, Gr.	544	Hartfort, Pr.	591
F.		Goiana, Fl.	213	Haselinsel	668
Fairfield, Gr.	592	Goldfluß	12	Hattoras, Bg.	514
Falmouth, Fn.	583			Heilige drey Könige Fluß	214
				Heim-	

# Geographisches Verzeichniß.

Heinrichsvorgebirge	517	Illinesensee	664 *	Limo, Fl.	331
Henrico, St.	521	Injambi, Fl.	202	Lipar, Sp.	387
Hirriga, Pr.	401	Joanes, J.	46. 50	Lobos, J.	89
Hitaubacin, St.	201	Jocor, Bg.	240	Long Island, J.	602. 604 *
Hiseban	724	Joroque, Fl.	228	Look-out, Sp.	531
Holzfluß	42	Josara, B.	221	Loreito, Ms.	86
Hudsonsbay	641 *	Jsla de Arca, J.	228	Los Reyes, St.	387 *
Humos, Bg.	155	Jsla de Arvoredo, J.	106	Loya, Bg.	27
Hundeinsel	627	Jtaciatiara, Fl.	107	— Pr.	26
Hupankma, Fl.	219	Jtajuba, Sp.	221	Lopola, St.	27
Huronensee	663	Jtapemeris, Fl.	214	Lyn-Haven, Nh.	538
Hüvassu, L.	162	Jtata, Fl.	228		
		Jtationo, Nh.	107	<b>M.</b>	
<b>J.</b>		Juana, Fl.	326	Macapa, Sch.	51
Jaen, St.	26. 27	Jubones, Fl.	26	Macaripo, Fl.	210
Jaguaripe, B.	219	Jungfernvorgebirge	103	Macauini, Fl.	347
James, Fl.	517	Juriqueto, Fl.	222	Maccain, Fl.	240
— Br.	540	Jya, Fl.	14	Maccureguary, Eh.	332
— J.	518			Machiana, C.	50
Jamestown, St.	517. 540 *	<b>K.</b>		Magdalenenfluß	389
Jamundas, Fl.	43	Kaalsa, Fl.	219	Maghe, L.	164
Jandupatiffa, Fl.	219	Karl, Fl.	318	Magi-Miri, Df.	203
Janeiro, Fl.	213	Karlsvorgebirge	517	Magnan, Sp.	50
Jaquedere, Sn.	203	Karua, Fl.	358	Maine, Gr.	583
Jauaripipo, Sn.	241	Kastakuias, Ms.	704 *	Makanao, Sn.	383
Jbarre, Fl.	331	Kennebet, Sn.	584	Makuria, Fl.	357
Jbera, S.	235	Kent, Gr.	548. 613	Malta de Brasil, St.	209
Jbervilles Paß, J.	668	Kerke, J.	216	Mamore, Fl.	75
Jboipetinhí, Fl.	105	Kifotan, Pfl.	518	Mamura, Fl.	43
Jbopupetuba, C.	107	Kingston, St.	603	Mana, Fl.	334
Jchi, Pr.	445	Kittern, Sn.	583	Manage, Fl.	214
Jenipabu, B.	218	Klapperschlangeninsel	685 *	Manche, C.	342
Jeruquacuara, B.	221	Klippe, Jst.	212	Mandivi, Bg.	106
Jguaguafu, Fl.	220	König Williams, Gr.	544	Manetuba, Fl.	219
Jguape, B.	219	Kuru, Fl.	358	Mangiape, Fl.	215
Jlette Sainte Anne	223			Manoa, St.	322. 337
Jlha dos Castilhos, J.	105	<b>L.</b>		Manoa del Dorado, St.	42
Jlha de Meo, J.	206	Lagoa, J.	106	Manoripano, J.	327
Jlha dos Passeros, J.	206	Laguna, Sn.	33. 34	Mansfield, J.	641
Jlha Seca, J.	206	Laguna, Pr.	378	Maquerelenspiße	725
Jlhos, Sn.	158	Langerfluß	694 *. 701 *	Maracaibo, Fl.	378
— Hl.	206. 237	Laurénfluß	665 *	— S.	379
— J.	214	Lerchenspiße	668 *	Maragnan, J.	222 *
Jllinesenfluß	692 *	Lichthenshafen	69. 70	Marajou, Fl.	1. 231
				<b>M.</b>	
				Macapa, Sch.	51
				Macaripo, Fl.	210
				Macauini, Fl.	347
				Maccain, Fl.	240
				Maccureguary, Eh.	332
				Machiana, C.	50
				Magdalenenfluß	389
				Maghe, L.	164
				Magi-Miri, Df.	203
				Magnan, Sp.	50
				Maine, Gr.	583
				Makanao, Sn.	383
				Makuria, Fl.	357
				Malta de Brasil, St.	209
				Mamore, Fl.	75
				Mamura, Fl.	43
				Mana, Fl.	334
				Manage, Fl.	214
				Manche, C.	342
				Mandivi, Bg.	106
				Manetuba, Fl.	219
				Mangiape, Fl.	215
				Manoa, St.	322. 337
				Manoa del Dorado, St.	42
				Manoripano, J.	327
				Mansfield, J.	641
				Maquerelenspiße	725
				Maracaibo, Fl.	378
				— S.	379
				Maragnan, J.	222 *
				Marajou, Fl.	1. 231
				<b>M.</b>	
				Macapa, Sch.	51
				Macaripo, Fl.	210
				Macauini, Fl.	347
				Maccain, Fl.	240
				Maccureguary, Eh.	332
				Machiana, C.	50
				Magdalenenfluß	389
				Maghe, L.	164
				Magi-Miri, Df.	203
				Magnan, Sp.	50
				Maine, Gr.	583
				Makanao, Sn.	383
				Makuria, Fl.	357
				Malta de Brasil, St.	209
				Mamore, Fl.	75
				Mamura, Fl.	43
				Mana, Fl.	334
				Manage, Fl.	214
				Manche, C.	342
				Mandivi, Bg.	106
				Manetuba, Fl.	219
				Mangiape, Fl.	215
				Manoa, St.	322. 337
				Manoa del Dorado, St.	42
				Manoripano, J.	327
				Mansfield, J.	641
				Maquerelenspiße	725
				Maracaibo, Fl.	378
				— S.	379
				Maragnan, J.	222 *
				Marajou, Fl.	1. 231
				<b>M.</b>	
				Macapa, Sch.	51
				Macaripo, Fl.	210
				Macauini, Fl.	347
				Maccain, Fl.	240
				Maccureguary, Eh.	332
				Machiana, C.	50
				Magdalenenfluß	389
				Maghe, L.	164
				Magi-Miri, Df.	203
				Magnan, Sp.	50
				Maine, Gr.	583
				Makanao, Sn.	383
				Makuria, Fl.	357
				Malta de Brasil, St.	209
				Mamore, Fl.	75
				Mamura, Fl.	43
				Mana, Fl.	334
				Manage, Fl.	214
				Manche, C.	342
				Mandivi, Bg.	106
				Manetuba, Fl.	219
				Mangiape, Fl.	215
				Manoa, St.	322. 337
				Manoa del Dorado, St.	42
				Manoripano, J.	327
				Mansfield, J.	641
				Maquerelenspiße	725
				Maracaibo, Fl.	378
				— S.	379
				Maragnan, J.	222 *
				Marajou, Fl.	1. 231
				<b>M.</b>	
				Macapa, Sch.	51
				Macaripo, Fl.	210
				Macauini, Fl.	347
				Maccain, Fl.	240
				Maccureguary, Eh.	332
				Machiana, C.	50
				Magdalenenfluß	389
				Maghe, L.	164
				Magi-Miri, Df.	203
				Magnan, Sp.	50
				Maine, Gr.	583
				Makanao, Sn.	383
				Makuria, Fl.	357
				Malta de Brasil, St.	209
				Mamore, Fl.	75
				Mamura, Fl.	43
				Mana, Fl.	334
				Manage, Fl.	214
				Manche, C.	342
				Mandivi, Bg.	106
				Manetuba, Fl.	219
				Mangiape, Fl.	215
				Manoa, St.	322. 337
				Manoa del Dorado, St.	42
				Manoripano, J.	327
				Mansfield, J.	641
				Maquerelenspiße	725
				Maracaibo, Fl.	378
				— S.	379
				Maragnan, J.	222 *
				Marajou, Fl.	1. 231
				<b>M.</b>	
				Macapa, Sch.	51
				Macaripo, Fl.	210
				Macauini, Fl.	347
				Maccain, Fl.	240
				Maccureguary, Eh.	332
				Machiana, C.	50
				Magdalenenfluß	389
				Maghe, L.	164
				Magi-Miri, Df.	203
				Magnan, Sp.	50
				Maine, Gr.	583
				Makanao, Sn.	383
				Makuria, Fl.	357
				Malta de Brasil, St.	209
				Mamore, Fl.	75
				Mamura, Fl.	43
				Mana, Fl.	334
				Manage, Fl.	214
				Manche, C.	342
				Mandivi, Bg.	106
				Manetuba, Fl.	219
				Mangiape, Fl.	215
				Manoa, St.	322. 337
				Manoa del Dorado, St.	42
				Manoripano, J.	327
				Mansfield, J.	641
				Maquerelenspiße	725
				Maracaibo, Fl.	378
				— S.	379
				Maragnan, J.	222 *
				Marajou, Fl.	1. 231
				<b>M.</b>	
				Macapa, Sch.	51
				Macaripo, Fl.	210
				Macauini, Fl.	347
				Maccain, Fl.	240
				Maccureguary, Eh.	332
				Machiana, C.	50
				Magdalenenfluß	389
				Maghe, L.	164
				Magi-Miri, Df.	203
				Magnan, Sp.	50
				Maine, Gr.	583
				Makanao, Sn.	383
				Makuria, Fl.	357
				Malta de Brasil, St.	209
				Mamore, Fl.	75
				Mamura, Fl.	43
				Mana, Fl.	334
				Manage, Fl.	214
				Manche, C.	342
				Mandivi, Bg.	106
				Manetuba, Fl.	219
				Mangiape, Fl.	215
				Manoa, St.	322. 337
				Manoa del Dorado, St.	42
				Manoripano, J.	327
				Mansfield, J.	641
				Maquerelenspiße	725
				Maracaibo, Fl.	378
				— S.	379
				Maragnan, J.	222 *
				Marajou, Fl.	1. 231
				<b>M.</b>	
				Macapa, Sch.	51
				Macaripo, Fl.	210
				Macauini, Fl.	347
				Maccain, Fl.	240
				Maccureguary, Eh.	332
				Machiana, C.	50
				Magdalenenfluß	389
				Maghe, L.	

## Geographisches Verzeichniß.

Marajo, J.	46. 50. 51	Mocaripe, B.	219	Munin, Fl.	223. 227
Margaretha, J.	383	Mocona, Fl.	33	Mürrecoermo, J.	328
Margarethe, H.	3	Mocuripa, B.	219	Mutinga, Jn.	201
Maranepe, Fl.	214	Monacan, Jn.	540	Mutterbucht	670
Marignan, J.	216	— St.	556*		
Marequita, St.	394*	Monadas, Pfl.	534	N.	
Maretuba, B.	219	Monahattan, J.	600, 603	Naguater, Pr.	470. 471
Maria Furinha, Jn.	210	Mondahüg, Fl.	221	Name, Fl.	223
Mario, Fl.	221	Mongas, J.	381	Nansamon, Gr.	540
Maripe, Fl.	221	Mongianga, Fl.	216	Nanticoke, Fl.	548
Marmanto, J.	105	— R.	216	Napo, Fl.	6. 35
Marmorinsel	659	Monmouth, Gr.	608	Narraguntset, B.	590
Maroaca, Fl.	336	Montagne, Df.	679	Nassau, B.	600
Marony, Fl.	359	Montegrosso, Gw.	232	Nausamond, Pfl.	518
Marquettefluß	690*	Monte de Piedras, J.	206	Nepigiguit, B.	724
Marre, J.	208	Monte Video, H.	89	Neu-Amsterdam, St.	600
Marthens Weinberg, J.	515	Montmorencys Sprung	671*	Neu-Grenada, Kr.	390
	579. 600. 601	Montreal, J.	677	Neu-Haven, Pr.	591
Maryland, Pr.	531. 546*	— St.	677*	Neu-Kent, Gr.	544
Massachusetts, B.	515	Mont-Senery, Fl.	357	Neulondon, Pr.	591
Massachusetts, Pr.	583*	Monumentbay	589	Neuroreans, St.	714. 715*
Massarandu, Fl.	213	Morekipu, Fl.	210	Neuplymouth, St.	580
Matas, Bg.	101	Morembaya, Jn.	213	Neuport, St.	590
Mattawoman, B.	547	Moribara, G.	212	Neusalamanca, St.	388*
Maubile, Fl.	718*	Moripione, Sch.	253	Neusüdwallis, L.	641
Mauvila, Jn.	449*	Moriz, Fl.	608	Neuwaldchern, J.	383
May, Bg.	608	Morizstadt, St.	188	Neuyork, L.	599
Mayabamba, Fl.	2	Morogeges, St.	240	— St.	602*
Meary, Fl.	227	Morquito, H.	328	Newbury, Jn.	584
Meriba, St.	393*	Morro de Correbicho, Gb.	380	Niagara, Jst.	664
Merrimack, Fl.	584	Morro de St. Pablo, Gb.	214	Niagara sprung	683*
Merton-Point, Sp.	588	Moru, St.	240	Nicolasfluß	690*
Meta, Fl.	317. 331	Morunjape, Fl.	218	Nokaierbay	688*
Meve, J.	208	Mosilones, Pr.	2	Northampton, Gr.	545
Miary, Fl.	223	Mount-Hope, Gb.	589. 590	Northumberland, Gr.	545
Michigansee	664. 690*	Moxen, Mf.	43	Nostra Señora de Monse-	
Michillimacimac, Jst.	687*	Moxina, H.	380	ratte, St.	202
Middlesex, Gr.	544. 585. 607	Muchitari, St.	344	Nostra Señora de Rosario,	
Miramichi, Fl.	722	Mucozo, Pr.	403	Jn.	221
Mirligueche, Fl.	720	Mucuripe, Fl.	214	Nostra Señora de los Nie-	
Miscu, J.	723	Mucuri, St.	220	ves, St.	384
Mississippi, Fl.	715	Mucurn, B.	220	Nottingham, J.	641
Mistik, Fl.	585	Musa, Pr.	391	Nova Segovia, St.	377*
Noab, L.	164	Muju, Fl.	46	Nova Valencia, St.	376*
				Nova	



## Geographisches Verzeichniß.

Nova Feres, St.	377*	Pao, Fl.	331	Daturent, H.	581
Nueva Rioja, St.	77	Pao Amorello, Fl.	210	Dauris, Sch.	43
<b>O.</b>					
Ocaln, Pr.	412	Para, Fl.	221	Pararos, J.	90
Deanua, St.	388*	— St.	23* 47*	Payanano, Fl.	331
Decaueta, J.	326	Para Dvafa, Fl.	221	Peciffa, Jn.	210
Decopa, Gb.	327	Paraguacote, Fl.	228	Pecutinga, Fl.	219
Chile, Jn.	413	Paraguari, Ms.	40	Penagara, Hg.	21
Diana, Fl.	335	Paraguay, S.	57. 59	Penguininsel	90. 92
Darentin, Df.	258	Paraitba, Fl.	236	Penjas, J.	91
Olinda, St.	184. 210*	— Hf.	185. 215	Pensacola, St.	628. 629*
Olivares, J.	91	— St.	215	Pensylvanien, L.	609
Omerfo, G.	218. 219	Paraitva, Fl.	214	Pequeringa, Sp.	218
Oncario, J.	342	Paramaribo, Jn.	197	Peripe, St.	209
Ommontague, Fl.	682*	— St.	55	Pernabiacaba, Gb.	201
Ontariosee	665*	Paramiri, B.	221	Pernacabiaba, L.	107
Orange, Sch.	212. 600	Parana, Fl.	58 59. 235	— W.	229
— Bg.	54. 197	Paranaiba, Fl.	22	Pernambuc, Hf.	209
Orchilla, J.	381. 382*	Parananbuco, U.	217	Persin, Fl.	219
Organa, St.	240	Pararapane, Fl.	86. 235	Perva, Fl.	221
Orinoko, Fl.	42. 317. 323*	Parapiaguena, Gb.	240	Pesniapiacolba, Gb.	202
Orleans, J.	669*	Paratibe, G.	213	Pesteripe, Fl.	214
Ormet, J.	721	Paratihüg, Fl.	221	Petershafen	105
Oroton, B.	221	Paratininga, Pfl.	203	Petirigua, B.	218
Oruba, J.	198	Parauupe, Fl.	214	Pevas, Ms.	37
Osalamanca, Jn.	384	Parayba, Fl.	205	Pfingsthafen	516
Ossachils, Pr.	419	Paria, Bg.	373	Philadelphia, Gr.	611
Ost-Jersey, Pr.	602	Parico, Jn.	315	— St.	611*
Oxford, Jn.	548	Parime, Fl.	42	Philippea, St.	215
Oyak, Fl.	357	— S.	42	Philippfluß	16
Oyapoc, Fl.	51. 52. 53	— St.	342	Philippine, St.	186
— Sch.	54	Pariporio, Fl.	220	Pianiteo, Df.	203
<b>P.</b>					
Pacajas, Fl.	46	Paro, Fl.	317	Picari, Jn.	21
Pagamino, Fl.	6	— Hf.	228	Piche, Jn.	315
Palma, St.	393	Paroma, Fl.	336	Pictu, Fl.	720
Palonimi, Fl.	388	Paru, Sch.	45	Pilcomayo, Fl.	43 71. 75
Pampamena, Fl.	331	Paruagua, S.	107	Pimitonsee	693*
Pamplona, St.	393	Pastaca, Fl.	33	Piracabuba, Fl.	219
Pamunfy, Fl.	543	Pasto, Gb.	14	Pirangué, Fl.	217
Panuco, Fl.	496	Pataguari, Ms.	39	Pirapiti, Fl.	75
— St.	496	Pato, Fl.	331	Piras, Fl.	388
		Patos, J.	60	Piratininga, G.	230
		— L.	105	Pirito, J.	380
		Patowmek, Fl.	539. 545	Pironge, Fl.	207. 208
		Daturent, Fl.	547	Planis, St.	394
				Plata,	

## Geographisches Verzeichniß.

Plata, Fl.	43. 57	Putima, Fn.	346	Rio Dola, Fl.	210
Plymouth, Pr.	588*	Putimac, L.	326	Rio de Ermacito, Fl.	380
Pocizueica, Pr.	385	Putumayo, Fl.	14	Rio Formoso, Fl.	210
Pocoson, Fl.	543	Pyca, J.	208	Rio St. Francisco, Fl.	203
Pokamoki, Fl.	545			Rio de Gallegos, Fl.	49
Pompatao, Fl.	388			Rio grande, Fl.	217
Pongo von Manseriche, En.	30	<b>O.</b>		— Hf.	185. 217
Pontchartrain, Fst.	686*	Quaiare, Fl.	317	Rio de la Hacha, Pr.	384
Portete, B.	381	Quartapicaba, B.	217	— St.	384*
Porto Calvo, St.	209	Quebec, St.	669*	Rio Huagau, Fl.	217
Porto des Castellanos, H.	203	Queen's-County, Gr.	604	Rio Janeiro, Fl.	165. 213
Porto des Franceses, H.	212	Quigualtanqui, L.	477	— H.	67
	213. 215	Quiguate, Pr.	466	— Hf.	203
Porto Madero, J.	208	Quito, St.	7	Rio de Lies, Fl.	222
Port Nelson, H.	641			Rio de Madera, Fl.	42
Port-neuf, Br.	675*	<b>R.</b>		Rio Miriman, Fl.	235
Porto seguro, H.	157	Ramada, Fn.	384	Rio Negro, Fl.	15. 17*. 41
— Hf.	158. 205	— St.	388*	Rio Patos, Fl.	106
Portroyal, St.	621*	Ramiresbrunnen	91	Rio de los Perdidos, Fl.	629
Porvacaon, St.	185	Rancheria, Fn.	384	Rio de la Plata, Fl.	57. 105
Poteinge, Fl.	217	Rapahanok, Fl.	539. 544	Rio des Prequisas, Fl.	221
Poyucar, Fn.	209	Raponcuini, S.	342	Rio Salado, Fl.	76
Prantincang, Fl.	544	Raritan, Fl.	606	Rio Salinas, Fl.	219
Prinzessin Anna, Gr.	540	Reading, St.	585	Rio de Sangados, Fl.	210
Providence, Pl.	302	Rechibuctu, B.	721	Rio de San Salvador, Fl.	61
— St.	590*	Recif, Fst.	212	Rio de Santa Cruz, Ob.	93
Puerto de los Hispaniolas,		Red-croß, Fl.	322	— Fl.	94
J.	315	Rehobeth, St.	589	Rio de los Sauces, Fl.	102.
Puhatan, Fl.	517	Rehspiße, B.	628		104
Pulling-Point, Sp.	588	Remedios, St.	384	Rio de Solimoes, Fl.	43
Pumnaquid, J.	583	Reparo, J.	106	Rio de Solis, Fl.	60
Punta Cattiva, St.	202	Resolution, J.	641	Rio de Sorobis, Fl.	203
Punta del Gallo, Sp.	315	Reyes, (los) St.	381	Rio Subauma, Fl.	217
Punta de Lucena, Hf.	215	Rhode, J.	590*	Rio Tambaria, Fl.	108
Punta do mel, Sp.	219. 228	Richelieusinseln	676*	Rio Tercero, Fl.	61
Punta nigra, Sp.	217	Rio Bibiribi, Fl.	211	Rio d'Upaba, Fl.	106
Punta de Pipa, Sp.	217	Rio dos Boeas, Fl.	46	Rio de Valbuena, Fl.	76
Punta seca, Sp.	380	Rio Capesecia, Fl.	211	Rio Verde, Fl.	77
Punta separata, Sp.	227	Rio Carone, Fl.	315	Rio Vermejo, Fl.	76
Puntal, Sch.	189	Rio Claro, Fl.	377	Ristiguche, B.	725*
Purafag, Fl.	221	Rio Coco, Fl.	219	Rocca, J.	382*
Purus, Fl.	41	Rio Colorado, Fl.	713*	Roenoke, B.	512
Purysburg, St.	637	Rio Corrientes, Fl.	235	Rolandstafel, Ob.	727
Putapayma, J.	327	Rio de Corunda, Fl.	76	Roldansinsel	91
		Rio de Cruz, Fl.	221		

## Geographisches Verzeichniß.

Rosenstocksvorgebirge	727	Saymas, Eb.	327	St. Anton, Fl.	209
Rothkreuz, Fl.	322	Scarborough, In.	583	— In.	209
Roxburi, St.	588	Schildkrötenvorgebirge	223	— Ist.	208
<b>S.</b>		Schweininself	213	St. Augustin, Bg.	209, 214
Saco, Fl.	583	Scituate, St.	583	St. Catharina, J.	106
Saconet, St.	589	Scripsham, In.	209	St. Christoph	393
Sagadahock, Fl.	579	Segeberipe, Hf.	186	St. Clara, J.	214
Sagadahock, In.	384	Seregipe del Rey, Hf.	209	St. Clarensee	686*
Saguenay, Fl.	668	Serinhaim, Ist.	189	St. Elisabeth, J.	515
Saint Louis, Pfl.	226	Shenectada, St.	603	St. Franciscus, Fl.	107, 209.
Sainte Marie d'Apalache Ist.	626	Siaga, St.	186	— J.	676, 680
		Siara, Hf.	186	— J.	676
		— Bg.	218	St. Gabriels Inseln	61
Sainte Reine, N.	713	Sieben Tage Bank	53	St. Georg, Sch.	212
Sakinacban	663	Sierra de Anmures, Eb.	214	St. Georg de la Mina, Sch.	
Saladillo, Fl.	76	Sierra des Guamuncis Eb.			186
Salbölfluß	647		202	St. Helena, Bg.	102
Salham, Fl.	608	Sierra de Guariparis, St.		St. Jacob, B.	221
Salisbury, In.	584		214	— Sch.	227
— J.	641	Sierras de Aziente, Eb.	381	— St.	221
Sandihooch, B.	607	Sinamary, Fl.	358	— Wf.	227
San Domingo, Fl.	215	Sinta, Fl.	128	St. Jago, Sch.	374*
San Francisco, Ist.	227	Smaragd von Maghe, J.	164	— St.	202
Sangan, Bg.	33	Socuigua, Fl.	389	St. Jago von Leon, St.	376*
San Jago, d'Estero, St.	76	Söhne, J.	366	St. Joachim, Mf.	35
San Jago de Guadalcasar		Sol, Fl.	228	St. Johann, J.	227, 728
St.	76	Sommerfet, Gr.	549	St. Joseph, Ist.	627*, 628*
San Laurenzo, In.	211	Sonneneyland	23	St. Joseph, J.	102
San Marco, Ist.	626*	Sperlingsfluß	76	St. Josephsfluß	691*
San Matheo, Df.	154	Sperlingsinsel	208	St. Juan de Planis, St.	394
San Salvador, St.	159, 183	Spiritu, Santo, B.	401	St. Julian, B.	96
	208	— H.	205	— H.	93, 96
Sant Amaro, St.	206	— Sch.	164, 203, 204.	St. Karls Fluß	670
Sant Jago de las Montan-		— St.	205	St. Lorenz, In.	209
jas, Df.	30	— Bg.	203	St. Ludwig, C.	720
Santa Cruz, Fl.	94	St. Agnes, Bg.	93	St. Ludwigsprung, Df.	678*
— H.	94	St. Alexis, J.	214	St. Maria, Sch.	227
— St.	202, 206	St. Amaro, J.	201	St. Maria, Bg.	67, 103, 105
Santa Fe, B.	380	St. Andreas, Wf.	227	St. Mariensprung,	663, 687*
— St.	81, 391*	St. Anna, Eb.	380	St. Martha, Pr.	385
Santos, St.	201, 228*	— J.	214	— St.	386*
Sasquehanagh, Fl.	548	— St.	388	St. Mary, Gr.	547
Satahuba, Fl.	221	— Bg.	584	— St.	547*
Savannah, St.	633*	St. Annen Inselchen	223	St. Michael, Fl.	209
					St.

## Geographisches Verzeichniß.

St. Michel, St.	392*	Zaganga, Sp.	387	Zirühüg, Fl.	221
St. Miguel, Fn.	203	Zagesipe, Sch.	208	Zitajuba, Sp.	221
St. Paul, J.	727	Zajahug, Fl.	106	Zocayma, St.	392*
St. Paul, Ms.	38	Zajipuru, Fl.	46	Zomebamba, L.	331
St. Paul, St.	202. 229	Zairona, Pr.	385	Zompenda, Fl.	28
St. Paul von Piratiningue, St.	230	Zalbot, Gr.	548	Zonihata, J.	681*
St. Paulsbay	669*	Zalissa, Fn.	447	Zoparimaca, Fn.	326
St. Petersberge, Ob.	377	Zalomeco, Fn.	435	Zopayos, Fl.	44. 46
St. Petersbucht,	94	Zamacara, Fn.	158	— Sch.	44
St. Petersfluß	105	Zamalameque, Pr.	388	Zorontobay	663
St. Roch, Kl.	218	Zamaraca, C.	212	Zortuga, J.	382*
St. Roman, Bg.	380	— Hf.	185. 212	Zouloufe, J.	716
St. Romani, Bg.	375	Zamarandahu, Fl.	105	Zourmentin, Bg.	721
St. Rosa, J.	628	Zamarica, C.	212	Zoyagua, J.	106
St. Sacrament, Fn.	84	— St.	215	Zoyügüa, Fl.	213
St. Sebastian, J.	203. 213	Zanfe, Fn.	201	Zrabigzando, Bg.	584
St. Sebastian del Oro, St.	394*	Zapado, Fl.	210	Zrapuatuha, Ms.	39
St. Therese, Fl.	646	Zape, Ob.	235	Zrinidad, St.	393*
St. Thomas, J.	214	Zapemiry, Fn.	164	Zrois, Rivieres, St.	675*
St. Vincent, Fn.	158	Zaperica, J.	207. 208	Zrupillo, St.	378*
— Hf.	107. 200. 213	Zapia, Fn.	384	Zsonontuanerbay	683*
— St.	201	Zapirüg, Fn.	220. 221	Zudela, St.	393*
Stinkerbay,	688*	Zapocorü, Fl.	227	Zula, Pr.	467
Stockfischbay	727	Zapuca, Fl.	107	Zuria, Fl.	317
Stony, Fl.	606	Zapuitapere, Pr.	225	— St.	393
Suffolk, Gr.	585. 604*	— Bg.	223. 227	Zupa Boyera, St.	240
Süparabü, Fl.	107	Zaraqay, Fl.	221	Zurame, H.	380
Supat-uwe, C.	227	Zareyik, Fl.	217	Zurmente, Bg.	669*
Surama, Fl.	228	Zarqui, St.	26	Zurus, H.	217
Suriana, Fl.	228	Zascaluja, Pr.	448	Zutevitona, Df.	335
Surinam, Fl.	197	Zatayug, Fl.	221	Zyrennenhafen	3
Süßer Fluß	16	Zaunton, Fn.	589*		
Suffex, Gr.	613	Zayuba, B.	215	<b>U.</b>	
Swanscy, Fn.	589*	Zefe, Ms.	39	Uabache, Fl.	707
Swanson, B.	547	Zenecum, Fn.	612	Uaicu, Fl.	223
		Zenerifa, St.	387*	Ubarana, B.	219
		Zerra die Labrador, R.	641	Ubatuba, B.	213
		Zestigos, J.	383*	Ubarandüba, Kl.	218
		Zheatiki, Fl.	692*	Ucanale, Fl.	35
		Zierra de Bray, Fn.	315	Ugassuncha, Sp.	218
		Zigris, Fl.	34	Uguaa, Fl.	107
		Zimanga, Ob.	318	Uguasu, Fl.	219
		Zinamary, Fl.	354	Uiapoco, Fl.	341. 344
		Ziraiva, Fl.	221	Una, Fn.	209
				Upaba,	
Zabago, J.	351				
Zabucuru, Fl.	223				
Zabuffira, Fn.	217				
Zacuno, Pr.	375				
Zaduffac, H.	668				

# Geographisches Verzeichniß.

Upaba, J.	106	Bocari, Fl.	331	Eingu, Df.	45
Upaonmici, J.	223	Bogelinsel	357. 728	— Fl.	45. 46
Upeba, Fl.	222				
Upec, Df.	279	<b>W.</b>		<b>X.</b>	
Upeses, Fl.	221	Wana, Fl.	336	Yacamtaba, Gb.	19
Upezes, S.	221	Wardenburg, Sch.	212	Yaquaratinci, Bg.	21
Uquiaguara, Fl.	219	Warrapana, Pr.	334	Ybague, St.	394
Urapeu, Fl.	357	Warwick, Gr.	543	Yballhahap, Gb.	226
Uribaracuri, Pr.	407	— St.	590	York, Fn.	583
Urugay, Fl.	58	Waterton, St.	585	York, Gr.	543
Uruguay, Fl.	235	Weißer Fluß	42	Yotau, Fl.	14
Utianque, L.	469	Wells, Fn.	583	Ypocara, Fl.	219
Uyapock, Fl.	355	West-Chester, Pr.	603	Ypoja, J.	204
		West-Jersey, Pr.	602	Yroco, Bg.	393
		West-Neu-Jersey, Pr.	608	Yuguarich, Fl.	220
<b>V.</b>		Weymouth, St.	588	Yurna, Fn.	14
Waa, J.	211. 212	Wichoro, Fl.	220	Yurupail, Fl.	15
Wababolid, St.	27	— Gb.	220	Yviratuba, Ms.	39
Walle de Santa Luzia, S.	383	Wiederkauflshafen	42		
Wela, Bg.	381	Williamsburg	541*	<b>Z.</b>	
Venezuela, Pr.	198. 374*	Williamsfort, Jst.	586	Zacariana, Fl.	61
Vergea de Capivari, G.	212	Williamstadt, Fn.	548	Zaruma, Pr.	26
Verlangte Hafen	90	Winicapara, Df.	336	— St.	26
Victorio, J.	203	— Jst.	335	Zelandia, Jst.	197
Willarica, St.	232. 235	Wioco, Fn.	612	Zigen, J.	366
Willa veja, St.	205	Wupanama, Fl.	219	Zigen von Matance Sp.	667
Vincenz Pinzon, B.	53			Zuckerhut, J.	103
— Fl.	53	<b>X.</b>			
Vitachuco, Pr.	413	Faraner-See	57		
Vittoria de los Remedios, St.	394	Feres, St.	232		





# Register

der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

<b>A</b>	<b>A</b>		
Abbeville, Claudius von, ein Capuciner, geht nach Brasilien 226. kömmt wieder nach Frankreich zurück	226		
Abjegua, Kräfte dieses Baumes	286		
Acaju, ein sehr großer Baum in Carthagena	113		
Acara-Buten, ein schleimichter Fisch	279		
Acarapep, ein wohlschmeckender Fisch	279		
Acosta Savolta, Peter von, dessen Begebenheiten bey Entdeckung des Amazonenflusses	7		
Acuera, Frosch dieses Cacique	411		
Acunja, P. Christoph d', seine Reise auf dem Amazonenflusse 8. seine Anmerkungen und Rath	23		
Adler, mit weißem Schwanz	652		
Advocaten, eine Art Früchte	153		
Aerte indianische von sehr hartem Steine	10		
Affen, große in Peru 127. am Amazonenflusse 134. viele Arten in Brasilien	271		
Affenwurm, Beschaffenheit desselben	136		
Agami, ein Vogel, sonst der Trompeter genannt	137		
Agouti, Beschreibung dieses Thieres	270		
Aguaer oder Omaguaer eine indianische Völkerschaft	12		
Aguirre Lopez d', dessen Mordthaten 2, 3. nimmt den Titel eines Königs an 3. Grausamkeit desselben 3. und schmachlicher Tod 4	4		
Agutirreva, Beschreibung dieses Baumes	294		
Ahovay, Beschreibung dieses Baumes	289		
Ahuai, wozu die Brasilianer diese Früchte brauchen	245		
Ahyver, eine indianische Völkerschaft	14		
Ajabutipita, Nutzen dieser Staude	287		
Aipo, eine Art Petersilie	292		
Aiua, was es für ein Fisch sey	281		
Ajvatibiva, Nutzen dieser Staude	287		
Ajucucuros, eine Art Vapegeyen	277		
Ajucuc, eine Art Vapegeyen	277		
Aipy, eine Wurzel, woraus die Brasilianer Mehl machen	247		
Albuquerque, Eduard von, erster Herr von Fernambuc	209		
Alca-Achagua, Beschreibung dieses Fisches	151		
Aldeja, was die Brasilianer so nennen	248		
Algodajo, Cacique in Giara	186		
Alte Leute auf der Hudsonsbay, gewaltsamer Tod derselben	656		
Altes Weib, eine Art Fische	119		
Althea heist in Surinam Otterum	305		
Alva quilla, ein gutes Heilkraut	150		
Amacurub, ein schwelichter Fisch	280		
Amayaen, eine Art Seefrösche	280		
Amazonen in America, Erläuterung wegen derselben	19, 40		
Amazonenfluß oder Maranjon 1. allgemeine Vorstellung desselben 8. Umfang der Länder die um ihn liegen 9. deren Einwohner 9. ihre Waffen und Werkzeuge 10. Religion 11. ob er der größte Fluß in der Welt sey 25. alte Karte von demselben 25. sein Lauf 28. seine Tiefe 29. enge Straße und Gefährlichkeiten dabey 30. 38. große Tiefe desselben, 41. seine beyden Mündungen	50		
Amazonensteine, Kräfte derselben	44		
Ambaigtinga, Kräfte dieses Baumes	286		
Ambayba, Nutzen dieses Baumes	286		
Ameisen, Eigenschaften derer in Surinam 301. 302. geflügelte auf der Landenge	119		
Ameisenläuferin, was es ist	363		
America, Rath für diejenigen, welche daselbst Entdeckung machen wollen	702		
Americanische Landenge, Naturgeschichte derselben 108 ff. Beschaffenheit des Erdreiches 115	115		
Amidors Philipps, Reise nach Virginien 511. 512	512		
Amiju, eine Art Pflanzbäume	295		
Amixocoroer, eine Völkerschaft	238		
Amorcati, eine Art stachelichter Seefrösche	280		
Anabaer, eine Völkerschaft	318		
Anacher, eine Völkerschaft	238		
Anagüigier, eine Völkerschaft	238		
Ananas, auf der americanischen Landenge 110. Beschreibung der brasilianischen	291		
Anapura, eine Gattung Vapegeyen	277		
Anciwier, eine Völkerschaft	239		
Anda, Nutzbarkeit dieses Baumes	287		
Andros, Edmund, wird Statthalter in Virginien	555		
Andugoacuc, Strauße in Brasilien	278		
Anhelimer, eine Völkerschaft	238		
Aniasco, Juan von, entdeckt die Küsten von Florida 398. besonders die Küste von Apalache	422. 430		
Anta, eine Art peruanischer Büffel 128. 129. verschiedene Namen derselben	134		
Apalache, Beschaffenheit dieser Provinz 422. ihre Fruchtbarkeit 433. Gottesdienst ihrer Einwohner	499		
	212		

# Register der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

Apalachine, eine Art von Theestauden	718	Assuncion, Stiftung dieser Stadt 71. wie die Einwohner Weiber bekommen	72
Apetüpaer, eine Völkerschaft	238	Astronomie, davon haben die Indianer einige Kenntniß	41
Aper marinus, Beschreibung dieses sonderbaren Fisches	144	Astronomische Wahrnehmungen an der Mündung des Napo	36
Apercos, peruanische Kaninichen	127	Atacape, ein sehr schnelles Thier	284
Apiaperanjaer, ein wildes Volk	205	Atlas, der kleine, was man so nennet	303. der große und seine Schönheit
Apotos, eine Völkerschaft	19		310
Apüer, eine Völkerschaft	239	Aturaraer, eine Völkerschaft	238
Apula, eine besondere Art Muscheln	282	Auai, Beschreibung dieses Baumes	289
Aquigiraer, eine Völkerschaft	238	Auerhahn in der Hudsonsbay, Beschreibung derselben	651
Aquino Anton von, dessen Nachkommenschaft in Paraguay	72	Augararier, eine Völkerschaft	238
Aquiqui, eine Art Affen	271	Augen, Volk das selbige auf den Schultern hat	330
Aquitigbaer, eine Völkerschaft	238	Auari, was es bey den Brasilianern ist	247
Arabutan, ist der Brasilienholzbaum	288	Aoiriraer, eine Völkerschaft	12
Araca, eine Art von Birnbaume	285	Araer, eine Völkerschaft	238
Aracuitoer, eine Völkerschaft	238	Ari, eine Art brasilianischen Pfeffers	224. 294
Araraen, eine Art Papegeyen	276	Ayaca, Geschicklichkeit dieses Vogels Fische zu fangen	283
Araroya, eine Art von Puze bey den Brasilianern	245	Aymanen, böse Geister, was die Brasilianer davon glauben	255
Araruna, eine Art Papegeyen	277	Aymuren, eine Völkerschaft, die ihre Kinder frist	207
Arasa, eine Art Apfelbäume	295	Ayolas, Juan d', seine Unternehmungen	69.
Arasen, sehr viele Arten derselben in Peru	136	wird Statthalter zu Buenos Ayres 70. sein Schicksal	71
Arat, ein außerordentlich schöner Vogel	276	Aypi, eine besondere Art Manioc.	290
Araticü, ein Gorkartiger Baum 285. Beschreibung desselben	294	<b>B</b>	
Aratu, eine Art Seekrebse	282	Baccove, eine Art Banana in Surinam	303
Arava Napebbe, eine Art Krampffische	280	Backen, große mit Fleiß gemachte Schmarren in denselben	344
Aravers, eine Art Schmetterlinge	275	Bacon, Nathanael, das Haupt eines bürgerlichen Kriegs in Virginien	535
Argall, Samuel, wird Statthalter in Virginien 525. dessen Verrichtungen auf seiner Fahrt von Virginien nach Neu-Schottland	600	Bagassen, was die Indianer so nennen	362
		Babama, Beobachtungen wegen des Canales daselbst	630
Arias Gomez, ist lange Zeit ein Sclav in der Barbarey 422. sucht den Soto	497	Baltimore, Cäcilus Calvert, seine Niederlassung in Virginien	531
Armadillo, ein besonderes Thier auf der Landenge	116. 270	Banjola, Graf von, wird von Graf Morizen von Nassau geschlagen	185
Arminio, ein Jesuit, wird von den Engländern gefangen	84	Bank, die große von Neuland, Beschreibung derselben	728. 729
Aroaraer, eine Völkerschaft	327	Baopen, Fische mit Ochsenaugen	279
Artieda, P. Andreas d', seine Reise auf dem Amazonenflusse	8	Barloque, geht mit dem Calderon nach Spanien	62
Aruacan, ein indianischer Lootsmann	323	Barlows, Arthur, Reise nach Virginien 511. 512	
Aruaer, eine Völkerschaft	50	Barosa, Fructuoso, läßt sich in Brasilien nieder	236
Aru-mara, eine Art Tauben	296	Barre, was man an den Küsten so nennet	355
Arzeneyträuter in Peru	148. 150	<b>Bassia</b>	
Arzeneymittel der Einwohner auf der Hudsonsbay	655		
Aspilcueta, Johann, portugiesischer Missionar in Brasilien	159		
Assauaier, eine Völkerschaft	327		
Assinibuelen, Gemüthsart dieses Volkes	646		

# Register

Baffia, ein Director der westindischen Gesellschaft in Brasilien	188	Bogenschnen aus Hirschleder	506
Barr, versucht neue Entdeckungen in Virginien	533	Bohnen, eine besondere Art in Brasilien	293
Baum, ein ungeheuer großer 45. welche Brasilien eigen sind 284. ff. wundersame Eigenschaften eines ganz besondern	288	Boicininga, ist die sogenannte Klapperschlange	274
Baumwolle, Beschaffenheit derselben in Cayenne	366	Boldu, ein gewürzhafter Baum	149
Baumwollenbaum, Beschreibung desselben 109. 124. 299. Raupen auf demselben	299	Bollo, was es ist	114
Baumzucker Nachricht davon	567	Bom, eine Art unschädlicher Schlangen	274
Bay Allerheiligen, Beschreib. derselben 207. f.		Boston, die Hauptstadt in Neuengland, Beschreibung derselben	586
Bayere, Peter, Begebenheiten desselben bey Entdeckung des Amazonenflusses	7	Bourbon, Lauf dieses Flusses 645. Beschreibung des Fortes gleiches Namens	647
Begräbnisse, Beschaffenheit derselben in Chacogrida 507. der Könige in Virginien	577	Boycupecanga, eine giftige Schlange	274
Berge, Feuerspender, der Sangay	33	Boytiopia, eine Schlange, die von Fröschen lebt	274
Berkeley, Statthalter in Virginien, dessen weise Regierung	532	Boyuna, eine unangenehm riechende Schlange	274
Berreio, Anton spanischer Statthalter auf der Dreyeinigkeitinsel, und Feind der Engländer 316. wird gefangen genommen 317. Nachricht desselben von seiner Entdeckung der Guiana 317. seine Unterredung mit dem Raleigh 321. man sucht ihn vergebens am spanischen Hofe zu stürzen 343. seine Handel mit dem Keynis	345	Bradford, schicket Gesandten an den großen Sachem	582
Berele, Kräfte dieses Baumes	287	Brasilianer, ihre Religion 242. 254. ihre Heilrathen 243. gute Leibesbeschaffenheit 244. ihr Pug 244. vornehmlich bey den Weibespersonen 245. ihre Speisen 247. Kriege 248. Begegnung gegen ihre Gefangenen 251. Begierde nach Menschenfleisch 252. 254. ihre Feste und Tänze 255. 257. ihre Versammlungen 256. Zeugniß von ihrer Güte 257. 258. Tradition wegen des Christenthums 258. Treue bey ihren Ehen, Geburt und Erziehung ihrer Kinder 259. Beschäftigungen ihrer Weiber 260. ihre Leutseligkeit gegen die Fremden 261. f. ihre Krankheiten und Hülfsmittel dawider 263. Beispiele von ihrer Sprache 263. f. brasilianisches Gespräch	266. 267
Beyupira, ein schätzbarer Fisch	279	Brasilien, was man die Eroberungen davon nennt 21. wegen der Gränzen dieses Landes sind die Spanier und Portugiesen nicht einig 155. was für Provinzen unter diesem Namen verstanden werden 155. verschiedene Meynungen wegen Entdeckung desselben 156. falsche Nachrichten des Americus Vesputius davon 157. Zustand der portugiesischen Niederlassungen daselbst bis ins 155ste Jahr 159. Niederlassungen der Franzosen in Brasilien 159. 181. Unternehmungen und Eroberungen der Holländer allda 182. kommt wieder an die Portugiesen 193. Beschreibung dieses Landes 199. Anzahl der Statthalterschaften und Hauptmannschaften darinnen 199. f. innere Beschaffenheit des Landes 228. Naturgeschichte desselben 268. ff. was für europäische Thiere daselbst fortkommen 284. was für Bäume ihm eigen sind	285. ff. Brasilien
Bizaracata, Neigung dieses Thieres zum Ambra	273		
Bibby, Nutzen des Saftes von diesem Baume	109		
Bienen zwey Arten auf der Landenge 119. in Paraguay	124		
Bildhauer ganze Nation derselben	16		
Biloxi, Reise dahin 717. was Biloxi ist	718		
Biloaros, eine Völkerschaft	241		
Birgargier eine Völkerschaft	239		
Birne, beißende, eine gute Frucht	110		
Bisnaguas, Nutzen dieses Krautes	150		
Bittschrift für die Prinzessin Pocahontas	522		
Blacknut, eine Art Nüsse in Virginien	565		
Blasius der heilige, erscheint durch ein Wunderwerk	71		
Blatt, das wandernde, Irrthum wegen desselben 311. Natur dieses Insectes	311		
Blatteen, Anmerkungen über dieselben in Paragraph 48. ihre Einsprossung wird mit gutem Erfolge versucht	49		
Blume, eine überaus seltsame	568		

## Der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

Brasilienholz, von was für einem Baume es komme	288	Caetaer, eine Völkerschaft	237
Briciningpeba, eine Art Klapperschlangen	274	Caffee, Beschaffenheit desselben in Cayenne	365
Brises, was dieses für Winde seyn	224. 385	Cahuitahü, ein sonderbarer Vogel	137
Brito, Dominicus, ein Franciscaner, seine Reise auf dem Amazonenflusse	5	Caibaer, Nachricht von dieser Völkerschaft	378
Brunnen, besonders merkwürdige	392	Caiviärer, eine Völkerschaft	238
Bucaniren, wie es die Brasilianer anstellen	269	Calcamar, ein sonderbarer Seevogel	283
Buenos Ayres, Anlegung dieser Stadt 67. Hunger darinnen 67. 68. demselben wird abgeholfen 69. des Cabrera Reise dahin, und wie er es gefunden 70. es wird verlassen 72. Wiederherstellung und Beschreibung dieser Stadt 83. ihre Vortheile 84. von da bis an die magellanische Straße ist keine Küste bewohnt 87. allgemeine Vorstellung dieser Küste	103	Calderon, Ferdinand, wird von Cabot nach Spanien geschickt	62
Bugallo, ein giftiger Fisch	280	Calderon, Pedro, suchet den Hirriga zu gewinnen 407. seine fernere Begebenheiten 429. 430	
Bullestraat, ein Director der westindischen Gesellschaft in Brasilien	188	Calebassen von Darien, Beschreibung und Nutzen derselben	111
Bure, was es ist	246	Calfield, untersucht die Mündung des Flusses Capuri	322
Buffest der Floridaner	503	Camara-Catimba, Nutzen dieser Bluhme	292
<b>C.</b>		Camarüpi, ein stachelichter Fisch	280
Caa, allgemeiner Name des Paraguaykrautes	122	Camerton, verwüstet das holländische Brasilien	187
Caacuys, eine Art desselben	122	Campo, Sancho del, suchet den Ort aus, wo Buenos Ayres angeleget worden	67
Caaguazu, eine andere Art	122	Canada, Beschreibung desselben 658. siehe ferner Neu-Frankreich.	
Caamini, noch eine Art	122	Canapeyer, eine Völkerschaft	391
Caaroba, heilsame Kraft dieses Baumes	287	Canelon, ein sonderbarer Vogel	137
Cabot, Sebastian, ein Engländer, wie er nach Spanien gekommen 59. wird zum Haupte eines Geschwaders nach den Molucken ernannt 60. seine Abreise 60. er machet sich verhaßt und hält sich zu Rio de Solis auf 60. bauet eine Schanze am Flusse Rio de San Salvador 61. und am Rio Tercero den Cabots-Thurm 61. rächet den Tod des Alexis Garcia 61. will am Paraguay bleiben 62. geht wieder nach Spanien	62	Canide, ein außerordentlich schöner Vogel	276
Cabots Thurm, Erbauung dieser Schanze 61. sie wird wieder verlassen	65	Caninoma, eine Art Schlangen, die sich von Eiern nähret	274
Cabral, Peter Alvarez, entdeckt Brasilien 156. 157. und nimmet im Namen der Krone Portugall Besitz davon	157	Canote, Gestalt derer auf dem Amazonenflusse 34. 39. der Einwohner auf der Hudsons Bay	654
Cabrera, Alfonso von, seine Reise nach Buenos Ayres 70. in was für einem Zustande er dasselbe findet	70	Canacüärer, ein indianisches Volk mit sehr langen Zihen	238
Cacao, wie er in Cayenne fortkömmt	366	Caobetinga, Nutzen dieses Krautes	292
Cachiguraaer, eine Völkerschaft	14	Caobo, ein sehr großer Baum in Carthagena	113
Cachinagua, eine Art Tausendgüldenkraut	150	Caorobmacorandiba, Beschreibung dieses Baumes	287
Casareer, Ursprung dieses americanischen Volkes	87	Capasi, Cacique in Alpalache 422. wird gefangen 424. er will seine Unterthanen händigen 425. flüchtet sich aber	426
		Capaba, Rangstreit desselben mit dem Casquin	465
		Capivara, ein zweylebiges Thier	130
		Carabuyavaer, eine Völkerschaft	16
		Caracaraer, eine Völkerschaft	235
		Caraciboinen, eine Völkerschaft	238
		Caracol Soldado, oder die Soldatenschnecke, ob sie schädlich zu essen sey	118
		Caracüoer, eine Völkerschaft	238
		Caracüra, starke Stimme dieses kleinen Vogels	283
		Caraguanaer, eine Völkerschaft	16
		Caraguata, eine Distel mit gelber Frucht	292
		Caragüatayraer, eine Völkerschaft	238
		Carac-	

# Register

Carajaer, eine Völkerschaft	238	Cedern, schönes Holz derselben	109
Caramarüen, eine Art Meerschlangen	280	Cenomanaer, eine Völkerschaft	14
Carana-we, eine sonderbare Art Palmen	295	Chaco, Lage dieses Landes und Ursprung seines Namens 74. Schönheit desselben 75. sonderbare Eigenschaften der Flüsse allda 76. 77. und Wirkung der Ueberschwemmungen 77. Gebräuche und Charakter der Einwohner 77. 78. zwei höchstsonderbare Völkerschaften daselbst 78. fürchterliches Ansehen der Einwohner 78. ihre Kriegesbränke und Waffen 79. Grausamkeit gegen ihre Feinde 79. können sehr gut reiten 80. ihre Weiber und Begräbnisse 80. ob es kein giftiges Thier daselbst gebe	130
Cardiel, Joseph, seine Reise nach der magellanischen Küste 89. seine Entdeckungen 91. 96. ff. große Beschwerlichkeit dabey	99	Chamäleone, große in Peru	127
Caribocoten, was für Indianer so genennet werden	229	Champanen, eine Art Barken	113
Cariboux, große Menge dieser Thiere und deren Zug	647	Charlevoix, P. seine Reisen an den Küsten des spanischen Florida 624. er leidet Schiffbruch und geht wieder nach Louisiana 624. kömmt nach St. Marco 626. läuft in den St. Laurentzfluß ein 667. seine Einfahrt in den Mississippi	703
Cariven, eine Völkerschaft	200	Charlton, Beschreibung dieser Insel und ihres Handels 642. Die Franzosen nehmen sie weg	642
Carivue, eine Art brasilianische Wiesel	270	Chau, eine Art vortrefflicher Beeren in Virginien	564
Caripira, ob er der Spanier Rabo forcado sey	282	Chicaer, eine Völkerschaft	75
Carolina, Niederlassung der Engländer allda 615. allgemeine Duldung daselbst 616. bürgerliche Verordnungen und Regierung 617. Eintheilung von Carolina 618. Beobachtungen wegen der Einwohner 621. 622. Aufzugen, Münze und Arbeitslohn	623	Chicaly, Beschreibung dieses Vogels	117
Carret, eine schöne Art Schildkröten	367	Chicas Ocejonen, Abstammung dieser Indianer	82
Caroer, eine Völkerschaft	257	Chille, eine Art brasilianischen Pfeffers	294
Carvalho, Feliciano Cuello de, Statthalter zu Para	217	Chincapinen, eine Art Kastanien in Virginien	564
Carvalho, Juan Lopez von, verwüstet das holländische Brasilien	187	Chinche, ein Thier von einem unerträglichen Geruche	138. 139
Carvalho, Franz, soll die Quelle des Amazonenflusses entdecken	4	Chiriguaner, Ursprung dieser Völkerschaft 80. sind unverföhnliche Feinde der Spanier 80. ihre Gebräuche	81
Carver, ein englischer Edelmann leget Neu-Plymouth an 580. sein Tod	582	Choyne, Nutzen der Frucht von diesem Baume	289
Caschu, eine Art Aepfel in Surinam	300	Ciauavier, eine Völkerschaft	323
Casquin, Rangstreit zwischen ihm und dem Capaba	465	Cincer, eine Völkerschaft	238
Cassabe oder Cassave, indianisches Wurzelbrod	114. 298	Coati, eine Art Wiesel in Peru 134. und in Brasilien	272
Cassine, eine Staude, die statt des Thees gebrauchet wird	718	Cobaura, Nutzen dieses Krautes	292
Cassipagotoer, eine Völkerschaft	328	Cacosbäume, auf der americanischen Landenge 110. in Brasilien	286
Cataguaer, eine Völkerschaft	239	Cofaciqui, Aufführung der Beherrscherinn dieser Provinz gegen die Spanier 440. ihre Grösmuth 443. was man für Metall daselbst finde	442
Caup, Beschreibung dieses Baumes	295	Cofaner, eine Völkerschaft	4
Caupanaer, eine geschickte Völkerschaft	16		
Cavalcante, Anton, will die Holländer in Brasilien heimlich umbringen	188		
Cavelly, eine Gattung wohlschmeckender Fische	119		
Cay, eine Art kleiner Affen	271		
Cayapia, Kräfte dieses Krautes	291		
Cayenne, eine französische Colonie wird angelegt 197. von den Portugiesen weggenommen 197. Beobachtungen wegen der Insel und Stadt gleiches Namens 360. Verlust auf der Insel 361. ihr Handel 361. Eigenschaften 362. benachbarte Inseln um dieselbe	366		



## der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

Cofaqui, sein Bezeigen gegen die Spanier	435	Cäigtaer, eine Völkerschaft	238
Cohelo, Gonzales, dessen Beschäftigungen in Brasilien	157	Cälen, ein gutes Wundkraut	150
Cointa, Johann de, leget sein Glaubensbekenntniß ab	167	Culluer oder Cullugaer, eine Völkerschaft, welche keine Waden haben	78
Colapissäer, ihre Trommel und Livercy	714	Cumayarier, eine Völkerschaft	16
Colibri, heißt sonst auch Quinde 136. Glimanbüch und Guaininibique 278. Beschreibung desselben	140	Cämpebaer, eine Völkerschaft	238
Colignyschanze, deren Erbauung 165. wird beschrieben 170. 171. kömmt in der Portugiesen Gewalt	182	Cunivoer, eine Völkerschaft	35
Collegium zu Newhaven, Nachricht von demselben	595	Cuparier, eine Völkerschaft	323
Colmillo de Dibora, ein Kraut wider den Gift	130	Cäpayba, heilsames Del dieses Baumes	286
Colobritzen, eine Art kleiner Vögel	301	Curier, eine Völkerschaft	14
Commanda Nassu, eine besondere Erdfrucht	294	Curiguierer, eine Riesenvölkerschaft	16
Commanden, was die Spanier in Indien so nennen	84	Curinaer, eine Völkerschaft	13
Comte, Bois le, geht als Viceadmiral nach Brasilien 161. seine Ankunft zu Rio Janeiro	162	Curucucu, eine fürchterliche Art Schlangen	274
Conception, Anlegung dieser Stadt	82	Curupa, eine Pflanze, welche Erscheinungen verursacht	36
Condamine, de la, seine Reise auf dem Amazonsflusse 25. sein Weg von Tarqui nach Jaen 26. er schiffet sich ein 29. seltsame Begebenheit mit seiner Flöße 31. sein Zustand zu Borja 32. seine Beobachtungen zu Para 47. ff. er verläßt selbiges wieder 50. geräth auf eine Sandbank 52. kömmt nach Cayenne 54. macht Versuche mit dem indianischen Gifte 54. seine Zurückkunft 55. und Aufnahme in seinem Vaterlande	56	Curupatubaer, eine Völkerschaft, Reichthum ihres Landes	21
Condor oder Contur, ein großer Vogel	137. 154	Cürüpicaiba, heilsame Kraft dieses Baumes	287
Conque, Beschreibung dieser Art Muscheln	120	Cüräryüba, eine schöne Art Wasserfliegen	283
Contra-yerva ein Kraut wider den Gift	130.	Curuzicariet, eine Völkerschaft	14
Beschreibung desselben	141. 142	Curvi, ein sonderbarer Fisch	154. 155
Copal Noa, wo dieser Balsam herkomme	286	Cüraraer, eine Völkerschaft	238
Cogsigreue, ein außerordentliches Thier	152	Cypreceville, Beschreibung dieser Pflanze	295
Coral, eine gefährliche Schlange	135		
Corguilleray, Philipp von, siehe Dupont.		D.	
Corivioer, eine Völkerschaft	238	Dale, (Ritter) wird Statthalter in Virginien	520
Correal, Nachrichten desselben von Brasilien	228	Danta, was es für ein Thier sey	134
Corrosu, Beschreibung dieses Vogels	117.	Darien, Anlegung dieser Colonie	637
warum die Indianer seine Knochen vergraben	118	Delawar, wird Statthalter in Virginien	520
Coza, Höflichkeit dieses Cacique gegen die Spanier	447	Denkbilder der Floridaner, sich der vorgesetzten Begebenheiten zu erinnern	509. 510
Crabe, ein gewürzhaftes Holz	46	Denkmaal, Beschreibung eines illinesischen	708
Cravo, eine wie Gewürznelken riechende Baumrinde	46	Denta, eine Art peruanischer Büffel	128
Cuchigaraer, eine Völkerschaft	16	Doradilla, ein Blut reinigendes Kraut	152
Cuchire, ein gewürzhafter Baum	45	Dreyeinigkeitsinsel, unterschiedne Theile derselben 315. ihre Gestalt und Eigenschaften	315. 316
Allgem. Reisebesch. XVI. Band.		Dubrin, Carlos, untersucht den Fluß Rio de la Plata	69
		Dunbar, Nachricht von seiner Reise nach Neu-Georgien	636
		Dupont, sonst Philipp von Corguilleray genannt, geht nach Brasilien 160. unglückliche Rückfahrt desselben	178
		E.	
		Ebbe und Fluth, Betrachtungen über dieselbe	43. 48. 51
		Ehe der Brasilianer, Treue bey derselben	259
		Ehebrecherinnen, wie sie in Florida bestraft werden	508. 509
		E c c c	Eber

# Register

<p><b>E</b>  <b>E</b>hebruch, wird bey den Brasilianern verabscheuet 259  <b>E</b>icheln, siebenerley Arten in Virginien 565  <b>E</b>mbeguaca, Nutzen dieser Wurzeln 292  <b>E</b>ucubertado, Eigenschaften dieses Thieres 270  <b>E</b>ngländer, ihre Entdeckungen auf dem Orinoko 314 ff. ihre Niederlassung in Virginien 511. 513. klägliche Verblendung derselben 517. sie legen verschiedene Pflanzungen an 518. ihre Eifersucht gegen die französische Colonie 526. Fortgang ihrer Colonie 527. Verschwörung der Indianer wider sie 528. sie rächen sich durch eine Treulosigkeit 529. neues Blutbad unter ihnen 532. sie verjagen die Holländer aus Monadas 534. ihre Niederlassung in Neu-England 579 ff. erste Verbindung derselben mit den Wilden 581. bemächtigen sich des Landes 582. imgleichen Neubelziens 601. ihre Niederlassung in Carolina 613. und Neugranada 632. ihre erste Verbindung mit den Indianern 633. Inhalt der Vergleichspunkte 635. sie bekommen die Hudsonsbay 649. gegenwärtiger Zustand derselben 649. ihr Handel 650. Nachricht von ihren igtigen Streitigkeiten mit den Franzosen wegen America 729  <b>E</b>nten, wilde, von dem Flusse la Plata 139  <b>E</b>poremorier sind unveröhnliche Feinde der Frauaquarier 328. 330  <b>E</b>rdbeeren, Beschaffenheit derselben in Peru 147  <b>E</b>rde, Wahrnehmungen wegen ihrer Gestalt 48  <b>E</b>roberungen von Brasilien, was man so nennet 21  <b>E</b>squimaux, ein wildes und rauhes Volk 646  <b>E</b>sanaper, ihre Aufführung gegen den la Honatan 697  <b>E</b>stolica, eine Art indischer Lanzen 10  <b>E</b>uaipanomaer, eine ungeheure Völkerschaft 330. 344</p>	<p><b>F</b>  <b>F</b>igueroa, Suarez von, begleitet den Soto 408  <b>F</b>igueroa, Unterschied zwischen seinen Rechnungen und der Holländer ihren 218  <b>F</b>ilds, Thomas, wird von den Engländern gefangen 84  <b>F</b>isch, Beschreibung ines ungeheuren 165  <b>F</b>ische, dienen wider das Fieber 280. wunderbare Erzeugung derselben 296  <b>F</b>ischerey der Indianer an der Landenge 120. in Peru 133. an der Hudsonsbay 648  <b>F</b>ledermäuse, die das Vieh aufreiben 137  <b>F</b>liegen von sonderbarer Art 307  <b>F</b>lores, Diego von, läßt sich in Brasilien nieder 236  <b>F</b>lorida, Entdeckung dieses Landes 395. des Ferdin. von Soto Unternehmen auf dasselbe 395 ff. Fruchtbarkeit des Landes 433. Sitten und Gebräuche der alten Floridauer 498 ff. wie sie einander zur Rache aufmuntern 505. ihre Art Krieg zu führen 505. wie sie ihre Feinde verwünschen 506. ihre ordentliche Speise, Frank und Kleidung 510. Reise des V. Charlevoix an den Küsten des spanischen Florida 624  <b>F</b>loripondio, eine Pflanze, die den Leib reiniget 36  <b>F</b>lussfische, verschiedene Arten derselben auf der Landenge 120. in Brasilien 283  <b>F</b>ranzosen, Niederlassung derselben in Brasilien 159. legen die Colonie Cayenne an 197. welche ihnen die Portugiesen wegnehmen 197. errichten einen Sitz am Flusse Surinam 197. warum sie ihn wieder verlassen 197. setzen sich am Flusse Rio grande 217. und auf der Insel Maragnon 225. an der Hudsonsbay 641. nehmen die Insel Charlton weg 642  <b>F</b>ranzösinen, fünfse werden in Brasilien verheirathet 168  <b>F</b>rösche mit Ohren, in Surinam 309. Verwandlung derselben in Fische, ist der europäischen ihrer entgegen 312  <b>F</b>ächse, verschiedener Arten auf der Landenge 116. in Peru 127</p>
---	---

## F.

<p><b>F</b>ackeln von einem Kraute 455  <b>F</b>amacofo, ein erschreckliches Thier 131  <b>F</b>ärbholz, vortreffliches auf der Landenge 113. mancherley in Brasilien 289. in Virginien 567  <b>F</b>ärbekräuter, in Peru 148  <b>F</b>asnen, dreyerley Arten in Brasilien 276  <b>F</b>erzen, Beschaffenheit der surinamischen 304  <b>F</b>errier, V. Raphael, wird ungebracht 4  <b>F</b>ichtenwälder in Brasilien 286  <b>F</b>iguazer, eine Völkerschaft 215. 216</p>	
--	--

## G.

<p><b>G</b>abot, Sebastian, siehe Cabot.  <b>G</b>abüeriba, ein Baum der Balsam träufelt 286  <b>G</b>ainumá, eine Art großer Krebse 282  <b>G</b>alan, Ruiz de, Beschlußhaber zu Buenos Ayres, dessen Grausamkeit 68  <b>G</b>allego, Balthasar von, dessen Verrichtungen in Florida 404. holet den Ortis vom Mucoso ab 404. geht nach Urribaracupi 407</p>	
--	--

# Der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

<p><b>Gar</b>, ein gefährlicher Fisch für die Schwimmer 120</p> <p><b>Garay, Johann</b>, leget die Stadt Santa Fe an 81</p> <p><b>Garcia, Alexis</b>, klägliches Schicksal desselben 58. sein Tod wird gerochen 61</p> <p><b>Garcia de Ros, Sathasar</b>, sein Bericht wegen der neubekehrten Indianer 234</p> <p><b>Garcias, Diego</b>, will das Land am Paraguay im Namen der Krone Portugall in Besitz nehmen 62</p> <p><b>Garrapata</b>, ein ekelhaftes Ungeziefer 27</p> <p><b>Gates, Thomas</b>, seine Reise nach Virginien 516. leidet Schiffbruch 519. leget die Stadt Henriquez an 521</p> <p><b>Gavainer</b>, eine Völkerschaft 14</p> <p><b>Gayac</b>, ein Baum, der Eisen festes Holz hat 114. zweyerley Arten desselben in Chaco 129</p> <p><b>Gaytiepua</b>, eine häßlich stinkende Schlange 274</p> <p><b>Gebraüche</b>, wunderliche verschiedener Indianer 37</p> <p><b>Gefecht</b>, Beschreibung eines zwischen zweien indianischen Völkerschaften 250. zwischen zweien Spaniern und so viel Indianern 434. andere Gefechte derselben bey Mauvila 451. bey Chicaza 455. eines Indianers wider vier Spanier 468</p> <p><b>Gerau</b>, eine Art Palmbäume 286</p> <p><b>Geschichte</b>, traurige einer spanischen Dame 63. außerordentliche einer Spanierinn mit einer Löwin 68</p> <p><b>Gesellschaft</b>, engländische wegen Neu-Georgien 632</p> <p><b>Gesellschaften</b>, zwey wegen Virginien in England errichtete 516</p> <p><b>Gefindeordnung</b> in Virginien 558</p> <p><b>Gewürzkräuter</b> in Peru 148</p> <p><b>Giboya oder Jaboya</b>, eine große Art Schlange 273</p> <p><b>Gifford</b>, des Raleighs Viceadmiral, erforschet die Mündung des Capuri 322</p> <p><b>Gift</b> der indianischen Pfeile, Versuche damit 54. 55. woraus es gemacht werde 55. ein anderes subtiles Gift, und Schwierigkeit dasselbe zu heilen 327</p> <p><b>Gifte und Gegengifte</b> 130</p> <p><b>Gilbert</b>, dessen Schifffahrt nach Neu-England 579</p> <p><b>Ginseng Ueberfluß</b> desselben in Neu-Frankreich 691</p> <p><b>Giraldo, Lucas</b>, war der erste Besitzer von Ilheos 207</p> <p><b>Giraupiyagaza</b>, eine Gattung von Schlangen 274</p>	<p><b>Glockenpfeffer</b> lauff der Landenge 113</p> <p><b>Gnacitaren</b>, ihre Aufführung gegen den la Fontan 698. 699</p> <p><b>Goldbergwerke</b> bey den Curuzicariern, Nachricht davon 15. Nachricht von denen zu St. Paul 202</p> <p><b>Gomme gutte</b>, Baum der solche giebt 302</p> <p><b>Gosnold, Bartholomäus</b>, Reise desselben nach Virginien 515. 579</p> <p><b>Grad, Stephan von</b>, wird von den Engländern gefangen 84</p> <p><b>Greenvil, Richard</b>, seine Reise nach Virginien 512</p> <p><b>Gräugravibaer</b>, eine Völkerschaft 238</p> <p><b>Guacarar</b>, eine Völkerschaft 19</p> <p><b>Güacariga</b>, eine Art Colibri. 136. 140. 278</p> <p><b>Guaiave</b>, Thiere, die sich auf dieser Pflanze befinden 301. 302</p> <p><b>Güaiminibique</b>, siehe Colibri.</p> <p><b>Guaimärer</b>, eine Völkerschaft 239</p> <p><b>Guaitacaer</b>, eine Völkerschaft 238</p> <p><b>Guanaco</b>, dieses Thier trägt Bezoarsteine 129</p> <p><b>Guara</b>, besondere Art dieses Vogels 283</p> <p><b>Guaracativier</b>, eine Völkerschaft 239</p> <p><b>Gharacicaba</b>, eine Art von Colibri 278</p> <p><b>Guaraicaer</b>, eine Völkerschaft 14</p> <p><b>Guaranier</b>, eine Völkerschaft 69. 80</p> <p><b>Guaraguimya</b>, Tugenden dieses Krautes 292</p> <p><b>Guayavaer</b>, eine Völkerschaft 238</p> <p><b>Guayacier</b>, eine Völkerschaft 18</p> <p><b>Guaymuren</b>, eine sehr wilde Völkerschaft 206</p> <p><b>Guayoer</b>, eine Völkerschaft 238</p> <p><b>Guayra</b>, Beschreibung dieser Provinz 235</p> <p><b>Guiana</b>, Beschreibung desselben 318. Urtheil von diesem Lande 337. f. Bestignehmung des Domingo von Vera davon 338. Reise des Keymis dahin 341. Fruchtbarkeit des Landes 342. Ursprung der französischen Niederlassung daselbst 353. Küste von Guiana und Flüsse 353. 354. Schwierigkeiten in das Land zu dringen 368. was für Völker diese Küste bewohnen 368</p> <p><b>Guiaubae</b>, eine Art Papegeyen 277</p> <p><b>Guineawurm</b>, Nachricht von dieser Krankheit 364. 365</p> <p><b>Güipaer</b>, eine Völkerschaft 238</p> <p><b>Guirantinga</b>, Beschreibung dieses Seevogels 282</p> <p><b>Guirapanga</b>, starke Stimme dieses Vogels 278</p> <p><b>Guiratonteon</b>, ein Vogel, der mit der fallenden Sucht beladen 282</p> <p><b>Güomanbüch</b>, siehe Colibri.</p> <p><b>Güranbe-Engers</b>, ein schöner Vogel 278</p>
--	---

# Register

<p><b>Gusmann, Diego, ein Spanier, flieht zu den Wilden 472. und will unter ihnen bleiben</b> 473</p> <p><b>Gusmann, Ferdinand von, ermordet den Dr- sua 2. nimmt den Titel eines Königes an 2. wird ermordet</b> 3</p> <p><b>Guthiu, ein Kraut, schwarz damit zu färben</b> 148</p> <p style="text-align: center;">3.</p> <p><b>Habilla von Carthagena und ihre Kräfte</b> 114</p> <p><b>Hacks, einer von den holländischen Rätthen in Brasilien 191. wird gefangen gesetzt</b> 192</p> <p><b>Hamaeken, Beschaffenheit der brasilianischen</b> 260</p> <p><b>Häuser, der Indianer in Virginien</b> 570</p> <p><b>Haut oder Häuti, ein ungestaltes Thier</b> 272</p> <p><b>Havillo, ein gutes Wundkraut</b> 150</p> <p><b>Hay, ein ungestaltes Thier</b> 272</p> <p><b>Heinrich, P. seine Verrichtungen in Brasilien</b> 157</p> <p><b>Heirathen, Nachrichten von der Floridanen ihren</b> 508</p> <p><b>Henrico, Anlegung dieser Stadt</b> 521</p> <p><b>Hermiten, beunruhiget die portugiesischen Küster</b> 183</p> <p><b>Herzen, die auf Bäumen wachsen</b> 154</p> <p><b>Herzengeschichte aus Neuengland</b> 597. 598</p> <p><b>Hickories, eine Art Nüsse</b> 565</p> <p><b>Hiese, Beschaffenheit dieses Baumes</b> 149</p> <p><b>Hirara, ob es die Hyana oder Sibethkage sey</b> 271</p> <p><b>Hirriga, Haß dieses Cacique gegen die Spanier 401. Vorfälle in den Gegenden um Hirriga</b> 428</p> <p><b>Hirsch, wird von den Floridanern der Sonne geopfert 503. dreyerley Arten in Peru</b> 127</p> <p><b>Hirrae, Nutzen der Rinde dieses Baumes</b> 289</p> <p><b>Holländer, versuchen sich am Amazonen Flusse niederzulassen 22. ihre Unternehmungen und Eroberungen in Brasilien 182. die Portugiesen widersehen sich ihnen vergebens 182. 183. und wollen sie heimlich umbringen 188. Krieg deswegen 189. verlieren Brasilien durch Vergleich 190. 193. Ursachen davon 191. Inhalt des Vergleiches 194. 195. Zwang der Holländer in den portugiesischen Staaten 196. ihre Niederlassungen in Surinam 197. was sie für Inseln an der Küste besitzen 198. werden aus Monadas verjaget 534. imgleichen aus Neubelgien</b> 601</p> <p><b>Soloturen, was dieselben seyn</b> 146</p>	<p><b>Holzratten, in Brasilien</b> 270</p> <p><b>Honigbaum, Beschreibung desselben</b> 567</p> <p><b>Hontan, la, seine Reise auf dem langen Flusse 694. wird von vielen Leuten begleitet 696. seine Aufnahme bey den Essenapern 697. seine Beschwerden bey ihrem Oberhaupte 697. 698. wird zu den Gnacitaren begleitet 698. seine Aufnahme daselbst</b> 699. 700</p> <p><b>Hortsmann, Nicolas, suchet die Stadt mit den goldenen Dächern</b> 42</p> <p><b>Zuckles, eine Art virginianischer Beeren</b> 564</p> <p><b>Judson, entdeckt Neu-York 600. und nennet es neu Holland</b> 600</p> <p><b>Judsonsbay, Beschreibung derselben - 641 ff. Beobachtungen von dem Lande 645. und dessen Einwohnern 640. 648. 653. ihre Gestalt und Gemüthsart 653. ihre Kleidung 654. Religion, Liebe gegen ihre Kinder, und gewaltsamer Tod der Alten 656. zu sonderbare Gewohnheiten derselben 659. schlimmer Einfluß der Engländer daselbst</b> 658</p> <p><b>Jähner, zweyerley Arten auf der Landenge</b> 118</p> <p><b>Juinam, ein sehr nutzbarer Baum</b> 150</p> <p><b>Junde, ihre Beschaffenheit auf der Landenge 115. wilde in Paraguay</b> 124</p> <p><b>Jungersnoth, entseßliche einiger Seefahrer 176 ff. Wirkungen derselben</b> 181. 182</p> <p><b>Jurado, Sebastian, sein und seiner Gemahlm trauriges Schicksal</b> 63</p> <p><b>Justanawimint, eine sonderbare indianische Ceremonie</b> 575</p> <p><b>Juygens, Jacob, holländischer Admiral, schlägt die Portugiesen drey mal</b> 186. 187</p> <p><b>Jyrtatayuer, eine Völkerschaft</b> 220</p> <p style="text-align: center;">J.</p> <p><b>Jaboya, eine große Art Schlangen</b> 273</p> <p><b>Jabirandiba oder Betele, Kräfte dieses Baumes</b> 287</p> <p><b>Jacapaya, sonderbare Früchte dieses Baumes</b> 285</p> <p><b>Jacare, eine Art kleiner Caymane</b> 271</p> <p><b>Jacatiba, wo dieser seltene Baum gefunden werde</b> 286</p> <p><b>Jacuanassuen, eine Gattung Fasanen</b> 276</p> <p><b>Jacupanen, eine Art Fasanen</b> 276</p> <p><b>Jacutinen, eine Art Fasanen</b> 276</p> <p><b>Jägerschlange, Beschreibung derselben</b> 126</p> <p><b>Jagoarücü, eine Art wilder Hunde</b> 272</p> <p><b>Jaguacin, eine Art Fische</b> 272</p> <p><b>Jabuakatto, was es für ein Fisch sey</b> 281</p> <p><b>Jaicüwer, eine Völkerschaft</b> 238</p>
---	--

## Der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

Jambig, Tugenden dieses Krautes	291	Rühnheit eines einzigen	431. verschiedene
Jamestown, Stiftung dieser Stadt	517. kläglicher Zustand daselbst 519. 520. brennet ab 535. Beschreibung dieser Stadt	340	besondere Gefechte derselben mit den Spaniern 432. ff. ein junger will sich mit seinem Herrn nicht begraben lassen 479. Beschaffenheit der Indianer in Virginien 517. ihre Gestalt und Kleidung 569. ihre Regierungsform 570. Beschaffenheit derer in Neuengland 595. ihre Macht 596. Nachricht von denen auf der Hudsonsbay 657. Beschwerlichkeiten ihrer Reisen
Jamestowner Apfel, Beschreibung und Wirkung desselben	568	Ineuca, eine Art gehörnter Fische	279
Jandaver, eine Völkerschaft	219	Insecten, Beschreibung derer in Surinam	297.
Janipaba, ein schöner Baum	288	zwey sehr seltener	303
Januare, ein gefräßiges Thier	271	Inubia, eine Art brasilianischer Instrumente	249
Japovatonen, eine Völkerschaft	220	Jobioraer:Apayarer, ein herumsehweifendes Volk	238
Jaracawer, eine Völkerschaft	238	Jonquet, was die Brasilianer so nennen	295
Jararaca, was die Brasilianer so nennen	274	Jrala, Martinez, untersucht den Fluß Rio de la Plata 69. reiset hin und her 70. wird Statthalter zu Buenos Ayres 72. wie er den Einwohnern daselbst Weiber verschaffet habe	73
Jararacoappitinga, ein giftiges Gewürme	274	Jraunaguatier, ihre unveröhnliche Feindschaft gegen die Eyoremerioer	328. 330
Jararacucu, ein giftiges Gewürme	274	Troquesen, Nachricht von ihrem Lande	665
Jararaepeba, eine kleine Art giftiger Schlangen	274	Itaeca, ein dreyeckiger Fisch	280
Jasminraupe, indische; deren Beschreibung	299	Juanaer, Priester in Florida	500
Javarobaten, eine Völkerschaft	220	K.	
Jibiboca, eine gefährliche Schlange	275	Kaberlaken, Beschreibung dieses Insectes	297
Jibiracus, eine giftige Schlange	274	Käfer von sonderbarer Art	307
Jcepomonga, sonderbare Eigenschaft dieser Seeschlange	281	Kalksteine, werden in America gefunden	613
Jequitinguack, eine Art Erdbeeren	288	Kälte, besondere Erfindung wider dieselbe	456
Jeremie, wird Statthalter auf der Insel Charlton	645	Kaninichen, große auf der Landenge 116. Beschaffenheit derer in Peru	127
Jesuiten, sonderbare Begebenheit mit ihrer fünfen 84. ff. erster Eintritt derselben in America 85. ihr Entwurf zu einer christlichen Republik	86	Karl der II, König in England, dessen Bewilligung wegen Carolina	616
Jetijeuack, eine Art Mechoacanswurzel	291	Karuata, Beschreibung dieser Pflanze	295
Jzciega, eine Art Mastixbäume	287	Katzen, wilde in Brasilien	272
Jzel in Brasilien, und ihre besondere Stellung	270	Kaymanen, was die in Peru besonderes haben	127
Jzbigranüpanier, eine Völkerschaft	239	Keymis, Lorenz, Reise desselben nach Guiana	341. seine Beobachtungen 341. er besucht die Indianer 342. läuft in den Orinoko ein 343. was er für Nachrichten bekommt 344. beunruhiget den Berreo 345. steigt zu Putima aus, und man machet ihm schöne Hoffnungen 346. denen er aber entsaget 347. er fängt drey Ausgeschickte vom Berreo 347. was er von dem einen erfahren 348. seine
Jzbutcamici, Kräfte dieses Baumes	287		
Jzpecaya, Kräfte dieser Pflanze	291		
Jztaigcica, eine Art Mastixbäume	287		
Jguana, ein zweylebiges Thier 117. 130. was diese Schlange besonderes habe	306		
Jllinesen, zween Wege zu ihnen 691. Denkmal bey ihnen	708		
Jnais, eine sonderbare Art Palmen	295		
Jnambu-uassuen, eine Gattung Rebhühner	276		
Jncurier, eine Völkerschaft	14		
Jndianer mit langen Haaren 6. 7. 12. der freyen Indianer Abneigung vor der Arbeit 84. Abschilderung derer zu Rio Janeiro 163. Bewaffnung der neubekehrten in Brasilien 233. ihre Tapferkeit 234. 235. Nachricht von welchen, die auf Bäumen wohnen 323. viele erhängen sich zu Cuba 397. große			



# Register

<p>Ankunft zu Carapana 349. was er für            Bottschaft erhalten 349. und was er für            eine Partey aus Noth ergriffen 350. er geht            aus dem Flusse, und verbrennt seine Pinas-            se 351. seine Rückkehr 352</p> <p>Kinder, werden von den Wilden an der Hud-            sonsbay gegessen 648</p> <p>Kinderzucht, Beschaffenheit derselben in Flo-            rida 509</p> <p>Klagevogel, Beschreibung desselben 279</p> <p>Klapperschlange ist in Paraguay sehr gemein            126. Gegengift wider ihren Biss 126. Wir-            kung ihres Giftes 140. 141. ihr geschwinder            Gang 274</p> <p>Kleidung der Floridaner beyderley Geschlech-            tes 510. der Manns- und Frauenspersonen            in Virginien 569</p> <p>Kohlenberg in Martinik, daselbst ist es sehr            kalt 27</p> <p>Kopf, Völkerschaft ohne Köpfe 330. 344. wird            den Kindern platt gedrückt 13</p> <p>Krampf, von Fischen verursacht 133. 280. 281</p> <p>Krankheit, eine sonderbare in Guiana 363.</p> <p>Nachricht von denen in Virginien gewöhn-            lichen 561</p> <p>Kraut, ein ganz sonderbares 153</p> <p>Krenze, die eine Staude trägt 154. hölzerne,            werden auf indianischen Häusern gefunden            473</p> <p>Krokodile, deren große Menge im Amazonen-            flusse 133. deren Kampf mit den Tigern 133</p> <p>Kröten, die ihre Jungen auf dem Rücken tra-            gen 310</p> <p style="text-align: center;"><b>L.</b></p> <p>Lacatoys, eine Art kleiner Kürbisse 153</p> <p>Lachse, lange 724</p> <p>Lage verschiedener Derter, Zeugniß der Hol-            länder davon 370</p> <p>Lamentin, was dieses für ein Fisch sey 132.            207. 279</p> <p>Langer Fluß, la Fontans Reise auf demsel-            ben 695. allgemeine Beschreibung desselben            701</p> <p>Lara, Munjo de, Befehlshaber im Cabots            Thurme 62</p> <p>Laratioer, eine Völkerschaft 238</p> <p>Laurenzfluß, Beobachtungen wegen seiner            Mündung 665. und seiner Seiten 666</p> <p>Lawrance, leget Jamestown in die Asche 335</p> <p>Reichtholz, Beschreibung desselben 112</p>	<p>Leon, Juan Ponce de, untersucht den Fluß            Rio de la Plata 69</p> <p>Lery, Johann von, dessen Reise nach Brasi-            lien 159. seine Bewegungsgründe, und Zu-            rüstungen dazu 160. seine Abfahrt 161. und            Ankunft zu Rio Janeiro 162. seine Beob-            achtungen wegen des Landes und seiner Ein-            wohner 171. geht nach Frankreich zurück 173.            was ihm bey der Fahrt unter der Linie son-            derbares begegnet 174. hat auf seiner Rück-            fahrt viel Unglück auszustehen 175. 179. Wir-            kungen der Nebel, die er ausgestanden 181.            Beobachtungen desselben von den Brasilia-            nern 243</p> <p>Lichtbart, seine Verrichtungen in Brasilien            187</p> <p>Licht, ein Baum, dessen Schatten gefährlich            ist 149</p> <p>Liuto, eine Art Lilien in Peru 148</p> <p>Liverey, eine ganz sonderbare 714</p> <p>Llanil, eine Gattung Indigo 148</p> <p>Lopier, eine Völkerschaft 241</p> <p>Löwen, Beschaffenheit derselben in Chaco 129.            eine falsche Art in Peru 134</p> <p>Löwinn, eine errettet die Maldonada vom            Tode 68. 69</p> <p>Lont, ein holländischer Admiral, dessen Un-            ternehmungen auf Brasilien 184</p> <p>Loos, ein holländischer Admiral, bleibt im            Treffen mit den Portugiesen 186</p> <p>Lozana, ein Jesuiter Missionar, Nachrichten            desselben von Chaco 74</p> <p>Lozano, Beobachtungen dieses Missionars 230</p> <p>Luchse, von verschiedenen Arten in Brasilien            270</p> <p>Lucia Miranda, eine spanische Dame, trau-            riges Schicksal derselben 63</p> <p>Lucumo, ein eigener Baum in Peru 153</p> <p>Luzan, ein Hauptmann, kömmt um 68</p> <p style="text-align: center;"><b>III.</b></p> <p>Macan, besondere Eigenschaften dieses Ball-            mes 109</p> <p>Macacuaen, eine Gattung Rebhühner 276</p> <p>Macacaen, schöne Papegeyen 276</p> <p>Macagua, eine Art peruanischer Sperlinge            125</p> <p>Macana, was es ist 79</p> <p>Macaque, ein sonderbarer Wurm 136</p> <p>Maccaistranpen, Beschreibung desselben 298</p>
---	---

## Der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

Macha, eine Pflanze, welche die Weiber fruchtbar machen soll	141	Männer, die sich nach der Entbindung ihrer Weiber in das Bette legen	239. 259
Machao, eine Art Papegeyen	277	Manobi, eine merkwürdige Erdfrucht	293
Macul, Bonito, will den Amazonenfluß untersuchen	4	Manso, wird mit allen seinen Soldaten niedergemacht	81
Macureoer, eine Völkerschaft	323	Mansoesebenen, Nachricht von denselben	81
Macuthoer, eine Völkerschaft	238	Manteo, leistet den Engländern gute Dienste	514
Magellanische Küste, Reise dahin 88. ff. ungewisse Nachrichten von derselben 104. sie kann nicht bewohnt werden 104. zwei Merkwürdigkeiten derselben	104. 105	Maracaghaeoer, eine Völkerschaft	238
Magnacicaer, was ihr Land hervorbringe	131	Maragnan, Beschreibung dieser Insel 222. Wohnplätze der Indianer auf derselben 223. Eigenschaften dieser Insel 224. die Franzosen lassen sich auf derselben nieder 225. was diese Insel von Natur hervorbringe	294
Magnetenadel, Wahrnehmungen wegen ihrer Abweichung	48	Maranon oder Amazonenfluß 1. verschiedene Reisen auf demselben, seine Quelle zu entdecken 2. 6. große Ungewißheit wegen dieses Flusses	222
Maho, ein Baum, daraus Seile gemacht werden	111	Marayuer, eine Völkerschaft	18
Maiminier, eine Völkerschaft	238	Margasaer, eine Völkerschaft 162. 249. ihr Gefechte mit den Topinambuern	250
Matacr, eine Völkerschaft in Neuengland	595	Margasaten, eine Völkerschaft	204
Makague oder Cayenner Wurm, Nachricht von dieser Krankheit	364	Marganae, eine Art Papegeye	277
Maki, ein Kraut, schwarz damit zu färben	148	Mariaoer, eine Völkerschaft	14
Maldonado, Joseph de Villamayor, bemühet sich vergebens einen Sitz an dem Maranon anzulegen 4. suchet den Soto	497	Maribücoer, eine Völkerschaft	239
Maldonado, Pedro, seine Reise auf dem Amazonenflusse	33	Mariendöl, eine Art Balsams	113
Maldonata, außerordentliche Begebenheit derselben mit einer Löwin	68. 69	Maringoimen, eine Art Ungeziefers	46
Mamelucken, Ursprung derselben in Südamerika 230. sie verkleiden sich als Jesuiten	231	Markam, Wilhelm, wird Statthalter in Pennsylvania	614
Mamelus, was man in Brasilien so nennet	50. 51	Marmeladenbüchsen, wachsen auf Bäumen	305
Mamney eine Art indianischer Birnbäume	110	Marmorinsel, Beschreibung derselben	659
Mamoera, Beschreibung dieses merkwürdigen Baumes	290	Martinez, Juan, seine Entdeckung 322. und sein Tod	322
Manateen, eine Gattung vortrefflicher Fische	207	Maryland, Ursprung dieses Namens 531. Lage des Landes	546
Manati, was es für ein Fisch sey	132. 279	Mascarenhas, Fernand von, führet eine Flotte nach Brasilien	186
Manburien, eine Gattung Rebhühner	276	Mascaret, was so genennet werde	52
Mandevier, eine Völkerschaft	238	Massachuseten, eine Völkerschaft	596
Mangaba, Beschreibung dieses Baumes	285	Massassoiten, eine Völkerschaft	595
Manglebäume, Anmerkung wegen derselben	112	Matiima, eine ungeheuer große Schlange	284
Mangora, Caticue der Timbuesen, seine Liebesanschläge auf die Lucia Miranda 63. nehmen ein trauriges Ende	64	Maulbeeren, dreyerley Arten in Virginiten	564
Manimogen, eine Völkerschaft	596	Maulthiere, sind in Paraguay sehr gemein	124
Manioc, eine Wurzel, daraus Wehl und Brodt gemacht wird	247	Mauricius, Statthalter zu Surinam	55
		Mäuse, ihre Gefräßigkeit auf der Landenge	116
		Maypuri, was es für ein Thier sey	134
		Mazanilla, ein schädlicher Apfel	110. 111
		Maziel, Benedict, bekrieger die Tapajocoer	20. 21
		Meer:	

# Register

- |   |   |
|---|---|
| <p><b>Meerkrebs</b>, ein ganz besonderer 152</p> <p><b>Mendez</b>, Martin reiset mit dem Cabot nach den Molucken 60. wird auf einer wüsten Insel ausgesetzt 60</p> <p><b>Mendoza</b>, Diego von, des Don Pedro Bruder, geht mit demselben unter Segel 67. wird an die Gabrielsinseln verschlagen 67. sein Tod 67</p> <p><b>Mendoza</b>, Diego von, Statthalter zu St. Salvador, muß den Holländern die Stadt überlassen 183</p> <p><b>Mendoza</b>, Gonzales, bringt Lebensmittel nach Buenos Ayres 69. 70</p> <p><b>Mendoza</b>, Pedro von, seine Reise nach dem Südmeere 66. nimmt viele vornehme Spanier mit 67. läßt seinen Lieutenant erstechen 67. seine Rückreise und kläglicher Tod 70</p> <p><b>Menschenfresser</b>, werden wenige gefunden 13. 37. 106. wo welche anzutreffen 239. 241. 252. 368. 369. 376. 377. ihre Schmausereien 248. 252. 253.</p> <p><b>Merianinn</b>, beschreibt die Insecten in Surinam 297. wird von einer Raupe vergiftet 310</p> <p><b>Mestiquen</b>, eine Art Ungeziefer in Indien 46</p> <p><b>Mestizen</b>, woher ihrer so viele in Buenos Ayres entstanden 73</p> <p><b>Meuriciawe</b>, eine sonderbare Art Palmen 295</p> <p><b>Miramuminer</b>, ein sehr wildes Volk 200</p> <p><b>Miranda</b>, Alonzo, stirbt auf seiner Reise auf dem Amazonenflusse 4</p> <p><b>Miranda</b>, Graf von, zeichnet einen Vertrag mit den Holländern wegen Brasilien 194</p> <p><b>Missionarien</b>, Ankunft einiger in America 85. ihre Nachrichten 230. wie sie die Erlaubniß erhalten haben, die Indianer zu bewaffnen 232</p> <p><b>Mississippi</b>, Veränderung der Mündung dieses Flusses 715. Pässe desselben 715. Flüsse, die in ihn fallen 706. schwere Schiffahrt auf dem Mississippi 707. Schlund desselben 709</p> <p><b>Mirano</b>, ein kleiner peruanischer Fisch 132</p> <p><b>Moheginen</b>, eine Völkerschaft 596</p> <p><b>Moissons</b>, eine Art Papegeyen 277</p> <p><b>Mollo</b>, ein sehr nugharer Baum 150. 151</p> <p><b>Molopaguer</b>, eine Völkerschaft 241</p> <p><b>Monacan</b>, Anlegung dieser Stadt 556</p> <p><b>Monsanto</b>, Graf von, besitzt die Insel Tamaraça in Brasilien 213</p> | <p><b>Montaleran</b>, portugiesischer Unterkönig in Brasilien vergleicht sich mit den Holländern 187</p> <p><b>Montoja</b>, P. von, setzt es durch, daß die neubekehrten Indianer dürfen bewaffnet werden 233</p> <p><b>Montreal</b>, Lage dieser Stadt und ihre vornehmsten Gebäude 677. Gegenden daher um 678</p> <p><b>Mopsicaer</b>, werden von Sperlingen aus ihrem Lande vertrieben 131</p> <p><b>Morgoya</b>, Beschreibung dieser Staube 295</p> <p><b>Moriguiten</b>, eine Völkerschaft 239</p> <p><b>Morogeges</b>, Belagerung dieser Stadt 240</p> <p><b>Moresbora</b>, nennen die Indianer ihre Oberhäupter 241</p> <p><b>Morvaer</b>, eine Völkerschaft 14</p> <p><b>Moschera</b>, ein Befehlshaber im Cabots Thurne, verläßt denselben 65. und setzt sich an einem andern Orte 65. geht nach der Insel St. Catharina 65</p> <p><b>Moscoso</b>, Ludwig von, geht mit dem Soto nach Florida 396. empfängt Befehle von ihm 410. kehret zurück 411. wird General an des Soto Stelle 477</p> <p><b>Mosquiten</b>, eine Gattung Insecten 275</p> <p><b>Motayer</b>, eine Völkerschaft 241</p> <p><b>Moroer</b>, eine Völkerschaft 390</p> <p><b>Mosenlecken</b>, Nachricht von diesem Volke 698. Beschreibung ihres Landes 700</p> <p><b>Mucoso</b>, Großmuth dieses Cacique 403. er besucht den Soto 405</p> <p><b>Mucumucu</b>, was die Indianer so nennen 367</p> <p><b>Mulatten</b>, woher ihrer so viele in Buenos Ayres entstanden 73</p> <p><b>Mulica</b>, ein sonderbares Thier in Tucuman 130</p> <p><b>Münze</b>, in Virginien ehemals übliche 577</p> <p><b>Mürchica</b>, eine Pflanze von seltener Schönheit 291</p> <p><b>Mürüçage</b>, eine Art Birnbaum 285</p> <p><b>Mussacat</b>, wen die Brasilianer so nennen 261</p> <p><b>Muronen</b>, eine Art Pfauen 276</p> <p style="text-align: center;">17.</p> <p><b>Nachtigallen</b>, verschiedene Arten auf Maragnan 296</p> <p><b>Nacioer</b>, eine Völkerschaft 238</p> <p><b>Namosketen</b>, eine Völkerschaft 596</p> <p><b>Naporæer</b>, eine Völkerschaft 238</p> <p><b>Narraganseten</b>, eine Völkerschaft 595</p> <p><b>Nase</b>, drücken die Brasilianer ihren Kindern ein 259</p> <p style="text-align: right;">Nat</p> |
|---|---|

## Der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

Natschen, eine Völkerschaft	709.	Zustand	
der französischen Colonie bey ihnen	710.	großes Dorf derselben	710.
ihre Tempel und sein ewiges Feuer	711.	schlechter Zustand des Christenthums	711
Naturgeschichte der americanischen Landenge	108. ff.	des Landes Guayaquil	121. ff.
von Peru	121.	von Brasilien	268
Nannaer, eine Völkerschaft			14
Nassau, Moritz Graf von, geht nach Brasilien	185.	schlägt den Banjola	185.
seine fernere Unternehmungen	186.	er geht nach Holland zurück	188
Neu-Andalusien, Gränzen dieses Landes			372
Küsten			380
Neu-Belgien, heißt ist und Neu-York	599.	600	
Neu-England, Ursprung dieser Colonie	579.	verschiedenen Orten werden zum Voraus Namen gegeben	580.
verschiedene Secten stiften daselbst Pflanzstädte	580.	Beschreibung des Landes	583.
und der Regierung daselbst	592.	Gesetze	593.
Beschaffenheit der Indianer allda	595.	innerliche Unruhen	596
Neu-Frankreich, Beschreibung desselben	658.	Strecke dieses Landes	660.
Schwierigkeiten bey dessen Beschreibung	661.	Nachricht von den Seen darinnen	662.
schönste Gegend			686
Neu-Georgien, Niederlassung der Engländer daselbst	631.	Widerwärtigkeiten der Colonie	640
Neu-Grenada, gegenwärtiger Zustand dieses Königreiches	390.	Indianer, die es bewohnen	390.
Witterung und Himmelsluft daselbst	391.	spanische Städte darinnen	391
Neu-Holland wird vom Hudson entdeckt	600.		
Neu-Jersey, Niederlassungen daselbst	599.	Bildung dieser Provinz, deren Eintheilung, Lage und Grafschaften	606
Neu-Orleans, Lage dieser Stadt	714.	Beschreibung derselben	715
Neumteaten, eine Völkerschaft			596
Neu-Plymouth, wer diese Stadt zuerst angeleget			580
Neu-Schweden, Nachricht davon			613
Neu-York, Niederlassungen daselbst	599.	wenn es seinen Namen erhalten	601.
Eintheilung dieser Provinz und ihr wirklicher Zustand	602.		
Nichols, wird Statthalter in Neu-York	602.		
Nigua, eine Art Insecten			275
Niorbes, eine wohlriechende Blüthe			133
Nobrega, Emanuel, Haupt der portugiesischen Missionarien in Brasilien	159.	wird erster Superior daselbst	230
Noncaer, eine Völkerschaft			239
Noronja, Jacob Raymund von, dessen Bemühungen den Amazonenfluß zu entdecken	5		
Nugnez, Leonhard, portugiesischer Missionar in Brasilien			159
Nahinkoer, eine Völkerschaft			238
O.			
Obacatiarer, eine Völkerschaft			238
Ocaly, verstellte Freundschaft des dassigen Cacique gegen die Spanier			412
Ochsenfisch ist mit dem Phoca nicht zu vermen- gen			132
Oglethorpe, geht nach Neu-Georgien	632.	seine Rückkehr	635.
er besuchet die fremden Pflanzstädte			637
Ohrklappen, dieselben dehnen viele Indianer gewaltig stark aus			37
Otterum, Beschreibung dieser Pflanze			305
Olinda, Beschreibung dieser Stadt			210
Olivarez, Joachim d', seine Ankunft zu Buenos Ayres			88
Oliveira, Rodriguez von, seine Fahrt auf dem Amazonenflusse	6.	suchet den Weg nach Quito	7
Olmo, Salvador Martin del, spanischer Alferrez	89.	seine Entdeckungen an der magallanischen Küste	97 ff.
Omaguacer oder Agucer eine Völkerschaft	12.	35. drücken ihren Kindern den Kopf platt	13. 36.
machen ihre Sklaven fett und essen sie	13.	ihre Zerstreung	35.
Bedeutung ihres Namens	36.	wunderliche Gebräuche derselben	37
Ombü, süße Wurzeln dieses Baumes			285
Onipu, eine Speise der Brasilianer			291
Opemus, eine Art Bienen, die sehr weiß Wachs machen			124
Opfer der Indianer in Virginien			574
Oppchancanough, Nachricht von diesem furchtbaren Indianer	525.	er richtet ein grausames Blutbad unter den Engländern an	528.
er wird gefangen und getödtet	532.		
Oquendo, geht mit einer Flotte nach Brasilien	184.	kömmt übel zugerichtet zurück	185
Oquigtauibaer, eine Völkerschaft			238
Orabutan, von diesem Baume kömmt das Brasilienholz			288
Oo ooo			
Oran,			

# Register

Orangenbäume, außerordentlich große	308	Panchier, eine Völkerschaft.	390
Orapaten, brasilianische Vögel, deren Beschaffenheit	248	Panu, ein brasilianischer Vogel	279
Orejones, eine Völkerschaft	75. 321. 328	Papegeye, sehr viele Arten derselben in Peru	136. Art der Indianer selbige zu verschönern 136. die brasilianischen sind die berühmtesten
Orinococoni, eine Völkerschaft	328	Paquovere, Beschreibung dieser Staude	290
Orinoko, Mündung dieses Flusses 323. größtes Bett desselben, und Schwierigkeit ihn hinauf zu fahren 324. sein Lauf 326. verändert seinen Namen	331	Para, große Festung der Portugiesen 23. Lage dieser Stadt	47
Orsoa, Pedro d', seine Fahrt auf dem Amazonenflusse	33	Paracob, eine Art giftiger Fische	120
Orsua, Pedro d', seine Reise auf dem Marañon 2. und Ermordung	2	Paradiesblume, Beschreibung derselben	154
Ortega, Emanuel, wird von den Engländern gefangen 84. ins Meer geworfen 85. wird wunderbar errettet	86	Paraguaykraut, vornehmster Reichthum der Indianer 122. Zweyerley Arten desselben 122. wo es am besten zubereitet werde 123. Eigenschaften desselben	123. 124
Ortis, Juan, steht große Marter bey den Indianern aus 403. tödtet einen Löwen, und rettet sich 403. kömmt mit dem Gallego zusammen	404	Paraiben, eine Völkerschaft	164
Osorio, ein wälischer Hauptmann geht mit dem Mendoza zu Schiffe 66. der ihn erstechen läßt	67	Parapoter, eine Völkerschaft	238
Owaitagüaser, eine Völkerschaft	240	Parausi, wen die Floridaner so nennen	503
Owigban, ein sehr nutzbarer Baum	150	Pareyben, eine Völkerschaft	205
Ozuanaer, eine Völkerschaft	14	Parime, Nachricht von diesem vermeyntlichen See	342
p.			
Pacaxaer, eine Völkerschaft	22	Pater, ein holländischer Admiral, bleibt in einem Treffen mit den Portugiesen	185
Pacay, ein Baum, der Zuckererbsen trägt	153	Patofa, dessen Unternehmung gegen den Cosaciqui	436. 438
Pacorance, was in Virginien unter diesem Namen verehret werde	577	Patos reales, eine Art Enten	149
Pacury, Beschreibung dieses Baumes	295	Patuxeten, eine Völkerschaft	595
Page der Königin, ein sehr schöner Schmetterling	306	Paulu Anca, Schicksal desselben	322
Paguaroer, eine Völkerschaft	15	Pawawci, eine Art Beschwürungen	574
Pahacüwer, eine Völkerschaft	238	Payaguaer, eine Völkerschaft	70
Pahaiwer, eine Völkerschaft	238	Payco, Eugenden dieses Krautes	150
Pahier, eine Völkerschaft	238	Peak, eine Art Münze in Virginien	577
Palacios, Juan de, wird auf seiner Reise auf dem Amazonenflusse erschlagen	5. 12	Pecacauen, eine Gattung Rebhühner	276
Palghi, was es für ein Kraut sey	148	Peccaris, eine Art wilder Schweine	115
Palissadenbaum, Beschreibung desselben	299	Pechiolorados, eine Art Rothkälfchen	149
Palmenbäume, zwanzigerley Arten in Brasilien	286	Pegassuen, eine Art Rebhühner	276
Palmwurm, den man ißt	307	Peje-Gallo, Beschreibung dieses Fisches	151
Palomoer, eine Völkerschaft	78	Peje Palo, eine Stockfische ziemlich gleiche Art Fische	97
Palqui, ein gutes Grindkraut	150	Pelboqui, heilsame Wirkung dieses Krautes	149
Paltas, eine sonderbare Art Früchte	153	Pelican auf der Hudsonsbay, Beschreibung desselben 652. giebt es viele auf der Landenge	118
Panagüitier, eine Völkerschaft	239	Pen, Wilhelm, Haupt der Quaker, bekommt Pensylvanien	610
Panapana, Beschreibung dieses Fisches	283	Pensacola, Beschreibung dieser Bay und ihres Fortes 629. die Spanier bekommen es wieder 629. Beschaffenheit der Luft daselbst	630



## Der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

Pensylvanien, später Anfang dieser Colonie 609. Eintheilung des Landes 610. Bevölkerung desselben 613. Himmelsluft, was es hervor bringt und seine erste Regierung 614. Veränderung ihrer Gestalt 615	Pipeliene, Beschreibung dieser seltenen Vogel 149
Pepite, was die Spanier so nennen 142	Pira, brasilianischer Name der Fische überhaupt 279
Pequea, zwei Arten dieses festen Baumes 286	Piracüer, eine Völkerschaft 238
Perez, Luis, untersucht den Fluß Rio de la Plata 69	Piraembü, ein Fisch, sonst der Schnarcher genannt 280
Perico ligero, ein sehr faules Thier 116. 135. 273	Pira-Utoah, ein Fisch von ungeheurer Gestalt 281
Perlen, werden in einem Tempel in sehr großer Menge gefunden 442. auch von der Größe der Nüsse 444. wie sie die Indianer aus den Muscheln bringen 445	Pirco, Anton, portugiesischer Missionar in Brasilien 159
Persimonen, eine virginianische Frucht 564	Piroer, eine Völkerschaft 35
Peru, Naturgeschichte dieses Landes 121. ff.	Pito real, sonderbare Wirkung dieses Krautes 154
Petiquarer, eine Völkerschaft 236	Pitte, eine Pflanze, die Fäden wie Seide giebt 366
Petivarer, eine Völkerschaft 215. 217. deren Gebräuche 239	Platanen, auf der americanischen Landenge 110
Peumo, Rügen dieses Baumes 149	Plymouther Rath, was man in England so genannt habe 579
Pevas, die letzte spanische Mission an dem Marañon 37	Pocahontas, Geschichte dieser virginianischen Prinzessin 521-525
Pere bucy, ein sehr großer Fisch 132	Pokasseten, eine Völkerschaft 595
Pfauenblume oder Pfauenkamm, befördert die Geburt 306	Pocoaire, Beschreibung dieser Staude 289
Pfeffer, zweyerley auf der Landenge 113	Polypen, Versuche wegen ihrer Vermehrung 55
Pfeile, vergiftete der Indianer 35. Gegengift dawider 35. sehr lange einiger Brasilianer 249	Pompelmus, Beschreibung dieser Frucht 303
Pferde, ihre Beschaffenheit in Paraguay 124	Ponce, Ferdinand von, kommt mit dem Soto zu Havana zusammen 399. Soto läßt ihm seinen Schatz nehmen 399. er bekömmt ihn wieder 400. sein schlechtes Betragen dagegen 400
Pflanze, welche Erscheinungen verursacht 36. verschiedene sehr sonderbare 304	Pongo de Manseriche, eine enge Durchfahrt auf dem Amazonenflusse 30. Abmessung desselben 31. gefährliche Fahrt darauf 32
Pflaumen, zwei Arten derselben in Virginien 564	Pono-absu, Kräfte der Frucht dieses Baumes 290
Pflaumenbaum, surinamischer, dessen Beschaffenheit 300	Popham, dessen Schiffahrt nach Neu-England 579
Philadelphia, Anlegung und Beschreibung dieser Stadt 611	Poquell, eine Art Stadwurz in Peru 148
Phoca ist mit dem Dorsenfische nicht zu vermengen 132	Porcallo von Figueroa, Vasco, schlägt sich zum Ferdinand von Soto 398. Unfall des Porcallo 408. was ihm Gallego berichtet 409
Piam, eine unheilbare Krankheit der Brasilianer 263. 289	Porianaer, eine Völkerschaft 14
Piedras Lundas, eine Art kostbarer Steine 336	Porier, eine Völkerschaft 203. 241
Pigaya, Tugend dieser Pflanze 291	Portugiesen ihre Entdeckungen auf dem Amazonenflusse 7. 12. Zustand der portugiesischen Soldaten auf der Flotte im Flusse Rio Negro 17. wie sie den Indianern begegnet 20. ihre Schanze an dem Rio Negro 41. wenn sie den Rio de la Plata entdeckt 58. verschiedene unglückliche Versuche 58. 59. sind wegen der Gränzen von Brasilien mit den Spaniern nicht einig 135. ihre erste
Pigräver, eine Völkerschaft 238	
Pilco-Mayo, Beschreibung dieses Flusses 75. warum er auch der Sperlingsfluß heiße 76	
Pinchas, eine Art kleiner Affen 134	
Pindo, Gebrauch dieses Krautes 263	
Pinzon, Vincent Nanez, ob er Brasilien zuerst entdeckt habe 156	

# Register

- Reisen und Niederlassungen dahin 156. ihre erste Maafregeln und Gleichgültigkeit wegen Eintheilung der Länder 158. Schwierigkeiten, die ihnen die Wilden machen 158. sie nehmen sich Brasiliens besser an 158. nehmen den Franzosen die Colignyschanze wieder weg 182. widersehen sich der Holländer ihren Unternehmungen auf Brasilien vergebens 182. 183. 185. wollen dieselben heimlich umbringen 188. gerathen darüber in Krieg mit ihnen 189. Verstellung ihres Hofes dabey 189. erhalten Brasilien durch Vergleich 193. ihre Besignenungen 197
- Powell, wird Statthalter in Virginien 526
- Priester der Floridaner sind zugleich auch Aerzte 504
- Prororoca, was die Indianer so nennen 52
- Protestanten, französische, wollen nach Brasilien reisen 159. werden zu Honfleur beschimpfet 161. ihre Abfahrt von da und Ankunft zu Rio Janeiro 162. 165. wie sie vom Billegagnon aufgenommen worden 165. sie werden seiner überdrüssig, und von ihm aus der Schanze gejagt 170. wollen sich zu la Briqueterie setzen 171. werden wieder nach Frankreich geschickt 172. ihre Rückkehr 172. sie sind in Gefahr unzu kommen 173. warum sie nicht nach Brasilien zurück kehren wollen 173. unglückliche Fahrt derselben 175. müssen große Hungersnoth ausstehen 176. 177. werden die französische Küste ansichtig 179. erste Umstände bey ihrer Ankunft 180
- Psalmen, werden in englische Verse schlecht übersezt 594
- Puchiri, eine Art gewürzhafter Bäume 45
- Pulpo, ein außerordentliches Thier 152
- Puma, eine Gattung von Löwen 134
- Parague, ein Fisch von sonderbaren Eigenschaften 132. 133. 280
- Pury, Vater, ein Schweizer, geht nach Neugeorgien 637. bauet Puryzburg 637
- Pyrivier, eine Völkerschaft 239
- Q.
- Quackälber, indianische, Nachricht von ihnen 657
- Quajeraer, eine Völkerschaft 238
- Quebec, Lage dieser Stadt 669. ihre Eintheilung in die Ober- und Unterstadt 670 671. vornehmste Gebäude daselbst 671. 672. Festungswerke 674. Anzahl der Einwohner, ihre Gemüthsart und Gebräuche 674
- Quacksilbergrube, zu Guanica velica 143
- Quelle, deren Wasser zu Steine wird 143. eine sehr seltsame 723
- Quereida, ein schöner Vogel 278
- Quianpian, ein schöner Vogel 279
- Quillay, ein Baum, dessen Rinde wie Seife gächet 150
- Quinchama, Beschreibung und Nutzen dieses Baumes, und seiner Frucht 128
- Quinchamali, Wirkung dieses Krautes 148
- Quincigüigier, eine Völkerschaft 238
- Quinde, wird auch der Colibri genannt 136. Beschreibung dieses Vogels 140
- Quinquina, davon samlet de la Condemine einige Centner 27. ihre Saamen gehen auf der Insel Cayenne nicht auf 54
- Quinquinchon, ein seltenes Thier 130
- Quioccosan, ein indianischer Tempel, wird ohngefähr entdeckt 570. 576. Höhe in demselben 571
- Quiribaer, eine Völkerschaft 14
- Quirigüjaer, eine Völkerschaft 239
- Quirimären, eine Völkerschaft 239
- Quiroga, P. Joseph, Reise desselben nach der Küste des magellanischen Landes 88. seine Entdeckungen 91. 96. f. f.
- Quiroer, eine Völkerschaft 6
- R.
- Raboforcado, was es für ein Vogel sey 282
- Raleigh, Walthor, seine Reisen auf dem Drinoko 314. 513. begiebt sich nach der Dreieinigkeitsinsel 315. seine Verstellung gegen die Spanier, und doppelte Absicht seiner Reise 316. bekömmt den Berreo gefangen 317. verbindet sich mit den Indianern 317. verläßt die Dreieinigkeitsinsel 317. eröffnet dem Berreo seine Absicht 321. er läßt eine Galeasse bauen 322. wie er sich Lebensmittel verschaffet 324. weiß seine Leute klüglich zu lenken 325. bekömmt einen guten Führer 326. seine fernere Schiffahrt 327. Nachrichten, die er vom Topiauari bekömmt 328. er kömmt an den Fluß Caroli 328. seine Beobachtungen daselbst 329. besucht den Topiauari wieder 332. seine Verabredung mit ihm 334. läßt ihm zween Engländer, und besucht ein goldfarbened Gebirge 334. 335. fährt den Drinoko weiter hinab 336. sein Urtheil von Guiana

## Der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

Guiana 337. Gedicht ihm zu Ehren 340. Gesellschaft, die er errichtet	512	Rodas, Michael von, wird auf einer wüsten Insel ausgesetzt	60
Ramirez, Basilus, seine Reise nach der magelansischen Küste	89	Rodriguez, Vincent, portugiesischer Missionar in Brasilien	159
Ramon, Alvarez, wie und wo er umgekommen	61	Roenokes, eine Art Münze in Virginien	577
Rangstreit zweener indianischen Caciquen	465	Rojas, Franz von, wird auf einer wüsten Insel ausgesetzt	60
Ratten, ihre Gefräßigkeit auf der Landenge	116	Rolfe, Joh. heirathet die Prinzessin Pocahontas	521
Raupen, Beschreibung derer in Surinam 298. ff. kriegerische der Limonienblätter 300. artiges Nest einer grünen Raupe 302. verschiedene sehr sonderbare Raupen 304. 305. sehr giftige 306	298. 300. 302. 304. 305. 306	Rose der Caraiben, Beschreibung derselben	304
Ravardiere, wird nach Brasilien geschickt 225. leget Saint Louis auf der Insel Maragnan an	226	Rothwildpret auf der Landenge	115
Rawcomers, eine Art virginianischer Beeren	564	Runtis, eine Art Münze in Virginien	577
Rebhuhn, weißes in der Hudsons bay 652. deren Beschaffenheit auf der Landenge	118	S.	
Reductionen in Paraguay, Ursprung derselben 74. 86. was man so nennet	148	Sabauce, Beschreibung dieser Frucht	289
Reilbon, eine Art Färberröthe	180	Sabutis, eine Art Landschildkröten	133
Reisende, Unterricht für dieselben	11.	Sachem, der große, verbindet sich mit den Engländern 581. Gesandtschaft der Engländer an ihn	582
Religion der Indianer am Amazonenflusse der alten Floridianer	498	Sagoinen oder Sabuinen, eine Art kleiner Affen	134. 271
Requine, stellen den Kindern nach	127	Salazar, Alonso de, Präsident zu Daito	7
Richer, seine Beobachtungen auf der Insel Cayenne	54	Salian, ein Vogel, der sehr schnell läuft	296
Ricin, Beschreibung der Raupen auf demselben	305	Salonio, Johann, wird von den Engländern gefangen	84
Riffaut, Reise desselben nach Brasilien	225	Salvegarde, eine Art von Schlangen	313
Rinder, ungeheure Menge derselben in Paraguay	124	Salzgrube, eine außerordentliche	373
Rio de la Sacha, Beschreibung dieser Stadt	384	Sangay, ein Feuer spendender Berg	33
Rio Negro, Beschreibung dieses Flusses	17	San Jago de Guadalucazar, Erbauung dieser Stadt	76
Rio de la Plata, Quelle und Lauf dieses Flusses 57. wenn er von den Spaniern entdeckt worden 58. Ursprung seines Namens 61. Beschreibung seiner Küste, bis nach Brasilien 105	57. 58. 61. 105	Sanson, mangelhafte Karte desselben von dem Amazonenflusse	25
Rio vermejo, sonderbare Kräfte seines Wassers 76. alte christliche Völkerschaften an demselben	81	Santa Fe, Anlegung dieser Stadt	81
Rival, heilsame Kräfte dieses Baumes	129	Sant Jago, Diego von, portugiesischer Missionar in Brasilien	159
Rizo, Thomas, dessen Nachkommenschaft in Paraguay	72	Santo Palo, eine Art von Cayac	129
Roble, eine Art Eichen	149	Santos, Beschreibung dieser Stadt 228. Unwissenheit ihrer Einwohner	228
Roche, de la, klägliches Schicksal desselben	170	Sarigoy, eine Art Wiesel	270
Rochen, Beschaffenheit der brasilianischen	279	Sarmiento, Juan, wird ermordet	3
Rocu, eine Art rother Farbe	224	Savannah, Anlegung dieser Stadt 633. ihr Fortgang	639
		Saynaer, eine Völkerschaft	927
		Schiff, ein genuesisches leidet Schiffbruch	72
		Schifferhölle, was die Seefahrer so nennen	60
		Schildkröten, auf dem Amazonenflusse 133. wie sie in Cayenne gefangen werden	367
		Schlangen, viele Arten derselben in Tucuman und Paraguay 125. und Brasilien 275. ob sie am Amazonenflusse kein Gift haben 135. eine sehr große Art in Brasilien	273
		D d d d 3	Schmau

# Register

Schmausereyen der Brasilianer von Menschenfleisch	248	Solano, Franciscus, Beschäftigungen desselben in Chaco 74. seine Weißagung	82	
Schmetterlinge, Beschreibung der sonderbarsten in Surinam	298	Soldatenschnecke, ob sie schädlich zu essen sey	118	
Schnarcher, oder Schnauber, eine Art Fische	280	Solimann de la Tierro, ein Kraut wider den Gift	130	
Schneebriken, der Einwohner auf der Hudsonsbay	655	Solis, Johann Diab von, entdeckt den Rio de la Plata zuerst	58	
Schonenburg, holländischer Präsident des brasilianischen Rathes, dessen Bericht an die Generalstaaten 191. wird gefangen gesetzt	192	Sonne, wird von den Floridanern angebethet	499	
Schouppe, ein holländischer General in Brasilien 191. wird gefangen gesetzt	192	Soto, Ferdinand von, erhält Erlaubniß, Florida zu erobern 395. es gehen viele mit ihm zu Schiffe 396. er scheitert beynah 397. Porcallo schlägt sich zu ihm 398. er begiebt sich nach Havana 398. läßt dem Unterkönige in Mexico sein Vorhaben melden 398. kömmt mit Ferdinand Ponce zu Havana zusammen. 399. läßt ihm seinen Schatz wegnehmen 399. giebt ihm aber denselben wieder 400. seine Ankunft in Floriada 401. wird vom Mucoso und seiner Mutter besucht 406. rüffet sich, weiter ins Land zu gehen 406. seine Händel mit dem Vitachuco 414. ff. der nicht zu gewinnen ist 417. Begebenheiten desselben in der Provinz Apalache 420. sein Abmarsch von da 433. durchzieht mehrere Provinzen 433. ff. hartes Gefecht desselben in Mauvila 450. 451. Meuterey einiger Soldaten gegen ihn 453. seine Händel mit dem Capaha 463. er machet Friede mit demselben 464. seine Begebenheiten in Anisco und Guachovia 474. ff. schicket sich zur Reise nach Mexico 477. sein Tod 477. und sein Leichenbegängniß	478	
Schweden hatten ehemals Neujersey im Besitze	606	Sousa, Thomas von, wird Generallstatthalter in Brasilien	158	
Schweine, wilde auf der Landenge	115	Spanier, Absicht derselben bey den Reisen auf dem Amazonenflusse 23. 24. ihre Schläfrigkeit, Cabots Entdeckungen weiter zu treiben	65. ihre Schwäche in Paraguay 82. ihr Abscheu vor der Arbeit 83. 84. Anschlag des spanischen Hofes wegen der magellanischen Küste 89. welcher fehl schlägt 100. sind mit den Portugiesen wegen der Gränzen von Brasilien nicht einig 155. leiden viel von den Mamelucken 321. verstärken sich in Guiana gegen die Engländer 345. ihre Unternehmung auf Florida 395. ff. ihre Goldbegierde 427. Begebenheiten derselben in verschiedenen Provinzen von Florida 433. 445. sonderlich in Mauvila 451. 452. viele sterben aus Mangel des Salzes 458. halten in Casquin ein	nen
Schwerdtfisch, Fischerey desselben in Cayenne	367	See-Dog oder Seehund, eine Gattung Fische	119	
Sclavenhandel, fliegendes Lager am Rio Negro zu Treibung desselben	42	Seeblase, ein sehr sonderbares Geschöpfe ihre Farbe und Gefahr sie anzugreifen	147	
Sco: assu, eine Art Hirsche	269	Seele, Begriffe der Floridaner davon, wo sie nach diesem Leben hinkomme	507. 508.	
Scorfonere, Nutzen dieser Wurzel	387	Seelenwanderung, Meynung der Indianer in Neustrankreich davon	699	
See der Caracaraer, Nachricht von demselben	235	Seelöwen, was dieses für Thiere sind	92	
Sea-Dog oder Seehund, eine Gattung Fische	119	Segamoren, wer in Neuengland so genante werde	582	
Seeblase, ein sehr sonderbares Geschöpfe ihre Farbe und Gefahr sie anzugreifen	147	Seidengras, was daraus gemachet werde	112	
Seele, Begriffe der Floridaner davon, wo sie nach diesem Leben hinkomme	507. 508.	Sensitiva, oder die empfindliche Pflanze	114	
Seelenwanderung, Meynung der Indianer in Neustrankreich davon	699	Shark, eine Art Fische, sonst Vielfraß genannt	119	
Seelöwen, was dieses für Thiere sind	92	Silvestre bringt dem Moscoso Befehl vom Soto	410	
Segamoren, wer in Neuengland so genante werde	582	Siripa, Cacique der Timbuesen, seine Leidenschaft und Grausamkeit gegen den Hurtado und dessen Gemahlinn	64	
Seidengras, was daraus gemachet werde	112	Slapertjes, oder Schläfer, Eigenschaften der Blätter dieser Pflanze	304	
Sensitiva, oder die empfindliche Pflanze	114	Slyptongen, was es für eine Pflanze sey	295	
Shark, eine Art Fische, sonst Vielfraß genannt	119	Smith, Johann, Reise desselben nach Virginien 516-519. seine Vitterschrift für die Prinzessin Pocahontas	522	
Silvestre bringt dem Moscoso Befehl vom Soto	410	Sodomsapfel, Beschreibung desselben	303	
Siripa, Cacique der Timbuesen, seine Leidenschaft und Grausamkeit gegen den Hurtado und dessen Gemahlinn	64			
Slapertjes, oder Schläfer, Eigenschaften der Blätter dieser Pflanze	304			
Slyptongen, was es für eine Pflanze sey	295			
Smith, Johann, Reise desselben nach Virginien 516-519. seine Vitterschrift für die Prinzessin Pocahontas	522			
Sodomsapfel, Beschreibung desselben	303			

## der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

nen Umgang Regen zu erbitten 461. lassen Salz suchen 466. sie machen welches 467. ihre Entschliesung nach des Soto Tode. 478. ihre Ankunft zu Auche 479. sie werden irre geführt und richten ihren Wegweiser hin 480. ihre Begebenheiten in der Kübhirten Provinz 480. 481. sie kehren nach Chucagua zurück 481. bemächtigen sich Uminoia 482. Verbindung einiger Caciquen gegen sie 483. sie bauen Brigantinen 486. machen Anstalten zu ihrer Einschiffung 488. schiffen sich wirklich ein 489. sechten mit den Indianern auf dem Wasser 490. Verwegenheit eines unter ihnen 491. ihre Ankunft in der See und ihr Gesecht mit den Indianern an der Küste 492. ihre fernere Schiffahrt 493. bis nach Mexico 495. ihre Ankunft zu Panuco und ihre Uneinigkeit 496. ihre Aufnahme in Mexico 496. sie gehen aus einander 497	<p style="text-align: center;">T.</p> <p>Taback, siehe Toback.</p> <p>Tabago, Insel, wird ohne Einwohner gefunden 351</p> <p>Tabararen, eine Völkerschaft 221</p> <p>Tabelle der Flüsse und Völkerschaften, deren Entdeckung sich Keymis zuschreibt 352. 353</p> <p>Tabruba, Wirkungen dieser Frucht 306</p> <p>Tacape, eine Art brasilianischer Waffen 248</p> <p>Taffia, eine Art Brandtwein von Zucker 360</p> <p>Tagarier, eine Völkerschaft 19</p> <p>Tahuas, eine Art Papegeye in Peru 136</p> <p>Tahuglanken, was es für ein Volk sey 701</p> <p>Tajaoba, eine Art Kohl 291</p> <p>Tajassu, eine Art Eber 269</p> <p>Taicüvioer, eine Völkerschaft 238</p> <p>Tamandua, ein sonderbares Thier 270</p> <p>Tamarinden, braune, auf der Landenge 112</p> <p>Tamovata, ein wohlschmeckender Fisch 283</p> <p>Tamutiata, ein wohlschmeckender Fisch 283</p> <p>Tangara, das Sonderbare dieses Vogels 278</p> <p>Taniarinen, eine Art kleiner Affen 134</p> <p>Tapajocoer, eine Völkerschaft 30. wie Maziel mit ihnen umgegangen 21</p> <p>Tapecüver, eine Völkerschaft 238</p> <p>Tapiger, eine Völkerschaft 73</p> <p>Tapigüirier, eine Völkerschaft 238</p> <p>Tapirussü, Beschreibung dieses Thieres 269</p> <p>Tapiti, ein brasilianisches Thier 270</p> <p>Tapüra, was es für ein Thier sey 134</p> <p>Tapüxenquier, eine Völkerschaft 239</p> <p>Tapuyaer, eine Völkerschaft 22. 221. verursachen den Portugiesen viel Böses 205. 209. verschiedene Linien derselben 237. 238. ihre Lebensart 238</p> <p>Taragüargaer, eine Völkerschaft 238</p> <p>Taturoqui, Tugenden dieser Pflanze 291</p> <p>Tarpon, Beschaffenheit dieses Fisches 119</p> <p>Tascaluzza, Aufführung dieses Cacique gegen die Spanier 447. 448</p> <p>Tataren, zwei Arten dieses sonderbaren Thieres 127</p> <p>Tatu, ein sonderbares Thier in Paraguay 130</p> <p>Eigenschaften desselben 270</p> <p>Tave, Beschaffenheit dieser Wohnplätze 223</p> <p>Tayom, eine nutzbare Pflanze und Wurzel 362</p> <p>Tempel, in welchen erstaunlich viele Perlen gefunden werden 442. 443. 502. der Sonne zu Apalache 500. Beschreibung des Begräbnistempels zu Salomeco 500. 501</p> <p>Texeira,</p>
Sperlinge entvölkern ein ganzes Land 131	
Sperlingskraut, ein sehr heilsames Kraut 125	
Spinnen, ungeheure in Surinam 301	
Sprache, welche die gemeinste in Brasilien ist 236. Beispiele von derselben 263. 264. imgleichen von der in Guiana 369. 370. und der Indianer in Neu York 605. auf der Hudsonsbay 659	
Spritzen von elastischem Harze 36	
St. Julian Bay und Hafen 96. Unsons Fruchtum wegen derselben 100. Schifferbeobachtungen davon 100	
St. Martha, Beschreibung dieser Statthalterschaft und Stadt gleiches Namens 385	
St. Paul, Ursprung dieser Republik, ihre Gesetze und Gebräuche 229. 356	
St. Paul, ein Stein, welcher den Schlangenbiß heilet 126	
Stachelschwein, Beschaffenheit desselben auf der Hudsonsbay 652	
Stinkerbay, Ursprung ihres Namens 689	
Strobel, Mattheias, seine Reise nach der magellanischen Küste 89. seine Entdeckungen 96 ff.	
Süglacürü, ein sonderbarer Wurm 136	
Sulpin, ein mit Stacheln versehener Fisch 120	
Summer, Georg, dessen Reise nach Virginien 516. er leidet Schiffbruch 519	
Surinam, Insecten und Pflanzen daselbst 297	
Suripchaguiner, eine Völkerschaft ohne Wanden 78	



# Register

Texeira, Pedro, dessen Bemühungen den Amazonenfluß hinauf zu fahren 5. seine Abreise 5. 7. kömmt nach Quito. 7. sezet eine Säule, und nimmt von dem Lande im Namen seines Königes Besitz	39	Tucanucoet, eine Völkerschaft	238
Thupa, ob es ein giftig Kraut sey	150	Tucuará, eine Art Schilfes	293
Thys, ein Holländer, bleibt in einem Treffen mit den Portugiesen	185	Tuin, eine kleine Art Papegeyen	277
Tiger, sehr grimme in Chaco 129. was ihnen zuwider sey 129. wie sie mit den Krokodilen kämpfen	133	Tuir, eine Art Papegeyen	277
Timbo, eine sonderbar nützliche Pflanze	292	Tula, Beschaffenheit der Einwohner dieser Provinz 467. ihr kloßer Name machet die Kinder zu fürchten	469
Timbuesen, eine Völkerschaft	62	Tämmimiver, eine Völkerschaft	237
Timitiver, eine Völkerschaft	323	Túpara, eine dem Gifte widerstehende Wurzel	327
Toback, Beschaffenheit desselben auf der Landenge 114. Art der Indianer, ihn zu rauchen 114. 115. Nutzen seiner Blätter wider den Gift 130. ist die Haupthandlung der Virgini-er 536 f. Abgabe davon	554	Tupinambaulte, sonst Topinambuer, eine Völkerschaft	165
Tocantiner, eine Völkerschaft	22	Túpinaquen, eine Völkerschaft	237. 241
Todte, sonderbares Merkmaal der Ehrerbietung für dieselben	324	Tupinkinsier, eine Völkerschaft	200
Toia, eine Gottheit der alten Floridaner	499	Túpioier, eine Völkerschaft	238
Toledo, Andreas von, seine Reise auf dem Amazonenflusse	5	Túpiquen, eine Völkerschaft	237
Toledo, Friedrich von, siehe Valdnesa.		Tyroqui, Tugenden dieser Pflanze	291
Toleuer Balsam, wo derselbe wachse	113	II.	
Tominejos, eine Art Solibri	279	Uagra, was es für ein Thier sey	134
Tomomymier, eine sehr wilde Völkerschaft, deren Städte	240	Uaiyanasser, eine Völkerschaft 240. sonderbare Gestalt derselben	241
Ton, eine Art beschwerlicher Insecten	275	Uarauarier, eine Völkerschaft	323
Tonatzulier, Vögel, die das Lob der Sonne singen sollen	500	Uariva, eine Art großer Affen	271
Tonu, eine sehr große Art Eidechsen	273	Ubiré, ein sonderbarer Fisch	281
Topanaer, eine Völkerschaft	14	Ucámari, ob diese Thiere Varen sind	134
Topiauari, ein Cacique, giebt Raleigh gute Nachrichten 328. 332. seine Verabredung mit ihm	333	Uetacaer, eine Völkerschaft	164. 243
Topinambuer, eine Völkerschaft 17. 264. verläßt ihr Vaterland 17. 225. ihre außerordentliche Gemüthsart 18. was sie den Portugiesen für Nachrichten gegeben 18. heißen sonst auch Tupinaben	237	Uhu, gekrönter, und großer weißer auf der Hudsonsbay	652 (2)
Torpedo, Eigenschaft dieses Fisches	133	Uizantan, eine Gattung brasilianischen Mehles	246 (2)
Trauer, der Floridaner um ihre Todten	507	Uiapassa, eine heilsame Wurzel	342
Trissago, ob es die heutige Viperina sey	130	Uienta, eine Speise der Brasilianer	291
Trochi, Joh. Baptista, dessen Nachkommen- schaft in Paraguay	72	Uite-Bokje, Beschreibung dieses Baumes	308
Trompeter, ein peruanischer Vogel	137	Uípu, heist im Brasilianischen eine gewisse Art Mehl	246 (2)
Tucan, ein sehr sonderbarer Vogel 137. Beschreibung desselben	138. 278	Umaer, eine Völkerschaft	713
		Unau, brasilianischer Name des Faulthieres	135
		Unkeuschheit, Villegagnons Geses wider dieselbe	168
		Unoperquen, eine Art Senetblätter	150
		Ura, eine sehr gesunde Art Seekrebse	282
		Uru, Beschreibung dieses Vogels	296
		Urizar, Estevan d', seine Reise nach Chaco	77
		Uuacuri, eine sonderbare Art Palmen	295
		Uyil, eine Art sonderbarer Schmetterlinge	298
		Uyra, ein ungeheurer Raubvogel	296

## der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

### V.

Valduesa, Friedrich von Toledo, Osorio, Marquis von, geht mit einer Flotte nach Brasilien 184. richtet aber wenig aus	185
Vanilleraupe, Beschreibung derselben	303
Vares, eine Art wilder Schweine	115
Varela, Diego, seine Reise nach der magellanischen Küste	89
Vaur, von, Reise desselben nach Brasilien	225
Vera, Domingo von, nimmt Besitz von Guiana	338. 339
Versteinerng, sonderbare einer Quelle	143
Vesputius, Americus, falsche Nachrichten desselben von Brasilien	157
Viatanen, eine Völkerschaft	236
Vielkrass, eine Art Fische	119
Vignolen, eine Art großer Seemuscheln	245
Villa Andrada, Jean D', wird vom Aguirre umgebracht	3
Villalobos, Vincent de los Reyes, will den Amazonenfluß befahren	4
Villegagnon, Nicolas Durand von, will eine Pflanzstadt in Brasilien anlegen 159. erbauet die Colignyschanze 165. wie er die Protestanten aufgenommen 165. 166. er stellet sich fromm 166. 167. führet öffentliche Bethstunden ein 167. ändert seine Aufführung 168 seine Streitigkeiten 169. wird der Grausamkeit beschuldigt 169. schicket die Protestanten wieder zurück 172. seine Verrätherey an ihnen 172. seine Rückkehr nach Frankreich und sein Tod	182
Viperina, ob es des Dioscorides Triffago sey	130
Vira-verda, eine Art Heliochrysum	150
Virginien, Ursprung dieses Namens 512. erste Niederlassung der Engländer daselbst 513 warum in Virginien eigentlich keine Stadt ist 530. Unruhen daselbst durch Karls des ersten Tod 533. bürgerlicher Krieg 534. Handlung dieser Colonie 536. Größe dieses Landes und Beschaffenheit seiner Küste 538. Eintheilung des Landes 539. allgemeine Beobachtung davon 546. andere Eintheilung von Virginien 549. wirklicher Zustand dieses Landes 549 Regierungsform 550. Gerechtfamen des Statthalters 550. sein Gehalt 551. Rath und dessen Vorrechte 551. allgemeine Versammlung 551. andere öffentliche Aemter 552. gewisse und öffentliche Einkünfte 553. Gerichte 555	
Allgem. Reisebeschr. XVI Band.	

Religion und Kirchensachen 555. 556. Soldatenwesen 557. Gesindeordnung 558. Bevölkerung 559. gemäsigte Lust 560. Beschwerden des Landes 561. Krankheiten 561. Beschaffenheit des Erdreiches 562. besondere Landpflanzen 564. Opfer 574. ihre Feste und Jahreszeiten 576. Münze 577. Zustand und Namen der indianischen Flecken	578
Vitachuco, Handel dieses Cacique mit den Spaniern 414. er will sie heimlich ermorden 415. wird aber selbst ergriffen 416. ist nicht zu gewinnen 417. neue Verrätherey desselben und Tod	418
Vogelpfeffer auf der Landenge	113
Völkerschaft, eine indianische, die eisernes Gewehr hatte 16. sehr viele wilde am Amazonenflusse 9. 10. alte christliche in Paraguay 81. andere, die sich nicht können kennen lernen 82. Nachricht von denen in Brasilien 235. ff. Nachricht von denen am Flusse Caroli 329. von vielen in Guiana 356. sonderlich auf der Küste desselben 368. f. vieler in Neu-Andalusien	379
Volverene, ein sonderbares Thier auf der Hudsonsbay	653
Vyolos, eine sonderbare Art Vögel	149

### W.

Wachs, grünes, aus Beeren gemacht 567. 718	
Waden, Nachricht von einem Volke, das keine hat	78
Waffen der Indianer am Amazonenflusse 10. der Floridaner	506
Wahrsager der Indianer am Amazonenflusse stehen in großem Ansehen 11. 12. der Brasilianer	242. 255
Waldratten, die ihre Zungen tragen	312
Wanotra, ein Thier, das Bezoarsteine trägt	129
Wardenburg, Dietrich von, nimmt Olinda in Brasilien weg	184
Wasser, das man allezeit auf einem gewissen Baume findet	288
Wasserfall, großer bey Niagara	683
Wasserhosen, ihre Beschaffenheit	93
Wassermutter, eine ungeheure Schlange	135
Wassersalamander, Beschreibung desselben	145
Wasserscorpion, Beschreibung desselben	309
Wasserstürze, Nachricht von verschiedenen	679

# Register der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

<p>Weiber der Einwohner in Chaco 80. Beschaffenheit derselben 80. Beschäftigungen der brasilianischen 260</p> <p>Wein, Beschaffenheit desselben in Chili 147. in Peru 125. in Virginien 565</p> <p>Weinstöcke, Beobachtungen wegen derselben in Virginien 565. und in Neu-Frankreich 681</p> <p>Weintrauben, Beschaffenheit der surinamischen 304</p> <p>Werkzeuge der Indianer am Amazonasflusse 10 auf der Hudsonsbay 655</p> <p>Wespennest, Beschreibung eines surinamischen 308</p> <p>Whebehasu, ein Baum mit Kohl ähnlichen Blättern 290</p> <p>White, Johann, dessen Reise nach Virginien 514</p> <p>Wiedervergeltungsrecht, beobachten die Brasilianer sorgfältig 260</p> <p>Witirier, eine Völkerschaft 327</p> <p>Willekens, Jacob, bemühiget die portugiesischen Küsten 183. seine Unternehmungen und Eroberungen in Brasilien 183</p> <p>Williamburg, Beschreibung dieser Stadt 541</p> <p>Winde, sehr ungestüme in Chaco 75</p> <p>Wisoccan, ein dumm machender Trank 575</p> <p>Würfel, ein crySTALLENER wird in Virginien verehret 577</p> <p>Wärmer, schädliche in den Flüssen von Virginien 530</p> <p>Wurzeln in Virginien, die zum Färben dienen 567. die heilsame Kräfte besitzen 568</p> <p>Wyat, Statthalter in Virginien, dessen schlechte Verwaltung 527. verdrießliche Folgen davon 528</p>	<p style="text-align: center;">N.</p> <p>Vacu-Mama, eine ungeheure Schlange 135</p> <p>Vameoer, eine wilde Völkerschaft 34. 134. ihre Sprache 34. und Jagdgewehr 35</p> <p>Vapu, eine Art Papegeye 277</p> <p>Varamacará, eine ungeheure Pflanze 296</p> <p>Vardly, Statthalter in Virginien, dessen Nachlässigkeit 325</p> <p>Vasuer, eine Völkerschaft 709</p> <p>Verva de Palos, eine Art des Paraguaykrautes 122</p> <p>Verva de Urina, Kräfte dieses Krautes 76</p> <p>Retin, sind mit den Mosquiten einerley 275</p> <p>Vncae in Guiana, Anmerkungen über dieselben 337</p> <p>Vorimaurer, eine Völkerschaft 15</p> <p>Vpupiapra, Beschreibung dieses Meerwunders 281</p> <p>Vquitoer, eine Völkerschaft 12</p> <p>Vri, eine Art Palmbäume 286</p> <p>Ruma-Guacier, eine Völkerschaft 13</p> <p>Vurimoer, eine Völkerschaft 14</p> <p>Varusnier, eine Völkerschaft 18</p>
<p style="margin: 0;">Z.</p>	
<p style="text-align: center;">X.</p> <p>Xibatoer, eine Völkerschaft 30</p>	<p>Zapotaer, eine Völkerschaft 12</p> <p>Zarato, Juan Ortiz von, stellet Buenos Ayres wieder her 83</p> <p>Zauberey der Indianer in Virginien 573. 574</p> <p>Zasiguemeju, ein Thier, dessen Haut sehr beliebt ist 284</p> <p>Zeunaer, eine Völkerschaft 13</p> <p>Zeyba, ein sehr merkwürdiger Baum 392</p> <p>Ziaer, eine Völkerschaft 14</p> <p>Zimmet, unächter, auf der Landenge 112</p> <p>Zorillo, ein stinkendes Thier in Chaco 130</p> <p>Zuckermühlen häufige in Brasilien 210</p> <p>Zuckerrohr, dessen Gebrauch auf der amerikanischen Landenge 110</p> <p>Zurinaer, eine geschickte Völkerschaft 16</p> <p>Zursack, was dieses für eine Frucht sey 298</p>

Ende des sechzehnten Theiles.

Leipzig,

gedruckt bey Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, 1758.









